Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart



XVII 7.

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Band VII

Oktober 1904 bis März 1905



BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1905

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Dichtungen.

Literatur.

Biographisches.

Musik und Kunst.

Staats- und Völkerleben.

Religion, Ethik und Erziehung.

Deutschtum im Auslande.

Koloniales.

Heer und Flotte.

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Naturwissenschaft.



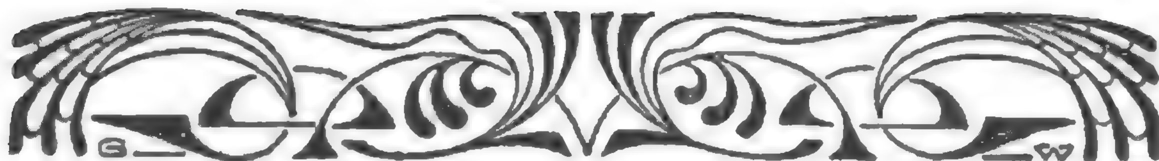
Literarische Rundschau.



Verzeichnis der Mitarbeiter am siebenten Bande der Deutschen Monatsschrift.

Seite





Du bist ein atmend Blatt am Daseinsbaume,
So du der Menschheit lebst mit deiner Kraft,
Und lebst unsterblich wie die Menschheit selbst;
Du bist ein losgelöstes Blatt im Winde,
Verflatternd und verwehend, so du nur
Dir selber lebst im dumpfen Sinnentriebe.

* * *

O, schwächlich Hin- und Wiederschwanken!
O, eitle Götzendienerei!
Seid deutsch in Fühlen und Gedanken,
Und ihr seid groß und stark und frei!

* * *

Ein Tor nur hadert mit der Gegenwart!
Auch sie ist Gottes und sie hat ihr Recht,
Und eine Sendung zur Vollendung ward
Jedweder Zeit und jeglichem Geschlecht.

Julius Lohmeyer †.
Zum 6. Oktober, dem siebzigsten Geburtstage
des Verewigten.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

I.

Ein so heißer Landsgemeindesonntag ist nie erhört worden: der erste Sonntag im Mai und im Tal die Glut eines Julitages! Mehlweiß liegt die Landstraße, die von Altburg nach Seewlen hinunter führt, zwischen den Matten. Fuhrwerke und Fußgänger haben ihren Staub aufgewirbelt und die Wolken sich seitwärts nach rechts und nach links geschlagen, weit hinein sind die Matten gepudert. Gräser liegen zerdrückt und wie zertreten, Blätter hängen an den Stengeln, schlaff, mit der Staubkruste beklebt. Selbst, wo das Grün der Wiese unberührt blieb, liegt etwas Glasiges über ihr. Die Sonne sengt, und rings ist keine Ahnung eines Wassers, trotzdem der See nicht fern ist und drüben, freilich zwischen Uferbüschen versteckt, der Fluß ihm zuzieht.

An einer Biegung der Straße stehen zwei Häuser, ziemlich in der Mitte zwischen dem Hauptort Altburg und dem Seedorf Seewlen. Eine Viertelstunde herwärts und eine hinzu sind keine andere Gebäude. So ist es ohnehin still um die beiden; aber heute stehen sie tot in der Sonne. Die ist stark über Mittag hinaus, wirft aber ein dichtes Büschel Strahlen stechend auf jedes der zwei Dächer und an jede der beiden ihr zugekehrten Frontwände. Lichtpfeil an Lichtpfeil steht wie mit geknickter Spitze auf grauen Dachschindeln und weißem Mauermörtel. Über die heiße Talebene wölbt sich der Himmel und hat keine Wolke, schwer und wie innerlich brennend läßt er das Blau seines Mantels hinter die langen Bergketten hinabfallen, die im Osten und Westen das Tal begrenzen. Um den Wald, der aus den Matten an die Westbergwand hinaufsteigt, weht kein Luftzug, das helle Neugrün der Tannen glänzt, ein breites Lichtband ist über die stillen Wipfel bis hinauf an das rote Steinwerk der Felskuppen gelegt.

Am Püntinerhaus, einem der beiden Gebäude an der Seewlenerstraße, stößt die Elisabeth Püntiner den Rollstuhl der Mutter aus dem Flur des Erdgeschosses ins Freie. In dem weiten toten Bilde der Landschaft ist die Bewegung, die sich an dem Hause vollzieht, eine verschwindende, am Ort selbst aber liegt etwas Seltsames in dem Heraustreten der beiden Menschen in den heißen Tag. Das Püntinerhaus ist dasjenige, das näher an Altburg liegt, ein Garten trennt es von dem Nachbargebäude, das mit ihm an die gleiche Straßenseite gebaut ist. Das großmächtige Schindeldach, welches das Haus und den hinten angebauten Stall überdeckt, wirft einen Schatten über die grünen geschlossenen Fensterladen, die weißgetünchte Mauer und einen schmalen Streifen mit zerstampftem, kümmerlichen Gras bewachsenen Vorraums zwischen Haus und Straße. Auf diesen Streifen dicht neben die Haustür schiebt Elisabeth Püntiner die gichtlahme Mutter; denn diese kann Sonne und Hitze brauchen und hat alle sonnigen Sonntage da ihren Platz, seit sie, wie sie sagt, zu nichts mehr nutz ist. Die Püntinerin ist das Haupt der Familie. Ein wackliges Haupt, würde sie lächeln. Der Ratsherr, ihr Mann, ist tot; das ist jetzt schon fünfzehn Jahre her. Die Püntinerin ist selber schon sechzig.

„Sie sind fertig mit gemeinden," sagt Elisabeth zur Mutter, „da kommen schon Leute".

Ganz fern, wo die Häuser von Altburg an einem Haufen liegen und die weiße Straße sich diesem entwindet, werden schwarze Punkte sichtbar, die zu nahenden Menschen wachsen.

„Siehst schon?“ frägt die Püntinerin. Sie neigt sich in ihrem Rollstuhl vor und hält die verkrüppelte, knüppelbedeckte Hand über die Augen. Als ob sie sehen könnte! Ihr Blick ist lange nicht mehr hell genug, ihre Augen sind eingesunken und entzündet; sie reichen nicht in die Ferne. Aber dennoch fährt es aus dem kleinen tief in Falten liegenden Stern manchmal noch wie ein scharfer Blitz. Dabei hat, wer das sieht, nicht so sehr die Empfindung, daß die Püntinerin scharf sehe, als vielmehr das Gefühl, daß etwas noch frisch und rasch in ihr sei. Das ist es auch: nach außen hat die Alte trübe Augen, nach innen sieht sie scharf und gut; mancher zu Altburg staunt, wie hell es noch immer in ihr ist.

„Ein paar von Seewlen,“ sagt jetzt die Elisabeth, die auf der Türschwelle steht und noch immer nach denen Ausschau hält, die sich von Altburg her nähern. „Eine Masse Menschen muß es heute im Ringe gehabt haben.“ Die Fünfzehnjährige streckt die hochaufgeschossene noch kindisch eckige Gestalt, und in ihr Gesicht mit den runden schön rotapfelfarbenen Wangen und der kleinen zierlichen Nase springt ein aus Verlangen und Bedauern gemischter Ausdruck. Sie ist ungern zu Hause geblieben.

„Und auch nicht recht ist es, daß eines statt dessen die Mutter hüten muß,“ lacht die lahme Frau. Sie will dem Mädchen nicht weh tun, spöttelt und scherzt nur; aber die Elisabeth wird dunkelrot. In ihren großen blauen Augen leuchtet ein schneller Schreck. „Nein,“ sagt sie und dann: „Sagt das dem Vincenz nicht, Mutter, daß ich das gesagt habe.“

Sie streicht mit der Hand eine braune Haarsträhne aus der hellen Stirn, wirft noch einen Blick an der Landstraße hinauf und verschwindet im Haus.

Die Püntinerin lächelt. Sähe einer zu, so müßte das langsame Stillwerden des Lächelns in dem alten Gesicht ihm auffallen. Während es dauert, schwindet und erlischt, ist es, als spräche die Alte mit sich selber, und sie sagt doch kein Wort. Es liegt nur in dem Lachen: Ja, ja, das weiß ich doch alles, wie das ist mit dem jungen Volk! Das versteh ich doch alles, wie das Vergnügen es lockt! Und unrecht wäre es, wenn es anders wäre! Dann stützt die Frau einen Ellbogen auf die Wagenlehne und legt das knochige Kinn auf die verzogene Faust. So sitzt sie und staunt die Straße hinauf. Das Lächeln ist verschwunden, aber eine Weile ist es noch, als ob irgendwo sein Widerschein ginge. Dann wird der Blick ernst. Vielleicht denkt die Püntinerin jetzt an den Vincenz, dem sie es nicht sagen soll.

Der grelle Sonnenschein brennt noch auf die Straße. Die zusammengekauerte Gestalt der Püntinerin, obgleich sie im Schatten sitzt, ist von einer so scharfen Lichtwirkung getroffen, daß sie sich in ihrem schwarzen Kleid wie ein ausgehauenes Bild von der Hausmauer abhebt. Vor allem ist der kleine Kopf wie gemeißelt. Ein farbiges Tuch ist, den Zipfel nach hinten hängend und unterm Kinn verknüpft über den Hinterkopf gelegt. Unter ihm ist die braune, glatte, gerade Stirn noch sichtbar. Das ganze schmale, faltige Gesicht, das scharfe Züge hat, trägt die gleiche braune Farbe wie die Stirn, es ist ein Braun, das fast einen gelblichen Kupferton hat. Zwei dicke weiße Haarsträhne fallen unter dem Tuche hervor und hängen an den beiden Wangen herab. Sie und die schneeweißen Brauen sind wie mit Zinkfarbe in und um das scharfe Braun gemalt.

Unterdessen nähern sich die Leute, die die Elisabeth entdeckt hat. Sie tauchen in den Gesichtskreis der Püntinerin, vier Bauern im Feiertagsstaat, der eine im buntbestickten Älplerhemd, die andern im dunkeln Schafwoll-Gewand. Schwerfällig kommen sie dahergeschoben. Wo der schwere Schuh die Straße tritt, spritzt der Staub nach allen Seiten, kleine Räuchlein steigen an die ungelenken Beine. Die Oberkörper schieben sich ruckweise nach vorn nach dem Takte der aufstampfenden Schuhe; etwas mühsames liegt in dem Gang der Männer, zugleich aber etwas freies, zähes, aus dem einer raten könnte, daß die an dem Boden hängen, den sie so breit und sicher beschreiten. Die Männer, als sie an das Püntinerhaus kommen, rücken die Hüte und grüßen: „Gut Tag". Der der Püntinerin zunächst gehende, ein junger Mensch, meint noch etwas hinzufügen zu müssen. „Es ist heiß heute" sagt er und geht vorüber.

„Ist viel Volk gewesen am Ring?" frägt die Püntinerin hinter den Davongehenden her.

„Mächtig viel," antwortet ein anderer von den vieren, ein alter Mann, mit einem rasierten Gesicht, großem freundlich grinsendem Mund und linkischem Wesen. „Ja, ja, mächtig viel" wiederholt er. Dabei bleibt er ein paar Schritt hinter den Gefährten zurück. „Sie haben ihn dann genommen, Euren Vincenz", sagt er wieder und verzieht sein Gesicht zu einem breiten Lachen.

Die andern sind jetzt wie er, stehen geblieben. Auch auf ihren Gesichtern steht ein breiter Ausdruck der Vergnügtheit.

„Was? Wie genommen?" frägt die Püntinerin.

„In den Landrat haben sie ihn gewählt," berichtet schmunzelnd der alte Bauer.

„Das hätten sie bleiben lassen können," gibt die Püntinerin wie mit leisem Ärger zurück, „er hat sonst genug Arbeit".

Einer der jungen Männer meint: „Man muß die Leute nehmen, die man brauchen kann im Rat".

„Einmal an den Rechten sind sie gekommen", fügt ein zweiter hinzu.

Der Alte schmunzelt: „Ja, beim Eid, haben sie den Rechten, und das haben sie".

„Ja, ja" nickt die Püntinerin. Man weiß nicht, hat sie das „ja, ja" zu den Bauern oder zu sich selber gesagt; denn sie scheint voller Gedanken und der Männer kaum mehr acht.

„So ade", grüßt einer von diesen. „Ade" klingt das Echo der andern. Damit stampfen sie davon.

Die Püntinerin hat ihren Gruß erwidert. Dann sinkt sie in die Stellung zurück, die sie vorher inne gehabt. Die Nachricht macht ihr zu schaffen. Ein Häuflein schweres Leben, sitzt sie in ihrem Stuhl, und sinnt vor sich hin, nicht trübselig und kopfhängerisch, aber mit bitterernstem Gesicht wie eine, die weiß, daß im Leben wenig Spaß ist. Als die Elisabeth nach einer Weile in die Haustür tritt, um einen Blick nach ihr zu werfen, merkt sie ihr Kommen und sagt: „Du, in den Rat haben sie ihn gewählt, den Vincenz."

Das Mädchen errötet in Freude und Eifer. „Den Vincenz?" entfährt es ihr und dann fügt sie langsam und sinnend hinzu: „Es ist nicht zum Wundern." Das Letztere ist im gleichen heimlich scheuen Ton gesagt, wie vor einer Weile das: „Sagt das dem Vincenz nicht!"

Beide schweigen nachher; es ist sonderbar wie das, was sie von dem Vincenz erfahren, ihre Gedanken so beschäftigt, daß sie das Sprechen vergessen. Die Elisabeth dreht sich wieder und geht ins Haus. Die Alte sitzt, und unmerklich wächst der Schatten, in dem ihr Stuhl steht. Unmerklich kann auch neues Volk über sie kommen, das von Altburg her den Weg nach Seewlen tut.

Ein einzelner Mann geht vorüber, grüßt und heimst den stillen Gegengruß des lahmen Weibes ein.

Eine Weile darauf tauchen zwei Frauen auf. Auch von denen fragt eine im Vorbeigehen: „Habt Ihr es gehört von dem Vincenz?"

„Ja, ja" sagt die Püntinerin.

Die Weiber nicken zurück; auch in dem Nicken liegt es: Heute ist es einmal recht gegangen.

Die Freude der Leute ist so offenkundig, daß sie der Püntinerin zu Herzen geht. Ihr Oberkörper streckt sich. Ein heimlicher Stolz gibt ihr

Kraft, sich gerade zu halten. Noch im sich Aufrichten sieht sie den Arnold, ihren Jüngsten, die Straße daherkommen.

Er geht rasch mit breit ausziehenden Schritten, erblickt die Mutter von weitem, und obschon er wissen muß, daß sie sein Gesicht nicht erkennen kann, lacht er wie einer der sagen will: Weißt es schon, du? Jetzt kommt er heran, ein fester, gesunder Mensch. Er trägt einen knapp sitzenden hellen Anzug und hat in seinem Gang etwas Leichtes, Federndes, in seinen Bewegungen weniger Eckigkeit als die Bauern sonst. Dafür ist er Leutnant und geht mit den Herrensöhnen von Altburg um, in deren Gesellschaft seine Umgangsformen sich abschleifen.

„Haha, da werdet Ihr aufhorchen, Mutter“, lacht er, noch ein paar Schritte von der Püntinerin entfernt. Dabei nimmt er den runden schwarzen Filz von dem dichten krausen Blondhaar und trocknet sich mit seinem Sacktuch die Stirn von darauf perlenden Schweißtropfen.

„Kommst lang zu spät“, scherzt die Mutter, „ich weiß schon Bescheid“.

Er setzt sich kurzerhand auf die Türschwelle, öffnet den Hemdkragen und trocknet eifrig Hals und Gesicht. „Ein solches Mehr hat nicht bald einer gehabt an der Landsgemeinde“, erzählt er indessen. Aus seinem heißen Gesicht leuchten die großen blauen Augen. Das helle, bartlose hat einen Zug von Gutmütigkeit und Offenheit. Wäre seine Haut nicht rauh, sein Knochenbau weniger stark, möchte es einem Mädchen wohl anstehen und hübsch heißen.

„Wie ist es gegangen?“ frägt seine Mutter ruhig.

„Was weiß ich“, berichtet der Arnold. „Vorgeschlagen haben sie ihn. Auf einmal schiebt er sich von hinten her durch die Menge. Gleichmütig tritt er aus der Lücke, als ob er schon einmal Landammann gewesen wäre. Dann nimmt er den Hut ab und redet, mir nichts, dir nichts, gerade so wie er dahier in der Stube redet. Was ihnen einfalle, von der Straße weg einen in den Rat zu wählen! Aber nichts geholfen hat es ihm. Den Wald von Händen hättet Ihr sehen sollen, Mutter!“

Die Püntinerin sperrt die Augen auf. Vor Leid flennt sie nicht mehr; soviel Augenwasser aber hat sie noch übrig, daß es ihr jetzt in den Blick springt, da sie das vom Vincenz hört, das von der Ehre, die sie ihm angetan haben!

„Er wird wohl bald kommen“, meint sie darauf.

Der Arnold ist aufgestanden. „Ja“, gibt er zurück. „Es ist mir zu heiß, da außen“, fügt er hinzu.

„Nimm mich mit“, sagt die Alte, als er Miene macht, ins Haus zu treten.

Der vierundzwanzigjährige kräftige Mensch faßt den Wagen an der Stoßlehne und dreht ihn gefährlich schnell um, sodaß die Lahme völlig schwankt darin.

„Langsam, langsam", schmält sie.

„Freude hab ich bei Gott, Mutter", lacht er und stößt sie ins Haus.

In der niedern Stube, die mit den langen Fensterreihen zweier Wände auf Matte und Gartenland und weiterhin gegen Altburg hinauf sieht, sitzen nachher der Arnold, die Püntinerin und die Elisabeth beisammen und warten auf den neuen Landrat, den Vincenz. Sie sitzen um den runden Tisch, über dem, noch unangezündet, die Lampe an der getäfelten Diele hängt, der Arnold in Hemdärmeln, eine Zeitung vor sich, die Elisabeth in einem Buche blätternd, die Püntinerin müßig und in Gedanken.

Die Stube ist sauber. Auf der Kommode, dem Lederkanapee und dem Polsterstuhl liegen gehäckelte, weiße Decken, das übrige Gerät, Stabellen und Tisch, ist alles schlicht und stark zum Gebrauch wie in andern Bauernstuben.

Draußen hat die brennende Sonne ihren Weiterweg getan.

Als einmal während des Lesens und Wartens die Elisabeth aufsteht und einen Fensterflügel öffnet, weht ein leiser Luftzug herein, dem die Talhitze nicht alle Gletscherkühle genommen hat. Das Licht in der Stube ist ruhig, nicht mehr grell wie am vollen Tag, sondern rein und sacht und feierlich. Schon geht aber ein Dunkeln in den Ecken an, als auf der Straße, am Vorplatz und dann im Flur die schweren Tritte desjenigen laut werden, auf den die Püntinerin, der Arnold und die Elisabeth warten.

„Er kommt", sagt die Elisabeth.

„Ja, das ist er", sagt der Arnold. Beide rühren sich nicht von ihren Sitzen, beide neigen sich wieder über Zeitung und Buch, auch die Püntinerin tut nicht dergleichen, als ob sie gewartet hätte; es ist nicht Art da herum, zu verraten, wo einer sich freut oder wartet.

Jetzt geht die Tür.

„Guten Abend", sagt der Vincenz.

„Guten Abend", grüßen die drei. Kaum daß sie aufsehen.

Der Vincenz legt seinen Hut am Fenster nieder. Während er das tut, hält seine schwere, breite Gestalt zum guten Teil das Licht vom Tisch ab, wo die andern sitzen. Er läßt sich dann nieder und sieht die Mutter an, die ihm doch mit den Augen heimlich gefolgt ist. Er lacht. „Ihr werdet es schon wissen", sagt er. Das Lachen ist so flüchtig, daß nachher keiner weiß, ob es in seinem vollen, starken Gesicht gewesen ist.

„Ich wünsche Euch Glück, Ratsherr“, sagt die Püntinerin fröhlich.

„Von Glück wollen wir nicht reden“, meint er. Dabei legt er die Ellbogen auf die Knie und beugt den stierstarken Rücken vornüber. So sitzt er eine Weile, den Boden anstaunend. „Eigentlich habe ich denken können, daß es kommen wird“, sagt er nachher.

„Hast ihnen schon genug Dienste geleistet, meine ich“, wirft der Arnold ein, der wie die Elisabeth zu lesen aufgehört hat und nach dem Bruder hinsieht.

Der zuckt die Schultern. „Bah“, sagt er still und ohne Wesen, „die paar Waisengelder verwaltet und das Bruderschaftsgut, das hätte ein anderer auch können.“ Plötzlich ändert er den Ton. „Hast gehirtet?“ fragt er den Bruder. Er hat eine tiefe starke Stimme. Während er so halb vor sich hingemurrt hat, ist das nicht aufgefallen. Jetzt tönt die letzte Frage laut und kurz in die Stube; es kann einer an den zwei Worten merken, wer im Püntinerhaus Meister ist.

Der Arnold steht gleich auf. „Gerade jetzt will ich hinüber“, sagt er und geht hinaus.

Die Elisabeth hat bisher stumm dagesessen. Sie hat noch nicht darein zu reden, wenn die Alten sprechen. Jetzt ist es, als hätte der Vincenz auch sie gemahnt. Sie erhebt sich und folgt dem Arnold. Sie hören sie nachher in der Küche hantieren.

Der Vincenz, als die Jungen fort sind, zieht den Rock aus und setzt sich auf das Sopha, wo der Arnold gesessen hat. Da dehnt er sich. Seine dicken Armmuskeln lassen die Hemdärmel krachen, als er das tut, seine Brust wölbt sich mächtig. Er gähnt und reibt sich die Augen. „Mehr trinken muß einer, als gut ist, bei solchem Anlaß“, sagt er.

Die Püntinerin, die das Buch der Elisabeth aufgenommen hat und darin blättert, kann sehen, daß er bleich und doch heiß im Gesicht ist, seine dunkeln, etwas hervorquellenden und von schweren Hautsäcken unterhangenen Augen glänzen. Er lehnt den Hinterkopf, an dem sich die schwarzen Haare lichten, an die Wand und schließt die Lider. Die Hände in die Hosentaschen gestopft, die Beine vorgestreckt, sitzt er in fast liegender Stellung da. Er scheint müde.

Die Püntinerin betrachtet ihn schweigend. Eine ganze Weile schon, ehe er selber in die Stube getreten ist, hat sie ihn in Gedanken vor sich gehabt: Schwer, mit dem sonderbaren Gesicht, Mund, Nase, Kinn, alles breit und groß, vor allem aber die Stirn völlig mächtig und nach hinten gewölbt! Der Stirn und des kurzen, aber buschigen, dichten Schnurrbartes wegen, hat ihm einer den Übernamen „der Bismarck“ angehängt. Nur, —

an dem Vincenz haftet ein Übername nicht! Der ist zu ernsthaft, als daß ihn einer im Scherz nennte.

Die Püntinerin schaut ihn an. Wie der Vincenz mag der Vorfahr von Gestalt gewesen sein, der „Riesenpüntiner", der wilde Kriegsmann, den sie anno 1515 bei Marignano erschlagen haben!

Er rührt sich jetzt und begegnet ihrem Blicke mit Augen, aus denen er gewaltsam den Schlaf wegzwingt. „Jetzt weißt ich es wieder", sagt er: „Vor dem Trinken muß ich mich in Acht nehmen. Da wäre ich bald darin, meine ich." Er steht auf, reckt sich und geht in der Stube auf und ab, seiner Schritte völlig mächtig, nur sichtlich ein Unbehagen, eine Unklarheit niederzwingend.

Die Püntinerin lächelt. „Wegen dir ist mir nicht Angst," sagt sie und lacht wieder. Der da und trinken! Haha, einer wie der!

II.

Der Vincenz Püntiner steht seit fünfzehn Jahren, seit seinem zweiundzwanzigsten an Vaters Statt. Damals ist der Ratsherr Balz Püntiner gestorben, von einer großen Familie, acht meist noch unerzogenen Kindern weg. Zwei Jahre war er lahm und arbeitsunfähig. So kam der Vincenz früh in die Leitung des Anwesens. Das ist nicht klein; schon die halben Matten zwischen Altburg und Seewlen gehören dazu, weit mehr Landbesitz aber liegt dem Püntiner im Schachental. Ganze Berge gehören ihm da und er ist doch kein just reicher Mann; denn das Land hat keinen Wert, falls er es verkaufen wollte. Weil er es aber behält, bringt es Mühe und Arbeit und Unkosten.

„Jetzt stell' dich, Vincenz," sagte der Ratsherr, sein Vater zu ihm, als ihn der erste Schlaganfall gelähmt hatte, „die Mutter muß sich wehren, wenn sie mit euch allen durchkommen will; also wirst wissen, wie du zu ihr stehen mußt."

Wenn er es nicht wußte, der Vincenz, konnte er es lernen. In dem Maße, als er sich einarbeitete, spannte er sich auch selbst ins Joch einer Pflicht, die ihm wenig freie Augenblicke ließ. Er war acht Jahre älter als das älteste seiner übrigen Geschwister. Der Vater hatte es gut gehabt; zu seinen Lebzeiten waren die sieben jüngeren Kinder noch alle schulpflichtig oder ganz klein; während des Vincenz Regiment wuchsen sie heran, die Buben wollten auswärts besser geschult und auf eigene Füße gestellt sein, taten Militärdienst und brauchten Geld, auch die Mädchen kosteten, als sie älter wurden, mehr als gut für der Mutter Geldsack war. Aus dem Land mußte alles kommen, und der Vincenz, dem die

Bewirtschaftung oblag, mußte sehen, wie er es herausbekam. Jetzt nach all den Jahren und während er selber aus der Jugend in die hohen Mannesjahre hinaufgewachsen ist, kann er sagen, was das Mühe und rastlose Arbeit gekostet hat. Auch die Püntinerin kann davon sagen. Sie weiß: ohne den Vincenz hätte sie es nicht durchgeschleppt, und sie weiß, daß der sich jetzt erst allmählich darauf besinnen kann, daß er nicht nur für andere, daß er auch für sich auf der Welt ist. Jetzt! Denn mit vergangenem Herbst hat die zweitletzte Schwester ins Luzerngebiet hinübergeheiratet und sind nur noch der Arnold und die Elisabeth zurückgeblieben. Alle hat er so nach und nach versorgt, der Vincenz. Daß ihm keiner das Verdienst schmälere! Einen eigenen Stolz hat er dareingesetzt, jedem der Geschwister, wie er sagt, den Stecken in die Hand zu geben. So sitzt der eine Bruder auf der guten Säge in Altburg, ein anderer hat ein Gasthaus im Oberland und ein sorgenfreies Leben, Fuhrhalter in Oberalpen ist der dritte, und zwei Schwestern haben brave und habliche Männer bekommen. Eine schwere Hand hat er freilich über allen gehabt, selbst über der Mutter. Schon bald nach des Vaters Tod kehrte er das Meisterwesen heraus.

So ist des Vincenz Leben gewesen, und so ist es gekommen, daß bisher alle Geschwister Zeit gehabt haben, sich außer dem Hause, selbst ein bißchen in der Welt herum umzusehen, nur er nicht. Sein Weg ist vom Haus auf die Matten, von den Matten in den Schachentaler Berg, von da wieder heim. In letzter Zeit hat er auch manchmal in Altburg zu tun gehabt, auf der Sparkasse, auch sonstwo; denn sie haben ihm Waisenvater- und andere Beschwerden aufgeladen, zu denen sie im Land wie überall nur die Rechtlichsten und Ernsthaftesten brauchen können.

Zum Püntinerbesitz gehört auch das Nachbarhaus, das jenseits des Gartens auf der gleichen Straßenseite liegt, kahl und groß und ohne Fensterladen ist wie eine Kaserne. Vor Jahren, als die Eisenbahn gebaut wurde, die drüben den Fluß entlang hinauffährt in die Berge, hat das Haus als Unterkunft für die Erdarbeiter gedient. Nach der Bauzeit erstand es der Ratsherr Püntiner um ein Billiges, kaufte es, damit ihm keine Nachbarschaft mehr komme, wie die der welschen Arbeiter gewesen und die ihm nicht paßte. Alle die Jahre nun hat es leer gestanden. Jetzt soll es Mieter bekommen. Der de Felice will einziehen, der Granitsteinbruchbesitzer, der einen Bruch oben in Steg hat, aber gern in der Nähe von Seewlen wohnt, weil er viel Granit auf Schiffen verfrachtet. Der Welsche ist an ein großes kahles Haus gewöhnt. Ehe er sich zum Eigentümer der Steinbrüche aufgeschwungen, hat er mit eigener Hand

Hammer und Meißel geführt und mit einem Haufen Kameraden in schlechteren Baracken gewohnt, als die, die er dem Vincenz Püntiner abgemietet hat. Der hat übrigens das Haus in Stand setzen lassen, so daß es sich sehen lassen kann. Die Scheiben sind ganz und rein, ein paar Fußböden und eine Treppe hat er ersetzen lassen, die Wände und die Außenmauern sind frisch getüncht worden. Kahl ist das Haus freilich noch immer und groß für die paar Menschen, die hineinziehen wollen. Der Vincenz kennt aber den Felice. Er ist ein gesetzter, tüchtiger achtbarer Mensch, was soll er ihm also das Haus nicht billig überlassen statt es leer stehen zu lassen.

Heute — es ist Montag und acht Tage nach der Landsgemeinde — soll der Einzug der Mieter sein.

Die Elisabeth ist in Aufregung. Den ganzen Morgen schon blickt sie die Straße nach Altburg hinauf, aus welcher Richtung der Wagen des Felice kommen soll. Auch die Püntinerin läßt sich ans Fenster schieben und meint einmal: „Auf seine Frau bin ich neugierig, dem Felice seine!"

„Sie ist keine Welsche," sagt die Elisabeth, „eine von Anderhalden soll sie sein, sagt der Vincenz."

Bisher hat nur der Steinbruchbesitzer selber im Hause vorgesprochen, so kennen sie seine Familie noch nicht, wissen nur, daß er eine Frau und ein Mädchen haben soll.

Kurz vor Mittag können sie aus dem Wundern kommen. Da weht gegen Altburg hin Staub auf.

„Jetzt kommt er, der Wagen, mein ich," sagt die Elisabeth, die den Tisch deckt, aber just einen Blick zum Fenster hinaus getan hat.

„Als ob heute nicht schon mancher vorbeigefahren wäre," lacht die Püntinerin.

Aber es ist doch der, den sie erwarten. Der Staubwirbel kommt langsam näher und näher. Allmählich werden zwei große, mit Plantüchern überdeckte Leiterwagen sichtbar. Gerade als der Vincenz, der Arnold und die Knechte von der Arbeit auf einer benachbarten Matte zum Mittagessen kommend, gegen das Haus zuschreiten, fahren die Wagen heran. So kommt es, daß die vier Männer unter der Türe stehen und den Felice mit seinem Haushalt gleich empfangen können, als er heranzieht. Die Elisabeth ist hinter den Männern hervorgeschlüpft und steht mit vorgestrecktem Kopf neben den Brüdern. Es gibt nicht viel neues zu sehen, wo sie daheim ist, das heutige will sie sich nicht entgehen lassen. Am Ende drängt sich auch noch die Hausmagd in den Flur, der Felice

findet neugierige Augen genug, die auf ihn warten! Der Vincenz merkt, wie der Welsche beim Einzug Spießruten laufen soll. „Sind nicht noch mehr Gaffer da!“ brummt er spöttisch. Dann läßt er den Rock, den er über die eine Schulter geworfen getragen, an der Hauswand zu Boden gleiten und geht dem Felice entgegen. Der lenkt, nebenherschreitend, die beiden Pferde des ersten Wagens; den zweiten führt ein Knecht des Fuhrhalters, von dem er die Gespanne entlehnt. Der Felice geht hemdärmelig wie der Vincenz, der ihm entgegenkommt. Er ist ein mittelgroßer, fester Mann mit einem schönen spitzen, grauen Bart und scharfen dunklen Zügen. In seinem Wesen ist eine wohltuende Ruhe und Langsamkeit, nichts von der übergroßen Lebendigkeit seines Volkes.

„Da sind wir,“ ruft er dem Vincenz entgegen, er spricht das Deutsch mit fremdem Akzent, spricht es aber gut mit einer heiseren, tiefen Stimme. Im gleichen Augenblick zieht er die Zügel straff; die Pferde stehen.

„Das ist meine Frau,“ sagt der Welsche und nickt mit dem Kopf nach einem Weibe, das mit einer zweiten weiblichen Gestalt vorn auf seinem Wagen auf einem Möbelstücke sitzt. Die beiden Frauen tragen bunte Tücher im Zipfel um die Köpfe gebunden, von ihren Gesichtern ist wenig zu sehen, ihre Augen aber leuchten scharf auf den Bauern, der an ihren Wagen tritt und so groß ist, daß sein Kopf beinahe zur Höhe ihrer Schultern heraufreicht. Vincenz trägt eine rauhe Arbeitshose, schweres Schuhwerk, ein am Halse offenstehendes grobes Hemd und eine offene Weste. Aus den breiten Schultern hebt sich sein großer dunkler, unbedeckter Kopf. Die beiden Weiber verbergen das Staunen nicht über das Ungewöhnliche, das in seinem Äußern ist.

„Das ist der Ratsherr Püntiner,“ sagt der Felice. Seine Frau schiebt das Tuch in den Nacken und steigt vom Wagen. Ihr Mann hilft ihr dabei. Vincenz ist einen Schritt zurückgetreten und erwartet sie, damit er sie grüßen kann. Sein Gesicht ist dunkel. Sein ganzer Körper ist gleichsam noch vom schweren Tagwerk warm, so liegt nichts Sonntägliches und nichts Feierliches in seiner Erscheinung, als ihn die Frauen des Felice zum erstenmal sehen. Jetzt steht die Felicin vor ihm, noch nicht sehr alt, vielleicht um seine Jahre herum, hochgewachsen, mit schwarzem Haar und einem gelbbleichen, knochigen Gesicht; sie ist aus gleichem Stoff wie die Püntinerin und andere dazuland, sie leugnet es in ihrem Äußeren nicht, daß sie im Bergland Heimat hat. Auch der Dialekt, den sie spricht, gibt Zeugnis dafür. „Tag, Ratsherr,“ sagt sie zurückhaltend, fast scheu. Sie reicht ihm die arbeitsharte Hand, und zieht sie gleich und unbeholfen zurück. Dabei wird sie rot und verlegen. Er

ist ihr an Ruhe und Haltung über, breit und schwer steht er da, nimmt den Blick ruhig von ihr und sieht sich nach der andern um, die auf dem Wagen neben ihr gesessen. Die springt eben jenseits des Wagens vom Radtritt, dabei löst sich auch ihr Tuch und ein schwarzbrauner Kopf wird sichtbar. Die Felicin sieht den Blick des Vincenz auf ihr haften. „Das ist die Tochter,“ sagt sie kurz, so unbeholfen wie vorher.

Der Felice spricht drüben mit Arnold und einem der Knechte. Das Mädchen, das sich hat nennen hören, biegt vorn um die Gäule und kommt zur Mutter und Vincenz herüber. „Grüß ihn, den Ratsherr,“ sagt die Felicin.

Da hebt die junge die Hand, eine, die auch schon gearbeitet hat, aber noch schlankfingerig und schmal ist und gibt sie dem Bauern. „Tag,“ grüßt sie.

„Tag,“ sagt Vincenz und hält die Hand in der seinen.

„Anna heißt sie,“ sagt die Frau des Felice.

Vincenz blickt auf das Mädchen nieder; ein ganzes Stück muß er hinabsehen, obwohl die Anna schlank ist. Sie senkt das Gesicht, wendet sich, da er ihre Hand fallen läßt, gegen die Pferde und hebt an, sie zu streicheln.

Der Felice kommt inzwischen herüber, meint: „Zufahren wollen wir, denk' ich“ und faßt das eine Pferd am Zügel, um das Gefährt vor das Nachbarhaus zu führen.

Die Knechte und Elisabeth trollen sich ins Haus. Vincenz und Arnold stehen noch in der Straße, während die beiden Wagen die paar Schritte weiter fahren.

„Laßt die Pferde einstellen und kommt mit uns essen, nachher,“ ruft der Vincenz hinter dem Felice her.

„Dank, Ratsherr, aber —“ wehrt er ab.

„Macht keine Umstände,“ sagt der Vincenz. „Wo wir alle essen, wird es für euch auch noch haben.“

So kommt es, daß bald darauf alle in der geräumigen Küche am langen tannenen, von Alter und Sand graudunkeln Tisch sitzen. Die Elisabeth und die Magd haben für die Gäste Platz geschaffen. Die Suppe reicht reichlich, und den Mais können sie nicht aufessen, so viel ist davon da. Zwischen dem Löffelklappern klingt ein eifriges Gespräch. Der Vincenz, der zu Häupten des Tisches hemdärmelig und breitschulterig dasitzt, unterhält sich mit dem Felice, die Püntinerin sitzt in ihrem Lederlehnstuhl neben der Frau des Welschen und hat mit ihr zu reden, und der Arnold und die Elisabeth haben, während die Knechte unter sich ein

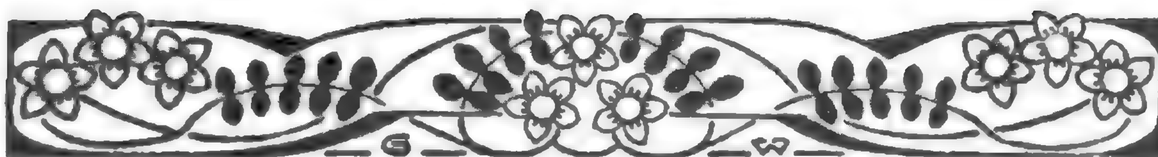
Gespräch führen, die Anna in Beschlag genommen, über deren Gesicht des Arnolds Augen fleißiger spazieren gehen, als nötig ist.

Die Anna ist keine redselige. Vielleicht fühlt sie sich nicht behaglich unter den vielen Leuten, und dann gibt ihr auch das Gesicht der Püntinerin zu staunen, das sonderbare, kindlich kleine, verrunzelte, mit den zwei scharfen Farben, dem Kupfergelb der Haut und dem Weiß des Haares und mit jener stillen und verborgenen Klugheit im Ausdruck, die das Leben erfahren und das Leben versteht. Plötzlich merkt sie, daß der Blick des Vincenz, während er noch immer sich mit ihrem Vater unterhält, auf ihr scharf und mit einer Art starren Sinnens haftet. So fest hängt er an ihren Zügen, daß sie darunter langsam und unwillkürlich errötet. Es wird ihr zu Mut wie einem Schulkinde unter den Augen des examinierenden Hochwürdigen.

Der Vincenz weiß anfangs kaum, daß er sie ansieht. Erst allmählich wird ihm Zug um Zug ihres Gesichtes deutlich. Dann aber saugen sich seine Augen daran fest. Er überhört ein Wort, das der Felice neben ihm sagt. Wie einer in einem durstigen Zuge trinkt, so nimmt er in eines tiefen Atemzugs Länge das Bild der Anna in sich auf. Er kann das Erröten sehen, das sie ankommt. Das Blut wallt sacht in den feinen, von einzelnen krausen Haaren umschatteten Schläfen. Ihre Nase ist merkwürdig edel geschnitten und hat rote Nüstern, in denen es wie ein Fliegen der Erregung geht. Als sie sich in Verlegenheit tiefer über ihren Teller neigt, geschieht es mit einer unauffälligen Anmut. Der Vincenz erinnert sich, daß ihm das vorher vor dem Hause schon aufgefallen, die geräuschlose, schlichte Anmut ihres Wesens.

Der Felice wiederholt jetzt lauter, was er vorhin gesagt hat, sodaß der Püntiner merkt, wie er sich einen Augenblick verloren hat. Er antwortet rasch, aber die eine Hälfte seiner Gedanken kommt doch erst allmählich und wie aus einer großen Ferne zu dem zurück, was den Stoff ihrer Unterhaltung ausmacht. Als das Essen lang vorbei ist, am nächsten Tag und an vielen, die nachkommen, sieht der Vincenz das Gesicht der Anna de Felice vor sich. Ihr Bild ist gleichsam durch seine Augen in ihn hineingewachsen. (Fortsetzung folgt.)





Deutschlands unzureichende Rüstung zur See.

Von

Generalmajor Keim.

Der Gesamtvorstand des Deutschen Flotten-Vereins hatte am 16. April 1904 bei seiner Tagung in Dresden einstimmig den Antrag des Präsidiums, „der Deutsche Flotten-Verein möge in eine großzügige Agitation für eine raschere Ausgestaltung der deutschen Flotte eintreten" zum Beschluß erhoben. Dieser Beschluß hat in erster Linie das Mißfallen der Kreise erregt, welche gleichsam erblich belastet sind mit dem Widerstreben gegen eine Verstärkung von Deutschlands Wehrmacht überhaupt. Es hängt dies mit der Rückständigkeit unserer ganzen politischen Schulung zusammen im Gegensatz zu anderen großen Völkern, in deren Parlamenten Wehrfragen aus dem Parteigetriebe ausgeschaltet werden in der durchaus nüchternen Erkenntnis, daß unter allen Umständen zuerst die nationale wie politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit eines großen Volkes gesichert sein muß, ehe sich die Parteien den Luxus erlauben können, in sonstigen politischen Fragen auseinanderzugehen und sich gegenseitig oder gegebenenfalls auch die Regierung zu bekämpfen.

Jene Unabhängigkeit läßt sich aber in kritischen Zeiten aufrecht erhalten nur mit der Gewalt der Waffen, sowohl zu Lande wie zu Wasser. Deutschlands größter Staatsmann mußte sich nicht nur in der sogenannten Konfliktszeit diese Grundlage für seine große nationale Politik in schwerem politischem Streite erkämpfen, sondern selbst nach der Gründung des Deutschen Reiches, die nur mit Blut und Eisen möglich war, mußte 1887 wie 1892 zu Reichstagsauflösungen geschritten werden, um das von dem Reichstage zu erzwingen, was zu des Reiches militärischem Schutz unbedingt notwendig erschien.

In jenen Kämpfen zwischen Regierung und Reichstag handelte es sich lediglich um unsere Wehr zu Lande, entsprechend der damaligen allgemeinen Weltlage. Diese bedingte ein starkes deutsches Heer, das uns vor allem auf dem Kontinent die machtvolle Stellung zu sichern hatte, welche Deutschland beanspruchen durfte, um endlich einmal aus der

politischen Abhängigkeit anderen Großstaaten gegenüber herauszukommen und seine Geschicke nach seinen Bedürfnissen zu gestalten.

Seit zwei Jahrzehnten ungefähr hat aber die ganze Entwicklung der weltpolitischen wie weltwirtschaftlichen Verhältnisse eine Richtung angenommen, welche immer gebieterischer Deutschland darauf hinwies, sich auch zur See Geltung zu verschaffen, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, Interessen, die geradezu mit seiner Existenzfähigkeit auf das innigste verbunden sind, schwer gefährdet zu sehen.

Das Verdienst, weitblickend diese große Gefahr für Deutschlands zukünftige Entwicklung rechtzeitig erkannt zu haben, gebührt unbedingt unserem Kaiser. Deutschland verfügte Ende der neunziger Jahre zwar über eine Flotte, aber diese Flotte war nach Zahl wie Beschaffenheit der Schiffe so unvermögend, daß es nur ein Rechenexempel blieb, angesichts der stets wachsenden Flotten anderer Großmächte auszurechnen, von wann ab Deutschlands Seemacht so geringfügig war, daß sie bei einem Kampfe zur See entweder sicherer Vernichtung entgegenging oder sich in die heimatlichen Häfen verkriechen müßte.

Aus diesen sich jedem nüchtern Denkenden von selbst aufdrängenden Erwägungen heraus entstand das Flottengesetz von 1898, das schon nach zwei Jahren als unzulänglich durch ein neues Flottengesetz ersetzt bezw. ergänzt wurde.

Dieses Flottengesetz vom 14. Juni 1900 beruht in Ziel und Richtung der darin angestrebten Verstärkung unserer Flotte auf dem Gesetz vom 10. April 1898. Nach letzterem zerfällt die Marine in zwei Teile: die heimische Schlachtflotte für den europäischen Krieg und die Auslandsschiffe für die Vertretung unserer überseeischen Interessen an Ort und Stelle. Erstere war durch § 1 des Gesetzes festgelegt auf

1 Flottenflaggschiff
2 Geschwader zu je 8 Linienschiffen
2 Divisionen zu je 4 Küstenpanzerschiffen und die zugehörigen Aufklärungsschiffe, nämlich
4 Aufklärungsgruppen für die beiden Geschwader zu je 1 Großen und 3 Kleinen Kreuzern und
2 Aufklärungsgruppen für die beiden Küstenpanzerschiffsdivisionen zu je 1 Großen und 2 Kleinen Kreuzern,

im ganzen also

17 Linienschiffe
8 Küstenpanzerschiffe

6 Große Kreuzer und
16 Kleine Kreuzer;
letztere auf
3 Große und
10 Kleine Kreuzer.

Als Materialreserve sollten daneben vorhanden sein:
2 Linienschiffe
3 Große und
4 Kleine Kreuzer.

Der Gesamtbestand der Flotte sollte also betragen:
19 Linienschiffe
8 Küstenpanzerschiffe
12 Große Kreuzer und
30 Kleine Kreuzer.

Der Bestand an Torpedofahrzeugen, Schulschiffen, Spezialschiffen und Kanonenbooten wurde nicht festgelegt.

Als die verbündeten Regierungen im Herbst 1899 eine weitere Verstärkung der Marine und zwar der heimischen Schlachtflotte wie der Auslandsschiffe ins Auge faßten, ergab sich das Ziel für die Vermehrung der Schlachtflotte ohne weiteres aus deren organischem Aufbau. Es mußte dem vorhandenen Doppelgeschwader, bestehend aus dem 1. und 2. Geschwader, allmählich ein zweites Geschwader, bestehend aus einem 3. und 4. Geschwader, hinzugefügt werden. Um möglichst rasch zu einem militärischen Ergebnis zu kommen und jenes Ziel finanziell durchführbar zu machen, wurde in Aussicht genommen, zunächst nur das dritte Geschwader, bestehend aus zehn Linienschiffen einschließlich einem solchen als Flottenflaggschiff und einem als Materialreserve nebst Zubehör an Kreuzern und Torpedoboten zu bauen und als 4. Geschwader das vorhandene Küstenpanzerschiffgeschwader zu verwenden. Erst wenn die Küstenpanzerschiffe nach Maßgabe des Flottengesetzes von 1898 in den Jahren von 1912—1917 ersatzpflichtig würden, sollte der Ersatz durch vollwertige Linienschiffe unter Zufügung eines Vermehrungsbaues als Materialreserve erfolgen. Für den Auslandsdienst wurden fünf Große und fünf Kleine und als Materialreserve ein Großer und zwei Kleine Kreuzer mehr für erforderlich gehalten.

Begründet wurde die Vorlage im großen und ganzen damit, daß das Flottengesetz von 1898 der Möglichkeit eines Seekrieges gegen große Seemächte noch nicht Rechnung trage und daß wir ohne eine wesentliche Erhöhung des Sollbestandes unserer Flotte unsere Stellung in der Welt neben den übrigen Seemächten nicht behaupten können! Deutschland

müsse eine so starke Schlachtflotte besitzen, daß ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden sei, daß dessen eigene Machtstellung in Frage gestellt werde.

Zur Begründung der Vermehrung der Auslandsflotte wurde auf die Besitzergreifung von Kiautschou und die starke Steigerung unserer Seeinteressen in den letzten beiden Jahren hingewiesen.

Um endlich bald zu einer größeren Leistungsfähigkeit zu gelangen, wurde es als in erster Linie erforderlich bezeichnet, ein drittes Geschwader aus modernen Linienschiffen nebst Zubehör fertig- und dafür den Ersatz der „Sachsen"-Klasse zurückzustellen.

Bezüglich der Kreuzer sollten in den Jahren 1901 bis 1903 der aus dem Gesetz von 1898 noch ausstehende Vermehrungsbau eines Kleinen Kreuzers und im übrigen Ersatzbauten, in den Jahren 1904 und 1905 dagegen die Vermehrungsbauten für die aktive Schlachtflotte in Angriff genommen, mit den Vermehrungsbauten für das Ausland aber erst 1906 begonnen werden.

Die geplante Flottenverstärkung führte im Reichstage zu ausgedehnten Debatten, in denen von dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Grafen von Bülow und dem Staatssekretär von Tirpitz dargetan wurde, daß in der Tat der spanisch-amerikanische Krieg, der energische Eintritt Nordamerikas in die Weltpolitik, der Faschodazwischenfall, die Vorgänge in Samoa, der Ausbruch des Krieges in Südafrika, die Vermehrung unseres Kolonialbesitzes in Ostasien und in der Südsee, das enorme Wachstum unserer Seeinteressen, des auswärtigen Handels, der Schiffahrt und der überseeischen Kapitalanlagen, die großen Zukunftsprobleme, die sich in China auftun, endlich die wachsenden Flottenausrüstungen aller Großmächte — einen starken Umschwung in der politischen Gesamtlage bewirkt haben, dessen Folgen sich Deutschland nicht entziehen kann, wenn es politisch und wirtschaftlich unabhängig bleiben will.

Die erste Beratung der Novelle im Reichstag schloß mit ihrer Überweisung an die Budgetkommission. Im Laufe der Kommissionsberatungen, wobei die Deckungsfrage einen breiten Raum beanspruchte, wurde seitens der Zentrumsmitglieder ein Antrag eingebracht, nach welchem die beantragte Vermehrung der Auslandsschiffe abzusetzen, die Novelle mit dem älteren Gesetz einheitlich zusammenzufassen und das letztere aufzuheben war.

Da die Regierung diesem Antrage zustimmte, so wurde schließlich ein Gesetz vereinbart, das folgenden Schiffsbestand unserer Flotte feststellte:

Es sollte bestehen:
1. die Schlachtflotte:
aus 2 Flottenflaggschiffen,
4 Geschwadern zu je 8 Linienschiffen,
8 Großen Kreuzern, } als Aufklärungsschiffe,
24 Kleinen Kreuzern }
2. die Auslandsflotte:
aus 3 Großen Kreuzern,
10 Kleinen Kreuzern,
3. die Materialreserve:
aus 4 Linienschiffen,
3 Großen Kreuzern,
4 Kleinen Kreuzern.

Auf diesen Sollstand wurden jedoch bei Erlaß des Gesetzes 27 Linienschiffe, 12 Große Kreuzer, 29 Kleine Kreuzer, die damals vorhanden, bezw. im Bau begriffen waren, eingerechnet.

Ferner wurde festgesetzt, daß künftighin Linienschiffe ersetzt werden sollten nach 25 Jahren und Kreuzer nach 20 Jahren. Endlich fand die Bestimmung Gesetzeskraft, daß die letzten Ersatzbauten erst 1917 in Angriff zu nehmen seien, sodaß die volle Wirkung des ganzen Gesetzes, was fertige Schiffe betrifft, frühestens 1920 zur Geltung kommen konnte.

* * *

Sofort nach Erscheinen des Gesetzes wurde von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß es nach drei Richtungen hin zu ernsten Bedenken Veranlassung gäbe. Erstens, weil es auf zu lange Sicht berechnet sei, denn es war höchst unwahrscheinlich, daß die Weltlage 20 Jahre hindurch sich in den Bahnen halte, wie sie im Jahre 1900 als die wahrscheinlichen erschienen. Es kann kein Staatsmann, und heiße er wie er wolle, und es kann keine Volksvertretung, und sei sie noch so erleuchtet, die Garantie übernehmen, daß der Zeiger der Weltuhr seinen Gang nach den Wünschen eines friedliebenden Volkes, nach den inneren politischen oder parlamentarischen Verhältnissen eines Landes oder nach der finanziellen Opferwilligkeit eines Volkes richtet. Es ist im Gegenteil nicht nur die höchste staatsmännische Weisheit, sondern auch die oberste Pflicht aller, die es angeht, die Machtmittel eines Staates so auszugestalten, daß man jeden Tag in der Lage ist, die ultima ratio, d. h. Heer und Flotte in die weltpolitische Wagschale zu werfen. Dementsprechend kennt auch kein anderer Staat solche langfristigen Bauprogramme, wie sie das Flottengesetz von 1900 enthält. Man baut in England, Rußland, Nordamerika, Frankreich, Japan nicht „limited“ auf 20 Jahre hinaus, sondern höchstens auf die Hälfte dieses Zeitraumes.

Zweitens, weil in jenem Sollbestand des Gesetzes von 1900 sich allein unter den 27 Linienschiffen nicht weniger als 13 befanden, die als Linienschiffe überhaupt nicht anzusehen waren, nämlich die „vorgeschuhten", d. h. halbierten und dann vergrößerten 8 Küstenpanzer der „Siegfried"-Klasse, ferner die bereits in den Jahren 1874—76 vom Stapel gelassenen sogenannten Ausfallkorvetten der „Sachsen"-Klasse und die minderwertige, im Jahre 1881 erbaute „Oldenburg".

Drittens schien die Lebensdauer der Linienschiffe wie der Kreuzer als zu lang bemessen.

Mit diesen Mängeln behaftet trat das Gesetz von 1900 in Kraft. Es war eben ein Kompromißgesetz, d. h. es waren aus parlamentarisch-taktischen Gründen, vor allem, um sich die Zustimmung des Zentrums zu sichern, die großen politischen wie weltwirtschaftlichen Gesichtspunkte nicht genügend gewahrt und dementsprechend technische Zugeständnisse gemacht worden, deren Kosten in erster Linie die Flotte tragen müßte, in letzter Instanz allerdings das deutsche Volk selbst. Und aus diesem letzteren Grunde hat auch der Deutsche Flottenverein die Revision des Flottengesetzes von 1900 als die dringlichste Aufgabe angesehen, welche Regierung und Reichstag in nächster Zeit zu lösen hätten.

Der Deutsche Flottenverein konnte sich hierbei auf folgende statistische und durchaus unanfechtbare Aufmachungen stützen, welche allen Redensarten und allen Versuchen gegenüber, das Flottengesetz von 1900 gleichsam als eine Art noli me tangere zu bezeichnen, eine sehr deutliche Sprache reden.

Es geht nämlich aus den Flottenbauplänen der anderen Großstaaten hervor, daß bereits im Jahre 1907 der Flottenbestand der fünf nachbezeichneten Staaten (die eingeklammerten Zahlen bedeuten in der Spalte „Linienschiffe" solche über 10000 Tonnen Wasserverdrängung, in der Spalte „Kreuzer": „Panzerkreuzer") der folgende ist:

Ende 1907

	Bestand an Linienschiffen, die 1883 und später vom Stapel gelaufen		Bestand an großen Kreuzern, die 1888 und später vom Stapel gelaufen	
	Zahl:	Wasserverdrängung in Tonnen:	Zahl:	Wasserverdrängung in Tonnen:
England	57 (55)	790880	71 (30)	671870
Frankreich . . .	32 (23)	349727	28 (23)	244191
Rußland	32 (26)	351241	15 (5)	115706
Vereinigte Staaten	25 (24)	322294	16 (13)	176155
Deutschland . . .	21 (20)	238805	12 (6)	92750

Deutschland sinkt also von dem vierten Platz unter den Seemächten, den es augenblicklich zur Not noch einnimmt, auf den fünften Platz herunter.

Es unterliegt aber doch keinem Zweifel, daß das deutsche Volk die Opfer, welche ihm das Flottengesetz von 1900 auferlegt, nicht darum gebracht hat, um nach 7 Jahren dem Ziel, welches ihm damals von der Regierung als erstrebenswert und notwendig dargestellt wurde, ferner zu sein als vorher.

Die Gegner einer Verstärkung unserer Flotte umgehen sorgfältig diesen springenden Punkt der nachweisbaren Unzulänglichkeit des Flottengesetzes von 1900! Wenn aber ein Gesetz sich im Laufe der Zeit als unter falschen Voraussetzungen erlassen erwiesen hat, so ist es eben Pflicht aller Beteiligten, an seine Revision heranzutreten.

Deutschland besitzt die zweitgrößte Handelsflotte der Welt, aber mit seiner Kriegsflotte steht es im Jahre 1907 an fünfter Stelle. Und wenn jetzt superkluge Leute darauf hinweisen, daß ja Rußland vorläufig infolge seiner großen Schiffsverluste in Ostasien hinter Deutschland rangiere, so ist das ein Trugschluß. Rußland denkt nämlich jetzt schon daran, seine Flotte durch Schiffsbauten, die es teilweise an das Ausland vergeben will, möglichst bald erheblich zu vergrößern, weil es eben am eigenen Leibe zu seinem ungeheuren Schaden ersehen hat, welche ausschlaggebende Bedeutung die Flotte heutzutage im Kriege besitzt. Und Japan wird auf jeden Fall — sei es nun siegreich oder besiegt — alles daran setzen, um sich eine starke Flotte zu erhalten, so daß Japans Flotte höchstwahrscheinlich als ein Faktor anzusehen bleibt, mit dem unter Umständen auch Deutschland zu rechnen hat.

Deutschland führt jetzt für 11 Milliarden Werte ein und aus, das bedeutet gegen 1898 eine um 3 Milliarden größere weltwirtschaftliche Bilanz für uns! Unter diesen 11 Milliarden gehen zwei Drittel über See!

Deutschlands Bevölkerung nimmt jährlich um 850000 Köpfe zu, deutsches Kapital ist werbend mit 8 Milliarden im Auslande angelegt.

Wir haben also mit deutscher Weltpolitik zu rechnen als einem gegebenen Faktor, als mit einer Tatsache, die in der ganzen Entwicklung unseres Volkes, sowie in der Ausgestaltung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse begründet ist und sich mit der Folgerichtigkeit eines Naturgesetzes vollzieht. Diese Tatsache hat auch bereits bei Vorlage des Flottengesetzes von 1900 im Vordergrund gestanden, in seiner Begründung. Das durchschlagende

derselben hat wesentlich dazu beigetragen, damals das Gesetz zustande zu bringen. Jene Gründe sind aber jetzt in ungleich verstärkterer, noch viel durchschlagenderer Weise wirksam, als vor 4 Jahren. Sie allein müßten schon genügen, um an eine baldige Revision eines Gesetzes heranzutreten, dessen Unterlagen sich inzwischen so wesentlich verschoben haben.

Es würde sich nun darum handeln, das Ausmaß dieser Revision festzustellen.

Da geht nun nach genauer, sehr vorsichtiger, sehr nüchterner Prüfung die Forderung des Flottenvereins dahin, möglichst bald, spätestens aber bis 1913 ein drittes Doppelgeschwader seeklar zur Verfügung zu haben. Zur Erreichung dieses Zieles wird vorgeschlagen, daß das Bautempo bei den Vermehrungs- und Ersatzbauten, das nach dem Flottengesetz in der nächsten Zeit verlangsamt werden sollte, beibehalten, ja verstärkt werde und zwar in folgender Weise:

An Linienschiffen sind seit 1901 jährlich zwei auf Stapel gelegt worden. 1910, 1911 und 1912 und von 1914—1916 soll jährlich der Bau nur je eines Linienschiffes begonnen werden. Da die Schaffung eines dritten Doppelgeschwaders jedoch, wie eben erwähnt, als eine unabweisbare Notwendigkeit erscheint, wird der Bau von Linienschiffen dementsprechend derart zu beschleunigen sein, daß unter vorläufigem Verzicht auf Materialreserve drei moderne Doppelgeschwader etwa zum Jahre 1912 gebildet werden können. Zu diesem Zeitpunkt wird bei jetzt bereits beginnender allmählicher Verstärkung des Personals der Marine die Besetzung der 16 neuen Schiffe mit geübten Chargen und Mannschaften tatsächlich ausführbar sein.

Welche Zahl Großer und Kleiner Kreuzer jedem Geschwader zuzuteilen sein wird, ist eine nur von dem Fachmann zu beurteilende Frage. Daß aber neben der Schaffung von Aufklärungsgruppen auch die Ausgestaltung unserer Auslandsflotte vorschreiten und daß die deutsche Flagge im Interesse unseres Handels wie unserer Machtstellung im Auslande mehr wie in den letzten Jahren gezeigt werden muß, kann ernstlich nicht bestritten werden. Schon eine stärkere Besetzung der südwestafrikanischen Stationen hätte wahrscheinlich die rasche und große Ausdehnung des Hereroaufstandes verhindern können, der jetzt so blutige Opfer von uns erheischt!

Große Kreuzer wurden seither jährlich einer gebaut; von 1906—1909 und ebenso 1917 soll keiner auf Stapel gelegt werden. Von Kleinen Kreuzern wurden seither jährlich drei auf Stapel gelegt; von 1908 ab

sollen nur zwei, 1917 sogar nur ein Kreuzer gebaut werden. Auch bei den Kreuzern wird also das seitherige Bautempo nicht nur beibehalten, sondern beschleunigt werden müssen.

Die Überzeugung von der Unzulänglichkeit des Flottengesetzes und der Möglichkeit des soeben vorgeschlagenen Weges hat sich gebildet auf Grund sachlicher Würdigung aller in Betracht kommenden Faktoren. Das gilt auch für die finanzielle Durchführbarkeit des vorgeschlagenen Planes und die Leistungsfähigkeit unserer Werften.

Der finanzielle Aufwand für diesen Vorschlag würde sich wie folgt berechnen. Erstrebt also wird der Bau eines dritten Doppelgeschwaders mit den zugehörigen Kreuzern und Torpedobootsdivisionen, aber ohne Flottenflaggschiffe und Materialreserve, also unter Zugrundelegung der durch das Gesetz von 1900 festgesetzten Formationen:

16 Linienschiffe
4 Große Kreuzer
12 Kleine Kreuzer
8 Torpedoboots-Divisionen.

Hierauf würden die durch das Gesetz von 1900 bewilligten Flaggschiffe (2 Linienschiffe) und die Materialreserve (4 Linienschiffe, 3 Große und 4 Kleine Kreuzer) in Anrechnung kommen. Mithin verbleiben, wenn man die Kostenanschläge des Marineetats von 1904 zugrunde legt:

10	Linienschiffe	zu 24	Millionen	Mark =	240	Millionen Mark
1	Großer Kreuzer	„ 19	„	„ =	19	„ „
8	Kleine Kreuzer	„ 7	„	„ =	56	„ „
8	Torpedoboots-Divisionen	„ 7	„	„ =	56	„ „
					371	Millionen Mark

Da die Regierung seinerzeit für das Ausland
6 Große Kreuzer = 114 Millionen Mark
7 Kleine Kreuzer = 49 „ „ 163 Millionen Mark

als erforderlich bezeichnet hatte — eine Regierungsforderung, die nach wie vor besteht — so beträgt die Mehrforderung unserer Vorschläge tatsächlich nur 208 Millionen Mark, auf 9 Jahre verteilt: 23 Millionen Mark im Jahr.

Da wir aber von der Annahme ausgehen, daß wir zukünftig größere Linienschiffe und schnellere Panzerkreuzer bauen müssen, so berechnen wir unsere Mehrforderung unter Berücksichtigung dieses Umstandes für Neubauten über den Rahmen des Flottengesetzes von 1900 und die einstweilen zurückgestellte Kreuzervorlage hinaus auf 250 Millionen Mark.

Als Ersatz- und Neubauten sind in den Jahren 1913 bis 1917 vorgesehen:

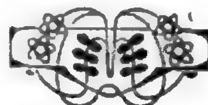
7 Linienschiffe	zu 24 Millionen Mark	=	168	Millionen Mark
4 Große Kreuzer	„ 19 „ „	=	76	„ „
9 Kleine Kreuzer	„ 7 „ „	=	63	„ „
			307	Millionen Mark,

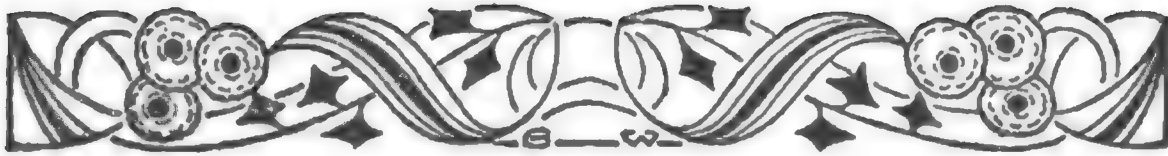
die nach dem Flottengesetz von 1900 bereits bewilligt sind und nur schneller aufzubringen wären, als bisher vorgesehen.

Das käme einer Mehrbelastung des deutschen Volkes von 40 Pfennig pro Kopf gleich. Bei dieser Gelegenheit sei aber darauf hingewiesen, daß Deutschland nur $3\frac{1}{2}$ Mark auf den Kopf seiner Bevölkerung für seine Flotte ausgibt, Frankreich $6\frac{1}{2}$ und England sogar $16\frac{3}{4}$ Mark! Solchen Zahlen gegenüber ist es nicht berechtigt, von abenteuerlichen oder phantastischen Plänen zu reden. Es ist dies ein Pfennigfuchser-Standpunkt, durch den schon wiederholt im Laufe der deutschen Geschichte der Nation neben dem entsetzlichen Elend des Krieges Opfer an Geld und Gut auferlegt wurden, welche die im Frieden vergeblich geforderten Aufwendungen um ein Vielfaches übertrafen.

Es erscheint deshalb als öffentliche Pflicht der nationaldeutschen Bewegung aller Kreise, diese Verhältnisse sachlich, ungeschminkt und ohne jede Übertreibung dem deutschen Volke immer wieder vorzuführen. Es handelt sich hierbei um eine sehr ernste Sache, welche die ganze Nation, vor allem diejenigen Kreise beschäftigen sollte, die für die Geschicke der Nation verantwortlich sind. Die Geschicke der Völker werden aber in letzter Instanz nach wie vor nicht in den Kabinetten der Diplomaten, nicht in Parlamenten, sondern auf dem Schlachtfeld entschieden. Diesen Schlachtfeldern gesellen sich in Zukunft für Deutschland auch solche zur See hinzu!

Und wenn als das einzige Argument gegen solche Mahnungen immer wieder die finanzielle Leistungsunfähigkeit des deutschen Volkes vorgeführt wird, so kann es darauf nur eine Antwort geben: Wenn das deutsche Volk diese Opfer nicht bringen kann oder will, die für die Erhaltung seiner nationalen, politischen und wirtschaftlichen Zukunft unbedingt nötig sind, durch baldige Aufwendung größerer Mittel für seine Wehrmacht zur See, dann wird der Glaube an seine große Zukunft in dem Flusse der weltpolitischen Wandlungen ein leerer Traum bleiben!





Richard Wagner und das Christentum.

Von

H. Weinel.

Im Kampf um die Weltanschauung, im Ringen um einen neuen Lebensinhalt nimmt Richard Wagner noch nicht die Stelle ein, die er nach dem Gesamtwert seines Lebenswerkes beanspruchen kann und immer beansprucht hat. Denn niemals hat er ein bloßer „Komponist“ oder „Dramatiker“ sein wollen: „Wie unter der römischen Universalzivilisation das Christentum hervortrat, so bricht jetzt aus dem Chaos der modernen Zivilisation die Musik hervor. Beide sagen uns: „unser Reich ist nicht von dieser Welt“.[1])

Daß Wagner heute noch von der Mehrzahl seiner Volksgenossen falsch gewertet wird, das hat vor allem der Umstand verschuldet, daß die beiden vollendeten Werke, die der wahre Ausdruck seiner Reifezeit sind, Tristan und Parsifal — die Meistersinger zählen doch nur halb hierher —, noch bis heute nicht haben Gemeingut werden können, wie Lohengrin und Tannhäuser, und daß auch die Gebildeten unter unseren Landsleuten es in ihrer Mehrzahl hartnäckig verschmähen, Wagners Prosaschriften zu lesen.

Was Wagner mit seinem Lebenswerk immer gewollt hat, das ist eine Umgestaltung unseres ganzen modernen Kulturlebens in ein wahrhaft befriedigtes, erlöstes und erlösendes Dasein. Ein Reformator des Gesamtlebens der europäischen Menschheit wollte er sein. Wie er in seiner Jugend von einer Revolution der Gesellschaft geträumt und für sie gehandelt und gedichtet hat, so hat der reife Mann, der uns hier allein beschäftigen soll, den ungeheuren Plan einer Regeneration der Menschheit geschaut und mit seinem Musikdrama gewaltig gepredigt.

I.

Eine Reform sollte es sein, vor allem auch des Christentums. Seinen ursprünglichen Sinn aus allen seinen geschichtlichen Verdunkelungen zu finden, Erlösung dem Erlöser zu bringen, das war ein Lebensziel Wagners, das er gleichfalls aus jungen Jahren bis in sein Alter hinauf bewahrt hat.

[1]) Werke IX (Beethoven), S. 120.

Darum ist es kein Unrecht, wenn wir seine Bedeutung für den Kampf um die Weltanschauung gerade von dieser Seite her ins Auge fassen und abzuschätzen versuchen und wenn wir dabei vor allem die Frage aufwerfen, wie sich Wagners Religion und Sittlichkeit zu der von Jesus selbst gelebten und gepredigten verhält.

Freilich hat Wagner seit der großen Revolution seiner Weltanschauung in den Jahren 1854—57 stets auf Schopenhauer als auf seinen Meister hingewiesen und mit ihm die brahmanische Religion und Buddhas Erlösungsphilosophie als den reinen und unmittelbaren Ausdruck derselben Weltanschauung gepriesen: „Ich habe mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir — wenn auch nur literarisch — wie ein Himmelsgeschenk in meine Einsamkeit gekommen ist. Es ist Arthur Schopenhauer. Sein Hauptgedanke, die endliche Verneinung des Willens zum Leben, ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat mir ihn erst dieser Philosoph. Wenn ich auf die Stürme meines Herzens, den furchtbaren Krampf, mit dem es sich — wider Willen — an die Lebenshoffnung anklammerte, zurückdenke, ja wenn sie noch jetzt oft zum Orkan anschwellen, — so habe ich dagegen doch nun ein Quietiv gefunden . . .: es ist die herzliche und innige Sehnsucht nach dem Tode: volle Bewußtlosigkeit, gänzliches Nichtsein, Verschwinden aller Träume — einzigste endliche Erlösung." Diese Worte an Liszt[2]) klingen in allen Prosawerken Wagners wieder. Sie preisen alle Schopenhauer als den wahren Weisen und Erzieher und sind von den Formeln der indischen Religion durchzogen.

Aber freilich, Wagner hat ganz recht: Weltanschauungen werden nicht gelernt, sondern erlebt, und erst wenn in einem Herzen diese Gefühle lange gearbeitet haben, kann durch den Einfluß eines anderen, dessen klares Wort sie bestätigt, erklärt und eben dadurch unendlich in ihrer Kraft erhöht, die Annahme der Gedankengänge dieses anderen erfolgen.

Auch Schopenhauer hat seine Weisheit nicht in Indien gelernt; sie ist in ihm gewachsen, und erst als er allmählich mit der indischen Literatur bekannt wurde, hat sie von dorther noch einige — Formeln mehr als Gedanken gewonnen.

Schopenhauer und Wagner haben die gleiche Grundsehnsucht, das gleiche tiefe, alles Leben begleitende Grundgefühl selbständig erlebt: das

---

[2]) Briefe an Liszt. II. S. 45 f.

Leben ist Leid, das starke Gefühl der Unbefriedigung alles Menschenlebens durch Staat und Kultur, durch das Glück, das die Gesellschaft und ihre Güter dem letzten Begehren des Menschen schenken können.[8]) Beide fassen diese letzte Überzeugung als Erkenntnis, in Wahrheit sind es Gefühle, Schicksale, die erlebt und eigenartig gedeutet sind, nicht Erkenntnisse, um die es sich handelt. Keine Religion geht von einer Erkenntnis aus, ihre Wurzeln liegen stets tiefer. —

Was ist es, das die Menschheit in das immer erneute Leiden dieses Lebens stürzt? Auf diese Frage antworten Schopenhauer und Wagner gleich: es ist der nie ermüdende unendliche „Wille zum Leben", den wir in uns allen unüberwindlich mächtig fühlen, der aber auch schon irgendwie in den feinsten Anziehungskräften der kleinsten Teilchen und der fernsten Weltkörper lebt, in den Gesetzen, nach denen die Krystalle stets gleich sich bilden, in all den tausend gewaltigen Kräften, die um uns her in ungeheurem Drängen das Wesen der Welt ausmachen. Im Menschen vor allem lebt er allmächtig als jener Faustische Wille:

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaft stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sei jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns ins Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!

Jeder, der diesem Willen zum Leben, diesem „Durst", wie Buddha sagt, nachgibt, wird durch ihn die unselige Erfahrung machen:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Statt des Glückes, nach dem er mit gierigen Händen und süchtigen Sinnen greift, erfährt er ruhelose Mühe, Enttäuschung auf Enttäuschung, Leid auf Leid. Und nicht bloß er leidet, nein, alles Lebendige um sich her stürzt der begehrende Mensch in Not und Leid. Auf seine Mitmenschen häuft er Qualen, indem er sein Glück nur schaffen kann dadurch, daß er ihr Glück zerstört, ihnen nimmt und raubt, was sie begehren, indem er ihnen überall zu nahe tritt, sie beherrschen und benutzen will. Haß und Kampf, Streit und Rache, Mord und Krieg — alles, alles wächst aus jenem übergewaltigen egoistischen Willen zum Leben. Aber auch die Tierwelt hat der Mensch in sein Leid hineingezogen: aus unersättlicher Gier hat er seine warme Heimat, in der ihm die Pflanzennahrung reichlich zu Gebote stand und Kraft genug gab, verlassen, ist in die kalten

---

[8]) Vgl. noch Staat und Religion, Werke VIII S. 20 (1. Aufl. S. 26).

Gegenden gewandert und hat dort, zuerst durch die Not gezwungen, angefangen, seine Mitgeschöpfe zu essen, seiner Gier Lebendiges zu opfern. So ist er ein Raubtier geworden, und die Raubtiernahrung hat wiederum sein Blut verdorben. Das Leid, das er der Tierwelt auferlegte, rächte sich an ihm selber: die Menschheit begann sich zu zerfleischen, in wütenden Kriegszügen, die von Zeit zu Zeit wie Krämpfe durch die kranke Menschheit ziehen, vergießt sie nun ihr eigenes Blut.

Erlösen kann aus diesem unendlichen Leid, das die feiner werdende Kultur nicht beseitigt, sondern nur verfeinert, und dadurch unsäglich vertieft und vermehrt, allein die Erkenntnis, deren phantasievolle Form nur die Religion ist, und zwar jene tiefste Erkenntnis des brahmanischen Wortes: „Das bist du.“ Alles Lebendige ist Eines. Die „Welt“, wie wir sie sehen, geteilt in Einzelwesen, die sich lieben und hassen, die für sich wollen und ihr Dasein ins Unendliche ausdehnen möchten, ist nur Schein, „Wahn“. Das kündet die Religion: die Welt ist ein vorübergehender, traumhafter Zustand, der auf einer Täuschung ruht. Sie verheißt uns hinter ihm eine selige, leidenslose, ewige Welt, die wir durch Glauben erreichen sollen. Die Erkenntnis ist nur klarer und tiefer als der Glaube, aber im Grunde dasselbe Erlösende.[1]) Wer „wissend“ geworden ist, wird aufhören, sich und andere leiden zu machen, indem er aufhört zu „begehren“. Wenn andere ihn leiden machen, wird er vergeben, nicht hassen, nicht wieder leiden machen: er „weiß“, daß sein Feind ihn nur leiden läßt, getrieben von demselben qualvollen Lebensleid, das er überwunden hat. Nichts kann das tiefe „Mitleid“ zerstören, das in seinem Herzen erwacht ist mit allem, was da lebt und leidet.

Die Meeresstille des Gemütes, das des Lebens und des heißen „Durstes“ ewige Täuschung erkannt hat, breitet Frieden aus über die ganze Welt des Leidens rings umher. Einzig der große und süße Gedanke der ewigen und letzten Ruhe des Todes liegt wie ein Strahl der Abendröte über dem stillen Meere einer solchen Seele, die „durch Mitleid wissend“ geworden ist.

Fast mit wörtlichem Anschluß an den Titel von Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ hat Wagner diese seine neue Erkenntnis in einer Umdichtung der Götterdämmerung von Brünnhilde als den Grundgedanken des Ring's aussprechen lassen:

Führ' ich nun nicht mehr
Nach Walhall's Feste,
Wiss't ihr, wohin ich fahre?

---

[1]) Staat und Religion, Werke VIII, S. 23; Beethoven, Werke IX, S. 81, 100.

Aus Wunschheim zieh ich fort,
Wahnheim flieh' ich auf immer!
Des ew'gen Werdens
Off'ne Thore
Schließ' ich hinter mir zu:
Nach dem wunsch- und wahnlos
Heiligstem Wahlland,
Der Welt-Wanderung Ziel,
Von Wiedergeburt erlöst't,
Zieht nun die Wissende hin.
Alles Ew'gen
Sel'ges Ende,
Wisst ihr, wie ich's gewann?
Trauernder Liebe
Tiefstes Leiden
Schloß die Augen mir auf:
Enden sah ich die Welt. —[5])

Auch hier klingen die indischen Gedanken von der Seelenwanderung und ewigen Wiedergeburt aller „Un-Wissenden" und Unerlösten stark an. Noch stärker freilich in Tristan und Isolde, wo Wagner das Eingehen in das wahn- und wunschlos heiligste Wahlland, wo er den Rausch des Nirvana, die Ekstase des verzückten Vergehens in dem aus allem Leiden erlösenden Tode mit wunderbar glühenden Worten gemalt hat, die in sich schon mehr Musik sind als Sprache:

Höre ich nur
Diese Weise,
Die so wunder-
Voll und leise,
Wonne klagend
Alles sagend,
Mild versöhnend
Aus ihm tönend,
Auf sich schwingt,
In mich dringt,
Hold erhallend
Um mich klingt?
Heller schallend,
Mich umwallend,
Sind es Wellen
Sanfter Lüfte?
Sind es Wogen
Wonniger Düfte?
Wie sie schwellen,
Mich umrauschen,
Soll ich atmen,
Soll ich lauschen?
Soll ich schlürfen,
Untertauchen,
Süß in Düften
Mich verhauchen?
In des Wonnemeeres
Wogendem Schwall,
In der Duft-Wellen
Tönendem Schall,
In des Welt Atems
Wehendem All —
Ertrinken —
Versinken —
Unbewußt —
Höchste Lust!

[5]) Dieser Schluß ist nicht komponiert worden als zu „sentenziös" und weil der Eindruck der Musik auch vorweg genommen würde. In Wirklichkeit ist die Musik des Ringes der Ausdruck einer anderen Weltanschauung als ihr Text.

Die Ekstase des Todes — oder auch die Ekstase im Leben, sie ist hier wie bei Buddha das Gut der Erlösung. Von diesen seltenen Augenblicken aber hebt sich das gewöhnliche Leben als eine stille Heiterkeit des Gemütes ab, das nichts mehr begehrt, nichts will, nichts haßt und nichts vergilt, nur erkennt, weiß, verzeiht und bemitleidet.

Das Ideal dieser Religion ist der Heilige, der Mönch, der ohne Eigentum und Familie, ohne Vaterland und Gesellschaft, ohne eigenen Willen und wunschlos wie ein einsamer Fels im Wogen und Branden des großen Menschenmeeres steht.

Dies Ideal ist nie auf Erden erreicht und verwirklicht worden. Selbst Buddha, der konsequenteste Prophet der pessimistischen Erlösungsreligion, hat eins dem Mönch lassen müssen: die Freundschaft seines Mitmönches, auch eine Quelle der Liebe und des Leides für den Leidenden. Schopenhauer hat mit einem etwas merkwürdig anmutenden Ernst versichert, der Ethiker brauche nicht ein Prophet und Muster seiner Grundsätze zu sein und lieber neben Buddha die großen Heiligen der Kirche als die Muster seiner Weltanschauung genannt. In Wagner endlich hat nach einer kurzen vorübergehenden Zeit, in der jener Schluß des Ringes und vor allem Tristan und Isolde entstand, einer Zeit, in der des Lebens Leid allerdings in seiner tiefsten Tiefe sich ihm geöffnet hatte, die alte aktive Kraft seines Wesens sich doch gegen den vollendeten Pessimismus empört.

Einmal hat er, um dies kurz zu erwähnen, nie die letzte Konsequenz der Lehre vom Willen gezogen, auch die Liebe, die Mann und Weib zu einander zieht, zu verwerfen. Zwar ist er in diesem Punkte nicht ganz zu scharfen und greifbaren Aussagen gelangt wie Schopenhauer. Aber er hat sofort gegen die Schopenhauersche (und buddhistische) völlig asketische Lehre scharf reagiert und auch mehrmals versucht, seine Gedanken darüber zusammenzufassen. Auch die neu erschienenen Briefe an Mathilde Wesendonk enthalten davon eine kurze Aussage, die uns noch weiter führt:

„Es handelt sich nämlich darum, den von keinem Philosophen, namentlich auch von Schopenhauer nicht, erkannten Heilsweg zur vollkommenen Beruhigung des Willens durch die Liebe, und zwar nicht einer abstrakten Menschenliebe, sondern der wirklichen, aus dem Grunde der Geschlechtsliebe, d. h. der Neigung zwischen Mann und Weib keimenden Liebe, nachzuweisen ... Die Darstellung führt sehr tief und weit; sie schließt die genauere Erklärung des Zustandes, in welchem wir fähig werden, Ideen zu erkennen, sowie überhaupt der Genialität, in sich, die

ich nicht mehr als den Zustand der Losgerissenheit des Intellektes vom Willen, sondern vielmehr als eine Steigerung des Intellektes des Individuums zum Erkenntnisorgan der Gattung, sowie des Willens selbst, als Dinges an sich auffasse; woher auch einzig die wunderbare, enthusiastische Freudigkeit und Entzücktheit in den höchsten Momenten der genialen Erkenntnis erklärlich, die Schopenhauer kaum zu kennen scheint, da er sie nur in der Ruhe und im Schweigen der individuellen Willensaffekte zu finden vermag. Ganz analog dieser Auffassung gelange ich aber ... dazu, in der Liebe die Möglichkeit nachzuweisen, bis zu jener Erhebung über den individuellen Willenstrieb zu gelangen, wo, nach gänzlicher Bewältigung dieses, der Gattungswille sich zum vollen Bewußtsein kommt, was auf dieser Höhe dann notwendig gleichbedeutend mit vollkommener Beruhigung ist."[6])

Also nicht bloß in einer positiven Wertung der Liebe als Beseligung durch Ausweitung des subjektiven Willens zum Gattungswillen, sondern überhaupt in der Anschauung von dem, was Seligkeit sei, fühlt hier Wagner einen Unterschied zwischen sich und Schopenhauer. Und mit Recht. Schopenhauer hat wie Plato mehr die Momente der stillen, logischen Erkenntnis, Wagner die Augenblicke höchsten, verzückten Schauens im Auge, wenn er in seinen Helden die Erkenntnis aufgehen läßt; Brünnhilde und Isolde werden so „welthellsichtig", nicht anders, ja in einem Moment der Liebe auch Parsifal. Freilich ist hier doch wieder der asketische Gedanke stärker; der Parsifal enthält keinen Ausblick auf eine Liebe, die zur Erkenntnis führt. Er kennt nur Mitleid und Entsagung.

Endlich — um nur das Wichtigste anzuführen — hat Wagner mit zunehmender Reife die Erlösungsreligion auch in eine erlösende Sittlichkeit zu wandeln begonnen. Er ist nicht dabei stehen geblieben, Künder des großen Lebensgeheimnisses zu sein, Offenbarer der Erkenntnis, daß das Leben Leid ist und daß die Entzückung des Gemütes, das Mitleid und endlich der als Segenspender mit Wonne erlebte Tod die großen Erlöser sind, nein, er hat den Plan einer „Regeneration der Menschheit", einer Erneuerung des in Schuld und Leid gefallenen Menschen selbst, gefaßt und gepredigt. Freilich liegt darin eine starke Inkonsequenz. Buddha und Schopenhauer sind in ihren Gedanken darin folgerichtiger, daß sie bei ihrem Ideal des Heiligen oder Philosophen stehen bleiben und die Welt mit Freude ihrem endgültigen Tod, das Menschengeschlecht seiner Vernichtung entgegengehen sehen. Wagner will der Menschheit

[6]) Richard Wagner an Mathilde Wesendonk, 1904, S. 79 f.

eine Wiedergeburt schaffen. Freilich hat er sich manchmal auch wieder so ausgedrückt, als ob er ihr nur eine andere Art des Todes, als der, dem sie unweigerlich entgegengeht, gönnen möchte, als handle es sich nur um die Frage, „ob wir viehisch oder göttlich zu Grunde gehen wollen".[7] In Wahrheit liegt doch eine größere Hoffnungsfreudigkeit in seinem „Wiedergeburtsgedanken". Diese Wiedergeburt selbst aber wird erfolgen durch die neue Religion und die Sittlichkeit des Mitleids, wenn sie sich verbinden mit den sozialen Bestrebungen und den physiologischen Erkenntnissen vom Wesen des Menschen: alle jetzigen Arbeiterschutzverbände, die Vegetarier- und Mäßigkeitsvereine, die Tierschutzvereine und alle ähnlichen Bestrebungen sollen ihr Ziel und ihre Arbeit vertiefen und sich zu einem großen Bund umgestalten, der die Menschheit dazu bringen soll, von ihrem jetzigen Wesen des Raubens und Mordens, des Krieges und des Fleischessens abzulassen. Ja, endlich hat Wagner den großen Gedanken einer Rückwanderung der Menschheit in ein wärmeres Klima gedacht, wo es ihr leichter sein würde, ihre durch die Not ihr aufgezwungene Raubtiernatur umzuschaffen.

In diesen Gedanken tritt erneut und vertieft aus Schopenhauers Umhüllung der junge Wagner wieder hervor, dessen Reformgedanken eine zeitlang im Pessimismus erstorben waren. Aber eine wirkliche Durchbrechung des seit 1854 Gewonnenen findet doch nicht statt. Die Regeneration wird durch die Erkenntnis und das Mitleid geschaffen.

II.

Schopenhauer hat nur sehr selten sich auf das Christentum als Zeuge für die erlösende Wahrheit berufen, doch hat auch er Jesus weniger für eine historische Person als für ein „Symbol oder eine Personifikation der Verneinung des Willens zum Leben" fassen wollen. Wagner dagegen hat je länger je mehr das erste Christentum, die Religion Jesu in seiner Weltanschauung wiedergefunden. Ähnlich wie Schopenhauer sagt er an einer entscheidenden Stelle:[8]

„War das größte Wunder der ... Umkehr des Willens zum Leben, welche alle Gläubigen an sich erfahren hatten, offenbar geworden, so war das andere Wunder der Göttlichkeit des Heilsverkünders in jenem bereits mit inbegriffen. Hiermit war dann auch die Gestalt des Göttlichen in anthropomorphistischer Weise von selbst gegeben: es war der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannte Leib des höchsten Inbegriffes aller mit-

[7] Heldentum und Christentum, Werke X S. 276.
[8] Religion und Kunst, Werke X, S. 215.

leidvollen Liebe selbst. Ein unwiderstehlich zu wiederum höchstem Mitleiden, zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles selbstsüchtigen Willens hinreißendes — Symbol? — nein: Bild, wirkliches Abbild".

So hat denn Wagner auch das buddhistische Drama „Die Sieger" umgestaltet in den christlichen Parsifal. Stärker als je zuvor tritt hier das Christentum gestaltgebend in ein Werk Wagners ein, ist doch der ganze dritte Akt eine einzige große Darstellung der christlichen Sakramente, ist doch Parsifal selbst, der dem Erlöser Erlösung bringt, nichts anderes als der Erlöser selbst, eine aufs neue Fleisch und Blut gewordene Christusgestalt.[9]) Selbst im Äußern hat ihm Wagner den Typus der Heilandsgestalt geliehen. Aus dem christlichen Helden wird nach Ablegung der Waffenrüstung, die er im Kampf mit der Welt tragen mußte, der Heilige im weißen Gewande der Reinheit, im wallenden Lockenhaar der Erlöser selbst.

Dennoch sind die Gedanken, die „Parsifal" enthält, keine anderen als die seither betrachteten. Selbst Lichtenberger,[10]) der alles tut, um den Fortschritt in den letzten Lebensjahren Wagners stark hervorzuheben, muß zugeben, daß der dritte Akt Entscheidendes nicht mehr zu dem Drama hinzubringt. Die Entscheidung liegt im zweiten Akt, wo „der reine Tor durch Mitleid wissend" und dadurch zum Erlöser wird; die Erlösung bringen auch hier Erkenntnis und Mitleid:

Gesegnet sei dein Leiden,
Das Mitleids höchste Kraft
Und reinsten Wissens Macht
Dem zagen Toren gab.

Und die ganze Handlung zeigt in ihrem Aufbau deutlich, daß in diesen wenigen Worten des Mysteriums Lösung sich erschließt. Auch Parsifal hat Leid zugefügt, wie alle Menschen es tun, „unwissend" der Lust, dem Antrieb des Augenblicks folgend. So hat er seine Mutter Herzeleide, in kindischer Neugier dem Ritter nacheilend, verlassen, so tötet er den Schwan, weil er „im Fluge trifft, was fliegt". Auch „Schächer und Riesen traf seine Kraft"; aber nicht weil er wußte, daß sie böse waren. „Die mich bedrohten, waren sie bös? Wer ist gut?" Wie die ersten Menschen im Paradies, nicht „wissend", was gut und böse, der reine Tor, der tör'ge Reine, tritt Parsifal auf. Und nun lernt er, was „Sünde" ist. Er

[9]) Das deutet Kundry an, wenn sie in ihm den von ihr verlachten Heiland wiedererkennt.

[10]) Richard Wagner, der Dichter und Denker, 1899, S. 521.

zerbricht seinen Bogen, er sinkt selbst ohnmächtig zu Boden, als er erfährt, daß der Gram seiner Mutter das Herz gebrochen hat. Aber noch steht er dem fremden Leid, dem Leid des Amfortas ohne Verständnis gegenüber. Die leise Hoffnung, die Gurnemanz hat, in Parsifal den verheißenen Erkorenen vor sich zu sehen, wird jäh enttäuscht. Nichts regt sich im Herzen des Toren beim Anblick der grausen Wunde. Noch hat Parsifal nicht „verstanden", weil er noch nicht mit gelitten hat. In der großen Versuchungsszene des zweiten Aufzuges erst, als ihm Kundry wie einst dem Amfortas als Versucherin naht, wird er „welthellsichtig".

Diese Versuchungsszene ist das Größte, was Wagner wohl dramatisch geschaut hat. Sie ist auch von all den großen und in der Geschichte der Literatur berühmten Versuchungen die mit den lockendsten Farben gemalte. Mit außerordentlicher Feinheit hat Wagner die rein sinnliche Versuchung vor diese Szene in die Episode der Blumenmädchen verlegt und läßt Kundry hier sofort mit dem Tiefsten einsetzen, indem sie die Sehnsucht nach der Mutter im höchsten Raffinement in die Sehnsucht nach dem Weibe umsetzt.

War dir fremd noch der Schmerz,
Des Trostes Süße
Labte nie auch dein Herz;
Das Wehe, das dich reut,
Die Not nun büße
Im Trost, den Liebe beut!

Aber indem sie ihm „als Muttersegens letzten Gruß der Liebe ersten Kuß" auf die Stirne drückt, erkennt er das Feuer, das ihn durchloht:

Amfortas! —
Die Wunde! — Die Wunde! —
Sie brennt in meinem Herzen.

Dieser eine Augenblick hat ihn „wissend" gemacht. Er durchschaut Kundry, er weiß die Geschichte des Amfortas mit einer einzigen Intuition. Diese „Erkenntnis" macht ihn zum Sieger; denn sie hat ihn mit-leidend und mitleidvoll gemacht. Entsetzt stößt er Kundry zurück. Aber noch ist die Versucherin nicht besiegt; sie wandelt sich plötzlich in neue Gestalt, sie selbst braucht sein Mitleid, wie Amfortas ersehnt auch sie glühend den Erlöser:

Den ich ersehnt in Todesschmachten
Den ich erkannt, den blöd' Verlachten,
Laß mich an seinem Busen weinen,
Nur eine Stunde dir vereinen,
Und, ob mich Gott und Welt verstößt!
In dir entsündigt sein und erlöst!

Nachdem Parsifal auch diesen „Wahn", des „Weltenwahns Umnachten" zerstört hat, sucht sie ihn durch das Höchste, das er hat, durch seinen nun

erkannten Erlöserberuf zu gewinnen; endlich verspricht sie ihm, ihn zu Amfortas zu führen:

Nur eine Stunde mein,
Nur eine Stunde dein —:
Und des Weges
Sollst du geleitet sein!

Er stößt sie heftig von sich — und ist gerettet, gerettet mit ihr. Er hat das Begehren überwunden; er hat die Sinnenlust besiegt, durch seinen eignen freien, starken, in der Erkenntnis des Mitleids gestählten Willen. Er kann nun der Erlöser aller Leidenden, auch des Amfortas und der Kundry werden, er kann Klingsors Zaubergarten, die bunte Welt der Sinnlichkeit, mit dem heiligen Speer vernichten.

Zwar hat Kundry noch durch seine Schwäche, ob sie gleich einen Augenblick nur währte, Macht über ihn gewonnen; sie verflucht ihn zu einem langen Weg, der „Wirrnis und des Leidens Pfade“, aber sein endliches Kommen zum Gral und die Erlösung selbst kann sie nicht mehr hindern, ja sie ist die erste, die sich ihm bei seiner Rückkehr büßend naht und Erlösung findet.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, alles Einzelne zu erklären, das Gesagte mag genügen für den Nachweis, daß die ganze Handlung auf jener buddhistischen Erlösungsreligion aufgebaut ist, wie sie die späteren Prosaschriften, vor allem „Religion und Kunst“ so deutlich predigen: Erkenntnis des Weltenwahnes, Ertötung der Sinnlichkeit — im weitesten Sinn — Mitleid, das sind die erlösenden Mächte.

Charakteristisch dafür ist die ganze Gestalt der Kundry. Man wird ihr meiner Meinung nach zwar nicht gerecht, wenn man sie bloß als das unerlöste Weib nach seiner doppelten Wirkung auf den Mann auffaßt, sie ist augenscheinlich auch das Symbol der Sinnenwelt überhaupt. Aber es ist doch charakteristisch für den buddhistisch asketischen Charakter dieser Religion Wagners, daß die Versuchung als eine Versuchung zum Rausch der Sinnenliebe dargestellt wird. Das entspricht Buddhas Versuchung vollkommen: die Versuchung, die den eben zum vollendeten Mönch werdenden Asketen überfällt. Man vergleiche damit die unendlich reichere Versuchung und Läuterung, die Goethes Faust durchmacht, und — die Geschichte der Versuchung Jesu. So wird man erkennen, daß bei Jesus die Sinnlichkeit, die Frage der Askese gar nicht so im Mittelpunkt des Wesens gestanden hat, wie bei Buddha, Schopenhauer und Wagner.

An vielen Einzelheiten läßt sich nun außerdem noch der buddhistische Inhalt des Parsifal aufweisen. Auch die naiven Hörer, die im dritten Akt alles Symbolische ohne weiteres im überlieferten christlichen Sinne

nehmen, sind von einer Szene ganz überrascht und befremdet, in der sie mit ihren Gefühlen sich durchaus im Unbehagen fühlen, ich meine die Szene vom Tode des Schwanes. Beim Lesen sind es die gewaltigen Worte, die auffallen:

Unerhörtes Werk!
Du konntest morden!
. . . .
Wirst deiner Sündentat du inne?
Sag', Knab', erkennst du deine große Schuld?

Oder es ist die bedeutsame Parallele, in der diese „Sündentat“ zu der andern steht, durch die Parsifal seine Mutter langsam hingemordet hat, was den Leser befremdet. Beim Sehen ist es vor allem die Art, wie der tote Schwan genau so wie der kranke Amfortas auf einer Bahre von vier Trägern feierlich hinweggebracht wird. Hier hat Wagner mit dem buddhistischen Gedanken des „Das bist du“ so sehr Ernst gemacht, daß er beinahe ans Lächerliche damit streift.

Etwas anderes steht damit in engster Verbindung, wenn es auch weniger bemerkt wird: die Predigt des Vegetarianismus durch das Abendmahl. Denn diese Bedeutung hat ihm Wagner nicht nur in „Religion und Kunst“ ausdrücklich zugeschrieben: „Sein eigenes Fleisch und Blut gab er, als letztes höchstes Sühnungsopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin, und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle: — „solches allein genießt zu meinem Angedenken.“ Dieses ist das alleinige Heilamt des christlichen Glaubens: mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers ausgeübt.[11]) Nein, auch im Parsifal wird dieselbe Deutung des Abendmahls gegeben:

Nehmet vom Brot;
Wandelt es kühn
Zu Leibes Kraft und Stärke;
Treu bis zum Tod,
Fest jedem Müh'n
Zu wirken des Heilands Werke.

Nehmet vom Wein,
Wandelt ihn neu
Zu Lebens feurigem Blute,
Froh im Verein,
Brüdergetreu
Zu kämpfen mit seligem Mute.

Es ist ein Symbol der Liebe und des Glaubens, aber auch die neue Speise, Brot und Wein, nicht mehr Fleisch. Es ist auch im mystischen Sinn noch mehr, sofern es Christi Blut vermittelt, das „als göttliches Sublimat der Gattung selbst der äußersten Anstrengung des Erlösung wollenden Willens entflossen ist zur Rettung des in seinen edelsten Rassen

[11]) Werke X, S. 230.

erliegenden menschlichen Geschlechtes."[12]) Aber diese letzte Bedeutung, die weder buddhistisch noch christlich ist, aus ganz anderer physiologischer Betrachtung sich herleitet, hat uns hier gar nicht zu beschäftigen.

Noch viele Einzelheiten könnte man aufzählen, an denen der buddhistische Einschlag deutlich gespürt werden kann. Die Wohltat an dem Feind wird also begründet:

So recht! So nach des Grales Gnade:
Das Böse bannt, wer's mit Gutem vergilt.

Diese Begründung ist buddhistisch nach Buddhas Spruch: „Durch Nichtzürnen überwinde man den Zorn, das Böse überwinde man mit Gutem". „Nicht durch Feindschaft kommt je Feindschaft zur Ruhe, durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruhe." Freilich steht ein ähnlicher Spruch auch im Neuen Testament: „Laß das Böse dich nicht überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!" Aber Paulus ist es, der ihn gesprochen hat, während Jesus die Feindesliebe nicht nach ihrem Zweck: Verminderung des Bösen, des Leides in der Welt, sondern aus der höchsten Sehnsucht des Menschen, zu sein „wie Gott", begründet hat: „auf daß ihr Kinder seid eures Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten und regnen über die Gerechten und Ungerechten."

Noch an einer andern Stelle stehen Wagner und Paulus gegen Jesus zusammen, obwohl auch hier Wagner von Paulus immer noch stark sich unterscheidet. Das Mitleid mit dem zertretenen und gequälten Geschöpf, das jene wunderbare Stelle des Karfreitagszaubers so tief und unauslöschlich in alle Herzen hinein klagt, es klingt bei Paulus wieder an, obwohl es bei Wagner auf dem breiteren Grunde des brahmanischen „Das bist du" ruht. Denn nicht Jesus, sondern Paulus hat das schöne Wort gesprochen von dem ängstlichen Harren, der Herzenssehnsucht der Kreatur, die auf die herrliche Offenbarung der Kinder Gottes warte, wo auch sie frei werden soll von der Sklaverei der Vergänglichkeit, unter der sie jetzt „mit seufzt und mit leidet", Röm. 8, 19—23.

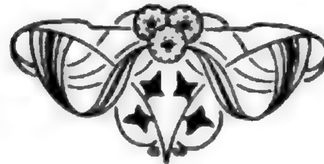
Ganz anders empfindet Jesus. Nicht als ob ein tiefes Mitgefühl für die Natur ihm fehle. Aber Wagner und Paulus verhalten sich zu Jesus wie eine Herbstlandschaft voll müder Todesahnung zum lachenden Frühling. Dort die verhärmte, durch den Knechtsdienst zermarterte Tierwelt unserer Städte,[13]) die einst einen Karfreitag erleben soll, an dem sie zu dem erlösten Menschen aufschaut, die sich sehnt nach der Freiheit der

[12]) Heldentum und Christentum, Werke X, S. 282.

[13]) Vgl. bei Wagner wieder die charakteristische Äußerung in den Briefen an M. Wesendonk, S. 94 f.

Kinder Gottes in der herrlich neuen, verklärten, leidenslosen Welt. Hier bei Jesus ein ewiger strahlender Tag, in dem die Lilien auf dem Felde herrlicher als Salomo in all seiner gemachten Pracht künden von der Liebe des Vaters, der sie kleidet, an dem die kleinen Vögel erzählen von dem gütigen Auge, das auch für sie sorgt. Selbst der heisere Schrei des Raben, der sein Futter sucht, und der tote Sperling, der vom Dach fällt, hat Jesu nicht von Leid und Vergänglichkeit gepredigt, sondern von dem Vater, ohne dessen Willen nichts geschieht. Etwas ewig Junges, Frühlingsfrisches spricht aus den Gleichnissen Jesu und also aus seiner Naturempfindung unmittelbar zum Herzen.

Es ist nichts Äußerliches, was wir da berühren; denn es führt unmittelbar zum Tiefsten. (Schluß folgt.)



Mein Garten.

Durch prunkende Parke bin ich gegangen
Und fühlte ein heimliches Heimverlangen.
Sehnte mich so nach bescheidenen, zarten
Blumen in meinem altmodischen Garten.

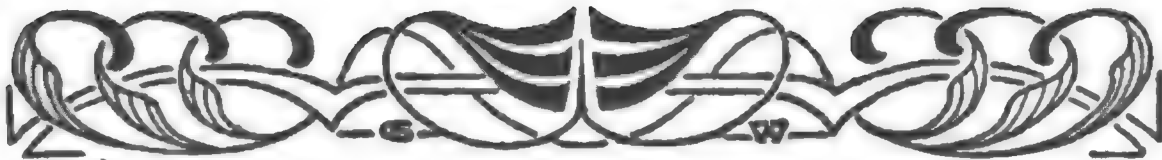
Weiße Narzissen mit goldenen Krönchen
Und die liebreizenden Tausendschönchen
Und Federnelken in hundert Farben
Und Astern, wenn all die Anderen starben.

Doch Astern? Nein, die hab' ich nicht gerne!
Ich liebe die lachenden Maiensterne
Und Sonnenblumen und bunte Kressen,
Die Herbstviolen nicht zu vergessen!

Und Kletterrosen, die sind meine Liebchen;
Sie ranken sich bis ins Mansardenstübchen,
Sie ranken sich hoch aus dem kleinen Garten
Und wollen hier auf ein Wunder warten.

Aber die Wunder sind selten worden,
Selten in unserem nüchternen Norden.

Prag. Oskar Wiener.



Chamberlains grossenglische Politik.[1])

Von

Kurt Wiedenfeld.

Selbst in der Gegenwart hört man noch oft die wunderliche Behauptung wiederholen, daß Englands Industrie- und Handelsmacht auf seinem Freihandelssystem beruhe. Sie entstammt den sechziger und siebziger Jahren, d. h. jenen Tagen, in denen die Cobden-Schule ganz Europa zum Niederbrechen der Schutzzollschranken zu überreden suchte und mit diesem Argument auch in Frankreich und Deutschland viel Anklang fand. Sie konnte damals umso leichter geglaubt werden, als in der Tat die festländische Industrie-Entwicklung sich an allen Ecken und Kanten an den Rechtsschranken einer älteren Zeit stieß, als man also geneigt war die Bedeutung eines Rechtssystems hoch einzuschätzen.

Heute dürfen wir uns dieser Einseitigkeit nicht mehr schuldig machen. Wir haben inzwischen einsehen gelernt, daß zwar Rechtsformen, wenn sie dem Stand einer Entwicklung nicht mehr angepaßt sind, sich dem Fortgang hindernd in den Weg stellen können, daß sie aber nur in seltensten Fällen ihrerseits aktiv in die Entwicklung eingreifen oder gar eine Entwicklung hervorrufen. Das Entscheidende sind denn doch die ideellen und materiellen Kräfte, nicht papierne Formen und Systeme.

So auch in England: auch Englands Wirtschaftsmacht beruht nicht auf dem Rechtssystem des Freihandels, auf der gesetzlichen Beseitigung der Schutzzölle und Schiffahrtbeschränkungen, sondern auf einer Kräfteentwicklung, die weit hinter die Aufnahme dieses Wirtschaftssystems zurückgreift — zurückgreift in die Jahrhunderte erst gelinden, dann straffen und strafften Merkantilismus eines Eduard VI., einer Elisabeth, eines Cromwell. Seit dem 16. Jahrhundert ist in England staatliche Macht am Werke gewesen, nicht durch den Gesetzgebungsapparat, sondern durch die materielle Tat die vorhandenen Keime wirtschaftlicher Selbständigkeit zur Entfaltung zu bringen und schließlich die übrigen Völker von Englands Handelsvermittlung abhängig zu machen, für den Kolonial-

---

[1]) Vortrag, gehalten zur Eröffnung der Staatswissenschaftlichen Abteilung der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zu Posen.

handel dem englischen Kaufmann ein Monopol in die Hand zu spielen. Und mit welchem Erfolge! Als die nordamerikanischen Kolonien sich schließlich diesem Handelsjoch entziehen wollten und sich deshalb politisch vom Mutterlande lösten, da war keine der festländischen Nationen Europas mehr fähig, in die Bresche zu springen und Englands Handel aus den Vereinigten Staaten zu verdrängen. Da mußte Nordamerika wenigstens tatsächlich noch auf Jahrzehnte hinaus sich der englischen Zwischenhand bedienen, wenn es mit dem europäischen Festland oder fremden Erdteilen Handel treiben wollte; die Erbitterung gegen Englands Handelsmonopol konnte sich auf ihrem eigensten Gebiet nicht in die Tat umsetzen, — so nachhaltig hatte es England verstanden, durch das Einsetzen seiner ganzen Staatsmacht, durch immer wiederholte und langwierige Kriege seine alten Rivalen zu beseitigen und das Aufkommen neuer Welthandelsmächte zu verhindern.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war unter diesem nichts weniger als freihändlerischen System Englands Industrie schon so erstarkt und die Konsumkraft seiner Bevölkerung so gestiegen, daß ein Arkright, Cartright, Watt zu ihren epochalen Erfindungen gelangen konnten; Spinnmaschine, mechanischer Webstuhl und Dampfmaschine sind die Träger der Entwicklung geworden, zu der Englands Kohlenschätze, zuerst durch deutsche Bergleute erschlossen, den notwendigsten Rohstoff billig lieferten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war so England zur „Werkstatt der Welt" geworden, in der sich politisch die Industrieherren mit der alten Landaristokratie um den entscheidenden Einfluß stritten; und nur die Krönung dieses Kampfes bedeutet es, wenn nach der großen Parlamentsreform von 1832 schließlich in den vierziger Jahren auch die Kornzölle und die Reste der alten Schiffahrtbeschränkungen fielen. Eine Etappe im politischen Leben Englands zweifellos, aber nicht den Beginn einer neuen Wirtschaftsepoche bedeutet der formale Übergang zum Freihandel.

Das Wirtschaftsleben Englands war damals in der Tat reif für die Beseitigung der schützenden Gesetzesschranken. Denn vom Ausland bezog man lediglich Nahrungsmittel und industrielle Rohstoffe, auch die Nahrungsmittel übrigens noch durchaus im unverarbeiteten Zustand. Je mehr man von hier ins Land hineinließ, je mehr infolge dieser Lieferungen die Kaufkraft des Auslands sich hob, umso günstiger wurden die Absatzmöglichkeiten für die englische Industrie. Der englischen Landwirtschaft sollte keine Gefahr drohen, da man annahm und nach allen bisherigen Erfahrungen annehmen durfte, daß auch ihre Produkte dank der stark

steigenden Bevölkerung und der noch stärker sich hebenden Konsumkraft dieser Bevölkerung im Preise steigen würden; wer wußte denn damals etwas von einer überseeischen Getreide- und Vieh-Konkurrenz? Endlich konnte es für England nur vorteilhaft sein, wenn es den festländischen Staaten das Beispiel eines absoluten Freihandels bot und so zur Nachahmung reizte. Denn wenn auch Preußen mit seinem Zollgesetz von 1818 lange vor England den Weg des Freihandels betreten und den Zollverein in das gleiche Fahrwasser gelenkt hatte — ganz auf Zollschutz seiner jungen Industrie hatte Deutschland und vollends Frankreich nicht verzichtet, und der Zukunft war man schon gar nicht sicher, konnte doch grade damals Friedrich List seinen ganzen Feuereifer für größeren Schutz der deutschen Industrie einsetzen. Irgend eine Konkurrenz im eigenen Lande brauchte Englands Industrie nicht zu fürchten — wer sollte sie ihm denn bereiten? — es blieb mit und ohne Zölle dabei, daß England die Preise nach seinen Fabrikationskosten bestimmte. Die Schutzzölle waren also in jedem Betracht nur ein lästiges Hemmnis, das man beseitigen mußte. —

Die Situation schlug in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts völlig um. Dank dem englischen, nach dem Festland überwandernden Kapital, namentlich auch dank den Ersparnissen des agrarischen Ostens entfaltete sich seit den vierziger Jahren erst langsam, dann aus sich selbst mit raschen Schritten seit dem achten Jahrzehnt in Deutschland eine leistungsfähige, vielseitige Industrie, und auch die Vereinigten Staaten von Amerika brachten namentlich seit den achtziger Jahren zahlreiche Fabrikationszweige zur Blüte. Damit war Englands Monopol, das ja nur auf seine tatsächliche Industriekraft sich noch stützte, gebrochen; in den eigenen Kolonien, ja in England selbst machte sich alsbald der Wettbewerb der Fremden bemerkbar. Und siehe da: schon in den siebziger, vollends in den achtziger Jahren treten in England „imperialistische" Ideen auf, das berühmte Handelsmarkengesetz mit seinem „made in Germany" ist aus dem Jahre 1887; man wollte wenigstens durch eine Brandmarkung der fremden Waren für die eigene Industrie einen Vorsprung gewinnen. Aber man beschränkte sich damals noch auf diese wirtschaftlichen Ziele; politisch konnte noch ein Gladstone die Herrschaft führen, der die Abtrennung der Kolonien ins Auge zu fassen vermochte. Und damit war dem wirtschaftlichen Gedanken vollends in England die Triebkraft genommen; die Zeit war noch nicht reif, der Wettbewerb der Fremden noch nicht fühlbar genug, das Freihandelsdogma zu stürzen.

Ein reichliches Jahrzehnt sollte noch vergehen, ehe dieser Gedanke zu einer Macht wurde, mit dem die Welt zu rechnen hat. Deutschland

und die Vereinigten Staaten mußten erst noch den gewaltigen Aufschwung ihrer Industrie erleben, der die zweite Hälfte des letzten Jahrzehnts kennzeichnet; die politische Expansion der nordamerikanischen Union und der Burenkrieg, der schon tatsächlich unter der Fahne des Imperialismus geführt wurde — erst sie mußten noch die politischen Instinkte dieses politischen Volks aufrütteln und den wirtschaftlichen Gedanken zu einer staatspolitischen Aufgabe umprägen, ehe der Mann auf Anhängerschaft rechnen konnte, der sich zum Träger grade des politischen Imperialismus gemacht hat, dem allem Anschein nach die wirtschaftliche Abschließung nur ein Mittel zu höherem Zweck ist. Denn das ist das Neue an der heutigen Bewegung: England, dessen liberale Staatsmänner mit der Verselbständigung der Kolonien wie mit einem unentrinnbaren Fatum gerechnet hatten, scheint jetzt die gewaltige Aufgabe aufnehmen zu wollen, die vor ihm nur das cäsarische Rom schon hat lösen müssen. England soll es vollbringen, aus dem Mutterland und seinen Kolonien ein einheitliches, aus völlig gleichberechtigten Gliedern bestehendes Reich zu errichten, weil es die politische Macht dieser Kolonien sich selbst stets will zurechnen können. Die Mutter soll ihren autoritativen Platz aufgeben, sich neben die Töchter stellen, weil sie noch Einfluß auf deren Handeln sich bewahren will. Und genau, wie einst Caesar handelspolitische Mittel zur Erreichung seines staatspolitischen Zwecks mit angewandt hat, so muß auch Chamberlain jetzt — auf weiterem Raum, aber durch bessere Verkehrsmittel besser unterstützt — wirtschaftliche Tendenzen, wirtschaftliche Stimmungen mit auf den Weg lenken, der auf ein staatspolitisches Ziel ausläuft. Joseph Chamberlain — nicht der Vater des politischen Imperialismus, den schon vor ihm Disraeli vertreten hat, aber doch der Mann, der zuerst diesen Gedanken in die Massen getragen hat, der seine ganze Persönlichkeit dafür einsetzt, der dem Gedanken die Tat hat entwachsen lassen; ein Staatsmann, der in den Mitteln zwar sich den zeitlichen und örtlichen Strömungen geschmeidig anpaßt, sein Ziel aber unverrückbar fest im Auge behält; ein Staatsmann im ehrenden Sinne des Wortes. —

Daß dieses Ziel wesentlich politischer Art ist, das tritt in der Behandlung der Kolonien zutage. Diese sind zwar meist in der Regelung ihrer inneren Angelegenheiten mit fast völliger Selbständigkeit begabt; ihre Beziehungen aber zum Ausland werden durch das Mutterland geregelt, und im Mutterland ist ihnen auch im Geheimen Rat die oberste Instanz für alle Verfassungsstreitigkeiten gesetzt. Sie sind also grade in solchen Fragen, die den staatspolitischen Instinkt ganz unmittelbar be-

rühren, noch von der Heimat, von deren Parlament abhängig und haben doch bei der Wahl dieses Parlaments nicht mitzuwirken. Gewiß haben sie nun auch an den Lasten der Reichsverteidigung nicht mitzutragen; was Kanada und Australien dafür tun, ist durchaus freiwillig und äußerst wenig. Sie empfinden es trotzdem — sie sind ja englischer Art — als eine schwere Zurücksetzung, daß über ihren Kopf weg in ihren Angelegenheiten entschieden werden kann. Welch intensiven Kampf hat nicht bekanntlich der australische Bund geführt, um vom Mutterland die Einsetzung einer eigenen Höchstinstanz für öffentlichrechtliche Prozesse zu erzielen, und wie schwer war es da selbst einem Chamberlain, den Ausweg zu finden, der die Gefühle der Kolonialen schont, dabei aber das Hoheitsrecht Alt-Englands unangetastet läßt. Und doch war er in diesem einen Punkte unnachgiebig: der Geheime Rat als öffentlichrechtliche Höchstinstanz ist dem Mutterland und allen Kolonien gemeinsam, er ist das Palladium des Zusammenhalts, und eher sollte der ganze Plan der australischen Bundesbildung scheitern, als daß dies Wahrzeichen Größer-Britanniens fallen gelassen wurde. Andrerseits hat gerade auch Chamberlain selbst bei seiner großen Kolonialreise immer wieder das politische Interesse der Kolonien hervorleuchten lassen: Bildung eines Reichsparlaments, in dem auch die Kolonialen vertreten sein sollten, damit sie bei der Regelung der eigenen und der allen gemeinsamen Angelegenheiten mit entscheiden könnten; als Gegenleistung Teilnahme an den Flotten- und Heereslasten — das waren die Gedanken, die er propagierte, die dort auf Verständnis und Billigung stießen, deren einer Teil schon im Burenkrieg sich in Taten geäußert hat.

In England selbst, das ja von seinen politischen Vorrechten aufgeben soll, da werden die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund gerückt. Und es entspricht nur dem engen Horizont der kontinentalen Presse, wenn infolgedessen bei uns diese Seite der Bewegung fast ausschließlich erörtert wird, wenn für uns nachgerade Imperialismus und Schutzzoll sich identifizieren, obwohl auch für uns die wirtschaftlichen Folgen durchaus nicht die wichtigsten sind; nur ist für diese Argumentenreihe in England der Boden schon am meisten vorbereitet, von da läßt sich am leichtesten vorwärts kommen. Denn die Erstarkung der kontinentalen und nordamerikanischen Industrie hat inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß England seinen eigenen Fortschritt bedroht glaubt. Immer wieder wird in imperialistischen Schriften darauf hingewiesen, wieviel stärker Deutschlands Ausfuhr zugenommen habe. Man übersieht geflissentlich, daß bei solchen Vergleichen England mit einer weit höheren Anfangszahl ein-

zustellen ist, daß dort schon ein gewisser Sättigungsgrad erreicht ist, dem wir erst noch zustreben, und mit besonderer Betonung wird auf den in der Tat nicht unbedenklichen Zustand hingewiesen, daß die ganze Steigerung der englischen Ausfuhr in den letzten Zeiten auf den Kohlenhandel entfällt, daß man also vom Kapital zehrt. Weiter berührt es den Engländer schmerzlich, zu sehen, daß seine Mittlerstellung im Großhandel und überseeischen Verkehr mehr und mehr ihm entrissen wird, daß die kontinentalen Länder sich selbständig machen. Und vollends trifft es ihn hart, wenn er sehen muß, daß sogar das letzte Bollwerk des alten Handelsmonopols, die Zentralstellung im internationalen Zahlungsverkehr, durch die Londoner Niederlassungen deutscher und amerikanischer Banken ins Wanken gebracht wird. Da sehnt man sich denn zurück nach den alten Zeiten der unbestrittenen Handels- und Industrieherrschaft und will wenigstens retten, was zu retten ist: die wirtschaftliche Vorrangstellung in den Kolonien.

Die Erinnerung an die alten merkantilistischen Tage ist im heutigen England wieder lebendig geworden. Man sieht recht wohl, daß auch heute noch englischer Handel und englische Industrie da am festesten Fuß gefaßt haben, wo ihnen früher Monopolrechte zur Seite gestanden haben; nirgends ist es den fremden Konkurrenten so schwer, Eingang zu finden, wie dort, wo aus jener Zeit altbefestigte Handels- und Finanzverbindungen ihre konservative Wirkung bis in die Gegenwart äußern. Der Engländer hat selbst einen ausgesprochenen Sinn für die Schonung so ehrwürdiger Beziehungen; und wenn es auch töricht wäre, ihm etwa kühnen Unternehmungsgeist absprechen zu wollen — ein Mann des Wettbewerbs ist er nicht: fair trade, die gemessene Haltung des gesättigten Reichtums entspricht seiner Eigenart, das hastige und rücksichtslose Vorwärts- und Eindrängen der deutschen und amerikanischen Parvenus ist ihm zuwider. Da ist er auch in unsern Tagen nicht abgeneigt, dem von Staats wegen Grenzen zu ziehen. Es geschah unter dem Beifall der Nation, daß vor einigen Jahren schon die britische Regierung die Jahreszahlung, die sie für ein regelmäßiges Anlaufen der Falklandsinseln entrichtet, lieber erhöhte und dann einer englischen Gesellschaft zuwandte, als daß sie wieder die billiger sich anbietende deutsche Unternehmung damit betraute, und ebenso ist es die Regierung, die die Cunard-Linie gegen den Angriff Morgans gedeckt hat, wie ja auch schon Adam Smith für die Seeschiffahrtpolitik das Beibehalten merkantilistischer Hilfen nicht verurteilte.

Hier, auf dem freien Meere, konnte die britische Regierung selbständig vorgehen; den Absatz innerhalb der Kolonien zu schützen, erfordert deren Mitwirkung. Da kommt also das gegenseitige Verhältnis in

Betracht, die Frage: was kann England für die Bevorzugung bieten? und worauf erstreckt sie sich? —

England beansprucht Freiheiten für die Einfuhr seiner Industrieartikel. Dem steht entgegen einmal der Ehrgeiz der Kolonien, selbst Industrien emporzubringen, nicht ewig reine Rohstoffländer zu bleiben, und zweitens die Rücksicht auf die kolonialen Finanzen, die zum großen Teil grade auf den Einfuhrzöllen basieren. Infolge dessen kann von einer absoluten Zollbefreiung der englischen Einfuhr kaum irgendwo die Rede sein; England muß sich damit begnügen, daß die nicht-englischen Fabrikate höher belegt werden und dadurch für die englische Industrie ein Vorsprung geschaffen wird — auf den Wettbewerb einer langsam erstarkenden kolonialen Industrie muß man gefaßt bleiben. Das kann man aber auch allenfalls in den Kauf nehmen; ist es doch zumeist englisches Kapital und auch englische Bevölkerung, worauf die koloniale Entwicklung sich gründet.

Schwieriger ist die Frage der Gegenleistung. Die Kolonien liefern nach England fast ausschließlich Nahrungsmittel und Industrie-Rohstoffe: Getreide, Fleisch, Wolle, auch Baumwolle u. dgl. m. — alles Waren, die zollfrei im Mutterland eingehen, woher sie auch kommen mögen, und deren Zollfreiheit so besonders Inhalt des Freihandelsdogmas ist. Mit dieser Zollfreiheit heißt es aber brechen, wenn man den kolonialen Produkten einen Vorsprung vor den fremden Waren verschaffen will; mindestens auf die fremde Provenienz muß doch ein Zoll gelegt werden, wenn dann auch die kolonialen Sendungen zollfrei bleiben mögen. Und das will schwer in englisches Denken eingehen. Die notwendigsten Nahrungsmittel, Getreide und Fleisch, und die unentbehrlichen Rohstoffe, Wolle und Baumwolle, durch Zölle über dem Preis des freien Weltmarktes halten, das hieße doch die Lebensbedingungen der großen Masse und vollends die Konkurrenzbedingungen der Industrie wieder verschlechtern, die man doch gerade nach der anderen Seite hin verbessert haben will; das scheint der Masse der Bevölkerung einstweilen denn doch noch eine sehr häßliche Kehrseite jener glänzenden Medaille. Daher das Lockmittel, die alten Finanzzölle auf Tee, Kaffee usw. sollten ermäßigt, der Ertrag der neuen Schutzzölle sollte zum Ausbau der sozialen Versicherung benutzt werden. Daher jetzt auch in England in immer stärkerem Maße das Ausspielen der politischen Karten, der Hinweis auf die im Imperium gegebene Machtsteigerung. Die wirtschaftlichen Opfer erscheinen unter politischer Beleuchtung in verklärtem Licht. —

Ob Chamberlain dauernden Erfolg haben wird? — Wer will prophezeien? Fuß gefaßt hat er, Spielraum hat er bereits seinen Ideen

verschafft. Jetzt hängt alles davon ab, ob die wirtschaftlichen und namentlich die politischen Vorteile eines Imperiums dem Mutterland so einleuchtend erscheinen, daß es die politischen und namentlich die wirtschaftlichen Nachteile dafür in den Kauf nimmt. Denn — merkwürdig genug — in der Realisierung imperialistischer Gedanken sind die Kolonien vorangegangen — dank gerade der Betonung der politischen Ziele, dank der Aufrüttelung aller politischen Instinkte, wie sie der südafrikanische Krieg bewirkt hat; dieser Krieg, den England zur Sicherung seiner indischen Etappenstraße und damit seiner indischen Herrschaft, aus imperialistischen Gründen also, notwendig führen mußte und den sein geistiger Leiter dann zugleich zur Propagierung imperialistischen Fühlens geradezu genial zu benutzen wußte.

Gewiß hatte Kanada schon vorher, schon im Jahre 1897, mit der Bevorzugung der englischen Einfuhr begonnen; wesentlich gegen die überspannte Hochschutzpolitik der Vereinigten Staaten gerichtet, wurden damals die Zölle für alle nicht-englischen Waren um 25 Prozent erhöht, die für englische Waren dagegen auf dem alten Stand gelassen. Aber weiteren Umfang hat die Bewegung doch erst in jüngster Zeit angenommen, und erst jetzt hat sie auch die Gebiete ergriffen, die nicht durch das Vorgehen eines freundlichen Nachbars sich schockiert fühlen mußten: Neuseeland und Südafrika haben ebenfalls die Bevorzugung der englischen Industriewaren im Grundsatz angenommen, während Kanada die Zolldifferenz noch beträchtlich erweiterte. Selbst im australischen Bunde, der noch zu unfertig ist, um sich an das heikle Problem heranzuwagen, selbst da macht sich schon eine Abneigung gegen fremde Waren und fremde Schiffahrt bemerkbar, wie ja gerade Deutschland mehrfach hat empfinden müssen.

In England selbst ist es auch schon zu einigen positiven Maßnahmen gekommen. Der Getreidefinanzzoll freilich, zu dem der Burenkrieg Veranlassung geben mußte, ist wieder beseitigt worden. Aber wesentlich dank dem englischen Druck haben die kontinentalen Staaten sich endlich, nachdem sie jahrzehntelang vergeblich darüber verhandelt hatten, auf die Aufhebung der Zuckerausfuhrprämien geeinigt, und England hat darauf gedrückt, weil es dem Rohrzucker seiner Kolonien, ebenso wie früher schon durch die höhere Bezollung des Prämienzuckers in Indien, so jetzt im Mutterland den Wettbewerb gegen den Rübenzucker Deutschlands, Österreichs, Frankreichs erleichtern wollte. Die Bevorzugung des kolonialen Zuckers selbst hat man noch nicht eingeführt; immerhin hat England doch auf die Verbilligung, die sich aus der kontinentalen Prämienwirtschaft ergab, verzichtet, und den Weg zur Bevorzugung hat es sich ausdrücklich offen gehalten, wie ja auch jene indische Maßnahme vom

Londoner Parlament festgesetzt worden ist. Ferner hat England bekanntlich, um seinen Kolonien das Beschreiten dieses Weges zu ermöglichen, die Handelsverträge mit Deutschland und Belgien gekündigt; es begnügt sich für seinen eigenen, großen Handel nach diesen Ländern mit einem immerhin prekären Provisorium. Leise Anfänge sind also selbst im Mutterland zu beobachten; und wie sehr die politischen Argumente wirksam zu werden beginnen, das zeigt nichts deutlicher als der Umstand, daß in allerletzter Zeit sogar der Gedanke einer allgemeinen, über das ganze Reich sich erstreckenden Wehrpflicht weitere Kreise ernsthaft beschäftigt. Man gewinnt den Eindruck, daß der alte Boden selbstzufriedenen Sicherheitsgefühls langsam aufgewühlt wird; was noch vor nicht langer Zeit als wahnwitzige Utopie belächelt werden konnte, hat sich zu einem Faktor entwickelt, mit dem man immerhin für die Zukunft sich beschäftigen muß. —

Wie werden sich voraussichtlich für Deutschland die Folgen stellen, wenn es zur Verwirklichung des imperialistischen Gedankens wirtschaftlich kommen, wenn England mit seinen Kolonien sich zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammenschließen sollte? — Die Antwort kann da nur lauten: wir haben schwerlich Anlaß zu besonderer Unruhe. Trotz allen Redens sind wir es nicht, gegen die sich die Spitze der Abschlußbewegung richtet. Vielmehr erscheinen die Vereinigten Staaten von Amerika, wie sie den Anlaß zu jenem ersten Schritt Kanadas im Jahre 1897 gegeben haben, so auch jetzt hauptsächlich bedroht, und lediglich politische Zweckmäßigkeitsgründe sind es, die in England immer den amerikanischen Wettbewerb hinter den deutschen zurücktreten, die also das tatsächliche Verhältnis verdunkeln lassen. Umsomehr sollten wir die richtige Sachlage betonen und nicht noch den Engländern etwa helfen, gegen die amerikanische Konkurrenz vorzugehen und doch die Deutschen als Störenfriede hinzustellen; gerade die englischen Verdunklungsversuche sollten uns deutlich machen, wie wichtig für das allgemeine politische Verhältnis zweier Staaten ihre wirtschaftliche Stellung zu einander ist.

Unser Handel nach dem englischen Mutterland selbst wird durch die imperialistischen Pläne zunächst nicht bedroht. Denn die Kolonien liefern, wie schon gesagt, lediglich Nahrungsmittel und industrielle Rohstoffe, erwarten also für diese Warengruppen Bevorzugungen; wir dagegen führen nach England fast ausschließlich industrielle Fabrikate aus, werden also von etwaigen Vorzugszöllen nicht berührt. Dagegen steht das amerikanische Getreide in Wettbewerb mit dem kanadischen, indischen und australischen Gewächs; Nordamerikas Baumwolle ist dem Absatz der indischen und ägyptischen Baumwolle, der australischen und südafrikanischen

Wolle hinderlich; sein Vieh und seine Viehprodukte beengen den Markt für kanadisches, südafrikanisches und australisches Fleisch — also überall stoßen die Kolonien gerade in ihren wichtigsten Ausfuhrartikeln auf die Konkurrenz der nordamerikanischen Union, und diese müßte in allererster Linie durch die imperialistische Bevorzugung kolonialer Produkte getroffen werden.

Nun ist allerdings sicher, daß Chamberlain oder ein gleichgesinnter Nachfolger, um seine Anhängerschaft zu vergrößern, noch über den Rahmen des imperialistisch Notwendigen hinaus für die englische Industrie in England selbst Schutzzölle durchsetzen will. Das würde natürlich auch unsere Industrie belästigen. Aber doch nicht in unerträglichem Umfang und nicht auf die Dauer. Denn schon jetzt haben sich, dem hohen Stand der industriellen Entwicklung auf beiden Seiten entsprechend, die gegenseitigen Handelsbeziehungen so ausgestaltet, daß jedes Land dem andern überwiegend solche Halb- und Ganzfabrikate liefert, die eine Spezialität der eigenen Industrie aus irgendwelchen natürlichen oder auch historischen Gründen darstellen; und gerade im Absatz solcher Spezialitäten spielt die Auflage eines Zolls denn doch keine entscheidende Rolle, läßt sich vielmehr in der Regel nicht allzu schwer durch anderweite Ersparnisse wettmachen. Würden wir also auch in Zukunft vielleicht nur mit noch größeren Preisabschlägen, als in den Jahren 1901 und 1902 dafür bewilligt wurden, unsere Überschüsse an Roheisen und Eisenhalbfabrikaten nach England abstoßen können, so würden doch unsere regelmäßigen Beziehungen, von der Übergangszeit abgesehen, nicht allzu empfindlich leiden, und auch jenes wäre für uns nicht ohne Vorteil, da dann dank dem Schutzzoll die englische Verarbeitungsindustrie nicht mehr durch unsere Kartelle mit billigerem Material als unsere eigene Industrie versorgt werden würde. Dagegen haben die Amerikaner gerade auch in England selbst der englischen Industrie auf ihren eigensten Gebieten den Kampf angesagt: sie importieren Massenartikel, namentlich aber Maschinen, wie sie England selbst zu produzieren pflegt; da kann ein Vorsprung in der Preisstellung, wie ihn ein Schutzzoll gewährt, viel eher verhängnisvoll wirken.

Und ähnlich liegt es gegenüber den Kolonien. Auch da hat Deutschland sich sein Feld nicht so sehr gegen, als hauptsächlich neben England erobert; auch da muß also die englische Industrie mit Hilfe der Bevorzugung sich erst das von uns erschlossene Gebiet zu eigen machen, nicht nur ein bislang von ihr beherrschtes Feld verteidigen, und gerade in weniger entwickelten Ländern, wie es die Kolonien doch noch meist sind, spielen Geschäftsverbindungen eine so gewichtige Rolle, daß dagegen eine Zollbevorzugung nicht leicht aufkommt. Amerika dagegen ist, wie noch

jüngst ein englischer Sachverständiger für Südafrika, Mr. Birchenough, in seinem sehr ausführlichen Bericht über die dortigen Handelsverhältnisse betont, gerade in den eigensten Zweigen englischer Fabrikation als Wettbewerber aufgetreten; gegen ihn bedeutet die Zollbevorzugung nicht nur eine Verschärfung der Angriffswaffen, sondern eine Verstärkung der noch festgehaltenen Position, kommt also eher zur Wirkung.

Denn das eine muß man bei der Erörterung all derartiger Fragen festhalten: es ist schief, wenn in der Gegenwart immer Freihandel und Schutzzoll als grundsätzliche Gegensätze behandelt werden. Der Gegensatz zum Freihandel liegt in der Absperrungspolitik früherer Jahrhunderte, der allerdings auch Schutzzölle — doch nicht so sehr durch ihre Höhe als vielmehr namentlich durch ihre schikanöse Handhabung — dienstbar gemacht wurden; das preußische Zollgesetz von 1818 bedeutet ja gerade darum, trotz seiner Zölle, den Übergang zum Freihandel, weil es mit dem Absperrungssystem aufräumte. Vollends hat in der Gegenwart mit ihren hochentwickelten Transportmitteln der Zoll nur den Charakter einer Spese, und zwar einer unter vielen, deren Bedeutung je nach der Ware wechselt, die durch Ersparnisse an anderer Stelle, insbesondere durch Transportverbilligung, auch ausgeglichen werden kann. Auf solche Spesen, die ja sowieso international verschieden sind, vermag der Handel sich zur Not einzurichten, wenn sie nur nicht immerfort in ihrer Höhe schwanken oder durch unvorhersehbare Schikanen der Berechnung entzogen werden. Stetigkeit der Absatzbedingungen, nicht so sehr Billigkeit ist das Lebenselement alles Handels vollends dann, wenn nicht billigste Massenartikel, sondern feinere Waren in Frage stehen.

Auch ein imperialistisches, durch Zollmauern sich schützendes Größer-Britannien hört also nicht auf, Glied des Weltmarktes zu sein, Gelegenheit zu internationalem Handeln zu geben. Unsere Aufgabe wird es sein, durch langfristige Tarifverträge, bei denen die Länge der Gültigkeit bei weitem wichtiger als die Höhe der Zölle ist, unserm Export die Entfaltungsmöglichkeit zu wahren; nur gegen die Gewährung solcher Verträge dürfen wir den kolonialen Rohprodukten weiterhin das Recht der Meistbegünstigung zugestehen. Dann werden wir aber auch mit Ruhe der weiteren Entwicklung entgegengehen können. Dann wird wahrscheinlich die an sich für uns wünschenswerte Entfaltung der Feinindustrien noch beschleunigt werden. Dann können wir es den Vereinigten Staaten von Amerika überlassen, sich mit England wirtschaftlich auseinanderzusetzen. Sorgen wir aber dafür, daß wir auch den politischen Folgen des englischen Imperialismus nicht ungerüstet gegenüberstehen!





Melusine.

Von

Fritz Lienhard.

Auf einem Felsen, der mit sonderbaren Zacken in die Luft hing, harrte bereits der blasse Vollmond. Die Dämmerung hatte noch nicht ausgeglüht. Der Tag machte Anstalt, sich in allen Wäldern und Nischen zur Ruhe zu legen. Im Tal fuhren beschleunigte Wagen; letzte Beerensucher jodelten auf dem Heimweg die Waldhänge hinunter. Noch einmal stieg die bereits gesunkene Abendglut in breitem Strahlenpurpur empor: die Stirnen der Berge, die nach Westen schauten, wurden angeglüht von tief heraufreichenden Feuerstrahlen.

Danach aber zog sich auch das zurück. Ein Schauer lief durch die kühle Dämmerung der Wälder. Der Vollmond über dem Felsen hob sich aus seinen verwitterten Tannen, ward leuchtend, ward lebendig ...

Dem Vollmond gehörte nun das weite Waldland und die rätselhafte Stille der Nacht.

* * *

Der Wanderer lag zum letztenmal auf seinem Felsen. Dort hatte der Glückliche den Sommer hindurch seltsamste Stunden erlebt: er hatte Zutritt erhalten ins Feenland. Aus Mondglanz und Nebelduft hatte sich dort eine Gestalt geformt, in jeder Nacht, da der Sommermond voll wurde: denn sie brauchte dessen wirkende Kraft. Gewänder rauschten, raschelten — ein leuchtender Kern formte sich darin zum Antlitz — wie Phosphor die Augen, wie Silber die Arme — und in einem Wirbel von spinnwebzarten Gewändern sah er sich umarmt — und eine ganz nahe Stimme sprach zu ihm unsäglich süße Worte.

Übermächtig beglückender Fels der Liebe! Was er auch flüstern und fragen und bitten mochte: ihr herrlich-warmer Mund wußte innigste Antwort. Eine Seele war da neben ihm, Melodie quoll unter ihm aus der Erde auf; es war ein Singen und Verhauchen, aus dem man, wie aus manchen Träumen, frühmorgens mit Tränen erwachte und sich hilflos umsah in der melodielosen Wirklichkeit. Ein Verstehen war's, noch ehe sie einander gefragt; Antwort und Frage stürzten einander jubelnd

in die Arme. Diese Sprache der Liebe hatte alle körperliche Schwere abgestreift; sie schritt nicht mehr, sie flog.

Solche Nacht war auch heute — die letzte Nacht! Silberne, große Nacht! Ewigkeit umrauschte den Felsen, bereit, ihre ausgesandte Feengestalt wieder zu sich zu nehmen . . .

„Noch einmal sag' mir deinen süßen Namen!"

„Melusine."

„Melusine hieß eine Nixe des Waldquells."

„Nimm an, ich sei die Nixe des Waldquells."

„Du bist schöner als alle Quellen des Waldes, du bist tiefer als das Meer! Du bist die Seele der Nacht, bist Anhauch der großen Waldung, bist aller Waldwasser und aller Waldvöglein holdseliger Inbegriff! Nun kenn' ich dich, spät gefundene, unerschöpflich reiche, rätselhafte Waldfee, du ewig geheimnisvolle Fremde jener anderen Welt!"

„Du kennst mich, hast mich gefunden — drum ist meine Sendschaft aus. Ich muß dich heute verlassen" — —

„Nein!"

„Sobald der Tag graut" — —

„Nein! Nein!"

„Ich bin zu dir gekommen, um dir Worte zu bringen aus dem Lande der Melodien" —

„Geh' nicht!"

„Die Ewigkeit ruft!"

„Der Ewigkeit Trotz: ich halte dich fest!"

„O Lieber, alles muß sich bewegen und verwandeln. Herbst harrt hinter den Hügeln — auch für dich!"

„Nicht für Lieb' und Treue! Lieb' und Treue sind ewig!"

„Damit sie ewig seien, muß ich dich verlassen. Aus deinen Augen und Armen muß ich versinken in meinen liebsten Quell!"

„Ich versteh' dich nicht" —

„Du wirst es verstehen, einst, wenn ich nicht mehr bin, wenn nicht mehr deine unruhige Liebe zwischen dir und der Wahrheit steht. Du wirst wandern und mich suchen, mühsam, weit! Ich aber bin tief, tief in meinem liebsten Quell. Und eines Tages wirst du diesen Quell finden — und an jenem Tage wird uns nichts mehr trennen! Lebe wohl, lebe wohl! Mir ist weh wie dir!" . . .

Die Nacht verging . . . Im ersten Frührot zerfloß die Waldfee in Licht, glitt weinend aus seinen Armen, ward ein Gewölk, löste sich auf mit langhin verhauchendem, wehvollem Seufzer . . . „Lebe wohl!"

Auf dem Felsen saß er allein. Er stützte den Kopf in beide Hände, starrte mit nassen Augen hinab in die leere Welt.

In großer Pracht ging rund umher der Tag auf. Die Waldung erhob sich aus ihrem Schlummer und rauschte gewaltig. Wagen fuhren wieder ins Tal; Menschen zogen jodelnd in ihre Berge; das Land leuchtete weit hinaus im erquickenden Tau, den die wundertätige Nacht gespendet hatte.

* * *

Er zog aus, wanderte und suchte — mühsam, weit! ...

Er durchforschte die Natur und durchforschte den Geist. Er durchwanderte mit immer blasserem Gesicht Welt und Büchereien und fragte immer dringlicher nach dem Unerreichbaren. „Weiß einer von euch, Nachbarn, wo das Höchste, das Liebste in einem Quell wohnt, in einem singenden Quell?“ Sie lächelten und fragten zurück: „Sage du uns zuvor, Fremdling: was ist das Höchste, was ist das Liebste?“ Er formte die Frage besser, wie er meinte; er fragte, ob sie Kundschaft hätten von der verschollenen Stimme der Vollmondnacht, von der vergessenen Königin der Schöpfung? Kein Zeitgenosse hatte von solch wunderlichen Dingen Kunde; sie zuckten die Achseln und hasteten dann eilends weiter, um die verlorene Zeit einzuholen.

Er aber zog sich zurück und ward einsam.

Und eines Tages kam seine Stunde! Eines Tages fand er den Quell, fand er aller Poesie und Melodie heilige Wohnung, fand er Melusine!

Er ging eines Abends nach strenger, treuer Arbeit langsam und still einen Waldberg hinauf. Über dem Tal sah er gedankenvoll einen Felsen ragen, der in die Luft hing wie jener unvergeßliche Zackenfels von ehedem — — da blieb er jählings stehen, erschüttert vom Gedanken der Erkenntnis, getroffen wie von einem Schlag. Er griff ans Herz. Deutlich war da drin eine Stimme, eine ganz nahe, leise Stimme, wundersam süß, wonnevoll wohlbekannt!

„Melusine —?!“

„Ja, ich bin's.“

Tränen brachen aus des Wanderers heißen Augen. Er mußte sich am Baum stützen, ermattet von jahrelanger Arbeit, zitternd von der Freude des Fundes.

„Ich hab' dich gesucht ein Jahrzehnt und mehr! Bist du denn nun bei mir, Melusine?!“

„Immer war ich bei dir, Trauter!"

„Aber du sagtest doch" —

„Daß ich in meinem liebsten Quell versinken müsse" — —

„Und dein liebster Quell —?"

„Fragst du noch, du liebster Tor?!"

„So bist du nur verschwunden, um" — —

„Um in dich einzusinken! Deinen Armen entglitten, um in deinem Herzen lebendig zu werden! Hast du mich denn nicht gehört, wie ich pochte, wie ich sprach? Und du horchtest nur nach außen und konntest nicht stille sein! Nun aber hast du mich! Nun bin ich wahrhaft und ewig dein! Nun bin ich deiner Stimme Schwester und deiner Seele allertrauteste Gesellin! Und nie mehr scheid' ich von dir, bis deine Stimme diese Felsenkammer verläßt, in der wir nun beide wohnen, du und deine Waldfee, eins für immer, für ewig!" . . .

* * *

Als dieser glückselige Quellfinder aus den Bergen herabkam, blieben die Leute vor Verwunderung stehen, riefen sich leise zu und sagten: „Seht ihr ihn, wie sein Gesicht strahlt? Was horcht dieser Mann in sich hinein und lächelt dann wieder aus sich heraus? Bringt er ein Geheimnis mit aus unseren Wäldern?"



Der Geiger.

Die Wiesen werden dunkel
Und dunkel wird der Tann,
Die weißen Abendnebel
Treten den Reigen an.

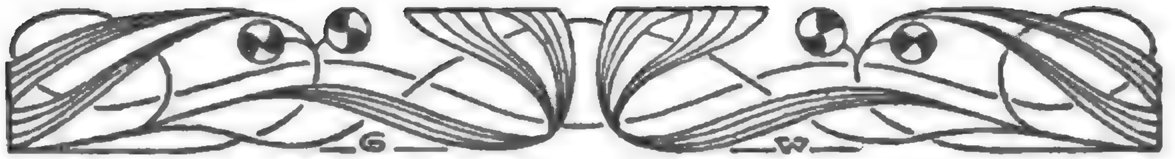
Die weißen Abendnebel
Steh'n feierlich und starr,
Sie warten auf den Spielmann;
Ihr Spielmann ist ein Narr.

Er ist der Narr des Dorfes,
Ein Spott für Jung und Alt;
Nachts schleicht er mit der Geige
Hinunter in den Wald.

Und sind die Wiesen dunkel,
Und dunkel rings der Tann,
Dann setzt der stumme Geiger
Den Zauberbogen an.

Er spielt — es ist ein Schluchzen —
Das klingt so weh und wund;
Die Geige ist sein Herze,
Die Geige ist sein Mund.

Prag. Oskar Wiener.



Bayern und das Reich.

Von

* * *

I.

Die vor einem Menschenalter erfolgte Wiedererrichtung des Deutschen Reiches war nicht bloß das wichtigste Ereignis der neueren deutschen Geschichte, sondern auch einer der bedeutsamsten Vorgänge auf dem Gebiete der europäischen Politik während des 19. Jahrhunderts. Dadurch, daß in der Mitte von Europa in dem geeinigten Deutschland ein mächtiges Reich entstand, wurden die bisherigen Grundlagen der europäischen Politik und die Stellung der verschiedenen europäischen Großmächte zu einander sehr erheblich verändert. Die Wirkung der Einigung des deutschen Volkes machte sich aber auch sehr bald über Europa hinaus geltend, weil sich das Deutsche Reich nicht darauf beschränkte und beschränken konnte, nur in Europa eine maßgebende Rolle zu spielen, sondern sich gezwungen sah, überseeische Kolonien zu erwerben und neben England, Rußland, Nordamerika und Frankreich als Weltmacht aufzutreten.

Es ist begreiflich, daß die staatsrechtlich-politische Einigung der sämtlichen deutschen Staaten mit Ausnahme von Österreich unter Führung Preußens und die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich in ganz Deutschland mit Jubel begrüßt wurde. Die Freude über die im norddeutschen Bunde begonnene und im Deutschen Reiche vollendete Einigung Deutschlands war um so größer, als der in den Jahren 1848 und 1849 mit Begeisterung unternommene Versuch, aus dem lose gefügten und den wirtschaftlichen, politischen und nationalen Bedürfnissen des deutschen Volkes in keiner Weise genügenden deutschen Bunde einen festorganisierten Bundesstaat zu machen, aus verschiedenen Gründen mißglückt war, nach diesem Mißerfolge aber begreiflicherweise in den nationalgesinnten Kreisen tiefe Entmutigung Platz gegriffen hatte.

Aber so groß auch der Jubel über das wiedererstandene Deutsche Reich in allen Teilen uud Kreisen des deutschen Volkes war, so waren

doch auch leider Parteien vorhanden, die in diesen Jubel nicht einstimmten. Die Großdeutschen, welche die Einheit Deutschlands mit und unter Österreich erstrebt hatten, söhnten sich allerdings, soweit sie überhaupt national gesinnt waren und nicht das Großdeutschtum nur als Deckmantel für partikularistische und ultramontane Bestrebungen betrachtet hatten, sehr bald mit der infolge der Kriege von 1866 und 1870/71 eingetretenen Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland aus. Dagegen standen drei Parteien von vornherein dem neuen Reiche mehr oder minder ablehnend und feindlich gegenüber: die Sozialdemokraten, die Partikularisten und die Ultramontanen.

Daß die Sozialdemokraten bei ihrer internationalen Richtung und bei ihrer Gegnerschaft gegen die monarchische Staatsform von Anfang an das trotz der bundesstaatlichen Organisation monarchischen Charakter an sich tragende Reich mit ihrem Hasse verfolgten, ist erklärlich.

Was die in verschiedenen Schattierungen auftretenden Partikularisten anlangt, so mögen hier zunächst erwähnt werden die Welfen in Hannover und die hessische Rechtspartei, welche in verkehrter Anhänglichkeit an unhaltbar gewordene Zustände der neuen Gestaltung der Dinge in Deutschland Widerstand zu leisten sich verpflichtet fühlten und noch fühlen. Eine Gefahr für das Reich bilden aber diese allmählich verschwindenden Parteien schon wegen ihrer bloß lokalen Bedeutung und dann auch deshalb nicht, weil sie durch die mächtige Hand Preußens niedergehalten werden.

Ebenso haben auch die württembergischen Partikularisten keine größere Bedeutung. Man kann daher auch der württembergischen Volkspartei ihre demokratischen Schrullen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß daraus dem Reiche eine Gefahr entstehen werde.

Weitaus die größte Bedeutung hat der bayerische Partikularismus, doch würde diese nicht so groß sein, wenn nicht in Bayern der Partikularismus in so inniger Verbindung mit dem Ultramontanismus stände, durch welche er erst Dauer und Halt bekommen hat. Daß der Ultramontanismus, der die Herrschaft der Kirche über den Staat anstrebt und bei dem, wie die Haltung des Zentrums in der Polenfrage zeigt, nationale Gefühle erst in zweiter Linie in Betracht kommen, einem kräftigen deutschen Staatswesen zum mindesten kühl gegenüberstehen muß, ist um so verständlicher, als die nationale Einigung in Deutschland von Preußen ausgegangen ist, das als wesentlich protestantischer Staat von den Ultramontanen mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet wird. Es lag deshalb in der Natur der Sache, daß in Bayern Partikularismus und Ultramontanismus von Anfang an Hand in Hand gingen.

Wie sich die ultramontan-partikularistische Richtung in Bayern zum Reiche stellen werde, zeigte sich bereits bei Beratung der Versailler Verträge vom 23. Oktober 1870 im Landtage. Allerdings erklärte die Reichsratskammer, obwohl auch in dieser Kammer partikularistische und ultramontane Elemente nicht fehlten, am 30. Dezember 1870 mit 37 gegen 3 Stimmen ihre Zustimmung zu den Verträgen. Dagegen bot in der Abgeordnetenkammer die sogenannte Patriotenpartei alles auf, um die Annahme der Verträge und damit den Eintritt Bayerns in das Reich zu hintertreiben. Erst am 21. Januar 1871 gelang es, die Abgeordnetenkammer zu bewegen, daß sie mit 102 gegen 48 Stimmen (sechs Stimmen über die erforderliche Zweidrittelmehrheit) ihr Einverständnis mit den Verträgen erklärte. Nur blinder Haß gegen das protestantische Preußen konnte die Patriotenpartei, aus der später das bayerische Zentrum hervorgegangen ist, zu einer derartigen Haltung veranlassen. Denn es war klar, daß, ganz abgesehen von allen nationalen Erwägungen, für Bayern der Anschluß an das Reich eine politische und namentlich auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit war. Dazu kam noch, daß Bayern in dem bayerischen Bündnisvertrage eine weitgehende Sonderstellung und umfassende Sonderrechte eingeräumt worden waren, um ihm den Eintritt in das Reich zu erleichtern.

Wenn unter dem Eindrucke der unvergleichlichen Siege, die das deutsche Heer, zu dem auch die bayerische Armee gehörte, und unbeirrt durch die gewaltige nationale Strömung, die damals das deutsche Volk ergriffen hatte, die partikularistisch-ultramontane Partei, welche Anhänger in allen Kreisen des bayerischen Volkes zählte, sich nicht scheute, gegen den Eintritt Bayerns in das Reich erbitterten Widerstand zu leisten, so ließ sich nicht erwarten, daß sich in Bayern das ganze Volk an dem weiteren Ausbau des Reiches mit Eifer und Freude beteiligen werde. Allerdings hat auch in Bayern der Reichsgedanke im Laufe des letzten Menschenalters mehr und mehr Boden gewonnen, andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß sich die partikularistischen und ultramontanen Elemente des bayerischen Volkes dem Reiche immer noch, wenn nicht geradezu feindselig, so doch ablehnend gegenüber verhalten. In welcher Weise sich diese Haltung zeigt, wird später noch genauer darzulegen sein, zuerst sind hier die Gründe des starken bayerischen Partikularismus klarzulegen.

Der bayerische Partikularismus hat zunächst seinen Grund in dem durch Stammeseigentümlichkeiten, dann durch die Verschiedenheit der politischen, sozialen und geistigen Entwicklung hervorgerufenen Gegensatze

zwischen Süddeutschland und Norddeutschland und der dadurch veranlaßten Abneigung der Süddeutschen gegen die Norddeutschen im allgemeinen und die selbstbewußt auftretenden Preußen im besonderen. Daß bei dieser Abneigung auch der Neid eine gewisse Rolle spielt, ist zweifellos und auch begreiflich, da bis zur Reformation die süddeutschen Stämme politisch und geistig die führenden waren, während seit dieser Zeit der Schwerpunkt sich in der einen wie andern Hinsicht mehr und mehr nach dem Norden verschoben hat.

Daß in Bayern dieser Partikularismus am schärfsten zutage tritt, ist schon aus dem Grunde erklärlich, weil Bayern der größte süddeutsche Staat ist und Bayern zeitweise nicht bloß in der deutschen Politik, sondern selbst in der europäischen Politik eine gewisse Rolle gespielt hat. Namentlich fällt ins Gewicht, daß Bayern wiederholt die Gelegenheit gehabt hat, dauernd die politische Führung der sämtlichen deutschen Stämme zu erlangen. Die Wittelsbacher ließen sich aber durch die Habsburger bei Seite schieben, bis es schließlich der Klugheit und Tatkraft der Hohenzollern gelang, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen.

Es ist vielleicht nicht bloß im bayerischen, sondern auch im deutschen Interesse zu bedauern, daß Bayern es nicht verstanden hat, die Herrschaft über die vom bayerischen Volksstamme bewohnten deutsch-österreichischen Länder sich zu erhalten und sich auf diese Weise die Grundlage zu einer Machtstellung zu verschaffen, welche ihm mit Notwendigkeit die Führerrolle in Deutschland gesichert hätte.

Da jedoch die Entwicklung eine andere gewesen ist, hilft es jetzt nichts mehr, sich über die versäumten Gelegenheiten den Kopf zu zerbrechen und dem glücklicheren Nebenbuhler zu grollen. Andererseits ist es aber begreiflich, daß die Erinnerung an die Rolle, welche Bayern zeitweise gespielt hat, und der Unmut darüber, daß Bayern nicht die machtvolle Stellung hat, die es haben könnte, eine partikularistische Gesinnung begünstigt.

Der Gegensatz zwischen Süddeutschland und Norddeutschland, bezw. zwischen Bayern und Preußen war bis zu einem gewissen Grade wenigstens schon zu Zeiten des alten deutschen Reiches vorhanden. Er war aber lange Zeit zurückgedrängt durch den mehrere Jahrhunderte sich geltend machenden Gegensatz zwischen den Häusern Wittelsbach und Habsburg, der namentlich auch Ursache war, daß zu Reichszeiten Bayern wiederholt im Bunde mit Frankreich Österreich bekriegte, nämlich unter Kurfürst Max Emanuel während des spanischen Erbfolgekrieges im Anfange des 18. Jahrhunderts, unter Karl Albert während des österreichischen Erbfolgekrieges in der

Mitte des 18. Jahrhunderts und endlich unter Kurfürst Maximilian IV., Josef, dem späteren König Maximilian I. zu Zeiten Napoleons.

Die Gründe für diesen Anschluß Bayerns an Frankreich lagen in dem Wettbewerb der Häuser Habsburg und Wittelsbach um die Vorherrschaft nicht bloß in Süddeutschland, sondern im ganzen Reiche, ein Wettbewerb, der so alt ist, wie der habsburgische Donaustaat selbst, der ja in der Hauptsache auf Kosten des Herzogtums Bayern gegründet und erweitert wurde. Die Habsburger versuchten daher stets, nicht bloß jeden Machtzuwachs des bayerischen Herzogtums zu verhindern, sondern strebten auch wiederholt danach, die bayerischen Stammlande der Wittelsbacher an sich zu bringen, was ihnen ja in Bezug auf einzelne Teile davon auch tatsächlich gelungen ist.

Dieser Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach veranlaßte Bayern im 17. Jahrhundert, gegen die Habsburger, die auch das Gewicht und die Macht der Kaiserwürde in die Wagschale ihrer territorialen Interessen zu werfen vermochten, einen Rückhalt an dem Rivalen des Hauses Habsburg, an Frankreich zu suchen, dessen Könige und Staatsmänner von Franz I. an die ganz begreifliche Absicht verfolgten, das Haus Wittelsbach gegen das Haus Habsburg auszuspielen. Die Wittelsbacher, deren Vorfahren die Festsetzung und Ausbreitung der Habsburger in der Ostmark hatten geschehen lassen und infolge häuslicher Zwistigkeiten es nicht hatten erreichen können, daß Bayern zur führenden und maßgebenden Macht in Deutschland geworden war, wollten im 17. und 18. Jahrhundert durch die Verbindung mit Frankreich das Versäumte nachholen. Erreicht wurde freilich das Erstrebte nicht. Die franzosenfreundliche Politik Bayerns konnte auch den gewünschten Erfolg nicht haben. Nur durch eigene Kraft kann ein Staat sich eine ausschlaggebende Stellung erringen. Die Anlehnung eines schwächeren Staats an ein nicht die gleichen nationalen Ziele verfolgendes Staatswesen kann dem ersteren niemals dauernde Vorteile bringen, weil der stärkere Staat den schwächeren nur soweit unterstützen wird, als es in seinem eigenen Interesse liegt. Nicht um an die Stelle eines mächtigen Österreichs ein ebenso starkes Bayern zu setzen und um den Wittelsbachern die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie im Besitze der deutschen Kaiserkrone die Kräfte des deutschen Volkes einheitlich zusammenfaßten, hat Frankreich Bayern bei dessen gegen Österreich gerichteter Politik unterstützt. Es wollte lediglich durch die Verbindung mit Bayern seinen gefährlichsten Rivalen in Europa, Österreich, in Schach halten und die ausschlaggebende Macht in Europa werden und bleiben. Außerdem war die Verbindung mit

Bayern eine Folge der Politik der Einmischung in die inneren Verhältnisse Deutschlands, die Frankreich Jahrhunderte lang mit Zähigkeit verfolgte, um die Einigung und Wiedererstarkung des durch konfessionelle Zwistigkeiten zerrissenen Deutschen Reiches zu verhindern.

Beide Ziele hat auch Frankreich in der Hauptsache erreicht. Dagegen hat Bayern namentlich unter Max Emanuel zur Genüge erfahren, welche traurige Folgen es für einen Staat hat, der lediglich auf die Hilfe fremder, ihre eigenen Interessen verfolgenden Bundesgenossen angewiesen, nicht selbst die Kraft besitzt, sich seiner Feinde zu erwehren. Schließlich fand die franzosenfreundliche, auf eine führende Stellung im Reiche abzielende Politik Bayerns ihren Abschluß in dem demütigenden Frieden von Füssen im Jahre 1743, zu welchem Maximilian III. Josef, dessen Vater Karl Albert im Bunde mit Frankreich Österreich bekriegt hatte, sich gezwungen sah.

Wenn trotzdem Bayern zur Zeit Napoleons I. abermals im Bunde mit Frankreich gegen Österreich Krieg führte, so lagen damals die Verhältnisse insofern anders, als Bayern im Interesse seiner Selbsterhaltung gezwungen war, sich an Frankreich anzuschließen. Es ist auch zweifellos, daß dieser Anschluß Bayern gewisse Vorteile, wie die Erhebung zum Königreich und eine nicht unerhebliche Vergrößerung und Abrundung seines Gebiets gebracht hat. Andererseits ist freilich nicht zu übersehen, daß die Wittelsbacher, als sie sich im 17. und 18. Jahrhundert an Frankreich anschlossen, nicht bloß eine Vergrößerung ihres Gebiets, sondern auch die führende Rolle in Deutschland und damit zugleich eine bedeutsame Stellung in Europa anstrebten, während man nicht behaupten kann, daß der Mittelstaat Bayern im 19. Jahrhundert trotz seiner Vergrößerung und trotz seiner Erhebung zum Königreich das mächtige Staatswesen geworden ist, das die Wittelsbacher während mehrerer Jahrhunderte zu schaffen bemüht waren.

Vom nationalen Standpunkte aus ist aber die lange dauernde Verbindung Bayerns mit Frankreich namentlich deshalb so sehr zu bedauern, weil durch sie Bayern den nationalen Interessen entfremdet wurde und infolge dessen der bayerische Partikularismus längere Zeit eine gradezu antinationale Färbung erhielt. Hat man sich doch zur napoleonischen Zeit in Bayern nicht damit begnügt, die politische Verbindung mit Frankreich als eine durch den Zwang der Verhältnisse gebotene traurige Notwendigkeit zu betrachten, sondern versucht, sie als eine durchaus naturgemäße Erscheinung damit zu erklären, daß die Bayern gar nicht deutschen Stammes, sondern Nachkommen der keltischen Bojer seien.

Diese Richtung wurde freilich später wieder verlassen, und zwar hat zu dieser Wendung zweifellos die deutsche Gesinnung Königs Ludwig I. sehr erheblich beigetragen. Der bayerische Partikularismus selbst wurde aber hierdurch in seinem Wesen nicht berührt, im Gegenteil entwickelte er sich seit Anfang des vorigen Jahrhunderts erst recht, und zwar aus durchaus begreiflichen Gründen. Sehen wir doch die gleiche Erscheinung in anderen deutschen Staaten, die auf den Trümmern des alten deutschen Reiches entstanden sind.

Die Zustände in den kleineren Territorien waren in den letzten Zeiten des Bestandes des alten deutschen Reiches durchweg so trostlos, daß die Vereinigung derselben zu einem größeren Staatswesen, bezw. mit einem solchen für die meisten von ihnen gradezu eine Erlösung war, zumal in allen durch die Mediatisierungen und Säkuarisierungen im Anfange des vorigen Jahrhunderts gebildeten oder vergrößerten Staaten sofort Gesetze erlassen und Einrichtungen geschaffen wurden, welche die Förderung des wirtschaftlichen Wohlstandes und die Besserung der sozialen Verhältnisse bezweckten. Es ist daher sehr begreiflich, daß sich die Angehörigen der ehemaligen geistlichen, reichsstädtischen, reichsritterschaftlichen usw. Territorien bald mit den neuen Verhältnissen aussöhnten und daß sich, von Preußen ganz abgesehen, namentlich auch in den größeren Mittelstaaten ein besonderer bayerischer, württembergischer, sächsischer usw. Partikularismus entwickelte, der in lächerlicher Großmannssucht nicht selten auch als bayerisches, sächsisches oder württembergisches Nationalgefühl bezeichnet wurde.

Daß gerade in Bayern dieser Partikularismus mit besonderer Schärfe sich geltend machte, ist ebenfalls begreiflich. Das Kurfürstentum Bayern, das alte Wittelsbachische Stammland, an das sich als dem festen Kerne die verschiedenen von den Wittelsbachern im Anfange des 19. Jahrhunderts erworbenen fränkischen und schwäbischen Territorien anschlossen, bildete mit Rücksicht auf seine Geschichte, seine Größe und seine Geschlossenheit, wie seinen ausgeprägten politischen und ethnographischen Charakter so sehr das Hauptland, daß die mit ihm vereinigten, in jeder Hinsicht sehr buntscheckigen Neuerwerbungen sehr rasch zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen. Dazu kam, daß der Erlaß der Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 diese Verschmelzung wesentlich beförderte und in den einzelnen in Bayern vereinigten Stämmen und Stammesteilen das Gefühl der Befriedigung über die Zugehörigkeit zu einem modernen konstitutionellen Staatswesen erweckte. Daß die bayerische Verfassung Gewissensfreiheit einräumte, hat namentlich auch dazu beigetragen, daß sich die pro-

testantischen an Bayern gefallenen Territorien rasch mit ihrem Schicksal aussöhnten.

Während in den Territorien des alten deutschen Reiches immer noch, wenn auch oft nur schwach, das Bewußtsein vorhanden war, daß sie Glieder eines größeren nationalen Staatswesens bildeten, war dieses Gefühl in den nach dem Untergang des alten Reiches gebildeten Mittelstaaten völlig verloren gegangen und konnte ihnen auch durch die Verbindung im deutschen Bunde nicht wieder zum Bewußtsein gebracht werden. Welches Selbstbewußtsein bei den Regierungen der während der napoleonischen Zeit („von Napoleons Gnaden") groß gewordenen Mittelstaaten vorhanden war, zeigte sich sofort, als nach der Niederwerfung Napoleons wieder eine nationale Verbindung der deutschen Staaten erfolgen sollte. Namentlich haben sich Bayern und Württemberg in dem sie berauschenden Gefühle der neuerworbenen Souveränität gegen jede Bundesverfassung gewehrt, welche ihrer souveränen Herrlichkeit hätte Abbruch tun können. Allerdings hat später Bayern sehr energisch an der Gründung des die wirtschaftliche Einigung Deutschlands anbahnenden Zollvereins teilgenommen. Dagegen verhielt sich die bayerische Regierung gegenüber allen Bestrebungen, die auf eine straffere politische Einigung der deutschen Staaten gerichtet waren, stets sehr kühl und gab der nationalen Strömung nur so weit nach, als unvermeidlich war.

Im Zusammenhange mit dieser Entwicklung des Partikularismus und eines gesteigerten Selbstbewußtseins in Bayern stand eine merkwürdige Änderung in der Stellung Bayerns zu Österreich. Die Gefahr, welche noch Ende des 18. Jahrhunderts von Österreich her für die politische Selbständigkeit Bayerns gedroht hatte, schien jetzt für immer beseitigt. Im Gegenteil konnte Bayern hoffen, in Österreich, das ja schon auf dem Wiener Kongreß der von Preußen angestrebten strafferen politischen Zusammenfassung der deutschen Staaten entgegengetreten war, Unterstützung gegen jede Beeinträchtigung seiner durch derartige Bestrebungen angeblich oder wirklich bedrohten Selbständigkeit zu finden. Die bayerische Regierung ging daher in der Frage der Bundesreform in der Regel mit der österreichischen Regierung Hand in Hand.

Im bayerischen Volke selbst aber machten sich allmählich die Erinnerung an die Stammesverwandtschaft und der Einfluß der vielfachen nachbarlichen Beziehungen geltend und ließen die vielen Unbilden vergessen, die Bayern Jahrhunderte lang von Österreich erlitten hatte, wie auch vergessen wurde, daß Bayern seine Selbständigkeit den Aufsaugungsgelüsten Österreichs gegenüber lediglich Preußen zu danken hatte. Dazu

kam noch die Gemeinschaftlichkeit der Konfession. Wie Preußen als die protestantische Vormacht in Deutschland betrachtet wurde, so galt Österreich, das sich ja auch mit dem Konkordate vom Jahre 1855 der katholischen Kirche vollständig auslieferte, als Hort des Katholizismus. Es ist daher begreiflich, daß sich Bayern mit seiner überwiegend katholischen Bevölkerung zu Österreich hingezogen fühlte. Unter diesen Umständen war es auch selbstverständlich, daß Bayern im Kriege des Jahres 1866 auf der Seite Österreichs stand.

Der für Preußen siegreiche Ausgang des Krieges veränderte freilich auch für Bayern die Sachlage sehr wesentlich. Nach Auflösung des deutschen Bundes hatten die bisherigen, auf der Zugehörigkeit zum Bunde beruhenden Beziehungen Bayerns zu Österreich ihre innere Berechtigung verloren, und da Bayern weder politisch noch wirtschaftlich isoliert bleiben konnte, so schloß die bayerische Regierung gleichzeitig mit dem Friedensvertrag mit Preußen das bekannte Schutz- und Trutzbündnis und trat dem am 8. Juli 1867 abgeschlossenen neuen Zollvereinsvertrage bei.

Auch in einem Teil des bayerischen Volkes vollzog sich eine Änderung in der Stellung zu Österreich; die entsetzliche Niederlage, welche dieser Staat erlitten hatte, ließ erkennen, daß er für Bayern keine Stütze sein könne. Andererseits freilich zeigte sich bei der Beratung des neuen Zollvereinsvertrages vom 8. Juli 1867 im Landtage im Herbst 1867, welche starke partikularistische und antipreußische Richtung in gewissen Kreisen trotzdem vorhanden war, da es dem Ministerium Hohenlohe nur mit Mühe gelang, in der Reichsratskammer die Annahme der Regierungsvorlage durchzusetzen.

Dieselbe Erscheinung trat bei den im Februar 1868 erfolgenden Wahlen zum Zollparlamente zu Tage, da bei ihnen die sogenannte Patriotenpartei von 48 Bayern zustehenden Mandaten die Mehrzahl, nämlich 26, eroberte. Diesen Erfolg erzielte die Partei dadurch, daß sie den konfessionellen Gegensatz zwischen Süddeutschland und Norddeutschland scharf betonte und dem Volke vorpredigte, daß Bayern aus einer Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der Verlust seiner Selbständigkeit und die „Verpreußung“ drohe.

Daß es sich aber bei diesem Wahlergebnis nicht um ein zufälliges Ereignis handelte, bewies der Ausfall der Abgeordnetenwahlen im Jahre 1869, bei welchen die ultramontan-partikularistische Partei, das spätere Zentrum, die Majorität erhielt. Seitdem hat auch diese Partei sowohl im Landtage wie auch im Lande eine einflußreiche und vielfach selbst ausschlaggebende Rolle gespielt. Wenn sie auch weder die Beteiligung

Bayerns an dem deutsch-französischen Kriege noch den Eintritt Bayerns in das Reich hat verhindern können, so hat sie wenigstens alles getan, um beide Ereignisse unmöglich zu machen. Ebenso hat sie, seitdem Bayern dem Deutschen Reiche angehört, alles aufgeboten, um die Stärkung des Reiches und den weiteren Ausbau der Reichseinrichtungen hintanzuhalten. Allerdings waren auch in dieser Hinsicht ihre Erfolge keine durchschlagenden; immerhin hat sie die Haltung der bayerischen Regierung dem Reiche gegenüber oft genug beeinflußt und der Stellung Bayerns im Reiche einen Charakter aufgeprägt, der für national Gesinnte nichts weniger als wohltuend zu wirken geeignet ist.

Jeder auf Stärkung der Reichsgewalt gerichteten Maßregel hat die partikularistisch-ultramontane Partei entschiedenen Widerstand entgegengesetzt, jede Erweiterung der Zuständigkeit des Reichs wurde, so berechtigt sie sich auch darstellen mochte, von vornherein abgelehnt, und an jedem Sonderrechte und jeder Sonderstellung Bayerns wurde nur deshalb hartnäckig festgehalten, um dadurch die Abneigung gegen das Reich und die Reichseinrichtungen an den Tag zu legen.

Unzweifelhaft hat in einem Bundesstaate ein gewisser Partikularismus seine innere Berechtigung. Wenn in den größeren deutschen Staaten — die Kleinstaaten kommen ja hier nicht in Betracht — das Streben sich geltend macht, ihre Sonderart tunlichst zu erhalten und in ihrer Selbständigkeit nur so weit beschränkt zu werden, als dies im Gesamtinteresse unbedingt geboten ist, und wenn gerade in Bayern dieses Streben besonders stark zu Tage tritt, so läßt sich dagegen nicht viel einwenden. Dagegen muß mit Entschiedenheit verlangt werden, daß bei der Regierung und in der Bevölkerung eines jeden Einzelstaates stets das Gefühl lebendig ist, daß die Einzelstaaten Glieder eines größeren nationalen Ganzen sind und welche Vorteile sie aus der Zugehörigkeit zum Gesamtstaate ziehen.

Die bayerischen Partikularisten können nicht stark und oft genug betonen, welche Einbuße Bayern an Selbständigkeit und Unabhängigkeit durch seinen Eintritt in das Reich erlitten hat, während sie davon schweigen, welche politischen, wirtschaftlichen und selbst finanziellen Vorteile Bayern aus seiner Zugehörigkeit zum Reiche zieht. Als isoliertes Staatswesen würde Bayern kaum existieren, jedenfalls aber in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht kein befriedigendes Dasein führen können. Als Mitglied des Reiches dagegen nimmt Bayern an allen den Vorteilen teil, die ein so mächtiges Staatswesen wie das Reich seinen Mitgliedern zu gewähren vermag. Außerdem üben aber die bayerische Regierung und das bayerische Volk unmittelbar und mittelbar einen nicht zu unter-

schätzenden Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches aus. Daraus ergibt sich für Bayern ein Machtzuwachs, durch den die Minderung seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit reichlich aufgewogen wird. Auch in Bayern wird die partikularistische Strömung im Laufe der Zeit an Stärke verlieren, und in allen Schichten des bayerischen Volkes wird sich mehr und mehr die Überzeugung Geltung verschaffen, daß die Zugehörigkeit Bayerns zum Reiche eine ebenso unabänderliche wie erfreuliche Tatsache ist. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, daß der Partikularismus in Bayern noch sehr stark ist und daß namentlich auch in den Hofkreisen die Zugehörigkeit Bayerns zum Reiche doch bis zu einem gewissen Grade als eine lästige Notwendigkeit empfunden wird, der man sich eben nicht entziehen kann.

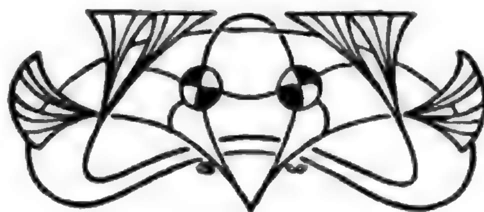
Es ist eine psychologisch durchaus begreifliche Erscheinung, daß die Wittelsbacher, welche berufen waren, die erste Rolle in Deutschland zu spielen, eine gewisse Wehmut und Bitterkeit darüber empfinden, daß sie auf die zweite Stelle herabgedrückt wurden und den Hohenzollern den Vorrang lassen mußten. Doch wird sich auch hier die Wirkung der alles heilenden Zeit geltend machen. Die Wittelsbacher werden einsehen, daß, nachdem es ihnen nicht vergönnt war, an die Spitze von Deutschland zu gelangen, es für sie jedenfalls eine erstrebenswertere Aufgabe ist, den zweitgrößten Staat des Deutschen Reiches zu regieren, als einen auf sich selbst angewiesenen Mittelstaat zu beherrschen, der bei den heutigen politischen Verhältnissen keine maßgebende Rolle spielen kann. Vorläufig ist aber mit der Tatsache zu rechnen, daß eine warme Hingabe an das Reich und eine so starke nationale Begeisterung, wie sie z. B. im badischen Fürstenhause zu finden ist, am bayerischen Hofe noch nicht bemerkbar ist, wenn auch in Bezug auf die Bayern obliegenden Bundespflichten die Haltung des bayerischen Hofes wie der bayerischen Regierung stets eine durchaus korrekte war.

Die Haltung des Hofes in Bezug auf nationale Gesinnung trägt natürlich dazu bei, den Partikularismus auch in anderen Kreisen zu stärken.

Wie stark der Partikularismus in Bayern noch ist, beweist auch die Tatsache, daß die bayerische Regierung von Zeit zu Zeit ihre Treue gegen Kaiser und Reich ausdrücklich versichert, wie dies z. B. seitens des Ministerpräsidenten gelegentlich der großen Staatsdebatte in der Abgeordnetenkammer im Oktober 1903 geschehen ist. Wenn eine so selbstverständliche Sache, wie die Verpflichtung Bayerns, treu zum Reiche zu stehen, mit solcher Emphase betont wird, so kann dies lediglich seinen Grund darin haben, daß man in gewissen Kreisen geneigt ist, das Reich als einen

lose gefügten Staatenbund zu behandeln, dem die deutschen Einzelstaaten nur so lange als Mitglieder angehören, als sie es für angezeigt erachten.

Das Vorhandensein einer starken partikularistischen Strömung in Bayern zeigt sich auch im bisherigen Verhalten der liberalen Partei. Obwohl diese Partei vor allem auch die nationalen Elemente in sich schließt, ist sie in allen nationalen Fragen stets sehr vorsichtig aufgetreten, namentlich hat sich die liberale Fraktion in der Abgeordnetenkammer oft genug, vor allem bei der Frage der Aufrechthaltung der bayerischen Reservatrechte, ebenso partikularistisch geberdet wie das Zentrum. Es mag sein, daß dies bei den Liberalen im Landtag durch das Streben veranlaßt wurde, sich eine doch nicht vorhandene Regierungsfähigkeit zu erhalten. Mag aber die Sache in dieser Beziehung liegen wie sie will; jedenfalls ist die vorsichtige Haltung der liberalen Partei ein Beweis dafür, daß die partikularistische Strömung in Bayern sehr stark ist und daß auch die Liberalen auf die Strömung Rücksicht nehmen zu müssen glauben und der Ansicht sind, daß die Strömung besonders deshalb nicht so leicht bekämpft werden kann, weil sie weiterhin, wie bereits hervorgehoben, durch den Ultramontanismus gestützt und getragen wird. (Schluß folgt.)



Ruhe in Gott.

Ferne, stille, weite Wasser,
Schweigen im entlaubten Hain,
An den Küsten fern ein blasser,
Letzter Abendwiderschein.

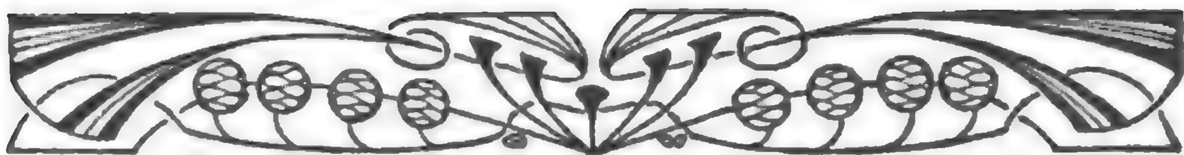
Blauer Höhen sanfte Züge
In des Spätherbstabends Duft;
Rascher Wandervögel Flüge
Droben in der stillen Luft.

In der Tiefe dumpf erbrausend
Branden der bewegten See —
Durch die Seele lang ergrausend
Zieht ein zagend Heimatsweh.

Herz, was suchst in weiter Ferne
Deiner Sehnsucht Ungestüm?
Droben leuchten Gottes Sterne —
Wo du weilst, du weilst in ihm!

Welcher Stern dich auch geboren,
Welche Zukunft auch dein Los,
Unvergessen, unverloren
Ruhst du in des Ew'gen Schoß.

Aus: Julius Lohmeyer, Gesammelte Dichtungen. Berlin, W. Vobach & Ko.



Heimatschutz.

Von

Carl Johannes Fuchs.

Heimatschutz! — Das Wort stammt von Professor Rudorff, in dessen kleiner Schrift „Heimatschutz"[1]) ein weißhaariger Mann aus warmem Herzen und mit jugendlichem Feuer gegen die Verunglimpfungen unserer Heimat zu Felde zieht. Die Sache wird seit Jahren von verschiedenen Stellen aus mit Eifer und wachsendem Erfolge betrieben: Schultze-Naumburg hat uns in seinen „Kulturarbeiten" in „Beispiel" und „Gegenbeispiel" vor Augen geführt, welche Schönheiten wir in Stadt und Land noch in Deutschland aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten und noch haben, und was die moderne Kultur oder vielmehr Unkultur daraus macht oder an ihre Stelle setzt; Sohnreys „ländliche Wohlfahrtspflege" hat den Heimatschutz, soweit das Land in Betracht kommt, von Anfang an in sich geschlossen; Avenarius wirkt in seinem „Kunstwart" seit Jahren in diesem Sinne; der vor einem Jahr gegründete „Dürerbund" umfaßt den Heimatschutz ebenfalls, und zahlreiche allgemeine und lokale Vereine, wie der bayrische Verein „Heimat", der hannoversche Verein „Niedersachsen" u. a. sind seit einiger Zeit in derselben Richtung tätig; vor allem auf dem Gebiet der „Denkmalspflege" wird seit dem ersten deutschen Denkmalstag in Dresden im Jahre 1900 kräftig vorangegangen, daneben vertritt Professor Conwentz seit Jahren eifrig den Schutz der „Naturdenkmäler", und auch verschiedene deutsche Staatsregierungen haben schon die ersten Schritte auf diesem Gebiete unternommen. Aber trotzdem, ja vielleicht gerade wegen dieser vielen vereinzelten zusammenhangslosen Anfänge schien ein neuer Bund zur Zusammenfassung aller dieser schon bestehenden Organisationen und der von den gleichen Ideen erfüllten Einzelpersonen notwendig, der sich ganz ausschließlich mit dieser Frage beschäftigt.

Dieser „Bund Heimatschutz" ist am 30. März in Dresden unter großer Beteiligung von Regierungsvertretern, Künstlern, Technikern und

---

[1]) Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag.

Gelehrten gegründet worden. Er will ein Bund sein „aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen!“ Er hat sein Arbeitsfeld gemäß dem von Rudorff ausgearbeiteten Programm in sechs Gruppen geteilt: Denkmalpflege; Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; Schutz des Landschaftsbildes, einschließlich der Ruinen; Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten; Volkskunst auf dem Gebiet der beweglichen Gegenstände und Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten.[2])

Die wichtigste und zugleich schwierigste Seite dieses Heimatschutzes aber ist nun nicht die ästhetische, künstlerische oder naturwissenschaftliche, sondern die *wirtschaftliche*. Denn die moderne wirtschaftliche Entwicklung ist es ja gerade, die vielfach so barbarisch in unserem Vaterlande gehaust hat. Da erhebt sich aber naturgemäß sofort die Frage, ob denn dagegen überhaupt etwas zu machen ist, ob es sich nicht um die unvermeidliche Kehrseite des wirtschaftlichen Fortschritts handelt? Zu leicht erscheint, wer dagegen auftritt, als gedankenloser laudator temporis acti, als weltunkundiger Romantiker und Phantast. Und der Vorwurf wäre nicht unberechtigt, wenn die Heimatschutzbewegung etwa alles Schöne aus der Vergangenheit erhalten oder gar künstlich wieder herstellen wollte, was einer neuen Zeit, die wir nicht rückgängig machen können und wollen, im Wege steht.

Aber das will sie ja auch gar nicht. Wir müssen beim Heimatschutz vielmehr eine doppelte Aufgabe wohl unterscheiden: einmal die wirkliche *Erhaltung* großer einzigartiger Schönheitswerte der Natur oder der früheren Kultur, die in ihrer Art unersetzlich sind, und dann die Fürsorge dafür, daß an Stelle der hunderte und tausende von Schönheiten unserer deutschen Heimat, die nicht groß genug sind, um ihre Erhaltung mit wirtschaftlichen Opfern zu rechtfertigen, die — man mag es noch so sehr bedauern — der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung zum Opfer fallen müssen, neue Schönheiten im alten Geiste treten: eine *neue Kultur*, die anknüpft an die vollständig preisgegebene alte Tradition,

[2]) Wer ihm beitreten will, kann entweder „Helfer“ werden ohne Beitrag oder „Gönner“ (Mindestbeitrag 2 Mark) oder beides zugleich. Die Geschäftsstelle, welche Anmeldungen entgegennimmt und die „Mitteilungen“ des Bundes verschickt, befindet sich Charlottenburg, Rönnestraße 18.

ein neuer eigen-, nicht fremdartiger heimatlicher Stil, der die alten Formen neuen Bedürfnissen anpaßt — statt der fürchterlichen geist- und charakterlosen, alles nivellierenden Häßlichkeit unserer jüngsten Vergangenheit und Gegenwart.

Aber, wird man sagen, auch dieses Letztere ist unmöglich, denn es widerstrebt dem wirtschaftlichen Interesse, weil es höhere Kosten verursachen würde. Zum Glück ist dies jedoch keineswegs notwendig der Fall: zu den größten und wertvollsten Lehren des Dresdener Tages gehört wohl für alle Teilnehmer die Ausstellung von Plänen und Kostenberechnungen, welche die Bauabteilung des sächsischen Finanzministeriums veranstaltete — also eine Behörde, von der man sich gewiß einer Vernachlässigung der wirtschaftlichen Momente nicht gewärtigen darf. Sie zeigte, auch in „Beispiel" und „Gegenbeispiel", einerseits neue, von dieser Behörde jüngst gebaute Waldwärter- und Waldarbeiterhäuschen in dem alten heimatlichen Holzstil, mit hohem traulichen Dach und unregelmäßigem malerischen Grundriß, und andererseits daneben die nüchternen viereckigen Spielkastenhäuser, wie sie dieselbe Behörde früher gebaut, und wie sie, Gott sei's geklagt, auch sonst allenthalben im deutschen Land als Bahnwärterhäuser usw. so manchen schönen Fleck Erde verunzieren. Und siehe da — die neuen schönen Häuschen kommen nicht teurer zu stehen, sondern sogar einige tausend Mark billiger, was vor allem durch zweckmäßigere Anlage, bessere Ausnützung des Raumes und Verwendung des am Ort sich darbietenden Materials erreicht wird. Und noch mehr: ein Gleiches war auch durch zwei verschiedene Pläne für eine Privatvilla an der Elbe dargetan, und sie ist sogar nach dem einfacheren und schöneren und wieder zugleich billigeren gebaut worden!

Und ganz ebenso wird es sich in Hunderten von Fällen nachweisen lassen, daß in Wirklichkeit nicht größere Wirtschaftlichkeit, sondern nur Gedankenlosigkeit und Schablone die moderne Häßlichkeit verursacht haben.[3]) Denn schön und praktisch sind durchaus keine Gegensätze, sondern die wahre Schönheit besteht in der vollendeten Zweckmäßigkeit, und da praktisch und wirtschaftlich tatsächlich dasselbe sind, so fällt auch der angenommene Gegensatz zwischen schön und wirtschaftlich in sich zusammen. So sagt auch Theodor Fischer:[4]) „Ich verlange zu Gunsten der Schön-

[3]) Vgl. die prächtigen „Betrachtungen über die gute alte Zeit" von Henrici in dieser Zeitschrift III. Jahrgang 4. Heft, insbesondere S. 521.

[4]) In seinem Vortrag „Stadterweiterungsfragen" mit besonderer Rücksicht auf Stuttgart". 1903.

heit nicht nur keinen größeren Aufwand; ich sage sogar, daß wir alles viel billiger bekommen, wenn wir's schöner machen — und einfacher. Einfacher und sachlicher! .... Schön, praktisch und gesund — keines von den dreien kann meines Erachtens für sich bestehen. Was praktisch ist, muß schön und gesund sein; was im richtigen Verstand gesund ist, muß praktisch sein und kann nicht unschön wirken. Und schön, ohne daß die Vernunft und die Gesundheit des Leibes ihre Rechnung fände, ist für mich wenigstens ein Unsinn. „So kenne ich keinen Widerstreit dieser drei und sehe mit Bedauern, wie die Brüder sich in den Haaren liegen. Ich sehe aber auch den Grund des erbarmungswürdigen Zwistes. Die drei haben ihr Gemeinsames vergessen, das ich Kunst nennen würde, wenn unter Kunst heute nicht nur die einseitige Tätigkeit der Künstler verstanden würde, statt, wie ehedem, eine Steigerung und Veredlung des menschlichen Tuns überhaupt, die das Leben in aller Vielgestaltigkeit durchflutet, die alles Streben und Wünschen einigen kann und deren reinste Quelle das dem Menschen eingeborene natürliche Empfinden ist."

Wesentlich anders steht es nun freilich mit jener ersten Aufgabe des Heimatschutzes: der Erhaltung hervorragender Schönheiten der Natur oder Kultur in ihrer heutigen Form. Auch da ist, zwar von einer höheren Warte aus gesehen, ein dauernder Gegensatz zwischen den ästhetischen und den wirtschaftlichen Interessen nicht vorhanden: denn auch für die wirtschaftliche, besonders auch die industrielle Leistungsfähigkeit eines Volkes sind, wie uns der große englische Ästhet Ruskin gelehrt hat, solche Schönheitswerte unentbehrlich und machen sich auf die Dauer sogar bezahlt. „Die schönen Künste — sagt er in Unto this last — können nur von einem Volke hervorgebracht werden, das umringt ist von schönen Dingen und Muße hat, sie anzusehen. Wenn ihr eure Arbeiter nicht mit schönen Dingen umgeben wollt, so werden sie keine schönen Dinge ersinnen. ... Für Menschen, die von der erdrückenden Einförmigkeit des Fabriklebens umgeben werden, ist künstlerische Komposition eine Unmöglichkeit. Der moderne Arbeiter ist im höchsten Grade intelligent und scharfsinnig — seine Finger sind gewandt, sein Auge klar: aber im großen und ganzen ist er bar jeder künstlerischen Erfindungsgabe. Wollt ihr ihm diese Kraft verleihen, so müßt ihr ihm die dazu notwendigen Dinge geben und ihn dazu in den Stand setzen .... Sie können unmöglich richtige Farbenbegriffe haben, wenn sie nicht die wunderbaren lieblichen Naturfarben sehen, sie können unmöglich ihre Arbeiten mit schönen Bildern schmücken, wenn sie diese nicht um sich sehen. ... Wenn man die Kunst zu leben einmal gelernt haben wird, wird man finden, daß alle schönen

Dinge auch notwendig sind, die wilde Blume am Wege ebenso, wie das gepflegte Korn, die wilden Tiere und Vögel des Waldes ebenso, wie das gepflegte Vieh. Denn der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern auch vom Manna der Wüste und von jedem wunderbaren Wort und unerforschlichen Werk Gottes."

Das ist der volkswirtschaftliche Wert und die volkswirtschaftliche Notwendigkeit des Schönen und damit auch des Heimatschutzes. Aber für die einzelne Privatwirtschaft handelt es sich dabei zweifellos in der Regel um wirtschaftliche Opfer, die gebracht werden müssen, um eine Einschränkung der Erwerbsfreiheit, des modernen Kapitalismus, des Strebens nach dem höchstmöglichen Gewinn — darüber müssen wir uns vollkommen klar sein!

Solche Einschränkungen haben wir nun aus hygienischen und humanitären Gründen schon in großer Zahl — es sei nur an Bau- und Feuerpolizei und Arbeiterschutzgesetzgebung erinnert —, es gilt aber jetzt, der Erkenntnis zum Durchbruch zu verhelfen, daß sie auch aus ästhetischen Gründen im Gesamtinteresse notwendig sein können. Daß dies möglich ist, beweisen uns schon eine Reihe neuerer städtischer Bauordnungen in Rothenburg, Nürnberg, Augsburg, Lübeck (wo die Erhaltung des Alten für die städtische Gesamtheit allerdings auch einen recht bedeutenden wirtschaftlichen Wert hat), das in Preußen erlassene Gesetz gegen Verunstaltung der Landschaften durch Reklame, dem Sachsen und Baden mit entsprechenden Bestimmungen im Polizeistrafgesetzbuch gefolgt sind, und vor allem das „Denkmalschutzgesetz" des Großherzogtums Hessen vom Jahre 1902, das neben dem Schutz der Kunst- und Baudenkmale auch den der „Naturdenkmäler" im weitesten Umfang vorsieht und zu diesem Zweck zunächst ihre Inventarisierung angeordnet hat, zugleich aber auch eine weitgehende Einschränkung des Verfügungsrechtes des Einzelnen über sein Privateigentum darstellt. Diese Einschränkung ist jedoch an die Bedingung geknüpft, daß Mittel vorhanden sind, den Eigentümer zu entschädigen oder eventuell zu expropriieren. Und so wird der Heimatschutz in diesen Fällen häufig auf Erwerb der bedrohten Natur- oder Kulturdenkmale durch den Staat hinauslaufen.

Dies gilt in besonders hohem Maß von den durch die wirtschaftliche Entwicklung gefährdeten „Naturdenkmälern" wie Hochmooren, Bäumen, besonderen Pflanzen- und Tierarten usw. Hier wird es sich in vielen Fällen nur darum handeln können, eine oder mehrere sogen. „Reservationen" durch Ankauf seitens des Staates, der Gemeinde, des Kreises oder gewisser Vereine zu schaffen, und sie so vor wirtschaftlicher Ausbeutung und Ver-

nichtung zu sichern.[5]) Da aber dem Staat und den andern öffentlichen Wirtschaften nur beschränkte Mittel für solche Zwecke zur Verfügung stehen, ist die Aufbringung solcher Mittel oder der Ankauf selbst eine wichtige Aufgabe von Vereinen wie der englische „National Trust for Places of Historic Interest or Natural Beauty“, die französische „Société pour la protection des paysages de France“ und jetzt der deutsche „Bund Heimatschutz“; auch Touristen-, Verschönerungs- und Altertumsvereine können in dieser Richtung wirken.

Allein diese Form des Vorgehens versagt leider gerade in den schwersten Fällen, wie sie in der jüngsten Zeit besonders durch die Entstehung der großen Elektrizitätswerke zur Ausnützung der Wasserkräfte eintreten. Wir haben z. B. in Baden gerade einen besonders krassen Fall dieser Art in der drohenden Vernichtung der Laufenburger Stromschnellen, eines der schönsten deutschen Landschaftsbilder, durch ein Kraftübertragungswerk zu gewärtigen. Hier liegen leider so große wirtschaftliche Interessen — die Gewinnung von bis zu 50000 Pferdekräften Kraft — vor, und die Sache ist schon so weit gediehen, daß es aussichtslos erscheint, hier heute noch die Unterlassung der ganzen Anlage um der vorhandenen Naturschönheit willen zu verlangen. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß wir auch in solchen scheinbar hoffnungslosen Fällen doch nicht ganz machtlos sind: ist auch an Ankauf bezw. Auskaufen der geplanten großindustriellen Unternehmung nicht zu denken, so wäre es doch wohl möglich, daß ein Bund, wie der neugegründete, die Mittel aufbringt zu einem Preisausschreiben unter den deutschen Ingenieuren, um eine Durchführung des Projekts ohne Vernichtung der bestehenden Natur- und Kulturschönheiten zu ermöglichen. Daß so etwas sehr oft angängig ist, beweisen Beispiele namentlich aus der französischen Schweiz.

Es gibt jedoch neben der modernen wirtschaftlichen Entwicklung für viele Schönheiten unserer Heimat, speziell Baudenkmäler oder Landschaften, bei denen Naturschönheit und bauliche Schönheit sich vermählt haben, noch eine zweite Quelle der Gefährdung, vor der sie zum Teil — namentlich in kleineren Städten — heute noch mehr geschützt werden müssen als vor jener — das ist die Restaurierung und „stilvolle“ Imitation. Wir sprechen natürlich nicht von denjenigen Restaurierungen, welche zur Erhaltung eines Kunstwerks unentbehrlich sind, wobei es sich

[5]) Vgl. Conwentz, Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift. Berlin 1904.

also um Erneuerung einzelner schlechtgewordener Teile handelt, die man wieder so herstellen kann, wie sie waren, und so, daß Altes und Neues wohl zu unterscheiden sind (wie z. B. bei der Restaurierung der Nürnberger Sebalduskirche und in vielen anderen Fällen) — wo das Ziel also immer im wesentlichen unveränderte Erhaltung des vorhandenen Bildes ist. Wir meinen vielmehr jene „Restaurierungen", welche — ohne daß überhaupt Anlaß zum Eingreifen vorliegt oder im Fall eines solchen — Ruinen wiederaufbauen oder unvollendet gebliebene Bauwerke, Türme z. B., „ausbauen" oder auch nur Bestandteile eines Bauwerks, z. B. Dächer, die eine spätere Zeit in ihrem Stil hinzugefügt hat, beseitigen und durch „stilvolle" ersetzen sollen — so wie es vielleicht einmal gewesen ist. Denn ganz genau wissen wir es doch nur ausnahmsweise, und darum muß, was wir heute in dieser Weise machen, fast immer an Theater oder Kostümfest erinnern und etwas Unechtes, Unwahres werden. Abgesehen davon, daß wir nicht mehr so empfinden wie jene früheren Zeiten und schon darum nicht mehr so bauen können, ist es vor allem die von Grund aus veränderte wirtschaftliche Organisation des Baugewerbes — darum kann auch der Nationalökonom hier mitreden, und auch darauf hat zuerst Ruskin hingewiesen[6]) — welche dies vollständig ausschließt. „An diesen alten Bauten wurde nicht nur mit Kunstfertigkeit, sondern auch mit Liebe gearbeitet. Der Steinmetz, Zimmermann, Dachdecker und Spengler war nicht eine Maschine, die vorschriftsmäßig behauene oder beschnittene Stücke in genau vorgezeichneten Linien aufeinanderlegte und zusammenstellte, sondern ein selbständiger denkender Künstler, der sich allerdings dem großen Gesamtplane unterordnen mußte, im übrigen aber nach Gefallen die Nischen und Säulen mit rankenden Blättern und Blumen, mit allerlei Getier und Menschenbildern zierte und ausstattete." [7]) Ein so ausgezeichneter Kenner und Könner wie Theodor Fischer sagt[8]): „Wir glauben doch nicht im Ernst mehr, daß wir im Geist der Alten arbeiten können . . .

Was ihr den Geist der Zeiten heißt
Das ist im Grund der Herren eigner Geist."

Das auffallendste Beispiel dieser Art von Restaurierungen bildet augenblicklich das Heidelberger Schloß, sowohl in dem schon ausgebauten Teil, wie vor allem in dem weitergehenden Projekt. Dieses hat aber

---

[6]) Vgl. Charlotte Broicher, „John Ruskin" in dieser Zeitschr. III. J. 10. H. S. 551.

[7]) Karl Eugen Schmitt, „Sozialismus und Kunst" in den Sozialistischen Monatsheften 1903. Vgl. dazu ebenso Gurlitt, Über Baukunst (Die Kunst B. XXVI).

[8]) In seinem trefflichen Aufsatz „Über das Restaurieren" im Kunstwart XVI, 5.

glücklicherweise in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes einen so lebhaften Widerspruch gefunden, daß es hoffentlich fallen gelassen wird. Dabei sind wohl vielen zum erstenmal die Augen dafür geöffnet worden, auf welch verhängnisvollem Weg wir uns überhaupt befinden. Denn grundsätzlich ganz dasselbe, wenn auch qualitativ tiefer stehend, sind auch alle „stilvollen" Imitationen bei Neuschöpfungen unserer Zeit bis herab zu der Legion von „altdeutschen Bierstuben", auch „Restaurationen", als Ritterburg maskierten Brauereien u. dergl., die jetzt so zahlreich namentlich in kleinen Städten von noch altertümlichem Charakter oft in bester Absicht, oft aber auch als Ausgeburt spekulativen Geschäftsgeistes, einer Art „Fremdenindustrie", geschaffen werden und vielfach verderben, was die moderne wirtschaftliche Entwicklung, d. h. Industrie und Verkehr, noch geschont haben. Die wirtschaftlichen Interessen verschulden hier also (abgesehen von jener Fremdenindustrie) die Schändung der Heimat nicht, im Gegenteil, sie sprächen eigentlich dagegen; denn solche Bauten kosten sehr viel ganz überflüssig ausgegebenes Geld, und wichtige materielle Bedürfnisse müssen hier oft zurückstehen. Aber merkwürdigerweise ist es dafür immer vorhanden, wo es für die Erhaltung alter Schönheiten durch pekuniäre Opfer niemals zu haben wäre.

Wir stehen hier vor einem bösen Auswuchs und Mißverständnis des „historischen Sinns" und der „historischen Schule", auf die wir uns in Deutschland überall seit einem halben Jahrhundert so viel zu gut tun. Der deutsche Schulmeister, der die Kriege von 1866 und 1870 gewonnen hat, hat hier leider recht viel verdorben. Heimatschutz und historischer Sinn bedeuten in Wahrheit nicht künstliche, „stilgerechte" Wiederherstellung oder geistlose Imitation alter Bauten, sondern vielmehr pietätvolle Erhaltung des historisch Gewordenen so wie es ist, also mit allen Zutaten späterer Zeiten, sofern sich darin nur überhaupt eine bestimmte künstlerische Eigenart, ein eigener Stil irgend einer Zeit ausdrückt[9]) (also z. B. des romanischen oder gothischen Turmes mit der drolligen Renaissance- oder Barockhaube,[10]) und wo Neubau, Um- oder

[9]) So werden künftige Generationen auch einmal diejenigen Bauten unserer Zeit, die wirklich einen eigenen modernen Stil haben, nicht akademische Nachahmungen früherer Stile sind — wie z. B. den Eiffelturm, manche Brückenbauten und jetzt schon einige, später hoffentlich recht viele gelungene Schöpfungen der neuen Kunst —, als Kunstdenkmäler unserer Zeit zu erhalten haben, vielleicht aber daneben auch als abschreckendes Beispiel ein paar Schulhäuser usw. im Baukasten- oder „Zuchthausstil", wie Schultze-Naumburg sagt.

[10]) „Wer sich ganz freigemacht hat von der schulmäßigen Verachtung des Zopfes, weiß auch die besondere Bedeutung zu würdigen, die jene köstlichen und witzigen

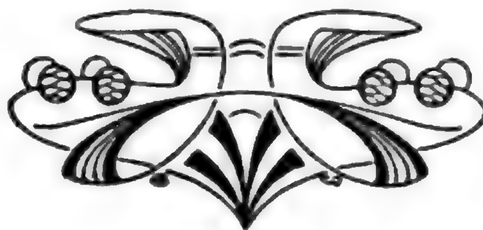
Anbau notwendig werden, Fortentwicklung der alten Formen oder nötigenfalls Anwendung ganz neuer für die neuen Bedürfnisse und gemäß der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung unserer Zeit — niemals aber Imitation der alten, d. h. Fälschung.[11]) Der Heimatschutz trifft hier zusammen mit dem Grundgesetz der neuen Kunst: Wahrheit und Echtheit, und seine Forderungen sind auch hier wie da wo er sich gegen die Vernichtung ideeller Güter durch den schrankenlosen Erwerbstrieb wendet, im letzten Grund ethischer Natur.

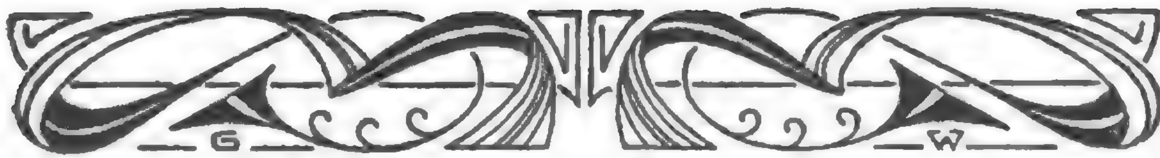
Ein schwerer Kampf ist es also, den es für die Heimat zu kämpfen gilt, ein Kampf gegen zwei Fronten: den Kapitalismus im Wirtschaftsleben und den Historismus in der Kunst, und er bedarf der Kräfte aller, die heute seine Notwendigkeit empfinden.

„. . . Weshalb mußt du in den Krieg?“ läßt Storm Regine fragen. Und Gabriel antwortet: „Es ist für diese Erde, für dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!“

Renaissance- und Barockhauben auf unseren Kirch- und Tortürmen für die Städtebilder haben. Betrachte die Schöpfungen unserer älteren Illustratoren, eines L. Richter oder Speckter oder auch die neueren etwa aus dem Kreis der „Scholle“ daraufhin, wie sie die deutsche Stadt charakterisieren: Der Turm mit der Renaissancehaube wird selten fehlen; er ist eben das Allereigentümlichste unseres alten Stadtbildes.“ (Fischer a. a. O.) Und doch scheint ihnen jetzt gerade allenthalben der Krieg erklärt zu werden.

[11]) Wenn sie wirklich einmal gelingt, ist es nur um so schlimmer. „Vorübergehend — sagt Fischer ebenda — kann vielleicht auch der Kenner gelegentlich getäuscht werden; dann ist aber das Unbehagen um so größer, wenn der Irrtum aufgedeckt ist, und das Unbehagen über ein gefälschtes Stück verdirbt ihm den Genuß des Ganzen!“





Nationale Siedlungsfragen und -Erfahrungen.

Von

Herrmann Meyer.

Die kolonisatorische Tätigkeit des Deutschen hat sich nach verschiedenen Richtungen entwickelt. Über die ganze Welt sind die deutschen Kaufleute verbreitet, welche es einerseits durch große Rührigkeit dazu gebracht haben, den deutschen Waren so allgemeine weite Verbreitung zu verschaffen, anderseits viel dazu beigetragen haben, dem Land, das ihnen eine neue Heimat geworden ist und in dem sie das Feld für ihre Tätigkeit gefunden haben, zu einem wirtschaftlichen Aufschwung zu verhelfen. Gleichen Schritt mit dem Kaufmann hielt in vielen Ländern der deutsche Kolonist, der durch seiner Hände Werk sich die Fruchtbarkeit des Bodens dienstbar macht und dem Land, dem er seine Pionierarbeit weiht, neue Produktionsquellen eröffnet. Allein auf sich und die Mithilfe seiner Frau und Kinder angewiesen, sucht er die geringen Mittel, welche er aus eigenem Besitz in eigenen Grund und Boden stecken konnte, zu vergrößern und sich und den Seinen auf eigener Scholle im eigenen Heim ein gedeihliches Fortkommen zu verschaffen. Viele Hunderttausende haben auf diese Weise sich eine Existenz geschaffen unter verschieden günstigen Bedingungen, die den Erfolg erschwerten oder erleichterten. In Nordamerika, Kanada, Australien und namentlich in Südamerika unter verschiedenen Breiten hat die deutsche Handarbeit im Boden Wurzel gefaßt und schöne Früchte gezeitigt. Gegenüber dieser die breiten Schichten des deutschen Volkes berührenden Kleinsiedlung, die aus dem jährlich die deutsche Heimat verlassenden Auswandererstrom neue Zufuhr erhält, spielt die Kolonisation, wie sie namentlich durch die kolonialpolitische Tätigkeit Deutschlands in seinen jungen Reichskolonien zum Ausdruck kommt, eine kleine Rolle. Hier handelt es sich ja zumeist auch nicht um eine landwirtschaftliche Betätigung des Kleinbauerntums, sondern um die plantagenmäßige Bewirtschaftung großen Grundbesitzes durch Eingeborenenarbeit. Für die Betätigung des Europäers kommt neben der Ausübung der verschiedenen in den Kolonien Verwendung findenden Handwerkszweige, der Beruf des

Arztes, Ingenieurs usw. und die Besetzung der verschiedenen in der Organisation des Plantagenbetriebs nötigen Aufsichtsposten in Frage, für welche nur aus der Praxis hervorgegangene Persönlichkeiten mit gewissem organisatorischem Geschick und häufig auch kaufmännischer Bildung Verwendung finden können, also Leute, die sich nicht ohne weiteres aus dem Zuzug von Auswanderern rekrutieren können. Es hat wohl auch eine Siedelungsarbeit in den deutschen Reichskolonien eingesetzt, aber nur an wenig Punkten und mit sehr ungleichem Erfolg. Kamerun, Togo, Neuguinea und die anderen Südseeinseln mit Ausnahme Samoas scheiden des schlechten Klimas halber ganz aus, für Ostafrika steht das Urteil, ob es sich für Kleinsiedelung eignet, nach den wenigen bisher gemachten, zum Teil mißlungenen Versuchen noch nicht fest. In Samoa sind schon einzelne gute Erfolge zu verzeichnen, aber hier wie in Südwestafrika sind erheblich größere Mittel für die Einzelsiedelung nötig, als sie dem Gros der Auswanderer zur Verfügung stehen, und ob Südwestafrika nach den üblen Erfahrungen, die wir erst neuerdings beim Hereroaufstand gemacht haben, noch als Siedelungsgebiet auch für bemitteltere Auswanderer in Frage kommen wird, ist sehr zweifelhaft. Wiewohl die Regierung, wenn wieder Ruhe im Land eingetreten ist, sich die denkbar größte Mühe geben wird, neue Kräfte hinzuziehen, populär wird das Land für die deutschen Auswanderer nicht werden. Noch viele Jahrzehnte müssen vergehen und in einer langen Ruheperiode muß eine gründliche Sanierung geschehen, bis wir dort einen wirtschaftlichen Erfolg verzeichnen können, der zur weiteren Besiedlung ermuntern kann.

Wenn also diese Gebiete für die Siedelungsarbeit mit kleinen Mitteln ausscheiden, so gilt es, die Länder ins Auge zu fassen, in denen bereits Erfolge zu verzeichnen sind auf materieller und kultureller gesunder Grundlage. Amerika steht seit hundert Jahren an der Spitze des allgemeinen Interesses in der Siedelungsfrage, sowohl der Norden wie der Süden. In beiden Hälften hat die deutsche Siedelungsarbeit bedeutendes geleistet, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man erörtern, was Amerika dem deutschen Fleiß verdankt. Die materielle Entwicklung der deutschen Auswanderer hat sich im Norden wie im Süden gleich günstig gestaltet, es fragt sich nur, welche Bedeutung diese Entwicklung für uns im Stammland besitzt. Nordamerika ist für uns zu einer wirtschaftlichen Gefahr geworden, mit der wir sehr stark rechnen müssen und die wir nur durch sehr vorsichtige Wirtschaftspolitik paralysieren können. Die erdrückende Konkurrenz aber, die uns auf vielen Gebieten von dort droht, ist nicht zum wenigsten erst Nordamerika durch die Aufnahme des deutschen

Elements in seinem Volkskörper ermöglicht worden, der Millionen deutscher Arme, die die latenten Reichtümer des Bodens erst gehoben haben und vereint mit deutschem Fleiß und deutschem Geist dem Koloß die Mittel verschafften, in derart selbstbewußter Sicherheit seine expansive Wirtschaftspolitik zu betreiben. Je mehr wir Auswanderer nach Nordamerika ziehen lassen, um so mehr Konkurrenten schaffen wir uns damit. Das deutsche Blut ist dem angelsächsischen zu ähnlich, vermischt sich mit ihm und wird von ihm aufgesogen, deshalb wird es zu einer selbständigen Entwicklung deutschen Wesens in Nordamerika, auch ohne alle politischen Ziele, niemals kommen. Kanada nimmt eine analoge Entwicklung, auch hier werden wir im deutschen Auswanderer keine Stütze für unsere eigene Wirtschaft erhalten können.

Ganz anders liegt die Sache in Südamerika, vor allem in Südbrasilien. Auch hierhin hat sich, wenn auch in kleinem Maßstab, im Laufe eines Jahrhunderts ein Strom der deutschen Auswanderung gelenkt, der allerdings in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts infolge falscher Maßregeln der preußischen Regierung zu versiegen drohte und erst vor acht Jahren, nach Aufhebung der Maßregel, wieder langsam einsetzt. Daß sich im Laufe des Jahrhunderts die deutsche Bevölkerung der Südstaaten ohne wesentlichen Zuzug etwa versechsfacht hat, so daß wir heute in den Staaten Rio Grande do Sul, Sta Catherina und Parana über 300000 Deutsche, zum großen Teil gut situierte Bauern zählen, eine Zahl, die allein den hohen Geburtsziffern und der geringen Sterblichkeit zu verdanken ist, so beweist das wohl am besten, daß sowohl die klimatischen Verhältnisse für das Gedeihen der Auswandererfamilien sehr günstig sind, als auch die materiellen Grundbedingungen das Fortkommen sehr erleichtern. Es ist namentlich in den letzten Jahren, als das allgemeine Interesse sich mehr und mehr wieder diesem zukunftsreichen, für uns so wichtigen Gebiete zuwendete, sehr viel über die gute Entwicklung der deutschen Kolonien in Südbrasilien geschrieben worden und vor allem auch hervorgehoben worden, daß der Deutsche es dort nicht allein durch seiner Hände Arbeit zu etwas gebracht hat, sondern auch, im Gegensatz zum Deutschen Nordamerikas, sein deutsches Wesen bewahrt hat und in engem Zusammenschluß mit seinen deutschen Nachbarn bei aller Wahrung der eigenen Interessen dazu beiträgt, die wirtschaftlichen Beziehungen zum Stammland zu festigen, indem er ständiger Konsument der deutschen Importwaren bleibt, die ihm aus Tradition geläufig sind. So arbeitet er dem deutschen Handel in die Hand, und je mehr Zuzug das deutsche Element vom Stammland erhält, um so mehr werden diese Beziehungen wachsen. Der Deutsche assimiliert sich

eben nicht mit dem Brasilianer romanischen Blutes; sie sind ihrem ganzen Wesen nach zu verschieden, als daß ein Ineinanderaufgehen möglich wäre. Beide gehen neben einander her und kommen nur in verhältnismäßig lose Berührung mit einander. Der verständige Brasilianer achtet den Deutschen als Arbeitskraft, der er den Fortschritt seines Landes zu verdanken hat, und plädiert für weiteren Zuzug. Es gibt aber auch eine Reihe von Chauvinisten, namentlich auch in der Presse, die mit Neid und Haß auf die stete Entwicklung der deutschen Kolonisation blicken und, häufig angestachelt von der deutsch-feindlichen nordamerikanischen Jingopresse, das Gespenst der „deutschen Gefahr" immer wieder auftauchen lassen.

Der Deutsche hat viel Schuld daran, denn wiederholt wurde von allzu alldeutschen Fanatikern Südbrasilien als Ziel der deutschen Politik empfohlen. Aber auch dadurch schadet sich der Deutsche in Südbrasilien sehr, daß er, namentlich in den Städten, zur Parteipolitik neigt und in aussichtslosem Politisieren seine Zeit vergeudet, dem Parteiwesen auch Raum innerhalb der deutschen Bevölkerung gibt und anstatt in einem festen Zusammenschluß das große Ziel des wirtschaftlichen Fortschrittes im Auge zu behalten, in Reibereien und Konkurrenzneid sich zersplittert. Sehr deutlich ist diese Hauptsünde den Deutschen in Porto Alegre in einer bedeutungsvollen Versammlung vor kurzem von Professor Jannasch vorgehalten worden, der auf eine Einladung des Staatspräsidenten eine wirtschaftliche Informationsreise durch Rio Grande do Sul und Santa Catherina unternommen hat. Der Anregung Jannaschs entsprang die Gründung einer wirtschaftspolitischen Vereinigung, der die Unterstützung der Riograndenser Regierung zugesichert wurde. Hoffentlich bleibt es nicht dabei, sondern der mit so großem Enthusiasmus vollzogenen Gründung folgt nun auch eine segensreiche Betätigung in zielbewußter gemeinsamer Arbeit und verständiger Haltung zur Regierung. Auch bei der Bauernbevölkerung hat die Politik öfters eine große Rolle gespielt und sie in verschiedene Lager gespalten. Dies kam besonders in der Revolution Anfang der neunziger Jahre zum Ausdruck, in der gerade die deutschen Bauern oft die wütendsten Parteigänger waren.

Es ist viel dafür und dagegen gesprochen worden, ob der deutsche Einwanderer deutscher Staatsangehörger bleiben oder brasilianischer Staatsbürger werden soll. Für die Entwicklung des Landes ist es von Nutzen, wenn der Einwanderer Brasilianer wird, um damit auch die Rechte desselben zu erhalten. Es stehen ihm dann alle Staatsämter offen und je mehr unter den Wählern Brasilianer deutscher Abstammung sind, um so mehr ist Gelegenheit gegeben, daß in die Ämter der Munizipal-

leitung, der Kammern und den Senat auch Deutsche einrücken und auf die Politik zu gunsten der deutschen Bevölkerung einwirken können. Der deutsche Brasilianer hat aber auch Pflichten, dessen muß er sich bewußt sein, und vor allem hat er kein Recht, wenn er der deutschen Staatsangehörigkeit entsagt hat, in schlimmen Lagen alsdann den Schutz des deutschen Konsulats anzugeben, wie dies öfters geschehen ist. Ist sich der deutsche Einwanderer seiner Aufgabe bewußt, daß er sich nicht in Parteipolitik einlassen, sondern in verständiger Haltung zum Wohl seines neuen Vaterlandes durch seine Stimme beitragen wird, und hat er sich fest entschlossen, Brasilien als sein neues Vaterland anzuerkennen, dann werde er Brasilianer. Für die größere Menge der Einwanderer aber, denen die nötige Kritik über die ihnen noch fremden politischen Verhältnisse fehlt, ist es entschieden vorteilhafter, sich durch Eintragung in die Matrikel unter den Schutz des Konsulats zu stellen. Glaubt er später genügende Erfahrung der Verhältnisse des neuen Landes erworben zu haben, um innerlich gefestigt sich am öffentlichen Leben beteiligen zu können, steht ihm der Übertritt in die brasilianische Staatsangehörigkeit immer noch frei. Daß der Schutz der Konsulate in einzelnen Fällen wohl weiter reichen könnte, wäre sehr zu wünschen, nur ist das allzu vorsichtige Vorgehen der Reichsvertreter in verschiedenen Fällen weniger den Beamten selbst, sondern dem ganzen System zur Last zu legen, das hoffentlich einmal eine Abänderung erfahren wird, wenn Deutschlands Macht durch eine starke Flotte im Ausland eine festere Stütze besitzt. Wenn über die konsularische Tätigkeit zuweilen geklagt wird, muß man aber auch bedenken, wie oft es den Konsuln schwer gemacht wird, einzugreifen. Namentlich in der Revolutionszeit kam es oft vor, daß deutsche Kolonisten, die, obwohl sie deutsche Staatsangehörige waren, sich aktiv mitten in den Revolutionstrubel gestürzt hatten, sich auf einmal, wenn sie die Konsequenzen ihres Verhaltens tragen sollten, auf ihre deutsche Staatsangehörigkeit beriefen und vom Konsulat Schutz verlangten. Daß es den Konsuln in solchen Fällen schwer gemacht wird, einzuschreiten, ist klar.

Mag der Kolonist Deutscher bleiben oder äußerlich Brasilianer werden, ist für die Erfüllung des großen Zwecks, zur wirtschaftlichen Hebung seines neuen wie seines alten Vaterlandes beizutragen, verhältnismäßig gleichgültig, wenn er nur in ernstem sittlichen Streben, in fleißiger Arbeit seine Aufgabe erblickt und die ihm von Haus aus mitgegebenen ethischen Güter richtig den neuen Verhältnissen anzupassen versteht. Es ist ein großes Unrecht, wenn der deutsche Kolonist in Mißachtung der brasilianischen Verhältnisse und des brasilianischen Volkscharakters pharisäerhaft sich an die

Brust schlägt und auf sein Deutschtum pocht. Das gerade macht böses Blut und erregt den Chauvinismus. Der deutsche Kolonist kann manches Gute vom Brasilianer lernen, er soll nur die Augen öffnen und sich nicht blind gegen alle Eindrücke verschließen. Dann wird auch ein gesunder Ausgleich der beiden Rassen und ein verständiges Zusammenarbeiten möglich sein. Der Deutsche soll immer bedenken, daß er dem Land, das ihn aufgenommen hat, auch Dank schuldig ist und nicht jede Maßregel, durch die der eine oder der andere vielleicht Schaden erlitten hat, von vornherein als deutschfeindlich verdammen.

Mit gutem Willen wird es dem deutschen Element gelingen, die innere Festigkeit zu erlangen, die zu einer produktiven Arbeit nötig ist. Dieser Prozeß ist seit einiger Zeit mit Genugtuung zu bemerken, wenigstens auf materiellem Gebiet. Die von Professor Jannasch hervorgerufene Gründung der wirtschaftspolitischen Vereinigung ist ein erfreuliches Symptom hierfür. Allerdings mußte erst die Not an die Tür klopfen, um den engen Zusammenschluß in die Wege zu leiten. Rio Grande do Sul hat böse Jahre hinter sich. Der Importhandel stagnierte durch eine unglückliche Komplikation von Zollerhöhung, Kursschwankungen und zu große Kredite, die von den Kaufleuten im Land zu stark ausgedehnt wurden, weil sie von Kolonisten keine Zahlung erhielten. Zwei durch anhaltende Trockenheit verursachte schlechte Ernten brachten den Bauern Schaden. Außerdem waren die Preise seiner Produkte durch die Konkurrenz der Mittelstaaten, ihrer früheren Abnehmer, sehr gesunken, die nach dem Sturz des Kaffeepreises sich den Kulturen des Südens, Bohnen und Mais, zuwandten, so daß die Produkte der Riograndenser Bauern im Export keine Abnehmer fanden, zumal die teuren Bahn- und Küstenschiffahrtsfrachten den Versand der billigen Produkte nicht erlaubten. Das Geld war furchtbar knapp im Land geworden, und mancher weniger gut fundierte Kaufmann geriet in Schwierigkeiten. Erst im letzten Jahre hat die Spannung nachgelassen, und das geschäftliche Leben beginnt wieder freier sich zu entwickeln, nachdem auch die guten Ernten 1903 und 1904 den Bauern die Scheunen gefüllt haben. Freilich die Preise der Produkte wurden durch die reichen Ernten nicht gehoben; immerhin brachte aber die Masse dem Kolonisten etwas Geld ins Haus, das zur Begleichung seiner Schuld beim Kaufmann Verwertung fand. Der Kolonist brauchte aber wenigstens für seinen Lebensunterhalt nicht zu sorgen, und hatte dafür nicht, wie in den vergangenen Jahren, noch Ausgaben nötig. Von einer Sanierung der Landwirtschaft konnte aber auch durch die guten Erntejahre nicht die Rede sein, denn von dem fruchtbaren Urwaldboden verlangt man

mehr, als daß er den Lebensunterhalt der Bauern deckt. Es wurden allerorts Anregungen laut, wie der Kalamität zu begegnen sei, und diese Anregungen sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, denn man erkannte zu gut, daß in der Hebung der Landwirtschaft der wichtigste Faktor für die wirtschaftliche Hebung des ganzen Staates und damit des Importhandels liegt. Änderung der Produktion durch Verbesserung der bisherigen Methoden zur Erhöhung der Qualität und durch Einführung neuer, für das Land geeigneter Produkte, das ist die Losung, die heute durch das ganze Land geht. Eine große Rührigkeit entfaltet in dieser Hinsicht der seit einigen Jahren gegründete Riograndenser Bauernverein, der in letzter Zeit seine Wirksamkeit bis in die äußersten Koloniezonen ausdehnt und überall seine Sektionen zu gemeinsamer Arbeit heranzieht. Besonders ist es die genossenschaftliche Betätigung, welche er zum Ziel hat, namentlich in Produktionen, für deren rentablen Betrieb dem einzelnen die Mittel fehlen. Vor allem ist dies der Fall bei der Tabaksverarbeitung, der Molkerei und der Schmalzraffinerie, für die die intensiv mit Maismast im Land betriebene Schweinezucht das Material liefert. Die gemeinsame Verarbeitung der vom einzelnen gelieferten Rohprodukte mit genossenschaftlichen Maschinen und der genossenschaftliche Vertrieb durch direkten Verkehr mit den Fabrikanten oder Großhändlern unter Umgehung des für die Preisnormierung so schädlichen Zwischenhandels sind von eminenter Bedeutung für die Landwirtschaft. Gleichzeitig ist die Lieferung von frischem Saatgut, namentlich auch zur Einführung der jetzt so allgemein wichtigen Baumwolle und des früher im Land intensiv gebauten Weizens, sowie die Einführung guten Rasseviehs für Zuchtzwecke mit im Programm des Vereins enthalten, sowie die Anlage von Raiffeisenkassen und dergleichen sozialen Einrichtungen. Allenthalben berichten die brasilianischen Zeitungen von den hierin gemachten Fortschritten, und es ist zu erwarten, daß tatsächlich eine ganz neue Ära für die Landwirtschaft in Südbrasilien entsteht. Freilich schwer genug ist es, den deutschen Bauer von seiner seit Jahrzehnten geübten Praxis loszureißen, weil er allen Neuerungen das größte Mißtrauen entgegenbringt und den Grund für Fehlschläge nie in sich selbst sucht, sondern diese allem andern, Rankünen der Kaufleute, dem Boden, Klima usw. zur Last legt. Um so wichtiger ist es, daß aus dem Bauernstand heraus diese fortschrittliche Regsamkeit sich entwickelt hat, denn ihr wird es leichter gelingen, die Reformen durchzuführen als dem einzelnen Unternehmer.

Von sehr großer Wichtigkeit wird in dieser Hinsicht auch eine wissenschaftlich-wirtschaftliche Versuchsstation sein, welche ich mit Beihilfe der

deutschen Kolonialgesellschaft in meiner Privatkolonie Neu-Württemberg vor kurzem gegründet habe. Namentlich wird sich ihre Tätigkeit, die unter sachgemäßer Leitung von in allerlei subtropischen und landwirtschaftlichen Kulturen erfahrenen Beamten steht, auf die Erprobung neuer Saatarten und Pflanzenmethoden erstrecken und durch Lieferung billigen Saatgutes an die Kolonisten des ganzen Landes diesen Methoden weite Verbreitung zu schaffen suchen. Es sind auch Produktionen in Aussicht genommen, deren Betrieb größeres Kapital erfordert, wie der Reisbau, der ganz vorzügliche Resultate nach kleinen Versuchen ergibt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die italienische Einwanderung in Rio Grande, speziell nach dem Taquarygebiet, in nächster Zeit größere Dimensionen einnehmen wird, und damit wird für größere Betriebe die Möglichkeit der Arbeiterbeschaffung gegeben sein.

Bisher ist nach Rio Grande noch wenig größeres Kapital für landwirtschaftliche Zwecke gelangt. Der deutsche Kapitalist ist zu vorsichtig, ja kurzsichtig, um größere Kapitalien, die nicht gleich eine Verzinsung bringen, in Brasilien festzulegen. Nur in die deutschen Kolonien Afrikas sind größere Kapitalien geflossen, und mit wie geringem Erfolg. Wie viele Gesellschaften haben ihre Tätigkeit wieder einstellen müssen oder fristen ein elendes Dasein! In Südbrasilien würde in landwirtschaftlichen Betrieben der Erfolg ein viel sicherer sein, die in Afrika gemachten schlechten Erfahrungen haben aber die Kapitalisten kopfscheu gemacht, und die Unternehmungen, welche von einzelnen kleinen Kapitalisten in großem Stil in Südbrasilien in Erwartung der Unterstützung des Großkapitals begonnen wurden, haben, wie die Rio Grande Nordwestbahngesellschaft, ihre Tätigkeit aus Mangel an Hilfe einstellen und ein neues aussichtsvolles Siedelungs- und Bahnunternehmen mit großem Verlust aufgeben müssen. Es ist sehr zu hoffen, daß die günstigen Resultate, welche in der Landwirtschaft jetzt in verschiedenen Produktionen zutage treten, Kapitalisten zur Betätigung animieren und größere Kapitalien ins Land bringen, die eine sichere Rentabilität finden werden. Hand in Hand soll aber auch der Zuzug an deutschen Einwanderern ein regerer werden. Es wäre geradezu ein Jammer, wenn die noch freien unermeßlichen siedelbaren Landstrecken anderen Nationalitäten, wie z. B. den Italienern in die Hände fallen würden und damit Deutschland das wichtigste und gesundeste Auswanderungsgebiet geraubt würde. Es ist ja schwer, dem Moloch Nordamerika den jährlichen Tribut an Menschenmaterial, den Deutschland jahraus jahrein zahlt, zu bestreiten, denn die Tradition ist sehr fest eingewurzelt, vereinten Kräften muß es

aber doch gelingen. Auch hierin ist eine kapitalistische Betätigung in der Anlage von größeren Siedelungsunternehmen von größter Wichtigkeit, um dem Einwanderer Gelegenheit zu einem Anschluß an solide Unternehmen zu geben und ihn vor der Gefahr zu schützen, allerlei unlauteren Landagenten in die Hände zu fallen. Die einzige von Deutschland in Rio Grande bisher vorgenommene Anlage einer Siedelung in großem Stil ist die meinige in den Kolonien Neu-Württemberg und Xinju. Es war ein Wagnis, von Deutschland aus ein derartiges Unternehmen, für welches ich an Ort und Stelle die nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, in die Wege zu leiten, und ich habe schwer kämpfen müssen, um der Konkurrenz Portoalegrenser Landbesitzer zu begegnen, die kein Mittel scheuten, um mich zu schädigen. Durch allerlei dem Wohl der Kolonisten gewidmete Anlagen, Schule, Kirche, Bibliothek, Einwandererhaus, Bestellung tüchtiger Beamten, Pfarrer und Lehrer und neuerdings Einrichtung der schon erwähnten wirtschaftlichen Versuchsstation, sowie durch Festsetzung für den Kolonisten liberaler Bedingungen ist es mir aber gelungen, als Fremder das Vertrauen im Land und namentlich bei der Kolonistenbevölkerung zu gewinnen, so daß die Kolonien nunmehr einen stetigen guten Zuzug, vor allem auch von erfahrenen alten Kolonisten, erhalten und auch in Deutschland das Wohlwollen aller mit den Verhältnissen vertrauten Persönlichkeiten genießen. Die schweren Jahre liegen nunmehr hinter mir, und es ist zu erwarten, daß meine Kolonisation nun eine durchaus erfreuliche Entwicklung nehmen wird, zumal mir in kurzer Zeit von der deutschen Reichsregierung die Auswanderungskonzession erteilt werden dürfte. Für ähnliche derartige Unternehmen ist noch genug Raum im Land vorhanden, und es wäre sehr erwünscht, wenn auch von anderer Seite eine derartige Betätigung zum Vorteil für die Auswanderer erfolgen würde.

Man soll aber nicht, wie dies in Nordamerika geschieht, alle Auswanderer über einen Kamm scheeren. Nicht jeder eignet sich zum Kolonisten. Dr. Kapff hat in der „Südamerikanischen Rundschau" diese Frage eingehend ventiliert.

Der beste Kolonist ist der Landarbeiter. Er hält zwar meist zunächst an den von Haus aus mitgebrachten Erfahrungen fest, ehe er sich den Verhältnissen anpaßt, ist aber zäh und geduldig und hält, durch seine bisherige Tätigkeit gekräftigt, die schwere Kolonistenarbeit gut aus.

Der Handwerker kann sein Handwerk zumeist als Nebenbeschäftigung neben seiner Landarbeit betreiben und sich damit einen guten Nebenverdienst verschaffen. Natürlich kommen nur die Handwerke in Betracht, die in dem einfachen Leben der Kolonisten auch Verwendung finden, also

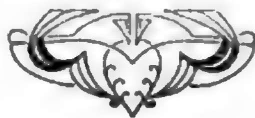
Schuhmacher, Schneider, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede, Sattler, Gerber, Klempner, Wagenbauer.

Für andere Handwerker fehlt zunächst die Betätigung als solche, sie sind so lange ausschließlich auf die Landwirtschaft angewiesen, bis sich durch Einführung irgend einer industriellen Anlage für ihre Spezialität eine Nachfrage findet.

Fabrikarbeiter, Kaufleute, kleine Beamte u. dgl. eignen sich schwer für die Kolonistenarbeit, weil diese an sie ungewohnte körperliche Anforderungen stellt. Deshalb rekrutieren sich auch die Abgänge, die auch das beste Kolonisationsunternehmen hat, zumeist aus der Zahl dieser Leute, die zuweilen später durch Schlechtmachen der Kolonie viel zu schaffen machen. Sehr häufig ist die Frau daran schuld, daß der neue Kolonist die Flinte ins Korn wirft. Sie kann sich an das einsame Leben, an die veränderte, wenn auch kräftige Kost und Arbeit nicht gewöhnen und macht den schaffensfreudigen Mann mißmutig. Oft kommt auch die Frau, von ihrem Mann nicht genügend informiert, mit falschen Vorstellungen nach der Kolonie und treibt dann bald zur Rückkehr. Und doch ist die Frau für den Kolonisten durchaus notwendig, denn sie leistet die Hausarbeit, während der Mann das Feld bestellt, ist sein getreuer Kamerad und Tröster in schweren Stunden. Ein Junggeselle wird nie ein guter Kolonist, er müßte denn bald eine Tochter des Landes heiraten. Auch Kompagniewirtschaft zweier Junggesellen geht fast stets schlecht aus, denn das Aufeinanderangewiesensein der Männer lockert oft die engste Freundschaft. Aus diesen Gründen nehme ich für meine Kolonien Junggesellen nicht an. Einige Mittel soll jeder Kolonist mitbringen, um die erste Zeit bis zur Ernte gut durchzukommen und auch einen Zehrpfennig zu bewahren. Mittellose Kolonisten sind stets auf die Hilfe des Unternehmers angewiesen, der ihnen Vorschuß geben muß oder Arbeit an Wegen, Bauten usw. liefert gegen Tagelohn. Das Vorschußwesen ist für beide Teile ein unangenehmes Geschäft, denn dem Unternehmer vermindert es die Betriebsmittel und erhöht sein Risiko, zumal Leute mit Vorschüssen nichts zu verlieren haben und oft durchgehen. Der arme Kolonist kommt aber von vornherein in Schulden, deren Abtragung ihm oft schwere Sorgen macht. Aus diesen Gründen werden auf meine Kolonien nur verheiratete Kolonisten mit einem Vermögen von wenigstens 2—3000 Mark angenommen, die ihnen bei Sparsamkeit und Fleiß das Fortkommen gut ermöglichen. Ein mit größeren Mitteln versehener neuer Kolonist soll aber keineswegs denken, daß diese Mittel ihn von Anfang an zu einer vollkommneren, mehr seinen früheren Gewohnheiten ent-

sprechenden Haushaltung berechtigen. Dann ist er bald mit seinem Geld zu Ende, und es wird ihm dann umso schwerer, sich einzugewöhnen. Auch der wohlhabende Kolonist fange genau so an wie der arme, er lerne erst das Land, die Arbeit und die neuen Verhältnisse kennen, ehe er von seinen sicher hinterlegten Baarmitteln sich eine Besserung seines Hausstandes, die Anlage größerer Pflanzungen usw. gestattet. Solche Leute bringen es dann meist zu etwas, denn sie haben gelernt, mit einfachem zu wirtschaften und werden sich dann mit Erfolg in größeren Anlagen betätigen.

Der Chancen gibt es genug, für den armen wie für den besser gestellten Auswanderer, zumal ihm gerade jetzt von allen Seiten Anregung, Anleitung und Hilfe durch die genannten Einrichtungen für seine Tätigkeit geboten wird. Wir können deshalb nichts besseres tun, als für die Landarbeit geeignete Auswanderer nach diesen Gebieten leiten. Wir verhelfen dadurch nicht nur den Auswanderern selbst zu einem ersprießlichen Dasein, wir stärken auch den Bauernstand des Landes und damit das ganze Land in seiner wirtschaftlichen Entwicklung. Wir selbst, unser Handel und unsre Industrie aber haben den größten Nutzen davon.



Aus neuen Büchern.

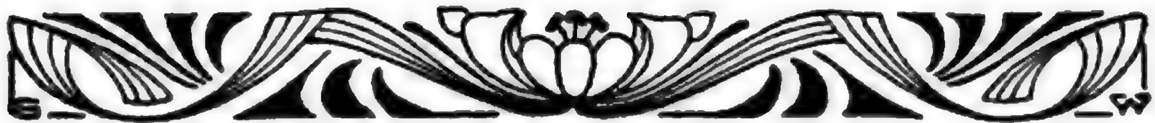
Deutsches Kulturleben.

In dem deutschen Kulturleben der Gegenwart findet sich vielleicht wirklich ein größerer Reichtum als in dem der Nachbarn, aber auch mehr unausgeglichene Elemente aus der Vergangenheit. Das liegt zum Teil daran, daß wir verhältnismäßig erst spät in die große europäische Kultur eingetreten sind, aber doch auch an dem Ernst und der Selbständigkeit unserer Verarbeitung.

Das Gewebe der Jahrhunderte.

Mir schien manchmal, als ob die Jahrhunderte sich ablösten wie die Tage und Nächte im Leben der Penelope, und als ob das neunzehnte doch ein schönes Stück Gewebe wieder aufgelöst habe, das vom vorigen zustande gebracht war. Vor hundert Jahren so viel Glaube der Menschheit an sich selbst, an ihre ideale Kraft, ihren sicheren Fortschritt nicht bloß, sondern an die fast erreichte Höhe, so schöner Optimismus, so viel Toleranz, so viel Milde zwischen Nationen! Und nun? So viel Gefühl der Unsicherheit und der Verworrenheit, so viel Rätsel und Zweifel, so viel Bangen um die Zukunft, so viel Fremdheit und Leere! Doch am Ende war jenes Andere überhaupt kein rechtes Gewebe, sondern nur ein luftiges Geflecht von fliegenden Sommerfäden am sonnigen Herbsttag, die wieder verfliegen mußten und vergehen!?

Aus: W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.



Die Ketzertaufe.

Von

Prinz Emil Schönaich-Carolath.

Der Tauwind streicht durch Böhmen,
Die Frühlingswasser strömen
Gen Prag, zur Moldaubruck.
Dort schaut zum Flutentanze
Aus seinem Sternenkranze
Der steinerne Sankt Nepomuk.

Von Praga's Rebenhängen
Scholl Lärm, kam wüstes Drängen,
Ein fürnehm Mägdlein ward geschleift,
Das zücht'ge Kleid zerrissen
Gleich wie von Wolfsgebissen,
Die schmalen Hände strickumstreift.

Es zog mit Mann und Rossen,
Ein Ritter fahrtverdrossen,
Der hob das Haupt, schob sacht den Sporn.
Gebt Raum, ihr Gassenhocker,
Sonst wird die Hand mir locker,
Was tat dies Weib um euren Zorn?

Die Dirne hat gefrevelt,
Die Hexe wird geschwefelt,
Hat nicht gekniet vor der Monstranz;
Nun gilt es Ketzertaufe!
Zur Moldau trieb der Haufe,
Im Schlitzaug tückevollen Glanz.

Der Ritter zwang den Schimmel
Ins fauchende Gewimmel:
Ich bin nicht Böhm noch Hugenott;
Papst oder Martin Luther
Ist gleiches Seelenfutter,
Dies Weib gebt frei, sonst straf euch Gott.

Ins Herz sind ihm gefunkelt
Zwei Augen, gramverdunkelt,
Doch hell von Hoffnungstränensaat.
Helft Herr, der Tod ist bitter;
Deutsch sind die Meinen, Ritter,
Hier ruht all meine Missetat.

Da hob sich, stürzte, blitzte
Das Ritterschwert, und schlitzte
Der grimmen Wenzel Zottelschopf.
Zu spät — denn stoßbegleitet,
Vom Goldhaar mild umspreitet,
Das Mägdlein flog vom Brückenkopf.

Ein Aufblitz auf der Brüstung,
Um Mann, um Roß und Rüstung
Brach klatschend sich der Moldaustrom.
Vom wutentbrannten Volke
Schwoll eine Flucheswolke,
Dumpf scholl der Mette Schlag vom Prager [Dom.

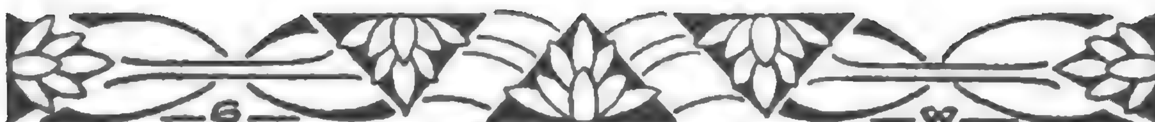
Die Wellen wirbeln, schießen;
Mein Lieb, laß dich umschließen,
Wie sind wir still gesinnt.
Uns Königskinder beide
Kein tiefes Wasser scheide,
Der Tod den Sieg nicht abgewinnt.

Die Wellen wandern, flimmern,
Die Uferweiden schimmern,
Das starke Schlachtroß stampft und [schwimmt;
Fahr wohl, o Flutgerinnsel,
Auf ufernaher Insel
Mein Lieb zum Leben neu erglimmt.

Am Ufer sprengen Knappen,
Die Lanzenfähnlein flappen,
Der Ritter findet Furt und Kahn.
Auf bunten Roßschabranken
Führt er sein Lieb nach Franken,
Den Segen spricht gar bald der Burgkaplan.

Der Ritter schirmt sein Krönlein,
Er hebt ein jubelnd Söhnlein
Dem greisen Roß zum Widerrist.
Schwarz streicht der Haß durch Böhmen;
Laß Kraft, laß Treue strömen
Aufs deutsche Reich, Herr Jesus Christ.





Der Deutsch-Amerikaner.[1])

Von

Otto von Gottberg.

I.

Das Bild des Deutsch-Amerikaners wird uns meist von ihm selbst gezeichnet. Es ist erklärlich, daß er die bitteren Enttäuschungen und tiefen Demütigungen verschweigt, die das Land seiner Wahl ihm beschieden. Als Sohn guten Hauses, den eine Mesalliance dem Vaterhaus entfremdete, schämt und scheut er sich, den Eltern zu bekennen, daß er das erhoffte Glück nicht gefunden. Er heuchelt Stolz auf sein neu erworbenes Bürgertum. Er behauptet, „heimischem Kastengeist und staatlicher Bevormundung" entronnen, nun ein Gleicher unter Gleichen, ein Freimann unter Freien zu leben. — — Tatsächlich ist er vor Gesetz und Volksauffassung ein Bürger zweiter Klasse. Die Verfassung vertritt ihm den Weg zum höchsten Ehrenamte der Republik. Vom Pfade zu ähnlich hohem treibt heutzutage ihn Spott und schallendes Hohngelächter. Des Amerikaners Klub und Salon bleiben ihm verschlossen. Naserümpfend, die Ellbogen einziehend und die Kleider enger an sich raffend, durchschreiten die rassenstolzen Kinder und Herren amerikanischer Erde die von ihm besiedelten Stadtteile. Kulturdünger ist wohl wertvoll, aber Dünger ist stets schmutzig.

Träger einer Kulturmission nennt sich gern der Deutsch-Amerikaner. Dankbar Empfänglichen teilt er angeblich von dem Schatze deutschen Volkstums mit. Achtung vor deutscher Art behauptet er zu mehren. — Es ist nicht wahr! Er duldet, daß man sie mit Füßen tritt.

Wenige Monate genügen, dem Einwanderer heimische Gepflogenheiten abzugewöhnen und zu verleiden, wenige Jahre, den Kulturdünger zu absorbieren

[1]) Wie aus der in diesem Hefte mitgeteilten Inhaltsübersicht des neuen Jahrgangs zu ersehen ist, wird dies national ebenso wichtige wie umstrittene Thema des Deutsch-Amerikanertums von zwei Seiten behandelt werden, im vorliegenden Aufsatze des Herrn O. v. Gottberg und in einem zweiten von Herrn G. v. Skal, dem Chefredakteur des größten deutsch-amerikanischen Blattes, der „Newyorker Staatszeitung", der in einem der nächsten Hefte veröffentlicht wird. So wird in der Beurteilung jeder Standpunkt zu seinem Rechte kommen. Wir bemerken dazu noch, daß die beiden Aufsätze ohne Kenntnis voneinander geschrieben und schon seit einiger Zeit, der vorliegende schon seit September 1903, in unserem Besitze sind.

und zu amerikanischem Humus zu machen. Stock-Yankees reifen darauf als zweite Generation.

Groll und Erbitterung im Herzen sieht der Deutsche auf amerikanischer Erde derart Bein von unserem Bein Verwendung und Würdigung nur als Guano finden. Haß geradezu keimt in ihm auf — nicht gegen den Yankee, der schließlich Herr seiner Scholle ist, — wohl aber gegen die abtrünnigen Landsleute. Die Zornesader schwillt ihm, wenn er unseren Bauernjungen, oft ehe dreimal der Hahn nach seiner Landung gekräht, seinen deutschen Namen verleugnen hört

Den mit zehntägigem Stoppelbart im Gesicht Eintreffenden begrüßt am Dampfer ein Bekannter aus dem heimischen Dorfe: seine erste Pflicht sei nun, „Amerikaner“ zu werden. — Tags darauf gibt der Betörte und inzwischen Rasierte im Rathause die feierliche Erklärung ab, Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen. Nach Ablauf der verfassungsmäßigen Wartefrist von fünf Jahren legt er an gleicher Stelle die Schwurfinger der Rechten auf die Bibel. Er gelobt nicht nur Treue der Republik. Ausdrücklich sagt er sich von allen Pflichten gegen Fürst und Vaterland los.

Der Name, den der Aspirant des Yankeetums beim ersten Gange ins Rathaus nennt, ist nicht mehr Friedrich Schulze. Er zeichnet Frederick W. Schulze. Das „W“ wird ebenso häufig wie nicht als Anfangsbuchstabe eines zweiten Vornamens Wilhelm geschrieben. Das Wesentliche ist, daß zwischen Vor- und Zunamen nach amerikanischer Art ein Fünfundzwanzigstel des Alphabets eingeschoben wird. Charles F. oder William K. setzt Müller seinem Namen voran, lange bevor die schwerfällige Zunge diese Fremdworte richtig aussprechen kann.

Anderer Kulturvölker Söhne bekunden keineswegs gleich brennendes Verlangen nach einem Bürgertum, das Jeder um die einfache Nachfrage haben kann. Sie leisten vielleicht den Bürgereid unter Druck und Zwang der Notwendigkeit. Die Gewährung der Konzession für manchen Geschäftsbetrieb erfolgt nur an Staatsangehörige. Aber gemeinhin gehen erst ihre Kinder — teilweise — in dem großen Völkerbrei auf.

Hoch und laut klingt in den Vereinigten Staaten, wie in allen Breiten, allen Zonen und auf allen Meeren des Engländers stolzes: „I am a British subject!“ Prächtig klingt dies „Untertan“ von doch so selbstbewußten Britenlippen. Ein ganzes politisches Glaubensbekenntnis und ein schönes trägt das Wort um den Erdball. Als Freibrief und Geleitschreiben wirkt es, wo man in englischer Zunge spricht. Spärlich nur sind die Fälle, in denen Briten der Union den Bürgereid leisten. Wohl darum achtet der nicht minder nationalstolze Amerikaner sie von allen Fremden auf seinem Boden am meisten. Wenn am Sankt Georgstage Engländer in amerikanischen Großstädten an der Festtafel das Glas auf ihren König leeren, sind angesehene Amerikaner Tischgenossen. Freudig stimmen sie in das Hoch ein.

Wann aber wird, wenn Deutsch-Amerikaner ihre Feste feiern, dem Oberhaupt des Reiches ein Hurrah gebracht? Es ist verpönt! Kein eingeborener Landessohn von Rang und Stand sitzt mit am Tisch. Man braucht sich nicht um den zu bemühen, der freiwillig sich zum demütigen Diener macht. —

Franzosen leben in geringer Zahl in den Staaten. Der französische Kellner in den Restaurants der fünften Avenue macht den Versuch, den Gast zum Gebrauch seiner Sprache zu zwingen. Allen Ohren vernehmlich schnattern in der Straßenbahn geschwätzige und gestikulierende Gallier im Exil in ihren Mutterlauten. Ihnen gegenüber mögen zwei Deutsch-Amerikaner kümmerliches Englisch radebrechen. Das deutsche Morgenblatt verbergen sie unter dem in englischer Sprache gedruckten.

Wer hat von Franco-Amerikanern gehört? Heiterkeit oder Proteste würde das Wort bei jenen wachrufen, die es bezeichnen könnte. Denn einmal Franzose — immer und ewig Franzose! Nur einem Zweck lebt er auf fremder Scholle: genug zu erwerben, um als Rentier là-bas in der Heimat das Dasein behaglich beschließen zu können. Es mögen den einen oder anderen geschäftliche Interessen dauernd an Amerika fesseln. Aber selbst dann wachsen seine Kinder meist als Franzosen auf. Nicht die Klänge des star-spangled-banner lassen ihre Augen leuchten. Die Marseillaise tut's. — Frankreich konnte Konsuln in großen Handelsplätzen der Union aus der zweiten Generation seiner Auswanderer wählen. Wenn wir ein Gleiches versuchten ..... gnade Gott!

Unwissend und unsauber landen Italiens Kinder in Newyork. Geringe Mühe geben sie sich, die Landessprache zu erlernen, geringere mit Art und Brauch der Yankees vertraut zu werden, oder gar sie nachzuahmen. Guiseppe bleibt Guiseppe, Antonio Antonio. Beiden genügt es vollauf, zu wissen, daß es hier in Amerika Tunnels und Kanäle zu graben, Stiefel zu putzen und Straßen zu kehren gibt. Sie schätzen diese Tätigkeiten, weil sie von ihrem Lohn Ersparnisse machen können. Reichen diese eines Sonnabends abends nach der Ablöhnung für den Ankauf eines bescheidenen Anwesens in der Heimat, dann: maladetta America! Kein Dampfer fährt schnell genug nach Italien zurück.

Ausnahmsweise aber nur kehrt der Deutsch-Amerikaner in sein Geburtsland zurück. Hier zimmert er sein Haus.

Irlands Söhne leisten den Bürgereid, weil er sie vom Untertanenverhältnis zu England befreit. Ihr Herz aber schlägt durch Generationen für der grünen Insel Muttererde. Geheimen Gesellschaften, wie dem Clan-na-Gal treten sie bei. Durch Eid und Handschlag sind die Mitglieder verpflichtet, mit Gut und Blut für eine wohl verlorene Sache einzustehen. Noch hoffen sie, daß einst die Morgenröte nationaler Freiheit ihre Strahlen über den Ozean werfen wird.

Man dürfte es „das eigene Nest beschmutzen" nennen, wenn so die Eigenschaften von Kindern deutscher Erde in Gegensatz zu denen der Angehörigen anderer Nationen gestellt werden. Aber der Schmutz stammt aus dem eigenen Nest. Wir haben ihn dort lange genug geduldet! Die Welt ist aufgeteilt.

Wie auch des Reiches Adler Umschau halten mag -- wenig Neuland ist sichtbar, in das er seine Fänge schlagen könnte. Wollen wir nicht ruhm- und würdelos auf die in großer Zeit mit unserem besten Blut erstrittene Herrenrolle unter Völkern unendlich größeren Territorialbesitzes verzichten, so müssen wir verlernen, das reichste der uns anvertrauten Pfunde, — Lebenssaft und Lebenskraft, Blut und Knochen, — zu vergeuden. Wir müssen mit ihm wuchern und wenn wir von ihm an Bedürftige ausleihen, auf Zinszahlung bestehen. Mag der Deutsche auch fernerhin in die Fremde ziehen, aber nicht nur um andere, sondern auch uns zu bereichern.

Erklärlich ist ja der alte Erbfehler. Wir Deutsche waren als Nation nie geizig. Mit großherzig verschwenderischer Freigebigkeit teilten wir der Menschheit von der Arbeitsfrucht deutschen Hirns und deutscher Hand ebenso wie von deutschem Lebenssaft mit. Schlachtfelder düngte unser Landsknecht mit seinem Blut, Kornfelder überall unser Bauer mit seinem Schweiß. Als Pioniere sind unsere Söhne mit Axt und Grabscheit der Kultur in Urwälder und Wüsteneien vorangeschritten. Schätze unseres Lernens und Wissens fanden jüngere Nationen als fürstliches Patengeschenk in der Wiege. Der Völker vornehmstes, ein Grandseigneur unter ihnen, gaben wir gern.

Dieses Gefühl der Verpflichtung, nicht nur am eigenen, sondern dem Wohle der Menschheit mitzuarbeiten, erleichterte es vielleicht Kindern unserer Nation, in fremden Völkern aufzugehen.

Im Gegensatz dazu befolgten unsere wirtschaftlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt den engherzigeren, aber praktischen Grundsatz: die Söhne unserer Scholle gehören uns und uns allein für alle Zeit. Ein Verständnis für die Notwendigkeit, auch unsererseits diese Forderung aufzustellen, verrät bislang weder unsere Gesetzgebung noch Volksauffassung. Deshalb sei nicht nur der Deutsch-Amerikaner für seine nationale Treulosigkeit getadelt. Wir alle gehören auf die Anklagebank. In der Heimat selbst fehlt das Gefühl, daß Vater und Bruder verachtungsvoll dem Kinde deutscher Erde den Rücken kehren sollten, das aus der Fremde heimkehrend nicht mehr sagen kann: civis Germanus sum.

Unsern Zorn hat namentlich nicht die große Masse deutscher Auswanderer nach Amerika verdient. Die Führer des Deutsch-Amerikanertums waren es, welche die Todsünde wider den deutschen Geist begingen. Planmäßig entfremdeten sie uns unsere Söhne. Unablässig predigten sie ihnen Aufgehen in dem fremden Volkstum, und das deutsche Herz scheint — Gott seis geklagt — nicht sattsam mit Vaterlandsliebe gewappnet, um sich der Irrlehre Vaterlandsloser hüben wie drüben zu verschließen. Schwach nur und selten, etwa wie im Schlummer, regt das Gefühl der Anhänglichkeit an die alte Heimat sich im Deutsch-Amerikaner. Am meisten noch spürt man es fern von den Großstädten im Westen. Dort fehlt der Einfluß jener Führer. Vielleicht deshalb schmücken die Zimmerwände des deutschsprechenden Farmers oft Bilder vom großen Kaiser und vom jetzigen Herrn, von Bismarck und Moltke. In Newyork sieht man sie selten.

Führer des Deutsch-Amerikanertums sind die Männer geblieben, welche der Sturmwind der Märztage über den Atlantik wehte. Mögen im Fleisch die meisten tot sein. Ihr Geist geht in den Reihen Nachgeborener um. Die Wandlung, die sich nach den Waffenerfolgen unserer großen Jahre daheim im Herzen ihrer Genossen auf der Barrikade vollzog und diese oft zu verdienstvollen Dienern der Krone machte, konnten sie aus der Ferne weder verstehen, noch mitmachen. Wohl lernten sie sich der deutschen Einheit freuen, aber nie die Säulen bewundern, auf denen sie ruht. Trotzdem blieb die Schar dieser Männer dem Deutsch-Amerikanertum ein Abgott. „Ein Achtundvierziger" ist noch heute der Ehrentitel, der aus deutsch-amerikanischen Herzen Jubel auf die Lippen trägt. Tosendes Hurrah, ja die „Wacht am Rhein" begrüßt seinen Träger auf der Rednertribüne. Es jubeln auch die Jungen, die im Schatten des gefesteten Kaiserthrons erwuchsen. Und nicht nur dem jugendlichen Schwärmer von einst gilt der Beifall. Er umrauscht auch den Apostel des ubi bene ibi patria, der Lehre, welche die deutsch-amerikanische Presse und deutsch-amerikanische Volkstribunen predigen. Es waren jene Männer von 1848, die ursprünglich in Amerika Zeitungen deutscher Sprache gründeten. Sie saßen im Redaktionsstuhl. Sie gingen als Volkstribunen und Wahlredner auf den „stump". Ihre Nachfolger haben von ihnen gelernt; sie sprechen nur ihre Worte nach.

II.

Daß diese Männer der Revolution die Epigonen zu ihren Ansichten belehren konnten, ermöglichte ein eigenartiger seelischer Wandlungsprozeß, der sich im Einwanderer vollzieht.

Schon am Landungsplatz des Dampfers legt sich schwer die Hand einer rauhen Autorität auf des Eintreffenden Schulter. Er wird gemessen, gewogen, beklopft und befühlt. Man zählt seine Barschaft und stellt Fragen: welcher Verbrechen er sich daheim schuldig gemacht, auf wessen Anstiften und Rat er ins Land komme. Der Einwanderer darf weder widersprechen noch Auskunft verweigern. Vor der Abfahrt schon hat ihn der Agent der Dampfschiffsgesellschaft belehrt, daß selbstbewußtes Auftreten Rücksendung zur Folge hat. — Endlich öffnet sich das Gitter, hinter dem eng wie Schafe und gleich Sträflingen die Ankommenden eingepfercht waren. Der Fremdling betritt die Großstadt. Lärmend umschreit ihn ein rauhes Erwerbsleben. Hastige und Rücksichtslose bahnen, den Schwachen zur Seite stoßend, mit der Faust sich ihren Weg. Niemand hat Zeit, dem Fremden Auskunft zu geben. Verrät ihn seine Sprache als solchen, so wird er verlacht und oft betrogen.

Mit Zagen und Kleinmut im Herzen wird darum das neue Leben schon begonnen. Es auch nur zu fristen, kostet weit mehr als daheim. Der Zehrpfennig schmilzt zusammen und schwindet, aber noch ist keine Tätigkeit gefunden. Dann wird die bescheidene Habe veräußert, eine Mahlzeit statt dreier gegessen

und von Hoffnungen gezehrt. Oft gehen sie nie in Erfüllung und werden durch einen Sprung von der Brücke auf den Grund des Hudson gebettet. Es kommt der Abend, an dem der Verzweifelnde sich seinen Schlupfwinkel für die Nacht unter freiem Himmel suchen muß. All dieses Einwandererleid aber hat er allein, ein Einsamer unter Millionen, zu tragen. Kein Zuspruch ermutigt den Landfremden, keine Unterhaltung zerstreut ihn. Und da erwacht im ausgehungerten Körper auch des Verstocktesten jenes seelische Leiden, das Menschen gar seltsam mürbe macht — das Heimweh. Es zehrt mehr als die Entbehrungen.

In diesem Zustande gleicht das Einwanderergemüt dem eines Kindes. Früher Blasierte weinen. Spötter betreten den Betsaal der Heilsarmee. Windelweich und empfänglich wie Kinder sind selbst Bejahrte und Leute, die daheim von der Höhe angesehener Stellung auf andere herabblickten. Eine kleine Hilfsleistung läßt ihre Augen sich feuchten, der freundliche Zuspruch eines Unbekannten „Kopf hoch, Landsmann" sie gleich Knaben wirklich froher blicken und hoffnungsvoller weiterschreiten.

Unsäglich traurig ist dies Einwandererelend. Mancher überlebt es von Tür zu Tür gehend und hier für ein Stück Brot, dort für einen Teller Suppe Dienstleistungen verrichtend. Nachts kriecht er in einen Keller. Von der Bank eines der öffentlichen Plätze vertreibt ihn der hart auf seine Stiefelsohlen fallende Knüppel des Polizisten. Charakterschwache pochen an die Türen von Wohltätigkeitsgesellschaften. Viele finden dort Hilfe und mancher eine bescheidene Anstellung. Andere werden vorübergehend und noch andere für immer zu Vagabunden. Alle aber werden während dieser Leidensperiode mit den Gepflogenheiten von Amerikas Unterwelt vertraut. Sie lernen von ihr eine Moral, die sie oft bis an ihr Lebensende für amerikanische Moral halten. „Der hat sich schon amerikanisiert", sagt wohl der Deutsch-Amerikaner von einem Eingewanderten, der mit Kniff und Pfiff sich auf anderer Kosten Vorteile verschafft. Tatsächlich hat er sich nur die Gewohnheiten eines internationalen Pöbels, des Abschaums aller Länder, angeeignet.

Die Glücklicheren der halb schon im Kampfe mit dem Einwandererschicksal Besiegten hören schließlich während der täglichen, demütigenden Wanderung von Tür zu Tür ein „ja" auf die Frage, ob man Arbeit für sie habe. Diese bereitet jenem Zustande geistiger Kindheit keineswegs ein Ende. Wie ein Schulknabe fürchtet der nun Angestellte seines Brotherrn Zorn oder Mißfallen. Seine Hilflosigkeit wird ausgenutzt. Er muß es geschehen lassen. Der Arbeitgeber darf ihm zu jeder Tagesstunde die Türe weisen, und nach der Entlassung beginnt wieder der demütigende Bittgang um Arbeit und Brot, das Elend, die Sorge und die Not. Er zittert, sobald eine der abgezehrten und abgerissenen Gestalten, nach Arbeit fragend, die Ladentür öffnet. Tausend Elende warten ja hinter ihm auf seinen kargen Bissen Brot. Man könnte ihn ersetzen.

Auch der Deutsch-Amerikaner macht sich diese Hilflosigkeit der eigenen Landsleute zunutze. Er bezahlt die niedrigsten Löhne. Er fordert die längste

und härteste Arbeit. Er hat ja am eigenen Leibe erfahren: der Einwanderer muß arbeiten um — jeden Preis.

Immerhin mag des Geprüften Pfad nun aufwärts führen. Zum rechten, selbstbewußten Mann aber wird er erst wieder, wenn der Gipfel selbständiger Erfolge erklommen ist. Einstweilen verharrt unter dem Druck der Umgebung sein Gemüt in jenem Zustande geistiger Kindheit. Und auf diesen empfänglichen Boden streut die deutsch-amerikanische Zeitung ihren Samen. Auch die Worte von dieser schon Betörten befruchten ihn.

Entweder predigt die deutsch-amerikanische Presse in selbstmörderischer Verblendung, die ihr später Leser kostet, das rückhaltlose Aufgehen im Yankeetum oder aber sie wirbt für ein Deutsch-Amerikanertum, das geschlossen an die Wahlurne tretend, gewissermaßen einen Staat im Staate bilden soll. In beiden Fällen aber spricht sie: Deutschland gewährte euch kein Vorwärtskommen. Ihm schuldet ihr nichts, viel aber dem freien Lande, das gastlich euch an seine Fleischtöpfe rief.

Der geplagte Lohnsklave, der dies täglich liest, wird vom gewissenlosen Brotherrn ausgebeutet. Kein Gesetz schirmt den Geknechteten, aber — seltsam genug — er glaubt schließlich, daß er ein Freimann sei. Er, der sieht, wie hier Korsaren der Geschäftswelt Anderer Saat ernten, glaubt schließlich, daß der Väter Scholle nur Bevorzugten Frucht trage. Er glaubt schließlich, daß der Heimat heilsam straffe Zucht den Armen an den Boden fessele und ihm keine Möglichkeit gewähre, mit Hirn oder Hand sein Teil vom nationalen Reichtum zu erwerben. So wird er amerikanischer Bürger. Am verführerischsten scheint dem Einwanderer dieser politische Glaubenswechsel, wenn ihm Kinder über das Weltmeer folgten oder hier erwuchsen. Sie sollen nicht wie er als stets bittende Heloten die eingeborenen Landeskinder beneiden. Wie diese sollen sie dreist einem anmaßenden Arbeitgeber ins Gesicht lachen und doch dreifach höheren Lohn als der Einwanderer fordern dürfen.

Doch nicht nur das deutsche Nationalgefühl ging dem Deutsch-Amerikaner in jenem seelischen Verjüngungsbade und während des Aufenthalts in Amerikas Unterwelt verloren. Abgewaschen ward alles, mit dem er auf dem neuen Boden dem alten Namen Ehre machen könnte.

III.

Wenn in Newyork oder Chikago eine verwahrloste und ungekämmte Gestalt aufgegriffen wird, deren Nationalität nicht festzustellen, so schreibt der Yankeereporter: „Er sah aus wie ein Deutscher."

Man tadele ihn deshalb nicht. Sein Unverstand malt sich das Bild des Deutschen nach dem Aussehen des Deutsch-Amerikaners. Es sticht in beklagenswerter Weise gegen jenes des Yankees ab. Diesem gelten wir Deutsche als „Hemdsärmelleute". Er sieht den Deutsch-Amerikaner in seinen Restaurants

und Klubs sich im Sommer des Rockes entledigen. Kein Amerikaner gleicher Lebensstellung würde es tun.

Professor Münsterberg führt in seinen „American Traits“ aus, daß Deutsche und Amerikaner einander nicht als Gentlemen betrachten. Die Schuld daran dürfen wir auf das Konto des Deutsch-Amerikaners setzen. Dem Yankee zeigt er ein Zerrbild des Deutschen, uns bei gelegentlichen Besuchen in seiner Heimat ein solches des Amerikaners. Selbst ein flüchtiger Besucher der Vereinigten Staaten, Wilhelm von Polenz, hat „die schlimmsten Prahlhänse unter den Eingewanderten, namentlich auch den deutschen“, gefunden. Gleichermaßen sind die anmaßendsten, protzigsten und unmanierlichsten amerikanischen Europareisenden oft Einwanderer, namentlich auch Deutsche, und ihre hier geborenen Kinder. Also in dieser Hinsicht steht der Deutsch-Amerikaner nicht vermittelnd, sondern entfremdend zwischen zwei Nationen.

Vielleicht wird man diese bedauerliche Tatsache mit der Bemerkung entschuldigen, daß der Deutsch-Amerikaner sich aus unserem Proletariat rekrutiere. Früher wäre das zutreffend gewesen, obwohl man auch unter den älteren Generationen erstaunlich viel Leuten von Gymnasial- und Realschulbildung begegnet. Heute aber dürften die Quellen, welche unseren Auswandererstrom speisen, wenigstens zur Hälfte im Mittelstande zu suchen sein. Jedenfalls aber ist, einerlei wie ihre Herkunft, die Lebensart, wenn auch natürlich nicht Lebensführung, aller Deutsch-Amerikaner von Wohlstand oder nennenswertem Einkommen ungefähr dieselbe. Um den Stammtisch finden sich Bäcker und Arzt, Lehrer, Kaufmann und Gastwirt zusammen. Ihre Gepflogenheiten sind die gleichen.

Abgesehen von wenigen Großkaufleuten, Ärzten, Technikern, ein paar Universitätsprofessoren und Männern von ähnlicher Lebensstellung, die in den verschiedenen Städten der Masse ihrer Landsleute fern bleiben, ist die deutsch-amerikanische Geselligkeit nach dem Muster jener des amerikanischen Mittelstandes zugeschnitten. Es ist die einzige, in die man hineinblicken konnte.

Der Deutsch-Amerikaner macht, um in seiner Sprache zu reden, einen party-call. Er gibt eine tea-party. Seine Gäste versammeln sich im parlor, der dem amerikanischen Mittelstande die an Wochentagen ungeheizte und verschlossene gute Stube Deutschlands ersetzt. Die Dame verfügt hier über ein drawing-room oder einen Salon. In jenen parlor hat der Deutsch-Amerikaner gewissenhaft alle nicht ganz einwandfreien Bräuche der alten Heimat, so das im drawing-room verpönte Rauchen in Gegenwart von Damen, hineingetragen. Von den gesellschaftlichen Gepflogenheiten Amerikas hat er andererseits alles angenommen, das uns als Sichgehenlassen gilt. So nutzte er seine Zwitterstellung aus, um es sich möglichst behaglich zu machen. Soweit es die zusammengeworfenen Bräuche zweier Völker gestatteten, knöpfte er sich die Weste gesellschaftlichen Zwanges auf.

Die Männerwelt kommt unter sich in ihren zahlreichen Klubs nur zum Bierbankgeschwätz zusammen. Und ganz besonders soll angeblich durch die

alljährlich abgehaltenen Karnevalsfeste dieser Vereinigungen deutsche Art gepflegt werden.

Es ist danach wohl natürlich, daß der Deutsch-Amerikaner in geselliger Hinsicht nicht zur Verfeinerung amerikanischen Lebens beitragen konnte. Er hat auch in keiner anderen Beziehung die Kulturmission erfüllt, deren Träger er sich nennt. Der schon erwähnte Professor Hugo Münsterberg behauptet mit Recht, daß keine Frucht am dürren Baum des Deutsch-Amerikanertums gedieben, seit die Achtundvierziger als Greise von der Bühne des öffentlichen Lebens abtraten. Weder an Großtat, Gesetz, noch Erfindung von auch nur national-amerikanischer, geschweige denn internationaler Bedeutung erinnert heute ein deutsch-amerikanischer Name. Als Gründlinge im Volksteich leben die Deutsch-Amerikaner lediglich materiellem Erwerbe und Genusse. Dem Yankee ist es nicht zu verdenken, daß er sie nur als Kulturdünger schätzt. Wir aber verdanken ihnen nichts. Sicherlich hat nicht diese Abgabe an Blut und Knochen uns die Achtung und den Dank der beschenkten Nation eingetragen.

Wenn deutsches Lehren, Lernen und Wissen auf dem Boden der neuen Welt geschätzt werden, so ist das ein Verdienst unserer heimischen Hochschulen.

Zugestanden sei, daß Deutsch-Amerikaner als erste ihres Landes auf dem Felde der Musik gelten. Deutscher Abkunft sind Amerikas bekannteste Komponisten, Tonkünstler und auch Opernimpressarios wie Theaterdirektoren. Auf den Bühnen der letzteren aber sieht man oft den Deutschen als Clown und Hanswurst, als die lustige Person erscheinen. Es bezahlt sich eben am besten, dem Yankee Fremde vorzuführen, auf deren Kosten er lachen kann.

Daß der Deutsch-Amerikaner die amerikanische Literatur bereichern würde, war kaum zu erwarten. Wenige Menschen lernen in anderer Sprache als der in der Wiege gelallten die Feder als Schriftsteller zu führen. Erstaunlich ist andererseits, wie wenige Deutsch-Amerikaner die englische Sprache wirklich beherrschen. Die deutsche mißachten und mißhandeln sie. Jeder Blick in deutsch-amerikanische Zeitungsspalten fällt auf englischen Satzbau, gelegentlich auf jenes aus zwei Sprachen gemischte Kauderwelsch, dessen Deutsch-Amerikaner sich in der Rede bedienen. Ernsthaft hat man erwogen, ob der bisher noch nicht erschienene deutsch-amerikanische Roman in ihm abzufassen sei.

Meistert jedoch der Deutsch-Amerikaner die englische Sprache, so stellt er oft als Schriftsteller seine Feder, wie der Theaterdirektor die Kunst, in den Dienst der Sache, die sich am besten bezahlt. Selten macht er sich zum Anwalt der unseren. Wolf von Schierbrand, der bedeutendste dieser Schriftsteller, wird nie müde, den Amerikanern in angesehenen Zeitschriften Deutschland als hinterlistigen und nach amerikanischem Kolonialbesitz trachtenden Feind ihres Landes zu schildern. Er tischte ihnen nicht nur Bilses Machwerk auf, sondern versicherte, dieser habe lange nicht genug gesagt. Auch jene Berliner Korrespondenten amerikanischer Blätter, die uns verleumdende Hetzlügen nach Newyork berichten, sind nur zu oft Deutsch-Amerikaner.

Rege, wie sonst von allen Eingewanderten nur der Irländer, betätigt sich der Deutsch-Amerikaner in der inneren Politik. Aber die Söhne der grünen Insel treten geschlossen an die Wahlurne. Deshalb beeinflussen sie immerhin die Munizipalverwaltung selbst in den Großstädten. Wird Pat als Kandidat für den Sheriffsposten aufgestellt, so endet Toms ehrliche und geräuschvolle Freude darüber erst, wenn der Genuß des zweiten Liters Whisky ihm Schlummer bringt. Skeptisch dagegen blickt Gottlieb auf den zum Coroner vorgeschlagenen Heinrich. Er würde sich gewiß weit besser für das Amt eignen. Also bricht er seinen Verkehr mit Heinrich ab und stimmt am Wahltage gegen ihn. So konnten die Deutsch-Amerikaner nie selbst berechtigte Forderungen durchsetzen. Vielleicht auch erklärt diese Uneinigkeit, warum man sie heute im öffentlichen Leben nie an hervorragender Stelle wirken sieht. Früher war dies möglich.

Die Männer von '48 waren aus anderem Holz. Auch wer ihnen noch grollt, muß dies bekennen. Denn in hohen Staatsstellungen brachten sie Germans to the front. Ihre Lippen verleumdeten uns, unsere Regierung, unsere nationale Wehr und Ehre. Ihre Handlungen schufen Ansehen dem deutschen Namen. Man bewunderte das Land, das sie geboren. Herr Karl Schurz war kein amerikanischer Bürger zweiter Klasse; er war Ehrenbürger.

Und doch erbrachten auch gerade diese Männer den Beweis, daß, wer Fürst und Vaterland die Treue abschwören kann, sie auch nicht einer anderen Nation halten wird. Der greise und persönlich wohl verehrungswürdige Führer des Deutsch-Amerikanertums steht politisch heute als Oppositionsmann zweier Welten da. Seines alten Vaterlandes Armee stand er mit der Flinte gegenüber, die des neuen hat er geschmäht und beschimpft, indem er über die Truppen, die, vom Fieber dezimiert, vorm Feinde standen, Verleumdungen aussprach. Denn er beschuldigte, ohne das geringste Beweismaterial in den Händen zu haben, in einem offenen Briefe an den Präsidenten die Philippinenarmee teuflischer Grausamkeiten.

Aber diese Achtundvierziger trugen in der Tat einst läuternden Einfluß in die amerikanische Politik. Heute rühmt sich grundlos der Deutsch-Amerikaner, daß er deutschen Sinn für Rechtlichkeit in ihr zur Geltung bringe. Schon seine Ohnmacht verhindert ihn daran. Oft genug hat übrigens das Deutschtum Newyorks in die von Tammany ausgestreckte Hand eingeschlagen, und daß diese von Korruption befleckt ist, ist weltbekannt. In St. Louis wurde unlängst nachgewiesen, daß gerade auch deutsch-amerikanische Politiker an der Veruntreuung städtischen Gutes beteiligt waren.

IV.

Dem Preußen der Keimtage des neuen Reiches — von 1848—70 — stand das durch seine Führer beeinflußte Deutsch-Amerikanertum geradezu feindselig gegenüber. Nur während der Tage im Zeichen des eisernen Kreuzes lernte es wieder mit Liebe ohne Vorbehalt der Heimat zu gedenken. Auch am Hudson brauste

der Ruf wie Donnerhall. Nicht viel, aber immerhin etwas an Blut und Gut wurde Germania auch von ihren verlorenen Söhnen in der neuen Welt gebracht. Das Siegesläuten nach Waffentaten ohnegleichen rief auch in ihren Herzen ein Echo wach, und brennende Röte der Scham stahl sich wohl auf die Wangen des deutsch-amerikanischen Redakteurs, der vom einigen Deutschland las und sich bekannte: wir waren selbst im Herzen nicht mit Jenen, die den Grundstein legten.

Presse und Führer des Deutsch-Amerikanertums wurden Deutschland freundlicher. Ein Vaterland, ubi bene, war immerhin der Erinnerung wert. Bis zum Jahre 1898 noch äußerten deutsch-amerikanische Zeitungen gelegentlich: Mögen die Amerikaner sich hüten, einen Zwist mit Deutschland heraufzubeschwören, bei dem ihnen nicht das Recht zur Seite steht; wir könnten Stimme und Hand erheben.

Dann ließ der Verlauf des spanischen Krieges anglo- wie deutsch-amerikanischen Augen die Union als wehrhafte Großmacht erscheinen. Man glaubte sich in Laienkreisen Deutschland militärisch gewachsen, wenn nicht überlegen. Man hörte von Meinungsverschiedenheiten zweier Admirale vor Manila, und mit einem Gefühl des Unbehagens und Argwohns erinnerte sich die anglo-amerikanische Presse der neun Millionen Deutschen im eigenen Lande. Schnell beschwichtigten diese alle Zweifel. Ihre Presse erklärte: man möge sich hüten, einen Krieg mit Deutschland heraufzubeschwören, denn das sei frivol; käme es aber zum Klappen, so möge man auf das Deutschtum, Mann für Mann, als Kämpfer unter dem Sternenbanner zählen. — Solche frohe Botschaft ließ die Jingopresse sich nicht zweimal künden. Aus vollen Backen blies sie in die Kriegstrompete.

Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß die deutsch-amerikanische Presse oft redlich sich mit ihrer schwachen Kraft bemüht hat, zwischen Deutschland und Amerika entstandene Gegensätze der Volksmeinung auszugleichen. Aber sie verhallen in Amerika ungehört. Die deutsch-amerikanische Presse kann sich, mit Ausnahme ihres größten Newyorker Organs, auch nicht des geringsten Einflusses auf die nationale, geschweige denn die internationale Politik rühmen. Niemals wird in den Zeitungen der Bundeshauptstadt oder Newyorks auch nur der Name jener vor dem Niedergange des Deutsch-Amerikanertums angesehenen und einflußreichen Blätter wie der „Illinoisstaatszeitung“ und der „Westlichen Post“ genannt.* Die heutige Generation weiß nichts von ihrer Existenz. Nur dem Namen der Newyorker Staatszeitung begegnet man in den Spalten der anglo-amerikanischen Presse. Unleugbar ist dieses Organ in nationalen Fragen einflußreich; in internationalen finden auch seine Auslassungen keinerlei Berücksichtigung.

Zudem hat die deutsch-amerikanische Presse frank, frei und freiwillig erklärt, sie werde ihre Haltung in der nationalen Politik nie durch Fragen der internationalen beeinflussen lassen. Also sie weigert sich, das Gewicht ihres möglichen Einflusses auf die innere Politik zu unseren Gunsten in die Wagschale zu werfen.

Befürwortet heute ein Bundespräsident eine uns nachteilige Zollgesetzgebung, so findet er, nach dieser Erklärung, nichts desto weniger morgen die Unterstützung der Deutsch-Amerikaner in einem neuen Wahlgange.

V.

In Summa: Das Deutsch-Amerikanertum ist für uns politisch quantité négligeable. Rechnen wir nicht mit ihm. Es kann und will uns nicht nützlich sein. Jedes Liebäugeln mit ihm ist verschwendet. Es läßt nur Mißtrauen in Yankeeaugen aufleuchten.

Das große Darlehen an Volkskraft, das wir der jungen transatlantischen Republik bewilligten, hat wenig Zinsen getragen. Wir haben ein Millionenvermögen an Blut und Knochen verplempert. Verlorenem Gelde soll man nicht nachlaufen und über verschüttete Milch nicht weinen. Es ist zwecklos. Das Deutsch-Amerikanertum von heute ist für uns verlorenes Gut — verloren für alle Zwecke und für alle Zeit. Versuche, es wiederzugewinnen, wären nicht nur aussichts-, sondern auch würdelos.

Das beste germanischen Volkscharakters hat ja der Deutsch-Amerikaner sich nicht zu wahren verstanden. Seine Götter sind nicht mehr unsere Götter. Dem vom deutschen Volksempfinden Verabscheuten hat er Altäre und Denkmäler errichtet. Franz Siegel starb vor mehr als Jahresfrist. Auch er war Achtundvierziger, aber keiner, dem Gott oder Mensch verzeihen konnte als treubrüchigem Offizier. Ihm planen die Deutsch-Amerikaner ein Denkmal zu setzen!

Wie sie unsere Erinnerungen nicht heilig hielten, so schmähten die Deutsch-Amerikaner unsere Institutionen vor fremden Ohren. Ein amerikanischer General belehrte, nachdem er als kaiserlicher Gast deutschen Mannövern beigewohnt, seine maßlos erstaunt aufhorchenden Landsleute, daß der Deutsche gern und freudig Königsrock trägt. Durch Jahrzehnte erfuhren sie aus Mund und Feder von Deutsch-Amerikanern, unsere Armee sei eine verhaßte Zuchtanstalt.

Aller dieser Sünden wider den deutschen Geist ist der Deutsch-Amerikaner schuldig. Trotzdem aber nennt er sich, in ehrlicher Überzeugung, die Wahrheit zu sprechen, Vorkämpfer und Anwalt der deutschen Sache in Amerika. Mit selbstzufriedener Genugtuung schlägt er sich an die Brust: wir pflegen deutsche Sitten und Bräuche, die deutsche Sprache und das deutsche Lied.

Wir sahen bereits den Deutsch-Amerikaner deutsche Sitten und Bräuche mit fremden mischen. Er behielt von den unseren jene, die seiner Bequemlichkeit zusagten. Ähnlich verfuhr er mit unserer Sprache. Im geschäftlichen und öffentlichen Leben spricht er ein schlechtes Englisch, das täglich den Spott der Presse herausfordert. Daß er in tausenden von Vereinen das deutsche Lied pflegt, ist unbestreitbar. Als Nationalhymne singt er jedoch das Star-spangled-banner. Verpönt wie das Kaiserhoch ist auch das Heil Dir im Siegerkranz. Deshalb konnten Yankees den Prinzen Heinrich mit den Klängen der Wacht am Rhein begrüßen.

Die unserer Nationalhymne waren ihnen als solche fremd. Übrigens lasse man sich nicht durch das Verhalten der Deutsch-Amerikaner gegenüber hochgestellten Besuchern aus Deutschland täuschen. Gleich den Amerikanern schätzen auch sie die Gunst, vor die Großen dieser Erde treten zu dürfen. Und wie dann die geborenen Republikaner die Lehre von der Gleichheit aller Menschen, so vergessen die Deutsch-Amerikaner während der Festesstunden ihre Gepflogenheiten des Alltags, die allein hier beschrieben werden. Gar mancher die Vereinigten Staaten besuchende Deutsche von Rang und Stand mag ein vom Wein entfachtes Gefühl der Anhänglichkeit an das alte Vaterland für echt gehalten haben. Allgemein aber ist in der Heimat der Irrtum verbreitet, daß die Deutsch-Amerikaner unserer Anerkennung und Unterstützung würdig seien, weil sie deutsche Sitten, Bräuche, Lieder und unsere Sprache pflegen.

Wohl wäre es so, wenn sie dadurch Beziehungen förderten, die auch uns Vorteil gewährten. Ein solcher ist jedoch nicht zu spüren. Also würden uns die Deutsch-Amerikaner weder besser noch schlechter dienen, wenn sie statt deutscher siamesische Sitten, Bräuche, Worte und Lieder pflegten. Wieviele Satzungen von deutsch-amerikanischen Vereinigungen und Gesellschaften man auch lesen mag — das Programm gedenkt unserer nur mit jenen vier Worten. Ihr Wert aber ist in unserem materiellen Zeitalter problematisch. Selbst Leute, die nun einmal Bürger einer fremden Nation geworden, könnten dem Programm, in dankbarer Erinnerung des Landes, das ihnen zur Arbeit fähige starke Arme mitgab, wenigstens eine fünfte Forderung hinzufügen: bringen wir auf dem fremden Boden das made in Germany zu Ehren! Ein Deutsch-Amerikaner, der deutsche Waren bevorzugt und nicht etwa nur unseren Rheinwein, weil er besser als Californier mundet, könnte einen Teil der Zinsen des großen Darlehens an Volkskraft aufbringen. Aber diese Forderung ist nie gestellt worden.

Die Gründe für des Deutsch-Amerikaners deutsch-nationale Schwächlichkeit sind aber, wie angedeutet, auch in Deutschland selbst zu suchen.

Unsere Gesetzgebung macht keinerlei Anstrengungen, sich das deutsche Volkstum im Auslande zu erhalten. Im Gegensatz zu der anderer Nationen verschließt sie dem auf fremder Erde Lebenden nach zehn Jahren die Türe der Staatsangehörigkeit, auch wenn er nur aus Vergeßlichkeit unterließ, vorher einmal anzuklopfen.

Unsere Volksauffassung empfindet nicht wie jene von Engländern, Amerikanern und oft Franzosen, daß man einen Menschen ebensogut auffordern könnte, auf seiner Mutter Grabe zu tanzen wie ihm zuzumuten, Bürger einer fremden Nation zu werden. Niemand richtet ein Wort des Vorwurfs an den Renegaten. Wilhelm von Polenz, gewiß ein deutscher Mann und als deutscher Schriftsteller einer der besten, richtete in einer Zeitungspolemik über Deutsch-Amerikaner an mich die erstaunte Frage: „Wozu rechnet sich denn Herr v. G. selbst?“ Ich lebte als Deutscher unter Amerikanern, und darum schien es echt deutscher Auffassung natürlich, daß ich unter ihnen aufginge oder Deutsch-Amerikaner würde.

Jeder Reichsdeutsche von Distinktion, der die Vereinigten Staaten besucht, legt den Deutsch-Amerikanern ans Herz: seid gute Bürger des Landes Eurer Wahl. Selbst in Südamerika hat ein bestallter Vertreter des Reichs angeblich erklärt, unsere Regierung sähe gern die deutschen Ansiedler des betreffenden Landes zu guten Bürgern desselben werden. Telegraphische Nachrichten aus Südamerika sind selten zuverlässig. Diese aber ist glaubwürdig. Weder in Nord- noch Südamerika würde ein Engländer ähnlich sprechen. Konsuln und Seeoffiziere der Vereinigten Staaten predigen südlich der Nordgrenze von Mexiko laut ihren Landsleuten: haltet das Sternenbanner hoch!

Im Gemüt der in Amerika lebenden Deutschen ist dank jener Worte bereits die Vorstellung erwacht, das Reich dringe darauf, daß sie zu amerikanischen Bürgern werden sollten. Einer unserer Konsuln klagte: „Wenn ich einen zur Amtshandlung erschienenen Landsmann frage, ob er deutscher oder amerikanischer Staatsangehöriger sei, so antwortet er: Entschuldigen Sie, Herr Konsul, noch bin ich Deutscher, aber ich habe — glauben Sie mir — schon die Versicherung abgegeben, nach Ablauf der gesetzlichen Wartefrist Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen."

Sehr viel sündigt auch unsere Presse. Meist von Deutsch-Amerikanern als Korrespondenten bedient, deren Interessen also eine Vermehrung des Deutsch-Amerikanertums wünschenswert machen, unterläßt sie darauf hinzuweisen, daß Amerika für den Fremdgeborenen heute keineswegs noch ein Land der großen Fleischtöpfe, sondern bitterer Enttäuschungen ist. Gedankenlos druckt sie die Berichte deutsch-amerikanischer Gesellschaften nach, welche uns selbst wünschenswerte Elemente der Bevölkerung in die Vereinigten Staaten locken. Die „Deutsche Gesellschaft von Newyork" unterläßt nie, ihren Jahresbericht an deutsche Redaktionen zu schicken. Mit dem gelegentlich boshaften Yankeehumor würde ein amerikanischer Redakteur an Stelle des deutschen wohl die Warnung der Gesellschaft nachdrucken, daß Leute von Schulbildung ohne handwerksmäßige Kenntnisse nicht nach Amerika auswandern sollten, weil es ihnen kein Fortkommen anbieten kann. Verschweigen aber würde er die Fortsetzung, daß Feldarbeiter noch immer auf sicheres Brot rechnen können. Wir können sie selbst gebrauchen.

Diese „deutsche" Gesellschaft erfährt noch Unterstützung aus der Heimat. Sie ist eine deutsch-amerikanische, die längst bewiesen, daß sie das Aufgehen unserer Landsleute im Yankeetum nicht verhindert. Der alte „Deutsche Rechtsschutzverein" hat unter dem Präsidium des Nachkommens einer alten märkischen Familie gar seinen deutschen Namen abgelegt und ist zur „Legal Aid Society" geworden.

Die Aufgabe einer wirklich deutsch-nationalen Presse ist es, der Auswanderung nach Amerika entgegenzuarbeiten und ihren Strom auf weniger absorptionsfähige Felder abzuleiten. Jeder Tropfen deutschen Blutes, der in die Vereinigten Staaten fließt, ist gefährdet, zunächst vom Deutsch-Amerikanertum und dann vom Yankeetum aufgesaugt zu werden. Er ist unwiederbringlich verloren und nutzlos vergeudet. Von Idealisten ist die Behauptung aufgestellt worden, das germanische

Element Amerikas werde sich in uns nutzbringender Weise vielleicht noch einmal zur Geltung bringen können, weil die physische Kraft der Volksvermehrung des Anglo-Amerikanertums im Schwinden sei. Das letztere trifft jedoch nur für den ältesten Teil der Union, Neuengland, zu. Ferner ist die Unproduktivität eine künstliche. Mr. Roosevelt und Professor Elliot von der Harvard-Universität waren nicht die einzigen, die uns dies sagten. Jeder Arzt spricht es aus. Gerade deshalb wendete sich der Präsident mit einen Vorwurf an die Nation. Und der weite Westen, dessen junge und strotzende Lebenskraft noch im Steigen, konnte ihn Lügen strafen. Durch Spaliere von Hunderttausenden von Kindern fuhr der Salonwagen des Landesoberhauptes bis an die pacifische Küste. Ein jedes Kind trug sein Fähnchen mit Sternen und Streifen in der Hand. Sind manche auch von deutschen Eltern geboren, so wird doch die Schule, der kein anderer Einfluß entgegenarbeitet, sie zu Stockamerikanern machen. Also sollte wirklich einmal die Fortpflanzungsfähigkeit der anglo-amerikanischen Rasse versagen, so ist längst ein neues Amerikanertum an ihre Stelle getreten. Es mag deutscher Abkunft sein, aber es wird von uns nichts wissen und wissen wollen. Es wird uns durch des heutigen Amerikaners Augen betrachten. Ein Fall, den Wilhelm von Polenz in seinem „Lande der Zukunft" erzählt, darf als typisch gelten. Er hörte, daß die Eltern eines jungen Mannes mit deutschem Namen aus Deutschland eingewandert seien. Aber der daraufhin Angeredete verstand so wenig von unserer Sprache, daß der Schriftsteller ihm die Bedeutung seines ererbten Namens ins Englische übersetzen mußte.

Neben jenen Idealisten gibt es unter den Deutsch-Amerikanern andererseits solche, die den absterbenden Körper des Deutsch-Amerikanertums zu neuem Leben wachzurütteln hoffen. Aber sie tragen sich nicht mit dem Gedanken, daß es ohne Hilfe neuer Einwandererscharen möglich sein werde. Das Fundament ihrer Hoffnungen ist der Glaube, daß unser neue wirtschaftliche Nackenschläge warten, ihr Wunsch, daß dann abermals jährlich Hunderttausende den Staub deutscher Erde von ihren Füßen schütteln werden. Videant consules!

In höherem Grade als unserer Presse, dürfte auch unserer Schule eine Aufgabe zufallen. Möge sie Sorge tragen, daß fortan der Deutsche mehr vaterländischen Sinn in die Welt hinausträgt. Auch in unseren kommenden Generationen muß das Gefühl leben: einmal Deutscher — immer und ewig Deutscher!

Die junge Republik, auf deren Boden ich schreibe, versteht ihre Schuljugend in geradezu schwärmerische Liebe für Vaterland und Flagge aufzubringen. Ist uns nicht ein Gleiches möglich, die wir die Kinder auf die alte glorreiche Geschichte und die lange Reihe ruhmgekrönter Herrscher verweisen können?

Die amerikanische Volksschule kennt nicht Gebet und Gottesdienst. Des Herrendienstes glaubt auch sie nicht entraten zu können. Die Flagge wird ins Schulzimmer getragen. Die Kinder springen auf. — Merkt euch: das ist das Schönste, Beste und Erhabenste auf dieser Welt. Dann falten sich die kleinen Hände, und aus der Kinder Kehlen tönt die Nationalhymne.

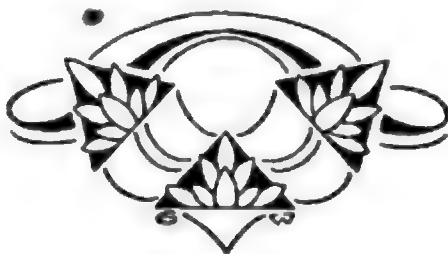
Die Folgen dieser Erziehung sind unausbleiblich und treten klar zutage. Die Lehre vom Edlen schlägt ja, gottlob, im Kindesherzen leichter und tiefer Wurzeln, als die vom Gemeinen, der Vaterlandslosigkeit. Sollte diese nicht auch bei uns in ähnlicher von den Schulmännern zu bestimmender Art zu bekämpfen sein?

Durch das ganze amerikanische Volk weht dieser in der Schule groß gezogene gesunde Geist der Vaterlandsliebe. Wohl stehen Kapital und Arbeit sich in den Vereinigten Staaten nicht ohne guten Grund kampfbereiter als anderwärts mit geballter Faust gegenüber. Aber nur in den Reihen fremdgeborener Arbeiter geht der Geist der roten Internationale um. Die Söhne der Scholle sind, ob auch Lohnsklaven, doch Amerikaner und nur Amerikaner. Sollten ihre Fäuste einst die heutige Gesellschaftsordnung in Trümmer hämmern, dann werden sie am Turme des über den Ruinen entstehenden neuen Baues das Sternenbanner nicht nur wieder aufziehen, sondern festnageln.

Unsäglich tief ist die Verachtung des Amerikaners für den Landsmann, der einem fremden Lande den Bürgereid leistet. Ein Newyorker Millionär wurde britischer Untertan. Da schien kein Schimpfwort der englischen Sprache der Presse niedrig genug, ihn zu bezeichnen. Für uns tragikomisch wurde diese Entrüstung dadurch, daß die Zeitungen unserer eigenen abtrünnigen Landsleute ihr nicht am leisesten Ausdruck gaben.

Jene Verachtung aber fühlt tief im Herzen, obwohl aus praktischen Rücksichten meist unausgesprochen, der Amerikaner auch für jeden Fremden, der einen nationalen Glaubenswechsel vollzieht. Naserümpfend nur gedachte Theodore Roosevelt als Schriftsteller in seinen Büchern des „Bindestrich-Amerikaners".

Die Forderung, daß das Deutschtum im Auslande starr, zähe und selbstbewußt an seiner Nationalität festhalten solle, hat danach zunächst einen ethischen Zweck: uns die Achtung fremder Mächte zu sichern. Doch auch aus praktischen Gründen muß sie gestellt werden. Die Stunde mag kommen, in der wieder von Herz zu Herz und von Mund zu Mund unser alter Schlachtruf „Mit Gott für König und Vaterland" geht. Eine Stunde schwerer Not mag es sein, in der des Königs letztes Aufgebot mobil und der letzte Kahn klar zum Gefecht gemacht wird. Welch überreiche Hilfsmittel würden dann unser warten, wenn die Millionen Söhne, die Germania in die Fremde ziehen ließ, sich ihrer in echter, wahrer und treuer Vaterlandsliebe erinnerten!





Festung und Feldarmee unter Bezugnahme auf die jüngsten Ereignisse auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz.

Von

Oberstleutnant Frobenius.

Es würde ein verfehltes Unternehmen sein, aus den Kämpfen der russischen und japanischen Armeen schon jetzt neue taktische Anschauungen ableiten zu wollen. Nicht nur die Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der uns zukommenden Nachrichten verbietet dies, wir sind nicht einmal über die örtlichen Verhältnisse hinreichend unterrichtet, um für unser Urteil eine einigermaßen feste Grundlage zu haben. Etwas anderes ist es mit solchen Fragen, deren Beantwortung nicht an die Kampfshandlungen gebunden ist, sondern sich aus der Betrachtung des Verlaufes, den die Kriegshandlungen, die Operationen der Armeen nehmen, ergibt. Und hier rückt die hervorragende Bedeutung, welche Port Arthur erlangt hat, die Frage in den Vordergrund: Welchen Wert hat die Festung für die Feldarmee? Ihre richtige Beantwortung ist von eminenter Wichtigkeit, denn die Erbauung, Erhaltung und zeitgemäße Verstärkung der Festungen legt dem Lande zu große Opfer auf, als daß man sie noch ferner beibehalten dürfte, wenn ihr Wert so gering wäre, wie in den letzten Jahrzehnten vielfach behauptet worden ist. Da der Feldarmee zweifelsohne die Entscheidung im Kriege zukommt, in ihr die ganze nationale Kraft zur Geltung kommen muß, wäre ein Kriegsmittel verwerflich, das für sie wertlos oder vielleicht sogar schädlich sein könnte.

Nachdem der ganze zweite Abschnitt des Krieges von 1870/71 nach der Schlacht bei Sedan den Charakter eines in ungeheuren Dimensionen geführten Festungskrieges angenommen hatte, mußte die geringe Wertschätzung überraschen, wie sie der Festung als solcher nach dem Kriege zuteil wurde und ihren prägnanten Ausdruck in einer Schrift des preußischen Generalstabes fand, welche an dem Beispiel von Langres den Beweis zu erbringen suchte, daß eine nicht unmittelbar in ihrer Operationslinie gelegene Festung die Feldarmee zu wenig gefährde, als daß sie ernste Angriffsmaßregeln nötig mache. Angesichts der notwendig

gewordenen Wegnahme von Mézières, Montmédy, Soissons und einer Reihe anderer fester Plätze, welche alle außerhalb der Operationslinien lagen, war allerdings dieser Beweis hinfällig. In hervorragender Weise zeigt aber jetzt das Beispiel von Port Arthur, daß es ganz andere schwerwiegende Gründe geben kann, als die unmittelbare Bedrohung der Operationslinien, um sich zu einer zeitraubenden und opferreichen Belagerung zu entschließen. Haben damals alle Mißachter der Festung sich dem Wahne hingegeben, Moltke auf ihrer Seite zu haben, da er 1866 die österreichischen Festungen ganz zu übersehen schien und 1870 auffallend dürftige Maßnahmen gegen die französischen festen Plätze vorbereitet hatte, so war man sehr überrascht, aus seiner veröffentlichten „Militärischen Korrespondenz“ neuerdings zu ersehen, daß er die Festungen eher über- als unterschätzt hat und nur deshalb sie anzugreifen möglichst vermieden hat, weil er die Leistungsfähigkeit der hierbei zur Tätigkeit kommenden Sondertruppen — ungerechtfertigter Weise und infolge mangelnder Bekanntschaft mit ihnen — zu niedrig anschlug und sich dessen bewußt war, daß der Generalstab auf dem Gebiet des Feldkrieges wesentlich besser beschlagen war, als auf dem des Festungskrieges.

Der deutsche Generalstab hätte nun alle Veranlassung gehabt, nach dem Friedensschluß sich recht eingehend auf der terra incognita des Festungskrieges umzusehen und dadurch dessen Studium und eine richtige Einschätzung der Festung auch der Armee nahezulegen. Aber ganz im Gegenteil folgerte man aus den überraschenden Leistungen und Erfolgen der schweren Artillerie, daß die Festungen zu einem nachhaltigen Widerstande überhaupt nicht fähig seien und deshalb der Feldarmee die theoretisch ihnen zukommende Unterstützung gar nicht gewährleisten könnten. Hierzu kam, daß ein mangelhaftes Verständnis diese auf Gebieten und in einer Form verlangte, die der Wesenheit und Aufgabe der Festung nicht entsprechen. Die Besatzung bildet im Gegensatz zu der beweglichen, ohne Rücksicht auf Entfernungen gegen jedes Objekt verwendbaren Feldarmee einen an den Ort gebundenen Kraftfaktor, dessen Aufgabe lediglich in der hartnäckigen Behauptung der ihm anvertrauten Örtlichkeit zu suchen ist. Der unmittelbare Vorteil für die Feldarmee kann nur darin bestehen, daß sie von jeder Sorge für diese, von welcher Wichtigkeit sie auch für sie selbst, für das gesamte Vaterland oder für den Gegner sein möge, völlig entlastet, also in ihrer Bewegungsfreiheit nicht durch Rücksichten auf die Sicherung des wertvollen Objektes beschränkt wird und ungehindert ihr Hauptziel, die Vernichtung der feindlichen Feldarmee, verfolgen kann. Ganz auf sich selbst angewiesen, übt die Festung, als

bedeutendes, bei richtiger Lage auf dem Kriegstheater dem Gegner unentbehrliches Wertobjekt, eine Anziehungskraft auf die feindlichen Streitkräfte aus und ist der eigenen Feldarmee mittelbar von Nutzen, indem sie deren einen erheblichen Teil an sich fesselt (das Belagerungskorps) und dadurch der Beteiligung an der Entscheidungsschlacht entzieht. Nicht angegriffen dagegen sichert sie ein gewisses Gebiet des Landes und bietet einen vorzüglichen Stützpunkt für Neuorganisationen und deren Verwendung gegen die feindlichen Etappenlinien (die französischen kleinen Festungen 1870).

Allerdings wird die Armee nur dann die Festung unbesorgt dem Schutze der Besatzung überlassen können, wenn sie mit Zuversicht einen so langen Widerstand gegen jeden Angriff erwarten darf, bis voraussichtlich die Entscheidung im Felde gefallen ist, denn erst dann, wenn sie als Siegerin daraus hervorgegangen, wird sie zum Entsatz herbeieilen können. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, erscheint es mir nicht überflüssig, zu bemerken, daß ich an dieser Stelle nur Gürtelfestungen von großer strategischer Bedeutung im Auge habe; für viele feste Plätze geringeren Wertes ist nur auf kürzeren Widerstand zu rechnen und ein solcher für den Zweck ausreichend.) Die Widerstandsfähigkeit der Festung ist also von ausschlaggebender Bedeutung, und gerade hier gilt es den Zweifel zu beseitigen, ob die heutigen Angriffsmittel nicht imstande sind, den Widerstand selbst der tüchtigsten Besatzung einer modernen und mit allen Hilfsmitteln reichlich ausgestatteten Festung in verhältnismäßig kurzer Zeit zu brechen. Hier ist der springende Punkt, denn wäre die Ansicht, welche sich in diesem Zweifel ausspricht, berechtigt, so würde die Sorge um die sich selbst überlassene Festung für den Feldherrn eine Quelle steter Beunruhigung sein und möglicherweise die Operationen in ungünstigster Weise beeinflussen. Die Festung wäre kein zuverlässiger und brauchbarer, sondern vielfach ein schädlicher Kampfgenosse. Und diese Ansicht hat Platz gegriffen und das Mißtrauen gegen die Festung soweit gesteigert, daß man flüchtig befestigte Feldstellungen dank der Feuerwirkung des Gewehrs beinahe für unüberwindlich halten, die sorgsam vorbereitete Verteidigungsstellung der Festung aber für unfähig erachten konnte, einem ernsten Angriff Stand zu halten. Mit theoretischen Erörterungen ist gegen derartige Ansichten nicht anzukämpfen, und der praktische Beweis für ihre Unrichtigkeit konnte bisher nicht erbracht werden. Deshalb ist der Monate währende Kampf um Port Arthur von eminenter Bedeutung für die Beantwortung der Frage: Welchen Wert hat die Festung für die Feldarmee? Sie entscheidet über die Existenzberechtigung der Festung.

Die dürftigen Nachrichten, welche wir über den Ausbau von Port Arthur durch die Russen erhalten haben, genügen nicht, um uns die Überzeugung beizubringen, daß die Ausstattung der Festung allen heutigen Anforderungen entspräche; im Gegenteil läßt die Verschwendung kolossaler Geldsummen auf den Ausbau von Dalnij den Zweifel Raum gewinnen, ob dabei nicht Port Arthur zu kurz weggekommen ist. Wir wissen, daß die von Hanneken seiner Zeit für die Chinesen angelegten Küstenbefestigungen ausgebaut und vermehrt worden sind; wir haben aus den vergeblichen Bemühungen der japanischen Flotte, sich dem Hafen soweit zu nähern, um ihn und die Stadt beschießen zu können, schließen können, daß sie ihrem Zweck, die feindliche Flotte in respektvoller Ferne zu halten, vollauf genügen, daß sie einem Kampfe mit den Schiffsgeschützen jedenfalls gewachsen sind. Daß die Japaner diesen Kampf scheuen, zeigt die schwache Beteiligung ihrer Flotte an den Angriffsunternehmungen. Sie scheidet dabei eigentlich vollständig aus, und wir haben es nur mit einem Landangriff zu tun.

Von den Landbefestigungen wissen wir, daß die außerordentlich günstige Höhenkette des Drakonnowy-Rückens, welche im östlichen Bogen bis zur Einsenkung des Lunche-Tales die Stadt umgibt und bereits von den Chinesen befestigt war, von den Russen als Hauptverteidigungsstellung beibehalten wurde, und können mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der westliche Bogen der Befestigungen, vom Meeresgestade an den die Hafenbucht begrenzenden Höhen folgend, weiter nördlich von den Erhebungen Besitz ergriffen hat, welche den Japanern 1894 zur Aufstellung ihrer Angriffsbatterien dienten, so daß die westlich des Lunche gelegene Isusan-Gruppe, der nördlichste Teil der chinesischen Befestigung, nur noch als Reduit dient. Wie beschaffen aber die Festungswerke sind und welche artilleristischen Mittel ihnen zu Gebote stehen, davon wissen wir ebensowenig, als wir die Stärke der Besatzung mit Genauigkeit angeben können. Jedoch scheint festzustehen, daß die Russen, getreu ihrer Mißachtung von Geschützpanzern bei der Landbefestigung, von solchen keinen Gebrauch gemacht, die Kampfgeschütze vielmehr mit Verschwindungslafetten ausgestattet haben. Eine Stadtumwallung besitzt Port Arthur nicht, jedoch ist der zwischen Alt- und Neustadt gelegene Wachtelberg mit Befestigungen versehen.

Müssen wir nun auch bezweifeln, daß Port Arthur in jeder Weise den heutigen Anforderungen an eine Festung solcher hervorragenden Bedeutung entspricht, so müssen wir dem Kommandanten, General Stössel, zugestehen, daß er mit großem Verständnis und Geschick die örtlichen

Vorteile auszunutzen verstanden hat, um den Gegner so lange wie möglich von der Hauptverteidigungsstellung, dem Fortgürtel, fernzuhalten, ihm den Aufmarsch seiner schweren Artillerie zu erschweren und dadurch den Widerstand zu verlängern. Die geographische Beschaffenheit von Kwantung gestattete ihm, seine Generalreserve bis auf 44 Kilometer von den Festungswerken zu entfernen, ohne für einen gesicherten Rückzug besorgt sein zu müssen, die vorzügliche Stellung bei Kintschau würde ihn befähigt haben, den Japanern den Zugang auf dem Lande vollständig zu verwehren, wenn die Unterstützung durch die Marine auf seiner und nicht auf Seiten der Gegner gewesen wäre. Aber wenn er sich auch bewußt sein mußte, daß er die von japanischen in der Kintschau-Bucht aufgestellten Schiffen flankierte Stellung nicht lange würde behaupten können, so war ihre Verteidigung doch kein Fehler. Wenn er sie nicht besetzte, so gab er den Japanern die Möglichkeit, hier sich festzusetzen und mit einer kleinen, verschanzten Abteilung nicht nur die Halbinsel abzusperren und jede Störung der Operationen in Liautung durch die Besatzung von Port Arthur zu verhindern, sondern auch Dalnij stetig zu bedrohen, das auf längere Zeit zu schützen die Besatzung bei der größeren Entfernung der Festung nicht imstande war. Anstatt sich derart lahmlegen zu lassen, mußte Stössel seine Aufgabe darin erblicken, möglichst zahlreiche Kräfte des Feindes zum Vorgehen gegen Port Arthur zu verleiten und dort zu fesseln, um die eigene Feldarmee zu entlasten. Und dies ist ihm dank der hartnäckigen Verteidigung des Vorfeldes und des Fortgürtels vorzüglich gelungen. Denn wenn auch die Verstärkungen der Belagerungsarmee nicht von der Feldarmee entnommen, sondern sämtlich aus dem Vaterlande nachgeschoben sein sollten, so gingen sie doch immerhin der Feldarmee verloren, der sie andernfalls hätten zugeführt werden können.

Port Arthur hat seine Aufgabe glänzend erfüllt, indem es die Armee von der Fürsorge des wichtigsten Flottenstützpunktes entlastet und einen beträchtlichen Teil der feindlichen Streitkräfte auf sich gezogen hat. Das unglückliche Unternehmen des Generals Stackelberg ist unter den vorliegenden Verhältnissen ganz unverständlich und kann unmöglich Port Arthur zur Last gelegt werden. Anderseits war es für Kuropatkin von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, ob die mindestens 70000 Mann, die Ende August gegen Port Arthur anstürmten, die Truppen Okus und Nodzis verstärken konnten, die ihn zu einer Entscheidung drängten, bevor ihm die langsam heranrückenden eigenen Verstärkungen die numerische Überlegenheit gewähren konnten. Aber die Festung konnte ihre Aufgabe

nur erfüllen durch die Befähigung der Besatzung zu einem langen, hartnäckigen Widerstand und hat dadurch alle Zweifel an ihrer Widerstandskraft widerlegt. Es ist wohl ein Angreifer kaum denkbar, der mit größerer Energie, ausdauernderer Hartnäckigkeit, mit opferfreudigerer Todesverachtung und mit geschickterer Ausnutzung aller Vorteile gegen eine Festung vorgehen könnte, als die Japaner. Es ist kein Zweifel, daß sie jedes Mittel versucht haben, um den Angriff abzukürzen, und, wenn von den uns zukommenden Berichten auch nur ein kleiner Teil wahr ist, so hat seit den Türkenkriegen noch kein Belagerer mit ähnlicher Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen Menschenopfer immer und immer wieder seine Versuche erneut, gewaltsam den schleppenden Gang des Festungsangriffs zu beschleunigen. Mußten wir die Vollwertigkeit der Festung bezweifeln, so werden wir nicht umhin können, dem Angreifer das höchste Prädikat zuzuerkennen und müssen demnach die Leistung der Festung und ihrer Besatzung doppelt hoch einschätzen.

Soweit die höchst mangelhaften Nachrichten erkennen lassen, scheint die Festung ihre Widerstandskraft nicht etwa nur in einer oder der anderen Periode, sondern in jedem Stadium bewährt zu haben. Eingedenk der Vorteile, welche der Fortgürtel im Gegensatz zur geschlossenen Stadtbefestigung der freien Verwendung der Besatzung im Vorfelde gewährt, hat der Kommandant, von einer Stellung zur anderen langsam zurückweichend, die ganze Halbinsel zum Kampffelde gemacht, und mehr als zwei Monate scheinen die Japaner gebraucht zu haben, bevor sie ihre ersten Batterien gegen die Hauptverteidigungsstellung (auf den Wolfsbergen) auffahren konnten. Noch am 20. August sollen sie nicht soweit Herren des Vorfeldes gewesen sein, um ihre Geschützstellung zum Abschluß zu bringen. Aus dem Durchbruch der Flotte am 10. August ist zu schließen, daß die Angriffsartillerie bereits mit Weitschuß den Hafen erreichte, aber die Überschätzung der Wirkung der Artillerie, welche glaubte, nicht nur die Niederkämpfung der Festungsartillerie, sondern auch die Sturmreifheit der Forts binnen weniger Tage erreichen zu können, scheint gründlich ad absurdum geführt zu werden durch die lange Frist, welche seit der Eröffnung des Feuers verstrichen ist, ohne die erwartete Wirkung zu zeitigen. Im Gegenteil deuten die Nachrichten von umfangreichen Sappeurarbeiten darauf, daß die Japaner sich doch gezwungen gesehen haben, nach Vereitelung aller gewaltsamen Durchbruchsversuche zum Spaten zu greifen und sich zum langsamen Verfahren des belagerungsmäßigen, vulgo „förmlichen" Angriffs zu bequemen.

Um die zweifelsohne äußerst lehrreichen Vorgänge bei dieser Belagerung zu studieren und für Wissenschaft und Praxis nutzbar zu machen, ist selbstverständlich die wahrscheinlich noch weit hinausliegende Zeit abzuwarten, wo uns zuverlässige und eingehende Berichte darüber vorliegen. Aber die Skizzierung des Verlaufes im allgemeinen, die ich versucht habe aus den spärlichen Nachrichten herzuleiten, genügt vollständig, um den Beweis zu führen, daß die moderne Festung durchaus das Vertrauen verdient, sich selbständig jeden Angriffs auf geraume Zeit erwehren zu können und deshalb auch als zuverlässige Kampfgenossin der Armee ihrer Aufgabe zu genügen, diese zu entlasten.

Es ist noch ein zweites Bedenken zu widerlegen: Zugestanden, daß eine angriffsweise vorgehende Armee genötigt ist, die Eroberung derjenigen festen Plätze anzubahnen, welche, unmittelbar auf ihren Operationslinien gelegen, bei weiterem Vorschreiten die rückwärtigen Verbindungslinien unterbinden oder ernstlich gefährden würden, so kann sie doch an allen anderen Festungen unbesorgt vorübergehen, braucht ihre Anziehungskraft nicht auf ihre Entschlüsse einwirken zu lassen und darf sich nötigenfalls mit Aufstellung kleiner Beobachtungskorps begnügen. Auf Grund dieser Erwägung wurde das Vorgehen der Japaner gegen Port Arthur in der Presse vielfach als Fehler gerügt, und es ist nicht zu leugnen, daß es hätte vermieden werden können, wenn man die früher erwähnte Stellung bei Kintschau zur Absperrung der Halbinsel Kwantung benutzt hätte. Haben sich die Japaner vielleicht nur durch den Widerstand, welchen sie hier fanden, verleiten lassen, den auf Port Arthur zurückgehenden Truppen zu folgen? Oder hatten sie andere Beweggründe, noch vor Erringung eines entscheidenden Sieges im Felde die Eroberung der Festung anzustreben?

Die Operationspläne Moltkes, die wir in seiner „Militärischen Korrespondenz" finden, fassen für einen Krieg mit Frankreich auffallenderweise nur die Belagerung von Straßburg ins Auge, und dementsprechend wurden nur für diese die Mittel bereit gestellt. Der Verlauf der kriegerischen Ereignisse nötigte nach und nach zur Überwältigung einer so großen Anzahl von Festungen, daß ein Militärschriftsteller unmittelbar nach dem Kriege kein Bedenken trug, dies Vorgehen in den meisten Fällen als Fehler zu bezeichnen; späteres eingehendes Studium des Krieges hat gelehrt, daß vielleicht eine dieser Festungen, Verdun, hätte erspart werden können, daß die Wegnahme bezw. Belagerung aller anderen aber teils im Interesse des gesicherten Fortschreitens der Operationen, teils aus politischen Gründen unvermeidlich war. Und sie lagen zum großen Teil fern von den Operationslinien der Feldarmeen. Es gibt eben noch

andere, oft sehr gewichtige Gründe zum Vorgehen gegen eine Festung, als ihre unmittelbare Einwirkung auf die Verbindungslinien der Feldarmee. Und so möchte es auch bei Port Arthur sein.

Ich brauche an dieser Stelle nicht nachzuweisen, daß Port Arthur neben Korea das wichtigste Objekt dieses Krieges ist, daß der Besitz dieses Hafens, für Japan ebenso wichtig wie für Rußland, unter allen Umständen als Preis des Sieges verlangt werden wird. Es würde verständlich sein, wenn die Japaner, welche außerdem in der Rückgewinnung der schon einmal eroberten und ihren Händen durch fremde Einmischung entrissenen Festung eine Ehrensache erblicken, danach streben sollten, sich ihrer so bald als möglich zu bemächtigen. Es würde trotzdem fehlerhaft sein, deshalb ihre Streitkräfte vor Erringung des Sieges im Felde in bedenklicher Weise zu schwächen, wenn nicht andere Gründe dieses Vorgehen unterstützten.

Man darf nicht außer Augen lassen, daß Japan einen Überseekrieg führt, daß es für jede Verbindung mit der Heimat, für jeden Nachschub und Ersatz seines Bedarfs bei der Armee, für jede Beförderung zu deren Entlastung auf den Seeweg angewiesen ist. Und wenn deshalb das Augenmerk in erster Linie auf die zur Sicherung der Verbindung unentbehrliche Oberherrschaft zur See gerichtet sein mußte, so war nächstdem eine Basis für die Operationen der Armee auf dem Festlande zu gewinnen. Korea ist nicht geeignet, als solche zu dienen. Das tiefe und breite Gebirgsland, welches die Halbinsel von der Ebene des Liaoho scheidet, ist so unwegsam, daß es selbst als Durchgangsgelände nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu benutzen ist. Eine Entscheidungsschlacht kann nur westlich dieses Gebirgslandes geschlagen werden, und eine dort operierende Armee kann sich unmöglich auf eine Basis stützen, mit der sie durch kaum nutzbare Saumpfade von 160 bis 200 Kilometer Länge verbunden ist. Wenn die Armee Kurokis den kühnen Vormarsch durch dies Gelände unternahm, um von den Paßübergängen aus stetig die linke Flanke der Russen zu bedrohen, so gehörte die ganze angeborene Geschicklichkeit der Japaner dazu, um dies gelingen zu lassen, so war damit ein so bedeutender Zeitaufwand verbunden, wie er angesichts der täglichen Verstärkung des Gegners eigentlich recht bedenklich war, und so hat dies Unternehmen wahrscheinlich Anstrengungen, Entbehrungen und Opfer gekostet, von denen wir noch gar keinen Begriff haben. Wir sehen auch die zweite und dritte Armee nicht auf diesen Wegen folgen, sondern das nach Süden zu immer günstiger sich gestaltende Gelände der Liaotung-Halbinsel durchqueren. Schon für sie kommt Korea als

Basis kaum mehr zur Sprache; sie landeten unter dem Schutze der Elliot-Inseln an der Südostküste der Halbinsel Liaotung, aber auch diese ist als Basis für die Operationen im großen Stile nicht geeignet, da sie keinen brauchbaren Hafen, wohl aber außerordentliche Landungsschwierigkeiten darbietet.

Der günstigste Ausgangspunkt der Operationen wäre zweifelsohne Jingtse, der Hafenplatz von Niutschwang, gewesen, da der Vormarsch von hier gegen Mukden auf keine Geländeschwierigkeiten stößt und mit der Benutzung von zwei Eisenbahnlinien rechnen kann. Ob die Japaner ihn ins Auge gefaßt hatten, entzieht sich der Kenntnis; jedenfalls wären die ersten Maßnahmen, um am Festlande Fuß zu fassen, viel schwieriger, viel gewagter und erst nach unbedingter Sicherung der Oberherrschaft zur See ausführbar gewesen. Damit trat die Bedeutung von Port Arthur als Stützpunkt der russischen Flotte noch mehr in den Vordergrund. Da sich die Japaner für die leichter ausführbare Okkupation von Korea entschlossen, blieb ihnen nur übrig, die Gewinnung von Niutschwang als Basis auf spätere Zeit zu verschieben, ihr Auge mußte aber nun auf Dalnij als den näheren und bequemer zu erreichenden Hafen fallen. Als sie nun nochmals die bereits aus dem Kriege mit China ihnen bekannten Schwierigkeiten der Landung bei Pitsewo durchgekostet hatten, als nach dem Durchbrechen der Barriere, durch welche die Russen bei Kintschau die Halbinsel Kwantung abgesperrt hatten, Dalnij offen vor ihnen lag, erschien seine Besetzung nur als naturgemäße Folge und Ausnutzung des gewonnenen Sieges. Bei der Nachbarschaft der starken Besatzung von Port Arthur war Dalnij aber nur nutzbar zu machen, wenn es gegen jede Unternehmung von ihrer Seite vollständig gesichert wurde, und hierzu gab es nur zwei Mittel, entweder die Schaffung einer starken Verteidigungsstellung bei Dalnij oder der Angriff der feindlichen Festung. Man wird die Japaner nicht tadeln können, daß sie zu dem letzteren griffen. Port Arthur ward dadurch die vollständige Erfüllung seiner Aufgabe gewährt, indem es bedeutende feindliche Kräfte an sich fesselte.

Hierin liegt auch die Widerlegung einer vielfach ausgesprochenen Behauptung, daß Port Arthur seine Bedeutung mit dem Augenblick verloren habe, wo die Flotte entwertet, wo die Festung ihre Bestimmung als deren Stützpunkt nicht mehr behaupten könne. Da sie die Kriegsschiffe nicht zu ihrer Verteidigung unbedingt bedarf, da sie auch nach deren Verlust oder Vernichtung dem Angriff bedeutender Land- und Seestreitkräfte hartnäckig zu widerstehen vermag, diese also an sich fesselt, ist im Gegenteil ihr möglichst verlängerter Widerstand im Interesse der

Feldarmee und der auf dem Lande noch ausstehenden Entscheidung wünschenswert und geboten. Für die Japaner ist aber auch die Möglichkeit nicht ganz außer Augen zu lassen, daß die Reste des Geschwaders von Port Arthur durch die Verstärkung aus der Heimat befähigt werden können, ihre Seeherrschaft wieder zu bedrohen und damit den Ausgang des Krieges in Frage zu stellen. Dies muß ihr Bestreben unterstützen, die Festung möglichst bald zu erobern, um dem Gegner den einzigen dauernd nutzbaren Marine-Stützpunkt zu rauben. So sehen wir hier wieder einen Fall, wie sie 1870 zahlreich sich boten, von der Notwendigkeit des Angriffs auf eine Festung, welche abseits der Operationslinien der Feldarmee liegt und diese unmittelbar nicht zu gefährden imstande wäre. Port Arthur führt in überzeugender Weise den Beweis von dem Wert ihrer Kampfgenossenschaft für die Armee und von ihrer Leistungsfähigkeit in Händen eines tüchtigen Kommandanten und einer tatkräftigen Besatzung.

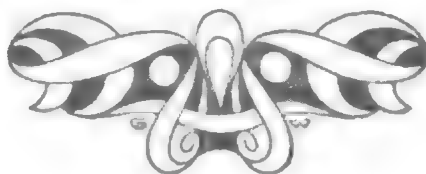


Aus neuen Büchern.

Schönheit und Idealismus.

Es gibt eine körperliche Schönheit, die nur in den Farben und dem frischen Schmelz der Jugend beruht und rasch zerrinnt, wenn die guten Jahre verstrichen sind. Und es gibt ihr gegenüber eine Schönheit, die in Bau und Linien, und dazu in Blick und Bewegung, womöglich im Zusammenstimmen von körperlicher Erscheinung und seelischem Gehalt beruht; und diese vermag die Jahre ganz zu überdauern. So gibt es einen Idealismus der Gesinnung oder Empfindungsweise, der nur ein Ausfluß jugendlicher Weltanschauung ist und mit den Erfahrungen und in dem Kampfe des Lebens rasch sich verflüchtigt. Der rechte Idealismus aber bewährt und vertieft sich erst in diesem Kampfe; er wird gleichsam im Feuer geglüht und leuchtet um so schöner, je mehr Dunkel ihn umgibt.

Aus: W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.





Das englische Haus.

Von

Otto March.

Das englische Haus von Hermann Muthesius. Ernst Wasmuth, Berlin 1904. 3 Bände, geb. 90 Mk., brosch. 75 Mk., der einzelne Band 30 Mk., geb. 35 Mk.

Es ist auffallend, daß von den unzähligen Deutschen, die sich leicht zu einer Reise nach Italien entschließen, verhältnismäßig wenige ihre Abneigung gegen eine Überfahrt nach dem bequemer zu erreichenden England besiegen. Darin steckt teils etwas Philisterium des Binnenländers, teils das vorhandene, in Italien leichter zu befriedigende schulmäßige Bedürfnis, sich große historische Kunst lediglich als einen Bildungsbesitz anzueignen. Wer aber etwas von der Wahrheit des oft angeführten Satzes empfindet, daß der Ausgangspunkt einer künstlerischen Kultur überhaupt die Kunst des Hauses ist, wird sich durch einen Besuch des häuslichsten aller Kulturvölker reichlich belohnt finden.

Das Wohnen im eigenen Hause stellt dem Miethaus gegenüber in jeder Beziehung die höhere Lebensform dar und hat erst im letzten Jahrhundert durch das schlechte Beispiel des heimatlos gewordenen Großstädters bei uns an Selbstverständlichkeit eingebüßt. Es gewinnt als berechtigter Lebensanspruch erst allmählich wieder an Boden. Ersichtlich aber beginnt das Verständnis der Frage gegenüber zu wachsen, wie ein auch nur elementar entwickeltes Kunstempfinden es in Häusern und Räumen aushalten kann, die zum großen Teil der Geschmacklosigkeit ungebildeter Bauunternehmer ihr Dasein verdanken. Das Problem unseres Hausbaues der Gegenwart ist das Einzelhaus für den Mittelstand. Das Erscheinen des Muthesiusschen Buches über das englische Haus muß daher gerade jetzt freudig begrüßt werden, denn England hat am Wohnen im Einzelhause stets festgehalten und gerade in der Ausbildung des kleineren Hauses in der ruhigen Entwicklung der letzten vierzig Jahre liegt seine unbestreitbare baukünstlerische und kulturelle Bedeutung.

Muthesius, der während sieben Jahren der deutschen Botschaft in London als Architekt zugeteilt war und mit offenem Auge und unermüdlichem Fleiß englische Bauverhältnisse studiert hat, bietet in dem ersten Teil seines dreibändigen Werkes eine Entwicklungsgeschichte des englischen Hauses, in dem zweiten eine Darstellung seiner Anlage und seines Aufbaues und in dem dritten eine Beschreibung seiner Innenräume. In dem zweiten behandelt er neben dem größeren Landsitz besonders auch das kleine Landhaus, das städtische und das Vorstadthaus, in dem dritten die innere Ausstattung des Hauses mit Wand, Decke, Fußböden, Türen, Stoffen, Tapeten und Möbeln.

Jeder, der die Ausführung eines eigenen Hauses plant, sollte die Kosten der Beschaffung des Muthesiusschen Buches in seinen Kostenanschlag aufnehmen. England hat die vor anderthalb Jahrhunderten von Lessing aufgeworfene Frage, ob man sich nicht ein Haus denken könne, dessen einziger Schmuck der wäre, keinen Schmuck zeigen zu wollen, mit tausend Beispielen bejaht. Die Befolgung der aus dem Muthesiusschen Buch für die Vereinfachung und für das „Fortlassen" zu ziehenden Lehren wird nicht nur den geopferten Betrag mehrfach ersetzen, sondern auch den künstlerischen Wert der Bauten vermutlich wesentlich steigern.

Von den drei im Satze fertigen Bänden ist der erste jetzt im Buchhandel erschienen. In der flüssigen, anschaulichen und gedankenreichen Schreibweise, die man an dem Verfasser zahlreicher Aufsätze über englisches Kunstgewerbe und aus seinem Buch über englischen Kirchenbau kennt, verfolgt er die Geschichte des Hauses an der Hand der Geschichte des Landes und beweist, daß beides in diesem Falle, wie in jedem anderen, nicht zu trennen ist. Der Leser erhält damit ein übersichtliches Bild von den geistigen Strömungen und den politischen Umwälzungen von der Normannenzeit bis zum neuesten mächtigen Aufschwung. Ein Geschichtsschreiber sollte stets ein genauer Kenner der Baugeschichte eines Landes sein.

Ein zahlreiches, von Muthesius ausgewähltes vortreffliches Abbildungsmaterial bringt uns die uns innerlich verwandte englische Welt so nahe, daß uns die Darstellungen bei aller Neuheit der Erscheinung mit ihrem frischen Hauch der Natürlichkeit und ihrem gesunden Wirklichkeitssinn wie alte Bekannte grüßen.

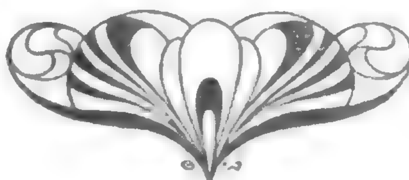


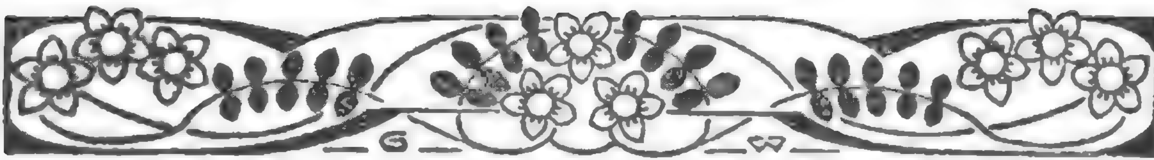
Aus neuen Büchern.

Das Grofsartige und das Schöne.

Für das Großartige vermögen viel mehr Menschen sich zu begeistern als für das Schöne. Sie brauchen dabei gleichsam nur einer unendlichen geraden Linie zu folgen, während das Wesen des Schönen gewissermaßen auf dem Verhältnis vieler Linien, auf Begrenzung und Harmonie beruht, und zum Verständnis schon nicht wenig, zur vollen freudigen, seelischen Erfassung eine hohe Entwicklung voraussetzt.

Aus: W. Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.





Einiges über die englische Presse.*)

Von

Theodor Schiemann.

Wenn die Presse eine Großmacht ist, so ist das Stärkeverhältnis der einzelnen Preßgroßmächte ziemlich genau dasselbe, wie das der politischen Großmächte auf hoher See. Allen übrigen weit voraus geht England, und es könnte scheinen, daß seine Überlegenheit auf dem Felde der Presse mit gleicher Eifersucht gewahrt wird, wie im Wettstreit um das Übergewicht zur See. Die englische Presse ist heute ohne Zweifel diejenige, welche den weitesten Einfluß ausübt und deren Nachrichten und Betrachtungen in den Zeitungen aller Länder der Erde den stärksten Wiederhall finden. In Amerika ist sie die fast ausschließliche Vermittlerin für die politischen Strömungen der alten Welt, und es bedeutet in der Tat einen ungeheuren Vorteil für England, daß jenseits des Ozeans zuerst und vornehmlich seine Stimme gehört wird. Ganz ebenso übertönt aber England in Asien und in Afrika, in der moslemischen und buddhistischen Welt die Stimme aller anderen Nationen, es ist beinahe, als ob sie neben England verstummen müßten.

Das ist keineswegs immer so gewesen. Auf dem europäischen Kontinent hat lange die französische Presse eine weit größere Rolle gespielt. Erst als im Zeitungsdienst das Nachrichtenwesen zur entscheidenden Hauptsache wurde, namentlich aber nach dem Sturz des dritten Napoleon änderte sich das, und die dritte Republik hat den verlorenen Boden nicht zurückzuerobern vermocht. Die deutsche Presse aber beginnt erst eine internationale Stellung zu gewinnen, in dieser Hinsicht — wenn auch keineswegs in jeder — behauptet sogar die österreichische Presse vor ihr einen Vorsprung. Sehr eigentümlich ist die Stellung Rußlands. Da schon die Unkenntnis der russischen Sprache den nicht slavischen Lesern russische Zeitungen verschließt, die russische Presse zudem mehr als jede andere in bestimmte Schranken eingeengt ist, die sie ohne besondere Genehmigung nicht ungestraft überschreiten kann, so hat einerseits die russische

*) Diesen hochinteressanten und unseren Lesern sicherlich willkommenen Beitrag stellte uns Herr Prof. Dr. Schiemann zur Verfügung an Stelle der „Monatsschau über auswärtige Politik“, die er wegen einer längeren Reise für das Oktoberheft nicht geben konnte. In folgenden Heften wird diese Monatsschau stets wieder ihre gewohnte Stelle finden.

Regierung dafür gesorgt, daß ihre Anschauungen in der Presse anderer Länder einen den Zwecken entsprechenden Ausdruck finden, andererseits hat sich die russische Opposition aller Farben, teils durch eigene, außerhalb der russischen Grenzen erscheinende Organe, teils in fremden Revuen und Zeitungen sich einen Kreis von Zuhörern zu schaffen gewußt, wobei die Regierung vornehmlich auf Propaganda für ihre Anschauungen nach außen hin arbeitet, die Opposition sich zum Ziel setzt, einen Reflex ihrer Überzeugungen in Rußland selbst hervorzurufen. Ungeheuer aber ist die Wirkung der russischen Presse dort, wo Regierung und öffentliche Meinung zusammenwirken und zugleich die Kenntnis der russischen Sprache eine direkte Beeinflussung gestattet. Das ist in den slavischen Teilen der Habsburgischen Monarchie und auf der Balkanhalbinsel der Fall.

Russische Einflüsse sind am stärksten in der englischen und französischen Presse, in geringerem, aber immer noch bedeutendem Grade in der deutschen und österreichischen Presse vertreten, während von einem deutschen Einfluß auf die englische, französische, russische Presse kaum die Rede sein kann. Die Kenntnis dieser Tatsache allein erklärt eine Reihe politischer Schwierigkeiten, mit denen Deutschland mehr als andere Nationen zu kämpfen hat, und das wird in eigentümlicher Weise noch durch die Rolle gesteigert, welche das internationale Judentum in der Presse spielt. Diese meist außerordentlich gewandten jüdischen Federn haben, obgleich sie meist in Deutschland ihre erste Heimat hatten, sich abgesehen von wenigen rühmlichen Ausnahmen, fast überall den national-chauvinistischen Elementen angeschlossen und bilden eine Phalanx deutsch-feindlicher Agitatoren, deren Einfluß und Macht nur der unterschätzen wird, der sie nicht kennt. Es scheint in der Natur des Judentums etwas zu liegen, das dahin führt, daß es sich den extremen Richtungen anpaßt und durch Übertrumpfen schon vorhandener Übertreibungen sich eine Führerstellung sichert. In Österreich, Frankreich, England, Amerika ist es überall das gleiche Bild, wenn auch nicht überall diese Entwicklung sich gleichen Schritts vollzogen hat.

Ein zweites Moment der Schwäche liegt für uns darin, daß die politischen Revuen Deutschlands, deren Zahl ja außerordentlich gering ist, eine internationale Bedeutung bisher nicht zu erringen vermochten. Hier gehen England, Frankreich, Amerika vor, zumal die Revuen der drei Nationen sich durch gegenseitige Berücksichtigung ihrer Ausführungen unterstützen. Die allertreffendsten Darlegungen deutscher Monatsschriften aber gehen heute meist verloren, und nur unsere militärischen und nautischen Zeitschriften bilden eine Ausnahme. Es mag dabei darauf hingewiesen werden, daß diese faktische Einflußlosigkeit, abgesehen von anderen wesentlicheren Ursachen, wohl auch darauf zurückzuführen ist, daß unser deutscher Schriftsatz allen übrigen Nationen unbequem und ungewohnt ist. Für

Revuen, die auf das Ausland einwirken wollen, ist der Übergang zu lateinischem Druck durchaus zu empfehlen.

Doch nicht eigentlich davon wollten wir reden, sondern an dem Beispiel der Presse Englands zeigen, mit welchen Mitteln die Weltrolle der öffentlichen Meinung Englands sich geltend macht. Vielleicht ergibt sich daraus der Schluß, was bei uns geschehen müßte, um unserer Presse eine ähnliche Bedeutung in Zukunft zu sichern.

Was zunächst der englischen Presse ihren Vorsprung sichert, ist, wie schon erwähnt wurde, die Ausdehnung und technische Leistungsfähigkeit ihres Nachrichtendienstes. Kein Land der Welt hat so zahlreiche und so wohlorganisierte Telegraphenagenturen. Die Arbeit, welche bei uns Wolffs Telegraphenbureau besorgt, teilen in England sechs konkurrierende Agenturen unter sich: Reuters Agency, die Preß Association, Dalziels News, Laffan Bureau, Central News und die Exchange Telegraph Company. In dieser Reihe genießen Dalziel News wegen ihres sensationellen Charakters und Laffan Bureau wegen seiner Unzuverlässigkeit geringes Ansehen, Exchange Telegraph arbeitet vornehmlich für Börse und Sport, aber die drei anderen, Reuter, Preß Association und Central News lassen sich allerdings als Großmächte im Nachrichtendienst bezeichnen und oktroyieren sich durch die Schnelligkeit und meist auch durch die Zuverlässigkeit ihrer Meldungen der übrigen Welt. Es ist dabei nicht ohne Interesse, daß die älteste und mächtigste dieser Agenturen von einem Deutschen, dem in Kassel geborenen und erst 1899 in Nizza gestorbenen Freiherrn Paul Julius von Reuter, ins Leben gerufen worden ist. Reuter eröffnete seine Agentur 1849 in Aachen, verlegte sie aber schon 1851 nach England, aber erst zu Anfang des Jahres 1865 erhielt sie ihre weit ausgreifende Organisation. Heute gehört sie einer Aktiengesellschaft (Reuters Telegram Company Limited), und die Leitung ruht in den Händen eines so erfahrenen Geschäftsmannes wie Mr. W. F. Bradshaw. Sie steht im Kartellverhältnis mit der wichtigsten der französischen Agenturen, der Agence Havas und mit dem Wolffschen Bureau, auch in Verbindung mit fast allen Preßagenturen der Welt. Dazu kommen Reuters Beziehungen zum foreign office und zu den auswärtigen Botschaften und Gesandtschaften in London, woraus sich ergibt, daß in Fragen, die nicht direkt dem englischen Interesse widersprechen, auch die Politik anderer Mächte durch Reuter zum Ausdruck kommen kann und kommt. Die Associated Preß of Amerika, eine Genossenschaftsgründung von einigen hundert amerikanischen Zeitungen, steht in ganz direkter Beziehung und damit auch sachlich in Abhängigkeit von Reuter, wenn sie gleich ihren besonderen Geschäftsführer (Manager) für Europa in dem bekannten Mr. Walter Neef hat. Für Deutschland gibt die Agentur noch eine „Allgemeine Korrespondenz Reuter“ heraus, die den deutschen

Zeitungen in deutscher Sprache ebenso schnell wie die Londoner Presse zugeht. Man sieht, daß schon auf diesem Wege ein breiter Strom englischer politischer Gedanken direkt zu uns herüberströmt. Die richtige Antwort darauf wäre vielleicht eine in englischer Sprache erscheinende „Allgemeine Korrespondenz Wolff“, jedoch es scheint nicht, daß heute schon das Bedürfnis danach vorliegt. Aber ohne Zweifel könnte es politisch von höchstem Nutzen sein, wenn eine gewissenhafte und mit richtigem politischen Takt geleitete Versorgung der englischen Presse mit deutschen Nachrichten vorbereitet und ausgeführt würde.

Die zwei Hauptkonkurrenten von Reuter, „Central News“ und „Preß Association“ sind beide im Jahre 1870 entstanden. Während aber die letztgenannte kaum nach Deutschland dringt, auch langsamer arbeitet als Reuter, dafür aber sehr ausführliche und zuverlässige Nachrichten bietet, haben die von dem jetzt verstorbenen Parlamentsmitglied Sounders gegründeten Central News bei uns Eingang gefunden und sogar einen gewissen Einfluß dadurch erlangt, daß sie Nachrichten über spezifisch deutsche Angelegenheiten bringen, die anderweitig der Presse nicht zugänglich werden. Die Leitung dieser Agentur ruht in den Händen von Mr. John Moore.

Wenn nun unzweifelhaft die kurze, durch das Telegramm übermittelte Nachricht die englische Auffassung der Tagespolitik in nachdrücklichster, das Urteil der Leser antizipierender Weise vermittelt, darf doch nicht verkannt werden, daß dieser Einfluß nicht bestehen könnte, wenn nicht diese Agenturen ausgezeichnet organisiert wären und in der Regel unparteiisch berichteten. Um so wirksamer kann darum freilich, wo es notwendig erscheint, eine gefärbte Nachricht werden.

Im allgemeinen wird man aber auch eine überlegene Organisation der englischen Tagespresse vor der kontinentalen nicht bestreiten können, und das hat seine guten Gründe. Die englische Presse ist reicher, die journalistische Karriere eine angesehenere und deshalb auch das Durchschnittsniveau der journalistischen Bildung ein höheres. Am ehesten ließe sich in dieser Hinsicht die französische Presse an die Seite der englischen stellen. Auch sie bietet die Chancen für eine politische Laufbahn und zieht wie in England die politischen Talente, sowohl der Gelehrtenkreise wie der praktischen Berufe, an, ohne daß diese zu fürchten hätten, durch ihre publizistische Tätigkeit ein Vorurteil heraufzubeschwören, das ihrem Fortkommen hinderlich sein könnte. Es gibt kaum einen bedeutenden englischen Staatsmann, der nicht gelegentlich in einer Review oder in einer der großen Zeitungen seine Stimme hören ließe. Meistens freilich wird das oft wirksamere Surrogat der after dinner Rede gewählt, die aber stets den Charakter eines Leitartikels im Parteiorgan zu tragen pflegt. Bedarf es tieferer Begründung, so pflegt man die Form des

Essay in einer Review zu wählen. Wie in England durch die Presse Karriere gemacht wird, dafür mag als Beispiel angeführt werden, daß aus dem Redakteur der Morning Post, Mr. Algernon-Borthwick heute ein Lord Glenesk geworden ist. Er ist schon seit 1895 Peer von England und bezieht von der Zeitung, die heute sein Eigentum ist, ein Jahreseinkommen von 50—60000 Lstr. Noch charakteristischer ist die Geschichte des heutigen Besitzers des Daily Telegraph. Zu Anfang der 60er Jahre kaufte ein aus Deutschland herübergekommener Herr Levy das gänzlich einflußlose 2-Pennyblatt dieses Namens, und durch Umsicht und Fleiß wußte er dessen Bedeutung stetig zu steigern. Nun wurde aus Herrn Levy erst Mr. Levy, dann Mr. Lowson, im Jahre 1892 der Baronet Lowson, und seit 1903 ist auch er Peer geworden. Er heißt heute Lord Burnham. Daß der Redakteur des Punch, Sir Francis, Burnard, von König Eduard VII. an seinem Krönungstage zum Knight gemacht wurde, ist ein anderes Beispiel, wenn auch ein weniger drastisches.

Die Mehrzahl der bedeutenderen englischen Zeitungen gehört aber heute Aktiengesellschaften, die über ein großes Kapital verfügen und deshalb auch große Opfer bringen können, um ihrem Blatt eine Stelle in den ersten Reihen der englischen Journalistik zu sichern. Die Kriegskorrespondenten und Spezialberichterstatter englischer Zeitungen sind so typische Figuren geworden, daß es nicht notwendig scheint, auf ihre Charakteristik einzugehen. Sie sind fast durchweg Vollblutengländer und bewahren in ihrem Beruf all die charakteristischen Vorzüge ihrer Rasse. Nur der amerikanische Berichterstatter, als dessen vollkommenster Typus Stanley gelten konnte, macht ihnen den Rang streitig. Wir glauben aber, daß, wenn erst bei uns Zeitungen existieren werden, die den englisch-amerikanischen gleich stark an die Seite treten können, der deutsche Offizier a. D. beide, die englischen wie die amerikanischen Berichterstatter, schlagen wird.

Es ist natürlich nicht möglich, hier auch nur die wichtigsten englischen Zeitungen und Reviews eingehend zu charakterisieren. Dazu ist schon ihre Zahl viel zu groß. Aber wir wollen versuchen, sie zu Gruppen zusammenzufassen und einige besonders markante Züge hervorzuheben. Es wird sich dabei empfehlen, an die Führer im heutigen Parteileben Englands: Mr. Balfour, Chamberlain, Lord Roseberry, den Herzog von Devonshire, Campbell Bannermann anzuknüpfen und als etwas besonderes die Gruppe der sogenannten Jingoblätter ins Auge zu fassen. Als Organ Balfours läßt sich heute eigentlich nur der Daily Telegraph bezeichnen, der, wie wir sahen, dem Lord Burnham (Mr. Levy) gehört. Es ist vielleicht die maßvollste und mit dem meisten staatsmännischen Takt redigierte englische Zeitung, obgleich zu den Mitarbeitern der Herausgeber der Fortnigthly Review, Mr. W. L. Courtney, gehört, von dem die unter

dem Pseudonym Ignotus erscheinenden deutschfeindlichen Artikel dieser Monatsschrift herkommen. Aber im Daily Telegraph kommt diese Idiosyncrasie weniger scharf zum Ausdruck, und wer stets über den Standpunkt der englischen Regierung orientiert sein will, tut wohl am besten, sich an dieses Blatt zu halten. Der Manager Mr. J. M. le Sage hat es verstanden, einen ganzen Stab hervorragender Politiker zu gewinnen, darunter den vielgenannten Kriegskorrespondenten Bennet Burleigh.

Von den Reviews stehen dem Ministerium das vortreffliche Blackwoods Magazine und die Monthly Review am nächsten, wenn sich auch nicht direkt sagen läßt, daß sie von ihm abhängig seien. Derartige Verhältnisse direkter Abhängigkeit darf man in der englischen Presse überhaupt nur da suchen, wo ein Organ ad hoc begründet wird. Das ist aber von Seiten Balfours niemals versucht worden.

Mehr der Richtung des konservativen Dissidenten, des Herzogs von Devonshire als der Balfours gehört der vortrefflich redigierte und politisch besonnene Standard an, der sich auch da seine Selbständigkeit zu wahren versteht, wo er sich im Dissensus mit der allgemeinen Strömung befindet. Aber er rechnet mit vollzogenen Tatsachen und hat daher, um ein Beispiel anzuführen, nach Abschluß der englisch-französischen entente seinen Widerspruch gegen das Eindringen französischen Einflusses in Marokko fallen lassen.

Parteigänger Campbell Bannermanns sind die noch von Charles Dickens begründeten Daily News, namentlich aber die Westminster Gazette, welche als das vornehmste und bestredigierte Organ der Liberalen gelten kann und im Kampf gegen Chamberlains fiskalische Pläne entschieden die Führung hat. Die Daily Chronicle mit dem dazugehörenden, angeblich in 1300000 Exemplaren verbreiteten Sonntagsblatt ist Organ Lord Roseberrys, liberal-radikal und entschlossen freihändlerisch. Von Zeitschriften wären dieser Gruppe die Contemporary Review, deren politischer Redakteur, der Ire Dillon, ein entschiedener Feind Deutschlands ist, und die zur Bekämpfung Chamberlains im vorigen Jahre gegründete Independent Review zuzuzählen.

Weit stärker ist nun die journalistische Phalanx, die sich um Chamberlain schart. Vor allem ist hier die Times zu nennen, deren Besitzer noch immer ein Nachkomme des Gründers der Times, A. F. Walter, ist. Die Times ist zwar nicht das verbreitetste, aber wohl sicher das einflußreichste englische Blatt. Politisch unabhängig und im allgemeinen nicht in Widerspruch zur Politik des offiziellen England tretend, vertritt sie doch eine scharf imperialistische Tendenz. Ihr jetziger politischer Redakteur Mr. Valentine Chirol (seit 1899) war vorher Berliner Korrespondent der Times und gehört nächst dem Konsortium der National Review zu unseren entschiedensten Gegnern. Der Manager ist Mr. Moberly Bell, der gleichfalls auf die politische Richtung des Blattes einen großen Einfluß ausübt.

Der Einfluß der Times geht vornehmlich darauf zurück, daß sie fast allen Provinzialblättern als Quelle dient und zugleich auf dem Kontinent meist gelesen wird. Ihr Nachrichtendienst ist großartig organisiert und behauptet wohl noch immer die erste Stelle. Chamberlainscher Führung folgen außerdem Daily Expreß, Pall Mall Gazette und die St. James' Gazette, die alle mehr oder minder eine deutsch-feindliche Politik vertreten, während die beiden Zeitschriften, welche seine fiskalische Politik verteidigen, die 1901 von der großen Verlagsfirma Macmillan and Co. gegründete Empire Review und die Wochenschrift Saturday Review, in Fragen auswärtiger Politik eine unabhängige, nicht chauvinistische und Deutschland freundliche Haltung einnehmen.

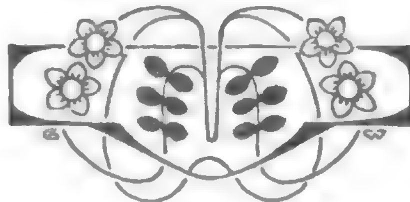
Jingoismus endlich predigen die Daily Mail mit ihren Annexen Daily Mirror und Evening News, der Globe and Traveller, die Monatsschrift National Review und die Wochenschrift Spectator. Gemeinsam ist all diesen Organen, daß sie nach Sensationen suchen, einen Größenwahn heranzuziehen bemüht sind und maßlos gegen Deutschland hetzen. Ihr Programm war eine russisch-englisch-französische Allianz, um Deutschland in eine politische Ohnmachtsstellung zurückzudrängen. Am ungefährlichsten ist diese Tendenz vielleicht bei der Daily Mail, da diese Zeitung prinzipiell gesinnungslos ist und stets mit dem Strome schwimmt. Sie steht, beiläufig bemerkt, in einem Kartellverhältnis zum Berliner Lokal-Anzeiger. Editor der National Review ist der Admiral L. J. Maxse, von dem die giftigen Monatsübersichten stammen, die niemals verfehlen, ein reiches Programm an Verdächtigungen und Verleumdungen Deutschlands aufzutischen. Neben ihm ist der Hauptspezialist auf diesem Gebiet Sir Rowland Blennerhasset, endlich gehören zu den Mitarbeitern auch russische Journalisten, die sich unter wechselnden Pseudonymen verstecken. Nun haben allerdings die Ereignisse des letzten Halbjahres die von der National Review vertretene Idee der russisch-englischen Allianz einigermaßen ad absurdum geführt. Aber Herr Maxse läßt sich dadurch nicht beirren und führt seine Campagne weiter. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die National Review, wie es scheint, prinzipiell niemals von sachlichen Zurechtstellungen Notiz nimmt, was zwar weder „gentlemanlike" noch „fair" ist, aber wohl zu den natürlichen Besonderheiten der Herren Maxse und Blennerhasset gehört.

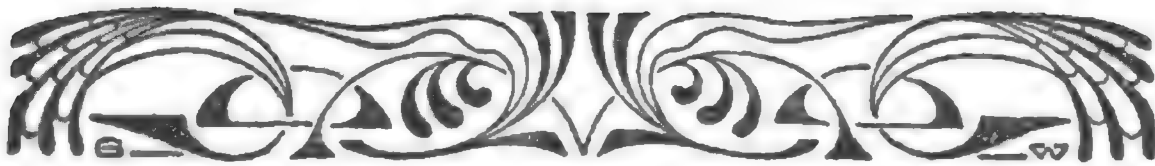
Der Spectator, der sonst in seinen politischen und literarischen Artikeln eine sehr hohe Einschätzung verdient, ging bis Mitte des vorigen Jahres die Wege des National Review, scheint aber durch den russisch-japanischen Krieg an der Richtigkeit seiner Theorien zweifelhaft geworden zu sein und in politischen Fragen sich der maßvollen Haltung des Herzogs von Devonshire anschließen zu wollen. Diese Wochenschrift ist vielleicht das drastischste Beispiel dafür, welchen Schaden uns die politische Haltung

der „Alldeutschen“ gebracht hat, deren oft kindlich lächerliche Übertreibungen der Welt als die eigentlichen politischen Ziele Deutschlands vorgeführt werden. Germanophob ist endlich noch die Nineteenth Century, wenn auch nicht in dem Grade wie National Review und Spectator.

Natürlich gibt es in England auch zahlreiche besonnenere Preßorgane. Wir haben einige von ihnen bereits genannt. Erwähnt sei noch die Monthly Review von Mr. John Newboldt oder die Edingbourg Review, die ihren alten Ruf durch allen Wandel der politischen Strömungen zu behaupten verstanden hat.

Es wäre noch viel über die englische Presse zu sagen. Hier ist vornehmlich darauf hingewiesen worden, welche Haltung sie Deutschland gegenüber einnimmt. Von einem anderen Standpunkt aus betrachtet, wird sich das Bild wesentlich verschieben. Es soll aber noch einmal hervorgehoben werden, daß im großen und ganzen die englische Presse eine sehr hohe Stufe einnimmt. Sie ist ohne jede Ausnahme unbedingt national. Selbst Mr. Steads Review of Reviews macht darin, recht betrachtet, keine Ausnahme. Der Dissensus, den der Burenkrieg hervorrief, kann als überwunden gelten, und nach wie vor wird in jedem Konflikt das alte Wort gelten: „Right or Wrong — my country!“ Endlich kommt in der englischen Presse der Dilettantismus weniger zum Ausdruck, als bei uns. Der Engländer kennt die Interessen seines Landes genauer und in den meisten Fällen auch den Boden, auf dem sie sich abspielen, aus eigener Anschauung. Es ist dort nicht denkbar, daß jemand über Indien, Canada, Australien schreiben sollte, ohne Land und Leute genau zu kennen. Die Zeitung schult ihre Korrespondenten, wie der Staat seine Konsularbeamten, und oft ist der Korrespondent der besser geschulte. Was man aber in England am schlechtesten kennt, ist Deutschland, und deshalb rechnen wir darauf, daß, wenn einmal dieses Manko wegfällt, auch der törichte Gegensatz schwinden wird, der zwei Nationen trennt, die durch Kultur, Geistesrichtung und Verwandschaft der Interessen bestimmt sind, Hand in Hand zu gehen und im Notfall Schulter an Schulter zu stehen.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. September 1904.

Daß in einem geordneten Staat die Freiheit der Sonderinteressen ihre Schranke finden muß an der Rücksicht auf das Gemeinwohl, ist eine so einfache und selbstverständliche Wahrheit, daß sie fast als ein Gemeinplatz gelten kann. Aber die Entscheidungen darüber, an welchen Stellen diese Schranken aufzurichten sind, gehören zu den schwierigsten Aufgaben der heutigen Staatskunst. Der moderne Staat ist aus Formen hervorgegangen, die den Staatsbürger an einen bestimmten Platz innerhalb der Gesamtheit stellten und seine Betätigungsfreiheit genau nach den Rücksichten regelten, die die Gemeinschaft forderte. Dann trat die Befreiung aus diesem Zustand der Gebundenheit ein. Sie war dem geistig und kulturell vorgeschrittenen Zeitalter so sehr Bedürfnis geworden, daß die Entfesselung frischer, vorwärtsdrängender Kräfte nur als Wohltat empfunden werden konnte und daß alle Erfahrungen, die auf Schwächen und Kehrseiten einer schrankenlosen Freiheit hinwiesen, fast ganz in den Hintergrund gedrängt oder als reaktionäre Gelüste abgelehnt wurden. Man gab sich nur zu gern dem Glauben hin, daß dem schrankenlosen Individualismus gegen die daraus entstehenden Schäden und Unzuträglichkeiten eine Heilkraft in sich selbst innewohne. Es mußte aber sehr bald eine Zeit kommen, in der man mit gewissen Folgeerscheinungen der Auflösung jeder sozialen Organisation und des „freien Spiels der Kräfte" nicht mehr so leicht fertig wurde. Die Erscheinungen des modernen Kapitalismus begannen hier und da, der Staatstheorie, die mit geringen Schwankungen fast allen heutigen Verfassungen zu Grunde liegt, über den Kopf zu wachsen. Und nun wurde die schwierige Frage akut, wo und wie weit der von der politischen Theorie geforderten wirtschaftlichen und sozialen Freiheit neue Schranken gesetzt werden sollten. Je mehr diese Frage den am Erwerbsleben Beteiligten, so zu sagen, auf den Leib rückte, desto mehr traten praktische und persönliche Erfahrungen in den Vordergrund. Handel und Industrie wollen sich, wo sie irgend Aussichten auf Weiterentwicklung haben, trotz mancher Übelstände ihre Bewegungsfreiheit nicht einschränken lassen. Der kleine Handwerker dagegen, der noch vor einem Menschenalter für Gewerbefreiheit schwärmte, möchte jetzt am liebsten den Staat anrufen, daß er den Fabrikbetrieben und größeren Unternehmungen, die den Kleinbetrieb durch ihre Kapitalkraft einengen und ihm die Lebensluft nehmen, einen Damm entgegensetzt. Wenn der kleine Geschäftsmann, der durch Fleiß und Solidität

vorwärts zu kommen sucht, die Erfahrung macht, daß die Leute, auf deren Kundschaft er rechnet, lieber in die großen Warenhäuser gehen, obwohl sie dort in der Regel schlechtere Ware einhandeln, so liegt ihm als Niederschlag dieser für ihn recht bittern Beobachtungen die Frage nur allzu nahe, wozu wir eigentlich eine Regierung und den Schutz der Gesetze haben, wenn der Große den Kleinen unbekümmert um die Folgen an die Wand drücken darf. So erhebt sich außerhalb der wirtschaftlich begünstigten Kreise überall der Ruf nach einer einschränkenden Gesetzgebung, nach Schutz des Mittelstandes und der wirtschaftlich Schwachen, nach Bekämpfung der Auswüchse des Kapitalismus, und wie die ausgegebenen Losungsworte gleicher Tendenz sonst noch lauten mögen.

Ja, warum geben eigentlich die regierenden Gewalten solchen gewiß doch gerechten Forderungen und Ansprüchen keine Folge? — so fragt heutzutage auch wohl mancher andre, der zwar nicht zu den unmittelbar Beteiligten gehört, dem aber doch die erwähnten Gründe und Wünsche sehr einleuchten. Die Antwort lautet: weil das heutige Wirtschaftsleben ein so vielverschlungenes Gewirr von in einander laufenden Fäden darstellt, daß die scheinbar naheliegenden Folgerungen durchaus nicht immer die richtigen sind und die beabsichtigten Wirkungen einer Maßregel durchaus nicht immer eintreten, und weil vor allem die wirtschaftlichen Beziehungen weit über den Kreis hinauszureichen pflegen, der durch eine einheitliche Gesetzgebung zu beherrschen ist. Wer heute — um nur ein Beispiel anzuführen — etwa gegen den Luxus gesetzgeberische Maßregeln ergreifen wollte, wie sie einer Beurteilung vom moralischen und humanen Standpunkt aus naheliegen und wie man sie von schlichten Leuten, die aus dem engsten Kreis ihrer Erfahrungen urteilen, sehr oft hören kann, der würde unsägliches Unheil damit anrichten und unzählige Menschen aus den Kreisen, denen er gerade helfen will, ihres täglichen Brotes berauben; er würde eben dabei nicht genügend beachten, wie viele Menschen von der Herstellung von Luxusartikeln leben. Und so hat auch eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit für das Großkapital und seine Unternehmungen keineswegs die Wirkung, daß damit Raum und Lebensluft für kleinere Betriebe geschafft wird, sondern es entstehen daraus nicht selten Beeinträchtigungen der gesamten nationalen Erwerbstätigkeit, die auch auf den sogenannten Mittelstand ungünstig zurückwirken. Besonders bezeichnend sind in dieser Beziehung die Wirkungen des Börsengesetzes, das scheinbar sehr geeignet war, Mißbräuche und Auswüchse des Börsentreibens zu beseitigen oder einzudämmen, in Wirklichkeit aber dem deutschen Geldmarkt manche schwere Benachteiligung seiner weltwirtschaftlichen Stellung gebracht hat, während das vom Gesetzgeber eigentlich Beabsichtigte nur unvollkommen erreicht wurde. Trotzdem wird man daraus nicht den Schluß ziehen dürfen, daß man am besten täte, in der Theorie des sogenannten „Manchestertums" zu verharren; im Gegenteil sind die Zeiten, in denen man den Grundsatz: „laissez faire, laissez aller" unbedingt anpries, heute, wie schon angedeutet, so ziemlich überwunden. Nur zeigen Erfahrungen der erwähnten Art, mit welcher Vorsicht und Sachkenntnis Eingriffe in die privatwirtschaftliche Freiheit vorgenommen werden müssen.

Es erschien notwendig, diese allgemeine Verständigung über gewisse Grundanschauungen vorauszuschicken, ehe zu der jetzt so viel Staub aufwirbelnden Angelegenheit der Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft „Hibernia“ so weit Stellung genommen werden kann, wie das jetzt überhaupt möglich ist. Die Sache, die ja noch in der Entwicklung begriffen ist, nach der wirtschaftlichen Seite hin zu würdigen, muß einer andern Stelle vorbehalten bleiben; hier handelt es sich nur um die politische Seite. Die Angelegenheit bedeutet einen Versuch, die Frage der Stellung des Staates zu den Syndikaten praktisch zu lösen. Das allgemeine Drängen der Politiker, die vorzugsweise den Schutz und die Erhaltung des Mittelstandes auf ihre Fahne geschrieben haben, geht dahin, der Staat solle der für gemeinschädlich erachteten Bildung von Syndikaten und Kartellen in der Industrie einen Riegel vorschieben. Die Sorge vor dem Druck, den dieser Zusammenschluß großer Kapitalien auf das kleine Kapital und die Konsumenten ausüben kann, läßt in den Syndikaten nur eine gefahrdrohende Erscheinung sehen. Demgegenüber weisen die Verteidiger der Syndikate darauf hin, daß die Beherrschung des Marktes, die durch die Vereinigung und Organisation einer großen Kapitalmacht und die Regelung der Produktion erreicht wird, das einzige Mittel bildet, um der Konkurrenz auf dem Weltmarkt die Stirn zu bieten und dadurch die nationale Produktion zu sichern, zugleich aber auch Preisschwankungen zu verhüten, die ebenso ruinös für die Unternehmer, wie lästig für die Konsumenten sind. Von Staatswegen ist bekanntlich in einer umfassenden Enquete versucht worden, das Material für die Beurteilung dieser wichtigen Streitfrage zu gewinnen, und das ist dringend notwendig, weil der Parteigeist so viele Beurteiler, denen es keineswegs an Sachkenntnis fehlt, trotzdem verhindert, das Für und Wider einigermaßen gegen einander abzuwägen. Das zeigt sich z. B. darin, daß agrarische Organe als grundsätzliche Bundesgenossen und Befürworter der sogenannten Mittelstandspolitik lebhafte Entrüstung darüber äußerten, daß das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat die Kohlenpreise auf einer gewissen Höhe hielt, während doch kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die landwirtschaftlichen Kreise die Preise des Brotgetreides nicht anders behandeln würden, wenn sie über eine Organisation verfügten, die dies ermöglichte. Anderseits haben die Kohlensyndikate Verteidiger in Leuten gefunden, die sich nicht genug darüber entrüsten können, wenn die Landwirtschaft in gleicher Weise ihre Interessen wahrzunehmen sucht. Wer es aus ganz allgemeinen Erwägungen für berechtigt hält, daß jeder Produzent sich lohnende, d. h. hinter den unumgänglichen Produktionskosten mindestens nicht zurückbleibende Preise sichert, soweit das mit anständigen und gesetzlichen Mitteln geschehen kann, der wird sich zu der geschilderten Art von Parteinahme nicht entschließen können. Und wenn er dann weiter zu der Überzeugung gelangt, daß alles, was die Gesundheit und den Erfolg der einzelnen Produktionszweige zu sichern vermag, auch am meisten dazu beiträgt, daß alles sich am besten in das Ganze der Volkswirtschaft einfügt und das Gedeihen dieses Ganzen verbürgt, so wird er nur beistimmen können, wenn auch der Staat nicht einseitig verfährt, sondern allen

wirtschaftlichen Erscheinungen gerecht wird, soweit sich ein anzuerkennender Nutzen damit verbindet. Der Staat hat daher dem Drängen nach einem Syndikatgesetz bisher nicht nachgegeben, weil die Frage, wie sich der wirtschaftliche Nutzen dieser Organisationen von den möglichen Mißbräuchen und Übelständen trennen läßt, noch nicht genügend geklärt war.

Nun ist aber doch die Möglichkeit solcher Mißbräuche dem öffentlichen Bewußtsein so nahe gerückt worden, daß eine gänzlich passive Stellung des Staats nicht länger ratsam schien. In der Maßregel des Ankaufs kleinerer Zechen im Ruhrkohlengebiet, nicht um sie weiter zu betreiben, sondern um sie stillzulegen, zeigte sich, daß die großen Organisationen der Kohlenindustrie eine Grenze berührt hatten, wo andere Pflichten des Staats mitzusprechen haben und die Sozialpolitik in ihr Recht tritt. Vereinzelt waren solche Stillegungen immer schon vorgekommen, jetzt aber nahm die Zahl der Fälle zu, und eine größere Anzahl von bisher ansässigen Arbeitern wurde vor die Wahl gestellt, entweder brotlos zu werden, oder an andrer Stelle das Heer der hin- und herflutenden Arbeiter vernehmen zu helfen. In die Masse der Kohlenarbeiter wurde dadurch eine große Erregung hineingetragen; das Gewicht der Stimmen, die in der Wirksamkeit der Syndikate ohnehin mehr Gefahren als Nutzen sehen, wurde vermehrt. Unter diesen Umständen schien die Notwendigkeit wirklich nahe gerückt, daß der Staat die Macht der Syndikate nicht zu völliger Unabhängigkeit von den Rücksichten auf die allgemeine Wohlfahrt und von der Autorität des Staates emporwachsen ließ.

Aber welcher Weg sollte nun eingeschlagen werden? Die Auswahl war nicht groß. Eigentlich gab es nur einen Weg, wollte die Regierung sich nicht durch einen übereilten gesetzgeberischen Schritt ähnlichen Erfahrungen aussetzen, wie mit der verunglückten Börsengesetzgebung. Der Staat mußte einstweilen selbst Mitglied des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats werden. Aus diesem Grundgedanken ist der Plan zur Verstaatlichung der Bergwerksgesellschaft „Hibernia“ entsprungen. Es fehlt nicht an Stimmen, die schon die allgemeine Erwägung, die dem Plan zu Grunde liegt, für verfehlt halten und meinen, der Staat dürfe ein solches Experiment nicht machen. Wenn der jetzige preußische Handelsminister auch ein gewiegter Geschäftsmann sei, der selbst aus den Kreisen der westfälischen Großindustrie hervorgegangen ist, so sei doch keine Gewähr dafür gegeben, daß nicht bei einem Personen- oder Systemwechsel dem Staate infolge des büreaukratischen Charakters seiner Organe eine recht klägliche Rolle innerhalb des Syndikats zufalle. Diese Bedenken sind ja nicht ganz ungerechtfertigt, indessen werden wir auch ohnedies um die Forderung nicht herumkommen, daß der Staat die Fesseln des Büreaukratismus allmählich immer mehr abstreifen lerne. Betrachten wir büreaukratische Methoden und büreaukratische Schwerfälligkeit allzu sehr als feststehende Eigenschaften unseres Staatswesens, so würden wir damit eingestehen, daß der moderne Staat unfähig geworden ist, gut drei Viertel der ihm zufallenden Aufgaben zu lösen. Wenn wir unsere Verwaltungsorgane aus Mißtrauen und Ängstlichkeit niemals in das Getriebe des modernen Geschäftslebens hineinsehen und hineintreten lassen, wenn wir

ihrer anerkannten Intelligenz und Pflichttreue nicht die Gelegenheit geben, sich selbst von den Fesseln der büreaukratischen Routine frei zu machen, so werden wir das von anderen und zumal den alltäglichen Aufgaben der Verwaltung erst recht nicht erwarten dürfen.

Die stärkste Kritik hat die Art der Ausführung des Planes durch das Handelsministerium nicht nur bei den Interessenten, sondern auch in der weiteren Öffentlichkeit erfahren. Zur Erörterung dieser Frage gehören indessen so viele rein wirtschaftliche Einzeluntersuchungen, und die politische Bedeutung der Sache wird dabei so wenig berührt, daß wir an dieser Stelle ganz davon absehen können. Die Aktionäre der Hibernia haben zunächst die Verstaatlichung abgelehnt; was weiter werden wird, muß abgewartet werden. Die Regierung darf und wird ihr Ziel jedenfalls nicht aus dem Auge verlieren. Sie wird dabei auch mit der Stimmung der Mehrheit des preußischen Landtages zu rechnen haben, der bei einem endgültigen Mißerfolg der Regierung in verstärktem Maße das gesetzliche Einschreiten gegen die Syndikate, zum mindesten aber eine sehr gründliche Revision des veralteten Berggesetzes fordern wird. Es wird sich nun erst zeigen müssen, ob die rheinisch-westfälische Großindustrie neben ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit auch den politischen und sozialpolitischen Weitblick haben wird, um ihre Stellung dem Staat gegenüber richtig zu erfassen und freiwillig die nötigen Kautelen für die Verhinderung von Mißbräuchen ihrer Macht zu geben.

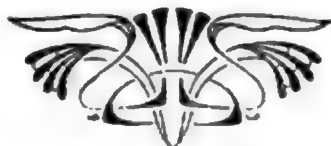
Während sich hier auf wirtschaftlichem Gebiet die Entscheidung wichtiger politischer Fragen vorbereitet, rüsten sich im übrigen die politischen Heerlager in der üblichen Weise zum Winterfeldzug. Der diesjährige sozialdemokratische Parteitag steht in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch bevor. Er soll bekanntlich zu Bremen abgehalten werden. Aber wir haben schon das Vorspiel dazu genossen in dem Auftreten Bebels auf dem internationalen Kongreß zu Amsterdam. Die deutsche Tagespresse hat damals gewissen Äußerungen Bebels über einzelne Vorzüge der Monarchie gegenüber der Bourgeois-Republick zum teil eine übertriebene Bedeutung beigelegt. Man sollte eigentlich längst verlernt haben, auf die Goldwage zu legen, was der alte Partei-Berserker gelegentlich heraussprudelt, um den ihm gerade zunächststehenden Feind niederzuschlagen. Die Hauptsache ist und bleibt der Geist unversöhnlicher Todfeindschaft gegenüber allem, was einem nationalgesinnten Deutschen heilig und teuer sein muß. Beschmutzung und Bloßstellung des eigenen Vaterlandes vor dem Auslande, Äußerungen, die — wenn sie auch nachher gedreht und gedeutelt wurden — von den Zuhörern kaum anders verstanden werden konnten, wie als Wünsche und Hoffnungen landesverräterischer Tendenz, — das sind die eigentlichen Kennzeichen für das Auftreten dieses Mannes, der im deutschen Reichstag sitzt und dort ein Fünftel der Volksvertreter hinter sich hat. Darüber kann man nicht fleißig genug nachdenken.

Die Sozialdemokratie ist die eine Gefahr, die unsere nationale Entwicklung bedroht; die andere ist der Ultramontanismus. Die jährlich stattfindenden Katholikentage geben Zeugnis davon, wie vortrefflich es diese unheimliche Macht versteht,

ihre politischen Ziele mit dem religiösen Idealismus unserer katholischen Mitbürger in Verbindung zu bringen. Es wäre falsch, zu leugnen, daß die Katholikentage achtunggebietende Kundgebungen gemeinsamer Lebensanschauung auf religiösem Grunde sind. Aber wenn die Vorstellung erweckt werden soll, daß sie nur das sind, so ist das Täuschung. Der Verlauf des diesjährigen Regensburger Katholikentages ist wieder sehr lehrreich gewesen. Die zusammenfassende Kraft der katholischen Kirche macht sich darin geltend, daß das Bedürfnis, für die religiösen Ideale Zeugnis abzulegen, alle andren Erwägungen zurückdrängt. Zu keiner Zeit ist der Widerwille strengkatholischer Kreise gegen das Treiben der Zentrumspartei so stark gewesen, wie eben jetzt in Bayern. Aber die Anregung, man möge diesem Widerwillen durch das Fernbleiben von dem Regensburger Tage Nachdruck verleihen, fiel auf unfruchtbaren Boden. In Regensburg waren sie doch alle, denn die Fahne des Bekenntnisses war einmal entrollt, und vielleicht trieb manchen auch die Hoffnung dahin, es müsse bei einer möglichst allgemeinen Beteiligung treuer Katholiken doch einmal der religiöse Charakter der Veranstaltung rein und voll zum Durchbruch kommen. Die Macht der von den Ideen des Ultramontanismus erfüllten Führerschaft läßt es dahin nicht kommen. Die treuen Seelen, die ernsthaft ihre religiösen Ideale bezeugen wollen, dienen in Wahrheit als Folie für die rein politischen Bestrebungen der Führer. Der Ideenkreis, der dem Kern der Verhandlungen zu Grunde liegt, hat mit der Religion nichts mehr zu tun; in Wahrheit ist der Katholikentag eine Versammlung der Zentrumspartei. Die Ergebnisse der Verhandlungen kommen nur dieser Partei zu Gute; sie bedeuten in ihrer einseitigen Auffassung der Erziehungsprobleme eine Unterdrückung und Nichtachtung wichtiger nationaler Entwicklungsmomente, eine Verschärfung des religiösen Zwiespalts, unter dem unser Volk leidet. Wohl mahnte das Antworttelegramm des Kaisers auf die Huldigung des Katholikentages in ernsten Worten zum Frieden; der Kaiser hatte das Telegramm, um der Mahnung Nachdruck zu verleihen, zum ersten Male selbst unterzeichnet. Aber die Versammlung ging darüber mit glatten Worten hinweg und suchte aus der Absicht des Kaisers in ganz anderer Weise Nutzen zu ziehen, indem die persönliche Unterschrift nur als eine besondere Auszeichnung des Katholikentages gedeutet wurde.

Wenn die Zentrumsmänner alles in allem auf ihre Erfolge stolz sind, so haben sie ja leider ein gewisses Recht dazu, denn ihre Gegner wissen ihnen nur eine trostlose Zersplitterung entgegenzusetzen. Das ist um so bedauerlicher, als es sich dabei nicht um einen Kampf religiöser Meinungen handelt, in denen wir uns alle gegenseitig zu ertragen und zu vertragen und das Gewissen des Nächsten zu achten haben. Wo die Religion offenbar nur Aushängeschild politischer Bestrebungen ist, sollten wir als Gegner dieses verhängnisvollen Treibens es nicht noch dadurch unterstützen, daß wir dem Gegner auf das religiöse Gebiet folgen und womöglich gar in eigenen Meinungsverschiedenheiten über religiöse Fragen ein Hindernis zur gemeinsamen Bekämpfung jener gefahrdrohenden politischen Einflüsse sehen.

Ebenso schlimm wie die Zersplitterung gegenüber einer offenkundigen Gefahr für unser nationales Leben ist die allgemeine Verdrossenheit, mit der heutzutage der Durchschnittsdeutsche alle Fragen zu beurteilen pflegt, die nicht ganz nach seinem Sinne behandelt werden. An Stelle einer selbständigen Kritik der nach bestem Wissen geprüften Tatsachen tritt in der Regel die aus Stimmungen und Eindrücken geformte vorgefaßte Meinung, die an den Tatsachen herumdeutet, bis sie in die vorhandene Grundstimmung passen. Und diese Grundstimmung ist Unzufriedenheit, aber nicht eine solche, die nun wenigstens in ihrem Kreise das ihrige tut, um Besserung zu schaffen, sondern von jener andern Art, die gänzlich tatenlos bleibt und sich ganz und gar nur als Zuschauer betrachtet, die überdies gerade an den Dingen am häufigsten und liebsten ihre Kritik übt, die sich dem Urteil des einzelnen Privatmanns am meisten entziehen. Wir haben es da mit einem alten Erbfehler unseres Volkes zu tun. Ein unparteiischer Beobachter, der die Sache ernst nimmt, müßte beständig in Erstaunen geraten, daß ein Volk, das so genau über sich selbst und sein eigenes bestes Bescheid weiß, an seiner Spitze lauter Leute hat, die eigentlich so ziemlich alles verkehrt machen — denn so wird es in den landläufigen Urteilen behauptet —, und daß ein solches Volk merkwürdigerweise gar nichts tut, um einmal eine Änderung herbeizuführen. Und das müßte doch eigentlich leicht sein, wenn die Regierten — nach ihrer eigenen Ansicht — sämtlich kluge Leute, die Regierenden aber sämtlich unfähig sind. Die Tadelsucht steht in der Regel im umgekehrten Verhältnis zu der politischen Pflichterfüllung. Fühlt man den Leuten, die sich besonders verdrossen und pessimistisch äußern, auf den Zahn, so erfährt man in der Regel, daß sie nichts tun, um der politischen Ansicht, die sie für die richtige halten, in irgend einer Form Unterstützung angedeihen zu lassen. Sie erfüllen ihre Wahlpflicht nicht und begründen das mit den nichtigsten Ausreden, sie unterstützen die Zeitungen nicht, die sich bemühen, ihren Anschauungen Verbreitung zu geben, sondern halten gegnerische oder gesinnungslose Blätter, in der naiven und gedankenlosen Vorstellung, daß sie die einzigen sind, die der Sache des Gegners oder der politischen Gleichgültigkeit materielle Förderung zukommen lassen. Zu dieser trostlosen Pflichtvergessenheit steht die Rührigkeit gerade der Parteien, die die größte Gefahr für Reich und Nation bedeuten, nämlich der Sozialdemokraten und Ultramontanen, in schärfstem Gegensatz. Daher wird man auf diese Wunde immer wieder den Finger legen müssen. Es gibt für jeden einzelnen zahllose Gelegenheiten zu nationaler Pflichterfüllung. Jeder sollte sich daran gewöhnen, sie auch auszunutzen und bei jeder Betrachtung unserer öffentlichen Angelegenheiten sich zunächst die Frage vorzulegen, wie weit wir uns selbst die Schuld beizumessen haben, wenn sich die Dinge nicht zu unserer Zufriedenheit gestalten.





Literarhistorische Umschau.

Von

Carl Busse.

Dr. Albert Bielschowsky, Goethe. Zweiter Band. — Berthold Litzmann, Goethes Lyrik. — Albert Köster, Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. — Karl Fischer und Rudolf Krauß, Eduard Mörikes Briefe. I u. II. — Karl Fischer, Ed. Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. — Georg Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. — Ludwig Barnay, Erinnerungen. — H. A. Krüger, Pseudoromantik. — E. Ederheimer, Jakob Boehme und die Romantiker. — Verschiedenes. — Beiträge zur neuesten Literatur.

Etwa um die Mitte der neunziger Jahre ging eine Sturzflut von Goethebiographien auf uns nieder, vor der man sich unwillkürlich duckte. Der äußere Anlaß dazu war in vielen Fällen das Preisausschreiben eines Verlages, das die schon Tätigen zu verdoppeltem Eifer spornte, andre erst auf das Thema führte. Da jedoch schließlich nur Ein Werk — das von Richard M. Meyer — mit dem Preise bedacht wurde, so saßen Ungezählte mit dem Manuskript einer Goethebiographie da, und manchen gelang es, ihr Werk noch anderweitig loszuwerden. Zufällig wurden gleichzeitig auch ein paar weitere Lebensbeschreibungen des großen Wolfgangs auf den Markt gebracht — so die ein reiches Bildmaterial enthaltende, zwei Bände umfassende von Karl Heinemann, und der erste Teil des Goethe-Werkes von Albert Bielschowsky —, und mit Erstaunen und Grauen stand man vor solch einer überreichen Fülle. Nun ist eine längere Zeit verflossen, und der Kampf, den all diese Bücher um die Gunst und Aufmerksamkeit des Publikums führten, ist entschieden. Kein Zweifel, daß das Werk von Albert Bielschowsky seine Nebenbuhler geschlagen hat. Wir haben in ihm die Goethebiographie für das deutsche Volk, und der einzige Fehler, den sie in dieser Hinsicht hat und der ihre Mission erschweren wird, ist der, daß sie viel zu umfangreich ist. Beinah 1300 Seiten — das ist für den gebildeten Laien doch wohl zu viel; die Hälfte — und das Buch würde sich mit der Zeit alle Hausbibliotheken erobert haben.

Im Herbst 1896 sollte der zweite (Schluß-)Band des Werkes erscheinen. Statt dessen kommt er sieben Jahr später, und Albert Bielschowsky selbst hat ihn nicht mehr vollenden können. Aus der geliebten Arbeit rief ihn — im Oktober 1902 — der Tod ab. Und man mußte befürchten, daß ein ähnlicher Unstern, wie er über den großen Schillerbiographien zu stehen scheint, auch diese Goethebiographie verfolgte. Da bringt der endlich erschienene Schlußband die Gewißheit, daß Bielschowsky den weitaus größten Teil noch selbst hat schaffen können. Professor Theobald Ziegler hat den Schlußabschnitt und manches

andere, Professor S. Kalischer ein Kapitel über „Goethe als Naturforscher“ beigesteuert. So ist das Werk im großen und ganzen noch leidlich einheitlich zu Ende geführt worden.

Der erste Band der Bielschowskyschen Goethe-Biographie (München, C. H. Beck) hatte mit dem Tasso-Kapitel geschlossen; der neue zweite, wesentlich stärkere Band, der auch den mit Spannung erwarteten Abschnitt über Goethes Lyrik bringt, setzt mit der Rückkehr von Italien ein. Er zeigt die gleichen Vorzüge, die den Erfolg des ersten Teiles ausmachten. Und dieser Erfolg hatte vor allem folgende Gründe.

Zunächst setzt Bielschowsky bei seinen Lesern wenig oder gar nichts voraus. Er schreibt nicht für den Goethekenner, wie es etwa Herman Grimm in seinem geistvollen und vortrefflichen Buche tat, sondern für den Laien. Er legt einen Hauptnachdruck auf die Erzählung; er erzählt nicht nur bis in die kleinste Einzelheit Goethes Leben, er erzählt sogar den Inhalt der Dichtungen. Das muß jede Biographie tun, die sich an weitere Volkskreise wendet. Wohl wird manchem dünken, das sei ein wenig Kärrnerarbeit, aber ohne sie geht es nun einmal nicht ab, und auch dabei kommt es darauf an, wie sie geleistet wird.

Wie Bielschowsky erzählt, das ist ein weiterer Grund des Erfolges. Die Darstellung ist überaus klar und lichtvoll; die undankbare Aufgabe der Inhaltsangabe von Dichtungen ist geschmackvoll gelöst, und besonders bemühte sich der Verfasser, den Leser immer zu einem festen Bilde gelangen zu lassen. Er öffnet die kleinen Gucklöcher, durch welche man plötzlich ganze Panoramen sieht. Das ist seine Kunst. Man kann ein Langes und Breites über den Dreißigjährigen Krieg schreiben, aber was illustriert die bittre Not besser als jenes Wort des Bauernburschen, der gehängt werden sollte und bitterlich schluchzend sagte: Nun soll ich schon sterben und hab' mich noch niemals satt gegessen! —? Wo er kann, läßt uns auch Bielschowsky so durch ein feines, Leben bringendes Detail zu einem sichren Bilde kommen. Ungezählte Goethebiographien haben uns von Weimar erzählt; ganze Stadtpläne findet man in illustrierten Werken. Aber wer hat dem naiven Leser dieses Weimar, in dem unser größter Dichter lebte, je so nahe gebracht wie Bielschowsky, wenn er sagt: „Am Morgen rief der Stadthirt mit einem Horn das städtische Vieh zusammen und am Abend trieb er es durch die schmutzigen und übelriechenden Straßen zurück.“ —?

Und weiter: in diesem neuen zweiten Bande spricht Bielschowsky einmal sehr richtig davon, daß Goethe, so hoch er über jeden Durchschnittsmenschen hinausrage, doch in seinem Wesen durchaus normal gewesen sei. Sein Fühlen und Denken bewege sich im Gegensatz zu dem der Halbgenies durchaus in normaler Linie; es sei da kein Art-, sondern nur ein Gradunterschied vorhanden, nur eine Erhöhung und Steigerung dem Durchschnittsfühlen gegenüber. Da kam es Bielschowsky zu statten, daß er selbst so durchaus Normalmensch war von ruhig-natürlichem Empfinden. Und indem er sich ganz dem großen Goethe hingab und sich mit ihm erfüllte, konnte er zu der herzlichen Objektivität gelangen, die sein Werk auszeichnet. Denn er konnte gleichsam restlos und ohne daß in

seiner eigenen Individualität etwas Widerstand geleistet hätte, in Goethe aufgehen. Der gerade Gegensatz zu ihm ist Herman Grimm, dessen Buch ich einst, in allerdings übertreibender Weise, mit den Worten „Mehr Grimm, als Goethe“ zu charakterisieren versuchte. Jedenfalls weiß man hier in der Lektüre bei jeder Zeile, daß ein wundervoll feiner, delikat genießender Mensch, in seiner Art ein Ausnahmemensch, über Goethe, über seine Vorstellung von Goethe spricht. Und der Kenner wird mit Entzücken diesem Schauspiele, in dem sich gleich zwei bedeutende Menschen entschleiern, folgen. Umgekehrt Bielschowsky. Er selbst verschwindet ganz, er geht unter in dem großen Lichtquell, dem er sich hingibt; in jeder Zeile sehen wir Goethe und nur ihn, und deshalb nenne ich dieses Werk so objektiv, deshalb ist es nicht ein Goethebuch für die Feinschmecker, die Überlegenen, sondern eins für das Volk. Aber die Objektivität verbindet sich nicht, wie die äußerliche Objektivität trockener Menschen, mit Nüchternheit, die kahl ist und erkältet, sondern da sie nicht auf großem Abstand, sondern völliger Hingabe in Demut und Liebe beruht, mit erquickender Herzenswärme.

Dabei fehlt es Bielschowsky auch nicht an Geschmack und Urteil. Ohne daß er je durch Tiefe und Kühnheit einer Bemerkung hinreißt oder blendet, fesselt er doch auch diejenigen, die von dem Biographen ein feineres ästhetisches Eindringen verlangen. Wie sauber und hübsch arbeitet er z. B. die Gegensätze in Goethes und Schillers Geistesleben und Dichten heraus! Er macht da die treffende Bemerkung, daß Schillers Menschen uns erst durch ihr Handeln interessierten, Goethes dagegen schon durch ihr Sein. Auch das schon im ersten Bande versprochene Kapitel über die Lyrik wird die Meisten nicht enttäuschen, wenn auch gerade da Bielschowsky mit mißverständlichen Worten, die vielleicht sogar mißverständlichen Vorstellungen entspringen, operiert. Was soll man dazu sagen, wenn er unter dem Namen Balladen diejenigen erzählenden Gedichte begreift, „die keinen oder geringen Gedankengehalt haben und doch(!) als hohe Kunstwerke geschätzt werden“! Hier spukt die unausrottbare Laienvorstellung, die nicht begreifen will, daß ein Gedanke im Gedicht nur ein dichterischer Gedanke und insofern das kleinste Naturbildchen ein größerer poetischer Gedanke sein kann, als alle versifizierte philosophische Weisheit. Aber es ist eine altbekannte Tatsache, daß vor der Lyrik die allerwenigsten Kritiker bestehn. Vielleicht hätte Bielschowsky selbst hier auch noch nachgebessert.

Wer die Muße hat und die Lust, sich in das starke Werk zu vertiefen, wird jedenfalls reich belohnt werden. Ein so großes Menschenleben unter so liebevoller Führung vor sich abrollen zu sehen, erhebt und reinigt. Es beruhigt zugleich und ruft zu Streben und Anstieg.

Wie eine erweiterte Ausführung des Bielschowskyschen Kapitels über Goethes Lyrik mutet das dem Kronprinzen gewidmete Werk des Bonner Literaturprofessors Berthold Litzmann an: „Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch.“ (Berlin, Egon Fleischel & Ko.)

Berthold Litzmann nimmt unter seinen Fachkollegen an deutschen Universitäten eine gewisse Sonderstellung ein oder versucht es jedenfalls, diese Sonder-

stellung zu erlangen. Er hat den Ehrgeiz, nicht nur zu seinen Studenten zu sprechen, sondern zum ganzen Volke. Er möchte nicht ungern ein wenig den praeceptor Germaniae, den ästhetischen Führer der Nation spielen, und er hat das bekannte Kolleg über das deutsche Drama der Gegenwart, über Wildenbruch, Hauptmann, Sudermann, schon vor mehr als zehn Jahren gelesen, was ihm viele seiner Kollegen verübelten und was uns junge Literaten damals entzückt hat. Schon deshalb entzückt, weil ein richtiger deutscher Professor sich mit uns Lebendigen beschäftigte.

Ich bekenne, daß ich heut über das Buch anders denke. Und dieses neue, dem breiteren Publikum gewidmete Werk bestärkte mich in meiner neueren Ansicht. Ich sprach vorhin von Grimm und Bielschowsky. Sie sind die Namen von gegensätzlichen Polen und insofern auch von Typen. Litzmann steht in der Mitte. Er ist geschmackvoll, ein warm und normal empfindender Mensch, aber er ist weder eigentümlich und bedeutend genug, um sich wie Grimm neben einer künstlerischen Erscheinung als Persönlichkeit zu behaupten, noch demütig und aufopferungsfähig genug, um sich bescheiden einem Großen ganz hinzugeben und so zu der reinen, sympathischen Objektivität Bielschowskys zu gelangen. Indem er sich aber doch in seinen der Allgemeinheit geltenden Werken dem Dichter gegenüberstellt, gleichsam als selbständiger Lichtquell, fordert er zu Vergleichen heraus, die für ihn nicht günstig ausfallen können und ein peinliches Empfinden erwecken. Zwar, der breiten Masse wird das nicht klar. Es gibt Persönlichkeiten, die sich bewußt oder unbewußt aus einem Hange ihrer ehrgeizigen Natur heraus so in den ausstrahlenden Glanz anderer stellen, daß sie selbstleuchtend erscheinen. Dies war es vielleicht, was unsere Begeisterung für das Buch über das moderne Drama entfachte. Unser stilles Glühen und unsere heiße Liebe für die junge Dichtung übertrugen wir so gläubig und gern auf den Mann, der kraft der Stellung, die er einnahm, diese Dichtung gleichsam sanktionierte, und so zog für uns und für das weitere Publikum Berthold Litzmann einen guten Teil des Glanzes der neu aufsteigenden Sonnen auf sich. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß wir ihm für sein Buch nicht danken sollten. Aber ebenso gewiß hat er der modernen Dichtung zu danken. Erst später unterschieden die geschärfteren Augen so recht zwischen Thema und Verfasser, aber der Erfolg mußte diesen letzteren leicht dazu verführen, sich als den berufenen und vorausziehenden Herold der neueren Poesie zu betrachten. Doch wie ich schon sagte, fehlt Berthold Litzmann alles, was ihn zu einem Führer stempeln könnte. Er ist keine große eigentümliche Persönlichkeit, sondern eine konziliante, kluge, schmiegsame, die mit den wehenden Winden segelt; er hat nicht den „Kürassierhieb", die sittliche Schwere Julian Schmidts, nicht Wilhelm Scherers wundervolle lebendige Leichtigkeit, die wie spielend aus der Schale den Kern holt, nicht Erich Schmidts glänzende Schärfe der Charakterisierung und überlegene Sicherheit. Er geht mehr in die Breite als in die Tiefe. Er ist, wie ein bald genialer, bald clownmäßiger und immer ungezogener Kritiker von ihm gesagt hat, der Typus eines Nationalliberalen, und das latente Pathos, das in seinen Werken

steckt, erhebt sich wohl oft zu rauschendem Aufstieg, aber es bringt nicht genug Schwere und innere Kraft mit, so daß es auf dem Wege zu leidenschaftlichem Schwung in einer gewissen Schönrednerei stecken bleibt. Dazu tritt dann eine sanfte Selbstgefälligkeit und Überlegenheit, die aus dem Gefühl des Besserseins als viele der philologie-umstrickten Fachgenossen herausgeboren sein mag, die aber doch wieder keine genügende Stütze in der Leistung findet, so daß auch sie peinlich empfunden wird. Zwar redet Litzmann auch in seinem neuen Goethebuch von seiner „Bescheidenheit“, aber er ist im Innersten sehr wenig bescheiden, während Bielschowsky, der nicht daran denkt, sich gleichsam zu entschuldigen und bescheiden zu tun, von der echten Bescheidenheit doch ganz erfüllt ist. Und der ungewollte Effekt von alledem ist schließlich der, daß derselbe Mann, der äußerlich über den Professorentypus lächelt, sich am weitesten davon entfernen möchte und einen deutlich fühlbaren, wenn auch aus erklärlichen Gründen nicht offenkundig gemachten Trennungsstrich zwischen sich, der löblichen Ausnahme, und den übrigen Goethephilologen und Professoren zieht, doch grade stärker als die meisten das überlegene Professortum unbewußt hervorkehrt.

Ich habe mit dieser Charakterisierung des Autors natürlich auch schon das neue Buch über Goethes Lyrik charakterisiert, wenn ich auch — besonders da es die Tendenz hat, auf weitere Bildungskreise zu wirken — noch näher darauf eingehen muß. Der darin gemachte Versuch einer Erläuterung Goethescher Gedichte „nach künstlerischen Gesichtspunkten“ entfernt sich nämlich, was ja auch natürlich ist, von den Bahnen der üblichen Erklärungen nur ebensoweit, wie Berthold Litzmann sich von dem üblichen Professorentum entfernt. Mit andern Worten: doch nur in äußerlicher und formaler Weise. Litzmann gräbt in derselben Richtung wie andere auch, er sagt dasselbe, nur sagt er es ohne Pedanterie, ohne nüchterne Trockenheit, in gehobener und bewundernder Sprache, die häufiger eine Verbeugung vor dem Dichter macht. Er selbst wehrt sich dagegen, daß sein Buch etwa als Kapitel einer Goethebiographie aufgefaßt werden solle, er glaubt, wie es scheint, auch durchaus Neues geschaffen und den Beweis geführt zu haben, daß solch ein Kommentar, wie er ihn gibt, einen ästhetischen Genuß an sich gewähren kann, — aber wenn man vorher das Kapitel über Goethes Lyrik bei Bielschowsky gelesen hat, so begreift man nicht recht, was da bei Litzmann nun eigentlich anders sein soll. Denn ein Zufall, ein charakteristischer Zufall hat es gefügt, daß beide sich zum Teil mit denselben Gedichten befaßt haben: mit der „Zueignung“, mit „Ilmenau“, der „Harzreise im Winter“, mit dem berühmten Mondlied, dem Fischer, dem Erlkönig u. a. Es ist ja verständlich, daß sie beide sich grade dieser Poeme annahmen. Denn gerade darin gibt es, wenn man will, mancherlei zu erklären; man kann, weil man die Keime und zum Teil verschiedene Fassungen kennt, Goethes Schaffensart verfolgen, und speziell in einer Goethebiographie darf gewiß ein Kapitel darüber nicht fehlen. Aber da Litzmanns Buch doch ein wenig mit der Prätension, Neues zu versuchen, auftritt, so hofft man, daß diese „Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten“ erst dort ansetzen werden, wo Bielschowsky und die übrigen Goethe-

biographen aufhören. Statt dessen sagt der Bonner Professor nur lang und wortreich, was Bielschowsky kurz sagt. Und von dem heut gar zu sehr geschmähten Düntzer unterscheidet er sich nur durch den geschmackvolleren Ausdruck. Denn auch Düntzer hat aus der reichen Kenntnis Goethescher Lebensdetails festzustellen versucht, welcher Vorgang etwa jenen Gedanken oder jenes Gefühl ausgelöst hat, das als Keimzelle für ein Gedicht gelten kann. Mit andern Worten: alle diese Herren sehen mit heißem Bemühen zu, wie ein Goethesches Gedicht entsteht. Das tut auch Litzmann, und das ist gewiß gut und schön, aber nicht neu. Und weil man nur bei einer bestimmten Reihe Goethescher Gedichte bestimmtes vermuten kann und nur von ihnen weiß, wie sie entstanden sind, so halten sich alle Erklärer an diese Gedichte und gehen über die andern, die ebenso schön oder schöner sind, hinweg, weil es dort nichts aufzuspüren gibt. Litzmann nimmt z. B. das berühmte Mondlied vor, verknüpft es mit Christel von Laßbergs Tod in der Ilm, zieht Goethesche Briefstellen heran und Frau von Stein und erklärt, das Lied sei aus der Seele Frau von Steins heraus gesungen. Genau dasselbe sagt Bielschowsky, der sogar noch ein Nebenmotiv findet (Plessing). Das ist ja nun fraglos sehr interessant, aber ich begreife nicht, wie das den ästhetischen Genuß an dem Kunstwerk steigern soll. Vor dem Ziel sind alle Wege, die dazu geführt haben, nebensächlich, und wie geringfügig und unwichtig sind die äußeren Veranlassungen gegenüber dem vollendeten Kunstwerk, das sie doch so völlig verzehrt und verwandelt hat! Ich berufe mich auf Goethe selbst: man könnte, sagt er, ebensogut einen wohlgenährten Menschen nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben! Und derselbe Goethe ist es, der ärgerlich gewettert hat: „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein ich bei meinem Hermann und Dorothea gemeint habe; als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie."

Ich gehe dabei durchaus nicht so weit, das Spüren nach den Keimzellen ganz zu verdammen. Aber so kommt man doch höchstens zu stofflichen, philologischen, bestenfalls psychologischen, nicht jedoch zu künstlerisch-ästhetischen Erläuterungen! Von hier heißt es erst allenfalls weiterbauen. Und sowie Litzmann den Fuß auf künstlerisch-ästhetisches Gebiet setzt, versagt er. Nur ein Beispiel:

„Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging."

Die ersten Zeilen der „Zueignung". Litzmann entzückt und berauscht sich daran. Jedes charakterisierende Beiwort, sagt er, hat eine „eigentümlich erschließende suggestive Kraft, die gleicherweise dem seelischen, wie dem landschaftlichen Bilde zugute kommt". Er notiert begeistert noch einmal die „stille" Hütte, den „leisen" Schlaf, die „frische" Seele. Ja, ist das nun Blindheit oder ästhetische Heuchelei? Linchen Meyer, die Verse macht, würde wahrscheinlich dieselben charakterisierenden Beiworte von „eigentümlich erschließender, suggestiver Kraft" angewendet haben, da

sich gewöhnlichere nicht wohl finden lassen! Aber weil das bei Goethe steht: Hurrah, hurrah, hurrah! Und die armen Seminaristen reden das gläubig nach und entwickeln sich zu ästhetischen Heuchlern. Diese eine Stelle zeigt zur Genüge, wie wenig Urteil Litzmann eigentlich hat, wie unsicher er im Grunde in sich selbst ist und wie er zur bloßen Phrase kommt. Er hat das auch innerhalb der modernen Dichtung bewiesen. Er ist mit großem Eifer jedem Erfolge nach-, aber niemals einem Erfolge vorausgegangen. Und man wird nicht fehlgreifen in der Annahme, daß er das Gedicht „Zueignung" nur herausstellte, um über die Doktorfrage reden zu können, wer und was denn nun eigentlich die Erscheinung sei, die Poesie oder die Wahrheit oder was sonst. Auch hier hat ihm Bielschowsky das Resultat vorausgenommen, wie andre vor ihm; bemerkenswert ist nur eine Stelle seiner Erörterungen, an der er sich verrät. Er meditiert, ob die Erscheinung die „Poesie" sei, wägt das Für und Wider ab und versucht es dann mit einer neuen Lösung. Ist es die „Wahrheit"? Bei dieser „kalten Abstraktion", meint er, friere einen förmlich. Ja, ist denn die Abstraktion „Poesie" minder kalt in diesem Falle, als die Abstraktion „Wahrheit"? Man sieht, wie er ganz auf der Oberfläche der Dinge bleibt. Er führt einen Düntzer'schen Kommentar an, natürlich doch, um die ganze Minderwertigkeit dieses Goetheerklärers darzutun. Aber was macht er? Düntzer hat s. Z. zu einer Goethe'schen Bemerkung, daß er diese oder jene Weiblichkeit am meisten geliebt habe, die köstliche Fußnote gesetzt: „Hier irrt der Dichter!" Litzmann leistet sich ähnliches. In der Harzreise im Winter spricht Goethe von dem Einsamen: „Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad, hinter ihm schlagen die Sträucher zusammen, das Gras steht wieder auf, die Öde verschlingt ihn." Goethe selbst hat in der Erläuterung des Gedichtes gesagt: „Das Bild des Einsamen kommt ihm (dem Reisenden) wieder in den Sinn, er malt sich's aus".

Nein, sagt Litzmann. Und indem er sich erinnert, daß Goethe „erlebte" Gedichte schreibt, wagt er, „dem Dichter bescheiden zu widersprechen und — doch zu vermuten, daß dieses Bild, das er sich ‚ausmalt', gesehen ist und auf Beobachtung beruht". Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf; man begreift es erst nicht. Daß Goethe mal gesehen hat, wie jemand sich seitwärts in die Büsche schlug, glaub ich selber. Will Litzmann ihn zum Kopisten degradieren, der nur, was er augenblicklich sieht, aufnimmt? Dem widerspricht eine spätere Stelle. Und erst allmählich kommt man darauf, daß Litzmann den Honig seiner Bemerkung aus dem Wörtchen ‚ausmalen' saugt, indem er einen künstlichen Gegensatz zwischen ‚ausmalen' und ‚beobachten' konstruiert — als ob man nicht etwas früher geschautes sich in der Erinnerung ausmalen könne, und als ob die Phantasie überhaupt bei dem Ausmalen alltäglicher Vorgänge sich an einen ganz bestimmten Haken hängen müsse. Die Trivialität ist zu ungeheuer, als daß man gleich an sie glauben möchte, doch schließlich muß man lachend konstatieren, daß man eine prächtige Kathederblüte gerupft hat, die dem Düntzer'schen „Hier irrt der Dichter" nicht viel nachsteht.

Ich muß es mir versagen, den Ausführungen des Buches weiter nachzugehen, den Beweis zu führen, wie unhaltbar es ist, die Anordnung der Goetheschen

Gedichte in dem hier beliebten Maße für die Deutung usw. auszunützen, wie oft aus dem Auslegen ein Unterlegen und wie wenig mit der Dumpfheit, wie stark mit der Bewußtheit des Dichters gerechnet wird. Es ist ja nicht nur ein Litzmann'scher, es ist ein allgemeiner Fehler, daß die Erklärer mit dem logischen Denken dem lyrischen Denken nachgehen wollen. Sie reiten wohl auch auf einem Rößlein dem Rößlein des Dichters nach, aber der Unterschied ist der, daß das Rößlein des Poeten Flügel hat. Und wenn es sich ganz frei in die Luft erhebt, daß man seine Spuren auf dieser Erde nicht mehr verfolgen kann, dann ist die Weisheit der meisten zu Ende. So hütet sich Professor Litzmann auch sehr, „Wanderers Nachtlied" oder das Mignonlied oder ein ähnliches, das keine Dunkelheiten und fast keine philologisch-biographischen Anknüpfungspunkte bietet, „künstlerisch" zu erläutern. Aber gerade hier wird der echte Kenner und künstlerisch Empfindende triumphieren, während gerade hier die Ohnmacht der Mehrzahl beginnt. Es geht den Kritikern da wie den halben Dichtern, die, von interessanten Stoffen getragen, uns durch Reichtum und Pracht ihrer Worte wohl verblüffen können, aber rettungslos im kleinen Liebes- oder Frühlingsliede scheitern. So kann ich leider dieses Werk über Goethes Lyrik nicht empfehlen, das sich unverhältnismäßig wichtig gibt, und aus dem weder die Seminaristen und künftigen Deutschlehrer noch die Laien, noch die Lyrikfreunde fetter werden können, als sie waren.

Da hat ein andrer Universitätsprofessor seine allerdings auch anders geartete Aufgabe meiner Meinung nach viel glücklicher gelöst: Albert Köster, der den „Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller" herausgegeben und erläutert hat. (Berlin 1904, Gebr. Paetel.) Nur selten hat mich eine Briefsammlung so interessiert. Das hat nicht zum geringsten seinen Grund darin, daß beide Dichter sich persönlich nie gesehen hatten, daß deshalb die nebensächlicheren Lebensumstände, die eine spätere Generation nicht mehr interessierenden Neuigkeiten usw. verhältnismäßig nur geringen Raum in der Korrespondenz einnehmen, und daß ganz in den Vordergrund treten kann, was auch uns noch angeht: das beiderseitige literarische Urteilen und Schaffen. Storm zeigt sich auch in diesen Briefen als der Liebenswürdigere und Schmiegsamere; er eröffnet und beschließt den Briefwechsel; er geht Keller nach. Er nimmt auch alles Literarische wichtiger als der Meister Gottfried und erweist sich als der weit glänzendere Kritiker. Wenn Keller den „edlen Geibel" lobt, so schüttelt Storm ein wenig den Kopf: er war kein eigentlicher Lyriker; „ich gebe nicht mein Oktoberlied für seine ganze Lyrik, d. h. eigentliche Lyrik". Wenn Keller von Wildenbruchs Dramen schreibt, sie machten den Eindruck, als ob Heinrich von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete, so nickt Storm wohl, weist aber sofort auf die unscharfe Charakteristik und die mangelhafte Motivierung hin. Wie wenig die beiden Züricher Keller und Conrad Ferdinand Meyer zueinander stimmten, war ja lange bekannt. Trotzdem Keller gesteht, daß es „ewig schade" ist, „daß er mir für den persönlichen Umgang verloren" ist, bleibt er doch in diesem Punkte starr: „das unnötige Wesen und Sich-mausig-machen" kann er nicht leiden. Aber wie sehr wird er dem Dichter Meyer doch gerecht, wie lobt

er den „ungewohnt schönen und körnigen Ton“ seiner Verse, wie rät er Storm, sich doch ja den Meyer'schen Gedichtband anzuschaffen! Und dann wieder Storm, der immer und überall fast, wo er über Lyrik zu reden hat, ins Schwarze trifft: „Ein Lyriker ist er (Meyer) nicht; dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung“. Noch andre prächtige Urteile gibts da: Wilhelm Jordan, der Nibelungenskalde, wird von beiden Poeten abgeschüttelt, aber während Keller doch wieder trotz allem von einem „großen Talent“ spricht, sieht Storm nur „elendes Zeug“ in dem „rohen, sentimentalen, kraftlosen“ Epos. Viel feines wird über Paul Heyse, den gemeinsamen Freund, gesagt. Das Gröbste kriegen — in der Hauptsache wieder von Storm — die Gebrüder Hart ab, und hier hätte Köster doch wohl den betr. Satz auf S. 108 unterdrücken sollen. Mindestens hätt' er's mit gleichem Rechte dürfen, mit dem er, doch wohl aus Rücksicht auf den Verleger, die Erörterung über Schriftstellerhonorare ausgeschaltet hat.

Storm führt auch in Briefen ein wackeres Bürgerleben, ja, er simpelt stark Familie dem alten Junggesellen Keller gegenüber. Seine Frau, seine Söhne, Töchter, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter, Enkel und sonstige Verwandte, seine Weihnachtsfeste (mit dem geheimnisvollen Märchenzweig), sein Haus, sein resedagrünes Zimmer — das geht durch alle Seiten. Er gibt sich offener als Meister Gottfried, und er hat auch, trotzdem er in der Kritik viel schärfer ist, mehr Liebe und Wohlwollen für die Menschen, auch für die Jugend. Ordentlich rührend ist es, wie er seine jungen Freunde Ferdinand Tönnies und Erich Schmidt dem „lieben Meister Gottfried“ nahebringen möchte, daß er sie auch liebe. Der Briefwechsel, dessen bedeutendste Seite: die Beleuchtung des gegenseitigen Schaffens, hier nicht einmal gestreift werden konnte, schließt dann ziemlich plötzlich. Keller antwortete nicht mehr. Mag sein, daß Storms Kritik seiner Gedichte ihn verschnupft hatte. Der letzte Grund war aber wohl der, daß die beiden Männer sich in ihrem Tiefsten doch nicht ganz verstanden — der eine, Storm, so durchaus Lyriker, der andere so durchaus Erzähler. Halb und halb ist Keller zu dem Briefwechsel von Anfang an gezwungen worden.

Albert Köster hat den verbindenden Text, der nötig schien, die Anmerkungen, die zu besserem Verständnis erwünscht sein konnten, mit Geschmack und Liebe geschrieben. Er zeigt nicht nur eine treffliche Belesenheit in den Werken beider Poeten, er zeigt, was mehr heißen will, auch Urteil und ist selbständig, ohne je vordringlich zu sein. Da er auch etwaige Zitate stets auf ihren Ursprung zurückführt, so mag nebenbei angemerkt sein, daß der köstliche Witz Kellers auf S. 121 (Zeile 2 v. o.) von — Heinrich Heine stammt. Für die treffliche Publikation haben wir herzlich zu danken.

Den geraden Gegensatz zu dieser auf jeder Seite interessanten Veröffentlichung bildet die von Karl Fischer und Rudolf Krauß besorgte zweibändige Ausgabe der Korrespondenz eines anderen Dichters: Eduard Mörikes Briefe (Berlin 1903 und 1904, Otto Elsner). Der wunderbare Idylliker, der das hatte, was Storm den „lyrischen Naturlaut“ nennt, hat mit nur wenigen literarischen oder sonstigen Größen in Briefwechsel gestanden, und dieser für uns wichtigste Teil seiner Korrespondenz, also der mit Storm, Kurz und Schwind, war bereits be-

kannt. Was übrig blieb, war in der Hauptsache an Verwandte, Bekannte, Freunde usw. gerichtet und spiegelt wohl treulich des lieben Mannes bescheidengütige Art ab, aber wirkt, besonders wenn es massenhaft dargeboten wird, höchst monoton. Und hier hat man fast 700 Seiten solcher Briefe! Die Herausgeber selbst haben die große Eintönigkeit der Sammlung wohl gefühlt; sie haben nach dem Vorwort nur eine „verhältnismäßig beschränkte Auswahl" von Briefen zusammengestellt, aber sie hätten noch besser getan, wenn sie in der Beschränkung erheblich weiter gegangen wären. Da gibt es Briefe, in denen Mörike (er schreibt sich zuerst Möricke) der lieben Mutter erzählt, daß der liebe Adolf Leibweh hat, daß die liebe Luise spart, daß die Frau Tante Kaiserkuchen geschickt hat und der liebe Herr Onkel von der Reise zurückgekehrt ist. Was in aller Welt geht uns das an und weshalb wird das abgedruckt? Sollen wir auch bei Mörike zu jener Waschzettelphilologie kommen wie bei Goethe, die natürlich noch um das Abstandsverhältnis, das zwischen dem feinen und dem großen Dichter besteht, unberechtigter und schlimmer wäre? Das schönste, was uns dargeboten wird, dürften die Liebesepisteln an Luise Rau sein; die herrlichsten dichterischen Worte aber scheinen mir in einem Briefe aus dem Jahre 1827 zu stehn, in dem Mörike den Ausblick von den Reußensteiner Ruinen schildert. Man höre nur: „Als ich auf dem ungeheuern spitzigen Felsen stund, über den Abgründen der sonnenscheuen Wälder in die geöffnete Aussicht und in das Meer von Licht und Sommerluft hinausblickte, hie und da einen Weih mit ruhig ausgelegten Schwingen sich der Willkür des Windes überlassen und so in den reinsten Linien auf- und abbeugen sah, als hätte er Lust, seinen eigenen Leib in bloße Luft zerrinnen zu lassen, da rc. rc." Das ist wunderschön! Aber eigentliche literarische Urteile, die tiefer dringen, fällt Mörike wenig. Im übrigen wird das Publikum zu entscheiden haben, ob es eine so große Masse gleichgestimmter Briefe annehmen will. Ich selbst glaube nicht daran. Das Register könnte vielleicht noch einer Durchsicht unterzogen werden. Auf S. 269 hab' ich Eichendorff vergeblich gesucht.

Fast gleichzeitig hat der eine der beiden Herausgeber von Mörikes Briefen, **Karl Fischer**, seiner 1901 erschienenen Mörikebiographie ein neues Werk über „**Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen**" hinterhergeschickt (Berlin, Otto Elsner) — von der wunderlichen Vorstellung bewogen, daß in einer Lebensbeschreibung ohne Sprengung ihres natürlichen Rahmens eine ästhetisch-kritische Beurteilung des künstlerischen Schaffens nicht zu geben sei. Mit dieser Ansicht brauche ich mich nicht erst auseinanderzusetzen: jede gute Biographie widerlegt sie. Und sie führt zu so wunderlichen Konsequenzen, wie es hier geschah: daß zwei völlig getrennte Werke entstehen, die von verschiedenen Verlegern aus ein verschiedenes Publikum suchen, das in keinem etwas Vollständiges und Geschlossenes findet. Vor die Lebensbeschreibung hatte Karl Fischer seinerzeit das Hebbelsche Wort gesetzt: „Biographie soll keine Rezension sein, darum muß die Liebe sie schreiben." So hat er denn die „Rezension" in diesen Sonderband verwiesen, der in der Hauptsache nur eine große Materialiensammlung, eine philologische Untersuchung darstellt, aus der die großen Linien,

mit denen man Mörikes poetische Wesenheit zu umschreiben hat, abstrahiert und gewonnen werden können. Gewiß: diese notwendige Kleinarbeit gehört in solcher Vollständigkeit durchaus nicht in eine Biographie, aber sie wird von den meisten auch sonst gar nicht veröffentlicht, sondern hat ihren Zweck erfüllt, wenn sich größere und bestimmte Resultate daraus ergeben. Wenn ich einen Essay über Mörikes Lyrik schreibe, so sammle ich vorher auch sämtliche Adjektiva und sehe sie auf ihren Charakter hin an, aber als Ergebnis dieser Arbeit steht dann eben doch nur ein einziger Satz in dem Aufsatz. Damit soll also nicht Fischers Methode getadelt sein, sondern nur die Tatsache, daß er seine Studien so ausbreitet. Dergleichen pflegt man sonst mit einem Rieseneifer doch nur in der Doktorarbeit zu tun. An sich ist das Material gut gruppiert, die Untersuchung mit treuem Fleiß geführt, das Ganze geschmackvoll vorgetragen, wenn auch manchmal der Superlativ sehr dominiert. So müßte sich eigentlich jeder Feinfühlige darüber klar sein, daß die sich in die erzählende Prosa einschleichenden „Bastardrhythmen" eine böse Unart sind — man vergleiche S. 218 des von Köster herausgegebenen Storm-Kellerschen Briefwechsels —, aber Fischer möcht' auch daraus ein Lorbeerblatt für Mörike ziehen. Und auch er klagt nur über die merkwürdige Teilnahmslosigkeit des Publikums, anstatt sich ernsthaft die Frage vorzulegen, ob nicht eine latente Schwäche in dem Dichter selbst sie erklärt. Daß „nur Keller" Mörikes wahren Wert erkannte, stimmt auch nicht — Storm hat ihn mindestens so tief erkannt und ebenso frühe, ja früher öffentlich darauf hingewiesen, z. B. in seinem „Hausbuch".

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts stellt Georg Witkowski in seiner Entwicklung dar (Leipzig, B. G. Teubner 1904). Ein schmales Bändchen, zur Orientierung aber vortrefflich geeignet. Man erwartet allerdings vor allem bei Kleist, dann auch bei Hebbel eine größere Anstrengung des Literarhistorikers. Er kritisiert mehr in besserer Rezensentenmanier die einzelnen Dramen, als daß er in die tiefste Wesenheit des Dichters führte und die einzelnen Werke als mehr oder minder reine Ausstrahlungen dieser Wesenheit, gleichsam von innen heraus, erklärte und beurteilte. Mit anderen Worten: er bleibt bei der Rezension, anstatt zum Porträt des Poeten zu kommen. Wenn er vom Dichter ausginge, hätte er auch niemals die merkwürdige Behauptung ausgesprochen, daß „die Haubenlerche" Wildenbruchs „größter und dauerhaftester Erfolg" sei, sondern er hätte gerade darin das Abirren vom Wege, das Experiment sehen müssen. Aber diese Bemerkung ist auch sonst noch charakteristisch: sie zeigt, wo Witkowski mit seinem Fühlen steht. Hebbel ist ihm innerlich tausendmal lieber als Kleist, und Wildenbruchs bestes Können begreift er nicht ganz. Er hängt zu sehr am Stofflichen; er sagt, in Sudermanns „Ehre" stünden sich unvermittelt alte und neue Kunst gegenüber, während in Bezug auf Vorder- und Hinterhaus doch nur von einem alten und neuen stofflichen Moment gesprochen werden kann. Die neueste dramatische Literatur wird mit ziemlicher Schärfe behandelt, des schulmeisterlich-philiströsen Otto Ernst „geschäftsmäßige Tendenzdichtung" hübsch abgekanzelt, Sudermanns neue Arbeiten verdammt usw. Man hat auch hier das Gefühl, daß jede Bemerkung, die dabei gemacht wird, schon in der Theaterkritik jedes besseren

Journals gestanden hat, doch liest man alles gern und wird durch die verdienstvolle Zusammenstellung statistischer Angaben im letzten Kapitel auch gut unterrichtet.

Da wir gerade beim Theater sind, mögen auch die „Erinnerungen" von Ludwig Barnay (E. Fleischel & Co., Berlin 1903) hier erwähnt sein. Zwar gewähren die beiden starken Bände dem Literarhistoriker nur geringe Ausbeute, aber was Barnay Persönliches über den prächtigen alten Holtei zu berichten weiß, ist doch recht interessant, und Franz von Dingelstedt präsentiert sich, trotz aller Zurückhaltung des Memoirenschreibers, in seiner bekannten unangenehmen Art. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß man nirgends tieferes literarisches Eindringen und Urteilen von Barnay zu erwarten hat; daß die beiden Bände wie alle Erinnerungsbücher bloß nachschaffender Künstler etwas Leeres haben; daß, wenn man die Stellen über Geibel, Auerbach, Bodenstedt, Dahn, Dingelstedt, Fitger, Fontane, Heyse 2c. aufschlägt, man immer nur wieder Herrn Barnay findet und daß die übliche Darstellereitelkeit trotz aller guten Vorsätze auch hier überall triumphiert. Aber das Buch hat für Leser, die tiefer sehen als der Autor, doch noch eine andere Seite: man fühlt es als tragisch, wie wenig die jedes großen Dramatikers ermangelnde Zeit einem großen Schauspieler entgegenkam und wie wenig Aufgaben sie ihm stellte. Wäre es anders gewesen, würde auch diese Biographie literarisch interessanter sein.

Ein paar Einzeluntersuchungen müssen noch gestreift werden; leider kann es nur in Kürze geschehen, was mir besonders vor Hermann Anders Krügers Buch über „Pseudoromantik" (H. Haessel, Leipzig 1904) schmerzlich ist. Denn das Mißtrauen, mit dem man einem Werke gegenübertritt, das sich einen so unfruchtbaren Stoff wählt und den Freischützdichter Friedrich Kind in den Mittelpunkt stellt, weicht bald; schon nach den ersten Seiten erkennt man zu seiner Beruhigung, daß hier ein Mann spricht, dem auch lange und fleißige Beschäftigung nicht das Augenmaß für die Größenverhältnisse seines Gegenstandes geraubt hat. Nicht dies ist das Ausschlaggebende, daß er die poetische Impotenz Kinds erkennt und klarlegt. Sondern daß er seinen Stoff erweitert, daß der uns mehr oder minder gleichgültige Versifex in einen großen Rahmen gestellt und in und mit ihm eine literarhistorisch und kulturhistorisch wichtige Bewegung festgehalten wird: das romantische Epigonentum, die Trivial-, die Pseudoromantik in ihrem Gemisch von nüchternstem Rationalismus, rührseliger Sentimentalität und gewollter Phantastik. Der Dresdener Liederkreis konnte schon deshalb typisches Beispiel sein, weil von all diesen die echte Romantik diskreditierenden Nachläufern nur eben noch Kind im Gedächtnis der Gebildeten lebt, als Freischützdichter bei den Meisten, zusammen mit dem „Dresdener Liederkranz" bei den Wenigen, die Platens Literaturkomödien kennen. So hat das Krügersche frisch und oft temperamentvoll geschriebene Buch nicht nur (für Dresden) lokalgeschichtlichen, nicht nur für engere Fachkreise philologischen Wert, sondern es stellt auch, und in erster Linie, einen wichtigen und allgemeiner interessierenden literarhistorischen Beitrag dar zur Geschichte der Romantik.

Einen Beitrag zur Geschichte der Romantik, die immer mehr das Lieblingskind der Forschung wird, gibt auch Edgar Ederheimer in seinem Buch „Jakob

Boehme und die Romantiker." (Heidelberg, 1904, Carl Winter.) Er untersucht zunächst den Einfluß des gottbegeisterten Görlitzer Schuhmachers und Mystikers auf Tieck und Novalis. Wer sich in die großartig phantastischen, seltsam verschrobenen und einfältig tiefen Werke Boehmes einmal einzulesen versucht hat, wird Verständnis für die Schwierigkeit der Aufgabe haben, die Ederheimer sich stellte. Aber er wird auch verstehen, daß die Lösung immer etwas in der Luft schweben muß. Denn Novalis vor allem, der ein reicher, spielender, ja oft spielerischer Geist war, hat aus tausend Blüten Honig gesogen, und man wird zwar häufig einen Parallelismus seiner Anschauungen und derjenigen Boehmes feststellen können, selten aber mit Bestimmtheit auf einen direkten Einfluß des philosophus Teutonicus schließen können. Das hat Ederheimer im Schlußwort selbst anerkannt, nachdem er in der vorhergehenden Untersuchung zweifellos über das Ziel hinausgeschossen ist. Aus dieser Erkenntnis, daß sichere Ergebnisse nicht zu erreichen sind, hab' ich selbst in meinem Novalisbuche das Thema nur gestreift, und immer mehr hab' ich mich in der Zwischenzeit davon überzeugt, daß man den überbeweglichen Geist Hardenbergs nicht mit zu bitterem Ernst auf irgend etwas festnageln darf. Damit soll der innere Wert der Ederheimerschen Untersuchung nicht bestritten werden.

Es mögen ferner noch genannt sein eine Studie zu Gottfried Kellers dichterischem Schaffen von Max Nußberger: „Der Landvogt von Greifensee und seine Quellen" (Frauenfeld, Huber & Co.), mit der sich Gottfried Kellers Ahnung also erfüllt hat, daß um die Jahrhundertwende die ersten Beutezüge promotionslustiger Wissenschaftler in die stillen Gründe seiner Poesie erfolgen würden — ein Buch, das im großen und ganzen aber taktvoll geschrieben ist. Dann eine kleine Schrift von H. Gerstenberg: „Henriette von Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben" (Berlin, F. Fontane & Co. 1904), die ungedruckte Nachlaßbriefe benutzt und die harmlos gutmütige, aber auch eitel-empfindliche Mittelmäßigkeit des braven und immer etwas wässrigen Hoffmann doch auch nur wieder demonstriert. Ein Schriftchen drittens von Prof. W. Knögel, der, ohne neue Gesichtspunkte zu eröffnen, „Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel" berücksichtigt (Frankfurt, Eng & Rudolph), und der den wackern Voß doch fast unter- und den liebenswürdigen Seidel überschätzt. Endlich sei ein interessantes Werkchen von Paul Fink erwähnt: „Das Weib im französischen Volksliede" (Berlin, Mayer und Müller 1904), das den Stoff nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet, allerdings mit Ausschluß der bretonischen und provençalischen Lieder, das sich aber leider nicht von der fleißigen Untersuchung zum geschlossenen Essay erhebt. Selten oder nie geht der Blick über den kleinen Ausschnitt hinaus, trotzdem manches Resultat (z. B. die durchaus pessimistische Auffassung der Ehe im französischen Volkslied, die überraschend häufige Darstellung oder Andeutung weiblicher Trinkgelage) dazu aufforderte, das deutsche Volkslied zum Vergleich heranzuziehen.

Auch einige Beiträge zur neuesten Literaturgeschichte hat die letzte Zeit gebracht. M. v. Brandt hat seine zumeist in der „Deutschen Rundschau" er-

schienenen Essays über Sienkiewicz, Hearn, Kipling und Gorki unter dem Titel „Fremde Früchte“ gesammelt (Stuttgart 1904, Strecker und Schröder), und man merkt den Aufsätzen an, daß ihr Verfasser von der Politik zur Literatur kam. Die von uns meist übersehenen politisch-sozialen, resp. nationalen Strömungen, von denen die genannten Poeten zum Teil getragen werden und die gewiß Vieles erklären, schiebt M. von Brandt in den Vordergrund, und da gibt er manchen dankenswerten Fingerzeig. Aber weder ist sein ästhetisches Urteil genügend durchgebildet, noch beherrscht er, was in Deutschland überhaupt selten ist, die Form des Essays, so daß die Verpflanzung der Aufsätze aus der Zeitschrift ins Buch sich nicht rechtfertigt. Gleich zwei Bände liegen über Peter Rosegger vor. Ernest Seillière, ein Franzose, hat in der Revue des deux Mondes eine umfangreiche Studie über den steirischen Poeten veröffentlicht, die nun in deutscher Übersetzung als Buch hinausgeht: „Peter Rosegger und die steirische Volksseele“ (Leipzig, Staakmann). Wenn Seillière, ein gläubiger Katholik, besonders vom ethischen und philosophischen Standpunkt an Rosegger herantritt und speziell die religiöse Stellung des Dichters ins Auge faßt, so begnügen sich Hermine und Hugo Möbius in der Hauptsache damit, alles zerstreute biographische Material zu sammeln. Es geschieht in einem, gleichfalls bei L. Staakmann erschienenen, mit zahlreichen Illustrationen versehenen Werke: Peter Rosegger, das in all den Familien willkommen sein dürfte, in denen der Dichter lieber Hausfreund ist. Ob die Einzelbesprechung der verschiedenen Schöpfungen im zweiten Teile des Buches am Platze war, ist eine andere Frage, aber man kann sich wenigstens leicht daraus orientieren. Seinen zweiten Biographen hat auch Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter, in Heinrich Bischoff gefunden (Kassel, Georg Weiß 1904), derselbe Hansjakob, über den ich vor kurzer Zeit an dieser Stelle reden durfte. Seinen Freunden wird das Büchlein willkommen sein. Und die große Jörn Uhl-Gemeinde möcht ich zuletzt noch auf ein Werkchen aufmerksam machen, das sich „Der Schauplatz in Frenssens Dichtungen“ betitelt (Hamburg, Herold'sche Buchhandlung) und das unter 14 Autotypien und einer Karte von Süder-Dithmarschen auch den Goldsoot, Lisbeth Junkers Apfelgarten, einen Uhlenhof, ein Kreyenneſt usw. bringt.

Nur der Kuriosität halber sei zum Schlusse eines starken Bandes gedacht, den Georg Muschner-Niedenführ über — Cäsar Flaischlen geschrieben hat (E. Fleischel & Co., Berlin). Flaischlen besitzt unser aller Sympathien, aber er scheint zu den Unglücklichen zu gehören, die niemals für ihr echtes Empfinden eine echte Form finden und niemals Könner werden. Ich glaube nicht, daß jemand seine Bücher kauft; geschweige, daß jemand sich ein Buch über ihn anschafft. Es ist bedauerlich, daß Flaischlen die Herausgabe dieses Buches geduldet hat; es ist ein literarischer Unfug, daß es geschrieben wurde. Nächstens wird man wahrscheinlich schon Wickelkinder in ganzen Werken behandeln. Aber man sieht, wie wenig Augenmaß die Mitläufer der Literatur besitzen und wie wenig Empfindung sie dafür haben, daß sie sich lächerlich machen.





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. von Pritzbuer.

Die Vorbereitungen zur Inaugurierung eines neuen Abschnittes in der deutschen Zollpolitik und die Kämpfe, welche der Veröffentlichung des deutschen Tarifentwurfes vorausgingen und folgten, haben eine solche unendliche Menge volkswirtschaftlicher Schriften und Broschüren, als deren Verfasser erste volkswirtschaftliche Autoritäten zeichnen, auf den Markt gebracht, daß es selbst dem dazu Berufenen schwer wird, diese Fülle zu meistern und die großen entscheidenden Gesichtspunkte festzuhalten. Mit einem enormen Aufwand von statistischem und historischem Material, mit dem ganzen empirischen Wissen, das die nun schon fast drei Jahrzehnte anhaltende angestrengte Arbeit der neueren historischen Schule der Nationalökonomie zu Tage gefördert hat, ist auf beiden Seiten gekämpft worden. Aber so schroff sich anfangs die Gegensätze gegenüberstanden, vielleicht ist es nicht das unerfreulichste Resultat dieser literarischen Kämpfe, daß die verschiedenen Anschauungen einander näher gerückt, daß die Gegner auf beiden Seiten bestrebt sind, sich auf einer mittleren Linie zu vereinigen. Die Tatsachen haben eben eine nur zu beredte Sprache gesprochen. Auch freihändlerisch gerichtete Geister haben sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß die Aufwärtsbewegung der deutschen Volkswirtschaft von dem Tage an zu beobachten ist, als Bismarck den bisher freihändlerischen Kurs der deutschen Zoll- und Handelspolitik in das schutzzöllnerische Fahrwasser einlenkte. Auf der anderen Seite öffneten die wirtschaftliche und politische Entwicklung der letzten Jahre, besonders die starke Bevölkerungsvermehrung und die Ausbildung großer wirtschaftlicher Weltreiche auch dem Schutzzöllner die Augen darüber, daß die Erhaltung und weitere Ausbildung großer Absatzmärkte eine Lebensfrage für die deutsche Volkswirtschaft geworden ist. Wie sehr die starke Ausfuhr der letzten drei Jahre uns über die Zeit der wirtschaftlichen Depression hinweggeholfen hat, davon wird weiter unten noch kurz zu handeln sein, mit Nachdruck betont sei aber sogleich, daß dieser viel besprochene Aufschwung, der schon wegen seiner Dauer und Intensität als ein besonderes Phänomen in der Wirtschaftsgeschichte erscheint, niemals ohne den durch die Bismarksche Schutzpolitik gekräftigten inneren Markt möglich gewesen wäre, dessen fast unbegrenzte Aufnahmefähigkeit weiter zu den Ursachen gehört, daß die Depression trotz des starken Aufschwungs so relativ milde verlaufen ist, so daß Optimisten bereits heute von den Ansätzen einer neuen Konjunktur sprechen wollen.

Das Wirtschaftsjahr 1903/04 steht für Deutschland noch zum größten Teil unter dem Zeichen der Krisis, die im Jahre 1900 einsetzte, und die in den viel

besprochenen Zusammenbrüchen des Jahres 1901 ihren Höhepunkt erreichte. Allerdings ist zweifelhaft, ob man überhaupt von einer Krisis sprechen kann, ob das Nachlassen des Konsums auf denjenigen Gebieten, die bei der Konjunktur im Vordergrund gestanden hatten, so intensiv war, daß sich kritische Zustände herausbildeten, ob es sich nicht vielmehr nur um einen Zustand der Depression handelte, d. h. um eine wirtschaftliche Erscheinung, die durch eine Verminderung, ja durch ein vollständiges Verschwinden der Geschäftsgewinne charakterisiert ist, wo auch die Beschäftigung der arbeitenden Klassen eine gewisse Verminderung erfährt, wo aber der Umfang des Handels und der Industrie derselbe bleibt und auch der Betrag des angelegten Kapitals sich kaum vermindert, wenn es auch seinem Werte nach eine gewisse Verminderung verzeichnet.

Die Erörterung derartiger Fragen hat nicht nur theoretischen Wert, die Beantwortung der Frage: ob Krisis, ob Depression, ist je nach dem Ausfall auch von erheblicher praktischer Bedeutung für die Beurteilung der gegenwärtigen Wirtschaftslage und ihrer nächsten Zukunft. Sie ist auch deshalb mit Recht gestreift auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik, die sich bekanntlich eingehend mit der letzten Krisis im deutschen Wirtschaftsleben beschäftigte. Die Versammlung ist allerdings schon Mitte September v. J. abgehalten worden, ihre Protokolle sind indessen erst vor wenigen Wochen erschienen, so daß weiteren Kreisen erst heute ein Urteil über die damaligen Debatten möglich ist. Leider ist der Eindruck, den die Lektüre dieser Protokolle hinterläßt, derselbe, der sich bereits bei der Prüfung der vom Verein zur Beurteilung der Krisis herausgegebenen Schriften einstellte. Es unterliegt wenigstens für mich keinem Zweifel, daß diese Krisenenquete nicht mit der Sorgfalt bearbeitet ist, die früher die Arbeiten des Vereins auszeichnete, und es leuchtet ein, daß dieser Mangel auf die Debatten um so mehr zurückwirken mußte, als die betreffenden Bände so spät herausgegeben wurden, daß eine gründliche Verarbeitung des Materials für die Zwecke der Generalversammlung den meisten Rednern unmöglich war. Ein fernerer Mangel ergibt sich daraus, daß nur sehr wenige der zahlreichen Redner aus der Praxis kamen, daß im ganzen eigentlich nur zwei Herren für sich den Namen eines Praktikers in Anspruch nehmen können. So überwogen bei der Mehrzahl der Redner die theoretischen Erörterungen, die auch bisher bei der Darstellung des Krisenproblems die Oberhand hatten, und ich glaube nicht, daß die Erörterungen in Hamburg die Kenntnis der Materie wesentlich gefördert haben. Immerhin ist manches kluge und verständige Wort gesprochen worden, die Ursachen einer Krisis sind von den verschiedensten Seiten behandelt worden, und auch an Vorschlägen zu ihrer Verhütung hat es nicht gefehlt. Vielleicht die zutreffendsten Äußerungen über die verflossene Konjunktur und den gegenwärtigen Zustand der deutschen Volkswirtschaft hat Prof. Liefmann aus Freiburg getan, der überhaupt von den deutschen Theoretikern, namentlich von den jüngeren, derjenige sein dürfte, welcher die Zustände im Großgewerbe, ihre Entwicklungstendenzen und organisatorischen Änderungen am schärfsten beobachtet. Ich habe bereits früher auf die von ihm vertretenen Anschauungen aufmerksam gemacht und im Aprilheft der Deutschen Monatsschrift speziell Gelegenheit genommen, mich mit seiner vortrefflichen Schrift über Schutzzoll und Kartelle zu beschäftigen. Das oben erwähnte Thema der volkswirtschaftlichen Depression hat ebenfalls

Liefmann berührt, nur mit dem Unterschied, daß er das, was ich oben Depression genannt habe, Stagnation nennt. Er meint, daß die nächste Zukunft der deutschen Volkswirtschaft eine Zeit der Stagnation sein werde, und macht mit Recht darauf aufmerksam, daß ein solcher Zustand heute noch viel zu sehr unter privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet wird, daß er dagegen nationalökonomisch gar nicht so ungünstig zu beurteilen und eigentlich der normale Zustand der Volkswirtschaft sei. Es sei diejenige Zeit, in welcher zwar keine besonders hohen Gewinne verziehlt werden, aber auch keine erheblichen Verluste und Bankerotte eintreten, in der die Kapitalbildung sich ruhig und nicht überstürzt vollziehe, und bei der das Wirtschaftsleben im größeren Umfange sich im Gleichgewicht befinde.

Liefmann hat sich in seiner Rede auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik natürlich auch mit der Frage beschäftigt, aus welchen Ursachen die vergangene Periode günstiger Konjunktur so lange angehalten hat, und warum die auf den Aufschwung folgende Krisis so milde verlaufen ist. Er sieht den Hauptgrund für das lange Anhalten der Konjunktur in dem stark gestiegenen Kapitalreichtum des deutschen Volkes. Dieses starke Anwachsen des Kapitalreichtums beginnt aber mit dem Einlenken der früher freihändlerisch gerichteten Handelspolitik in schutzzöllnerische Bahnen und mit dem dadurch herbeigeführten Erstarken des inneren deutschen Marktes, so daß Deutschland heute, nächst den Vereinigten Staaten von Nordamerika, über den größten inneren Markt verfügt.

Eine weitere Ursache der langen Dauer der letzten Konjunktur sieht Liefmann in dem Bestehen großer Kartelle. Bekanntlich ist die Kartellfrage ein Lieblingsthema seiner Schriften, und er hat bereits früher darauf hingewiesen, wie stark die Schutzzollpolitik auf die notwendige Neuorganisation der deutschen Volkswirtschaft eingewirkt habe, und wie notwendig die Beibehaltung der bisherigen Schutzzollpolitik ist, damit diese Neuorganisation des Wirtschaftslebens sich mit möglichst wenig Störungen von außen vollziehe, und auf diese Weise sich die fortgeschrittenste Produktionsorganisation entwickle. Er hat auf der erwähnten vorjährigen Tagung des Vereins für Sozialpolitik vornehmlich auf einen Punkt aufmerksam gemacht, der bisher vielleicht allzu wenig beachtet wurde, daß nämlich die Kartelle dadurch auf die Verlängerung der Konjunktur hinwirken, weil sie alle Abnehmer auf die gleiche Basis stellen. Infolgedessen wird die Ungleichheit der Produktionskosten bei den verschiedenen Unternehmungen in hohem Grade ausgeglichen, die Bedingungen, unter denen gearbeitet wird, nähern sich, weil verhindert wurde, daß dieser Unternehmer billiger einkaufte und jener für die Rohstoffe viel höhere Preise als der erste anlegen mußte. Dadurch, daß derartiges verhindert wird, tritt eine größere Sicherheit in der ganzen geschäftlichen Tätigkeit ein, was in seinen vorteilhaften Folgen bereits während der letzten Hochkonjunktur beobachtet werden konnte. In ähnlicher Weise wie beim Aufschwung wirken die Kartelle nach und bei dem Ausbruch der Krisis, indem sie die Plötzlichkeit des Umschwungs dadurch verhindern, daß sie Produktionseinschränkungen dekretieren und die Produktion dem reduzierten Bedarf anpassen. Auch hierbei wird die Einschränkung der Produktion wieder gleichmäßig auf alle Schultern verteilt, und diese Maßregel wirkt nicht nur günstig auf den Produzenten, sondern auch auf den Abnehmer ein, der den Vorteil hat, daß die Kartelle das sofortige Sinken der Preise von ihrer höchsten Höhe

bis zur tiefsten Tiefe verhindern und dadurch ebenfalls eine größere Gleichmäßigkeit der Produktionskosten für die Abnehmer herbeiführen. Dadurch entsteht eine größere Sicherheit in der ganzen Geschäftstätigkeit, die Schärfe des Umschwungs wird gemildert und das Wirtschaftsleben überhaupt ruhiger gestaltet. In derselben Richtung wirken aber auch andere Tendenzen unserer wirtschaftlichen Entwicklung, vor allem die Neigung zu Kombinationen, die vornehmlich im Montangewerbe hervortritt und die hier zur Bildung großer gemischter Werke, d. h. zur Vereinigung einer Reihe im Produktionsprozesse nebeneinander herlaufender oder aufeinander folgender Betriebe in einer Hand führt. Auch hat Liefmann mit Recht auf die Wirkungen aufmerksam gemacht, welche die immer stärker zunehmende Beteiligung verschiedener Unternehmungszweige an anderen, die Beteiligung der Banken beispielsweise an verschiedenen Industrien mit sich bringt. Erwähnt sei ferner als eine andere Ursache, die Krisen zu mildern, die langen Lieferungsverträge, die von voneinander abhängigen Unternehmungen abgeschlossen werden. Es wirkt wahrscheinlich in derselben Richtung auch die Organisation des Handels in Warenhäusern, die in Krisenzeiten regelmäßige Abnehmer größerer Mengen von Waren bleiben und so mit ihrer Kapitalkraft die Industrie zu stützen vermögen.

Diese ganze Reihe von einzelnen Ursachen, deren Wert in ihrer Zusammenfassung für die Überwindung kritischer wirtschaftlicher Verhältnisse gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann, liegt auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Organisation, wie sie durch die Schutzzollpolitik ins Leben gerufen worden ist, und so viel zur Ausbildung eines kräftigen und gesunden Inlandsmarktes beigetragen hat. So hoch nun auch diese Wirkungen veranschlagt werden müssen, so wäre es doch einseitig, sie allein zu beachten, denn gerade die letzte Krisis hat gezeigt, wie hoch die Absatzmöglichkeit ins Ausland zu veranschlagen ist. Allerdings muß zugegeben werden, daß der deutschen Volkswirtschaft in dieser Hinsicht ein starker Glückszufall zu Hilfe kam. Ich meine die gleichfalls viel besprochene Hochkonjunktur in den Vereinigten Staaten, welche derartige Anforderungen an die Produktion stellte, daß die amerikanischen Produzenten allein den starken Anforderungen des dortigen Konsums nicht genügen konnten und der amerikanische Markt bereit war, den in Deutschland durch Eintritt der Depression frei gewordenen Teil der Produktion aufzunehmen. Die infolgedessen nach den Vereinigten Staaten gerichtete starke Ausfuhrbewegung der deutschen Eisenindustrie hat in außerordentlich hohem Grade zur Räumung der überfüllten Läger in Deutschland beigetragen, und es ist kaum anzunehmen, daß die Krisis so bald überwunden worden wäre, wenn der deutschen Volkswirtschaft dieses Sicherheitsventil nicht zur Verfügung gestanden hätte.

Einige Zahlen mögen das vorstehend Gesagte erläutern. In den Jahren 1895—1900 ist die Roheisenproduktion in Deutschland von 5,45 Mill. Tonnen auf 8,51 Mill. Tonnen gestiegen. Diese kolossale Steigerung genügte aber noch nicht dem gewachsenen Konsum, denn in derselben Zeit ist die Einfuhr von Roheisen, altem Brucheisen usw. von 199556 Tonnen auf 827055 Tonnen angewachsen, während die Ausfuhr von 220103 Tonnen auf 190505 Tonnen fiel, so daß der Roheisenverbrauch in der erwähnten Zeit innerhalb des Zollgebiets sich von 5,43 Mill. Tonnen auf 9,14 Mill. Tonnen oder auf den Kopf der Be-

völkerung berechnet von 104,1 Kilogramm auf 162,5 Kilogramm hob. Mit Eintritt der Krisis verschob sich das Bild; die Einfuhr an reinem Roheisen, die im Jahre 1900 noch 726712 Tonnen betragen hatte, verminderte sich in 1901 auf 267503 Tonnen und weiter in 1903 auf 158347 Tonnen, dagegen stieg die Ausfuhr von 129409 Tonnen im Jahre 1900 auf 418072 Tonnen im Jahre 1903. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß es die Hochkonjunktur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika war, welche den amerikanischen Konsum fähig machte, noch große Mengen fremden Roheisens und im Ausland hergestellte Eisenwaren aufzunehmen, obwohl auch dort die Roheisengewinnung seit 1897 sich fast verdoppelt hatte. Sie betrug nämlich in dem genannten Jahre 9,81 Mill. Tonnen, um im verflossenen Jahre 1903 die stattliche Höhe von 18,30 Mill. Tonnen zu erreichen. Damit ist sie um 9,3 Mill. Tonnen größer als die englische, aber nur um 8,2 Mill. Tonnen größer als die deutsche Roheisenproduktion. Trotz dieser gewaltigen Steigerungen in der Roheisenproduktion hat diese aber nicht ausgereicht, um den Anforderungen der weiter verarbeitenden amerikanischen Eisenindustrie zu genügen. Diese Tatsache ist nun vornehmlich den deutschen Eisenindustriellen zu gute gekommen, welche mit Erfolg bemüht waren, die in Deutschland überschüssigen Mengen nach Amerika zu exportieren. Von der oben erwähnten Steigerung des Roheisenexports ist ein beträchtlicher Teil nach der Union gegangen. Die amtliche Statistik weist nach, daß, während in 1900 überhaupt noch kein Roheisen aus Deutschland nach Nordamerika gebracht wurde, im verflossenen Jahre der Roheisenexport dorthin bereits die Höhe von 128980 Tonnen erreicht hatte. Ähnliche Steigerungen sind bei anderen Eisenprodukten zu verzeichnen. So stieg von 1900—03 die deutsche Ausfuhr in Eck- und Winkeleisen nach den Vereinigten Staaten von 940 Tonnen auf 11007 Tonnen, in Luppeneisen, Ingots usw. von 0 auf 71814 Tonnen, ferner die Ausfuhr an Stabeisen in derselben Zeit von 189 Tonnen auf 13576 Tonnen, die Ausfuhr an Eisenbahnschienen von 49 Tonnen auf 56889 Tonnen, nachdem sie im Jahre 1902 vorübergehend die Höhe von 87133 Tonnen erreicht hatte. Nach dem Abflauen der amerikanischen Konjunktur hat natürlich auch das Bild sich wieder wesentlich verändert, auch die deutsche Eisenausfuhr nach Amerika hat eine erhebliche Verminderung erfahren, wie denn überhaupt mit der Besserung der Lage der heimischen Industrie der Ausfuhrüberschuß in Eisen langsam wieder gesunken ist und noch weiter sinken wird. Nach den bisher vorliegenden Zahlen für die ersten sieben Monate 1904 betrug die Einfuhr an Eisen und Eisenwaren 212887 Tonnen gegen 161183 Tonnen bezw. 162964 Tonnen in den Monaten Januar bis Juli 1903 bezw. 1902, die Einfuhr ist also infolge des gesteigerten inländischen Bedarfs wieder stärker gestiegen. Dagegen hat aus derselben Ursache die Ausfuhr erheblich abgenommen, sie stellte sich nämlich vom Januar bis Juli 1904 auf nur 1639481 Tonnen gegen 2119110 Tonnen und 1791180 Tonnen in der gleichen Zeit der beiden Vorjahre. An Einzelheiten sei erwähnt, daß die Einfuhr von Roheisen in der erwähnten Zeit von 90073 Tonnen in 1902 auf 109335 Tonnen in 1904 stieg, die Ausfuhr sich dagegen von 162667 Tonnen auf 136134 Tonnen reduzierte, die Ausfuhr von Eisenbahnschienen verminderte sich von 183852 Tonnen auf 132546 Tonnen, und die Ausfuhr von Stabeisen von 202870 Tonnen auf 177387 Tonnen. Daß

die Verminderung der Ausfuhr nach Amerika infolge der dortigen Krisis an dieser Reduktion des Exports die Hauptschuld trägt, mögen noch folgende Zahlen beweisen. Die Ausfuhr von Roheisen nach den Vereinigten Staaten ist (immer für die ersten sieben Monate) seit 1902 von 14542 Tonnen auf 1544 Tonnen gefallen, diejenige von Eck- und Winkeleisen von 7466 Tonnen auf 3311 Tonnen, der Export von Eisenbahnschienen von 36868 Tonnen auf 2817 Tonnen und derjenige von Stabeisen von 4861 Tonnen auf 566 Tonnen. Sehr deutlich ergibt sich, welche Verschiebung in den amerikanischen Verhältnissen eingetreten ist, wenn man die Ziffern der dortigen Handelsstatistik ins Auge faßt, die allerdings erst für das erste Semester 1904 vorliegen. Danach hat sich für die Vereinigten Staaten in der erwähnten Zeit eine Gesamtausfuhr von ziemlich genau 500000 Tonnen ergeben, während in derselben Zeit des Vorjahrs nur 149364 Tonnen Eisen und Eisenwaren ins Ausland gingen. Eingeführt wurden nach Amerika im ersten halben Jahr 1904 an Eisen- und Stahlprodukten 153077 Tonnen gegen 830458 Tonnen in den ersten sechs Monaten 1903. Noch deutlicher als in den Zahlen der Ausfuhr tritt der Umschwung in den Zahlen der Einfuhr zu Tage. Das Hauptgewicht des Rückgangs der Einfuhr liegt bei Roheisen, von dem 1904 nur 44012 Tonnen gegen 452451 Tonnen in 1903 eingingen, und bei Halbzeug, wie Knüppeln, Sturzblechen und Barren, in denen der Import von 176231 Tonnen für 1903 auf nur 6583 Tonnen für 1904 sank. Dagegen hob sich die Ausfuhr von Billets, Ingots usw. von 652 Tonnen auf 172160 Tonnen und der Export von Stahlschienen von 4104 Tonnen 1903 auf 134247 Tonnen für 1904. Diese Zahlen sind deshalb wichtig, weil die nächste Zukunft der deutschen Eisenindustrie zu einem guten Teil davon abhängen wird, wie sich die Wirkung der stark steigenden amerikanischen Ausfuhr auf dem Weltmarkt äußern und ob eventuell Amerika in der Lage sein wird, mit größeren und ins Gewicht fallenden Offerten auf dem deutschen Markt zu erscheinen.

Die Gefahr, welche von der amerikanischen Eisenindustrie vor einigen Jahren der deutschen Eisenbranche drohte, und die mannigfach unerfreulichen Verhältnisse, welche die gesteigerte Ausfuhrtätigkeit während der Depression namentlich auch unter dem Gesichtspunkt des gegenseitigen Unterbietens deutscher Werke im Auslande mit sich brachte, haben bekanntlich den Hauptanstoß zu einer straffen Vereinigung der deutschen Eisenindustrie gegeben und damit zur Gründung des deutschen Stahlwerksverbandes geführt, der es unternommen hat, die Ausfuhr der deutschen Eisenindustrie nach einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Ob ihm dies bereits gelungen ist, erscheint zweifelhaft, da vorläufig noch sehr viele Klagen über diesen Teil seiner Tätigkeit laut werden, obwohl er sich und anscheinend nicht ohne Erfolg bemüht hat, mit dem belgischen Stahlwerksverbande und mit verschiedenen Gruppen der englischen Stahlindustrie zu einem Abkommen über die gegenseitige Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu gelangen. Ich habe bereits bei früheren Gelegenheiten betont, daß bei dem Kampf um den Weltmarkt nur diejenige Industrie erfolgreich mittun kann, welche sich der besten Organisation erfreut. Als beste Organisation betrachtete man bisher in Deutschland die großen Kartelle, die in der Montanindustrie eine große Macht erlangt haben und an deren Ausbau man eifrigst arbeitete. Inzwischen hat es indessen den Anschein gewonnen, als ob man in den Syndikaten und Kartellen nicht

mehr die beste Organisation sieht, welche bei dem gegenwärtigen Stand unserer wirtschaftlichen Verhältnisse möglich ist. Die ganze Syndikatsbewegung nämlich wird durchkreuzt und in vollständig andere Bahnen als bisher gelenkt durch die Weiterbildung der großen montanindustriellen Unternehmungen zu gemischten Betrieben, zu den bereits oben erwähnten sogenannten Kombinationen, worunter man, um es nochmals zu wiederholen, die Verbindung verschiedener, sonst im allgemeinen den Gegenstand mehrerer Unternehmungen bildenden Produktionsstadien zu einer Unternehmung versteht. Diese Tendenz ist natürlich nicht vollständig neu, sie ist auch schon in früheren Jahren beobachtet worden, nur ist sie vielfach durch die fortschreitende Kartellierung der Rohstoffproduktion verstärkt worden. So haben sich bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verschiedene der größten Eisenwerke Kohlenzechen angegliedert, um sich vom Kohlensyndikat unabhängig zu machen; ich nenne in dieser Hinsicht nur Friedrich Krupp, der für seine Unternehmungen im Frühjahr 1899 die Kohlenzeche Ver. Hannibal erwarb. Etwa um dieselbe Zeit erfolgte die Vereinigung des großen Eisenwerks Schalker Gruben mit der Bergwerksgesellschaft Pluto, ein großes gemischtes Unternehmen ist ferner die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft und die in der letzten Zeit so vielfach genannte Gewerkschaft Deutscher Kaiser, welche sich im Bezirk des bekannten Großindustriellen August Thyßen befindet. Die Bildung derartiger großer Betriebe, die von der Gewinnung der Kohle und der Verhüttung des Roheisens bis zum Fertigprodukt alles im eigenen Betriebe herstellen, ist dann in ein besonders akutes Stadium getreten durch die Neukonstituierung des Kohlensyndikats.

Diese Neukonstituierung ist bekanntlich unter mannigfachen Schwierigkeiten erfolgt, von denen nicht die kleinste war, die sogenannten Hüttenzechen, d. h. diejenigen Zechen, welche im Besitz von Unternehmungen der Eisenbranche stehen, zum Eintritt ins Syndikat zu bewegen. Um dieses zu erreichen, mußte man ihnen mancherlei Sondervorteile gewähren, von denen der bedeutendste der ist, daß den Hüttenzechen ihr Selbstverbrauch an Kohle, d. h. derjenige Betrag an geförderten Kohlen, den sie den ihnen angegliederten Eisenwerken lieferten, nicht in ihre Beteiligung beim Kohlensyndikat angerechnet wurde. Das hatte für sie den Vorteil, daß sie von den großen Einschränkungen, denen die Förderung der reinen Zechen von seiten des Syndikats unterliegt, nicht betroffen wurden, daß sie also ihre Einrichtungen voll ausnutzen konnten. Aber andererseits sind die Nachteile nicht gering zu veranschlagen, welche die reinen Zechen und die großen Bergwerksgesellschaften, die in keinen festen Beziehungen zu Eisenwerken stehen, von dieser Entwicklung haben. Sie wurden einmal von den Fördereinschränkungen voll betroffen, die sich um so drückender gestalteten, als dem Kohlensyndikat langsam die großen Hüttenwerke, welche über eigene Zechen verfügten, in ihrer Eigenschaft als Abnehmer entzogen wurden. Dadurch entstand im Kohlenrevier eine Bewegung, die im Grunde der früheren entgegengesetzt war, aber schließlich denselben oder einen ähnlichen Effekt hatte. Während nämlich früher die Hüttenwerke darauf ausgegangen waren, sich eigene Zechen zu sichern, sind jetzt die großen Bergwerksgesellschaften bestrebt, mit großen Unternehmungen der Eisenbranche in eine weitgehende Interessengemeinschaft zu treten, um sich auf diese Weise große und dauernde Abnehmer zu sichern. Die größte derartige

Kombination, die hierdurch ins Leben gerufen wurde, ist der Erwerb der beiden großen Aktiengesellschaften aus der Eisenindustrie, des Schalker Gruben- und Hüttenvereins und des Aachener Hüttenvereins Rote Erde durch die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft. Damit ist die Gelsenkirchener Gesellschaft zu dem nächst Krupp größten Aktienunternehmen in der deutschen Industrie geworden. Es ist eine Interessengemeinschaft dieser Werke ins Leben gerufen, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind, die aber auf den Betrieb aller drei bisher selbständigen Unternehmungen schon deshalb von der größten Bedeutung sein muß, weil sie sich alle drei in besonders glücklicher Weise in ihren Betrieben ergänzen. Sie können also in Zukunft ihre Anlagen noch ganz änders als bisher ausnutzen, und ihnen ist nach ihrer vollständigen Verschmelzung weit mehr als in der Vergangenheit die Möglichkeit gegeben, die Führung in der Montanindustrie zu übernehmen, zumal alle drei auch technisch auf einer sonst noch kaum erreichten Höhe stehen. Wenn aber in Zukunft durch eine solche Betriebsvereinigung alle technischen Fortschritte und Errungenschaften voll ausgenutzt werden können, wenn jedes Nebenprodukt zur Geltung kommt, wenn die Hochofengase gleichzeitig zum Betrieb der Walzenstraßen verwendet und so der rohe Block bis zum fertigen Produkt in einer Hitze gewalzt werden kann, so dürfte mit einer solchen Betriebsvereinigung ferner ein weiterer Schritt zu einer gleichmäßigeren Produktion, zu einer vernünftigen Preispolitik getan werden, wodurch ein derartiger Zusammenschluß weiter in der oben besprochenen Richtung der Krisenverhütung wirken muß, was auch schon Liefmann in seiner erwähnten Rede angedeutet hat.

Zur Bestätigung dieser Anschauung möchte ich mich noch auf einen Aufsatz beziehen, den der jetzige Leiter des deutschen Stahlwerksverbandes, Regierungsrat Dr. Völcker, vor kurzem in der Deutschen Juristenzeitung über die Frage einer Kartellgesetzgebung veröffentlicht hat. Dr. Völcker ist weiteren Kreisen durch seine ausführlichen und eindrucksvollen Referate bekannt geworden, die er bei den Beratungen der Kartellenquete gehalten hat und die von einem großen Wissen und von einer sehr selbständigen Verarbeitung des ihm dargebotenen Materials Zeugnis ablegten. Er macht nun in dem erwähnten Aufsatz darauf aufmerksam, daß die großen Betriebsvereinigungen, wie ich sie vorstehend geschildert habe, vom privatwirtschaftlichen Standpunkt des Unternehmers manche Nachteile mit sich bringen, die indessen vom volkswirtschaftlichen Standpunkt kaum als solche anzusehen sind. Er schreibt nämlich: Die Voraussetzung für die Durchführung der technisch vollkommenen Betriebsweise (die ich oben kurz angedeutet habe), ist die gleichmäßige Beschäftigung in allen Betriebszweigen. Wenn die Marktlage aber beispielsweise eine Einschränkung der Roheisenproduktion fordert, so fehlt es an genügender, aus den Hochofengasen herrührender Kraft zum Betriebe der Walzwerke, und wenn die Blockstraßen still liegen müssen, ist keine Möglichkeit für die Verwendung der Gase vorhanden. Die Wirtschaftsform der Betriebsvereinigung zwingt daher den Unternehmer, in erster Linie für Arbeit, für Beschäftigung seiner Werke zu sorgen; sie macht es unmöglich, das Prinzip: hohe Preise bei eingeschränkter Produktion durchzuführen, sie nötigt vielmehr dazu, ohne Rücksicht auf die Preise in erster Linie die Produktion zu fördern und Aufträge hereinzubringen. Was eine solche wirtschaftliche Situation auch sozial-

politisch für Vorteile mit sich führt, liegt auf der Hand. In demselben Aufsatz hatte Völcker darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die deutsche Kartellenquete gezeigt habe, daß die Preispolitik der syndizierten Werke nicht darauf ausgehe, möglichst hohe Preise zu erzielen, sondern nur dahin, nicht unter den Selbstkosten verkaufen zu müssen. Eine besonders ungünstige Wirkung der freien Konkurrenz sei gewesen, daß vielfach unter den Selbstkosten verkauft werden mußte, einerseits um dem Wettbewerb der ausländischen Unternehmer begegnen zu können, die nunmehr durch eine kluge Schutzzollpolitik vom Markte ferngehalten werden, andererseits um den Kampf mit besonders gut situierten Werken bestehen zu können. Das aber ist ja gerade einer der Hauptvorteile der fortschreitenden Kartellierung, daß die Produktionskosten für alle Werke eine relative Gleichmäßigkeit erreichen, daß beispielsweise die Gleichmäßigkeit des Kohlenpreises für alle Werke es einzelnen Unternehmungen unmöglich macht, sich durch Ausnutzung der verschiedenen Kohlenpreise besondere Vorteile zu sichern. Ich habe bereits oben darauf aufmerksam gemacht, wie günstig dieser Zustand auf die letzte Hochkonjunktur eingewirkt hat. Aber seine volkswirtschaftlichen Wirkungen gingen noch weiter. Die Gleichmäßigkeit der Kohlenpreise beförderte die Verbandsbildung in der Eisenindustrie, die wieder auf die gleichmäßige Beschäftigung und auf eine angemessene Preispolitik hinwirkte, und dadurch zu ihrem Teil zu der großen Blüte der deutschen Eisenindustrie beitrug.

Es ist vielleicht nicht überflüssig darauf hinzuweisen, wie verschieden die Entstehung der großen Organisationen im Montangewerbe, der Kartelle sowohl wie namentlich der großen gemischten Unternehmungen in Deutschland, von der ähnlicher Gebilde in Amerika ist. In Deutschland sitzen die leitenden Männer in der Industrie selbst, in Amerika erfolgt die Zusammenschweißung großer Unternehmungen im wesentlichen durch Finanzmagnaten, welche auf Gründungsgewinne ausgehen und durch die Überkapitalisierung der eingebrachten Werte von vornherein den Todeskeim in ihre Gründungen hineintragen. Bei uns sind die großen Kombinationen organisch aus den Bedürfnissen der Industrie selbst erwachsen, ihre finanziellen Grundlagen sind in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle äußerst solide und machen sie fähig, auch wirtschaftlich ungünstige Zeiten ohne besondere Schwierigkeiten zu überdauern. Die Agiogewinne, welche die mit der Durchführung der notwendigen geschäftlichen Transaktionen betrauten Banken erzielt haben, sind niemals auch nur entfernt mit den amerikanischen Gründungsspesen zu vergleichen gewesen. Andererseits aber sind die großen Unternehmungen und Kombinationen die besten Kunden der großen Bankinstitute, werden ihnen diese entzogen, so wird es immer schwieriger werden, die gewaltigen Summen eigener und fremder Gelder, die sich bei den großen Aktienbanken angesammelt haben, einigermaßen nutzbringend zu beschäftigen. Man wird deshalb die Aufregung begreifen können, die sich gerade auch dieser Kreise bemächtigte, als die Nachricht eintraf, das preußische Ministerium plane eine wenigstens teilweise Verstaatlichung des Kohlenbergbaus, wie sie die Erwerbung der Bergwerksgesellschaft Hibernia durch den preußischen Staat darstellt. Bekanntlich ist diese Erwerbung deshalb geplant, um das genannte Unternehmen den Plänen gewisser Großindustrieller in der Montanindustrie zu entziehen und dadurch Projekte nach amerikanischem Muster, nämlich die Zusammenballung der deutschen Eisen-

und Kohlenindustrie zu einem großen Trust, unmöglich zu machen. Es ist nicht notwendig, hier auf die Einzelheiten dieser Angelegenheit einzugehen, die wochenlang im Mittelpunkt aller politischen und wirtschaftlichen Erörterungen gestanden hat, die zu tiefgehenden Differenzen innerhalb der Berliner Bankwelt führte und schließlich zu so stürmischen und unerfreulichen Verhandlungen in der Düsseldorfer Generalversammlung am 27. August Veranlassung gab. Auch darf ich wohl unterlassen, die politische Seite der Frage zu streifen und darauf einzugehen, ob es richtig war, gerade im gegenwärtigen Augenblick einen Eris-Apfel unter diejenigen Gruppen zu werfen, auf denen Zusammenwirken die Wirtschaftspolitik der letzten 25 Jahre beruhte. Auf der andern Seite möchte ich allerdings noch ganz kurz die Frage berühren, ob es von besonderer politischer Einsicht zeugt, wenn gerade die schwere Industrie, deren Interessen und Bestrebungen in dem Minister Möller einen so verständnisvollen Förderer gefunden haben, in dem Augenblick gegen ihn Sturm zu laufen beginnt, wo er mit Zustimmung des Gesamtministeriums eine Transaktion unternimmt, die sicherlich manche Absichten einflußreicher Industrieller in Rheinland und Westfalen durchkreuzt, aber auch geeignet ist, weitergehende Eingriffe in das wirtschaftliche Leben vorläufig zu verhindern. Auch der Vorwurf, daß die Aktion außerordentlich ungeschickt in Szene gesetzt wurde, daß sie schwer zu vereinigen ist mit Erklärungen, welche der Handelsminister sowohl im Parlament, wie einzelnen Führern der Großindustrie gegenüber abgegeben hat, kann keine ausreichende Entschuldigung für die Art und Weise sein, wie die staatliche Offerte von den beteiligten Kreisen aufgenommen wurde. Darüber kann allerdings kein Zweifel sein, daß die vom Handelsminister begangenen Fehler, auch in der Behandlung einzelner Persönlichkeiten, viel dazu beigetragen haben, um die Angelegenheit aus der Sphäre der sachlichen Erörterung herauszuziehen. Man hat sich so verbittert, daß anscheinend keine noch so klare Erklärung, der Staat denke nicht an die Verstaatlichung des gesamten Bergbaues, zur Beruhigung der Gemüter beiträgt, daß in jeder Stellungnahme für oder gegen das Projekt persönliche und unsachliche Motive gewittert werden.

Der unbefangene Beobachter, der sich in seinem Urteil von dieser Erregung nicht beeinflussen läßt, wird zu einem andern Resultat kommen, als die zum Teil künstlich aufgeregte öffentliche Meinung in den großindustriellen Kreisen Rheinlands und Westfalens, deren Äußerungen in der übrigen Öffentlichkeit allerdings nicht viel Wiederhall gefunden haben. Die Frage der Verstaatlichung des Kohlenbergbaus ist in den letzten Jahren wiederholt, namentlich seit der immer mehr anwachsenden Macht des Kohlensyndikats und in Verbindung mit der fortschreitenden Vereinigung der einzelnen Zechen zu wenigen großen Gesellschaften erörtert worden. Auch bei den Verhandlungen der Kartellkommission hat ein Mann von der Bedeutung und der volkswirtschaftlichen Einsicht Adolf Wagners sie in längeren Auslassungen behandelt. Er hat damals ausgeführt, daß, wenn wir in Deutschland zur Bildung von privaten Monopolen kämen, die wesentlich nur den Privatinteressen der Verkäufer und Eigentümer dienen, die Frage auftauchen müsse, warum derartige Monopole nicht in den Besitz des Staates übergeführt würden. Dann würden mit den fiskalischen Interessen des Staates doch auch die aller Staatsbürger wahrgenommen, nicht nur die Inter-

essen der Privatbesitzer der Produktionszweige. „Die Frage der Verstaatlichung des Kohlenbergbaus ist schon lange angeschnitten und keineswegs eine sozialistische Utopie. Wenn wir die Forsten und die Eisenbahnen in den Staatsbesitz übergeführt haben, dann kann auch in dieser Beziehung vom Kohlenbergbau die Rede sein. Es ist nicht zu leugnen, daß die Preispolitik der Kartelle in weiten Kreisen die Frage anregt: ob eine staatliche Monopolisierung gewisser einzelner Produktionszweige nicht mindestens nahe liegt, so töricht es auch ist, an eine allgemeine Verstaatlichung aller Produktionszweige zu denken."

Solchen und ähnlichen Äußerungen konnte der Minister als der Vertreter der Interessen der Allgemeinheit sein Ohr nicht verschließen. Andererseits aber mußte ihm, der aus der Praxis hervorgegangen war, noch mehr als anderen Persönlichkeiten klar sein, daß die Verhältnisse des Kohlenbergbaus noch keineswegs für die Verstaatlichung reif sind und daß sie heute noch nicht der privaten Initiative entbehren können. Das ist die Meinung aller unbefangenen Beurteiler der einschlägigen Verhältnisse, aus deren großer Zahl ich hier nur die Namen des Geh. Rats Conrad-Halle und des Geh. Oberbergrats Arndt herausgreifen möchte. Conrad betont in seiner Volkswirtschaftspolitik, daß nur dort eine Veranlassung zur vollständigen Verstaatlichung des Kohlenbergbaus vorliege, wo eine Ausbeutung des Publikums durch das Monopol einiger Privatbesitzer zu befürchten sei. Diese Voraussetzung werde da vorliegen, wo die Produktion nicht ausreiche, den Bedarf zu decken, wie das in mehreren Jahrhunderten bei den deutschen Gruben der Fall sein werde. Falsch wäre es indessen, schon bei vorübergehender Kohlenteuerung anzunehmen, daß der Moment der Verstaatlichung gekommen sei. Gerade die größere Beweglichkeit des auf Erwerb ausgehenden Privatbetriebes ermögliche es weit mehr, den Bergbau den wechselnden volkswirtschaftlichen Bedürfnissen anzupassen, als dies im Staatsbetriebe möglich sei. In ähnlichen Gedankengängen bewegt sich der Oberbergrat Arndt in seiner Abhandlung im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Auch er weist die Idee der Verstaatlichung für die Gegenwart weit von sich, und will ihr nur dann Berechtigung zuerkennen, wenn die Kohlenlager erschöpft sind, und die Gefahr des Raubbaus vor der Thür steht. Beide Herren sind einig in der Anerkennung dessen, was die private Initiative für die gegenwärtige Blüte des Bergbaus geleistet hat.

Ähnliche Ansichten werden noch heute in den maßgebenden Kreisen der preußischen Regierung Geltung haben, aber sie haben nicht verhindert und nicht verhindern können, daß die großen Kombinationen im Montangewerbe die Aufmerksamkeit der in Betracht kommenden Instanzen auf sich zogen, und dem Handelsminister die Erwägung nahe legten, was bei aller Anerkennung der maßvollen Politik der jetzt führenden Männer im Kohlenbergbau geschehen könne, um dem Staat den ihm gebührenden Einfluß zu verschaffen, die Interessen der Allgemeinheit sicherzustellen, und vor allem das untentbehrlichste Rohprodukt der gesamten Industrie, die Kohle, nicht der Willkür einzelner Männer zu überliefern. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde, wie erwähnt, beschlossen, durch Erwerb der Bergwerksgesellschaft Hibernia für den Staat diese den verschiedenen Plänen zu entziehen, die in Bezug auf eine Vertrustung des Kohlen- und Eisengewerbes gehegt werden. Zugleich erreichte man mit dieser Erwerbung, daß der

Besitz des Staates an Zechen und Kohlenfeldern bedeutend gestärkt und für ihn ein nicht zu ignorierender Einfluß auf die Verhältnisse im Kohlensyndikat und auf den rheinisch-westfälischen Kohlenbergbau überhaupt gewonnen wurde. Dieser Zweck ist trotz des Scheiterns des Verstaatlichungsplanes in der Hauptsache erreicht worden; es ist gelungen, einen derartigen Posten von Aktien für den Staat zu erwerben, daß er immer einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung der Hibernia besitzen wird, und ohne seine Zustimmung das in Rede stehende Unternehmen in keinem Fall in eines der bestehenden Projekte hineingezogen werden kann. Man darf trotz der bei dieser Aktion vorgekommenen Ungeschicklichkeiten hervorheben, wie charakteristisch es für den in der preußischen Verwaltung herrschenden Geist ist, daß gerade der Minister, der aus den direkt von der staatlichen Erwerbung betroffenen Kreisen hervorgegangen ist, in demselben Augenblick zu einer energischen Geltendmachung der Interessen des Staates und der Allgemeinheit kam, als vorläufig nur von ferne die Gefahr drohte, daß die allgemeinen Interessen von der wirtschaftlichen Übermacht einzelner wirtschaftlicher Gruppen verletzt werden könnten. Die intensive Kleinarbeit, welche die großen preußischen Könige der Ausbildung eines Standes von Berufsbeamten widmeten, der, losgelöst von privaten Interessen nur diejenigen der Allgemeinheit im Auge haben sollte, wird eben in ihren Wirkungen noch auf Jahrhunderte hinaus sich geltend machen und der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten in Preußen ihren Stempel aufdrücken.



Nun spinnt das Märchen —

Nun spinnt das Märchen
In blauer Luft
Silberne Härchen
Ob Wald und Kluft.

Schweigende Felder,
Schimmerndes Land,
Sterbende Wälder
Im Scharlachgewand.

Posthorngeschmetter
Fern, abschiedbang;
Wirbelnde Blätter
Um meinen Gang.

Flüchten und Sorgen
Weit durch die Welt —
Wohl, wer geborgen
Sein Liebstes hält!

Aus: Julius Lohmeyer, Gesammelte Dichtungen. Berlin, W. Vobach & Ko.



Pädagogische Umschau.

Von

J. Ziehen.

(Münch, Zukunftspädagogik. — W. Lexis, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich. — Qu. Steinbart, Die Durchführung der preußischen Schulreform in ganz Deutschland. — M. Hübner, Die deutschen Schulmuseen. — Fr. Kretzschmar, Politische Pädagogik für Preußen. — H. Müller, Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfange des 20. Jahrhunderts. — Fr. W. Förster, Jugendlehre. — Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. — K. Lorenz und H. Vollmar, Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend.)

Schlaraffia Paedagogica — so darf man sie in Anlehnung an den Titel einer bekannten staatswissenschaftlichen Volksschrift ja wohl nennen, die Zusammenstellung, die Wilhelm Münch vor kurzem unter der Aufschrift „Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale und Möglichkeiten“ (Berlin, G. Reimer 1904) für weitere Kreise der Mitglieder und der Freunde unseres höheren Schulwesens gegeben hat, und es ist recht lehrreich, an der Hand der kurzen Skizzen und der knappgehaltenen kritischen Beurteilungen, die der Verfasser von ihnen geliefert hat, die Forderungen derer kennen zu lernen, die, mit dem Bestehenden mehr oder weniger unzufrieden, unsere Jugenderziehung ganz oder teilweise auf neuer Grundlage aufgebaut wissen wollen. Mit Recht wählt Münch nicht eine zeitliche Reihenfolge für die Vorführung der Reformvorschläge, sondern ordnet sie in aufsteigender Linie nach dem Grade ihrer Maßhaltung im Sachlichen und ihrer praktischen Durchführbarkeit an; die Reihe beginnt mit Ellen Keys auf sehr geringer Kenntnis der Wirklichkeit gegründeten Forderungen für das „Jahrhundert des Kindes“, und sie endet in einem Hinweis auf des Verfassers eigenes feinsinniges Buch vom „Geist des Lehramts“, dem sich Rudolf Lehmanns Werk über „Erziehung und Erzieher“ sowie Kerschensteiners „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend“ als unmittelbar fördernde, weil ruhig und besonnen an die heutigen Verhältnisse anknüpfende Arbeiten zur Seite stellen. Leise kommen wir aus der Region der Ausrufezeichen, die dichtgedrängt hinter Invektiv- und hinter Wunschsätzen stehen, unter Münchs Führung in das Gebiet der Forderungen, die auf eine wirkliche Kenntnis der bestehenden Zustände und auf einen tieferen Einblick in die Art ihres Zustandekommens gegründet sind, und gelangen so endlich zu den „praktischen Ausblicken“ des geistvollen Verfassers selber, von deren Ergebnissen hier wenigstens soviel notiert sein möge: der Ruf nach größerer Freiheit der Bewegung im Schulwesen, der ja zurzeit weit mehr als früher Aussicht auf günstigste Aufnahme

bei den leitenden Stellen hat, die Warnung vor einer zu schroffen Auffassung des Gegensatzes zwischen dem Utilitarischen und dem Ideal-Bildenden im Lehrstoff und endlich der Hinweis auf das „Recht der Selbstentfaltung", dessen Beachtung die Erziehung davor bewahrt, subalterne Naturen nach einer technisch korrekten, aber unfruchtbaren Schablone herauszubilden. Ich kann allen Lesern dieses Berichtes nur dringend raten, die nähere Ausführung und Begründung dieser Punkte in der „Zukunftspädagogik" selber nachzulesen; es ist nützlich, der gründlichen Sachkenntnis nachzugehen, die da so maßvoll urteilt, während ein von wenig wirklicher Einsicht in die Sachlage getragenes Reformpoltern sich immer noch so oft breit macht — breit macht auch auf den Blättern solcher Zeitschriften, die dazu eigentlich zu gut sein sollten. Wäre es nicht schade um die Druckerschwärze, so sollte man einmal zur Einschaltung vor Nr. 1 der Münch'schen Utopienreihe noch eine Blütenlese aller der argen Gemeinplätze und Phrasen zusammenstellen, die uns die darin reichlich geduldige Presse so vielfach von der Hand unberufenster Artikelschreiber als schulpolitische Weisheit auftischt.

Und wie schwer ist es doch tatsächlich selbst für den pädagogischen Fachmann, die Fülle der Einrichtungen und Gedanken zu übersehen, auf denen zurzeit unser Schulwesen beruht! Höchst erfreulich ist, daß ein solcher Überblick jedem, der danach trachtet, neuerdings auf das willkommenste erleichtert wird durch das monumentale Werk, das W. Lexis auf Anregung des Preußischen Kultusministeriums aus Anlaß der Weltausstellung von St. Louis herausgegeben hat (Berlin 1904, Asher & Ko., 4 Bde.). Es hat uns an einer derartigen Gesamtdarstellung des „Unterrichtswesens im deutschen Reiche" sehr gefehlt, und ihr Erscheinen ist gerade jetzt besonders willkommen, wo verschiedene wichtige Fragen, vor allem wohl die nach der Durchführung der preußischen Schulreform in ganz Deutschland, den Blick vergleichend über die Grenzen der einzelnen Bundesstaaten hinauszurichten zwingen. Zu den Darstellungen der zwei ersten Bände des Lexis'schen Werkes, die den Universitäten und den höheren Schulen gewidmet sind, bieten denn auch sofort eine wichtige Ergänzung die Ausführungen, mit denen Qu. Steinbart, ein rüstiger Vorkämpfer des Realschulgedankens, auf der Delegiertenversammlung des Allg. Deutschen Realschulmännervereins zu Darmstadt im Mai dieses Jahres für die Einheit im Berechtigungswesen eingetreten ist. Eine recht zweckmäßig gestaltete Übersichtstafel macht die Druckausgabe des Steinbart'schen Vortrags (Duisburg 1904, F. G. Nieten) auch praktisch unmittelbar sehr nützlich. Wir sehen da in übersichtlicher Darstellung, daß das Reich die von ihm abhängigen Berechtigungen fast alle gleichmäßig freigegeben hat, nur die Medizin der Oberrealschule noch verschlossen ist, daß aber für die anderen Berechtigungen durchgängige Übereinstimmung nur in der Beschränkung der Theologie auf gymnasiale Vorbildung vorhanden ist, für alle anderen Studienfächer Preußens Vorgehen bisher nur in sehr beschränktem Maße Nachfolge gefunden hat.

Sehr begreiflich und durchaus berechtigt ist es, wenn solcher Sachlage gegenüber der Ruf nach größerer Einheit ertönt, nur eines sei dabei ganz besonders beachtet: gesund kann diese Einheit nur dann sein, wenn sie nicht nur durch Abmachungen der Einzelstaaten geschaffen wird, die über das Schulwesen ja gemäß der Reichsverfassung als über ihre Angelegenheit zu befinden haben, sondern wenn auch die Schulmännerwelt in den verschiedenen Staaten sich innerlich auf

den Boden eines gemeinsamen Vorgehens in diesen Fragen stellt. Dieser freie innerliche Zusammenschluß der höheren Schulen im Deutschen Reiche ist und bleibt doch die Hauptsache, wenn der Verlauf der Dinge erfreulich sein soll, und ihn zu stärken, möchte man jedes nur anwendbare Mittel gern benutzt sehen. Nicht unmöglich vielleicht, daß als ein solches Mittel sich mit der Zeit auch der deutsche Oberlehrertag erweist, der im April dieses Jahres seine erste Versammlung abgehalten hat; kein Geringerer als Friedrich Paulsen hat ihm die Weiherede gehalten, und was der langjährige, dankbar verehrte Freund des deutschen Oberlehrerstandes über „Die höheren Schulen Deutschlands und ihren Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur“ (Braunschweig 1904, Fr. Vieweg u. Sohn) bei dieser Gelegenheit gesagt hat, zeichnet ein gar hohes Ideal der Entwicklung unseres Schulwesens, dem hier nur das eine schöne Wort entnommen sei, daß „für den Lehrerstand niemand zu gut ist und niemand zu viel mitbringt“.

Als ein weiteres Mittel zur freien Stärkung des Einheitsbewußtseins in dem Schulwesen des Deutschen Reiches hat Verfasser dieser Zeilen vor einiger Zeit die Gründung eines Reichsschulmuseums empfohlen. Für die Zweckmäßigkeit einer solchen Anstalt ist neuerdings auch Max Hübner in einer sehr nützlichen Arbeit eingetreten, in der er über „Die deutschen Schulmuseen“ einen mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis abgefaßten Überblick gibt (Veröffentlichungen des städtischen Schulmuseums zu Breslau, Nr. 5. Breslau 1904, F. Hirt); auch der deutsche Oberlehrerstand, der bisher im allgemeinen der Schulmuseumsbewegung verhältnismäßig kühl gegenübergestanden hatte, hat gegenüber der Fülle der schon vorhandenen oder noch weiter erwünschten Anschauungsmittel für zahlreiche Lehrfächer der höheren Schule entschieden der Frage der Schulmuseen neuerdings mehr seine Aufmerksamkeit zugewendet. Möchte die Form gefunden werden, die — natürlich ohne die lokalen Gründungen ähnlicher Art überflüssig zu machen — die Stiftung eines großen pädagogischen Museums für das ganze Deutschland ermöglicht! Ich glaube, unser Schulwesen würde reichen Segen davon haben.

Welche Fülle der Aufgaben aber einer Anstalt der Art gestellt sein würde, das kann man sich u. a. dadurch klar machen, daß man ein Buch wie Fr. Kretzschmars neuerdings erschienene „Politische Pädagogik für Preußen“ (Leipzig 1904, P. Schimmelwitz) zur Hand nimmt. Der Wert des Buches liegt, soweit der mir allein vorliegende erste Teil ein Urteil gestattet, vorwiegend darin, daß es in möglichst knapper Form eine Zusammenfassung aller der Bestrebungen gibt, die heutzutage — z. T. in noch wenig ausgeglichenem Nebeneinander — die wissenschaftliche und praktische Pädagogik erfüllen. „Was man Pädagogik nennt, ist im Grunde reine Ökonomik der Geisteskräfte eines Volkes, gleich der wirtschaftlichen, die auf die Sachgüter geht, mit einer Produktions- und Distributionstheorie der Energien. Die Gedankenkreise der Gebildeten öffnen sich zusehends dieser neuen Erkenntnis. Nicht als ein isoliertes Gebiet, sondern im Zusammenhang aller Staats- und Gesellschaftsfragen will die Pädagogik betrachtet sein in einem möglichst universellen Sinne“ — man kann nur beistimmen, wenn die leitenden Gedanken der heutigen Erziehungswissenschaft von dem Verfasser in diesen Worten formuliert werden, und zunächst ist schwerlich Grund zu der Besorgnis vorhanden, es möchte über der gewaltigen, da festgelegten Erweiterung

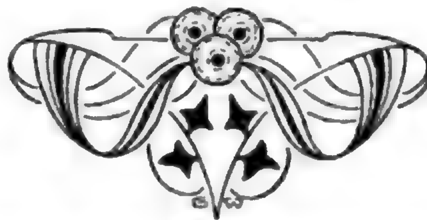
des Horizonts und des Pflichtenkreises der Pädagogik die Pflege dessen zu kurz kommen, was einst für die Vorstellung vieler Leute den alleinigen Inhalt dieser Wissenschaft ausmachte: Übermittlung von Wissen und Ausbildung des Charakters in der Schule und im Elternhaus.

Bildet die „Spannweite" des Überblicks den Vorzug des Kretzschmar'schen Buches, so darf man Hugo Müllers Schrift über „Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts" (Stuttgart 1904, Chr. Belser) nachrühmen, daß sie in recht lesbarer und auch dem Laien unmittelbar förderlicher Weise den Verlauf der Reformbewegung auf dem Gebiet des höheren Schulwesens darstellt und über Ursachen und Ziele der Bewegung sowie über die Bedeutung der preußischen Schulreform vom Jahre 1900 in sehr besonnener und ruhiger Haltung ein Urteil abgibt. Erfreulich vor allem: auch Müller tritt dafür ein, „allen Schulen den Zutritt zu allen Studien prinzipiell freizugeben", und hebt mit Recht hervor, daß, soweit nötig, „der Zwang der realen Verhältnisse den gleichen Zustand aufrechterhalten wird, den bisher der Staat durch Verordnungen geschützt hat". Und wenn der Verfasser mit der Beseitigung des ganzen Berechtigungswesens auch die Befreiung der Schule von dem „fluchwürdigen Privilegium der Einjährigenberechtigung" verbunden wissen will, so deutet er ein Ziel an, das vom Standpunkte der Schule aus gewiß als höchst erstrebenswert zu bezeichnen ist. Dem Reformgymnasium steht Müller nicht ohne Bedenken gegenüber, hält aber wenigstens für zweckmäßig, eine ausreichende Zahl gleichmäßig verteilter Anstalten der Art einzurichten, in deren Oberklassen die Schüler aus benachbarten kleineren Städten eintreten können; auch hält er „die Gangbarkeit des in Frankfurt eingeschlagenen Weges" für „jedenfalls bewiesen". —

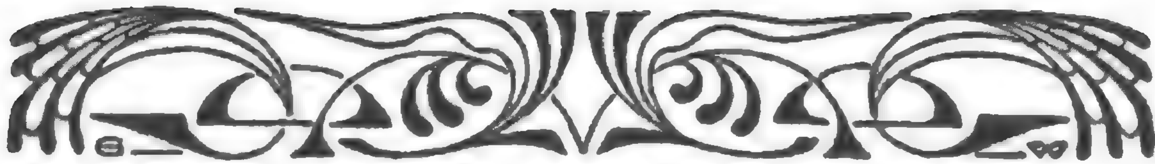
Zu den Fragen, die unsere Elternkreise zurzeit am lebhaftesten beschäftigen, gehört ohne Zweifel die, wie weit die ethische Erziehung imstande ist, für die religiöse einen Ersatz zu bieten. Da ist denn sehr erfreulich festzustellen, daß ein ernster und offenbar tiefgründiger Pädagoge, der „selbst Anhänger der nur-ethischen Erziehung war, solange er abstrakt darüber nachdachte", mit großer Wärme für die Notwendigkeit der religiösen Erziehung neben der moralischen eintritt; Fr. W. Förster hat in seiner „Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche" (Berlin 1904, G. Reimer) dies Bekenntnis abgelegt. Es sei ihm ebenso gedankt, wie seine aus mehrjähriger Erfahrung hervorgegangene Sammlung von Materialien zum ethischen Unterricht, die er, von einer interessanten und treffenden Kritik moralpädagogischer Versuche im Ausland eingeleitet, in der „Jugendlehre" vorlegt. Diese Materialien, die sich in mancher Hinsicht zu Ottos Hauslehrer- und Altersmundart-Bestrebungen in Beziehung setzen lassen, enthalten viel unbedingt Wertvolles, das rückhaltlos empfohlen werden kann; die Gefahr einer einseitig verstandesmäßigen Beeinflussung der Kinder, die durch die Art mancher der von Förster vorgelegten Lehrproben m. E. nahe gelegt ist, wird eine geschickte Verwendung des Buches gewiß zu vermeiden wissen. Auch möchte ich meinerseits mit der Empfehlung des brauchbaren Buches keineswegs etwa auch nur im geringsten einem besonderen Moralunterricht das Wort reden. Soweit Försters Sammlung für die Schule, vor allem wohl die Vorschule, in Betracht kommt, soll sie nach meinem Dafürhalten vielmehr im deutschen Unterricht und gelegentlich auch in dem einen oder anderen sonstigen Lehrfach Verwertung finden;

ihre hauptsächliche Verwendung aber gehört wohl überhaupt dem Elternhause an, dessen denn auch der Untertitel des Buches mit Recht an erster Stelle gedenkt.

Ein Zufall hat auf meinen Berichterstattertisch neben Försters „Jugendlehre“ die „Verhandlungen des Weimarer Kunsterziehungstages“ (Leipzig 1904, R. Voigtländer) zu liegen kommen lassen. Da haben wir sie nebeneinander, die ethische Erziehung mit ihrer eben erwähnten Gefahr einseitig verstandesmäßiger Einwirkung auf die Jugend und die künstlerische Erziehung, die in ihren extremen Vertretern etwas dazu neigt, gleich von Versündigung gegen die Jugend zu reden, sobald auch vom Inhalt und nicht ausschließlich von der durch sich selber wirkenden Kunstform die Rede ist. Die Weimarer Tagung hat gewiß sehr ihr gutes gehabt, indem sie — nach Kerschensteiners treffendem Ausdruck — allen Beteiligten, vor allem den Schulmännern, das Gewissen für die Behandlung dichterischer Kunstwerke geschärft hat. Möchte recht bald jeder Lehrer des Deutschen Heinrich Harts autobiographische Skizzen aus dem deutschen Unterricht seiner Schulzeit lesen können, ohne sich auch nur im leisesten getroffen zu fühlen! Lasse sich aber andrerseits die deutsche Schule durch allerhand in Weimar, wie vorher in Dresden beim ersten Kunsterziehungstage, erfahrene Anfechtungen nicht irremachen und betrachte nach wie vor als ihre Pflicht und als ihr gutes Recht, die Werke der Dicht- und der Bildkunst nicht nur durch sich wirken zu lassen, sondern sie auch zu erklären und damit die ästhetische Erziehung zur ethischen und logischen in inneren Zusammenhang zu setzen! Auch in der Jugendschriftenfrage, um die in Weimar der Kampf besonders heftig geführt worden ist, tut die Pädagogik doch wohl gut daran, sich vor einseitiger Betonung des ästhetischen Standpunktes zu hüten. Die „belehrende Unterhaltung“, die z. B. eine so wertvolle Sammlung wie die Lorenz-Vollmersche (Berlin, Hermann Pätel, bisher 10 Bändchen erschienen) in ihrem Gesamttitel mit ausdrücklichen Worten als ihr Ziel bezeichnet, hat sicher ihr vollstes Daseinsrecht neben und in engster Verbindung mit der Jugendschriftenrichtung, die der künstlerischen Form besondere Bedeutung beimißt. Handeln wir bei dieser internen Frage der Erziehungskunst, wie wir es auch bei den Fragen der Schulpolitik tun sollten: schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus, werfen wir nicht auch das altbewährte Gute über Bord, um dem mit begreiflicher Lebhaftigkeit herandrängenden Neuen allein zu huldigen — muß dies doch gegenüber all der erfreulich regen und frischen Bewegung, die das ganze heutige Erziehungswesen nach allen Richtungen hin durchzieht, überhaupt die Richtschnur unseres Handelns sein, sobald es gilt, die Wirklichkeit ins Auge zu fassen und umzugestalten.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volkstums auffaßt, kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern.

L. Jahn.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung
von
Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

III.

Das ist nun schon vierzehn Tage her, daß der Felice das Haus drüben bezogen hat. Der Art nach, wie er und die zwei Frauen mit denen im Püntinerhaus heimisch geworden sind, könnte es noch viel länger her sein. Der Steinbruchbesitzer ist oft auswärts, von ihm sieht man nicht viel; aber seine Frau kommt manchmal um einen Rat oder eine Hilfe zur Püntinerin herüber; ein-, zweimal hat sie sich auch schon eine freie Stunde lang zu der lahmen Alten hereingesetzt, um der Gesellschaft willen; drüben im Hause, dessen Stuben sie mit einfachen Möbeln sauber eingerichtet hat, kann sie es noch lange genug einsam und still haben. Hie und da kommt auch die Anna herüber. Von Fenster zu Fenster und über den Gartenhag haben die Elisabeth und sie sich einander angefreundet, wobei das um zwei Jahre jüngere Püntinermädchen die feurigere ist und die andere die stille.

Über den Hag hin knüpft auch der Arnold die Bekanntschaft fester. Er hockt auf den Haglatten oder vor der Haustüre des Felice um die Feierabendzeit und pflegt die Nachbarschaft.

Das Hinüberhocken ist auch in die Knechte gefahren. Was mit dem Mädchen in das Leben des Mannsvolkes gekommen ist, ist zu neu und zu unterhaltsam, als daß sie es nicht ausgenutzt hätten, wie die Katze den Rahm schleckt.

Die Anna und ihre Mutter lassen sich die Gesellschaft gefallen; die Abende sind kurz derweise, es scherzt und lacht sich gut, wenn die Sonne nicht mehr brennt, nur das leise kühle Gold, das sie im Versinken wie

Duft über Matten, Wald und Gebirg gießt, auch um die neue Hausbank leuchtet, die der Felice an seine Frontmauer gezimmert hat.

Der Vincenz ist nie da, der hat keine Zeit, hat nicht Feierabend wie andere. Er kommt abends von der Arbeit in Feld oder Wald, ißt zu Nacht, kleidet sich um und geht nach Altburg hinüber, wo er von Amtes wegen zu tun hat. Ruft ihn nichts dorthin, so sitzt er daheim in der Stube, die er sich eingerichtet hat und die neben der Küche liegt. Ein großer tannener Tisch, zwei Brettstühle, ein Schrank und eine Truhe stehen darin. Auf dem Tisch liegen Schreibzeug, allerlei Schriften und ein paar Bücher, das Landbuch darunter, in dem er immer studiert, weil ihm ernst mit seinem Gesetzhüteramt ist, das sie ihm an der Landsgemeinde übertragen. Das Fenster der Stube geht gegen das Nachbarhaus hin, dessen eine Seitenmauer er überschaut. Die Frontseite und die Hausbank kann er nicht sehen, sieht deshalb auch den Arnold und die Knechte nicht am Abend dort herumlungern, pfeifeschmauchend, die Hände in den Taschen und sich „braver Mann" bei der Nachbarschaft machen. Hie und da aber taucht an einem Fenster gegenüber die Anna auf. Gewahrt sie der Püntiner, so springt eine eigentümliche Spannung in seinen Blick. Er hebt den großen Kopf, daß die Fensterhelle breit auf seiner turmhaften Stirn liegt, sein Gesicht ist bleich dabei.

Tagsüber trifft er sie zuweilen, selten zwar. Einmal, als er, die Sense über der Schulter, abends noch mähen geht, läuft sie ihm in der Straße in den Weg. Die Sense blinkt neben seinem dunkeln Haupt. Er geht barfuß, nur in Hose und Hemd; dennoch ist etwas besonderes an ihm. Die Anna fühlt immer dieselbe Scheu in seiner Nähe.

„Guten Abend," sagt er, bleibt stehen und sieht sie an. Seine Augen schauen unbehaglich ernsthaft unter den buschigen Brauen hervor. „Gehst heim?" fragt er.

„Ja," gibt sie zurück. „Ihr wollt noch mähen gehen?" fragt sie dann.

Er antwortet nicht und sieht sie nur immer noch und ganz versonnen an, dann geht er weiter und vergißt den Gruß.

Sie wundert sich nicht. Was soll einer, der viel weiß und ist, wie er, sich groß um ein junges Ding, wie sie, kümmern! Erst, während die Zeit geht und als ihre Nachbarschaft bald ein halbes Jahr alt ist, will ihr manchmal scheinen, daß der Püntiner ein sonderbares Wesen hat. Eines Sonntag-Morgens insbesondere muß sie sich über ihn wundern.

Es ist Winterende im Kalender, in Wirklichkeit ist noch kein Ende abzusehen. Die Talebene und die Lehnen und die hohen Berge sind weiß. Kaum ein dunkler Punkt unterbricht die wellige, flirrende weiße

Linie, die über die Altburger Ebene und über ihre beiden Bergwälle hinaufläuft. Die Straße ist hart gestampft. Ein kalter, blauer Himmel sieht herab. Die aus dem Püntinerhaus und der Felice und seine Frau sind im Gottesdienst. Nur die Püntinerin sitzt daheim und betet, und die Anna muß das Haus hüten, weil ihr Kochsonntag ist. Um von der Küchenluft einen Augenblick zu verschnaufen, ist sie unter die Haustüre getreten, spielt mit dem Fuß auf der Schwelle, wo wie auf den Vortreppen ein paar Schneestapfen kleben, und blickt auf die Straße hinaus. Da sieht sie den Vincenz ein Stück weiter oben über die Straße treten und nach etwas ausspähen, das am Himmel oben sein muß. Als sie eben gehen will, erblickt er sie: „Hast ihn gesehen, den Geier?“ fragt er.

„Nein,“ sagt sie, tritt zu ihm, der näher gekommen ist, in die Straße hinaus und läßt sich von ihm weisen, wo der Raubvogel hoch in den Lüften wie windgetragen unendlich ruhig gegen einen der Berge zieht und über diesen hinaus sich im Blau verliert.

„Schön ist es, zu sehen wie er segelt,“ sagt Vincenz. Sie tauschen darauf Rede und Gegenrede. Anna geht dem Hause wieder zu, im Gespräch mit ihr folgt er, und in der Tür, wo sie vorher gestanden, bleiben beide stehen, jedes an einen Pfosten gelehnt. Er hat Sonntagsstaat an, schwarzes schweres Gewand, von dem die weiße, neue Hemdbrust scharf absticht; ansehen kann ihm jetzt einer, daß er nicht nur zu Sense und Hacke geschaffen ist. „Bist gern da?“ fragt er plötzlich.

Sie haben vorher von etwas ganz anderem gesprochen und die Frage kommt unvermutet. Anna schaut unwillkürlich auf und ihn an. Der Blick ihrer klaren braunen Augen ist frei und erstaunt. Vor dem seinen aber, der etwas brennendes hat, muß er sich senken.

„Noch nirgends haben wir so gern gewohnt,“ antwortet sie ihm dennoch unbefangen.

Der Vincenz schweigt. Von der Stelle aus, wo er steht, streckt er langsam die Hand aus und faßt die Annas. Sie errötet, als er sie schweigend drückt und sieht ihn wieder an. Staunen, vielleicht etwas wie Furcht steht jetzt in ihrem Gesicht. Er aber mag etwas anderes darin gesucht haben. Er läßt ihre Hand so plötzlich los, wie er sie genommen hat, sagt ein: „Ja, ade, ich muß hinüber“ und geht davon.

Die Anna aber wundert sich. Sie geht in die Küche zurück, denkt nach und wird nicht klug. Was will er, der Püntiner? Ihr schön tun? Bald vierzig ist er! Und könnte fast ihr Vater sein! Aber — nicht doch — was sollte er sich kümmern um sie, der, den sie zu den besten im Land rechnen! Seine Art wird es sein, wie er ist. Seine sonderbare Art!

Mit dem letzten Gedanken legt sie die Sache zur Ruhe. Im Grunde kümmert sie sich nicht groß! Der Püntiner ist ihr nach wie vor der Gleiche, einer, vor dem sie eine scheue Hochachtung hat.

Der Vincenz ist indessen auf seine Stube gegangen, hat sich zum arbeiten niedergesetzt, schiebt aber die Schreiberei zurück und sieht zum Fenster hinaus, sieht nichts, staunt nur. Nach einer Weile hört er die Kirchgänger heimkommen. In der Küche klappern die Teller; es ist Essenszeit. Da steht er auf und geht hinüber.

Die Knechte drücken sich herum, die Magd setzt die Suppe auf, die Püntinerin sitzt schon in ihrem Lehnstahl und sieht den Vincenz an, als er hereinkommt.

„Nicht einmal an Sonntagen hast Ruh'," sagt sie.

Er zuckt die Schultern und läßt sich neben ihr nieder. Auch die andern rücken zu. Dann hebt die Mahlzeit an.

Nach einer Weile stößt Vincenz den Suppenteller weg und hat ihn nicht leer gegessen. Mit breit aufgestützten Armen wartet er, bis die andern so weit sind. Als das Fleisch aufgetragen wird, zerschneidet er es, nimmt auch für sich ein Stück heraus und beginnt zu essen; aber schon nach zwei Bissen legt er die Gabel wieder hin. Eine eintönige Unterhaltung geht am Tisch, ein Wort von dem zu dem; auch der Vincenz sagt dies und jenes dazwischen. Da wendet sich die Püntinerin zu ihm: „Du issest ja nichts."

„Ich mag nicht," sagt er.

„Ist dir nicht recht?" frägt die Mutter wieder, der seine Art auffällt. Er hat sonst ein gleichmäßiges Wesen. Jetzt läßt ihm etwas keine Ruhe, bald spielt er mit dem Messer, bald legt er es wieder weg und sieht aus, als ob ihm die Mahlzeit zu lange dauerte.

„Ich mag nicht," gibt er ihr abermals zum Bescheid. Als auch die Elisabeth sich noch über sein Nichtessen wundern will, sagt er barsch und kurz: „Es soll sich jedes um seinen Teller kümmern."

Dann spricht er von anderen Dingen, in gleichgültigem Ton, so daß die Übrigen sich wieder in ihn finden, steht aber bald auf und geht aus dem Hause. Sie können ihn nachher, den Hut auf dem Kopf, über einen zurecht getretenen Fußweg nach einem Stalle gehen sehen, der drüben am Berghang liegt. Eine der Kühe, die dort stehen, ist krank, so frägt sich niemand, warum er hingeht. Aber seine Schritte werden langsam, als er ein Stück vom Hause entfernt ist, zuweilen steht er still und atmet tief. Ihn verlangt nach Luft; es ist ihm eng im Innern. Während er dann wieder weiter schreitet, läßt er seine Gedanken über sich kommen.

Das kann er nicht mehr vor sich heimlich halten, daß ihm die Anna im Sinne liegt! Er hat in seinem Leben keine Zeit gehabt für Weiber, erinnert sich nicht, daß er einmal sich um irgend eine gekümmert hätte, die Rekrutenzeit ausgenommen, während der er auch nicht besser war als andere und der und jener schön tat. Aber seither — bah — schon in den Weg kommt ihm keine! Jetzt jedoch! — Herrgott, — wie das — ganz inwendig — wühlt!

Er steht still und geht wieder fürbaß.

An nichts denkt sie, die Anna! Achtung hat sie vor ihm, eine fast lächerliche Achtung! Aber nichts weiter! Sie ist auch viel — zwanzig Jahre jünger! — Was dir nur einfällt, Vincenz!

Eine tiefe Röte steigt ihm ins Gesicht. Er hat sich in seinem Leben keines Tages zu schämen. Soll heute einer sein, der — — — Nein, nein! Jeder Mensch will einmal seine Jugend haben! Keiner soll ihn verlachen, wenn er seine erst später haben kann als andere!

Er ist jetzt dem Stalle am Berg ganz nah gekommen und steigt die kleine Halde bis zum Gaden hinan. An diesem bleibt er stehen und sieht über den Weg zurück, den er gekommen ist. Drüben stehen die beiden Häuser. Wie Inseln steigen sie aus einem toten flimmernden Meer von Schnee. Dort wohnt sie, die Anna!

Der Arnold tut ihr schön, dem Mädchen! In der letzten Zeit weiß er nichts als von ihr zu berichten! Aber der Arnold — haha — jedem Weibsbild läuft er nach! Der ist wie Stroh, das gleich brennt! Sieht er morgen eine andere, wird ihm die besser gefallen! Lange nicht gesetzt genug ist er, an etwas Ernstliches zu denken. — Er aber, der Vincenz — — — —

Die Brust dehnt sich ihm. Etwas Gewaltiges drängt und treibt in seinem Innern.

Wenn — wenn es werden könnte — mit der Anna!

„Herrgott!"

Das Letzte hat er wirklich zwischen den Zähnen hervorgestoßen. Es hätte ein Schrei werden können, aber es ist nur ein wildes, dürres Wort geworden.

Wenn etwas werden könnte! Und warum soll nicht? Schaffen nur und zu etwas kommen! Wenn einer keine ganze Jugend mehr hat, so soll er eine ganze Wackerkeit dagegen setzen können!

Er steht aufrecht an seiner Halde, hat den Hut abgenommen und hält die Stirn dem kalten Wind hin. Schaffen und zu etwas kommen! Die Schwüle fällt von ihm ab; es kommt wie ein Gesundwerden über ihn.

So geht er nach kurzem und nachdem er nach seinem kranken Tier gesehen hat, nach dem Hause zurück. Die Püntinerin, zu der er sich eine Weile in die Stube setzt, staunt ihn an. Er ist anders als am Vormittag, aber auch anders als in seinem ganzen Leben. In seinem Gesicht leuchtet eine Fröhlichkeit, die ihn jung macht. Aus den Augen bricht sie. Die Püntinerin staunt über den Glanz in seinem Blick.

Dann geht der Sonntag und die Zeit. Der Vincenz arbeitet und die Fröhlichkeit, die über ihn gekommen, bleibt ihm. Selbst der Elisabeth, die noch ein halbes Kind ist, fällt sie auf. „Ganz anders ist er, der Vincenz," sagt sie zur Mutter.

„Sag nichts," sagt die, „wie der Vincenz ist kein zweiter."

Ihre eingesunkene Brust hebt sich bei diesem Wort. Stolz ist sie auf jenen. Den Hut ziehen die Herren von Altburg vor ihm, tief, von weitem!

Einmal kommt der Vincenz von einem großen Viehmarkt heim und schließt einen schweren Geldsack in seinen Schrank. „Wir haben ein gutes Jahr, Mutter," sagt er. „Wenn es so weiter geht, sind wir bald nicht mehr die Kleinsten bei der Sparkasse."

Die Püntinerin weiß, daß er einen rechten Ruck vorwärts getan haben muß, daß er davon spricht. Von Kleinigkeiten macht er kein Aufhebens.

In diesen Tagen geschieht es, daß der Arnold, von Altburg kommend, in die Wohnstube tritt und das Wochenblatt, das just ins Haus gebracht worden, auf dem Tisch liegen findet. Er nimmt nicht einmal den Hut ab, grüßt Mutter und Schwester kurz, die arbeitend am Fenster sitzen, schlägt das Blatt auseinander und beugt sich darüber. „Da steht es — beim Eid" — sagt er eifrig, mit heißem Gesicht.

„Was denn? Was ist?" fragen die Weiber.

„In Altburg reden sie in allen Gassen davon," berichtet erregt der Arnold, während er weiter liest.

„So sprich doch, was ist," drängt die Püntinerin erschreckt.

„Wie er die Klusenstraße durchgebracht hat, im Rat, der Vincenz!" wirft der Arnold wieder hin. Dann liest er ihnen laut vor, wie der Vincenz im Rat für die vielumstrittene Bergstraße gesprochen, sonderbar wuchtig gesprochen und das seit Jahren vor den Behörden herumgezogene Projekt durchgezwungen hat. Die Zeitung hat nicht Rühmens genug für ihn.

Die Blicke der Frauen glänzen. Der Arnold hebt sein Gesicht. Es ist heiß vor Freude. „In Altburg ist kaum einer, der gilt, was der Vincenz," sagt er.

Was er an diesem Abend erzählt hat, das bringen die Knechte heim, das bestätigt der Felice, der auf einen Sprung herüberkommt, den Vincenz

zu finden meint, aber nur die Püntinerin trifft, und davon reden eine ganze Anzahl Bauern von Seewlen und Altburg, die in den nächsten Wochen am Haus vorübergehen oder aus irgend einem Grund hereintreten: Etwas werden kann aus dem, aus dem Vincenz! Auch der Name kommt wieder auf, den sie ihm seines Äußern wegen einmal gegeben haben. Den „Bismarck“ heißen sie ihn. Jetzt ist eine versteckte Meinung darin: Der wird einmal etwas im Land.

Der, den es angeht, macht kein Wesen, arbeitet und arbeitet und hat die heimliche Fröhlichkeit in sich. Aus Luzern, wo er geschäftlich zu tun hat, bringt er eines Tages ein hübsches Buch heim, ein Geschenk für die Anna de Felice. Zu dem Buch gesellt sich nach Wochen ein silberner Rosenkranz. Den hat er der Anna in Einsiedeln gekauft.

Das Mädchen dankt und freut sich jedesmal und denkt nichts dabei. Seit sie von dem Püntiner im Land so viel Wesens machen, erscheint er ihr erst recht hoch und recht alt. Mit scheuer Dankbarkeit nimmt sie deshalb, was er ihr gibt; er macht wohl gern dem und jenem jungen Menschen Freude! Vor dem Arnold, seinem Bruder, muß eines sich weniger scheuen! Eine fröhliche Kameradschaft ist zwischen ihm und ihr aufgesprungen. Er hat den Knechten, die sonst mit ihm abends am Felicehaus saßen, einen Vorsprung abgewonnen, steht bei der Felicin gut angeschrieben, kann sich dann und wann zu den zwei Frauen in die Stube setzen, hat die Anna einmal zum Tanz und einmal im Nauen von Seewlen nach Brunnen zur Kirchweih geführt und er ist der Bursche, der einem Mädchen gefallen kann.

„Der Arnold,“ sagt die Püntinerin zum Vincenz, „ist hinter ihr her, hinter der Anna de Felice.“

„Wann ist der nicht hinter einer her gewesen?“ frägt er lächelnd dagegen. Aber nachher wird er nachdenklich, sitzt am Tisch der Mutter gegenüber, den einen Arm aufgestützt, den Kopf vornüber gebeugt, schweigt einen Augenblick und starrt an den Boden.

„Er gäbe sie auch wohl kaum schon her, der Felice,“ beginnt die Püntinerin wieder.

Da ist es, als atme er tief auf, wie wenn ein Stein von ihm fiele. „Und zu jung ist er selber noch, der Arnold,“ sagt er. Er empfindet nicht, daß er spricht, was er selber gern hört und daß er seiner Sache nicht sicher ist; aber er horcht doch mit heimlicher Spannung auf die Antwort der Mutter.

Die Püntinerin meint den Zeitpunkt gekommen, da sie ihn selber einmal mahnen soll, an die Gründung eines Hausstands zu denken. An die Anna denkt sie dabei nicht mehr.

„Du solltest einmal vorwärts machen,“ sagt sie.

„Ich?“ die Frage klingt hastig. Er wird dunkelrot.

„An manchem Ort könntest anklopfen,“ fährt seine Mutter ahnungslos weiter, — die reiche Jauchin, die Witfrau, oder dem Säckelmeister sein Mädchen oder — — —“

Er schiebt seinen Arm langsam über den Tisch, bis er ihre Hand erreicht und drückt sie ihr nieder, einen halb verdrießlichen, halb spaßhaften Ausdruck im Gesicht. „Es tut's — es tut's,“ sagt er, dann lehnt er sich schwer in den Stuhl zurück und sieht die Mutter groß an. „Wenn ich heiraten will, suche ich mir selber eine aus,“ sagt er mit sonderbarem strengem Ernst. Die Püntinerin darf nachher kein Wort mehr sagen, so sichtbar ist es, daß etwas an ihrer Rede ihn erzürnt hat.

Der Vincenz steht bald danach auf und geht hinaus. Was die Mutter gesagt hat, macht ihm zu schaffen. Lauter bestandene Weiber hat sie ihm vorgeschlagen, in seinen Jahren stehende! Und er denkt — — — an eine blutjunge denkt er! —

Am gleichen Abend aber geht er zur Felicin hinüber und trifft sie mit der Anna in der Stube. „Gespielt wird im Theater drüben in Beckenried am Sonntag,“ sagt er. „Kommt Ihr mit mir, Ihr beide?“

Als sie nicken und zusagen, entfernt er sich leichteren Herzens, als er gekommen ist. Er weiß jetzt, daß er sich rühren muß, wenn er, der Alte, neben den Jungen bestehen soll.

IV.

Die Landsgemeinde naht wieder. Die beiden Blätter von Altburg stehen voll von den Dingen, über die das Volk am Ring entscheiden soll. Da steht auch ein Name in beiden: Vincenz Püntiner! Ein Regierungsratssessel ist frei. Von dem Vincenz Püntiner wird gesagt und geschrieben, daß er in die oberste Landesbehörde gewählt werden wird. Schön einig scheint alles. Schlankweg wird er gewählt werden! Er selber spricht nicht davon, hat nicht gern, wenn ihm einer davon redet. Aber er weiß, daß es kommen wird.

Als die Anna de Felice zum erstenmal hört, welche neue Ehre dem Püntiner zugedacht ist, sieht sie gedankenvoll ins Leere. Was das für einer ist! Das Herz schlägt ihr. Der Vincenz Püntiner hat ihr letztlich viel Freundliches getan. Wo er ihr eine Freude machen kann, tut er es. Ein rechter Freund ist er und sie mag ihn wohl, scheut sich auch nicht mehr vor ihm, ist zutraulich geworden; denn er ist ja ganz alt. —

Eine Woche dauert es noch bis zum Landsgemeindetag. Im Tal ist Frühling. Die weiten grünen Matten glänzen. Höher und höher schwindet die Schneegrenze an die Berge hinauf. Nur ein paar Firne werfen silberne Blitze ins Tal und der blaue Himmel leuchtet. Zur Nachtzeit wandelt der wachsende Mond über die beiden Häuser am Seewlener Weg.

Am Anfang einer dieser Nächte sitzen der Vincenz, der Arnold und die Püntinerin in der Wohnstube, hemdärmelig die zwei Männer, pfeifenschmauchend, die Arme breit auf den Tisch gelegt und langsam, in Zwischenräumen, wie als ob jedes Wort Geld kostete, sich unterhaltend. Die Püntinerin hockt in ihrem Stuhl, hört zu und sagt auch ihrerseits manchmal ein kostbares, langsames Wort dazu. Der Mond wirft seinen Glanz in die Scheiben. Er zerschellt an Rahmen und Glas. In Scherben liegt er da und dort inwendig am Fußboden. Ein Schein trifft den Kopf der Püntinerin. Ihre ledernen Züge sind fahler und wie zwei Wässerlein rinnen die beiden weißen Haarsträhne vom Kopf in das gestrickte Tuch, das um die Schultern geschlungen ist und das sie mit der knochigen Hand an der Brust zusammenhält.

„Wo ist die Elisabeth?" frägt der Vincenz jetzt.

„Ich weiß nicht, was sie ankommt, daß sie abends so spät hereinkommt, letztlich," sagt die Püntinerin.

Da klopft es an die Tür.

„Herein," sagt der Vincenz.

Einer der Knechte kommt herein, ein ganz alter. Den „Köbi" heißen sie ihn und er hat schon dem alten Ratsherr dreißig Jahre gedient. Er hat etwas Verdrossenes in dem von wirrem, grauem Bart umstandenen Gesicht. Seit einigen Jahren erträgt er den Branntwein nicht mehr wie früher; er wird leicht Herr über ihn. Auch jetzt scheint er nicht nüchtern. „Ja," sagt er und steht störrisch da, „so kann es nicht alleweil gehen, meine ich."

„Was ist?" fragt der Vincenz laut und barsch. Er hat sich etwas aufgerichtet, hält aber noch immer die Arme aufgestützt. Die Mondhelle zündet jetzt auch ihm ins Gesicht. Die schweren Brauen und unter der derben Nase der buschige Schnurrbart sind wie tiefe Schatten in dem Fahl der Haut.

Der Köbi will eifrig Auskunft geben, aber die Worte überstürzen sich ihm, so ist sein Reden wie Spucken und Zischen: „Der Bartli und die Elisabeth!" verstehen die andern.

Der Arnold, der bisher nur halb zugehört hat, fährt plötzlich herum. „Was?" frägt er scharf.

„Jeden Abend stecken sie beieinander hinter der Stalltür,“ berichtet der Knecht zänkisch weiter.

„Sein hat es mir wollen,“ sagt der Arnold, „lang sein hat es mir wollen.“

„Nun, nun,“ schilt die Püntinerin und schüttelt den Kopf. „Dafür will ich ihm, dem Mädchen.“

Der Vincenz stützt die Hände auf den Tisch und steht langsam und ruhig auf.

„Es schickt sich nicht, meine ich,“ stichelt der Köbi.

Der Vincenz hört nicht; er wendet sich mit derselben Langsamkeit und Ruhe zur Tür.

„Ein halbes Kind,“ geifert der Knecht, hinter ihm her trottend, „ein Kind ist sie noch.“

Als die Tür hinter beiden zugefallen ist, wird der Arnold lebendig. „Das hätte ich sagen können, daß da etwas ist,“ sagt er.

„Warum hast es nicht gesagt?“ schmält die Püntinerin und kann nicht verbergen, daß sie ängstlich hinauslauscht. Wenn der Vincenz zornig ist — gnad Gott —

„Gnad Gott dem Bartli,“ sagt der Arnold. Auch er wartet auf das, was von draußen hereintönen soll.

Einen Augenblick sitzen beide schweigend. Aber es bleibt alles still. Nur Schritte kommen durch den Flur, zaghaft zögernde. Sie wissen gleich, daß es die Elisabeth ist und sie muß dem Vincenz dicht vor der Haustür begegnet sein. Jetzt öffnet sie die Tür und drückt sich herein. Sie ist leichenblaß und zittert. Sie sieht freilich noch kindisch aus mit ihren sechzehn Jahren. Ihre blauen Augen sind groß und dunkel vor Angst. Sie kann einem leid tun, so deutlich steht die Furcht in jedem Zug ihres Gesichtes.

„Mutter,“ stammelt sie und knüllt die Falten ihres Rockes.

„Schöne Sachen machst,“ sagt die Püntinerin. Dann verschlägt ihr der Atem; der Vincenz kommt zurück.

Als er in die Stube tritt, ist es ganz still. Der Arnold wirft einen verstohlenen Blick auf des Bruders Gesicht. Die zwei Frauen regen sich nicht. Jetzt muß es kommen. Aber der Arnold wundert sich, wie der andere darein schaut: Ganz ruhig!

Der Vincenz wendet sich zur Mutter: „Ins Schachental fährt er morgen, der Bartli, im Sommer kann er auf der Alp bleiben.“ Mit diesen Worten geht er an der Püntinerin vorbei und setzt sich auf seinen vorigen Platz. Dann sieht er die Elisabeth an.

„Vincenz,“ stößt sie heraus. Fast ist es, als müßte sie umsinken.

„Komm,“ sagt er.

Da geht sie zitternd zu ihm. Das Wasser springt ihr in die Augen. Die Backen sind ihr heiß, die weiße, feine Schläfe sticht noch schöner als sonst davon ab.

Der Vincenz nimmt mit festem Griff ihre beiden Arme und zieht sie näher. „Das ist nichts, Mädchen, das ist nichts. So früh soll eines nicht anfangen mit derlei Geschichten,“ sagt er mit seiner tiefen Stimme. Es klingt aber etwas sonderbares darin, Herzlichkeit, keine Spur von Zorn. Die Elisabeth weint heftiger. Die Püntinerin und der Arnold sehen zu und staunen.

„Hast ihn gern?“ fragt der Vincenz. Die Elisabeth windet sich. Dann nickt sie und weint wieder.

Der Vincenz dreht das ruhige Gesicht der Püntinerin zu. „Er ist nicht ungrad, der Bartli,“ sagt er, „sein Vater, der Säger, ist ein rechter Mann.“

„Ja, ja,“ nickt die Püntinerin; es tönt, als ob sie ein „aber“ anhängen wollte.

Er hat darauf nicht Acht. „Wenn er recht tut, in ein paar Jahren läßt sich wieder davon reden,“ sagt er. Dabei läßt er die Arme der Elisabeth los, schiebt sie zurück und spricht zu ihr: „Geh jetzt! In deiner Kammer kannst flennen, wenn es nötig ist. Ins Haus kommt er nicht mehr, eine Zeitlang, der Bartli. Aber mit Zeit und Zeit, wenn ihr es noch gleich meint — bin ich wieder zu sprechen. Der Bartli weiß Bescheid!“

Die Elisabeth wischt die Augen, tut ein paar Schritte und wendet sich wieder. Sie sieht den Vincenz an, die Lippen zucken. „Trag mir's nicht nach,“ sagt sie, nicht laut, noch schluchzend, aber mit jäh aufwallender Dankbarkeit. Still dreht sie sich nachher um und geht hinaus.

Der Vincenz auf seinem Sopha lehnt sich an die Wand. Er sitzt breit da, wie einer, dem wohl ist. Dann lacht er wirklich. „Wundern will es mich, ob sie fest bleiben so lang, die zwei,“ sagt er.

Die Püntinerin atmet zum erstenmal auf. Zusammengekauert wie sie immer sitzt, sieht sie dem Vincenz ins Gesicht und ihr Blick hat um dieser Haltung willen etwas Spähendes. „So habe ich dich noch nie gesehen, du,“ sagt sie. Und er dehnt sich und gibt keine Antwort, sieht nur frei vor sich ins Leere, immer wie einer, dem die Brust weit ist.

Dem Arnold, der anfänglich eine Sittenrichtermine hat aufsetzen wollen, schlägt die Laune um. „Freuen will ich mich, wenn sie zusammenkommen,“ sagt er und wird gesprächig, rühmt den jungen Knecht, den

Bartli, zählt von der Schwester alle guten Seiten auf, vergleicht und bringt heraus: „Wie gemacht sind sie für einander."

Der Vincenz spricht nicht, sitzt nur und schaut gradeaus.

Aber der Arnold weiß, warum er dem Bartli Beifall klatscht. Wohl tun kann es ihm, wenn es zweien mit ihrer Liebe gut geht. Wohl tun kann es ihm, wenn er gut zu sprechen ist, der Vincenz! Unter demselben Mond, der dem Bartli und der Elisabeth gezündet, hat der Arnold auch schon gestanden, wird er morgen wieder stehen! — — — —

Der morgende Tag ist so hell wie der gestrige war und die Nacht, die ihm folgt, ist klar, als seien nur dämpfende Schleier vor die Helle des Tages gehängt. Vor dem Haus des Felice sitzt pfeifend der Arnold. Nachtessenszeit ist lang vorbei. Die Püntinerin hat sich gelegt, auch die Frau des Felice ist schlafen gegangen. Der Arnold sitzt auf der Bank, pfeift leise vor sich hin wie sich selber zur Gesellschaft und doch sichtbarlich bestrebt, daß ihn eines höre. Auf einmal, als er den Kopf nach der Haustür wendet, steht die Anna dort und lacht leise darum, daß er sie nicht hat kommen hören. Eine ganze Weile hat sie schon, die Hände in ihrem Rücken an den Pfosten gelegt, dagestanden.

„Komm doch," sagt er. Seine Stimme klingt knapp vor innerlicher Erregung.

In ihrer geräuschlosen Art kommt die Anna über die paar Treppenstufen herab und setzt sich zu ihm auf die im Schatten verborgene Bank, ein gutes Stück ab von ihm. Sie trägt ein schlichtes einfarbiges Kleid, ein Seidentüchlein um den Hals. Ihr Gesicht ist bleich, um den Mund liegt ein eigentümlicher Zug, fast als ob sie körperlichen Schmerz empfinde; den hat sie immer, wenn sie etwas aufregt. Die Flügel der schmalen Nase winden wie bei einem witternden Reh.

Der Arnold rückt näher und legt die Hand auf die ihre, die auf der Bank liegt. „Bist doch gekommen?" sagt er.

„Wenn ich es versprochen habe," gibt sie zurück, ohne ihn anzusehen.

Versprochen hat sie es, von einem zum andern Mal, und heute sitzen sie den sechsten Abend beisammen auf der Bank. Der Arnold ist ein guter Gesellschafter, weiß immer etwas. Ein warmes Wort hat er hie und da gesagt und im Mondschein wird einem sonderbar zu Mut, und — darum ist sie gekommen. Heute aber klopft ihr das Herz. Schon das letztemal hat er eine drängende Art gehabt, der Arnold!

„Du," sagt er jetzt. Sie merkt, wie ihm die Stimme zittert. Sein helles, aber festes, bartloses Gesicht ist zu ihr erhoben, das volle blonde Haar glänzt im Mondlicht und seine Augen haben einen ehrlichen Schein.

Die Anna läßt den Blick in dem seinen, der seltsame Zug um ihren Mund verschärft sich noch, aber sie drückt seine Hand wieder, als seine Finger sich fest um die ihren schließen. Dann küßt er sie und sie läßt es willig geschehen. Derweilen hat sie ganz klare Gedanken: dem Püntiner-Arnold seine Frau wird sie werden! Sie freut sich daran — seine Mutter mag sie wohl leiden und die Elisabeth — und dann — dem Vincenz, dem Ratsherr, verwandt wird sie sein. Stolz kann eine sein darauf! — Zufrieden küßt sie den Arnold wieder.

„Wann kommt er heim, dein Vater?" frägt dieser.

„Am Sonntag," gibt sie zurück und er sagt: „Gleich reden will ich dann mit ihm."

Die Anna schweigt einen Augenblick und sinnt. „Aber mit keinem andern vorher," sagt sie dann, „es soll nicht hinter seinem Rücken gehen. Wenn er es weiß, mögen es nachher alle wissen!"

„Auch die Mutter erst dann?" frägt er.

„Ja, auch die Mutter!"

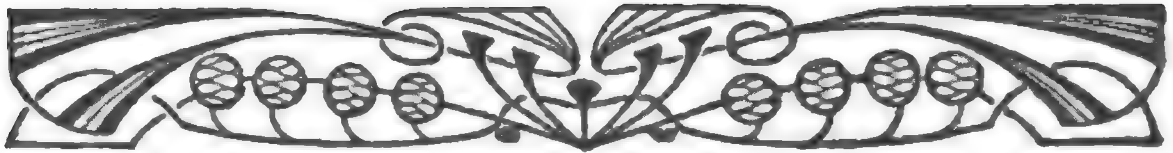
„Wenn du es willst," gibt er zu. Dann packt ihn der Jubel und er tut, was närrisch ist und Liebesleuteart. Die Anna ist fröhlich und wehrt sich, wenn er ungestüm wird. Bald entschlüpft sie ihm.

„Morgen ist wieder ein Tag," sagt sie, als sie im Hausflur steht, sieht ihn an, daß er von dem Blick noch ein Geschenk auf den Weg hat und geht.

Die Woche hat noch fünf Abende. Fünfmal hat die Bank noch Besuch nachher. Keiner weiß und merkt es. Auch der Vincenz nicht. Der hat eine arbeitsschwere Zeit, auf dem Eigenland viel zu tun, mehr noch von seiner Ämter wegen. Er sitzt abends schreibend in seiner Stube und hat die Vorhänge gezogen, damit er nicht aus dem Fenster schaut und die Arbeit zu langsam geht. Freilich halten auch die Vorhänge die Gedanken nicht ab, die die Arbeit unterbrechen. Wenn sie kommen, sitzt der Vincenz in den Stuhl zurückgelehnt, den Kopf auf der Brust. Am Ende der Woche muß es sich entscheiden! Keine Ruhe ist gewesen all die Zeit her, Arbeit auf allen Seiten, und es schickt sich nicht, Freude und Ungeduld darunter zu mischen, wo soviel Arbeit und Pflicht ist. Aber am Sonntag wird der Tag dazu sein. — — —

Die Anna — ist — — auch nicht mehr schüchtern wie früher — zutraulich ist sie — sie mag ihn gut — das kann er merken, wann und wo sie ihm in den Weg kommt. Und das andere wird kommen — wird schon. Verdienen muß es einer erst! (Fortsetzung folgt.)





Die sittlichen Gedanken Jesu und das Christentum.

Von
W. Herrmann.

Es ist schwer abzuschätzen, welche von den geistigen Großmächten unserer Zeit das Christentum mehr erschüttert, die Naturwissenschaft oder die historische Forschung. Bei beiden liegt die Gefahr weniger in einzelnen Ergebnissen ihrer Arbeit, als in der Art, wie sie arbeiten. Aus unsicherem Tasten sind sie zu einer Methode gelangt, deren Grundsätze überaus einleuchtend sind, aber altgewohnten Formen der christlichen Denkweise widerstreiten. Die methodischen Grundgedanken, mit denen der Naturforscher arbeitet, zwingen durch ihre greifbaren Erfolge das christliche Volk, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Auch wenn sie es nicht von eifrigen Naturforschern hörten, würden die Christen selbst sich sagen müssen, daß vor allen ein methodischer Grundsatz ihrem Glauben das Leben schwer macht. Weiß die Wissenschaft, daß alles nachweisbare Geschehen gesetzmäßig ist, so scheint sie auch zu wissen, daß der Glaube an einen Vater im Himmel in der nachweisbaren Wirklichkeit der Dinge keinen Platz findet. Sind wir aber erst einmal auf jenen Gedanken der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens aufmerksam gemacht, so müssen wir sogar bald sehen, daß er unsere eigene Arbeit an den Dingen immer als ihre stille Voraussetzung begleitet hat. Bei zahllosen Menschen wird jetzt die christliche Überzeugung, die zu ihren Lebensgewohnheiten gehörte, durch die Erkenntnis aufgelöst, daß sie den Grundsatz, der die Naturwissenschaft zu ihren Siegen führt, nicht von sich abweisen können.

Auch die Geschichtsforschung ist lange nicht so gefährlich dadurch, daß sie einzelne Teile der christlichen Überlieferung angreift, als dadurch, daß sie grundsätzlich alle Überlieferung auf ihre Zuverlässigkeit prüft und dabei sich einer außerordentlich klaren und einwandfreien Methode bedient. Kein Christ, der diese Wissenschaft wirklich kennt, wird es mit gutem Gewissen wagen können, ihr den Zugang zu der heiligen Schrift zu verwehren. Wie der Papst das fertig bringt, braucht uns nicht zu kümmern. Alle Christen, Katholiken oder Protestanten, die an der

Kultur unseres Volkes teilnehmen, können es auf jeden Fall nicht. Dann werden sie aber auch bald einsehen müssen, daß ihnen ein gutes Stück des Christentums verloren gegangen ist, wie es in dem älteren Protestantismus ebenso vorliegt, wie in der römischen Kirche. Längst wurde es durch die historische Arbeit sachlich unmöglich gemacht, in der Bibel eine Sammlung irrtumsfreier Vorstellungen zu sehen. Das gibt man natürlich auf, sobald man untersuchen will, unter welchen geschichtlichen Bedingungen diese Literatur entstand. Denn damit übernimmt man die Voraussetzung, daß sie vieles enthalten wird, was in seiner Geltung an vergangene Zustände geknüpft war.

Noch empfindlicher wird es viele Christen berühren, wenn sie sehen müssen, daß die Geschichtswissenschaft uns nicht einen in der Geschichte wirklichen Menschen zeigen kann, der durch seine geistige Art alle Zeiten beherrschte. Sie macht das Leben in der Geschichte dadurch deutlich, daß sie an jedem Punkte es in seiner individuellen Art zu erfassen sucht. Eine Gestalt von unbegrenzter Bedeutung kann sie also nicht nachweisen, sondern nur Menschen, die mit eigentümlich beschränkten Kräften ein Werk ihrer Zeit vollbringen. Dann kann also diese Wissenschaft von dem nichts wissen, was der Christ an Jesus Christus zu haben glaubt. Für den Christen ist Jesus der Herrscher über die Zukunft der Menschheit, und die Gründe dieser Überzeugung liegen für ihn in dem, was ihn die Überlieferung von dem geschichtlichen Leben Jesu sehen läßt. Die Geschichtswissenschaft dagegen hat keine Mittel, das Recht dieses Glaubens an Jesus Christus zu begründen. Sie weiß zwar von Menschen, die so über Jesus denken. Aber einen Menschen, dessen geschichtliche Erscheinung in diesen Gedanken wiedergegeben würde, kann sie nicht nachweisen. Sie kennt gläubige Christen, aber nicht den Christus, an den sie glauben. Sie hat zwar durch ihre Forschung im Neuen Testament dem Bilde Jesu überaus wichtige neue Züge hinzugefügt, die viele Jahrhunderte lang verblaßt und verborgen waren. Das Christentum kann daher jetzt eine reichere Anschauung von dem gewinnen, was Jesus war und wollte. Wenn es überhaupt ein Recht hat, sich nach ihm zu nennen, muß es darin eine unschätzbare Gabe sehen und wird den Arbeitern danken, die die verschütteten Quellen öffnen. Trotzdem ist von solchem Dank noch wenig zu spüren. Im Gegenteil kann auch bei uns ein Theologe, der historische Forschung auf biblische Bücher ausdehnt, ziemlich sicher darauf rechnen, daß er kirchlich verdächtig wird. Und das wird er nicht etwa bloß durch den Unverstand leitender Kreise, sondern vor allem durch die tiefe Abneigung und Sorge, mit der die

Gemeinde seine Bemühungen aufnimmt. Diese muß sich jetzt noch durch solche Arbeit beunruhigt fühlen. Denn erstens werden dabei unvermeidlich Züge der Überlieferung, die aus dem Glauben an Christus stammen, von denen geschieden, die sich als Erinnerungen behaupten. Daraus muß zunächst der Eindruck entstehen, daß die historische Kritik gerade das zu beseitigen strebe, was am deutlichsten für den Glauben zeuge. Vor allem aber empfindet die christliche Gemeinde, daß das, was Jesus für ihren Glauben ist, überhaupt nicht zum Ausdruck gelangen kann, wenn nur nach seiner geschichtlichen Wirklichkeit gefragt wird. Das ist freilich selbstverständlich. Denn das, was die Person Jesu für seine Jünger ist, liegt nicht in der geschichtlichen Wirklichkeit vor, die die Wissenschaft jedem Menschen enthüllen will, sondern es entsteht in den Erlebnissen bestimmter Menschen, denen diese Wirklichkeit eine Rettung wird. Aber die Weigerung der Geschichtswissenschaft, alle Vorstellungen zu bestätigen, die in dem Bilde Jesu für die christliche Gemeinde verbunden sind, muß dennoch in dieser als ein Verlust empfunden werden. Denn sie ist von früheren Zeiten her daran gewöhnt, bei der Wissenschaft eine Befestigung ihrer religiösen Gedanken zu erwarten. Die Kirche aber hat bisher nicht den Mut gefunden, der Gemeinde zu sagen, warum diese Erwartung früher mit Recht gehegt werden konnte, und daß sie heute ein Selbstbetrug ist.

Daß unter diesen Umständen viele, die sich den leitenden Gedanken der Wissenschaft nicht verschließen können, dem Christentum den Rücken wenden, ist nicht zu verwundern. Sie geben nicht den Angriffen einzelner antichristlicher Schriftsteller nach, sondern dem beständigen Druck von Erkenntnissen, die für uns alle unabweisbar, aber für die meisten mit christlichem Glauben unvereinbar sind. Trotzdem haben sich die verrechnet, die bereits zu bemerken meinten, daß die Selbstzersetzung des Christentums im Gange sei. Nicht nur die römische Kirche hält ihre Massen straffer zusammen als je. Auch die evangelischen Formen des Christentums, in denen die Institutionen und die Gewohnheit beständig durch die Frage nach der Wahrheit erschüttert werden, scheinen inmitten der Gefahr zu erstarken. Hier finden sich auch viele, die in Ruhe bleiben, weil sie, wie die römischen Christen, sich zwar an die Religion gebunden fühlen, aber den Kampf um eine eigene Überzeugung nicht für nötig halten. Vielleicht dürfen dem Christentum solche unbeweglichen Elemente nie gänzlich fehlen. Aber viele im Protestantismus scheinen jetzt zu merken, daß das Christentum neuer Ausdrucksformen bedarf, die im Kampf der Christen mit den geistigen Gewalten der Gegenwart gewonnen werden müssen. Bis vor kurzem noch galt es als ein Zeichen religiösen Ernstes, wenn man die

in der Natur- und Geschichtsforschung unserer Zeit sich durchsetzenden Gedanken möglichst zu verhüllen oder zu unterdrücken suchte. Jetzt gestehen sich immer mehr evangelische Christen ein, daß sie sich dieser geistigen Macht nicht mehr erwehren können, und behaupten doch die Zuversicht, daß ihr Christentum aus der Auseinandersetzung mit ihr nicht entleert, sondern bereichert hervorgehen werde. Der Glaube an einen allmächtigen Gott, der alles zum Besten seines Kindes wirkt, traut sich hier zu, daß er den Gedanken der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens anerkennen könne, ohne daran zu sterben. Den ungeheuren Kontrast zwischen dem, was er glaubt, und der Wirklichkeit, die die Wissenschaft nachweist, verbirgt er sich nicht. Aber seine Zuversicht wird nicht zerbrochen, weil er von Erfahrungen lebt, die ihm die Macht und Güte Gottes bezeugen und zu denen keine Wissenschaft dem Menschen verhelfen kann.

Seit einigen Jahrzehnten nimmt im evangelischen Christentum die Person Jesu die Gemüter besonders stark in Anspruch und zwar erheblich anders als in früherer Zeit im Pietismus. Damals gaben die mächtigen Gedanken der Kirchenlehre über Jesus als den Sünderheiland und Versöhner seinem Bilde den Inhalt und die anziehende Kraft. Jetzt ist es zunächst etwas anderes und einfacheres. Wir machen die Erfahrung, daß Jesus der einzige persönliche Geist ist, den wir wirklich kennen lernen. Wie sehr auch die Überlieferung von ihm mit Legenden versetzt sein mag, das werden doch viele mit uns merken, daß uns daraus ein inneres Leben anspricht, das unvergleichlich klar ist und doch gerade deshalb ein ehrfurchtgebietendes Geheimnis ist. Denn das innere Leben eines Menschen ist um so klarer, je mehr es freie Gestaltung des Geistes ist und je weniger bestimmt und belastet durch seine Umgebung. Das ist aber das unvergleichliche an der Erscheinung Jesu, daß wir bei ihm den Eindruck haben, als ob alles, was sich von außen her ihm anheftet, in einen Ausdruck seiner inneren Kraft umgewandelt würde. Wir meinen deshalb klar zu sehen, was allein in ihm herrscht und fürchten nicht, daß in seinen Äußerungen eine uns verborgene Macht ihr Spiel treiben könnte. In dieser Kraft ist er uns geheimnisvoll, denn es ist uns unbegreiflich, wie ein Mensch so die Welt, die ihn trägt, beherrschen kann. Zugleich aber wird er uns dadurch der einzige Mensch, vor dem wir uns nicht mehr in uns selbst verschließen, sondern dem wir uns in reinem Vertrauen hingeben. In seiner geistigen Nähe werden wir wirklich das Gefühl los, daß wir schließlich völlig vereinsamt sind.

Daß im evangelischen Christentum jetzt viele sich dieser Macht Jesu bewußt werden, bedeutet, daß wir anfangen, ein reineres Verständnis

der Religion zu gewinnen und uns von einer Täuschung zu befreien, die bisher auch im Christentum geherrscht hat. Früher galten Lehren Christi oder Lehren über ihn für das Wichtigste im Christentum. Denn in der Überlieferung, Aneignung und Betätigung dieser Gedanken sah man das Leben der Religion. Wir meinen zwar auch, daß in den meisten dieser Gedanken wirklich die Religion eines Christen sich ausspricht. Aber deshalb muß man christliche Religion haben, um so denken zu können. Nicht die Überlieferung religiöser Gedanken macht einen Menschen religiös; sie kann ihm zur Klarheit verhelfen, aber ehe sie ihm diesen Dienst leisten kann, muß Religion in ihm entstanden sein. Das geschieht aber nur dann, wenn sich ihm eine Macht enthüllt, der er sich gänzlich unterworfen weiß. Dem Christen wird dieses Unbeschreibliche dadurch geschenkt, daß ihn das persönliche Leben Jesu mit einer Ehrfurcht erfüllt, die ihn völlig niederwirft und mit einem Vertrauen, das alle seine Ängste auflöst. In dieser Macht Jesu über unser Herz offenbart sich uns Gott.

So findet das evangelische Christentum den Quell der Religion in einer Tatsache, die eigenes Erlebnis für jeden werden kann, in dem die Bedürfnisse des zur Persönlichkeit sich emporkämpfenden Lebens noch nicht erloschen sind. Deshalb kann es nicht nur ohne Furcht, sondern mit brennendem Interesse beobachten, wie seine Behauptungen mit einer wahrhaftigen Wissenschaft hart zusammenstoßen. Denn die Gedanken, die wirklich zur christlichen Religion gehören und schließlich allein Inhalt der christlichen Lehre bleiben können, sind immer die Gedanken unseres Vertrauens auf Jesus Christus. In diesem Vertrauen aber dringen wir getrost in eine uns noch verschleierte Zukunft, weil wir gewiß sind, daß wir da die geistige Macht in voller Herrschaft sehen werden, die uns jetzt durch das persönliche Leben Jesu ergriffen und überwältigt hat. Daß nun die aus solchem Vertrauen quellenden und immer in die Zukunft gerichteten Gedanken mit den Gedanken nicht zusammenstimmen können, in denen das jetzt nachweisbar wirkliche erfaßt wird, sollte wohl einem Christen einleuchten.

Durch dieses Verständnis der Religion und durch dieses Bewußtwerden der Bedeutung der Person Jesu für ihr Leben überwinden wir also die Gefahr, die so erdrückend aussah, daß die Wissenschaft die Behauptungen unseres Glaubens umzustoßen schien. Viele sträuben sich freilich noch immer, sich im Christentum zu einer Religion der Wahrhaftigkeit aufzuraffen, die den Grund ihrer Zuversicht nicht in überlieferten Gedanken, sondern in einer selbsterlebten Tatsache sucht. Wenn

sie das Übergewicht auch im evangelischen Christentum gewinnen, würden sie es freilich in die Tiefe ziehen. Denn eine Religion, die sich auf überlieferte Gedanken gründen will, wird, wenn diese Gedanken wirklich religiöse Art haben, in einen Konflikt mit unabweisbaren Erkenntnissen hineingerissen, in dem sie verkümmern muß. Wir empfinden den Gegensatz dessen, was unser Glaube denkt, mit den leitenden Gedanken der Wissenschaft ebenso stark. Aber davor, daß unser Glaube durch diesen unvermeidlichen Konflikt geschädigt wird, bewahrt uns die Kraft der Person Jesu, die wir selbst an uns erleben. Und jede Religion ist darüber erhoben, die in den Menschen aus ihren eigenen Erlebnissen als freies Vertrauen erwachsen ist.

Die Macht Jesu über die Herzen, die der Keim der christlichen Religion ist, läßt sich nicht vollständig analysieren. Aber sicher ist, daß diese Macht in seiner Zuversicht ruht, er werde die an ihn gefesselten Menschen aus der Verworrenheit ihres Lebens retten. Und dieses Selbstgefühl Jesu kann nur deshalb unser Vertrauen entzünden, weil wir den Eindruck gewinnen, daß er jenseits unserer Nöte steht. Wir staunen über die Schärfe seines sittlichen Urteils, vor dem die geheimsten Wege der Unwahrhaftigkeit offen zu liegen scheinen. Die zarteste Milde gegenüber den Verirrten ist bei ihm mit schonungsloser Härte verbunden. Er schärft ein, daß die sittliche Forderung den Menschen immer vor eine Entscheidung über sein Schicksal stellt, die keinen Mittelweg zuläßt, sondern nur ein einfaches Ja oder Nein. Aber er läßt uns auch fühlen, daß in ihm selbst die Entscheidung gefallen ist, er ist seines Weges sicher. Ohne diese Offenbarung innerer Ruhe und Kraft würden uns die Ansprüche, die er erhebt, unerträglich vorkommen. Er spricht aus, daß es uns sittlich unmöglich sei, andere zu verurteilen, aber er selbst tut es. Wie gegenwärtig ihm unsere Verschuldung ist, zeigt sich darin, daß er nichts uns als nötiger vorhält, als denen zu vergeben, die uns wehe tun. Die Bereitwilligkeit dazu soll daher mit zum Ausdruck kommen, wenn wir uns an Gott wenden. Sie muß es, wenn die religiöse Erhebung des Sünders wahrhaftig sein soll. Und bei dieser Klarheit über die innere Situation des sittlich erwachten Menschen denkt Jesus doch von sich selbst, daß, wenn er sich einer schuldbeladenen Seele annehme, wenn auch nur durch einfache Freundlichkeit im Verkehr, das ihre Bande lösen werde. Und wie er selbst die Kraft seines Todes gedeutet hat, so haben es viele Geschlechter seiner Gemeinde erfahren.

Wenn diese Zuversicht Jesu nicht immer als Wahrheit erlebt werden könnte, müßte das Christentum vergehen. Das bleibt uns aber nur so

lange möglich, als wir uns nicht innerlich über ihn erhoben wissen. Unserer Unterwerfung unter die Majestät seiner Person tut es keinen Eintrag, wenn wir sehen, daß seine Welterkenntnis nirgends über die Formen hinweg kommt, die mit der damaligen Kultur gegeben waren. Die Würde seiner Person wird nicht davon berührt, wenn wir als selbstverständlich annehmen, daß er vieles nicht wußte, was wir heute wissen können, und an viele Aufgaben nicht dachte, deren Notwendigkeit uns einleuchtet. Aber in dem, was auf jeder Kulturstufe von dem Menschen gefordert wird, nämlich Mensch zu sein in sittlicher Gesinnung, dürfen wir uns ihm nicht überlegen fühlen, wenn wir sollen Christen bleiben können.

Deshalb ist jetzt eine ernste Entscheidungsstunde für die christliche Gemeinde gekommen, viel ernster, als sie für viele in dem unvermeidlichen Widerspruch zwischen der Methode der Wissenschaft und den Gedanken des Glaubens zu liegen scheint. Man ist jetzt darauf aufmerksam geworden, daß die christliche Gemeinde sittliche Weisungen, die sie von Jesus empfangen zu haben meint, nicht nur im einzelnen übertritt, sondern im ganzen als unerfüllbar ablehnt. Die Christen meinten seit Jahrhunderten von Jesus zu hören, daß sie keinen Besitz erwerben, keine Gewalt anwenden und ihr Recht nicht gebrauchen sollten; sie erklärten, daß er Gehorsam für diese Gebote forderte, und wagten nicht zu bestreiten, daß sie ihn schuldig sind. Aber sie sammelten sich Schätze auf Erden, sie suchten vielfach mit Gewalt ihre Zwecke durchzusetzen und hielten auf ihr Recht. Ohne Zweifel ist es ein Fortschritt, daß man sich dessen in der christlichen Gemeinde jetzt bewußt wird und sich mit jenen Worten Jesu anders abzufinden sucht. Aber die meisten, die in dieser Beziehung aus der Selbsttäuschung erwachen, verfallen in eine Einbildung, die ebenso verderblich ist, und halten daneben das tiefe Mißverstehen der sittlichen Gedanken Jesu fest. Sie haben den sehr erfreulichen Mut, sich einzugestehen, daß sie die Forderungen Jesu, die man bisher verehrte und ruhig beiseite ließ, gar nicht erfüllen wollen, weil sie es als unmöglich einsehen. Aber daraus wagen sie zu schließen, daß sie jetzt die individuelle Enge der sittlichen Gedanken Jesu erkennen und überwinden. Jener Mut, der eigenen Erkenntnis zu folgen, ist wahrhaft christlich, aber diese Lösung von der Autorität Jesu würde doch das Christentum auflösen, wenn sie sich durchsetzte. Aber indem sie sich über Jesus erheben, verfallen diese vermeintlich fortgeschrittensten unter uns erst recht der sittlichen Unklarheit, die bisher über der Geschichte des Christentums liegt, und aus der Jesus herausführen wollte. Denn sie halten es auch für selbstverständlich, daß Jesus überhaupt darauf ausgewesen sei, seinen Jüngern durch

Gebote, die er ihnen auferlegte, zu helfen. Sie haben aber den Schutz gegen diese unsittliche Denkweise verloren, den die ganze Christenheit früher in der Erinnerung an Jesus und in der unbedingten Ehrfurcht vor ihm besaß.

Eine andere Einsicht der Modernen ist ebenfalls ein großer Fortschritt. Man denkt daran, wie die Erwartung des nahen Weltendes, in der Jesus lebte, seine Vorstellungen beeinflussen mußte. Stand für ihn und für seine Jünger fest, daß die irdische Gesellschaft keine Zukunft habe und daß eine Weltkatastrophe eine neue Ordnung der Dinge bringen würde, so war auch sicher, daß ihm die Arbeit für die irdische Zukunft wertlos wurde. Seine sittliche Energie konnte nur eines als nötig gelten lassen: die Vorbereitung auf den nahen Untergang dieser Welt. Wer noch heute vorgibt, daß er jene Erwartung Jesu teile, muß es dadurch beweisen, daß er das Schätzesammeln auf Erden aufgibt, sonst ist sein christlicher Eifer Rauch ohne Feuer. Uns ist diese Erwartung fremd geworden. Sind wir aber dann in dem, worauf alles ankommt, in der sittlichen Gesinnung mit Jesus einig geblieben, so werden wir natürlich an die Weltauffassung, die wir haben, nicht mehr dieselbe Folgerung knüpfen, die Jesus notwendig mit der seinen verband. Für uns wäre es einfach Faulheit, wenn wir die Arbeit liegen ließen, die den Einfluß unserer Existenz auf die Gestaltung der Dinge steigern soll. Ein Spezialfall dieser Arbeit, der sehr oft zur Anwendung kommen muß, ist aber das Schätzesammeln.

Jene Zumutung, wie Jesus sie an seine Jünger stellte, war gar nicht ungeheuerlich, sondern einfach selbstverständlich für einen Menschen, der seine eschatologische Stimmung teilte und sittlich ernst sein wollte, wie er. Die Modernen aber, die die individuelle Bedingtheit einer solchen Forderung Jesu verstehen, begnügen sich damit, daß sie nun die Zumutung wenigstens von sich ablehnen können. Aber sie fragen nicht nach der Gesinnung, die hier und in allen Forderungen Jesu laut wird, und verfehlen so gänzlich den Sinn dieser Worte. Vermeiden wir diesen Fehler, so sehen wir, was uns jetzt nötiger ist als je, daß Jesus überhaupt nicht daran gedacht hat, seinen Jüngern Gebote zu geben, die sie sich nicht selbst sagen konnten. Es ist freilich wahr, daß eine ungeheure Strenge in den sittlichen Gedanken Jesu liegt. Aber das ist deshalb so, weil sie alle Verschleierungen dessen zerreißen, was jede ernste sittliche Gesinnung als unabweisbar erfaßt. Das Absonderliche, das sich die Menschen willkürlich auflegen oder sich auflegen lassen, ist leicht; schwer ist im Sittlichen das Einfache und für ein wahrhaftiges Wollen Selbstverständliche. Wenn Jesus, indem er dies Einfache unerbittlich klar

macht, trotzdem sagt, sein Joch sei sanft und seine Last sei leicht, so heißt das gewiß nicht, daß die einfache sittliche Güte, auf die er dringt, leichter zu gewinnen und zu behaupten sei, als die verzwickte Gerechtigkeit der Frommen, die es für nötiger halten, fromm zu sein als wahrhaftig. Dadurch, daß er die Satzungen der Pharisäer beiseite warf, machte er das Leben gewiß nicht leicht, sondern schwer. Denn er zerstörte damit die Mittel, durch die sich die Unlauterkeit gegen das Sittliche zu wehren sucht. Was das Wort von dem sanften Joch bedeutet, lernen erst die verstehen, in deren Herzen der Gedanke an ihn eine Quelle von Glück geworden ist.

Wenn wir die sittlichen Gedanken Jesu aufsuchen wollen, so heißt das, daß wir nach seiner Gesinnung fragen. Denn sittlich ist ein Gedanke nur, sofern er ein Ausdruck eines wahrhaftigen, also wirklich auf Eines gerichteten Wollens oder der Gesinnung ist. Jesus hat es selbst scharf hervorgehoben, daß die Zwiespältigkeit gegen die Natur des Wollens ist, und daß der Mensch in Verfall kommt, wenn er die Einfalt des geistigen Blicks verliert oder gesinnungslos wird. Damit hängt die bekannte Tatsache zusammen, daß Jesus Menschen, die in sich selbst keine Klarheit schaffen wollten, für unrettbar hielt, obgleich er ihren heldenmütigen Eifer kannte. Wie schonungslos Jesus die Pharisäer als Heuchler behandelte, weiß jeder. Aber man pflegt nicht daran zu denken, wie sich diese Menschen für das, was ihnen heilig war, opferten. Weil man zu gering von den Pharisäern denkt, bemerkt man nicht, was Jesus an ihnen für heillos hielt. Es war dasselbe, was auch in der christlichen Gesellschaft glänzen und herrschen darf, die Zerstörung der sittlichen Gesinnung durch die Überschätzung zweier hochwichtiger Dinge, des Rechts und der religiösen Pietät. Aus beidem machten sie höchste Bestimmungsgründe des Wollens. Sie meinten gerecht zu sein, wenn sie die Normen des Rechts beobachteten und ließen hinter den Rücksichten der religiösen Pietät alles andere zurücktreten. Demgegenüber sucht Jesus anschaulich zu machen, wie abscheulich die religiöse Pietät wird, die auf Kosten der sittlichen Pflicht geübt wird. Und in überaus scharfen Worten erklärt er es für sittlich notwendig, auf den Rechtsschutz zu verzichten, hinter dem sich die Pharisäer innerlich gesichert fühlten. Warum er das tut, sollte jedem, der sein Dringen auf die Klarheit der Gesinnung oder die Einheitlichkeit und Festigkeit des Wollens verstanden hat, deutlich sein. Denn man handelt nicht aus der Gesinnung heraus, wenn man das Recht, das man sehr wohl als ein Mittel der Gemeinschaft kennt, auch zur Vernichtung der Gemeinschaft zu verwenden wagt. Und man hat

kein einheitliches Wollen, wenn man die sittliche Forderung, die das ganze Herz beansprucht, mit religiösen Rücksichten abweist. In dieser Bekämpfung des Scheinwesens mit Gesinnungsernst gleicht Jesus den Propheten. Aber darin haben wir noch lange nicht das Maß seiner Größe.

Daß man nur von Herzen oder aus der Gesinnung heraus das Gute tun könne, war zur Zeit Jesu durchaus nicht unbekannt. Aber ebenso wie jetzt hütete man sich, diese Erkenntnis wirklich durchzuführen. Es klang und klingt so vortrefflich, wenn gesagt wird, erst müsse man erfahren, was das Gute oder das Gerechte sei, und dann müsse man sich vornehmen, es von Herzen oder aus der Gesinnung heraus zu tun. Diese Sittlichkeit, die heute in der Christenheit herrscht, wie sie damals herrschte, ist die tiefe Heuchelei, die Jesus bekämpft. Er sah in den Herzen der Menschen, die von außen her erfahren wollen, was gut sei, den geheimen Wunsch, in ihrem eigenen Innern durch das Gute nicht behelligt zu werden. In der scheinbar demütigen Willigkeit, sich einer heiligen Überlieferung zu unterwerfen, in dem peinlichen Festhalten an diesem „Objektiven" sah er die zähe Auflehnung gegen Gott. Er hörte die Stimme Gottes in den Gedanken, in denen die eigene innere Lebendigkeit sich aussprach. Wo also Menschen auf innere Selbständigkeit verzichteten und es für gut hielten, sich durch fremde Mächte leiten zu lassen, sah Jesus sie vom Guten und von dem Gott geschieden, der ein Gott der Lebendigen ist. Gedanken, die er aus sich selbst erzeugt, sollen allein den Menschen und sein Handeln regieren. Von diesem Grundsatz aus lassen sich die sittlichen Urteile und Forderungen Jesu verstehen. Dafür hat er alle seine Kräfte eingesetzt, andern ein Reich der Freiheit und der innern Zucht zu öffnen, wo sie selbst wahrhaft lebendig würden und Gott in ihnen der Herr, der sie selig macht. Heute aber noch steht es so, daß man ihm zu folgen meint, wenn man möglichst unselbständig wird. Und vollends die, die über seine Gedanken hinaus zu sein meinen, endigen entweder in Willkür, also in dem Verzicht auf innere Festigkeit, oder sie machen es ebenso, wie die von Jesus bekämpfte Kirchlichkeit, daß sie sich einer fremden Macht unterwerfen, oder dem, was sie als ihnen gegeben hinnehmen. Sie verschmähen zwar die Überlieferung, über die sie sich erhaben dünken. Aber dem wollen sie nachleben, was ihnen durch die Natur als Tendenz eingepflanzt sei. Deshalb sucht man aus der Psychologie oder aus den großen Zügen der Kulturgeschichte zu entnehmen, was die Menschheit in ihre Zukunft leiten müsse.

Dieser Verworrenheit und Mattherzigkeit unserer Zeit steht Jesus gegenüber mit der strengen Forderung, daß der Mensch wirklich aus sich

heraus leben und selbst seinen Weg bestimmen soll. Wenn er die damaligen Führer seines Volks blinde Blindenleiter schalt, so wollte er doch nicht etwa ein sehender Blindenleiter bleiben, sondern er wollte seinen Brüdern dazu helfen, daß sie sehend wurden wie er. Er weiß, daß der Mensch dem Verderben verfallen ist, wenn er das Gute nicht aus sich selbst hervorbringt, als seine Frucht. Aber er weiß auch, daß ein solches Wirken aus der Gesinnung heraus nur da möglich ist, wo der Mensch den Gedanken des Guten, an den er sich gebunden weiß, aus sich erzeugt.

Wir haben nun freilich den Einwand zu erwarten, es könne doch wohl nicht klar zu Tage liegen, daß Jesus so auf das dringt, was so unfromm klingt, auf die volle innere Selbständigkeit des Menschen. Aber es ist nicht schwer zu erweisen, daß es wirklich so ist; und daß Jesus damit den reinen Gedanken des Guten ausgesprochen hat, wie niemand vor und nach ihm, wird sich jeder sittlich Ernste ohne alle Unterweisung selbst sagen. Dagegen ist es wohl zu verstehen, warum man immer wieder bemüht ist, diese Erkenntnis Jesu zu umgehen. Denn sie mutet dem Menschen zu, was ihm am schwersten ist.

Das wenigstens wird niemand verkennen können, was Jesus unter dem guten Willen verstanden hat: es ist der liebevolle Wille. Niemand war mehr wie er davon durchdrungen, daß Gott unser Herz gehört. Wenn er nun trotzdem neben das erste Gebot, das den Menschen gänzlich in Anspruch nehmen soll, ein zweites Gebot stellt, so muß das, was dieses fordert, dieselbe Art des Wollens bedeuten. Jesus kennt nur eine Gottesliebe, die sich immer zugleich als Nächstenliebe darstellen muß. Auch den Nächsten, d. h. den durch die Umstände mit uns verbundenen Menschen sollen wir von ganzem Herzen lieben. Es soll nichts in uns sein, was sich davon gesondert behaupten dürfte, wir sollen ihn lieben wie uns selbst. Es soll auch kein religiöses Verhalten gelten, das dem auf andere Menschen gerichteten liebevollen Willen etwas abbrechen dürfte. Gott selbst ist die völlig freie Güte. Wer ihn aber wirklich liebt, will gesinnt sein wie er. Die Alleinherrschaft der Religion, die für jeden frommen Menschen selbstverständlich ist, führt bei Jesus nicht dazu, das sittliche Wollen einzuschränken, sondern es zu vertiefen, d. h. es zur vollen Klarheit über sich selbst zu bringen. Barmherzigkeit und Güte hat es auch vor Jesus in der Welt gegeben. Aber niemand hatte daran gedacht, daß wir auch den Menschen, dessen Existenz schwer auf die unsere drückt, mit herzlicher Liebe umfassen, also uns an ihm und seinem Wohlergehen freuen und ihn um unsertwillen suchen sollen. Aufrichtige Menschen

haben oft gesagt, das sei unmöglich. Jesus, der die Herzenshärte der Menschen kannte, hat dennoch diese Forderung der Feindesliebe nicht als etwas absonderliches angesehen. Denn er sagt, daß nur ein Mensch, der das kann, ein Kind des Vaters im Himmel sei, während er ja den Menschen, denen er helfen will, ohne weiteres diese Kindeswürde zuzusprechen pflegt. Warum Jesus die Feindesliebe in dieser Welt des Kampfes für möglich hält, ist eine andere Frage. Das aber ist klar, daß er sie jedem Menschen als das sittlich Notwendige zumutet. Paulus spricht in seinem Sinne, wenn er selbst den Heldenmut des Märtyrertodes für sittlich nichtig erklärt, wenn er nicht durchglüht ist von der innerlich freien Liebe, die alles trägt. Wenn Jesus aber das Gebot der Nächstenliebe als das allumfassende hinstellt und nur die Nächstenliebe gelten läßt, in der die Kraft der Feindesliebe steckt, so ist das erwiesen, was zunächst bei einem frommen Manne befremdlich zu sein schien: er hat wirklich die sittliche Güte darin gesehen, daß der Mensch die Kraft hat, sich selbst zu sagen, was er tun soll. Denn das ist ohne Zweifel die Art der Liebe, sie weiß von sich aus, daß es immer gilt, den andern durch Dienen mit sich zu verbinden. Großartiger aber läßt sich die Selbständigkeit des Willens, der sich selbst das Gesetz seines Tuns gibt, nicht ausdrücken, als durch den Hinweis auf Gottes Sonne, die er aufgehen läßt über Böse und Gute. Wenn man uns also fragt, wo Jesus den revolutionär klingenden Gedanken geäußert habe, daß nur die reine Selbständigkeit des Wollens sittliche Güte sei, so bitten wir zu überlegen, wie ernst Jesus den Gedanken der Liebe genommen hat. Eine Liebe, die den Feind umfassen kann, ist wie Luther es ausdrückt, quellende Liebe. Es ist undenkbar, daß sie nur dem Gebot eines andern folgen sollte. Denn es ist ihr Leben, daß sie frei von sich ausgeht und ihrem eigenen Gesetz gehorcht.

Wenn nun Jesus die Gerechtigkeit des Wollens allein in dieser inneren Lebendigkeit sah, so ergibt sich von da aus, daß das Nötigste für den Menschen ist, sich klar zu machen, was er wirklich selbst als das unbedingt Gebotene erfassen kann, und nicht etwa sich bereit finden zu lassen, irgend etwas anderes unbedingt geboten zu nennen. Jesus hat auch nur die zu sich gerechnet, die wahrhaftig sein wollen, und hat die Menschen als seine Todfeinde behandelt, die in der bloßen Treue gegen eine heilige Überlieferung gerecht sein wollten und sich dem Aufruf zu innerer Selbständigkeit verschlossen. Aber wie er überhaupt keine Theorie des Sittlichen entworfen hat, so hat er auch jene Folgerung nicht entwickelt. Nur einmal ist uns ein Wort Jesu überliefert, das darauf geht,

die Frage Luc. 12: warum urteilt ihr nicht von Euch aus, was das Gerechte ist. Dagegen haben wir eine Reihe mächtiger Worte, in denen Jesus der Vorstellung entgegentritt, daß der Mensch überhaupt durch irgend ein von außen ihm gegebenes Gebot eine sichere Leitung empfangen könne. Nicht durch das Verbot des Mordes. Denn wenn nicht in ihm selbst die sittliche Unmöglichkeit entsteht, sich in feindseligen Gegensatz zu einem Menschen zu stellen, so ergießt sich aus seinen geheimsten Regungen tötliches Gift in seine Umgebung. Nicht das Verbot des Ehebruchs. Denn wenn nicht der Mann selbst dazu gekommen ist, daß ihm ohne das Hangen an dem eigenen Weibe das Leben unmöglich wird, so wird ihn kein Verbot dagegen schützen, daß die Reize anderer Frauen seine Ehe innerlich auflösen. Nicht das Verbot des falschen Schwurs. Denn wenn nicht in dem Menschen die Furcht Gottes lebt, der es vor der Hereinziehung des Göttlichen in das Profane schaudert, die also im Grunde den Eid selbst unmöglich macht, so wird er auch den Eid nicht wahrhaft respektieren.

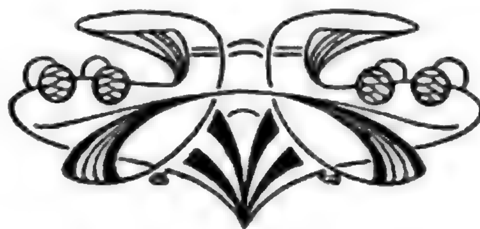
Sittlich unklare Menschen halten sich für innerlich gesichert in dem Gebrauch des Rechts. Diesen Wahn sucht Jesus zu zerreißen, indem er der bloß rechtlichen Ordnung des menschlichen Verkehrs die Forderung entgegenstellt, gänzlich auf sein Recht zu verzichten. Diese Worte haben nun bis heute ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Man nimmt in der Regel gar keinen Anstoß an der Vorstellung, daß Jesus überhaupt seine Jünger mit Geboten zurecht zu bringen suche. Man findet nur, daß diese Forderungen unheimlich hoch gespannt seien. Ohne Widerstand gegen das Böse komme man doch schließlich in dieser Welt nicht aus, und es habe keinen Sinn, seine Ehre dadurch preiszugeben, daß man auf Schläge durch die Willigkeit, sie hinzunehmen, antwortet. Als ob Jesus das nicht gewußt hätte. Hat er doch die Sanftmut selbst nicht geübt, wo sie nutzlose Nachgiebigkeit gegen die Brutalität gewesen wäre. Aber solche Worte hat er gesprochen, um scharf hervorzuheben, daß für den Willen des Menschen nichts eine unverbrüchliche Regel werden kann, als der eine Gedanke, durch dessen Erzeugung der Mensch selbst seinem Willen die Einheit der Gesinnung gibt. Liebevoll sollen wir immer handeln, auch gegen den Feind. Diese einzige Norm, die der Liebevolle frei aus sich selbst gewinnt, ist unverbrüchlich. Und jede Gestaltung der menschlichen Verhältnisse, die auf dieses wahre Erzeugnis der Freiheit zurückgeht, wird der sittlich Lebendige als unauflöslich ehren, wie z. B. die Ehe. Aber allen andern Ordnungen, die nicht so aus der freien Gesinnung stammen, kann ihr Gegenteil gegenübertreten mit einem Anspruch, der

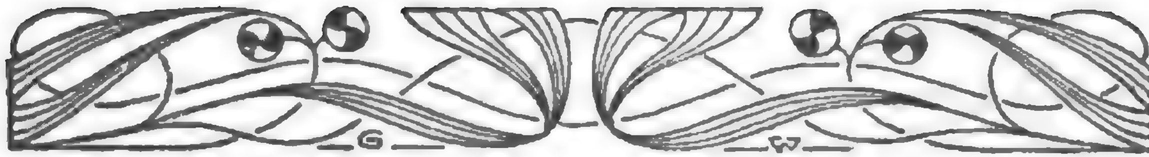
sich sittlich nicht abweisen läßt. Jesus wollte also mit diesen Worten die Ketten brechen, mit denen man den Menschen schändet, indem man ihn der unbedingten Leitung dessen unterwirft, was nicht aus seinem Innern hervorgeht. Den Unsinn der Vorstellung wollte er veranschaulichen, daß unser Wollen durch irgend eine von außen auferlegte Regel sicher geleitet werden könne. Wie eine solche Regel an der aus einem bestimmten Moment hervorgehenden sittlichen Notwendigkeit zersplittere, will er veranschaulichen. Aber das erreicht er freilich nur bei denen, die sich zu der Erkenntnis haben leiten lassen, daß allein der innerlich unabhängige liebevolle Wille, der seinen eigenen Weg geht, der gute Wille ist. Bei den meisten in der christlichen Gemeinde ist es noch immer so, daß sie, obgleich sie selbst nicht danach handeln, es für selbstverständlich erklären, daß den in der h. Schrift überlieferten Geboten Jesu blindlings gehorcht werden müsse. Die Pietät gegen den Befreier des Gewissens benutzt man eifrig dazu, das selbständige Gewissen zu ersticken. Viele träumen mit Tolstoi davon, wie schön es wäre, wenn alle so auf eigene sittliche Einsicht verzichteten. Einige klagen darüber, daß es ihnen durch die veränderten Verhältnisse unmöglich gemacht werde, allen Geboten Jesu zu gehorchen. Jesus selbst aber hat nicht daran gedacht, mit seinen Forderungen andere zu blindem Gehorsam zu zwingen. Er wollte sie nicht unterjochen, sondern ihnen dienen, damit sie die selbständige Einsicht der sittlich Ernsten gewönnen.

Die Aufmerksamkeit auf die Worte Jesu, die die Christen für absolut verbindlich erklärten, aber nicht befolgten, die Frage, ob wir nicht in Jesu einen von leidenschaftlichen Impulsen fortgerissenen, also sittlich unklaren und ohnmächtigen Menschen zu sehen hätten —, das alles ist zur rechten Zeit gekommen. Denn darin ist das Interesse an dem kostbarsten Gut der Menschheit erwacht. Alle, die sich in der Erinnerung an das persönliche Leben Jesu sammeln, werden durch das ungeheure Selbstgefühl, das ihnen daraus entgegenschlägt, erregt. Und wenn dann die ehrliche Frage erhoben wird, ob nicht die Ansprüche Jesu daran scheitern, daß wir geistig über ihn hinauswachsen, so wird die Antwort bald gefunden sein. Die Gedanken Jesu, in denen die Kraft des persönlichen Lebens erscheint, seine sittlichen Gedanken fangen wir jetzt erst an zu verstehen. Was wir aber davon verstehen, macht es uns erklärlich, daß der Mann, der mit dieser Erkenntnis die Zuversicht verbinden konnte, seine Gewalt über die Herzen werde die Qual des Schuldgefühls hinwegnehmen, Kraft und Friede für viele Menschen wurde. Denn das ist nicht schwer zu sehen, daß die sittlichen Grundgedanken, die als der Ausdruck seiner Gesinnung die ganze Verkündigung Jesu durchziehen, die ewigen Ge-

danken der persönlich Lebendigen sind. Das völlig selbständige Wollen der in der eigenen Erkenntnis ruhenden Gesinnung und die Sammlung in dem einen Ziel der herzlichen Gemeinschaft unter selbständigen Wesen, aus diesen beiden Idealen geht die persönliche Lebendigkeit hervor, in der der Mensch zum Menschen wird. Jesus aber hat diese beiden Ideale, von denen keines ohne das andere herrschen kann, in seinem Gedanken der Liebe verbunden. Er hat sie dadurch den Armen am Geist nahe gebracht und doch zugleich den Weg gewiesen, wie man ihrer Unerschöpflichkeit inne werden kann. Der Menschheit hat er in dieser Erkenntnis ihre ewige Zukunft aufgeschlossen. Er hat sie aber auch dadurch auf eine neue Stufe ihrer Geschichte gehoben, daß überall, wo er die Herzen in Ehrfurcht und Liebe bezwungen hat, der sittliche Gedanke, gegen den sich die Selbstsucht des natürlichen Lebens auflehnt, anfängt, eine geschichtliche Macht zu werden. Das sind Tatsachen, die in Christen ihren Glauben stärken können, daß sie es in Jesus mit dem Geist zu tun haben, der in alle Zukunft herrschen wird.

Vielleicht dürfen wir hoffen, daß das Christentum jetzt an einem neuen Anfang steht, wo die Erkenntnis durch dringt, daß zu Jesus Christus nicht die gehören, die ihnen innerlich fremde Vorstellungen anerkennen wollen und das dann Gehorsam des Glaubens nennen, sondern die allein, die sich durch die Klarheit seiner sittlichen Gedanken zu wahrhaftiger Selbstbesinnung führen lassen und an der Wirklichkeit seiner Person in dieser Welt den Trost gewinnen, dessen sie bei ihrem Kampf bedürfen, die Offenbarung des Gottes, in dessen Willen das Gute allmächtig ist.





Bayern und das Reich.

Von

* * *

(Schluß.)

II.

Während die pfälzische Linie der Wittelsbacher sich der Reformation zuwendete, und die Kurfürsten von der Pfalz längere Zeit als Vorkämpfer des Protestantismus auftraten, hielten die bayerischen Wittelsbacher am alten Glauben fest. Namentlich hat es Maximilian I., der spätere Kurfürst, bewirkt, daß die Reformation nicht bloß in Süddeutschland zum Stehen kam, sondern daß zunächst in dem Kampfe der protestantischen wider die katholischen Reichsstände die letzteren entscheidend siegten. Seit Maximilian I. sind auch die Wittelsbacher in Bayern ununterbrochen für die katholische Kirche und Lehre eingetreten und haben alles aufgeboten, um die Reformation und die lutherische Lehre von ihrem Volk ferne zu halten. Infolgedessen war Bayern bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts ein ausschließlich katholisches Land; nur das katholische Glaubensbekenntnis war zugelassen, nur die katholische Kirche war staatlich anerkannt. Den Evangelischen war Niederlassung, Verehelichung und Gewerbebetrieb in Bayern nicht gestattet; die Ablegung das katholischen Glaubensbekenntnisses war Voraussetzung zur Anstellung im Zivilstaatsdienst wie beim Militär; die Erziehung des Volkes im katholischen Glauben war Hauptziel des öffentlichen Unterrichts; die Erfüllung der religiösen Pflichten seitens der Untertanen wurde durch die weltlichen Behörden beaufsichtigt; der Verkehr bayerischer Untertanen mit ganz oder teilweise ketzerischen Orten des Auslandes wurde strenge beaufsichtigt, durch eine strenge Preßpolizei wurde das Eindringen ketzerischer oder doch dem lange Zeit herrschenden Jesuitismus verdächtiger Anschauungen zu verhindern gesucht usw.

Durch diese Maßregeln wurde begreiflicherweise das bayerische Volk von der gewaltigen geistigen Bewegung ausgeschlossen, welche im 18. Jahrhundert durch ganz Deutschland sich geltend machte, es erhielt sich im bayerischen Volke eine geistige Rückständigkeit, die im 19. Jahrhundert

erst allmählich beseitigt werden konnte, nachdem mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Maximilian IV. Josef aus der erst Mitte des 18. Jahrhunderts katholisch gewordenen Zweibrückener Linie eine freiere religiöse Richtung eingetreten war, die nach dem Erwerbe umfangreicher nichtkatholischer Gebiete zur Beseitigung der Ausschließlichkeit der katholischen Konfession und zur Gleichstellung der Protestanten und Reformierten mit den Katholiken führte.

Schon am 10. November 1800 bestimmte ein kurfürstlicher Erlaß, daß die katholische Konfession nicht mehr Voraussetzung der Ansässigmachung in Bayern sein solle; ein Edikt vom 10. Januar 1803 dehnte sodann die Glaubensfreiheit auf die Herzogtümer Schwaben und Franken aus, indem gleichzeitig gewisse weitere Folgerungen aus diesem Grundsatze gezogen wurden und namentlich die Gleichstellung der drei christlichen Konfessionen in Bezug auf die bürgerlichen und politischen Rechte ausgesprochen wurde.

In einer Verordnung vom 7. Mai 1804 wurden hierauf die Grundsätze des Verhältnisses des Staates zur kirchlichen Gewalt festgestellt. Es wurde in dieser Beziehung gesagt, daß die weltliche Regierung in rein geistliche Gegenstände des Gewissens und der Glaubenslehre und in die Handhabung des bischöflichen Oberhirtenamtes über innere Kirchenangelegenheiten sich nicht weiter einmische, „als um Mißbräuche, die dem Wohle des Staates nachteilig werden können, zu verhüten". Andererseits werde aber auch nie geduldet werden, „daß die Geistlichkeit und irgend eine Kirche einen Staat im Staate bilde" und „in ihren weltlichen Handlungen und mit ihren Besitzungen den Gesetzen und der gesetzmäßigen Obrigkeit sich entziehe". Die weltliche Oberaufsicht werde immer strenge gehandhabt werden. In sogenannten gemischten Angelegenheiten, d. h. solchen, bei welchen Staat und Kirche gleichmäßig beteiligt erscheinen, werde der Landesherr seine Mitwirkung nicht ausschließen lassen.

Im Sinne dieser Grundzüge erging dann das Edikt vom 24. März 1809 „über die äußeren Rechtsverhältnisse der Einwohner des Königreichs Baiern in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften usw." Dieses Edikt, dessen Bestimmungen im wesentlichen dem preußischen Landrechte entnommen sind, ist zum Teil wörtlich in das Religionsedikt von 1818 übergegangen, das gegenwärtig noch geltendes Recht ist und die Beziehungen des Staates zu den Religionsgesellschaften regelt.

Bei den zahlreichen kirchenpolitischen Erlassen der damaligen Zeit handelte es sich in erster Linie darum, die Abgeschlossenheit des bayerischen Staates in konfessioneller Hinsicht zu beseitigen und aus Bayern einen

paritätischen, auf dem Grundsatze der Toleranz beruhenden Staat zu schaffen. Sodann zielte die damalige kirchenpolitische Gesetzgebung Bayerns dahin, die Kirchenhoheit des Staates, das sogenannte jus circa sacra, den Kirchengesellschaften, namentlich aber der katholischen Kirche gegenüber, entschieden zur Geltung zu bringen.

In diesem letzteren Punkte lag übrigens in dem Vorgehen der bayerischen Regierung keineswegs etwas neues und unerhörtes; vielmehr haben die bayerischen Fürsten schon Jahrhunderte lang vorher die Kirchenhoheit der katholischen Kirche gegenüber geltend gemacht und in sehr einschneidender Weise durch eine landesfürstliche Behörde, den geistlichen Rat, handhaben lassen.

So lange Bayern infolge der Bemühungen der Regierung ein ausschließlich katholisches, vom Gift des Protestantismus nicht berührtes Land war und die bayerischen Fürsten trotz der Geltendmachung der Kirchenhoheit sich durch Abhaltung der Ketzerei von ihrem Lande als treue Söhne der Kirche bewiesen, erhob die Kurie vom Standpunkte des tolerari posse et dissimulare gegen die kirchenpolitischen Maßregeln der bayerischen Landesherren keinen Widerspruch. Als aber im Anfange des 19. Jahrhunderts in Bayern die Religionsfreiheit eingeführt wurde, änderte sich die Sachlage, wie sich sofort bei den schon im Jahre 1806 eingeleiteten Verhandlungen über ein mit dem päpstlichen Stuhle abzuschließendes Konkordat zeigte. Als bei denselben die bayerische Regierung darüber keinen Zweifel aufkommen ließ, daß sie auf die Kirchenhoheitsrechte, welche die bayerischen Landesherren seit Jahrhunderten ausgeübt hatten, der katholischen Kirche gegenüber niemals verzichten und auch die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erlassenen, auf die Gewissensfreiheit bezüglichen Gesetze nicht aufheben werde, ergaben sich mit der Kurie Schwierigkeiten, welche namentlich zur Folge hatten, daß die bereits im Jahre 1806 eingeleiteten Verhandlungen wegen Abschlusses eines Konkordats erst im Jahre 1817 zu einem Ergebnisse führten. Mit dem Abschlusse des Konkordats war übrigens der Friede zwischen Staat und Kirche nicht hergestellt, sondern es begannen jetzt erst recht die Zwistigkeiten und Streitigkeiten zwischen der bayerischen Regierung und der Kurie bezw. der deren Interessen vertretenden Partei namentlich über das Verhältnis des Konkordats zu verschiedenen demselben widersprechenden Bestimmungen der Verfassungsurkunde. Diese Streitigkeiten dauerten, wenn auch mit wiederholten Unterbrechungen, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, obwohl sich wahrlich die katholische Kirche in Bayern über Bedrückung nicht beklagen konnte. Ganz abgesehen von dem ultramontanen

Ministerium Abel, während dessen Dauer weit mehr die Protestanten mit Recht über Zurücksetzung zu klagen Anlaß hatten, zeigte die bayerische Regierung der katholischen Kirche gegenüber stets das größte Entgegenkommen, so weit ein solches im Rahmen des Gesetzes möglich war, wie dies u. a. die zahlreichen Klostergründungen im vorigen Jahrhundert und die Begünstigungen beweisen, die denselben erteilt wurden.

Ein besonders lebhafter Streit war schließlich darüber ausgebrochen, ob die Beschlüsse des vatikanischen Konzils, um in Bayern staatlicherseits Anerkennung zu finden, des Königlichen Placets bedürfen und ob daher die Altkatholiken, die diese Beschlüsse verwerfen, von der bayerischen Regierung noch als Mitglieder der katholischen Kirche zu betrachten seien. Die Regierung bejahte zunächst diese Fragen, im Frühjahr 1890 gab sie aber diesen aus verschiedenen Gründen nicht haltbaren Standpunkt in bezug auf die zweite Frage auf, indem sie erklärte, daß die Altkatholiken deshalb nicht mehr als Mitglieder der katholischen Kirche gelten könnten, weil sie außer dem Unfehlbarkeitsdogma auch noch anderen Lehren der katholischen Kirche ihre Anerkennung versagten. Auf diese Weise hatte zwar die Regierung formell insofern gesiegt, als sie an der veralteten Einrichtung des Placets festgehalten hatte, materiell hatte sie aber unzweifelhaft eine Niederlage erlitten, da sie in bezug auf die Stellung der Altkatholiken ihren früheren Standpunkt in wenig vornehmer und rechtlich auch anfechtbarer Weise geändert und dem dahingehenden Verlangen der Kirche nachgegeben hatte.

Seit dem Ende des Altkatholikenstreites und dem im Jahre 1890 erfolgten Rücktritt des Ministers von Lutz hat denn auch die ultramontane Richtung in Bayern immer mehr zugenommen und ist die Nachgiebigkeit des Ministeriums gegen das Zentrum und die katholische Kirche immer größer geworden, obwohl das Ministerium in gewissen Kreisen als liberal galt und in ihm zeitweise drei Protestanten saßen.

Wenn man die ebenso energische wie freisinnige Kirchenpolitik, welche die bayerische Regierung vor einem Jahrhundert verfolgte, mit der unglaublich schwächlichen Haltung vergleicht, die das Ministerium seit mehr als zehn Jahren der ultramontanen Partei gegenüber beobachtet, so fällt der Vergleich gewiß nicht zu Gunsten der Gegenwart aus. Da das Ministerium weiß und wissen muß, daß der Ultramontanismus nicht bloß der Feind der Gewissensfreiheit und jeder freien geistigen Regung ist, sondern vor allem auch die Herrschaft der Kirche über den Staat anstrebt, daher geradezu als staatsgefährlich zu betrachten ist, so kann der Grund für diese Haltung der bayerischen Regierung der ultramontanen

Partei gegenüber neben der stark kirchlichen Richtung in Hofkreisen nur darin erblickt werden, daß die ultramontane Partei als durch und durch partikularistisch betrachtet wird und daher als Stütze für die Wahrung der Selbständigkeit Bayerns gilt. Ob dies in jeder Hinsicht zutreffend ist und ob nicht das Zentrum unter Umständen auch geneigt ist, zur Förderung kirchlicher Interessen und Machtgelüste unitarische Bahnen einzuschlagen, mag gegenüber dem vom Zentrum im Reichstage seinerzeit gestellten Toleranzantrage zweifelhaft sein. Jedenfalls kann man vorläufig und auf lange hinaus den Ultramontanismus als den festen Halt des Partikularismus in Bayern betrachten. Weil dem so ist, ist man in höchsten und allerhöchsten Kreisen nachsichtig gegen das Zentrum, dem man alles verzeiht, sogar das verwerfliche Bündnis mit der Sozialdemokratie.

Würde die liberale Partei oder eine andere auf nationalem Boden stehende, jeden ungesunden Partikularismus bekämpfende Partei in der Weise die Staatsautorität zu untergraben suchen, wie es das Zentrum seit Jahren tut, so würde ihr die Regierung sicherlich sehr bald ein energisches „Quos ego“ zurufen. Dem Zentrum tritt man aber nur dann entgegen, wenn es zu sehr über die Schnur haut, im übrigen betrachtet man es als ein wertvolles Werkzeug für partikularistische Gelüste und behandelt es dementsprechend mit Wohlwollen, das so weit geht, daß sich die Minister schon wiederholt nach Form und Inhalt unbegreifliche Angriffe auf ihre Verwaltung seitens der Zentrumsgrößen haben gefallen lassen. Es ist klar, daß durch die im vorstehenden angedeutete Politik die bayerische Regierung in eine schiefe Lage, in eine Art Zwickmühle gekommen ist. Um der nationalen Strömung möglichst wenig entgegenzukommen, stützt sich die Regierung auf das partikularistische Zentrum, obwohl sie weiß, daß sie dadurch in eine höchst bedenkliche Abhängigkeit von dieser Partei geraten ist.

Wiederholt ist schon von der Regierung mit Emphase betont worden, daß Bayern kein parlamentarisch regierter Staat ist und daß namentlich die Krone die Minister nicht nach dem Willen der Volksvertretung, sondern nach ihrem Ermessen ernennt und entläßt. Damit ist aber der Kern der Sache nicht getroffen. Die frei von der Krone ausgewählten Minister müssen auch völlig unabhängig und ohne fortwährende Rücksichtnahme auf die eine oder andere Partei die Regierung führen, denn sonst entsteht eine versteckte parlamentarische Regierung, welche schlimmer ist als eine offene Parlamentsherrschaft. In Bayern liegen aber die Dinge tatsächlich so, daß das Ministerium, obwohl es formell der Zentrumspartei nicht an-

gehört, doch in der Hauptsache die Geschäfte im Sinne dieser Partei führt, den Wünschen derselben so weit als möglich entgegenkommt und sich eine Einmischung seitens dieser Partei auch in Angelegenheiten gefallen läßt, die der Einwirkung der Volksvertretung entzogen sein sollen.

Daß eine derartige Politik auf die Dauer nicht haltbar ist, wenn nicht in Bayern eine völlige Versumpfung in politischer Beziehung eintreten soll, ist klar. Die bayerische Regierung muß sich dem Einflusse des Zentrums entziehen; das kann sie aber nur, wenn sie eine entschieden nationale Politik verfolgt und infolgedessen alles Liebäugeln mit dem Zentrum als der Partei des Partikularismus aufgibt. Stützt sich die Regierung nicht mehr auf das Zentrum wegen seiner partikularistischen Richtung, dann wird sie von selbst dazu kommen, das Zentrum als die Partei des Ultramontanismus zu bekämpfen, wenn die Grundsätze der Gewissensfreiheit und der Parität, auf welchen die bayerische Verfassungsurkunde beruht, aufrecht erhalten bleiben sollen und der konfessionelle Frieden im Lande gewahrt bleiben soll.

Mit einem Worte: wer es gut mit Bayern meint, und wünscht, daß dieser zweitgrößte deutsche Staat und größte süddeutsche Staat die ihm gebührende Stellung im Reich einnimmt, kann nur hoffen, daß die bayerische Regierung eine rückhaltslos nationale Politik verfolgt und den Ultramontanismus entschieden bekämpft.

Eine entschieden nationale Politik muß Bayern schon in seinem eigenen Interesse verfolgen, denn nur auf diese Weise kann es einen weit über seine Größe und sonstige Bedeutung hinausgehenden Einfluß im Reiche erwerben, bezw. erhalten, und außerdem auch dazu beitragen, daß auf die Bedürfnisse und Interessen der süddeutschen Staaten in Reichsangelegenheiten gebührend Rücksicht genommen wird.

Läßt sich dagegen die bayerische Regierung durch das Zentrum immer mehr in eine Politik des kleinlichen Partikularismus treiben, so wird zwar darüber das Reich nicht in Trümmer fallen, denn dazu ist dieses doch zu fest gefügt, und trotz aller angeblichen Reichsverdrossenheit nimmt der Reichsgedanke fortwährend an Stärke zu. Aber Bayern würde die Folgen einer solchen Politik sehr bald zu spüren bekommen, weil man auf Bayern immer weniger Rücksicht nehmen und sein Einfluß auf die Reichsangelegenheiten sich immer mehr mindern würde.

Die Bekämpfung des Ultramontanismus, der am liebsten Bayern auf den Standpunkt vom Anfange des 19. Jahrhunderts zurückschrauben möchte, liegt vor allem im Interesse des bayerischen Staates, liegt aber auch im Interesse des Reiches. Die Partei des Ultramontanismus hat

nicht bloß im Reichstage eine maßgebende Stellung, sondern beeinflußt auch in bedenklicher Weise die Reichsregierung, wie verschiedene Maßregeln derselben nur zu deutlich zeigten. In Preußen liegt die Sache ähnlich, zumal hier die konservative Partei, in der der strengere Protestantismus eine so große Rolle spielt, geneigt ist, Hand in Hand mit dem Ultramontanismus gegen jede freiheitliche und liberale Richtung Stellung zu nehmen. Auch in anderen Einzelstaaten macht sich immer mehr ultramontaner Einfluß geltend.

Rafft sich nun die bayerische Regierung zu einer entschiedenen Bekämpfung des Ultramontanismus auf, so wird sie auch dem Reiche einen großen Dienst erweisen, denn der Einfluß des Zentrums auf die Angelegenheiten des Reichs kann erst dann mit Erfolg bekämpft werden, wenn die Stellung des Ultramontanismus im größten katholischen Staate des Reiches erschüttert ist und die bayerische Regierung den Beweis geliefert hat, daß man gut katholisch gesinnt sein kann, es aber doch für seine Pflicht hält, dem Ultramontanismus als Feind des Staates entschieden entgegen zu treten.

Die hier für notwendig erklärte Wendung in der bayerischen Politik muß von der Regierung ausgehen, denn sie hat durch ihre Nachgiebigkeit gegen das Zentrum die gegenwärtigen trostlosen Zustände in der Hauptsache verschuldet und auch das Anwachsen dieser Partei mit veranlaßt, denn es ist klar, daß viele schwankende Elemente derjenigen Partei zugeführt wurden, die sich augenscheinlich der Gunst der Regierung erfreut.

Die Regierung muß aber um so mehr die Wendung in der Politik von sich aus vornehmen, weil die liberale Partei, welche bedeutender Führer entbehrt, ein klares die großen Massen packendes Programm nicht besitzt und durch verschiedene seit einer Reihe von Jahren gemachte Fehler an Einfluß und Ansehen erheblich eingebüßt hat, nicht die Macht besitzt, die Regierung in eine bestimmte Richtung zu treiben.

Daß die bayerische Regierung in der nächsten Zeit die durch die Interessen des bayerischen Staates geforderte Politik einschlägt, ist allerdings nicht wahrscheinlich. Solange die gegenwärtig an der Spitze des bayerischen Staatswesens stehenden Männer dessen Geschicke leiten, wird an dem Grundsatze „Quieta non movere“ mit Zähigkeit festgehalten und alles vermieden, was zu einem Konflikte mit der gegenwärtig maßgebenden ultramontanen Partei führen könnte. Früher oder später muß aber die Wendung eintreten; dann erst wird die Stellung Bayerns zum Reiche und im Reiche eine gesunde und klare sein.





Louise von Coligny und die Häuser Oranien und Hohenzollern.

Von

Ludwig Keller.

Unter den schweren Heimsuchungen, die Frankreichs großer Admiral Gaspard Graf von Coligny sein Leben hindurch zu erdulden gehabt hat, war das Familienglück, das ihm beschieden war, für ihn die beste Quelle des Trostes und der Stärkung, und unter der Schar der blühenden Söhne und Töchter, die ihn umgaben, stand die am 28. September 1555 geborene Louise seinem Herzen besonders nahe. Er sprach mit Vorliebe gerade von diesem Kinde; er lobte gern ihren scharfen Verstand und ihre Selbstlosigkeit, ihren sicheren Takt und ihre Herzensgüte. Es war, als ob er fühle, daß gerade diese Tochter die besseren Seiten seines Wesens wiederspiegele und als ob er ahne, daß gerade durch sie sein eigenes Lebenswerk, dem die Bartholomäusnacht ein zu frühes Ziel setzte, seine Weiterführung finden werde.

Die gleichzeitigen Chronisten, die in ihre Annalen nur das im gröbsten Ausmaß Sinnenfällige, nur die Haupt- und Staatsaktionen einzutragen gewohnt waren, sind dem stillen Wirken der ungewöhnlichen Frau nicht gerecht geworden. Erst als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Louisens Briefwechsel an das Licht kam[1]), erkannte man, welch' große geschichtliche Bedeutung die Tochter Colignys für ihre, wie für die folgenden Zeiten gewonnen hat. Jetzt erst ließ sich übersehen, wie viel diese Frau für die drei großen Männer gewesen ist, die auf politischem Gebiete die Bahnbrecher eines neuen Zeitalters und die Vorkämpfer des neuzeitlichen Toleranzstaates geworden sind: für ihren Gemahl, Wilhelm von Oranien, den Befreier der Niederlande, für ihren Sohn, Friedrich Heinrich von Oranien, der das Werk des Vaters vollendete und die befreiten Niederlande zur Vormacht der protestantischen Welt erhob, sowie endlich und nicht am wenigsten für ihren Altersgenossen und Jugendgespielen, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich, in dessen Nähe sie nach seiner Thronbesteigung viele Jahre lang gelebt hat.

Von Louisens Kinderjahren erfahren wir nicht viel, wir wissen nur, daß eben in der Zeit, als das junge Mädchen den Ereignissen seiner Umgebung mit

[1]) Correspondance de Louise de Coligny Princesse d'Orange (1555—1620). Rec. par Paul Marchegay. Publ. par Léon Marlet. Paris 1887.

Verständnis und Anteilnahme zu folgen begann, bereits die Wogen der ersten französischen Religionskriege an die Pforten des alten Stammschlosses Chatillon schlugen, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte.

Nicht nur, daß der Vater, an dem Louise auf das zärtlichste hing, zu Felde ziehen mußte, nicht nur, daß die Nachrichten von dem Blutbad zu Vassy und dem Heldentode mancher Freunde des Hauses an ihr Ohr drangen — bereits damals schlich sich der Meuchelmord in ihre Nähe. Im Jahre 1569 starb der Bruder ihres Vaters, Odet an Gift und noch in demselben Jahre ward ihr Vetter, der Prinz Condé, obwohl verwundet und Gefangener, meuchlings erschossen. Schon ein Jahr früher war ihre Mutter, Charlotte von Laval, gestorben, und der Admiral hatte die Tochter, in deren Nähe er selbst nicht bleiben konnte, unter den Schutz der Königin-Witwe von Navarra gestellt, die damals mit ihrem jungen Sohn Heinrich, dem späteren Heinrich IV., in Rochelle Sicherheit gesucht hatte. Hier war es, wo die Freundschaft der beiden jungen Leute für das Leben geknüpft wurde.

Coligny, der in den schweren Kämpfen der Zeit sein Leben ernstlich bedroht sah, hegte den lebhaften Wunsch, seine Tochter bald verheiratet zu wissen, und Louise entschloß sich, dem Antrage eines Kavaliers aus altem französischen Adel, der zu der militärischen Umgebung des Admirals gehörte, Charles Téligny, Folge zu geben. Am 26. Mai 1571 fand die Hochzeit statt, die durch die Teilnahme der Königin-Witwe Jeanne d'Albret, ihres Sohnes Heinrich und des Prinzen Ludwig von Nassau, der seinen Bruder Wilhelm I. von Oranien vertrat, erhöhte Bedeutung erhielt. Kaum war der Glanz der Festtage verrauscht, da begannen vom Pariser Hofe aus die Versuche, das Vertrauen des jungen Téligny zu gewinnen, der sich, wie man wußte, der besonderen Zuneigung Colignys erfreute.

Die Führer der französischen Protestanten hatten sich, durch traurige Erfahrungen gewarnt, lange Zeit vom Hofe ferngehalten, und auch noch im Sommer 1572, als König Karl IX. die Einladungen zu der Hochzeit Heinrichs von Navarra mit seiner Schwester Margarethe hatte ergehen lassen, waren bei vielen Protestanten die Bedenken keineswegs geschwunden. In dieser Lage war es Téligny, der auf die Stimmung Colignys ermutigend einwirkte und der, begleitet von seiner jungen Frau, voll Hoffnung und Zuversicht nach Paris reiste.

Am 9. Juli 1572 hatte Heinrich von Navarra seinen feierlichen Einzug gehalten, von den heißesten Wünschen seiner Freunde, nicht am wenigsten auch denen Louise von Colignys begleitet. Die Ereignisse der ersten Wochen schienen Téligny recht zu geben: der König und seine Gemahlin Katharina von Medici überhäuften gerade ihn und seine jugendliche Gattin auf alle Art mit Beweisen ihrer Gnade. Als nach dem mißlungenen ersten Attentat auf den Admiral die Freunde zum schleunigen Abzug aus Paris rieten, war es Téligny, der den Schwiegervater zu überzeugen verstand, daß keinerlei Grund zum Mißtrauen vorliege.

Die Ereignisse, die sich zwei Tage nach Colignys Verwundung abspielten, sollten den Beweis liefern, wie sehr sich Téligny getäuscht hatte: der Admiral

wie sein Schwiegersohn erlagen den Streichen der Meuchelmörder als erste Opfer der Bartholomäusnacht.

Louise hatte, während Téligny in der Nähe des Verwundeten geblieben war, in einem der Seitengemächer des Palais Coligny Ruhe gesucht. Aber der Waffenlärm war rasch bis zu ihr gedrungen, und vor ihren Ohren, wenn nicht sogar vor ihren Augen vollzog sich das Entsetzliche. Sie selbst hat nie etwas über die Schreckensnacht verlauten lassen. Wir wissen nur, daß es ihr gelang, den Häschern zu entkommen und daß sie im Herbst 1572 mit ihrer ebenfalls geflüchteten Stiefmutter Jacqueline d'Entremonts, die in Chatillon zurückgeblieben war, in der Schweiz zusammentraf.

Während letztere, als sie in Savoyen, ihrer Heimat, eine Zuflucht suchte, vom Herzog Emanuel Philibert in den Kerker geworfen ward, in dem sie im Jahre 1599 gestorben ist, suchte und fand Louise erst in Genf und Bern und dann in Basel Schutz und sicheren Aufenthalt. Hier fanden sich auch alsbald ihre beiden den Nachstellungen entronnenen Brüder Franz und Odet ein, während der jüngste Bruder Karl, der damals erst acht Jahre alt war, verhaftet und in ein Kloster gesperrt worden war, wo er im katholischen Glauben erzogen ward.

Inzwischen zeitigte in Frankreich der ausgestreute Same des Hasses immer häßlichere Früchte, und König und Volk konnten ihrer Rache an dem Hause Coligny kaum genug tun. Karl IX. erließ den Befehl, daß der Leichnam des Admirals an den Galgen gehängt werde; die Güter der Familie wurden ebenso wie die seiner Witwe mit Beschlag belegt. Die Folge war, daß die im Reichtum des väterlichen Hauses erzogene und verwöhnte Louise in Armut und Entbehrung zu Basel ihr zerschelltes Lebensglück betrauern und den Tod aller derer, die sie geliebt hatte, in Einsamkeit beklagen konnte.

Man darf ruhig sagen, daß unter solcher Schicksale Last Tausende von Frauen ihres jugendlichen Alters — Louise war, als sie in Basel lebte, noch nicht zwanzig Jahre alt — seelisch und körperlich zusammengebrochen wären, und tatsächlich wandten sich ihr in Befürchtung dieses Ausgangs die Augen der Glaubensgenossen in ganz Europa voll Mitleid zu. Aber das Mitleid verwandelte sich bald in Bewunderung, als man die Seelenstärke sah, mit der die junge Dulderin den Dingen wie den Menschen gegenübertrat. Schon jetzt zeigte sie sich als die Frau, die wir später in ihr kennen lernen werden, als ein Gemüt von großer Selbstbeherrschung und Hingabe, aber auch von großen und edlen Leidenschaften, und der männliche Zug, der in ihrem Wesen lag, trat in Erscheinung. Jetzt wie später enttäuschte die Tochter Colignys ihre Feinde wie ihre Freunde: jung und wenig welterfahren hatte sie bis dahin an der Seite eines jugendlichen Gatten gestanden. Auf sich selbst gestellt und durch eine schwere Schule gegangen, erkannte und fühlte sie, indem sie sich in Gottes Willen ergab, ungekannte Kräfte in ihrer Seele wachsen. Alles, was denen, die an äußeren Gütern haften, unentbehrlich schien, ward für sie zum wesenlosen Scheine. In einer Umgebung, die vom Hasse triefte, ist, soweit ihre Briefe Zeugnis geben,

nie ein Wort des Hasses über ihre Lippen gekommen. Der Glaube und die Hoffnung, die sie, die schwergeprüfte, nie verließen, prägt sich rührend in dem Wahlspruch aus, den sie sich gewählt hatte, in dem Spruche „Dein Reich komme". Das einzige, wofür sie lebte, war und blieb hinfort ihre große Sache, die Sache — la chause, wie sie zu sagen pflegte —, für die ihr Vater und so viele ihrer Freunde und Verwandten in den Tod gegangen waren.

Louise war mit nichten geneigt, sich vor der Ungerechtigkeit der Menschen in Schwäche zu beugen, und gleich die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, ihr gutes Recht zu wahren, ergriff sie ohne Menschenfurcht.

Am 30. Mai 1574 starb König Karl IX., und sein Bruder Heinrich, damals König von Polen, folgte in Frankreich als Heinrich III. Das Edikt von Beaulieu vom Mai 1576 machte den Verbannten die Rückkehr nach Frankreich möglich und Louise ließ sich im Jahre 1577 in Lierville, einer kleinen Besitzung ihres verstorbenen Gatten nieder. Ihr Verhalten ließ alsbald die Gründe erkennen, die sie zu diesem für sie nach allem in Frankreich erlebten sehr schweren Schritte bestimmt hatten.

Die Zurücknahme des königlichen Edikts vom 27. Oktober 1572, durch welches die Leiche Colignys geschändet, sein Andenken beschimpft und sein Vermögen konfisziert worden war, war zwar in dem Edikt von Beaulieu verheißen worden, aber die Ausführung der Zusage erlitt unbegreifliche Verzögerungen. Da entschloß sich Louise zu einem Schritte, der hohe Bewunderung verdient: sie reiste an den Hof, dessen Sittenlosigkeit damals das allgemeine Tagesgespräch bildete, an den Hof, wo noch immer die Männer in Ansehen standen, deren Hände mit Blut und unrechtem Gut besudelt waren und wo für Colignys Tochter wohl der ungeeignetste Ort in der Welt war. Man kann ermessen, wie die Netze gesponnen worden sind: aber selbst der bekannte Historiker der Guisen, Brantôme, dessen böser Zunge nichts heilig war, hat in seiner Schilderung dieses Besuches nicht gewagt, ihr irgend einen Makel anzuhängen. Mit reinen Händen, wie sie gekommen war, verließ sie das Hoflager, freilich ohne ihren Zweck erreicht zu haben.

Wenn man die Haltung und den Charakter Louisens recht verstehen will, so muß man die religiöse Weltanschauung, in der sie erzogen war und die in ihrer Seele Gestalt gewonnen hatte, sich gegenwärtig zu halten suchen.

Louise war wie ihr Vater, ihre Mutter und ihre Stiefmutter eine Hugenottin im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, das aus den Religionskämpfen der vorreformatorischen Zeiten stammte und das infolge der französisch-niederländischen Religionskriege erst als Scheltname und dann als Ehrenname Verbreitung gefunden hatte. Diese Hugenotten im engeren Sinne zählten sich nicht zu den strengen Reformierten, die damals die theologische Führung besaßen und sie pflegten sich zur Unterscheidung von den Calvinisten gern als ältere Reformierte zu bezeichnen.

* * *

Im 16. Jahrhundert machten wichtige Erwägungen kirchenpolitischer Art es für diese älteren Reformierten nötig, die Tatsache tunlichst zu verschleiern, daß sie sich mit den altevangelischen Gemeinden der Waldenser, deren Name der Streittheologie beider Kirchen höchst anstößig war, in nahen Zusammenhängen fühlten; wie sie aber in Wahrheit hierüber dachten, das kam seit dem großen Aufschwung, den eben diese Richtung in Beginn des 17. Jahrhunderts nahm, auch öffentlich zum kräftigen Ausdruck, und es trat an das Licht, daß in diesen älteren Reformierten ein klares Bewußtsein uralter religiöser Überlieferungen lebte, die man als wertvollen Schatz und als Gewähr der eigenen religiösen Überzeugungen betrachtete.

Ein wesentliches Stück in diesen Überlieferungen war der Satz von der Freiwilligkeit in Glaubenssachen, d. h. der Grundsatz der Toleranz und der Gewissensfreiheit, und alle ihre Anhänger, auch Louise von Coligny, waren eifrige Verteidiger gerade dieses Satzes. Es war für dieses Lehrsystem charakteristisch, daß seine Anhänger den religiösen Glauben von der Seite des Willens her zu erfassen bemüht waren; damit trat der Glaube an die Lehre, den die Kirchen zur Bedingung der Seligkeit machten, stark zurück und diese Grundanschauung ermöglichte es ihnen, eine über den Streit der Bekenntnisse erhabene Religiosität zur Geltung zu bringen.

Der religiöse Glaube, so lehrten die älteren Reformierten, sei eine Sache freier persönlicher Überzeugung, der nur als solcher dem Menschen vor Gottes Augen Wert verleihe. Der Wert der Persönlichkeit und die Würde der Menschenseele sei die Vorbedingung für das Wachstum des Senfkorns, mit dem Christus das Gottesreich verglichen habe. Sie waren der Überzeugung, daß schon Christus die Ehrfurcht vor der Menschenseele zum Ausgangspunkt seiner Verkündigung gemacht habe und daß er seine Jünger gerade auf diesem Wege zur höheren Stufe, nämlich zur Erkenntnis Gottes habe emporführen wollen. Damit traten die Grundgedanken der Humanität und jenes „Gesetz der Natur", das der Große Kurfürst als das festeste Band „der menschlichen Gesellschaft" bezeichnete, wieder in den Vordergrund der großen Kämpfe um die Geistesentwicklung.

Diese und ähnliche Gedanken waren um das Jahr 1600 in der ganzen abendländischen Welt verbreitet, und sie hatten in der Wissenschaft in Männern, wie Du Plessis-Mornay, Jacob Arminius, Hugo Grotius, Comenius und anderen, hervorragende Vertreter gefunden. Unter den Fürsten und Staatsmännern, die für sie kämpften, standen in erster Linie das Haus Nassau-Oranien und die pfälzische Dynastie sowie die großen Hugenottenführer nebst den zahlreichen alten Geschlechtern, die an ihrer Seite für die Reformierten kämpften.

Wilhelm von Oranien befand sich um 1580 insofern in einer ähnlichen Lage, wie Coligny im Jahre 1570, als er allen Grund hatte, sein Leben für ernstlich bedroht und die Fortpflanzung seines Stammes für unsicher zu halten. Er entschloß sich um das Jahr 1582 zu einer vierten Ehe — drei Frauen hatte er verloren — zu schreiten. Ähnlich wie in Colignys Falle, als er Jacqueline

d'Entremonts die Hand reichte, konnte nur von einer Frau, die von persönlicher Hingabe an die Person und an die Sache erfüllt war, der Schritt gewagt werden, dem alternden Mann, auf den vielfache Mordanschläge bereits stattgefunden hatten und auf dessen Kopf der mächtigste Monarch der Welt einen hohen Preis gesetzt hatte, die Hand zu reichen: nur die volle innere Übereinstimmung konnte eine Frau, wie Louise von Coligny, als Wilhelm bei ihr anfragte, bestimmen, ihr Jawort zu geben, zumal da sie wissen mußte, daß viele Calvinisten Hollands eine Frau ihrer Gesinnung nicht gern in ihrem Lande sahen.

Am 12. April 1583 fand zu Antwerpen die Hochzeit statt und Louise wurde die Stiefmutter von zehn Kindern. Das Fürstenpaar nahm seine Residenz zunächst in Antwerpen, aber die Haltung der Bevölkerung war so feindselig, daß Wilhelm sich entschloß, in das kleine Delft überzusiedeln. Hier ward am 24. Februar 1584 Louisens einziger Sohn, der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien geboren, bei dem die Könige von Navarra und Dänemark Patenstelle annahmen. Es spricht für die Herzlichkeit des Verhältnisses, das sich rasch zwischen den Ehegatten entwickelte, daß der große Schweiger ganz gegen seine früheren Gewohnheiten einen erheblichen Teil seiner Zeit seiner Gattin widmete; nicht ohne Eifersucht bemerkten die steifen Niederländer, wie sehr ihr Statthalter der Ausländerin persönlich zugetan war.

Mit unerwarteter Schnelligkeit entluden sich die Wolken, die vom ersten Tage an dem Glücke der beiden Ehegatten drohten. Am Mittwoch, den 10. Juli 1584, als Wilhelm eben vom Mittagsmahle aufgestanden und im Begriff war, an der Seite seiner Gemahlin die Treppe seiner Residenz hinabzusteigen, traf ihn die Kugel des Meuchelmörders: vor Louisens Augen brach er zusammen und in ihren Armen hauchte er seine Seele aus.

Louise war wie zerschmettert. Wochenlang fehlte seit dem Tage des Mordes von ihr jedes Lebenszeichen. Einige Tage nach der Tat besuchte ein Vertreter der Königin Elisabeth von England die Unglückliche. Sein Bericht lautet: „Ich fand sie in einem kleinen halbdunklen, öden Zimmer. Der Anblick war tief traurig; ihr Kummer und ihre Trauerkleidung wurden noch dunkler durch die Ärmlichkeit ihrer Umgebung. Die Zerschmetterung, in der ich sie fand, ist erklärlich, nicht allein im Hinblick auf das, was geschehen ist, sondern auch auf das, was die Zukunft bringen wird." Und in der Tat, jetzt war die junge Frau noch unglücklicher, als einst nach der Ermordung ihres ersten Gatten. Nicht 100 Gulden baares Geld fanden sich in dem Sterbehause zu Delft, und sie mußte das Mobiliar verkaufen, um nur die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen. Alle Besitzungen hatte Wilhelm, um Geld für den Krieg zu schaffen, mit Hypotheken schwer belastet. Elf Kinder waren zu versorgen.

Es ist für das menschliche Empfinden schwer verständlich, weshalb Louisens Stiefsohn, Prinz Moritz von Nassau, der sofort nach seines Vaters Tode die Statthalterschaft überkam, nicht kräftig für die Mutter und die Geschwister eingetreten ist. Es scheint, daß Moritz, der von seinem Vater sehr verschieden war,

die Stimmungen der Calvinisten teilte, die Louisens Gegner waren; er war ähnlich wie seine kalt berechnende Mutter Anna von Sachsen, die zehn Jahre lang im Hause des großen Oraniers herzlos geschaltet hatte, ein vollendeter Egoist. Vielleicht fürchtete er, sich die Sympathie der Holländer zu verscherzen, wenn er nachdrücklich für die Französin eintrat.

Erst sechzehn Tage nach dem Ereignis fand Louise den Entschluß, dem nächsten Verwandten ihres Mannes, ihrem Schwager Johann von Nassau, zu schreiben; dann verschaffte sie sich von ihren Verwandten in Frankreich einige Mittel, um die Würde des Hauses aufrecht zu erhalten. Zunächst mußte für die Kinder gesorgt werden; vier Töchter aus der Ehe ihres Mannes mit Charlotte von Bourbon behielt sie neben ihrem eigenen Kinde bei sich, die jüngste der Stieftöchter war erst drei Jahre alt; die übrigen wurden von der Schwester Heinrichs IV. und der Gräfin von Schwarzenberg, einer Schwester Wilhelms I., in Pflege genommen.

Im Laufe des Jahres setzten die Generalstaaten eine Kommission ein, um Louisens Angelegenheiten zu ordnen, aber es dauerte sehr, sehr lange, bis irgend etwas für sie geschah. Im Dezember 1584 siedelte sie nach Leyden über, da in Delft die Stimmung der Holländer ihr abhold war.

In den Kreisen der niederländischen Synodenmänner hatte sich die Überzeugung festgesetzt, daß man in dem Tode des Statthalters ein göttliches Strafgericht für die französische Heirat erblicken müsse, und einer der calvinistischen Geistlichen hatte die Kühnheit, diese Überzeugung zu Leyden in einer seiner Predigten zum Ausdruck zu bringen. Das war zu viel für sie; sie gab den Hofhalt in Leyden auf und zog sich auf ein einsames Gut ihres verewigten Mannes nach Seeland zurück. Hier widmete sie ihr stilles Dasein ganz der Erziehung ihres Sohnes Friedrich Heinrich und ihrer Stieftöchter, die an ihrer „bonne Maman" ihr Leben hindurch in herzlicher Liebe gehangen haben. Stets aber behielt ihr lebhafter Geist auch jetzt den Gang der allgemeinen Dinge, insbesondere die Entwicklung der religiösen Bewegung im Auge, und die Möglichkeit, ihren Sohn und ihre Pflegetöchter in ihrem Sinne zu erziehen, die ihr durch die Umstände gegeben war, nützte sie in vollem Umfange aus. Sie konnte nicht ahnen, von welch' politischer Tragweite dies für die Niederlande und für die protestantische Welt werden sollte, als Moritz wider Erwarten ohne Erben gestorben war.

Vereinsamt, vernachlässigt und fast verschollen blieb Louise viele Jahre lang in Seeland. Schon schien es, als ob sie und ihr Sohn in unbeachtetem Privatleben ihre Tage beschließen sollten, als die Erfolge ihres Freundes Heinrich von Navarra seit 1590 die Wendung brachten. Die Stimmung der Niederländer veränderte sich alsbald zu ihren Gunsten; jetzt, erst jetzt gelang es dem Einfluß ihres Gesinnungsgenossen Oldenbarneveld, ihr ein Witwengehalt zu erwirken; am 10. April 1592 beschlossen die Staaten, ihr eine Pension von 15000 Gulden auszusetzen. Daraufhin erklärte Louise sich bereit, ihren Hofhalt in den Haag zu verlegen.

Von hier aus trat sie alsbald zu ihrer französischen Heimat wieder in lebhaftere Beziehungen. Zunächst bat sie den Freund und Bewunderer ihres Vaters, Mornay du Plessis in Paris, einen Erziehungsplan für ihren heranwachsenden Sohn, der frühzeitig die reichen Gaben seines Geistes erkennen ließ, zu entwerfen. Im Jahre 1593 übernahm der berühmte Joseph Justus Scaliger den Unterricht in den Wissenschaften; die religiöse Erziehung aber, in Louisens Augen sicherlich die wichtigste, legte sie in die Hände eines Freundes des Arminius, des ihr geistesverwandten, nachmals sehr bekannt gewordenen Theologen Johann Uitenbogaert, der in der Hofkapelle der Prinzessin auf ihren Wunsch seit 1592 den Gottesdienst zu halten pflegte.

Von jetzt an breiteten sich ihre Beziehungen und ihr Einfluß stetig aus, und die Entwicklungen, die sich seitdem an vielen Orten zu Gunsten der älteren Reformierten vollzogen, hängen mit der stillen Tatkraft dieser seltenen Frau zusammen. Im Jahre 1593 ward ihre Stieftochter Louise Juliane durch die Heirat mit dem im Jahre 1574 geborenen Pfalzgrafen Friedrich IV. Kurfürstin von der Pfalz, und indem die im Geiste der Prinzessin-Witwe erzogene Tochter Wilhelms I. nach Heidelberg kam, wurde dieser Ort ein Sammelpunkt aller derer, die für die Glaubensfreiheit kämpften. Hierher schickte im Jahre 1605 der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Friedrich, den die lutherischen Märker gern einen heimlichen Calvinisten nannten, seinen Sohn und Nachfolger Johann Sigismund, und man weiß, daß das Freundschaftsbündnis, das sich hier zwischen Louise von Colignys Tochter und Johann Sigismund knüpfte, den ersten Grund zum nachmaligen Übertritt des Hauses Hohenzollern auf die Seite der älteren Reformierten gelegt hat. Aus der Ehe der jüngeren Louise mit Friedrich IV. sind dann in mehreren Generationen die hochbedeutenden Frauen entsprossen, die, wie Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die Beziehungen zwischen den Häusern Oranien und Hohenzollern weiter befestigen oder, wie die im Jahre 1630 geborene Sophie, Kurfürstin von Hannover, die Erbin von Großbritannien werden sollten.

Als Heinrich von Navarra als König von Frankreich seinen Einzug in Paris gehalten hatte, schlug endlich auch für die Tochter Colignys die Stunde, wo sie die volle Wiedereinsetzung in die Rechte des väterlichen Hauses erhoffen durfte. Als die frohe Botschaft eintraf, wohnte Louise in Leyden, wohin sie ihren dort studierenden Sohn begleitet hatte. Sie eilte alsbald nach Paris, wo sie am 28. Juni 1594 ankam. Am Hofe fand sie trotz Heinrichs Anschluß an die römisch-katholische Kirche ihre Freunde und Gesinnungsgenossen in den meisten wichtigen Stellungen. Es war klar, daß eine Frau von Louisens Willenskraft, Takt und Klugheit die Lage der Reformierten nur günstig beeinflussen konnte.

Begleitet von ihren beiden Pflegetöchtern Charlotte Brabantine und Elisabeth kam sie an den Hof, und die beiden jungen Mädchen machten dort rasch ihr Glück: Elisabeth hielt am 15. April 1595 mit dem Herzog von Bouillon und Charlotte im Jahre 1597 mit dem Prinzen Condé, Claude de la Trémoille Hochzeit, und

zwar fand letztere zu Châtellerault statt, wo gleichzeitig eine Versammlung der französischen Reformierten tagte. Von hier aus reiste Louise an das Hoflager des Königs nach Nantes, und während der ganzen Verhandlungen, die zum Edikt von Nantes führten, hielt sie dieser in seiner Nähe. Die Innigkeit der Beziehungen zwischen den Jugendgespielen erregte weit und breit Aufsehen. Des Königs Einfluß war es, der endlich die Wiedereinsetzung der Colignys in die aberkannten Ehrenrechte durchsetzte und der für Louisens Sohn, den Prinz Moritz in den Niederlanden zurückzuhalten wünschte, die Erlaubnis zu einer längeren Reise nach Frankreich erwirkte.

Im Jahre 1599 beriefen die Staaten Friedrich Heinrich aus Frankreich zurück; er bekam eine Schwadron Kürassiere und zog gegen Spanien mit ins Feld. Louisens Fürsorge hatte es durchgesetzt, daß Johann Uitenbogaert den Prinzen als Feldprediger begleitete. In ähnlicher Weise wie Friedrich Heinrichs Schicksale begleitete ihre mütterliche Liebe die Wege ihrer Stieftöchter, und sie bewährte sich für die glücklich Verheirateten als echte und rechte Großmutter.

Die Jahre ihres damaligen Aufenthaltes in Frankreich und am Hofe Heinrichs IV., dessen Vertrauen zu der klugen Freundin ständig wuchs, sind nicht bloß durch den Erlaß des Edikts von Nantes gekennzeichnet, sondern auch durch die Vorstadien des wichtigsten politischen Ereignisses jener Epoche, nämlich durch die Stellungnahme Heinrichs IV. zur jülisch-clevischen Erbfolgefrage, die schon seit mindestens 1600 die europäischen Großmächte in Bewegung hielt.

* * *

Es war für die Generalstaaten in ihrem Kampfe mit der größten Militärmacht des Kontinents eine Art von Lebensfrage, ob Spanien am Niederrhein Fuß fassen werde oder nicht. Um das zu verhindern, gab es für Moritz von Oranien verschiedene Wege, je nachdem man die Erbansprüche dieses oder jenes deutschen Bewerbers — es kamen Kursachsen, Pfalz-Neuburg und Brandenburg vornehmlich in Betracht — begünstigte. Um aber den verbündeten katholischen Großmächten — der Kaiser stand in dieser Sache auf spanisch-römischer Seite — die Spitze bieten zu können, kam alles darauf an, daß die seit Wilhelms I. Tode meist sehr gespannten politischen Beziehungen zwischen Frankreich und den Niederlanden wiederhergestellt wurden, und hier setzte nun der vermittelnde Einfluß der Stiefmutter des Statthalters und der Freundin Heinrichs IV. ein. Es war eine Aufgabe, die bei dem Mißtrauen des finsteren Moritz ungewöhnlichen Takt erforderte. Aber schon bald nach Louisens Rückkehr in den Haag traten die Ansätze der Verständigung zutage: man hatte sich auf die Anerkennung der Rechtsnachfolge des Hauses Hohenzollern geeinigt, und in Berlin ward dann der Beschluß gefaßt, daß der Kurprinz Johann Sigismund in Heidelberg längeren Aufenthalt nehmen solle. Der ausgezeichnete Eindruck, den der junge Hohenzollernprinz hier machte, kam den weiteren Plänen der Nächstbeteiligten zu statten. Wenn man weiß, daß der deutsche Fürst, der besonders tätig für Brandenburg gewirkt hat,

Christian von Anhalt, schon seit mindestens 1591 Louisens Schwiegersohn nahe stand, erkennt man leicht die Hände, die hier im Spiele gewesen sind. Die Dinge nahmen dann ihren bekannten Verlauf.

Die Jahre ihres Aufenthaltes in ihrer französischen Heimat waren für Louise vielleicht die glücklichsten ihres Lebens. Nach dem Haag zurückgekehrt erhielt sie rasch hintereinander die Nachrichten vom Tode ihres Schwiegersohnes Turenne — es ist der Vater des berühmten Turenne — und ihrer Stieftochter Elisabeth. Aber schwerer als dies traf sie ein anderer furchtbarer Schlag: am 14. Mai 1610 ward Heinrich IV. von Mörderhand getroffen: abermals stand sie dem Meuchelmorde gegenüber, und alle die Hoffnungen, die sie für ihr Vaterland, für ihren Sohn und für ihre große Sache gehegt hatte, waren durch das blutige Messer eines gedungenen Verbrechers vernichtet. Abermals hieß es im Kreise aller Gegner des toten Königs wie der Prinzessin von Oranien, daß die Strafe Gottes sichtbar geworden sei: die Bahn war frei, um dieses Strafgericht nun auch an allen anderen zu vollziehen, die sich dem Willen des „Roy catholique des Espagnes“ widersetzten. Tatsächlich brachen die ernstesten Gefahren über alle Freunde der Prinzessin herein, und das unglückliche Frankreich ward der Spielball der spanischen Politik; ja es fehlte nicht viel, daß Spaniens Banner auch am Niederrhein und in den Niederlanden aufgepflanzt worden wäre. Begleitet von ihrem Sohne Friedrich Heinrich eilte Louise auf die niederschmetternde Kunde nach Paris: zu Ende Juni 1610 konnte sie dem großen Freunde die letzte Ehre erweisen.

Tiefgebeugt kehrte sie dem Lande ihrer Väter abermals den Rücken, und angesichts der inneren Zerrüttung, die jetzt dort ausbrach, tritt in ihren Briefen ein Lob der Niederlande und der ruhigen Sicherheit, die sie im Haag während der nächstfolgenden Jahre genoß, zum erstenmale uns entgegen. Aber diese Ruhe sollte auch hier nicht lange dauern: selbst in den Niederlanden forderte der Religionshaß seine Opfer.

Prinz Moritz, vom Scheitel bis zur Sohle Soldat und ein Feldherr von ungewöhnlicher Begabung, hatte nur ungern zum Abschluß des Waffenstillstandes von 1609 seine Zustimmung gegeben; es scheint, daß Heinrichs IV. Einfluß — auch Louise hielt den Frieden für besser — in dieser Richtung den Ausschlag gegeben hat. Seit dieser Zeit war das Verhältnis zwischen Mutter und Stiefsohn ein gespanntes. Andere Entwicklungen steigerten die Entfremdung. Prinz Moritz wünschte die oberste Gewalt in seinem Hause erblich zu machen und er spielte mit dem Gedanken, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Er fand auf diesem Wege viele Sympathie innerhalb der Staatskirche, während Oldenbarneveld, damals in der Stellung des Ratspensionärs oder Kanzlers, seine Mitwirkung, auch im Interesse der Oranier selbst, wie er nicht ohne Grund angab, verweigerte.

Wir haben schon auf die Gesinnungsverwandtschaft zwischen Louise und Oldenbarneveld hingewiesen, die in der gemeinsamen Verehrung Wilhelm I. und in der Gleichartigkeit der religiösen Überzeugungen ihre Grundlage hatte. Louisens

Wort galt viel bei dem Ratspensionär, und Moritz pflegte, wenn er sich im Widerspruch mit letzterem glaubte, sich gern an seiner Mutter Fürwort zu wenden. So soll es auch in der Sache der Königswürde geschehen sein. In diesem Falle aber stießen die Wünsche der Prinzessin-Mutter, die anfangs auf Moritz' Seite stand, bei Oldenbarneveld auf Widerstand, und es gelang letzterem sogar, die Prinzessin auf seine Seite zu ziehen. Damit waren die Ansätze des Kampfes gegeben; die Kluft erweiterte sich von Monat zu Monat und dehnte sich endlich auf das konfessionelle Gebiet aus. Die Vertreter der Staatskirche ergriffen die erwünschte Gelegenheit, in Oldenbarneveld zugleich den Führer der älteren Reformierten, die soeben unter neuem Namen eine engere Partei gebildet hatten, tödlich zu treffen.

Etwa seit der Zeit, wo Louise in die Niederlande zurückgekehrt war, hatte ein Streit zwischen zwei Theologen zu Leyden, Jacob Arminius und Gomarus, die Gemüter zu erregen begonnen, indem ersterer im Anschluß an Männer, wie Sebastian Castellio, Petrus Ramus und Dietrich Volkertsoon Coornhert († 1590), die Anschauungen der älteren Reformierten verfocht. Der Streit entbrannte immer heftiger, und als die Gomaristen vom Staate die gewaltsame Unterdrückung ihrer Gegner forderten, schritten die Bedrohten zu engerem Zusammenschluß und beriefen seit 1609, als Arminius gestorben war, dessen Freund Uitenbogaert zu ihrem Führer. Zunächst ging Moritz auf die Forderungen der rechtgläubigen Reformierten nicht ein; vielmehr gelang es dem Einfluß Barnevelds im Jahre 1614 ein Toleranzedikt zu erwirken, worin aller Streit verboten ward. Dabei aber beruhigten sich die Gomaristen nicht, und es gelang ihnen, eine Verständigung und ein Bündnis mit dem Statthalter herzustellen, indem sie dessen Lieblingsideen entgegenkamen.

Louise sah, wie sich das Gewölk zusammenzog, ohne daß sie zu helfen vermochte. In ihrer Not schrieb sie unter dem 28. Dezember 1617 an ihren alten Freund und Berater Mornay du Plessis, er möge in den Haag kommen, um den Zwist zu schlichten. Es war vergeblich: immer drohender senkte sich das Schwert, das über den Häuptern aller ihrer Gesinnungsgenossen in Holland hing, namentlich auch über Johann Uitenbogaert, dem sie soviel verdankte, hernieder.

Im Herbst 1618 entlud sich das Gewitter. Um dieselbe Zeit, wo die Strenggläubigen ihr Ziel erreicht hatten und der Zusammentritt einer Generalsynode, deren Urteil über die Arminianer im voraus feststand, gesichert war, ließ Prinz Moritz den Kanzler Barneveld und gleichzeitig die Wortführer der Arminianer, wie Hugo Grotius und Hogebeets, verhaften, alle ihre Prediger — etwa 200 — absetzen und die Kirchengüter einziehen. Uitenbogaert hatte Gelegenheit gefunden, der Verhaftung durch die Flucht zu entgehen.

Damit aber war des Statthalters Rachedurst noch nicht gestillt: am 13. Mai 1619 mußte Oldenbarneveld das Schaffott besteigen, und Louise sah trotz verzweifelter Bemühungen, für ihn Gnade zu erwirken, den Kopf ihres Wohltäters, Freundes und Beschirmers unter dem Beil des Henkers fallen. Es brach eine

wilde Verfolgung aller Arminianer im Lande los, selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont, ja bis in die Gemächer der Prinzessin-Witwe drang der Haß des aufgereizten Pöbels; Louise selbst ward beschimpft, verhöhnt, bedroht. Um ihr Leben zu retten, floh sie aus dem Haag; in Delft, wo man ihren Wagen erkannte, ward sie mit einem Hagel von Steinen empfangen und unter Beschimpfungen des Pöbels zum Tore geleitet. Mühsam erreichte sie die französische Grenze.

Jetzt waren ihre Kräfte zu Ende. Sie hatte Frankreich, wie es schien, nur aufgesucht, um im Lande ihres Vaters ihr Haupt zum Sterben niederzulegen. Seit ihrer Rückkehr verstummt für uns ihr Mund. Jetzt wie ehedem zeigte sich, wie sehr sie von den Grundforderungen ihrer Religion durchdrungen war: sie hatte gelernt, zu leiden ohne zu klagen. Vor der Welt des Hasses, die sie umgab, verhüllte sie trauernd ihr Antlitz, jetzt freilich, um den Schleier nicht wieder zu heben: im Spätherbst 1620 ist sie zu Fontainebleau in das ewige Reich des Friedens eingegangen, dessen Kommen sie so oft in heißen Gebeten erfleht hatte.

Etwa vierundeinhalb Jahre später, im Frühjahr 1625, folgte ihr Prinz Moritz im Tode nach, und Louisens Sohn übernahm die Statthalterschaft der Vereinigten Niederlande. Während im übrigen Europa der 30jährige Krieg tobte, erhob sich unter Friedrich Heinrichs sicherer Hand der erste Toleranzstaat und die Ansätze der religiösen Duldung, für die Louise gekämpft und gelitten hatte.

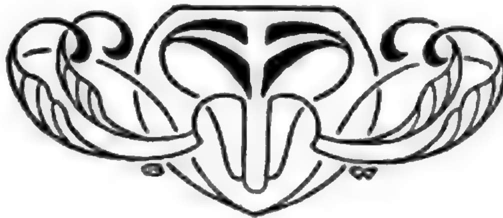
Louise hat einst gesagt, daß ihr Sohn, in dem ihr Herz so gern den ganzen Großvater wieder erkannt hatte, allzusehr Oranier geworden sei; „le Nassau était devenu complet“, schrieb sie einst nach Frankreich, und sie hatte recht, wenn man auf seine Lebensgewohnheiten, sein Äußeres und seinen Starrsinn sah. Aber von solchen Zügen abgesehen, lebte in Friedrich Heinrichs Weltanschauung, seiner Denkart, seinen Grundsätzen und seinen Interessen doch ganz der große Coligny wieder auf.

Ähnlich wie bei letzterem, trat bei Friedrich Heinrich der militärischen Begabung eine in damaligen Fürstenhäusern seltene Neigung für alle Fragen der Kunst und der Wissenschaft zur Seite; ähnlich wie jener besaß der junge Oranier ein ungewöhnliches Verständnis gerade für die zartesten und schwierigsten Fragen des Lebens, die religiösen; ähnlich wie Coligny besaß Friedrich Heinrich einen offenen Sinn für echte Menschenwürde, und den Wert der Persönlichkeit wußten beide überall herauszufinden und zu schätzen, in welchem äußeren Gewande oder Stande ihnen auch ihre Träger entgegentraten. Ebenso endlich wie Colignys Geist umfaßte der seines Enkels weit mehr als die Interessen seiner eigenen Kirche oder seines engeren Herrschaftsgebietes: auf das Wohl der Menschheit war sein Streben gerichtet und im Sinn Louisens galt sein Lebenswerk der Erfüllung des Wortes: „Dein Reich komme.“

* * *

Wer, der die Geschichte kennt, sähe nicht, wie oft mit dem Hugenottenblute Colignys diese Eigenschaften bei seinen Enkeln und Urenkeln, bei Wilhelm III. dem Befreier wie bei den großen Hohenzollern wieder zum Durchbruch gekommen sind? Es war doch eine Fügung weltgeschichtlicher Art, daß dem Urenkel Louisens, Wilhelm von Oranien und dessen blutsverwandten Nachfolgern die Königswürde in Großbritannien zufiel und daß die Nachkommen ihrer Enkelin Louise Henriette, der Gattin des Großen Kurfürsten, für den Friedrich Heinrich einst Vorbild und Erzieher gewesen war, die Königskrone in Preußen und die deutsche Kaiserkrone erwerben sollten.

So verknüpfen sich in der Person der Dulderin, deren Charakter wir hier in kurzen Zügen zu zeichnen versucht haben, die Schicksale drei großer Länder und ihrer Dynastien, und wenn auch gerade die letzteren, die in Louise von Coligny die gemeinsame Stammmutter verehren, das vornehmste Anrecht auf sie besitzen, so haben doch auch die Nationen, unter denen ihre Nachkommen gewirkt haben, das Recht und die Pflicht, sich der seltenen Frau pietätvoll zu erinnern. In einem entscheidenden Augenblick der europäischen Geschichte, eben in der Periode, wo die Vorherrschaft Spaniens im Abendland gebrochen ward und wo die Hohenzollern als neuer Machtfaktor in die große Politik eintraten, hat sie an hervorragender Stelle ihre ganze Kraft und mehr als einmal sogar ihre Person und ihr Leben für die höchsten geistigen Güter ohne Menschenfurcht eingesetzt.



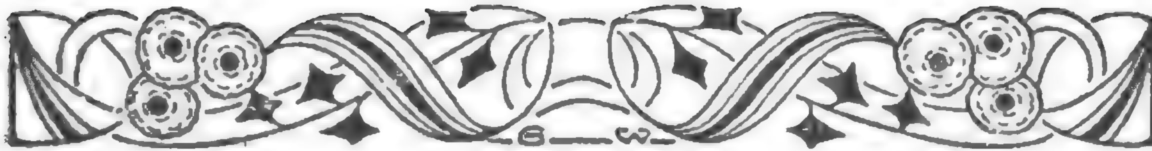
Sprüche.

Seit ich im Licht des Todes meine Tage seh,
Hat alles Leben seine Deutung,
Ist jede Stunde von Bedeutung
— Seit ich im Licht des Todes meine Tage seh.

* * *

Wenn jeder Altar hier auf Erden
Nur Einen wahren Beter findet,
Dann muß es endlich Morgen werden
Und wär die weite Welt erblindet.

Karl Ernst Knodt.



Tageszeiten.

Von

Kuno Francke in Cambridge (Ver. St.).

1. Mittag.

Ich stehe auf felsiger Halde,
Urwildnis weit und breit,
Es rauscht überm dunkeln Walde
Rauschen der Ewigkeit.

Sonnenwogen ergießen
Sich wallend talauf, talab,
Und Riesenschatten fließen
Schweigend die Felsen hinab.

Es gleitet, gleitet, gleitet
Hinab der Erde Leid,
Und rings liegt ausgebreitet
Staunen und Seligkeit.



2. Sonnenuntergang.

Zur goldenen Abendfeier
In Wolken silbergrau
Hüllt sich in ihren Schleier
Des Lebens heilige Frau.

Sie eilet zu begrüßen
Im stillen Traumestal,
Wo Schlummerbäche fließen,
Die müden Menschen all.

Sie kommen, sie kommen, sie kommen,
In unablehbaren Reih'n,
Die Kämpfer, die Sünder, die Frommen,
In Scharen, zu zweien, allein.

Sie kommen in Bußgewanden,
Sie kommen beschmutzt und bestaubt,
Sie kommen in Ketten und Banden,
Sie kommen mit Kränzen ums Haupt.

Sie kommen mit wildem Toben,
Sie kommen in wütendem Drang,
Sie kommen mit Blicken nach oben
Und tiefem Sehnsuchtsfang.

Und allen, allen, allen
Legt an ein lichtes Kleid
Mit süßem Wohlgefallen
Die herrliche Zaubermaid.

Und allen labt sie die Kehle
Und küsset den lechzenden Mund —
„Schlaf ein, schlaf ein, o Seele,
Schlaf ein, und werde gesund!"

Die Schatten sinken und sinken,
Ich sehe den Glanz nicht mehr;
Fühl' ich von ferne das Winken
Der Göttin zu mir her?

3. Dämmerung.

Waldesschweigen, Waldesgrauen;
Tief und tiefer sinkt die Nacht;
Über Fels und Busch und Auen
Wandelt stille Geistermacht.

Leise flüstert's in den Birken;
Nebel ziehen ahnungsschwer;
Und aus heiligen Bezirken
Weht der Allmacht Schauer her.

Beuge, beuge dich zum Moose!
Stummes Walten bete an!
Schau empor ins Grenzenlose!
Und durchs Dunkel schreit' hinan!



4. Sternennacht.

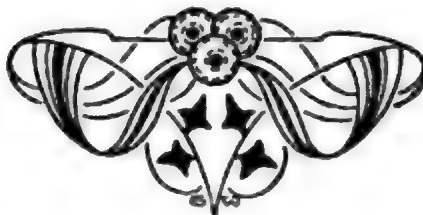
O laßt mich schweben und gleiten
In eure Wunderpracht,
Ihr grenzenlosen Weiten
Der hohen Sternennacht!

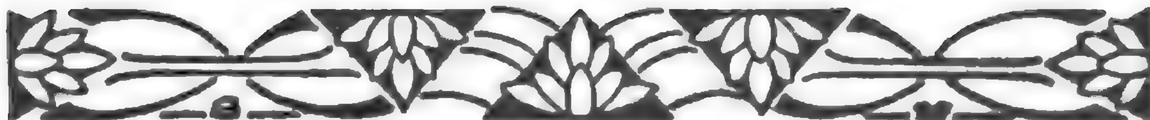
Rings funkeln und leuchten die Lüfte
Von ewiger Daseinskraft,
Rings triefen die Felsenklüfte
Von himmlischem Lebenssaft.

Rings brütet Ahnungsstille
Auf dunklem Erdengrund,
Rings flammet Geisterfülle
Am weiten Himmelsrund.

Und rings auf schimmernden Flächen,
Aus silberner Ströme Lauf,
Aus Büschen und Wiesen und Bächen,
Steigt Gottes Frieden auf.

O laßt mich schweben und gleiten
In eure Wunderpracht,
Ihr grenzenlosen Weiten
Der hohen Sternennacht.





Richard Wagner und das Christentum.

Von

H. Weinel.

(Schluß.)

Mit der bloßen Unterscheidung zwischen Pessimismus und Optimismus ist es hier nicht getan. Denn darin haben Wagner und Schopenhauer ganz recht: auch Jesus betrachtet die Welt wie sie ist — pessimistisch. In der Sprache seiner Zeit ausgedrückt: der Teufel herrscht über die Reiche der Welt, und diese Werke des Teufels zu zerstören, fühlt sich Jesus gesandt. Aber diese Anschauung ist doch etwas ganz anderes als die „Erkenntnis" Buddhas und Wagners.

Was den Menschen so quält, ist bei diesen vor allem das Leid, in das ihn sein Wille zum Leben stürzt, bei Jesus dagegen die Schuld. Wir haben bei Buddha und Schopenhauer rein, bei Wagner in der Hauptsache eine pessimistisch-ästhetische, bei Jesus eine ethische Erlösungsreligion vor uns. Dort wird der Mensch erlöst, indem er verzichtet, hier, indem er sich selbst zuerst überwindet.

Wenn Schopenhauer und Wagner darauf hinweisen, daß Jesus selbst in seinem asketischen Leben alle Züge des „Heiligen" ihrer Religion an sich trage, so ist auch hier die Frage nach der Begründung der Askese vor allem aufzuwerfen. Bei Buddha erlöst die Askese, indem der Mensch dem Leid keine Angriffsflächen mehr bietet; indem er das Begehren stillt, wird es ruhig in ihm, seine Seele gewinnt das Nirvana schon vor dem Tod. Jesus hat seine Askese nicht als seine Erlösung, sondern als Leid erlebt, schmerzlich hat er von ihr gesagt: „Die Füchse haben ihre Löcher und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege." Leid ist ihm das Opfer, das er bringt, aber ein Leid, das er im Dienst seines Berufes fest und tapfer auf sich nimmt.

So ist auch seine Liebe etwas ganz anderes als das Mitleid. Heißt dies im wahren und echten Sinn: nichts von dem Menschen fordern, als das eine, die große Erkenntnis des „Lebenswahnes", sich ihm erschließen, um dies ihn zu lehren, sonst aber nur „mitzuleiden", so ist Jesu Liebe etwas ganz anderes, Starkes, Kühnes. Es gilt, dem Geliebten nicht nur zu

„dienen", sondern auch Forderungen gerade an ihn zu stellen, um ihn über sich hinaus zu dem zu erheben, was er nach Gottes Willen sein soll. Jesu Liebe ist nicht Mitleid. Weshalb hat Nietzsche später das Mitleid so gehaßt? Weil im Mitleid etwas Erniedrigendes liegt. Mitleid kann auch die edelste Seele nicht geben, ohne ihre Überlegenheit zu fühlen, ohne sich wenigstens in der „Erkenntnis" dem andern als der gebende Teil zu nahen. Fragen wir uns nun selbst, ob wir Mitleid wünschen von unsern Mitmenschen: fast jeder wird diese Frage verneinen. Es liegt in dem Wort und in dem Gedanken etwas Peinliches und Unzulängliches.

Wagner selbst hat einmal völlig zutreffend den Unterschied von Mitleid und Liebe charakterisiert und sich dann für das Mitleid entschieden:

„Was nun aber das Mitleiden charakterisiert, ist, daß es in seinen Affektionen durchaus nicht von den individuellen Beschaffenheiten des leidenden Gegenstandes bestimmt wird, sondern eben nur durch das wahrgenommene Leiden selbst. In der Liebe ist es anders: in ihr steigern wir uns bis zur Mit-Freude, und die Freude eines Individuums können wir nur teilen, wenn dessen besondere Eigenschaften uns im höchsten Grade angenehm und homogen sind. Unter gemeinen Persönlichkeiten ist dies eher und leicht möglich, weil hier die rein geschlechtlichen Beziehungen fast ausschließlich tätig sind. Je edler die Natur, desto schwieriger diese Ergänzung zur Mitfreude: dann, gelingt sie, aber auch das Höchste! — Dagegen kann das Mitleiden sich dem gemeinsten und geringsten Wesen zuwenden, einem Wesen, welches außer seinem Leiden durchaus nichts Sympathisches, ja in dem, woran es sich zu freuen imstande ist, sogar nur Antipathisches für uns hat. Der Grund hiervon ist jedenfalls ein unendlich tiefer, und, erkennen wir ihn, so sehen wir uns hierdurch über die eigentlichen Schranken der Persönlichkeit erhoben. Denn wir begegnen in unserem so ausgeübten Mitleiden dem Leiden überhaupt, abgesehen von jeder Persönlichkeit." [1])

Eben das ist es, was Jesus mit Liebe meint und was er besitzt, die Liebe auch als Freude an dem elendesten, verkommensten und mißhandeltsten Menschen und der Glaube daran, daß auch dieses Menschenkind berufen ist, ein Gotteskind zu werden. Hier zeigt sich endlich auch, warum wir im Christentum nicht mit demselben Gefühl Mensch und Tier umspannen, wie Wagners Religion es will. Dem Tier Mitleid und Schutz — wenn auch nicht so weit, daß wir grausam werden gegen Menschen, wie es als Probe des Heroismus von den von Wagner so

---

[1]) Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. 1904. S. 51.

viel bewunderten Indiern erzählt wird, während sie doch nur aus Übersittlichkeit in Unsittlichkeit gefallen sind — dem Menschen allein Liebe, denn er ist zu Höherem als das Tier berufen, ein Gotteskind, selber ein Ebenbild Gottes in Liebe und Güte zu werden.

Wenn aber Wagner meint, es sei unmöglich, zu jedem Menschen in das Verhältnis der Liebe zu kommen, wenn man immer wieder sagen hört: niemand kann Liebe „anbefohlen“ werden, niemand kann gar auf den Befehl hin empfinden: Liebet eure Feinde! — so liegt hier ein Mißverständnis vor. Liebe ist natürlich nicht anzubefehlen, sie blüht von selbst auf wie aus dem Leiden die Erkenntnis, aus der Erkenntnis das Mitleid. Liebe wächst ebenso aus dem Gefühl hervor, das wir alle in uns tragen: aus dem verborgenen sympathischen Trieb, der uns mit unseren Mitmenschen verbindet; aber sie blüht nur da auf, wo das Gefühl der Schuld in uns lebendig ist oder der Glaube an den „Vater im Himmel“ sich durchringt. Jesu Religion ist ganz sicher „über unsere Kraft“, über das hinaus, was Menschen mit Anspannung ihres Willens können. Wen sie erfaßt, in dem erschließt sie ungeahnte Quellen einer Kraft, die ihm selber rätselhaft vorkommt, auch einer Kraft der Liebe und Freude, die alles vermag.

Wo aber das tiefe Gefühl davon wach ist, daß auch wir selbst nicht in erster Linie leidende und bemitleidenswerte Geschöpfe sind, sondern schuldige und in Schuld und Leid stürzende Wesen, daß auch wir, wie Carlyle sagt, den Strick uns zusprechen müßten, wenn wir uns richten sollten, da wird das Herz noch viel weiter und größer und das Auge schärfer, eine noch tiefere Erkenntnis flammt in uns auf, als das „Das bist du“, und wir gewinnen eine Freude auch an dem verlorenen Gotteskinde.

Liebe tut nur wohl, Mitleid kann sehr weh tun und wird es einem zartfühlenden Menschen immer tun. Mitleid erlöst nur den, der es hat, wenn es denn erlöst, nicht aber den, dem es widerfährt. Liebe gibt dem, der geliebt wird, das hohe Gefühl, dem andern etwas zu sein, Freude in dem andern auszulösen, nicht bloß zu nehmen, sondern auch zu geben. Und geben ist wahrlich seliger als nehmen!

Endlich das Letzte: Wagner kennt keinen Gott, wie Jesus einen Gott gekannt hat. Ich meine nicht die äußerliche Vorstellungsform, die bei Jesus vielleicht eine kindliche war wie die seines Volkes, ich meine den Glauben daran, daß in und hinter dieser Welt ein Wille lebt und arbeitet, der Liebeswille ist, der aufwärts führt, der eine Welt herbeiführen wird, die eine „Herrschaft Gottes“ sein wird. Wagners ganze Welterkenntnis ist, seit er Feuerbachs Schüler gewesen war, atheistisch

geworden, darum mit Notwendigkeit in den ästhetischen Pessimismus umgeschlagen und auch in seinen letzten Lebensjahren nur bis zu einem — wie wir sahen unsicheren — Glauben daran gelangt, daß ein Sinn in der Welt und die Möglichkeit einer Regeneration im Menschen angelegt sei. Zu einer Durchbrechung des atheistisch-pessimistischen Systems im ganzen hat das aber nicht bei ihm geführt. So ruht bei ihm der Optimismus, der in seinem Wesen wieder halb durchbrach, doch auf einem dem ganzen Leben zugesprochenen Pessimismus. Bei Jesus ist es umgekehrt: hier ist der Glaube an den „Vater im Himmel" das Grundlegende, der Pessimismus, mit dem die gegenwärtige Welt geschaut wird, ist ein Ausdruck der Überzeugung, daß diese Welt keine „Herrschaft" Gottes ist, daß vor allem die Menschen noch nicht Gotteskinder sind, weil die Sünde sie ihrem Vater unähnlich macht. Der starke Glaube daran, daß sie alle berufen sind, ihm ähnlich zu werden, die Freude am Menschen, auch am elendesten und sündigsten, die daraus wächst, die Liebe endlich, die nicht bloß gibt, sondern auch auf Grund jenes Glaubens das Höchste fordert und zutraut, ein „Mitgefühl", das nicht erniedrigt, sondern erhebt, den Menschen frei, froh und glücklich macht — das ist Jesu frohe Botschaft.

Dort bei Wagner etwas Altes und Müdes, wie bei Buddha, hier etwas Frühlingsfrohes, unüberwindlich Sieghaftes: dort der schreckliche, von sich selbst ewig verdammte Selbstwille und die Erlösung in Erkenntnis und Mitleid, hier der Vater im Himmel und die Liebe.

IV.

Es wäre unrecht, mit dieser negativen Betrachtung zu enden. Denn Wagner hat in der Tat auch für das Christentum eine große Bedeutung, die ihm zum Segen werden kann.

Ich meine damit einmal die ernste und starke Predigt an unsere Generation, des Lebens tiefsten Sinn nicht in den Wundergärten dieser Welt zu vergessen. Wagner ist ein tief religiöser Mann, wenn auch seine Frömmigkeit eine andere als die Jesu ist. Die Generation vom fin de siècle aber war ganz eigentlich skeptisch und unfromm. Die Leute scheinen mit ihren „Errungenschaften" so zufrieden, daß vielleicht für viele von ihnen die Predigt Parsifals ein Mahnruf ist, sich nicht in der Welt der Sinnlichkeit zu verlieren. Freilich wirkt Parsifal nicht so stark und unmittelbar, wie viele nach den Schilderungen aus Bayreuth meinen. Für unvorbereitet Kommende geht viel von dem tiefen Inhalt verloren, da er

oft in den Chören liegt. Aber auch Vorbereitete und in den höchsten Erwartungen Kommende werden manche schwere Enttäuschung erleben.

Wenn ich ganz offen reden soll als Laie, „der nichts weiß von der Tabulatur", so scheint mir, als ob auch bei der Bayreuther Aufführung man einmal fragen sollte:

„Ob in der Gewohnheit trägem Gleise
Ihr' Kraft und Leben sich nicht verlier':
Und ob ihr der Natur
Noch seid auf rechter Spur."

Daß ich's gestehe: nur im Vorspiel hat sich mir die letzte Höhe von Richard Wagners Kunst erschlossen, alles andere blieb an Eindruck weit zurück. Ich würde den Parsifal lieber als Oratorium auf der Empore eines echten, alten Domes gesungen erleben, als in einer Kulissen-Landschaft und Kulissen-Kirche dargestellt, wo eben alles doch voll unechter Theaterkunst ist, Geberde und Gewandung ebenso wie das „Wunder" des Grals. Doch ich will nicht zu lang werden; hierüber ließe sich viel sagen.

Trotz alledem ist der Eindruck des Mysteriums groß und erweckt in den Herzen seiner Hörer, ich glaube auch vieler seiner oberflächlichen Hörer, die alten, von der Hast und der Unruhe unseres Daseins so oft überbrausten, ewig unvergänglichen Töne der „Ehrfurcht vor dem, was über und unter uns ist", jenes mächtige Gefühl von dem gewaltigen Lebensgeheimnis, das über uns waltet und in uns lebendig ist; es ist Religion.

Das zweite, wofür Jünger Jesu dem großen Künstler dankbar sein müssen, ist dies, daß er klar und scharf den Judengott von Jesu Vater im Himmel unterschieden hat.

Dreifach ist die Verbildung der Religion Jesu gewesen durch die spätere Kirche. Man hat den gährenden Wein eines neuen Lebensideales, eines neuen Menschentums und Gottesglaubens, in die alten Schläuche philosophischer Begriffe von Gottheit und Menschheit fassen zu müssen gemeint: so entstand das altkirchliche Dogma, das vor der fortschreitenden Natur- und Geschichtserkenntnis dahingefallen ist. Wagner hat es stets wie etwa Strauß als „Wahn" behandelt, als symbolischen Ausdruck tiefer und wahrer Gedanken. Damit ist es freilich nicht geschichtlich gewertet, aber beseitigt.[1])

Man hat zum zweiten in der Kirche die Sakramentsreligion eingeführt und aus den alten Mysterienreligionen übernommen. Hier hat Wagner

[1]) Staat und Religion, Werke VIII, S. 23ff.

als Künstler und weil er „Geheimnisse" darstellen wollte, stärker das Nichtchristliche festgehalten, wenigstens äußerlich. In Wahrheit ist auch im dritten Akt des Parsifal das Sakramentale nur Bild für andersartige Gedanken.

Scharf und deutlich aber hat er die schwerste und folgenreichste Umwandlung des Christentums erkannt, die außer ihm wenige so klar durchschaut haben: das Wiedereindringen des Judentums und seiner Maßstäbe für Gott und Mensch. Das hat vor ihm Schopenhauer angedeutet und nach ihm Tolstoi wieder selbständig entdeckt; aber ganz wenige sind es noch, die ihn darin verstehen und würdigen.

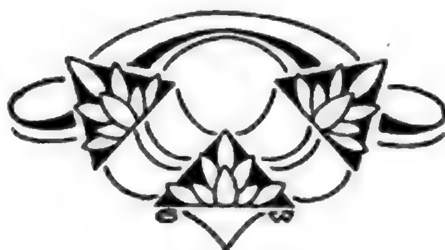
„In ihm (Jesus) und seiner Wirkung auf das menschliche Gemüt liegt der ganze Zauber, durch welchen die Kirche sich zunächst die griechisch römische Welt zu eigen machte. Was ihr dagegen zum Verderb ausschlagen mußte, und zu dem immer stärker sich aussprechenden „Atheismus" unserer Zeiten führen konnte, war der durch Herrscherwut eingegebene Gedanke der Zurückführung dieses Göttlichen am Kreuze auf den jüdischen „Schöpfer des Himmels und der Erde", mit welchem, als einem zornigen und strafenden Gotte, endlich mehr durchzusetzen schien, als mit dem sich selbst opfernden allliebenden Heiland der Armen."[*]) Freilich sind diese Worte historisch nicht ganz zutreffend, Wagner verkennt die Notlage der führenden christlichen Männer, die Neubekehrten zu erziehen: ein solches Produkt der Erziehungsnot, nicht der „Herrschsucht", ist die Kirche. Aber an sich ist die Erkenntnis richtig und von Wagner mit großer Konsequenz seit seiner Jugendzeit eigentlich durchgeführt. Wagner hat verstanden, daß Jesus nicht dazu gekommen ist, um die Ethik der alten Welt, ihren „organisierten Egoismus" zu schützen und zu heiligen, ihre Familiensittlichkeit, ihren Staat, ihre Gesellschaftsordnung. Er hat immer — durch all seine Schriften zieht sich diese Erkenntnis hindurch — gewußt, daß Jesus gekommen ist mit dem Glauben an eine neue Welt, in der unsers Herzens tiefstes Sehnen seinen Frieden finden sollte. Nur war es nicht eine Welt des Mitleids, was Jesus wollte, sondern eine Welt der Liebe, nicht eine Erkenntnis des Weltenwahnes, was er brachte, sondern ein freudiger Glaube an den Vater im Himmel.

Darum war Wagner in der ersten Periode seines Schaffens als der feurige Prediger der revolutionären Liebe, trotz aller Abweichung von Jesus, diesem doch näher als in der Periode seines Reifens. Der Schöpfer des „Jesus von Nazareth" hat seinen Helden besser verstanden, als der Sänger des Parsifal.

---

*) Religion und Kunst, Werke X, S. 216.

Dennoch nimmt Wagner nicht nur im Kampf um einen neuen Lebensinhalt seinen Platz ein, sondern auch in dem besondern Kampf um das Christentum, der in unseren Tagen neu entbrannt ist. Es ist gewiß, daß das Christentum nur weiter leben kann nicht mehr als Dogma, sondern als Religion und Sittlichkeit. Ob es weiter leben wird, das wird davon abhängen, ob es sich wieder wandeln kann in die Religion Jesu, wie sie einst gewesen ist; denn nur sie hat ewige Ziele, die Religion der Kirche hat zeitliche Ziele, wie das der Katholizismus am klarsten zeigt, da er die neue Welt als eine äußerliche neben die alte bauen will. Wagner gehört zu denen, die immer wieder darauf hingewiesen haben, daß man hinter die kirchliche Entwicklung auf Jesus selbst zurückgehen müsse, und er hat einem oberflächlichen Geschlecht eine Ahnung von dem gebracht, daß uns Religion erst die Tiefe des Daseins aufschließt. Darum ist ihm der Dank auch aller derer sicher, die, ohne seine unmittelbaren Anhänger zu sein, mit ihm Hand in Hand arbeiten, daß unser Volk an diesen beiden Erkenntnissen wachse und reich werde.





Das deutsche Volkstum.[1])

Von
Richard Graf Du Moulin Eckart.

Es war im Jahre 1865, da Richard Wagner mitten in den Aufregungen der Vorbereitungen zur ersten „Tristan"-Aufführung, unter den Eindrücken der Huld und Liebe eines jungen, kunstbegeisterten Monarchen an sich selbst die Frage: „Was ist deutsch?" gestellt hat. Er schreckte damals vor den Schwierigkeiten der Lösung dieses, wie er sagt, „so traurig ernsten" Themas zurück, und erst im Jahre 1878 hat er sein „letztes Wort" darüber gesprochen, den Aufsatz vollendet. Er sagte darin: „Es hat mich oft bemüht, mir darüber recht klar zu werden, was eigentlich unter dem Begriffe „deutsch" zu fassen und zu verstehen sei. Dem Patrioten ist es sehr geläufig, den Namen seines Volkes mit unbedingter Verehrung anzuführen; je mächtiger ein Volk ist, desto weniger scheint es jedoch darauf zu geben, seinen Namen mit dieser Ehrfurcht sich selbst zu nennen. Es kommt im öffentlichen Leben Englands und Frankreichs bei weitem seltener vor, daß man von „englischen" und „französischen Tugenden" spreche; wogegen die Deutschen sich fortwährend auf „deutsche Tiefe", „deutschen Ernst," „deutsche Treue" und dergleichen mehr zu berufen pflegen." Er meint nun ganz richtig, daß diese Berufung in sehr vielen Fällen leider nicht vollständig begründet war. Aber was war nun die Ursache dieser starken Betonung deutschen Wesens, dieses Pochen auf die Schätze deutscher Art? Gewiß nicht nationaler Hochmut. Im Gegenteil. Es ist sogar in den seltensten Fällen die Freude an der deutschen Eigenart, sondern das Sehnen, etwas Rechtes zu sein, und die mangelnde Geltung zu ersetzen durch die Werte, die der Nation eine bessere, schönere, sonnigere Zukunft sichern. „Ein Schwert verhieß mir der Vater, ich fänd' es in höchster Not!" Diesem Ruf nach der siegenden Waffe gleicht der Hinweis auf die Werte deutschen Wesens. Es ist ge-

[1]) Das deutsche Volkstum. Herausgegeben von Hans Meyer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Teile à 9,50 Mark. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

wissermaßen das Einzige, was dem biederen Deutschen bei dem Fazit seiner Rechnung übrig blieb. Von einer traurigen Gegenwart blickte er nach dem Abendrot der Vergangenheit und nach dem Dämmern des neuen glückhaften Tages. Von Walther von der Vogelweide und Berthold von Regensburg bis auf Richard Wagner beherrscht diese Gedankenrichtung die Geweihten, die in Not und Glück dem Borne deutschen Wesens genaht sind.

Kein Zweifel, all die Antworten, die ihnen auf diese Frage geworden, sind von edler und rührender Einseitigkeit. So möchte man denn glauben, daß es dem Historiker der Gegenwart vorbehalten sei, das Thema erschöpfend zu behandeln. Und doch, keinem ist es gelungen, so viele sich auch strebend bemüht. Ich glaube auch nicht, daß die Geschichte als solche die Wünschelrute ist, die uns den Hort des deutschen Volkstums erschließt und in seiner lauteren Klarheit und Reine erkennen läßt. Sie strebt mit unmittelbarer Notwendigkeit immer dem Politischen zu, und auch wenn sie gewaltsam andere Wege geht und die volkswirtschaftlichen Prinzipien sich zum Führer nimmt, so kommt sie über die Darstellung der äußeren Entwicklung nicht hinaus. Zu der Erkenntnis des deutschen Volktums dringt sie nicht durch, die Lebensfäden desselben kann sie nicht erkennen. Sie gehen ihr unter dem nebelhaften, grauen Schleier des Alltags verloren.

Dieser Mangel soll uns den Wert der Geschichte nicht verkümmern. Sie hat im 19. Jahrhundert unendlich viel getan, und kaum eine Wissenschaft hat sich die große Lehre der französischen Revolution von der „Nationalität" mehr zu eigen gemacht, als gerade die Geschichtsschreibung. Von Ranke bis Treitschke stehen sie alle auf dem Boden dieser Lehre, die auch unsere Politik in wunderbarer Weise verjüngt hat. Aber ein Höhepunkt ist erreicht: es ist, als ob, ähnlich jenem Riesen der Edda, die gigantische Gestalt des Fürsten Bismarck zu gewaltigen Steinmassen erstarrt sei und nun die Adern edelstes Erz bergen, das zu schürfen die wertvollste Aufgabe des Historikers sei. Freilich ist es wertvoller als das Mode gewordene Brechen im tauben Gestein, aus dem nur Katzengold und Schlimmeres zutage gefördert wird, das die Oberflächlichen einen Augenblick blenden kann.

Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß Bismarck selbst die Kaiserkrone aus dem Metall geschweißt, das er in den unerschöpflichen Adern des deutschen Volkstums gefunden, und wir müssen Mittel und Wege finden, zu diesem Schachte zu gelangen und seine Schätze zu fördern. Bismarcks Werk ist nur ein kleiner Teil, und es hieße uns selbst das

Bewußtsein unserer größten Zeit nehmen, wollten wir den Teil vom ganzen völlig trennen. Und diese Gefahr liegt heute näher denn je. Man beklagt den Geist des 18. Jahrhunderts und die Zeiten des sogenannten Weltbürgertums und preist das erwachte nationale Empfinden.

Ist dies aber wirklich so echt und unmittelbar, daß es alle äußeren und inneren Proben zu bestehen vermag? Die nationale Erziehung eines Volkes wird nicht durch den militärisch-politischen Drill von Staat und Partei allein gefördert. Die Folge dieser einseitigen Entwicklung würde grenzenlose innere Hohlheit sein. „Einheit, aber keine Nivellierung, Pflichtgefühl, aber keine Verflachung!" Diese Warnung ist mehr als zeitgemäß. Aber der Bußprediger gibt es genug, und ich finde, daß diese niemals Gutes gestiftet: sie wirken immer verwirrend, niemals erlösend. Sie sind weit unheilvoller als jene, die mit des Spottes scharfer Geißel die Entartung brandmarken. Die Erziehung muß immer positiv sein. Das Schlechte wird nur durch die Erkenntnis des Besseren gescheucht.

So hoch wir daher unsere politischen Errungenschaften preisen mögen, so wertvoll es ist, uns immer vor Augen zu halten, was uns groß und innig gemacht! So dürfen wir nie vergessen, daß all dies wertlos und nur ein letztes Aufflammen vor dem Verfall wäre, wenn wir unserer Eigenart verlustig gingen.

Wagner sagt mit Recht, daß man in England und Frankreich weit weniger von „englischen" und „französischen Tugenden" spricht. Es hieße Wasser in die Themse und in die Seine tragen, wollte man Engländern und Franzosen von der Notwendigkeit nationaler Eigenart, von der Wahrung ihres Volkstums sprechen. „My country" und „ma France" bedeuten jenen mehr als unser „Deutschland, Deutschland, über Alles".

So wäre denn auch ein Buch wie Hans Meyers „Deutsches Volkstum" in jenen glücklichen Ländern „Mühe ohne Zweck", während es für uns — ich füge hinzu: gerade jetzt — „eine gute Tat" ist. Es erfüllt die Aufgabe, das deutsche Volk zur rechten Zeit an seine Eigenart zu gemahnen, nicht mit der drohenden Stimme des Predigers in der Wüste, sondern mit der milden Klugheit des echten Erziehers, der seinem Schüler sein eigenes Bild im Spiegel zeigt. Es weist darauf hin, daß der „Wunschhort der Germanen" nicht in den geheimnisvollen Tiefen eines Zauberberges geborgen liegt, sondern in dem Herzen des Volkes, und in „Tat und Werk" bescheiden, aber echt und gut zutage tritt. Mit Recht sagt der Herausgeber in der Vorrede: „Das deutsche Volkstum als Zusammenfassung des deutschen Volkscharakters und seiner Erzeugnisse, als die organische Verbindung der psychischen Eigenschaften des deutschen Volkes

und ihrer Erscheinungen im Leben und in der Geschichte des deutschen Volkes gibt uns die bündigste Antwort auf die Frage: „Was ist deutsch?" Und damit wird eine Aufgabe gelöst, die mehr als zeitgemäß, die eine unmittelbare Notwendigkeit ist. Denn was Deutschland braucht, das ist Dauer im Wechsel, das ist jene klare Vereinigung von Einheit und Individualität, welche die Grundbedingung unseres Volkes ist. Wie Bismarck mit unvergleichlicher Staatskunst die Eigenart der deutschen Stämme gewahrt und sein Reich auf diese selbst aufgebaut, so muß bei der Weiterentwicklung des deutschen Volkes immer eins im Auge behalten werden, daß der wurzelreichste Baum der gesündeste und lebenskräftigste ist.

Es war ein glücklicher Griff des Herausgebers, daß er Albrecht Kirchhoff gewissermaßen die Führung durch die deutschen Landschaften übertragen. Er ist ein ganz vortrefflicher Geleitsmann und weiß in den Marschen der Friesen ebensogut Bescheid wie in den Tälern der Alpenländer. Man merkt es seiner Schilderung von Land und Leuten an, daß er sie mit offenen und freudigen Augen betrachtet und daß ihm bei aller Gerechtigkeit die Fehler seines eigenen Volkes lieber sind als die Tugenden des fremden. In unaufdringlicher Weise zeigt er den tiefen Zusammenhang von Volk und Landschaft, wie sich die Eigenart der Natur offenkundig eingeprägt hat auf die Bewohner. Haus und Tracht, Sprache und Wirtschaftsweise sind bedingt durch die örtlichen Verhältnisse und erscheinen so als die Produkte eines Volkstums. Aber die Natur des Landes hat auch Einfluß auf die staatliche Entwicklung. Während die natürlichen Verkehrslinien der Flußtäler zwischen dem Hochgebirge und dem Alpenvorland enge Beziehungen schufen und erhielten, sehen wir zwischen den Bayern diesseits und jenseits der Alpen bald starke Entfremdung eintreten, und während Tyrol sich immer fester an die österreichische Monarchie anschloß, blieb der Gegensatz Bayerns gegen Österreich trotz Blut- und Glaubensgemeinschaft immer ein starker. Führen doch, abgesehen von der Donaustraße, alle Wege von der „oberdeutschen Stirnfläche" hinab und hinüber ins Main-, Neckar- und Rheinland. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß die Rheinbundpolitik ihre staatlichen Verschiebungen diesen natürlichen Verhältnissen anpaßte. Denn dynastische Maßregeln allein vermögen da nicht dauernd zu wirken. So ist denn auch der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland viel zu sehr aufgebauscht worden. Weit eher könnte man an einen solchen von Ost und West denken. Aber man hat diese Scheidegrenze über dem bösen Schlagwort „Mainlinie" vergessen, ein Begriff,

den Kirchhoff mit Recht völlig verkehrt nennt, während freilich auch in diesem Werke E. Mogk den alten Unterschied zwischen Süd und Nord allzusehr betont. Denn dieser ist keineswegs ethnisch bedingt. Man vergißt, daß die Franken die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland völlig verwischen, denn ebenso wie Bayern hat Preußen seine Frankenprovinz. So kann von diesen ursprünglichen Gegensätzen gar nicht die Rede sein. Ist doch Norddeutschland Altgermanien, aus dem auch die Deutschen des Südens eingewandert sind. „Wie sollten aus der gemeinsamen Wiegenstätte innig verschwisterter Volksstämme deutscher Zunge ganz von ungefähr solche Gegensätze hervortreten, wie man sie oft schildern hört, wenn in kühn generalisierenden Schlagworten die Rede geht von den tatkräftigen Verstandesmenschen des deutschen Nordens, den lieber gemächlich genießenden Gemütsmenschen unseres Südens? Da verkennt man, welch eine Fülle von Denk- und Tatkraft von jeher im süddeutschen Volke gesteckt hat, und ein wie tiefes Gemüt dem Norddeutschen innewohnt.“ „Wechselvoll begegnen uns die Temperamente in Nord wie Süd, aber es sind dieselben deutschen Menschen, deren Herzschlag uns wahlverwandt berührt, mag sie uns Fritz Reuter zeichnen aus Mecklenburgs Niederung oder Rosegger aus den Steyrischen Alpen. Im nämlichen Neckarland, wo Schiller und Uhland geboren wurden, ragen die Stammburgen der Zollern und Staufen am Jura.“ Mag sich die norddeutsche Art immerhin unter dem 51. Breitegrad in süddeutsche umsetzen, mag sich der politische Dualismus mit diesem Wechsel decken. Die Spannung ist nun freilich beseitigt, aber es kann nicht geleugnet werden, daß es auch im neuen deutschen Reiche eine nord- und eine süddeutsche Staatengruppe gibt und daß die Nord- und Südhälfte Mitteleuropas zwei verschiedene Verkehrsprovinzen ausmachen. Hier kann nur „Freiheit in der Freundschaft“ Gutes wirken, aber diese um so segensreicher walten.

Am meisten interessiert uns naturgemäß die Entwicklung des deutschen Wesens in den Grenzgebieten, und auch Kirchhoff hat diesen Teil seiner Aufgabe mit besonderer Liebe behandelt. Er zeigt in klarer Weise das Anwachsen der Tschechenlande Böhmen und Mähren an den „alpinen Staat“ Österreich. Sie gravitieren mit ihren gesamten Interessen dahin: von Deutschland und Ungarn wie abgemauert, sind sie untereinander und durch die March mit dem Donauland auf das engste verbunden. Für uns ist es, so weit es deutsch, typisches Kolonialland. Von allen Stämmen Deutschlands finden sich starke Spuren; vor allem machen die Bayern einen hohen Prozentsatz der deutschen Bevölkerung aus. Die Deutschen waren die Träger der Kulturarbeit, von der sich der Segen

über die beiden Länder ergoß. Es ist bezeichnend, wie die frühere böhmische Geschichtsschreibung diese Verdienste der Deutschen ohne Rückhalt anerkannte, während jetzt der Haß die Czechen gegenüber den deutschen Landsleuten völlig blind macht. Und doch kann schon der Tourist bei seinen Wanderungen durch Böhmen die Gegenden erkennen, wo deutsche Bauern am Werk. Sie brachten den Weinbau, und wo die Natur mit ihren Früchten kargte, da griff der Gewerbefleiß des deutschen Siedlers ein, und so ward er zum Schöpfer der vielartigen böhmisch-mährischen Industrie.

Etwas stiefmütterlich ist meinem Empfinden nach die Schilderung der „ostelbischen Lande" geraten. Gerade jetzt, wo sich unser Interesse auf die nationalen Kämpfe in Polen konzentriert, wäre eine breitere Darstellung der dortigen Verhältnisse im hohen Maße dankenswert gewesen. Denn gerade hier ist eine Kenntnis der natürlichen und ethnischen Verhältnisse äußerst wichtig. Spielen doch auch hier die örtlichen und Verkehrsverhältnisse eine große Rolle. Es ist ja kein erfreuliches Bild, das Kirchhoff hier hätte bieten können, aber der Boden ist heilig durch deutsches Blut und durch deutschen Fleiß. Wir folgen freilich selbst lieber dem Verfasser in die Marschen der Friesen und zu den stillen, ernsten Menschen der Halligen. Auch dort im Westen geht das Deutschtum weit hinüber über die staatlich gezogene Grenze. Ist ja doch das Königreich der Niederlande seiner Bevölkerung nach ein ganz deutscher Staat, ungleich reiner deutsch als das Deutsche Reich. Friesen, Franken und Sachsen hausen hier untereinander, während die Vlamen mit den Wallonen zusammengeschweißt wurden zu der halb germanischen, halb romanischen Bevölkerung des Königreichs Belgien. Es sind zwei Staatengebilde, die den eigenartigsten Verhältnissen ihre Entstehung verdanken. Aber ethnisch gehören die Niederlande ganz, Belgien zur größeren Hälfte uns Deutschen. Da ist der Wunsch nicht zu schelten, die Hoffnung nicht zu verurteilen, welche auf eine Rückkehr dieses „avulsa imperii" hinweisen. Und doch halte ich Kirchhoffs Behandlung dieser Frage für durchaus taktvoll und richtig. „Schicksalslinien" meint er, „trennen die Niederlande von Belgien, beide vom deutschen Reich". Die Zukunft wird lehren, ob diese Linen so tief eingegraben sind, daß keine Wandlung der Dinge sie auslöschen kann. Jedenfalls aber ist es geradezu Bruderpflicht, ganz abgesehen von der Frage des nationalen Taktes, das Selbstbewußtsein jener Nationen keinesfalls zu verletzen. Um so weniger, als sich in Tat und Werk der Niederländer wie der Vlamen die deutsche Art in unverkennbarer Reinheit zeigt. Es ist ja den Deutschen nicht gegeben, ein Volk „aus einem Guß" zu werden. Dieser eisernen Klammern bedarf

es nicht. Sie würden auch nicht halten. Wo sollte man sie einschlagen? Aber es geht doch durch alle ein gemeinsamer Zug; Kirchhoff nennt es „das mitteleuropäische Heimatsgefühl". Es ist ja vielleicht ein historisches Monstrum, daß uns von allen den genannten Staaten keine Stammesverschiedenheit trennt und wir staatlich doch getrennt sind. Aber es spricht bei diesen Verhältnissen nicht bloß die Politik, sondern auch das Empfinden mit. Je deutscher dieses wird, um so fester werden die Bande sein, die sich knüpfen. Und die Grundlage aller Liebe ist die Achtung, ihre Wirkung ist der Stolz. In diesem Sinne müssen wir wirken. Ein starkes Deutschland, das in glänzender Weise aufwärts strebt, das ist ein Magnet, der mächtig anzieht.

Sind wir dies in diesem Augenbick?

Hans Helmolt sagt im Anschluß an die Beobachtung Carlyles, daß die Vaterlandsliebe dann am stärksten, wenn man kaum ihren Namen kennt, es sei kein gutes Zeichen für die gegenwärtige Lage unseres Volkstums, wenn man auf Schritt und Tritt Versuchen begegnet, das Nationalbewußtsein zu heben. Das ist wahr. Doch sieht er in dem Einflusse guter Schriftsteller einen wirksamen, wenn nicht den einzig wirksamen Weg zur Besserung. Dieser Optimismus ist sehr zu begrüßen, und ich hege die Überzeugung, daß gerade dieses Buch seine guten Dienste tun wird, wenn es auch nicht den Finger direkt an die wunde Stelle legt. Eine sichere, klare, zielbewußte Politik — und jene Unruhe und Sorge wird sofort schweigen. Aber wie wir Deutschen nun einmal ein Volk von Grüblern sind, so halten wir, wenn am Himmel Gewölk steht und nicht alles in Ordnung scheint, Einkehr in uns selbst, aus den politischen Betrachtungen werden moralische und am Ende vom Lied klagen wir unser ganzes Volkstum an, wenn das Steuer des Schiffes nicht in zielbewußten Händen ruht. Das ist ein Zug, der durch unsere gesamte Geschichte geht. Und so scheint mir aus der deutschen Geschichte von Urzeit her ein Zug als der traurigste und tragischste hervorzutreten: die unerhörte Vergeudung und Zersplitterung des deutschen Volkstums.

Ich habe diese Worte der Würdigung von Helmolts Abhandlung über die deutsche Geschichte vorausgeschickt, weil sich von diesem Gesichtspunkt aus allein eine volle Erkenntnis des deutschen Wesens aus seiner politischen Geschichte gewinnen läßt, das wohl eine der schwierigsten Aufgaben überhaupt ist. Sie kann nur im Zusammenhange mit den übrigen europäischen Völkern begriffen werden, und dabei hat sie das innere Wesen des Volkes nur oberflächlich berührt. Dadurch ist es ja auch möglich geworden, daß selbst von den schwersten Katastrophen, wie

dem dreißigjährigen Kriege, die Imponderabilien — gut deutsch ausgedrückt dürfte man sagen: der Wunschhort — unverletzt und gewahrt geblieben. Es sind die Wellen, die langsam in der Tiefe fluten, während oben die Wogen rascher dahintreibend dem Meere zueilen. Unsere Entwicklung läßt sich eben nicht mit der anderer Völker, der Franzosen und Engländer, vergleichen: wir waren als das Volk der Mitte mit vier Fronten eben zu einem ganz anderen Werdegang gezwungen; und dieses Verhältnis besteht auch für die Zukunft fort. Das bietet natürlich für die deutsche Geschichtsschreibung komplizierte Arbeit.

Das „deutsche Volkstum" rein historisch zu erfassen, ist daher heute noch gar nicht möglich.

So hat denn Helmolt mit Recht einen anderen Weg der Betrachtung eingeschlagen, auf dem er sicher und fest fortgeschritten und auch so zu dem „Gemeinsamen" gelangt. Mit Recht sagt er: „An den einzelnen Bestandteilen liegt nichts: nur das Ineinandergreifen der Räder und Rädchen belebt die tote Masse. Das Ganze der miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Deutschen ist das deutsche Volk. Die durch dieses Volk geschaffene Gedanken- und Gefühlswelt, das alle Deutschen umfassende Deutschtum, muß auch im einzelnen bemerkbar und im kleinen noch als Kraft tätig sein." So stellt Helmolt „den Deutschen als Einzelnen" einer Betrachtung des Deutschen als Glied eines Ganzen entgegen, und in diese Gruppierung weiß er mit großem Geschick allgemeine, geradezu reinmenschliche Züge wie Tat und Werk klar und anschaulich einzuordnen. Er läßt den Deutschen gewissermaßen doppelt Revue passieren und er geht dabei naturgemäß aus dem Weiteren ins Engere. Die „Bodenständigkeit" des Deutschen erfährt auf diese Weise eine allseitige Beleuchtung, ebenso wie der Wandertrieb der Germanen, den er mit Recht nach Chamberlain „Expansionskraft" nennt. Nie ist das Volk zur Ruhe gekommen, und auch der volle Ausbau des deutschen Landes hat Bewegung genug hervorgerufen und jene Mischung der Stämme herbeigeführt, die den Küsten der Ostsee und Nordsee ebenso zu gute gekommen wie den Landen an der Oder und an der Donau. Der „Wandertrieb" hat jener Kolonisation des Ostens die nötigen Kräfte zugeführt in den tausenden deutscher Bauern, denen sich das Ritter- und Bürgertum machtvoll geeint.

Und auch hier wie in unserer ganzen Entwicklung Licht und Dunkel dicht nebeneinander. Dort die wohlgenützte Kraft, die uns die uralte Heimat der Germanen wiedergewonnen hat, hier die Verschwendung der

hypertrophischen deutschen Kraft, die sich in dem Landknechtswesen offenbart. Dies ist ein eigenes Kapitel in der deutschen Geschichte, ein Stück Volkstum, wie keine andere Nation es aufzuweisen hat. Auch die Geschichte der deutschen Auswanderung gehört hierher. Freilich kein erfreuliches Blatt. Aber was nützt da die Klage über vergangene Sünden! Wer wird bei den schäumenden Springbrunnen eines schönen Gartens über Verschwendung klagen! Ein andres ist es, die überschüssigen Kräfte, welche jetzt anfallen, in die richtigen Gebiete abzulenken und diesen gewaltigen Auswanderungsstrom in das richtige Bette zu leiten. Da freilich ist noch vieles im argen, und so manche Warnung ist verhallt. Mit Recht schließt Helmolt das Kapitel „der Deutsche an und für sich" mit einem starken Hinweis auf die deutschen Schwächen, zumal die „Deutsche Pedanterei", von der Jakob Grimm sagte, daß wenn sie in der Welt unerfunden geblieben wäre, so hätte sie der Deutsche erfunden.

Vortrefflich sind Helmolts Ausführungen über „Byzantinismus" und „Beamtentum", dessen Entwicklung er in raschen, knappen Zügen skizziert mit dem wohlberechtigten Hinweis auf die wahre Unabhängigkeit des hervorragenden Beamten. Überhaupt gelingt es Helmolt durch eine Reihe von Miniaturbildern, wie „von deutscher Kameradschaft, „dem deutschen Studententum," „Heerespflicht," „das deutsche Lied," die „deutsche Frau," „der Deutsche und Gott" einen starken Gesamteindruck zu geben und einen wirkungsvoll abgetönten Hintergrund für die eigentliche Geschichtsdarstellung zu gewinnen, die er nun großzügig bis in die Tage des Fürsten Bismarck führt.

Man möchte meinen, daß der Mittelpunkt einer Darstellung des deutschen Volkstums das plastische Bild seiner Sitten und Bräuche bilden müßte. Hier hat ja, sagen wir die vergleichende Kulturgeschichte noch ein reiches Feld der Tätigkeit und der Gegenstand harrt noch immer der Vertiefung. Eugen Mogk gibt einen lehrreichen und inhaltreichen Abriß dieses so eigenartigen und schönen Gebiets deutschen Volkstums. Und doch kann ich mich mit den grundlegenden Anschauungen des Verfassers von dem Unterschied der Nieder- und Oberdeutschen in Charakter und Lebenshaltung nicht einverstanden erklären. Ich werde die vorhandenen Kontraste gewiß nicht in Abrede stellen. Aber gerade bei den Sitten und Gebräuchen ist eine solche Scheidung gefährlich. Es ist nur zum Teil richtig, wenn er sagt: „Das Gemüt des Norddeutschen ist viel ernster, sein Sinn viel verschlossener, und diese Tatsachen bestimmen all sein Tun und Handeln. Den Süddeutschen stimmt schon die ihn umgebende Natur heiterer. In seinem Gehöft mag der norddeutsche Bauer keine

fremden Leute um sich haben; er ist sein eigener Zimmermann, Schmied, Wagenbauer usw." Ich kenne den Norden und den Süden und ich habe bei aller Gemütlichkeit und Treuherzigkeit des süddeutschen Bauern auch bei ihm stets einen Zug von Verschlossenheit und Schweigsamkeit gefunden, der mir auch im Norden begegnet. Und ich könnte eine ganze Reihe von recht anschaulichen Beispielen norddeutscher Lustigkeit und selbst Ausgelassenheit beibringen. Schon Treitschke, der ein gutschauender Wanderer war, voll freudigen Verständnisses für jede Stammeseigenart, hat auf die Genußfreudigkeit des Norddeutschen hingewiesen. Wenn in Oberdeutschland größere Prachtliebe herrscht, zumal bei kirchlichen Festen, so entspringt dies weniger der Stammeseigenschaft als der Nähe Italiens, also rein romanischen Einflüssen. Eine Darstellung dieser Materie, die ja kaum durch eine Hand erschöpfend behandelt werden kann, müßte von der Maxime ausgehen: Was ist rein germanisch, was ist von fremden Elementen beeinflußt? Es würde auch so eine reine Scheidung kaum möglich sein. Auch hätte ich die Analyse der „altdeutschen heidnischen Religion" nicht so schroff von obigem Kapitel getrennt oder wenigstens diesen Stoff vorweg behandelt. Denn eine ganze Anzahl von alten Bräuchen kann ohne die Kenntnis der mythologischen Arbeit des deutschen Volksempfindens nicht begriffen werden, die ja niemals ruht und den Wandlungen der Zeiten und der Anschauungen entsprechend stets eine Verschiebung der alten Gestalten und stete Neubildungen hervorbringt. Als das illegitime Geschwister der Religion ist sie stets am Werk und spielt der ernsten Schwester manchen Schabernack. Nirgends kommt das feiner, sinniger und humorvoller zum Ausdruck, als in dem Gedicht von Wilhelm Hertz: „Bruder Rausch".

Sie hat aber auch die verwandten Eigenschaften der deutschen Religion, die durch Karl Sell eine feinsinnige und tiefgehende Darstellung gefunden hat. Es ist mir leider hier nicht vergönnt, näher gerade auf dieses Kapitel, das zweifellos im Vordergrunde des Interesses steht, einzugehen. Mit seltener Klarheit werden die Motive der ganzen Entwicklung, die Christianisierung in ihren einzelnen Phasen, die Wandlung der kirchlichen Anschauungen, der Gegensatz zu dem Weltherrschaftsgedanken Roms dargestellt, bis zur „Emanzipation des Individuums von der völligen Herrschaft der Kirche". Auch das Werden des Protestantismus, die Wandlungen der Weltanschauung in diesem selbst, kurz das stete Fortschreiten der Reformation, die ja nicht an Zeit und Raum gebannt ist, aber mit der Entwicklung des deutschen Wesens untrennbar verwachsen — all das wird uns in sinniger und erfreulicher Weise vor Augen ge-

führt. Die ganze Darstellung gipfelt in dem Hinweise auf die Pfade, die der deutsche Geist „unabhängig von überlieferten Formen, außerkirchlich, persönlich, frei" gefunden hat. Es ist gar kein Zweifel, daß in dem Vorhandensein „einer starken, wenn auch verborgenen Macht konfessionsloser Religiosität" eine der Bürgschaften unserer Zukunft liegt. Ist doch unser ganzes künstlerisches Werden nicht zu verstehen ohne den unmittelbaren Zusammenhang von Kunst und Religion. Von Wolfram von Eschenbach bis Richard Wagner, von Luther bis Nietzsche ist dies eine klare Erscheinung künstlerischen Lebens. Die Religion ist der Jungquell der deutschen Kunst; darum darf er auch durch keine fremden Einflüsse getrübt werden. Die deutsche Kunst bis Albrecht Dürer ist gewissermaßen ein Vorausahnen der Reformation, das derselben unendlich viel Lebenskraft gegeben. Und Goethe und Schopenhauer, Richard Wagner und Nietzsche mit all den ersten Künstlern und Dichtern unserer Tage sind vielleicht ebenso die Boten einer neuen großen Wandlung des religiösen Empfindens, wie jene. Denn wo alles sich wandelt, wo alles im stetem Wechsel dahinfließt, wie könnte da die Religion sich der Macht entziehen, welche die Welt in stetem Kreisen hält, ohne alt zu werden und zu verdorren! Daß das deutsche Wesen kräftig genug, Altes und Veraltetes ohne Bangen abzustoßen, das ist eine Bedingung seiner weiteren Entwicklung überhaupt.

Mit Recht sagt Henry Thode am Schlusse seiner Darstellung der deutschen Architektur: „Nur solange die Architektur dem Deutschen als ein Ausdruck der Gefühlsinnerlichkeit, sei es nach dem Erhabenen, sei es nach dem Gefühlvollen hin, dienen konnte, hat er Großes und Originales in ihr geleistet. Mit dem Augenblicke, wo sie rein äußerlichen Rücksichten der Schaustellung zu dienen begann, begann auch der Verfall schöpferischer deutscher Kraft." Die Verwelschung der deutschen Fürsten hat auch die deutsche Baukunst verwelscht, sie haben dem deutschen Baumeister undeutsche Aufgaben gestellt. Freilich die Läuterung hat begonnen, und in den Werken eines Schinkel und eines Semper und vieler anderer erkennt Thode eine kräftigere und originellere Äußerung des Deutschtums, das freilich in der bildenden Kunst seine höchste Offenbarung gesucht hat. Hier führt uns Thode mit gewohnter Meisterschaft zu den geheimsten Werkstätten deutschen Wollens und Fühlens. Wie bringt er uns Albrecht Dürer nahe: „Mit einer schöpferischen Kraft begnadet, die vielleicht ohnegleichen in der gesamten Geschichte der bildenden Kunst ist, hat er den ganzen Reichtum deutschen Fühlens und Sinnens in Gestalten offenbart, der Welt den „heimlichen Schatz" des „deutschen Gemütes in Bildern" gewiesen.

Von zartester Empfänglichkeit für alle Eindrücke und von scharfsichtigstem Verstande, erregbar bis zur schwärmerischen Begeisterung und der tiefsten Versenkung in philosophisches Sinnen fähig, voll kindlicher Lebensfreudigkeit und die Tragik des Lebens in Schwermut erkennend, ein dichtender Träumer und grübelnder Forscher, unbedingt in der Gewißheit seines evangelisch christlichen Glaubens und harmonisch menschlich sich einbeziehend in das Naturganze, erscheint Dürer als einer jener wenigen Auserwählten, in denen das Menschentum seine höchste Vollkommenheit erreicht hat."

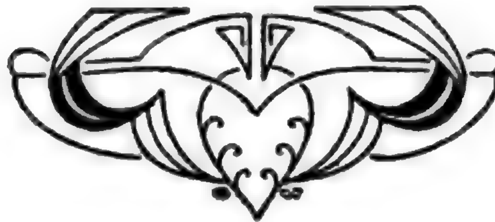
So kann nur ein Mann schreiben, der durch und durch Künstler ist und mit tiefster Seele sich dem Erfassen der Kunst und ihrer Werke hingibt. So erkennt er mit unmittelbarer innerer Kraft den großen Zusammenhang der Künste untereinander und die Steigerung des künstlerischen Ausdrucks bis zum Musikdrama.

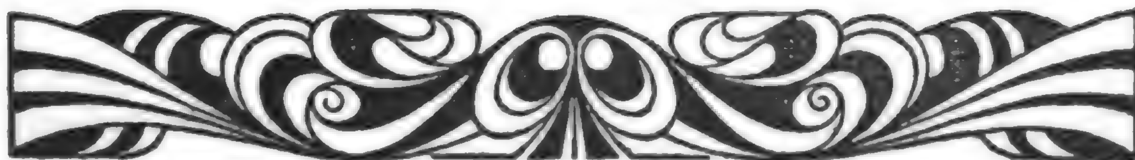
Neben Thodes Darstellung erscheint die Geschichte der deutschen Tonkunst von H. A. Köstlin wie die Durchführung des gegebenen Motivs, freilich mehr in schulgewohntem, aber doch immerhin kräftigem Satze. Die Analyse ist durchaus vortrefflich, wenn ich auch den tiefen Zusammenhang des Werdeganges der deutschen Musik nicht zum vollen Ausdruck gebracht finde. Die letzten Pforten blieben dem trefflichen Verfasser verschlossen, die aus der Tiefe deutschen Wesens empordrängenden und emporflutenden Töne hat er nicht vernommen.

Etwas von Thodes Art der Auffassung hätte ich auch Jakob Wychgrams „Deutscher Dichtung" gewünscht. Vielleicht hätte dieser Abschnitt mit dem Kapitel über „die deutsche Sprache" enger verknüpft werden müssen, die ja durch Oskar Weise eine durchaus entsprechende Behandlung gefunden hat. Ich finde eben die Hauptaufgabe einer Literaturgeschichte darin, die Geheimnisse des Zusammenhangs zwischen Sprache und Idee zu erforschen. Das Wort Moritz Hauptmanns „Im Anfang war der Rhythmus" gilt ebenso von der Poesie. Und dann darf eine Darstellung der Dichtung als Teil des deutschen Volkstums die Poesie der Gegenwart nicht gar so stiefmütterlich behandeln. Gewiß läßt er Gerhart Hauptmann volle Würdigung widerfahren, aber sonst wird er der modernen Dichtung keineswegs gerecht; auch die Werke der „Neuen" sind, mag man sie beurteilen, wie man will: Heimatkunst. Im übrigen ist Wychgrams Anteil an dem Gesamtwerke ein durchaus tüchtiger, und diese Anführungen sind eben Produkt divergierender Anschauungen. Auf diesen Wegen ist eben jeder lediglich sein eigener Genosse. Eine wertvolle Bereicherung hat das Buch durch den von Hans Zimmer bearbeiteten Abschnitt „Deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft"

erhalten. Er durfte dem Gesamtwerke nicht fehlen. Denn mit Deutschlands Werden hängt Erziehung und Wissenschaft mehr zusammen, wie dies bei irgend einem anderen Volke der Fall ist. Jede echte deutsche Tat wiegt hunderte von pädagogischen Büchern auf; jeder Fehler in der nationalen Politik ist ein pädagogischer Mißgriff. Diese, in gewissem Sinne geradezu dilettantischen Bemerkungen sollen Zimmers ernste und würdige Arbeit gewiß nicht entwerten. Im Gegenteil. Jeder Leser wird erkennen, daß sie mit vollem Verständnis des deutschen Volkstums geschrieben sind.

Ich bin am Schlusse. Hier wende ich mich zu dem Herausgeber selbst, der eine reiche und ernst durchdachte Analyse des „deutschen Volkstums“ dem ganzen Werke vorangestellt hat. Sie ist im hohen Grade wertvoll und erfreulich. Wir dürfen hinzufügen: erschöpfend. Es ist die Frucht reifer Erkenntnis, die uns hier geboten wird und die für das Werk an sich wie für die behandelte Materie von ausschlaggebender Bedeutung ist. Reiche Anregung bietet das Ganze in Wort und Bild! Und wenn der Pessimist ein schlimmes Omen für unser Volkstum darin erkennt, daß solche Bücher geschrieben werden, so möchte ich es als gutes Zeichen für unser Vaterland grüßen, daß solch ein Buch geschrieben werden kann.





Auguste Rodin.

Von

Max Martersteig.

Neben die Berliner Jahresausstellungen für bildende Kunst, neben die „Große“ im Ausstellungspalast und neben die der Sezession in Charlottenburg treten seit einigen Jahren die von der Sezession veranstalteten Winterausstellungen für zeichnende Künste. Dem Kunstfreund bereiten sie gewöhnlich ein reineres Vergnügen als ihre im vollen Staate einherschreitenden Schwestern: sie zeigen die Künstler im Studio und gewähren die Möglichkeit, die Tagebücher der bildnerisch Schaffenden zu lesen.

Außerhalb des Kreises der Nur-Artisten neigt die allgemeine Empfindung zu dem Urteil, daß unsere moderne Kunst die letzte Formvollendung für ihren Inhalt nicht finden könne — vielleicht auch nicht finden wolle. Der Laie namentlich weiß mit den Bildern, die ihre Geschichte nicht zu Ende erzählen, nichts anzufangen; und wo er die letzte Politur und Abrundung vermißt, schilt er über Unfertigkeit. Aber auch der Wissende wünscht, die Künstler der modernen Richtung möchten endlich den letzten Schritt tun, möchten es der Natur gleich machen, die auch ihre Geschöpfe nicht ohne Haut in die Welt entläßt. Immer, wie Goethe es uns lehrt, gelangt sie „ohne den Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen“. Vielleicht ist es das, was unsrer modernen Kunst noch fehlt. Aber wir geben uns auch Rechenschaft, warum es gerade den ehrlichsten Werken fehlt und in vielen Fällen noch fehlen muß.

Die moderne Kunst ist den Weg noch nicht zu Ende gegangen, den sie, obwohl unter heftigem Widerstreit, verheißungsvoll beschritten. Sie steht noch immer in der Arbeit der Analyse, ist noch nicht fertig, das Spiel der Leben bewirkenden Kräfte zu beobachten; noch sucht sie, wie hypnotisiert von dem berauschenden Schauspiel, nur einzelne Reize dieser dynamischen Vorgänge einzufangen und, festgehalten, wiederzugeben. Sie hat noch nicht die bescheidene Gelassenheit der Natur erlangt, die über ihr eigenes Wunderwerk die täuschende Decke des glatten, ruhigen Scheins

breitet. Noch ist die Entdeckerfreude größer als die künstlerische Weisheit. So dürften wir vielleicht die vielgeschmähte moderne Kunst entschuldigen, wenn sie einer Entschuldigung bedürfte. Das wäre sicher nicht der Fall, betrachteten die allermeisten die Kunst nicht immer noch als eine gefällige Täuscherin, die die unbequemen oder zu intimen Wirklichkeiten der Welt mit irgend einer Phrase verzuckern, sie hinter irgend eine bunte Maskenhülle verstecken soll. Sonst würde doch die Freude über die ringende Kraft der Menschheit, die sich auch in diesen Strebungen ausspricht, größer sein als der Stolz auf die glatte Meisterschaft in ausgelaufenen Geleisen.

Zu den fesselndsten Gegenständen der letzten Winterausstellung gehörte nun das Skizzenwerk des französischen Bildhauers Auguste Rodin. Man hat es nicht ohne Einwand gelassen: und gewiß kann nicht die Rede davon sein, daß in diesen Hunderten von Blättern der flüchtigst hingeworfenen Impressionen „Kunstwerke“ zu sehen wären, die eine selbständige Bedeutung als Schau- oder gar Kaufobjekte beanspruchten. Ich möchte sogar einschränkend betonen, daß man es höchst befremdlich finden kann, diese geheimsten Notizen einer Künstlerseele zum Verkauf preisgegeben zu sehen. Aber wie man dankbar ist, wenn uns in kritischen Ausgaben das Quellen- und Notizenmaterial eines Dichters oder seines einzelnen Werkes zugänglich gemacht wird, so begrüßte man auch hier die Gelegenheit, über diese vielleicht bedeutendste Erscheinung unter den bildenden Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts, wenn nicht ein abschließendes Urteil, so doch eine unerwartete Vertiefung des Verständnisses gewinnen zu können. Man empfing eine Anregung, die dahin führte, eine ganze Reihe der Katechismussätze über Bildnerei, die seit Winckelmanns Kunstgeschichte und seit Lessings Laokoon mehr oder weniger bindend gegolten haben, einmal ernstlich nachzuprüfen. Und diese Nachprüfung rührt eben an den Punkt, um den sich, dank der Anregung jener Bahnbrecher, das Jahrhundert so viel Mühe gegeben hat: den Künsten ihre Grenzen anzuweisen; das besondere Wesen der einzelnen durch feste Gesetze zu umfriedigen.

Schon Herder und Goethe sahen, trotz der großen Verehrung, die beide dem Wirken Winckelmanns und Lessings entgegenbrachten, die Möglichkeit einer Wiederverschmelzung der Künste klar voraus, wenn sie auch den allergrößten Wert darauf legten, dem unsicheren Tasten durch die Aufstellung fester Gesetze für die einzelnen Kunstzweige zunächst einmal ein Ende gemacht zu sehen. Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bewegte sich dann die künstlerische Tendenz in der einmal angenommenen beschränkenden Richtung, wie sie namentlich Lessing gewiesen hatte. Da,

auf der reifen Höhe des Jahrhunderts staute eine mächtige Gegenströmung den Fluß dieser Entwicklung zur Begrenzung der Künste: Richard Wagner predigte in Tat und Wort die Vereinigung und gegenseitige Durchdringung an Stelle der strengen Scheidung und entfachte durch seine, die Herrschaft der Theorie erschütternde Propaganda auch da noch Feindschaft, wo man sich der zwingenden Gewalt seines Kunstwerks, die es durch die Sinne auf die Seele übte, nicht entziehen konnte. In schlecht verkleidetem Zynismus suchten viele den Ärger darüber zu verwinden, daß sie nun abermals umlernen sollten. Denn darum handelt es sich fast immer ganz allein: um das Umlernenmüssen. Die Empfindung des Menschen ist unverwüstlich in ihrer Frische und Fähigkeit zu stetiger Neugeburt; das Ärgernis und Schmerz Bereitende liegt immer nur in der Operation, durch die die langsam und sorgfältig geförderte Patina des zum Begriff Gewordenen einmal wieder abgekratzt werden soll.

Seitdem ist die Frage nicht wieder zur Ruhe gekommen, ob denn wirklich so viel an den „Grenzen" liege? Ob nicht das Wort, daß erst in der Beschränkung der echte Meister sich zeige, auf eine ganz andere Bedeutung weise? Es kam für die bildenden Künste hinzu, daß der ungeheuere Zuwachs an Werken verschiedener, früherer und späterer Epochen hellenischer Kultur, worunter die Skulpturen vom Parthenon und die von Pergamon und Olympia die entscheidendste Rolle spielten, den von Winckelmann aufgestellten Kanon des Schönen merklich erschütterten. Wir sahen, daß auch die wegen ihrer gebändigten Ruhe, ihrer Sophrosyne, gepriesenen Griechen der Leidenschaft einen viel breiteren Raum im Kunstwerk gegeben haben und daß auch sie in der plastischen Darstellung die Stürme der Seele frei zu geben wußten. Aus alledem ging hervor, daß man den Begriff des „Schönen" weiter fassen müsse.

Die Ästhetik, als die Wissenschaft des Schönen, gab sich daran, umzulernen; langsam und widerwillig, aber doch unverkennbar. Und außer der Erweiterung durch die künstlerische Anschauung flossen ihr von den wissenschaftlichen Gebieten der Physiologie und der Psychologie Ergebnisse der Erkenntnis zu, die sie nicht länger ignorieren durfte. Das Schöne erschien nun in unbegrenzter Mannigfaltigkeit, unendlich und immer flüssig, als etwas durchaus Subjektives, und vor allem als etwas, das unserer Betrachtung der Dinge zugehört, nicht den Dingen selbst. Es ging nicht länger an, diesem Empfinden Grenzen zu ziehen: die Formeln der Gewöhnung erschöpfen das als schön empfundene Produkt der Natur nicht, sie können es uns auch nie ganz zu eigen machen. Das in den Dingen treibende Leben fordert immer mehr Wünsche und Sehnsucht

heraus; und unsere Psyche hat den Drang, immerfort zu wachsen, mächtiger zu werden. Auch das Bedürfnis nach Schönheit ist in unseren Willen eingeschlossen, strömt mit ihm aus derselben Quelle und ist der individuellen Willkür nicht unterworfen. Das rätselhafte Schöne zieht gleichsam durch unsere Seele hindurch, wie die bewegte Luft durch die Saiten der Äolsharfe, die auch Töne, Empfindungen weckt, aber keine Melodie gestaltet, keinen Rhythmus gebiert. Das zu tun ist die Aufgabe des Künstlers, ist unser eigenstes Vermögen zur Kunst. Und immer, wenn unser Empfindungsverlauf zu einer Einheit gebracht wird, zu einer durchaus nur uns angehörigen, psychischen, subjektiven Form, dann sprechen wir von Schönheit. Dann sehen wir aber auch die Notwendigkeit einer Begrenzung der vielen Möglichkeiten nicht ein.

Im Drama haben wir früher Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung als unverbrüchliche Gesetzerfüllung gefordert. Der schaffende Genius zerbrach diese Gesetzestafeln, und übrig blieb nur das wirklich unverbrüchliche Gesetz der Einheit der Handlung, der inneren Handlung, dürfen wir erläuternd hinzufügen. Es scheint, daß auch das Werk der bildenden Künste nun unter dieses Gesetz gestellt werden darf: nur, was wir dort Einheit der Handlung nennen, heißt hier „Einheit des Empfindungsverlaufs“, heißt Gestaltung des Affekts. Und heißt: ein restloses Aufgehen dieses Empfindungsverlaufs in den Ausdrucksformen, die wir, nach dem Standpunkt unserer heutigen Wissenschaft der Psychologie, immer ausschließlicher als erweiterte Ausdrucksbewegungen unseres Willens begreifen lernen.[1])

Wenn aber selbst die Wissenschaft uns volle Aufklärung dafür verschafft, daß wir Farben in gleicher Weise und nach gleichen Gesetzen empfinden wie Musik, daß die Linie den Ursprung gemein hat mit der Melodie, daß es unser Bedürfnis zum Rhythmus ist, das wir den festgehaltenen Bewegungsformen des Lebens aufprägen, wenn wir ferner mehr und mehr in den statischen, in den funktionellen Gesetzen unseres Körpers auch die der künstlerischen Tätigkeit, und zwar sämtlicher Gebiete,

---

[1]) Wir weisen hier gern auf das erschöpfende Werk hin von Wilhelm Wundt: „Völkerpsychologie, Untersuchungen der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte“; Band I und II: Die Sprache. — Ein Werk des Altmeisters, das für eine künftige Naturgeschichte der Kunst die wichtigsten Bausteine liefert. Wertvolle Beiträge zur Psychologie der Kunst bringt auch ein Nachlaßband von Friedrich von Hausegger: Gedanken eines Schauenden, von dem Sohne des Grazer Musikästhetikers herausgegeben, Verlagsanstalt Bruckmann, A.-G., München, worin schöne Paralipomena zu den geschätzten Hauptwerken Hauseggers „Die Musik als Ausdruck“ und „Das Jenseits des Künstlers“ zu finden sind.

erkennen müssen, dann fallen auch die Grenzmauern, die wir dereinst gebaut, von selbst zusammen. Dann sehen wir sie als Beschränkungen unter einem Zweckstandpunkt: diese Kunst soll das und das bewirken, jene jenes; dieses ist deren Domäne, die sie nicht überschreiten darf, und jener sind dort Schranken geboten. Vom ganzen Menschen aber ging die Kunst aus, der seine Lebensäußerungen noch nicht in eine Zweiheit spaltete: hier Arbeit und hier Spiel, hier Verstand und dort Gefühl, — der vielmehr aus nur einer Quelle schöpfte, aus seinem eigenen Sein.

Die Laut und Form werdende Pantomime ist aller Kunst Ausgangspunkt; es kann darum kein Fehler am Kunstwerk sein, wenn sein Schöpfer die in einem langen Kulturverlauf zu vollendeter und raffinierter Ausdrucksfähigkeit gereiften Teilkunstfertigkeiten und das Wissen um sie wieder zur Einheit sammelt. Das ist der Weg, auf dem das Kunstwerk wieder allen Reichtum der Natur, der im menschlichen Mikrokosmus eingeschlossen liegt, zurückerobert.

Solch eine vielsprachige Gewalt liegt in den Werken Rodins und läßt uns in ihnen einen Gipfel sehen, die Erfüllung einer Entwicklung, die einstweilen, wie es scheint, nicht überboten werden kann.

So lag denn der Vergleich nicht fern, durch den man häufig die von Wagner und die von Rodin ausgehenden Wirkungen auf die gleiche Stufe der Bedeutung für unsere künstlerische Kultur und deren Gewissen gerückt hat. Er trifft das Maß der inneren Bedeutsamkeit, der Gewalt über die ganze Skala der Empfindungen. Und betont man wieder mehr den geschichtlichen Verlauf dieser Entwicklungen zum erschöpfenden Kunstwerk am Ende einer langen Zeitstrecke, so drängt sich die Erinnerung an Michelangelo bei beiden Künstlern, bei Wagner sowohl wie bei Rodin, fast gebieterisch oder doch sehr erklärlicherweise auf.[2])

---

[2]) Diese Zusammenhänge, namentlich der von Wagner der Kunst unseres Jahrhunderts aufgeprägten ethischen und ästhetischen Bedeutung und der Mission, die Michelangelo für die Kultur der Renaissance zufiel, sind mit großer Eindringlichkeit in dem neuesten Werk von Henry Thode dargelegt: Michelangelo und das Ende der Renaissance, Berlin, G. Grothe, wovon zwei Bände erschienen sind. Ein dritter Band über Michelangelos Kunstwerk steht noch aus. So lange verbietet sich natürlich auch ein abschließendes Urteil, dem sich einstweilen allerdings das Bedenken aufdrängt, ob der Weg, den der geschätzte Kunstforscher hier eingeschlagen, überhaupt zu billigen sei: nämlich, zuerst ein fast fatalistisch bestimmtes Bild der Psyche Michelangelos zu entwerfen, dieses dann durch die Bedeutung des großen Florentiners als Dichter zu stützen — eine Bedeutung, für deren Einschätzung Thode selbst solche Leser, die sich willig unter den Bann dieses Genius stellen, nur bedingt gewinnen wird —, und so für die Hauptsache, die Betrachtung des Kunstwerks, die im dritten

Der Kunstforscher, dem wir in Deutschland die erste breitere Bekanntschaft mit dem Werke Rodins verdanken, der Direktor der Dresdner Skulpturensammlung Georg Treu, spricht geradezu die warnende Befürchtung aus, daß diese Kunst, wenn sie Nachahmer findet, um ihrer Größe willen der Bildhauerei Frankreichs ebenso zum Schicksal werden dürfte, wie es eben einst die Kunst Michelangelos seinem Lande wurde: „Wehe seinen Nachahmern!“ Das Gleiche aber durfte man auch bei Wagner sagen. Nur lastete in beiden Fällen der Fluch auf jener Art Nachahmerschaft, die die hervorstechendsten Wirkungsursachen unkünstlerisch zu überbieten trachteten: bei Michelangelo das schmerzgeborene Pathos des durch das Verhängnis der ihn umgebenden Kultur gefesselten Titanen, der seine Zeit, wie Saturn die eigenen Kinder, ihr Köstlichstes verschlingen sieht und der sich aufbäumt in der Qual dieses Geschickes, dem er sich selbst verfallen fühlt, — hier bei Wagner die bis dahin unerhörte Sättigung der Handlung und der Musik mit dem Affekt.

An das innere Pathos beider reichten diese Nachahmer aber gar nicht heran; vielleicht weil wirklich beide, Michelangelo und Wagner, letzte Erscheinungen ihrer Kulturen waren, Sonnen eines Weltentags, der viele Geschlechter in ihrem Lichte hat werden und vergehen sehen, die noch einmal vor dem Scheiden in purpurner Majestät am Abendhimmel leuchten.

Diese Bedeutung kommt jedoch Rodin — hoffentlich! — nicht zu. Wenn Effekthascher zunächst seinen Wirkungsreichtum in Scheidemünze umwechseln, was liegt daran? Sie werden ihren Teil dahin haben. Rodins Kunst hat ein Zentrum, das sich im glücklichsten Sinne mit dem besonnenen künstlerischen Gewissen ihrer Zeit deckt. Mit der Sehn-

---

Bande folgen wird, eine gebundene Marschroute zu schaffen. Der umgekehrte Weg, vom Werk zum Künstler zu gelangen, den Justi einschlägt, der dazwischen liegende, dem Hermann Grimm folgte: erst ein lebenglühendes Bild des Kulturmilieus zu bieten und dann die Psyche des Künstlers daraus zu bestimmen, scheinen mir glücklicher und überzeugender. Ohne Einschränkungen aber darf man in den ersten beiden Bänden die lichtvollen Darstellungen von den geistigen Bewegungen der Renaissance begrüßen: der von Savonarolas fanatischem Glaubenseifer herleuchtenden blutigen Morgenröte der Reformation, der Geistesblüte der Neu-Platoniker in Florenz, der späten Wirkungen der lutherischen Glaubensreinigung unter der Aristokratie des päpstlichen Stuhls und der Anfänge der Gegenreformation. Hier werden kulturgeschichtliche Abhandlungen geboten von überzeugender Klarheit und Gründlichkeit. Ob darum schließlich die Lösung der Hauptaufgabe befriedigen mag oder nicht, ob das Problem Michelangelo eine endgültige Lösung findet oder nur eine weitere Beleuchtung, man wird das Buch nicht ohne Bereicherung der Anschauungen über jene wichtige Kulturepoche lesen. Und es wird es jeder lesen müssen, der über die genialste Erscheinung jener Zeit zur Klarheit gelangen will.

sucht nach Kunst, die in der jungen Generation heranwächst. Rodins Werk ist reif im reinen Sinne, weil es die Leidenschaften, die es weckt, auch immer wieder zu sich selbst zurück und zur vollen Ruhe bringt. Er ist nicht, wie Wagner und Michelangelo, der von Propheten und Sibyllen herstammende Dämon. Der vollständig einheitliche und in sich selbst beschlossene Charakter jedes Werkes von Rodin macht dessen stärksten künstlerischen Reiz aus. Man geht von einem Rodin nach einem tiefen inneren Erleben doch befriedigt von dannen. Seine magische Gewalt übt es gerade dadurch, daß es uns nicht entläßt, ehe es den vollen Zauber der Umwandlung in ein rein anschauliches Empfinden der Schönheit bewirkt hat.

Auf einem langen Wege, im langsamen Tempo der Übung der Kräfte, Jahrzehnte hindurch ohne äußeren Beifall, ist Rodin immer wachsend diesem Ziel der Reife entgegengeschritten. Er steht jetzt im vierundsechzigsten Lebensjahre, aber seine Wirkung in die Breite ist auch in Frankreich noch sehr jungen Datums. Wir lernten ihn auf der Dresdner Ausstellung von 1901 kennen, die in ihrer reichen und von feinem Kunstgefühl geleiteten Auswahl überhaupt ein erstaunlich schönes und frohe Zuversicht weckendes Bild vom hohen Stande moderner Bildnerei darbot. Die kühnsten Schöpfungen des Künstlers waren allerdings nur in Gipsmodellen zu sehen: so das vielbesprochene Denkmal Victor Hugos, das auch heute noch nicht vollendet ist; der prachtvolle „Vorläufer", Johannes der Täufer; die „Segnungen", die Bekrönungsgruppe für das „Denkmal der Arbeit"; die „Bürger von Calais"; — und leider fehlte die grotesk-titanische Gestalt des „Balzac". Seitdem aber haben wir in den verschiedensten Ausstellungen auch eine Fülle von Originalarbeiten kennen gelernt, in denen besonders eine Note des in seinem Verwandlungsreichtum an Proteus gemahnenden Künstlers ihren berauschenden Ausdruck findet. Dieser Rodin der kleinen Marmorgruppen, der in plastischen Rhythmen und Formen ausgeprägten erotischen Lyrik ist es, den man jetzt in Deutschland am besten kennt. Auf diese Elegien in Marmor eben wiesen auch jene Hunderte von Skizzen hin, die man in der Winterausstellung der Berliner Sezession sah. Sie gaben eine Embryologie der Entstehungsart dieser so stark zu der elementaren Empfindung sprechenden Gebilde, daß man aus ihnen das erschöpfende Kennzeichen der Art des Künstlers überhaupt ableiten zu können glaubte. Und sicher ist es das, was am meisten bewundert wird: wie das im Stein schlummernde Leben geradezu in Akkorden zusammenfließender Formen hervorquillt. Eben nur soweit, daß ein Andante leidenschaftlicher

Handlung sichtbar wird und dem Gefühl sich mitteilt, oder das Verklingen eines Sturms der Leidenschaft im müden, erschöpften Hingleiten verschlungener Körper. Das eigentliche bildnerische Wunder scheint dabei die immer gleiche und immer gleich stark wirkende Melodie der Bewegung, von welchem Standpunkt aus wir auch das Werk betrachten. Selten nur ist eine Deutlichkeit der äußeren Handlung ausgedrückt oder auch nur angestrebt; ein gutes Teil des „Gegenstands" behält sogar der Marmor als sein unenthülltes Geheimnis. Und zu dem melodiös-leidenschaftlichen Reiz tritt nun, unter berechneter Zuhilfenahme der durchscheinenden Art des Materials, das Leben täuschende Spiel der Dynamik von Licht und Schatten, das unwillkürlich fast farbige Eindrücke hervorzaubert. Daß das Kolorit der Körper diesem plastischen Künstler ein ganz wesentlicher, die Empfindung bestimmender Faktor ist, auch das verrieten uns jene Studien, die eine flüchtigste Umrißzeichnung der nur für Augenblicke weilenden Körperbewegungen mit einem farbigen Ton übertuscht zeigten. Auch hier führt uns eine reifste Kunst einmal wieder auf den Weg der wirklichen Bewältigung der Natur: das in seinen flüchtigsten Momenten anschaulich ins Bewußtsein aufgenommene Leben, für das jene Studienblätter nur Erinnerung fördernde Notizen sind, ermöglicht die geradezu schrankenlose freie Bewegung der gestaltenden Phantasie, die immer zum Teil gelähmt erscheinen wird, sobald der Künstler am wirklichen einzelnen Falle des Modells haften bleibt. Künstlerisches Bilden ist bei den Großen immer eine freie Tätigkeit der Seele, die sich der in tausend und abertausend Nachahmungen geübten Hände als Ausdrucksmittel bedient.

Diese erotischen Marmorgruppen bieten unstreitig die mondainste Seite von Rodins Kunst und die stärksten Verführungen zur Nachahmerschaft, — die gefährlichsten. Und doch darf man die gerade hier zu Tage tretende Schwäche nicht übersehen und nicht verhehlen: die statischen Gesetze des Körpers sind nicht selten ganz ignoriert; sie sind oft wie hinweggespült vom starken Affekt der vorherrschenden musikalisch-rhythmischen Empfindung. Man bemerkt das bei einigen dieser Werke, die in Bronze nachgeschaffen und vervielfältigt worden sind: da zeigt uns die unerbittliche Dichtigkeit und Undurchsichtigkeit des Materials, wie oft mit den Bedingungen der Wirklichkeit ein Spiel getrieben ist, — ein Spiel von hohem künstlerischen Reiz, aber doch ein Spiel. Und so richtet sich von selbst hier wieder eine jener Grenzen auf, die die einzelne Kunst ungestraft nicht überschreiten darf. Hierbei ist jedoch weiter zu betonen, daß vielen Werken Rodins dieser Art jene selbständige Bedeutung, die wir ihnen beizumessen uns gewöhnt haben, gar nicht innewohnt; sehr

viele dieser Gruppen haben eine vorwiegend ornamentale Bestimmung, sind Vorarbeiten und Details zu der gewaltigen Komposition der „Höllenpforte“, die Rodin für den neuen Pariser Industriepalast schafft. In ein wuchtiges architektonisches Gerüst eingegliedert, erlangen für diese Schöpfungen dann aber ganz andere Bedingungen Gesetzeskraft. Erst wenn wir einmal das zusammengefügte Modell dieser Höllenpforte zu sehen bekommen und ferner jenes der anderen großen Lebensarbeit Rodins, des Denkmals der Arbeit, können wir die letzten künstlerischen Absichten dieser wunderbaren Erscheinung ganz verstehen.

Der höchste Preis unter den inhaltlich vorwiegend von der Phantasie bestimmten Werken gebührt immer dem prachtvollen Marmor der „Danaide“ und dem der Gruppe des „Kuß“, beide im Pariser Luxemburg-Museum; die Danaide namentlich dürfen wir als das plastische Kunstwerk unserer Zeit betrachten, in dem Schönheit und Leidenschaft — Pathos im Sinne der Griechen — den vollendetsten Bund geschlossen haben.

Neben die erhabene Lieblichkeit und Innigkeit der Kuß-Gruppe konnten wir damals die Bürger von Calais oder den ehernen Täufer stellen, um eine Ahnung vom Umfang der Kunst Rodins zu empfangen. Im letzten Sommer nun ist ein anderer Teil des Werkes Rodins in überraschender Fülle im Düsseldorfer Ausstellungspalast zu sehen gewesen. Auch hier wieder viele Studien; aber diesmal kühne Entwürfe plastischer Art, denen man leider höchst überflüssige und zum Teil sogar recht abgeschmackte Titel gegeben hat. Denn was hier zum Ausdruck gebracht ist, ist mit einem Titelwort schlechtweg nicht auszusprechen. Nur bis an die Schwelle des Gedankens, des Begriffs, ist der Prozeß des im Leiblichen sich enthüllenden Affekts geführt: und diese Phase gerade, wo sich das Psychische in einer starken Melodie aussprechen möchte und wie mit Geburtswehen den Körper durchzittert, stellt Rodins Kunstwerk allerhäufigst dar. Oder die wieder zur Ruhe, zum brütenden Schlummer zurücksinkende Psyche. Von dieser Art zeigten die beiden „Schöpfung“ und „Der Schatten“ genannten männlichen Akte der Düsseldorfer Ausstellung hinreißende Proben. Vor allem aber „Der Denker“, die prachtvolle Bronzefigur des Pariser Salons von diesem Jahre, deren Gipsabguß in Düsseldorf war.

Persönliche Argumente sind gewiß nicht beweiskräftig; und dennoch möchte ich es nicht verschweigen, daß ich die Probe auf die Stärke der empfangenen Eindrücke machte und zum zweiten Male nach Düsseldorf ging, als ich zwei Wochen lang mich in Florenz an Donatello, Verrocchio und Michelangelo zum höchsten Maßstab aufgerichtet hatte: ich habe

keinen Abfall erlebt; sondern nur einen Zuwachs. Hier hat ein geniales Schaffen unsere Welt bereichert, und wir dürfen in diesem Bildner eine Offenbarung großer Menschheit begrüßen, die durch die Jahrhunderte ihre zentrale Kraft bewähren und das Empfinden und Streben von Geschlechtern in ihren Wirkungskreis ziehen wird.

Die bei den Werken der erstbetrachteten Gruppe dem Gefühl sich mitteilende Macht der Schönheit, des Rhythmus, der Melodie, wo „Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen", — voll gesammelten Lichtes —, hier ist sie ganz Charakterausdruck der seelischen, der ethischen Bewegung geworden. Bei den Bürgern von Calais die in den Individuen verschiedenen Alters und Standes sich ausdrückende Todesbereitschaft und der mit ihr verknüpfte Kampf, den vergewaltigten Willen, das Bewußtsein von Würde und Freiheit in stolze oder dumpfe Ergebenheit zu wandeln. Denn diese sechs Bürger, die nun in Marmor verewigt auf dem Markt in Calais stehen, gingen als Geißeln ins Lager des englischen Königs, der ihre Stadt zur Übergabe gezwungen hatte, „damit er mit ihnen tue nach seinem Willen". Und in dem Täufer Johannes welche straffe, eisern unbeugsame Energie des Fleisch gewordenen Gottesgedankens in dieser bäuerischen Unbezwingbarkeit! Wie erscheint dieser sehnige Körper vom Augenlid bis zum Muskel des kleinen Fingers von diesem beherrschenden Gedanken bewegt! Dennoch ist auch in diesen Werken das rein Ästhetische nicht ausgeschaltet oder auch nur vernachlässigt: jede kleinste Fläche dieser Körper ist voll zuckenden Lebens, als wenn das Licht, das sie anzieht und einschluckt, immer frisches, pulsierendes Blut unter der nachgebildeten Epidermis erzeugte.

Unter den Bronzebildnisbüsten Rodins einer den Vorzug zu geben, ist unmöglich. Der aristokratische Kopf Dalous ist ebenso ein Stück vollkommener geistiger Welt wie der idealgläubige des großen Malerpoeten Puvis de Chavannes oder der nervöse des Malers Laurens, der in Bronze in Dresden zu sehen ist. An diesen Büsten wird man mit höchstem Genuß die Fähigkeit beobachten, Charakteristik und sprechendes Leben, zusammengeflossen in die unteilbare Einheit einer doch fast architektonischen Formgebung, dem spröden Stoffe aufzuprägen. Rodin hat eine große Anzahl solcher Bildnisse geschaffen, die alle zu einer immer freieren Entwicklung des Seelischen und immer zugleich auch zu einer festeren Formprägung vorschreiten und ausgehen von dem ersten Werke dieser Art: dem Mann mit der gebrochenen Nase, mit dem Rodin dereinst im Pariser Salon auftrat. Nicht ohne heftigen Widerstand zu finden und Widerspruch zu wecken; denn darin hat das gepriesene Frankreich vor

uns nichts voraus: die verwegen scheinenden Neuerer der Kunst haben dort immer ebenso heftige oder noch leidenschaftlichere Kämpfe gegen Haß und Trägheit der Gewöhnung zu leiden und zu führen gehabt; — allerdings einige dreißig Jahre früher. Auch Rodin war durch Jahrzehnte ein Märtyrer seiner künstlerischen Überzeugung. —

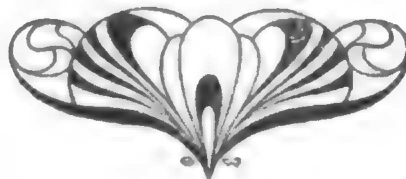
Endlich aber stellte man ihm die Aufgabe, die höchste, die jeweils ein Volk zu vergeben hat: dem künstlerischen Genius der Nation, der diese in dem Jahrhundert verkörpert, den Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit im Monumente zu geben. So will das Victor Hugo-Denkmal wohl betrachtet sein. Die geniale Marmordichtung, die Rodin von Balzac geschaffen, die auch für ein nationales Denkmal bestimmt war, lehnte die öffentliche Meinung noch ab, wiewohl oder gerade weil diese Statue das Vollendetste an Psychologie darstellt, das plastischer Kunst je gelungen, und auch nicht einen Anklang mehr an konventionelle Denkmalskunst. Um so viel mehr bedeutet der Sieg, den die das Hugo-Denkmal bestimmende Idee nun errungen hat. Endlich handelt es sich hier einmal darum, in einem Denkmal für einen Dichter wirklich auch das dichterische Schaffen, die Eigenart des Geistes und der Seele, das Pathos der wirkenden Kraft zu verkörpern — und nicht darum, den Menschen in seiner zufälligen bürgerlichen Erscheinung wie zur Schadenfreude auf ein Postament zu isolieren und ihn mit allegorischen Schildwachen zu umstellen, damit er nicht entwischen könne.

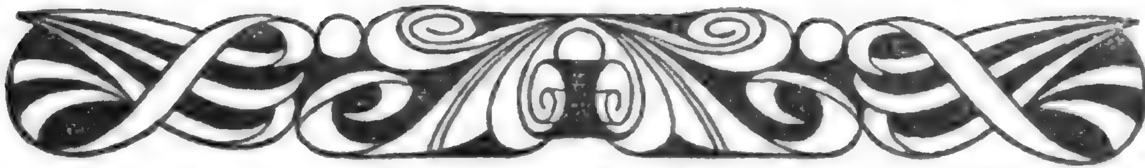
Rodins Hugo sitzt als halbnackter Heros auf einem Felsen, den man am brandenden Meer sich denken mag, so daß die Vorstellung ewig bewegter Kräfte um ihn herum lebendig wird, die der Dichter mit der ausgestreckten Linken beschwört, während die Rechte das in inneres Schauen versunkene Haupt stützt. Eine nackte Frauengestalt, die sich zu seinem Ohre neigt, scheint der Glut des Zornes Nahrung zuzuflüstern; aber hinter dem von mächtiger, gehaltener Leidenschaft bewegten Körper des Denkers, des Patrioten, schmiegt sich eine andere weibliche Gestalt, die „innere Stimme", die zu des Dichters Seele spricht. Das klingt, geschrieben, vielleicht erst recht wie eine frostige oder rührselige Allegorie; in der plastischen Wirklichkeit steht die Gruppe jedoch in einem erhabenen Einklang von Schönheit, Kühnheit und eindrucksvoller Bedeutsamkeit. Und wir Deutschen können schwer die Frage unterdrücken bei ihrem Anblick: wer endlich wohl auch uns einst in gleicher Größe der Empfindung unsere Genien der Nation zum Monumente Aere perennius schaffen wird. —

Das Hugo-Denkmal wird im Pariser Luxemburggarten stehen, also im Zentrum der europäischen Kultur. An gleich hervorragender Stelle

wird einst die Höllenpforte zu Mit- und Nachwelt sprechen; und weithin sichtbar wird vermutlich dann auch das Denkmal der Arbeit errichtet stehen, während wiederum eine Sammlung eingeleitet ist, auch den „Denker" des diesjährigen Salons als ein Geschenk des Volks auf einen öffentlichen Platz in Paris — recht inmitten des flutenden Lebens — zu stiften. Dann werden die Werke dieser künstlerischen Kraft sich zu messen haben mit den im Strome der Kultur tätigen Kräften: werden sie sich als Ewigkeitswerte erweisen? Trotz der Verschiebungen und Wandlungen der im Empfinden der Geschlechter sich ausdrückenden Maßstäbe zwingend wirken durch ihr eigenes, groß sich ausprägendes Gesetz und das unvergängliche Stück Leben, das sie einschließen?

Fast möchte man die Frage heute schon bejahen. In diesen Schöpfungen glutet etwas von der unsterblichen Gewalt der gotischen Dome, des Colleoni, des Moses und des Jüngsten Gerichts in der Sistina. Dann wird man auch entscheiden können, ob uns Rodin eine Morgenröte künstlerischer Kultur bedeutete oder das Scheiden eines vorläufig letzten Tages.





Religion als Schöpfung.

Von

K. König.

Unter diesem Titel hat im Jahre 1902 Arthur Bonus eine kleine Schrift herausgegeben, auf die ich das Interesse aller derer lenken möchte, die für das Geistige zu haben sind und denen an einer Diagnose des Geistes unserer Zeit gelegen ist. Als ich seinerzeit dies Schriftchen las, stand ich unter dem Eindruck eines großen geistigen Ereignisses, eines befreienden und schöpferischen, und es war eine wohltätige Selbstvergewisserung, daß ich bald merkte, andere hatten dasselbe empfunden. Es wurden Urteile laut, daß seit Schleiermacher über Religion und aus religiösen Tiefen heraus keiner so reich und neu, aus einem ebenso starken wie fein empfindenden und alles umspannenden Geiste gesprochen habe. Und wer ein aufmerksames Ohr für die Bewegungen im Reiche der religiös schaffenden Geister hat, hört immer wieder die Schritte dieses Büchleins. Trotzdem scheint es mancherorts nicht zu stärkerer Geltung gekommen zu sein. Liegt es daran, daß seine Schritte so schwer, die Gedankengänge zu hart und neu sind, und daß Bonus bisweilen gern in Sprüngen oder auch im Zickzack vorwärts geht, statt bedachtsam und methodisch nach Professorenart zu wandeln?

Kürzlich verglich mir einer Bonus mit einer „geballten Wetterwolke, die Blitz auf Blitz entsende". Das war gar nicht so übel; nur meinte ich, daß mans den Blitzen dann auch nicht verübeln dürfe, nach ihrer Art im Zickzack ihren Weg zu nehmen. Doch muß ich sagen, daß diese Bonus'sche Geistesart gerade in diesem Büchlein am wenigsten zur Unart wird. Fast durchweg ist der Gedankengang straff; nur verführt das heiße Bestreben, die Dinge möglichst eindringlich zu machen, mitunter dazu, sie ins Paradoxe zuzuspitzen. Das ärgert dann, aber sitzt mit Widerhaken.

An Bonus haben sich viele geärgert und werden sich viele ärgern. Er hat den seltenen Mut vollendeter Deutlichkeit, wo immer er die innere und äußere Unkultur dieser Zeit angreift, und doch ist er keiner von den Allzuklaren, Allzudurchsichtigen, Allzulangweiligen. Seine Deutlichkeit zuckt auf, blendend, zürnend, aus einer lebenschwangeren Wolke. Man fühlt bei ihm immer ein Ringen mit dem Übermaß von innerem Leben, das sich gestalten will und doch so unsagbar schwer durch die unzureichenden Mittel des Wortes gestalten läßt. Man fühlt, daß die Seele reicher ist als die Worte, sie erschöpft sich nicht durch ihre Worte.

Bonus ist das ganze Gegenteil vom Begeisterungsredner, der immer mehr Ausdrucksmittel als Inhalt, rauschende Wortflut und eine dürre Seele hat. Auch das ganze Gegenteil vom Akademiker. Er hat sein eigenes Wesen wohl selber einmal am besten in dem seltsam phantastischen „Gottsucher"[1]) geschildert. Ich setze den Abschnitt hierher, vielleicht macht er manchem Lust zum Ganzen:

„Widerwärtig! höchst widerwärtig! sagte ich unwillkürlich, als ich aufwachte. Wo mag man nur so einen Hampelmann aus dem lebendigen Gott machen? Wo mag das geschehen?"

„Ich hatte nämlich am Abend ein gelehrtes Thema überlegt: Die Gottesvorstellung Jesu. Fein säuberlich angefangen: Kritische Quellensichtung — mutmaßlich ursprünglicher Sinn — und alles wie es sich gehört. Dabei war mir heiß geworden. Das ists eben, dachte ich, daß ich zum Wissenschaftler verdorben bin. Der muß diese wunderschöne Selbstzucht gelernt haben, die der Arzt hat, und wenn er in das lebendige Fleisch seines leibhaftigen Kindes schnitte. Macht ihn die Liebe heiß, so ist das Kind verloren, denn die heiße Liebe hat eine unsichere Hand. Darum muß seine Liebe ihn kalt machen, kalt und hart. Es ist etwas Großes um diese harte Zucht. Und deshalb überlasse ich das dummdreiste Wüten gegen die Kritik den armen Kleinsten, die nicht zwei Gedanken auf einmal denken können. Und darum liebe ich unsere Wissenschaftler, selbst wenn sie einem zuweilen auf den Magen fallen; wenn sie nämlich so tun, als sei nur die schwergerüstete Infanterie etwas wert, und nur die kalte Liebe nützlich. Ich liebe sie — aber ich bin keiner von ihnen. Sonst wäre mir nicht so warm zu Kopf geworden bei einer Arbeit, die so sehr der kalten Erwägungen bedarf, wenn sie etwas taugen soll. Mir aber war warm geworden, über dem, wie Jesus den Vater sieht, und die Welt unter den Augen des Vaters! Kein Halm im Felde, den nicht der Vater schafft, kein Sperling fällt vom Dache ohne Gottes Willen. Wie er die Lilien anzieht und die jungen Raben füttert und der kleinen Kinder kleine Sorgen mitsorgt und der großen Denker größte Gedanken mitdenkt. Und den Seinen das Leben bereitet auf Tag und Stunde. Alles, was du siehst, ein großes Schaffen Gottes. Natur und du selbst — Gott macht es. Da draußen sein Atem, da drinnen in uns sein Herzklopfen. Wie er im Elenden bittet, im sündigen Manne seufzt, in seinen Propheten brüllt und in seinem Sohne über die Erde wandert. Wie alles Farbe gewinnt und Ton und Stimme! Wie alle Adern der Welt sich mit schlagendem Blute füllen! Wie alles treibt und drängt! Wie es klingt und singt! Wie es marschiert und siegt! Und deshalb wurde mir warm im Kopfe."

Ja, das ist Bonus, wie er leibt und lebt, wenigstens in seinen Schriften; denn persönlich kenne ich ihn nicht. Das Leben brodelt und glüht in ihm und will sich durchaus nicht gern ins Sachliche, Kalte und Unpersönliche des reinen

---

[1]) Der Gottsucher, Hymnen und Gesichte. Verlag von Eugen Salzer Heilbronn 1898.

Intellekts zu logischem Paradeschritt kommandieren lassen. Man muß Seele empfinden können, man muß bei ihm auch zwischen den Zeilen lesen können. Er hat nicht umsonst zwei seine Bändchen kurzer Betrachtungen betitelt: „Zwischen den Zeilen, Dies und das für besinnliche Leute“.[2]) Man muß ihm schon erlauben, in großen Schritten vorwärts zu eilen und auch Seitensprünge zu machen, daß man in der tollen Jagd der Gedanken Weg und Richtung mitunter aus den Augen verliert. Zuletzt kommt er doch immer hin, wo er hin will. Am gewaltigsten ist er vielleicht, wenn der Zorn ihn faßt und ihn zum Bußprediger macht, der alle Masken einem von Gesicht und Seele reißt. Überall und immer aber ist der Anhauch seines Geistes nervenstärkend, willenweckend, nie müde wie Abendluft, stets morgenfrisch und zukunftsfroh. Was ich aber am meisten an ihm schätze und bewundere, ist neben der dichterischen Kraft seines sprachlichen Ausdrucks und neben der umfassenden Weite seines im Reiche der Wissenschaft, Kunst und Religion gleichermaßen heimischen Geistes die nur selten erscheinende Verbindung von kritischem und produktivem Vermögen. Es sind nur sehr wenige, die den Seelengehalt unserer Zeit, ihre Stimmungen und Wallungen, ihr Gesundes und Krankhaftes, ihre Kulturwerte und ihre schreiende Unkultur so scharf und klar empfänden und bejahend und verneinend zur Darstellung brächten wie er.

Und dabei ist er durch und durch deutsch und kämpft mit seiner ganzen heißen Liebe für eine wahrhaft deutsche Kultur, die, von aller Fremdkultur entlastet, wirklich eine Selbstdarstellung des deutschen Wesens, der deutschen Seele, ein Leben aus den innersten schöpferischen Tiefen unseres Geistes wäre. Sein Buch „Deutscher Glaube, Träumereien aus der Einsamkeit“[3]) gehört trotz mancherlei allzustörender Phantasiewucherungen zum Lebensvollsten und Stärksten, was auf dem Gebiete des Religiösen der moderne deutsche Geist, und zwar aus religiösen Tiefen selbst, hervorgebracht hat. Über Religion ist ja vielerlei Gutes und wird vielerlei Gutes geschrieben. Hier aber schafft und spricht die Religion selbst sich aus. Und das ist das Seltenere und Größere, und ebendies gilt auch von der letzten und wichtigsten Schrift, die wir Bonus verdanken: „Religion als Schöpfung, Erwägungen über die religiöse Krisis“.[4])

Es ist kaum möglich, durch ein kurzes Referat einen Eindruck von dem Reichtum dieses nur 63 Seiten umfassenden Buches zu vermitteln. Es ist überall auf den kleinsten Raum zusammengepreßtes Leben. Es muß sich fast Seite für Seite, oft Satz für Satz in einem selber weiten und seine ganze innere Spannkraft zur Geltung bringen. Aber eben weil es die hat, arbeitet es selbsttätig in einem weiter, selber wie Schöpfung, wie aufgespeicherte Lebenskraft in den Acker unserer Seele fallend und dann weiterschaffend, sich und uns selber. Die Knapp-

[2]) Verlag von Eugen Salzer. Heilbronn. 4. Aufl. 1902.

[3]) Verlag von Eugen Salzer. Heilbronn. 2. Aufl. 1901.

[4]) Eugen Diederichs. Leipzig. 1902.

heit der Aussprache und die zu Paradoxien sich steigernde Eindringlichkeit macht einem oft heiß zu schaffen beim Nachschaffen und Nacherleben des innersten Willens, der hier an der Arbeit ist. Es wird keiner ohne mancherlei starken Widerspruch dies Buch lesen. Und doch war es mir zumeist, als widerspräche ich nur den Worten, der zugespitzten Formulierung, nicht dem Gedanken und dem Willen, der hinter den Worten lebt.

Was sagt Bonus über das Wesen der Religion? Er sagt: „Für uns ist Religion nichts anderes als das innere Selbstbewußtsein der Schöpfung als fortschreitende Tat, ihr innerer Kräftezusammenhang"; oder, genauer von uns aus angesehen: „Religion ist das bewußte Sichselbsthineinstellen in die innerlich verspürte Tendenz der Schöpfung, das innerliche lebendige Sichberühren mit der weltschaffenden Kraft und Macht", oder: „Die religiöse These lautet — um es noch einmal zusammenfassend zu sagen — dahin, daß die Schöpfung mit dem Menschen nicht zu Ende sei, daß es sich in der sogenannten Weltgeschichte vielmehr um die Schöpfung eines „neuen Menschen", eines „geistigen Menschen" handelt, und sie stellt das innere Selbstbewußtsein der schöpferischen Kräfte im Menschen dar, ihren Kampf, ihre Spannung und Lösung und die Hauptdaten, die es über die innere Wirklichkeit des Alls postuliert. Sie weist überall die Zumutung ab, als handle daß es sich dabei um schöne Gedanken, Anschauungen, Poesie, wenn sie auch duldet, daß diese alle sie mit sich schmücken . . . Die religiöse These behauptet ferner selbst, daß der Mensch, der im Kampf mit dem Leben diejenige innere Tiefe und Machtfülle sich verschaffen will, die nötig ist, um Religion zu haben, durch nicht kleine Schmerzen und Schrecknisse hindurch muß, und sie verabscheut die Sentimentalitäten, durch die man sich davon loskaufen möchte. Sie glaubt aber, daß sowohl Tragik als Lust gering sind gegen das Gefühl der inneren Übereinstimmung mit der Tendenz der Dinge. Sie ist überzeugt, diese Tendenz der Dinge nicht nach den niedersten Stufen der Entwicklung als dumpfes Halbbewußtsein, sondern nach den höchsten Stufen als Wille, Gemüt, Herz, kurz als Persönlichkeit vorstellen zu sollen. Vielmehr, da sie ja gerade in den zur Persönlichkeit drängenden Kräften die Offenbarung der Gottheit spürt, so glaubt sie aus eigenster innerer Berufung zu wissen, daß eine solche Macht im Weltall sei, mit der die höchsten und edelsten Kräfte des Menschen wesensverwandt sind. Endlich ist der Religiöse der Zuversicht, in der Bildung des inneren Kräftezentrums, das sich den Schicksalen überlegen erweist und mit der wirklichen treibenden Kraft der Entwicklung berührt, etwas aus sich selbst zu schaffen, das dem Begriff der Zeit nicht untersteht, weil es zum zeitlosen Wesen der Dinge gehört."

Ja, das ist in Wahrheit — Religion. Da sind Passivität und Aktivität beisammen. Alles wird einem angetan und alles muß man doch selber tun. Da drinnen ruft es, ich aber muß hören. Und alles, was nach vorwärts, aufwärts, Zukunft, über mich selbst hinaus ruft, und alles, was mich schlägt, wenn ich träge bin, stachelt, wenn ich falle, mit Jubel und Sonne erfüllt, wenn ich rüstig schreite, das ist — Gott.

Ich habe wohl gelegentlich bei theologischen Salbadereien über „Wiedergeburt“ grimmig gesagt: „Das ist sie, daß man sich selber über sich selber nichts mehr vormacht, sondern Gott das Wort gibt und selbst den Mund hält.“ Und das ist meine Herzensfreude an Bonus und seinem „Religionsbegriff“, daß er Gott das Wort gibt, nicht als einem, über den man die Länge und die Quere logische oder theologische Linien zieht, auch nicht als einem, mit Hilfe dessen man sonst unausgefüllte Stunden mit Stimmungen, mystischen Gefühlen und dergleichen mehr oder minder schnell verwehenden Nebeln angenehm zu füllen weiß, sondern als einem, der in uns schafft und ringt, kämpft und arbeitet, die Vergangenheit täglich hinter uns schleudert und uns Arme und Fäuste, Herz und Willen nach dem Zukünftigen, nach dem Bilde unser selbst ausstrecken läßt. Hier ist die schwere historische Gefahr, der jede geschichtliche Religion unterliegt, gänzlich beseitigt.

Ich erinnere mich einer Theologenkonferenz, in der wir sehr ernst und schwer über den Namen der von allen ihren Gliedern vertretenen, sogenannten „liberalen“ Theologie diskutierten. Es ärgerten sich viele an dem Namen, weil er nach bestimmter politischer Richtung schmeckte und so zwei Dinge identifizierte, die nicht notwendig zusammengehörten, ja auch leicht in die Gefahr führten, das Religiöse irgendwelchen außer ihm liegenden politischen Zwecken zu verbinden und dienstbar zu machen u. a. m.; gewiß lauter sehr ernsthafte Bedenken. Man schlug vor, die „liberale“ Theologie umzutaufen in die „historische“ oder die „wissenschaftliche“ Theologie. In dem Augenblicke sah ich die Theologie, wie sie ihren Rücken der Zukunft und ein bebrilltes Angesicht der Vergangenheit zuwandte, und warf unter lebhaftem Protest das Wort des Rembrandt-Deutschen in die Wage der Diskussion: „Professoren blicken in die Vergangenheit; Propheten blicken in die Zukunft.“ Das Ideal des Historikers ist mehr oder minder ein „tout comprendre, c'est tout pardonner“. Das ist für die Kontemplation gut, für den Willen ruinierend. Die Historie belehrt, aber sie erlöst nicht; man gibt jedem das Seine und selber — hat man nichts! Das ist auch eine Erlösung, aber was für eine! Sie schmeckt nach Wagner, aber nicht nach Faust; nach Quietismus, aber nicht nach Glut und sich spannendem Willen.

Die Rückwärtskonzentrierung des Lebensinteresses innerhalb der Religion, die Gefahr, in der eigenen Vergangenheit zu versinken, der fast jede geschichtliche Religion unterliegt, hat Bonus ganz überwunden und doch die Vergangenheit, die ganze, unendliche, durch Darwin ins Ungemessene zurück sich dehnende Vergangenheit wirklich seelisch in sich aufgenommen und verarbeitet. Er hat den „Darwinismus“ religiös verbaut und aus einer sachlichen Vergangenheitslehre zu einer persönlichen Zukunftskraft gemacht. Es wird von ihm mit der „Entwicklung“ wirklich Ernst gemacht, und zwar nicht nach Professorenart nur nach gestern und ehegestern hin, sondern nach morgen und in die Ewigkeiten hin.

Bonus sagt: „Der Religion ist die Beziehung auf noch unkontrollierbare Zukunft wesentlich. Auch der bisherige Gang der Religion über die Welt zeigt

das an allerlei Kleinigkeiten. Auf den niederen Stufen gehören noch Dinge zur Religion, die auf den höheren längst jedes religiöse Gewicht verloren haben, nicht zwar, weil sie vollständig durchgesetzt wären, sondern weil sie nicht mehr die nötige Distanze haben. Die Reinlichkeit, ein wichtiges religiöses Kapitel der niederen Stufen, ist sicherlich noch nicht etwas allgemein durchgesetztes, trotzdem ist sie längst aus dem Verbande der religiösen Pflichten entlassen. In jeder Reformationszeit handelt es sich unter anderem auch darum, daß eine ganze Reihe religiöser Pflichten abgestreift werden. Daher kommt es, daß jede Reformation immer zugleich eine starke Säkularisation mit sich führt und von den Altgläubigen als Profanation empfunden wird. Man kann geradezu — ein wenig paradox vielleicht, aber inhaltlich richtig — sagen: der Gang der Religion über die Erde sei eine fortgehende Profanation. Alle die großen Genien sind wegen Profanation verklagt worden. Aber sie sind zu Unrecht verklagt worden, weil sie die Profanation nicht herbeiführten, sondern nur feststellten, um neue Heiligkeit zu finden und zu zeigen. . . . Indem die Kultur über die Erde schreitet, scheinen immerfort Wissenschaft und Sittengesetz die Religion verschlingen zu wollen; weite Strecken, die aber noch Religion hießen, werden Ethik und dann Natur und Naturwissenschaft. Es gab eine Zeit — mythologisch gesprochen —, wo die Wirbelsäule Religion war, dann wurde sie Sittlichkeit, nun ist sie seit Jahrmillionen Natur und Naturwissenschaft. Und es kann freilich dabei nicht ausbleiben, daß ab und zu die Ethik und die Wissenschaft den Eindruck gewinnen, sie seien drauf und dran, die Religion überflüssig zu machen. Es ist eine erklärliche Täuschung. Sie sehen nur, was sie auf der ihnen zugewandten Seite für große Gebiete immerfort der Religion abnehmen, aber sie sehen nicht, was für Strecken Neuland nach vorne zu die Religion immerfort in ihre Hoffnung und Zuversicht neu einbezieht. Für einen gar, der das Ganze überblickt, setzt sich durch den ganzen Zug hin derselbe Prozeß fort. Was eben noch — für unsere Erwägung bedeutet dies „eben" freilich einige Jahrtausende — zwar schon feste Gewissenspflicht war, allgemein anerkannt, vielleicht bereits gesetzmäßig garantiert, aber doch nur unter starken persönlichen Opfern durchzusetzen und einzuüben, das weist heute die Naturwissenschaft als Trieb nach, so natürlich als irgend ein tierischer Trieb. . . . In der Tat sollte nicht die wahre Ansicht dieser großen Entwicklung die sein, daß . . . die Religion vorne stehend große Stücke vom Reiche Gottes herunterreißt, sie der Sittlichkeit zu reichen, die sie weiter durcharbeitet, bis sie Natur werden? Und sollte nicht in der Richtung dieser Betrachtung eher eine Weltanschauung zu haben sein, die den Namen einer ästhetischen verdiente? . . . Weltanschauung ist eine Sache der Kunst, sie will nach ästhetischen Gesichtspunkten gebaut sein. Gerade deshalb soll sie sich hüten, die Religion, die ein Stück Leben, Arbeit, Entwicklung ist, ersetzen und überflüssig machen zu wollen. Daraus kann nur Spülicht und Phrase werden."

Wie aber die Ästhetik, so hat der Religion gegenüber auch die Wissenschaft sich über sich selber klar zu sein, und alle Verwechselungen zu

vermeiden, wenn wir zu wirklichem Fortschritt und wahrer Kultur gelangen wollen. „Es gibt kein noch so persönlich leidenschaftlich gewolltes sittliches Gebot, keine noch so verflogene religiöse Ahnung, die nicht von der nüchternen Wissenschaft untersucht werden, aber freilich nicht inhaltlich, sondern auf die psycho-logisch-geschichtliche Entstehung hin; und hier setzt nun die ganz spezifisch moderne Täuschung ein, als ob etwas, dessen Zustandekommen lückenlos beschrieben ist, damit seinen Wert verloren hat — eine eigentümlich bescheidene Selbsteinschätzung der Wissenschaft! Wenn ich die Entstehung des Ackerbodens aus Wasserarbeit, Verwitterung, Würmerpflügung und all den anderen Dingen beschrieben habe, so pflegt man zu folgern, daß diese Schilderung der Erzeugung von neuem Ackerboden höchstens nützlich sein soll. Wenn man aber die Entstehung sittlicher Urteile und religiöser Überzeugungen beschrieben hat, so soll das ein Argument gegen deren Wert sein? Auf diese kindische Art laufen aber weitaus die meisten aller modernen Einwände gegen Sittlichkeit und Religion. . . . Also umstelle man nur fleißig die Religion, ihr Leben, Denken, Fühlen von allen Seiten mit den untrüglichsten, wissenschaftlichen, endgültigen Erklärungen, erkläre man die Einheit des Ichbewußtseins, und alles persönliche Innenleben, soweit man nur kommen kann, mit psychologischen Finessen, vergesse man oder verhöhne man noch so sehr die einfache Tatsache, daß alles dies Erklären erst eine geringe Ausstrahlung des Geistes ist, den man damit hinweg erklären will. Vergesse man ganz und gar und verberge so tief als es geht das doch so offenkundige Geheimnis, daß diese ganze untrügliche Wissenschaft nur ein Löffel ist im Topfe — man fährt mit alledem in einer Welt herum, die weit vergangen ist, man kommt damit dem Inhalt der Religion so wenig nahe, als es zur Erklärung der Arbeit eines großen Gelehrten irgend etwas beiträgt, wenn man weiß, daß er aus verdichtetem Weltäther besteht und seine Gedanken aus phosphoreszierendem Hirn. Im besten Falle drängt man die Religion in der heutigen Menschheit, die man mit jenen Allotria bearbeitet, zurück, engt sie in deren Bewußtsein ein, preßt sie zusammen bis auf die Größe eines mathematischen Punktes. Nach bekannten Gesetzen ist zu vermuten, daß man damit die Explosionskraft der Religion nur um so stärker, hinreißender, unwiderstehlicher macht, wie das unsere Zukunft bewähren wird."

Und wie Wissenschaft und Religion, so müssen schließlich auch Sittlichkeit und Religion ihr Verhältnis zueinander ins Klare bringen. Auch hierüber weiß Bonus höchst bedeutsame Worte zu sagen: „Man merkt sehr gut, daß die Religion etwas anderes will als das Sittliche, das sie doch wiederum fordert. Sie will Natur; und das Sittliche, seinen Ernst und seine Plage nur und ganz allein als den Durchgang, als das Mittel. Aber sie verlacht alle die, welche sich in dieses Mittel verlieben, welche daran haften, darauf Wert legen, wohl gar auf Mittel des Mittels, Korrektheit der Formen des Sittlichen und derartiges. Daher die sonderbare Spannung, in welcher die Religion das Sittliche zugleich fordert und unter die Drohung des Gerichtes stellt, zugleich aber verachtet und als jeder Verdienstlichkeit bar bezeichnet. Daher auch das schlecht verhehlte Miß-

trauen, mit dem die einseitigeren Moralisten aller Zeiten der Religion gegenüberstanden und noch gegenüberstehen. Das Sittliche ist seinem Wesen nach das Einüben. Sein größter Prophet, Kant, hat dieses Wesentliche aller Moral beinahe dahin ausgedrückt, daß, wenn das Gute Freude mache, es schon nicht mehr das Gute sei; eben es ist dann nicht mehr — Einüben, sondern Können. Die Religion ihrerseits ist an dieser Qual zur Erlösungsreligion geworden. Ihr Haupterlebnis ist die Erlösung vom Gesetz, und zwar vom Sittengesetz zur Freiheit, zum Kindsein Gottes, zum vollen Intim- und Einssein mit dem inneren Allwillen, der zur höheren Stufe treibt, zum freien Schaffen aus Glauben und Können heraus. Wenn diese Freiheit kommt, ist es mit dem Zuchtmeister aus. Die Religion hebt die Sittlichkeit nicht auf, sowenig sie das natürliche Empfinden aufhebt, dessen Theorie die Wissenschaft ist. Aber sie gibt beiden einen seltsam glühenden Untergrund, in welchem starke magnetische Kräfte abstoßend und anziehend wirken, alles belebend und zum Erleben in die Tiefe anreizend. Nicht zum Verwundern: sie vertieft eben Vergangenheit und Gegenwart und alles bis in Ewigkeiten und Unendlichkeiten hinein, für die unser Leben klein zugleich und dennoch wesentlich und entscheidend ist."

So stellt Bonus, und das ist mit das größte Verdienst seiner Schrift, alle geistigen Vermögen an ihren rechten Ort, die Religion, die Wissenschaft, die Ästhetik, die Moral. Aber — ja, hinsichtlich der Moral habe ich ein ernstes Aber. Bonus wendet, um die Religion aus einer falschen Vereinigung und Einssetzung mit der Moral möglichst energisch zu befreien, sowohl für die Religion Jesu wie für die Religion überhaupt gern den Ausdruck an, daß sie „moralinfrei" seien, daß sie „Morallosigkeit" seien. Das ist eine Paradoxie, deren Absicht nach dem Obengesagten wohl jedem deutlich fühlbar wird, deren Ausprägung in dieser schroffen Form aber durchaus abzulehnen ist. Wenn Moral haben hieße, ein Gesetzbuch in der Tasche und als Last auf der Seele haben mit soundsovielen Dutzenden von Paragraphen und Paragräphlein, dann wollte Jesus ganz gewiß keine Moral haben; denn die Legalität und ihre Zwillingsschwester, die Kasuistik, sind sicher vom Teufel. Wenn aber Moral haben heißt, Einen in sich haben, der spornt und straft, zujauchzt und wundschlägt, ganz eins, wie der liebe Kopf den dann nennt, ob „Gott", ob „kategorischen Imperativ", ob „sittliches Selbstbewußtsein"; wenn eine „moralische Natur" sein heißt, ein aus sich selbst heraus Lebender, ein aus sich selbst heraus sich übender sein, ist dann Jesus nicht — moralisch, ist dann und muß dann nicht jeder Religiosus zugleich ein Moralischer sein?

Bonus faßt die Moral lediglich als „Technik des Handelns", und dann hat er natürlich recht: der Religion liegt nicht an der Technik, sondern am Sein, sie kann die Zöllner selig preisen und die Gerechten verdammen; sie kann grimmig lachen über alle die Wohl- und Anerzogenheiten und sonstigen Maskeraden und fordert dennoch unbedingt die Tat als ihr Erkennungszeichen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Das alles ist richtig. Dennoch, wir

dürfen die Moral nicht um der Religion willen erniedrigen. Auch die Moral ist ein Sein, und nicht nur eine Technik; ein Sein, das wie alles innere Sein seiner selbst gewiß und habhaft zu werden suchen muß, indem es handelnd, übend, kämpfend seinen Beruf erfüllt, sich seinen Leib schafft.

Und zwar meine ich, es sind Moral, als inneres Sein, und Religion untrennbar und wesenhaft eins als der Ort, wo die Schöpfung in uns quillt und arbeitet. Der Mensch aber steht vor sich selber still, schaut in die Quellentiefe seiner Seele und spricht: siehe da, Gott; dann ist er religiös: er setzt sich in bewußten Einklang mit der Tendenz der Schöpfung, besser: des Schöpfers. Er kann es aber auch anders machen und zu dem quellenden Leben in sich sprechen: siehe da, mein Wegweiser zu mir selbst; wer ihn dahineingestellt hat, ich weiß es nicht, es ist auch einerlei, genug daß ich ihn fühle und höre, ich will an ihn glauben und ihm gemäß mich üben. Er kann auch allerhand andere Theorien über dieses quellende und aller moralischen Übung erst zugrundeliegende „Du sollst" seiner Seele aushecken; er kann auch auf alle Reflexion verzichten und einfach dem „dunklen Drange" folgen: jeder redliche Glaube an die sittlichen Stimmen in uns, sich umsetzend in ein redliches Bemühen, ihnen gerecht zu werden durch die Tat, das heißt Moral haben und moralische Natur sein.

Mithin sind Religion und Moral beide — Schöpfung! Das Plus aber, was die Religion hat, und was ihr die Glut und die Freude und das Leben ist, ist dieses, daß sie nicht nur Schöpfung, sondern persönlichstes Innewerden des Schöpfers ist. Das ist das Schwere, Tote, Trübe an den Bloß-Moralischen, daß sie einen Seelenbund mit dem „Unpersönlichen" geschlossen haben, um Persönlichkeit zu werden. So fehlt ihnen denn auch der ganze unendliche Gemüts- und Stimmungsreichtum, über den die Frömmigkeit verfügt. Sie haben keinen Vater, an dessen Herz sie sich auch flüchten und ausweinen und aus dessen Händen sie Vergebung, neuen Frieden und starke Kraft empfangen können. Und das ist unsere Seligkeit und Freude und helle Zukunft, daß wir mit dem Lebendigen selber im Bunde und eben darum und nur darum wirkliche Zukunftsmenschen mit ewigen Perspektiven sind. Die Differentialdiagnose aber zwischen Religiös- und Moralischsein wird nicht durch den Begriff der Schöpfung, die sich hier wie da vollzieht, sondern durch den des Schöpfers vollzogen, mit dem das Geschöpf in Lebensgemeinschaft tritt.

Dennoch war es wohl eine feine Weisheit, aus der heraus Arthur Bonus in Rücksicht auf die moderne Schwäche der Seelen ihnen durch das Laut- und Innewerden der „Schöpfung" den Weg zum „Schöpfer" selbst erleichterte. Möge es ihm bei vielen gelungen sein und gelingen!





Walther von der Vogelweide

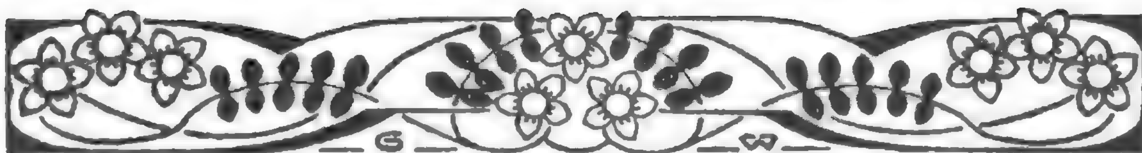
(allein, umstrahlt von zartem Abendschein. Er spricht das Folgende erst ruhig-warm, dann mit wachsender Innigkeit).

Ich bin es, der Euch heut' entläßt, Frau Welt . . .
Den preis' ich glücklich, der zu herbem Los,
Von dem kein Kampf befreit, das Sprüchlein fällt:
„Ich will — weil Gott es will!" So sind wir groß,
Denn unsre Lebensstrophe hält genau
Den Taktschlag, den der große Meister hält.
Freiwillig scheid' ich heut' von euch, Frau Welt —
Weil ihr euch von mir scheidet, liebe Frau.
Wir waren Gutgesellen, schmollten auch
Und lachten wieder, wie's der Ehe Brauch.
Kommt, gebt mir noch einmal die Hände, Frau,
Unbitter bin ich, ob mein Haar auch grau —
Nun geht zu jungen! Aber Walther hält
Heimfahrt zur Herberg' — gute Nacht, Frau Welt!

(Er hat das alles edel-plastisch und, bei allem Ernst, etwas neckisch dargestellt. Nun wendet er sich an den Wald, noch ernster.)

Du edler Wald, in dessen Rauschegrund
Mein Grabmal harrt — auch dir ein treu Gut' Nacht!
Bringe den Lebenden, so lichtgesund,
So wurzelkräftig, was du uns gebracht!
Und wenn sich einer unter dir ergeht,
Der lautes Glück für leisen Frieden tauscht:
Gib ihm, was er von deinem Waldlied fleht,
Sei ihm ein Lachen, sei ihm ein Gebet —
Und segne, wer ihm reinen Herzens lauscht!
Ja, du lebendig Laub, es soll von Ofterdingen,
Von Walthers Lied, von Wolframs Geistespracht
In dir ein Raunen bleiben, ein verhalten Singen,
Das sich der Glückliche zu eigen macht!
So scheid' ich auch von dir getrost —
Thüringer Wald, gut' Nacht!

Aus: Die heilige Elisabeth. Trauerspiel in fünf Aufzügen. (II. Teil der Wartburgtrilogie.) Von Fritz Lienhard. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer.



Multatuli.

(Eduard Douwes Dekker.)

Von

E. Meyer.

„Im Schwärmen liegt Betrug."
Multatuli, Fürstenschule, I. Aufzug.

Wer zu Multatuli ein inneres Verhältnis gewinnen will, auf dem sich danach ein gerechtes Urteil aufbauen könne, der lese zuerst seine „Millionen-Studien".[1]) Dabei vergesse er aber alles, was er von dem Leben des Schriftstellers etwa weiß, vergesse im besonderen, daß er sich durch einen politischen Tendenzroman, der gar kein Roman ist, den „Max Havelaar", zuerst bekannt gemacht hat, vergesse aber vor allen Dingen den Decknamen Multatuli, den der Holländer Eduard Douwes Dekker sich aus einem Horazverse zurechtgemacht hat, um der Welt in gespreizter Pose zu verkünden, daß er „viel getragen" habe. Er nehme Dekkers Buch wie es ist, und dulde auch nicht, daß sich irgend eine Persönlichkeit zwischen ihn und den Verfasser schiebe, besonders nicht die Wilhelm Spohrs, des mit Posaunengeschmetter vor Multatuli einherziehenden Übersetzers, Entdeckers, Apostels desselben. Natürlich will auch ich mich nicht dazwischenstellen, sondern möchte nur zu solchen reden, die dies Buch gelesen und zunächst unbekümmert um jede literargeschichtliche Zubereitung genossen haben.

Solche vorurteilsfreien Kenner der „Millionen-Studien" werden sich unschwer über folgende Sätze einigen. Einer bestimmten Gattung läßt sich das Buch nicht zuteilen, was ja auch nicht durchaus notwendig ist. Auf diesen 578 Seiten plaudert der Verfasser eine Menge Meinungen über Gott und die Welt heraus, wie sie ihm die Schilderung des

---

[1]) Von Multatuli sind bei J. C. C. Bruns, Minden i. W., erschienen: „Fürstenschule", 1900; „Max Havelaar", 2. Aufl. 1901; „Die Abenteuer des kleinen Walther", Band I 1901, Band II 1902; „Liebesbriefe" 2. Aufl. 1902. Bei Egon Fleischel, Berlin: „Ideen" 1903. Der Übersetzer, Wilhelm Spohr, hat bei J. C. C. Bruns eine Biographie „Multatuli" (2. Aufl. 1902) nebst angehängter Auswahl aus den Werken Dekkers erscheinen lassen.

Hazardspieles in Wiesbaden oder Homburg in die Feder kommen läßt. Die Vorgänge beim Spiel sind der Kanwas, seine Meinungsäußerungen bunte darauf gestickte Streublumen. Auch darüber wird man nicht streiten können, daß der erste Eindruck ein ganz verwirrender ist. „Längs Feldern und Wegen" lautet beispielsweise das erste Kapitel. Wir erfahren darin auf Seite 4, daß der Verfasser hustet und Bismarck am 22. April 1870 auch erkrankt war, daß die Mosel prächtig und Coblenz = Confluentes ist (S. 5), um dann bis Seite 9 die ganz anmutig gewendete Liebesgeschichte von Rhein und Mosel aufgetischt zu bekommen. Zu unserer Beruhigung oder Bestürzung beginnt das zweite Kapitel dann mit der Versicherung, daß der Autor sich nicht an uns gewendet habe, um „die (sic) Liebesmenuett von Rhein und Mosel zu schildern". Die Art erinnert uns an Jean Paul, Hoffmann, Rabe, ohne doch ganz mit der eines von ihnen zusammenzufallen. Sie ist liebenswürdig genug, um zumeist unseren Geduldsfaden nicht reißen zu lassen. Zumeist — denn wenn wir ganz ehrlich sind, gestehen wir, mit vorsichtigem Finger einiges überschlagen zu haben. Wir: gemeint sind alle, die da lesen, um ihr inneres Leben zu bereichern, nicht die wissenschaftlichen Berufsleser. Oder sollte auch unter diesen einer und der andere freiwillig auf Studium und Nachprüfung der endlosen, teilweise tabellarischen, von Zeichnungen unterstützten Auseinandersetzungen über die Spielchancen verzichten? Man wandert aber auch durch die mancherlei öden Strecken geduldiger, wenn man erst einmal gemerkt hat, daß grade in ihnen gern geistvolle, witzige, humorvolle, bissige Bemerkungen begegnen. Solche Stellen vergißt man nicht wieder: „Ihr Demokraten, die ihr die Rechtlichkeit der Ansprüche von Erbruhm verneint, werdet rasend, wenn man euch geerbter Schande zeiht." — „Wer zu faul ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, sucht Anteil an der einen oder anderen Hälfte einer Allerwelts-Meinung. Aber das ist das Schlimmste noch nicht. Die schmutzigste Folgeerscheinung dieser Armut im geistigen Eigentum ist das Verdächtigen des Einzelnen, der im ungeteilten Besitze eines geistigen Pflugeisens ist. Das macht Seel- oder Leibeigne mißgünstig, und Mißgunst ist die Mutter von vielen — Buchkritiken." Solche Stellen sind zahlreich. Multatuli schrieb sich wie Jean Paul seine geistreichen Einfälle auf — er hat Bände voll davon herausgegeben. Vielleicht arbeitete er auch in Jean Pauls bekannter Weise, indem er die auf Vorrat geschliffenen Diamanten bei passender Gelegenheit einfügte.

Soweit meine ich, werden alle Leser einig sein, und vielleicht bin ich auch noch der allgemeinen Zustimmung sicher mit der Behauptung,

daß ja überhaupt alle Schilderungen aus der Welt des Hazardspieles einen ganz eigenartigen Reiz haben, dem niemand widersteht.

Doch? Nun, der freilich wird mit den „Millionen-Studien“ gar nichts anzufangen wissen. Denn darin besteht ihre tiefere Bedeutung, darauf allein beruht die Möglichkeit, aus dem wild durcheinander geschüttelten Geröll dieses Gebirgsbaches wertvolle Goldkörner als bleibenden Besitz aufzulesen, daß (S. 318) „der Spielsaal ein kurzer Begriff von der Welt ist, ein Mikrokosmos“. Nur wer hier durchschaut und wer von dem Zutreffenden dieses Gleichnisses ergriffen wird, nur der wird ein verständnisvoller Leser sein können, auf den Dekker beim ersten feuilletonistischen Erscheinen seiner Millionenstudien törichterweise und darum vergebens gehofft hatte, den er aber von der Zukunft für die Buchausgabe erwartete.

Ich bin aber überzeugt, daß von hier an bereits die Einmütigkeit der deutschen Leser aufhören wird. Es ist selbst nicht unmöglich, daß einige in den „Millionen-Studien“ wirklich mit dem Übersetzer Wilhelm Spohr „das Evangelium der unbändigen Lebenslust und der Selbstzucht“ erblicken werden „voll der Flammen der Freude wie der strengen Erkenntnis, mit den Eckpfeilern ‚Genuß ist Tugend‘ und ‚wer denkt, überwindet‘, ‚wer denkt, kann nicht verloren gehen‘“. Von diesem Evangelium, dessen Wert für die Lebensführung übrigens recht bestreitbar ist, kann ich in dem Buche nichts finden, und schließe daher mit Recht auf allgemeine Uneinigkeit über die Auslegung desselben.

Was mir darin zu stecken scheint, ist folgendes.

Wir nennen das Spiel am grünen Tisch Hazardspiel, als wenn wir meinten, daß in ihm die unberechenbare und unbegründete Laune des Zufalls herrsche. Dennoch macht es das Wesen der Spieler aus, daß sie glauben, auf irgend eine Weise diese Zufallslaune berechnen zu können. Dabei ist es weltbekannt, daß noch niemand das unfehlbare System herausgefunden hat, nach dem „man“ Millionär werden könnte, und ebenso weltbekannt, daß ein wirkliches und sicheres Geschäft nur die Banken machen, die eben damit rechnen, daß ein solches System nicht auffindbar sei, nach dem man sie auspumpen könnte. Damit wieder steht im Widerspruch, daß, wie alles natürliche Geschehen, so auch das Rollen, Springen und endliche Liegenbleiben der Kugel im Roulette sowie die Aufeinanderfolge der Karten von natürlichen Gesetzen abhängig ist.

Jeder dieser Sätze widerspricht dem vorangehenden und in diesem Widerspruch liegt der geheimnisvolle Reiz des Spieles: geheimnisvoll, denn eine Erklärung bietet sich keineswegs so leicht; reizvoll, denn lösbar muß dieser Widerspruch doch sein.

Es kommt aber noch eins hinzu, was vielleicht das Überraschendste ist: im Augenblick, wo diese Widersprüche gelöst wären, in dem Augenblick, wo man in irgend einer Weise jeden Coup voraussagen könnte, hätte selbstverständlich jedes Spiel überhaupt sein Ende erreicht. Es ist, was es ist, eben durch diese Widersprüche, die durchaus nicht in den Dingen selbst, sondern in unserer oberflächlichen Auffassung begründet sind. In jenem Augenblick würden die Bankhalter aufstehen und die Spieler müßten nach Haus gehen.

Es ist nun erstaunlich, bis zu welchem Grade man das Hazardspiel und das menschliche Leben parallel setzen kann. Läßt man einmal alle philosophischen und alle religiösen Erklärungen aus dem Auge, so ist das Leben vollkommen vom Zufall beherrscht wie das Spiel. Wir können schlechterdings nicht von der nächsten Sekunde sagen, was sie bringen wird, so wenig wie der Spieler die Nummer oder die Karte kennt, die herauskommen wird. Dennoch macht es das Wesen des Menschen aus, daß er glaubt, auf irgend eine Weise diese Zufallslaune berechnen zu können: das nennt er zielbewußt handeln. Dabei ist weltbekannt, daß niemand bis jetzt in dem Besitze eines Systems der Lebensführung gewesen ist, das unfehlbar war. Damit steht im offenbaren Widerspruch, daß alles in unserem Leben von natürlichen Gesetzen abhängig ist. Endlich, um den Parallelismus voll zu machen: das Leben hörte auf, sobald diese Widersprüche beseitigt werden könnten. Die zuverläßliche Vorausberechnung alles Geschehens ist ein Unding in sich. Aber nicht nur das: man suche sich nur vorzustellen, wie es auf uns wirken müßte, wenn wir von jedem Augenblick vorauswüßten, was er bringen wird. Nur in unserer Unwissenheit liegt die Lebens**möglichkeit** für uns. Wie das Spiel aufhören würde, so würde sich das Leben in Tod verwandeln.

In das Geheimnis des Hazardspieles wie in das des Lebens leuchtet nun aber aufklärend und beruhigend eine Wissenschaft hinein, **die** Wissenschaft, die Mathematik mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Daß unter 100 Coups eine bestimmte Nummer x-mal vorkommt, hat den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich. Käme sie in einer Serie von 100 Coups dennoch nicht so oft vor, etwa zweimal weniger, so wird sich das in der nächsten Serie ausgleichen oder, wenn nicht in dieser, so doch nach mehreren. Sicher gleicht es sich aber für die Spielbank aus, die die ephemer vorüberziehenden Erscheinungen der Spieler überdauert. Dessen kann die Bank so sicher sein, wie Versicherungsgesellschaften mannigfacher Art, deren Berechnungen auch auf Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhen.

Auch das kann in tröstender Symbolik auf das Leben angewendet werden: was innerhalb des kurzen Laufes eines Menschenlebens als widersinnig erscheint, erklärt sich, sobald wir das einzelne Leben in der Allgemeinheit aufgehen lassen, es sub specie aeternitatis betrachten.

So löst sich freilich unter dem Lesen aus diesem Buche eine ganze Weltanschauung los, jedoch nur so, wie uns etwa ein Strauß von Feldblumen ganz unerwartet mit seinem Duft überrascht, da wir ihn ja nur wegen seiner Farbe und seiner Mannigfaltigkeit bewunderten. Wir beugen uns mit frohem Erstaunen tiefer über die Blumen und finden ihren herben Duft fast stärkender und wohltuender, als den ihrer gepflegteren Gartenschwestern. Bei diesem Tieferneigen entdecken wir auch viele entzückende Einzelheiten in Bau und Färbung der Blüten und Blätter, die uns zuerst entgangen waren. Dennoch müßten wir blind sein, wenn wir leugnen wollten, daß der Strauß eilig und unordentlich zusammengerafft ist, Kunstsinn seine Anordnung nicht geleitet hat, vieles hineingebunden wurde, was störend wie Unkraut ist. Nicht ein Künstler sammelte diese Blumen mit weiser Wahl und bedächtiger Beschränkung, sondern ein **Kind** raffte sie zusammen in der eiligen Freude des Findens.

Damit ist der Wert und der Mangel Multatulis, des Schriftstellers, gekennzeichnet: er ist kein Künstler, er ist ein Kind. Er kennt nicht Maß, noch Zucht, er weiß nicht, daß weniger oft mehr ist. Aber er fesselt, sobald man sich einmal mit dieser Schwäche abgefunden hat, fesselt durch seinen Humor, seinen Witz, die oft geistreiche Form seiner Aussprüche, sein Gemüt und vor allem durch seine Gabe, sinnend über den Dingen zu schweben und ihnen eine besondere Seite abzugewinnen. Seine Menschenkenntnis — über die, nebenbei bemerkt, Spohr in Begeisterung gerät — hält sich auf dem Durchschnittsmaß. Die üblichen Typen des Spielsaales begegnen uns, und nichts wird uns aus dem Seelenleben derselben mitgeteilt, was einen besonders tiefen Blick verrät.

Von diesem Punkte aus können und müssen wir uns nunmehr auch ein Bild von dem zu machen suchen, was Dekker als Mensch war. Denn erstens gehört er zu der Reihe von Schriftstellern, deren Leben gekannt werden muß, weil er mehr durch sein Menschentum als durch sein Schriftstellertum zu wirken begehrt hat. Ferner aber hat, ganz dementsprechend, Spohr ihn darum in Deutschland einzuführen versucht, weil er als Mensch unserer Bewunderung und Nacheiferung wert sei.

Wenn die Gestalten, die in den Millionenstudien an unserem Auge vorübergeführt werden, keine außergewöhnliche Menschenkenntnis verraten, so würde das zunächst noch nichts gegen die praktische Lebensweisheit

Dekkers beweisen, die allerdings bei ihm wie bei allen zu einem guten Teile auf Menschenkenntnis beruhen müßte. Feine Menschenkenner und Meister in der Behandlung der Menschen, denen die Gabe der künstlerischen Menschenschilderung vollständig fehlt, gibt es in Menge. Umgekehrt — ich kann mich unter anderen auf das Zeugnis des feinsten französischen Psychologen, Paul Bourgets berufen — findet sich auch die Fähigkeit vollendeter Menschenschilderung vereint mit vollkommener Unfähigkeit, lebendige Menschen zu durchschauen und zu beurteilen. Dekker-Multatuli ist nun lebenslänglich von der großen Sehnsucht behaftet gewesen, auf Menschen bestimmenden Einfluß zu üben. In den Millionenstudien kommt die Stelle vor: „Nichts war mir so bitter wie das Anschauen des allgemeinen Elendes . . ., stets kam dabei der Gedanke in mir auf: o wenn ich zu befehlen hätte, si j'étais roi! Ich suchte Macht, um gut zu tun." Er hat sich diese Macht nicht zu erwerben, und wenn sie einmal wirklich in seine Hand gelegt wurde, nicht zu erhalten gewußt. Auch hier zeigte er sich als Kind und nicht als Mann, zu weich, zu gutgläubig, zu maß- und fassungslos.

Bezeichnend ist für ihn die äußere Geschichte der „Millionen-Studien". Sie waren nach seinem eigenen Vorwort „anfänglich bestimmt, als Feuilleton im Tageblatt ‚Het Noorden' zu erscheinen". Wer so auf Wochen hinaus das Feuilleton einer vielgelesenen Zeitung besitzt, besitzt eine Macht, und Multatuli hatte die ehrenwerte Absicht, sie zum Guttun zu benutzen und seinen Lesern zu zeigen, wie sie im wahren und edlen Sinne des Wortes reich, Millionäre, werden könnten. Welch kindliche Unerfahrenheit in literarischen Dingen gehörte aber dazu, um annehmen zu können, daß dieses Buch sich in Feuilletons zerschneiden lasse, gehörte dazu, nicht vorauszusehen, daß tatsächlich die Leser, wie es im Vorwort heißt, nichts davon würden begreifen können, und daß eine ganze Reihe von Kapiteln als Feuilleton überhaupt völlig undenkbar seien. Dekker aber hat das geglaubt und ist ganz pikiert gewesen, als die Redaktion den weiteren Abdruck verweigerte. Daß auch er bei einer bruchstückweisen Veröffentlichung seiner Arbeit seinen Zweck nicht erreichen könne, hat dieses große Kind sich augenscheinlich gar nicht gesagt. Es war hier tatsächlich eine Macht in seine Hände gelegt, die er nicht zu gebrauchen gewußt hat und die ihm darum mit Recht genommen wurde.

Tun wir aber einen weiteren Schritt in der Bekanntschaft mit dem Menschen Dekker, indem wir uns seine persönlichen Verhältnisse vorführen, unter denen er in Wiesbaden gelebt und seine „Millionenstudien" geschrieben hat.

Hier muß ich freilich das Geständnis einschalten, daß meine Quelle für Dekkers Leben einzig die Biographie ist, mit der Wilhelm Spohr seine Multatuli-Übersetzung einleitet. Es gibt einige holländisch geschriebene Biographien, aber ich kann nicht Holländisch. Dieser Bildungsmangel würde mich selbstverständlich davon ausschließen, über ein Kapitel der holländischen Literatur mitzureden. Bei Multatuli liegt die Sache insofern anders, als er uns von Spohr mit dem Anspruche vorgestellt wird, daß er nicht so sehr der holländischen als vielmehr der Weltliteratur angehöre, insbesondere aber uns Deutschen nahe stehe. Spohr nennt ihn kurzweg „den furchtlosesten Denker und Dichter" und behauptet, daß er, Spohr, sich „was darauf einbilde, bewußt (nämlich durch seine Übersetzung) uns (Deutschen) ein Licht angesteckt zu haben, das weithin scheint, das wärmt, das ermutigt und Leben weckt, das störend hineindringt selbst bis in die violette Finsternis des Dekadenten-, Nichtswoller-, Nichtstuer-, Artistenkunstliebhabersalons". Ja Spohr scheint sich, nach seinen Worten zu schließen, in der stolzen Meinung zu wiegen, daß wir bereits eine „Multatuligemeinde" in Deutschland besitzen. Also: Gobineaugemeinde, Strindberggemeinde, Maeterlinckgemeinde — j'en oublie, et des pires.

Wenn aber irgendwo, dann liegt hier der Fall so, daß eine einzige Quelle als kritische Grundlage vollkommen ausreicht. Der Ton der Lebensbeschreibung ist durchgehends auf bedingungslose Bewunderung gestimmt, infolge deren anstandslos auch alle die Züge mitgeteilt werden, die für den ruhigen Beurteiler ein bedenkliches Licht auf Dekker werfen. Des Berichterstatters Voreingenommenheit ist also seiner Aufrichtigkeit zu Hilfe gekommen und er hat nichts verschwiegen. Der Stellen sind nur wenige, wo man wegen Zeugenmangels kein abschließendes Urteil fällen kann.

Aus dieser Biographie entnehmen wir folgendes:

Als Dekker seine „Millionenstudien" schrieb, führte er seit etwa dreizehn Jahren ein Vagabundenleben, im wahren Sinne dieses starken Ausdruckes. Siebzehn Jahre hatte er vorher auf Batavia und Java im holländischen Kolonialdienst gestanden. Über diese Zeit und die in ihr wurzelnden Umstände, die ihn zum Schriftsteller werden ließen, wird später noch im besonderen zu handeln sein. Seine Schriftstellerlaufbahn hatte ihm nur Leiden und Enttäuschungen gebracht. Nach Spohrs Darstellung müssen die Verleger, mit denen Dekker zu tun hatte, zumeist ganz gewöhnliche Gauner gewesen sein. Das ist beispielsweise etwas, was man nicht nachprüfen kann, und darüber mag sich Spohr mit den

Verlagshandlungen selbst auseinandersetzen, die er durch seinen Bericht an den Pranger stellt. Von einem ist man freilich von vornherein überzeugt: diese Verleger würden auch ein Lied zu singen wissen von dem unglaublichen Kindskopf und Querkopf, der Dekker war. Trotz der angeblichen Schlechtigkeit der Verleger verdiente er Geld, wußte es aber nicht zusammenzuhalten, warf es an Unwürdige weg, oder verschenkte es an zwar wirklich Bedürftige, die ihn aber nichts angingen, borgte dafür dann selbst bei andern, nahm Gnadengeschenke an, wunderte sich aber und entrüstete sich, wenn ihm das bekannte Grundgesetz aller Gesellschaft, daß jede Leistung ihre gleichwertige Gegenleistung verlangt, unbequem wurde, reiste, oft in wirklichem Vagabundenaufzuge durch Deutschland und einige andere Länder, und landete endlich in Wiesbaden. Dort war ihm anfänglich das Glück im Spiel so hold, daß er einige der drängendsten Schulden abzahlen konnte. Nachher wandte es ihm den Rücken.

Dabei — und nunmehr tritt an jeden Deutschen ernsthaft die Frage heran: Für oder Wider? — dabei hatte Dekker eine Frau und zwei Kinder. Er hat seine Tine oft genug in überschwenglichen Worten gepriesen, und man hat den starken Eindruck, daß diese Dulderin das in hohem Grade verdiente. Er pries sie begeistert und setzte ihr in seinen Werken ein unvergängliches Denkmal, aber er ließ sie und die Kinder in Not und Elend darben, lebte, ohne daß man stichhaltige Gründe dafür erfährt, von ihr getrennt, sodaß sie ein jammervolles Dasein führen mußte, verliebte sich dann in eine andere, eine Verwandte, mutete seiner angeblich so heiß geliebten Tine zeitweilig eine Ehe zu Dritt zu, und brachte es schließlich so weit, daß sie mit den Kindern nach Italien ging, wo sie nach kummervollen Leiden im Elend starb, während er sich mit seiner Seelenfreundin vereinigte und endlich auch verheiratete.

Nach Spohrs Auffassung, die so ziemlich mit Dekkers eigener übereinstimmt, sind die Leiden, die diese Lebensführung brachte, nichts als unverschuldetes Martyrium, für das alle die verantwortlich zu machen sind, die nach Dekkers Ausdruck Interesse am Bösen haben. Daß aber Dekker sich seinen nächsten Pflichten entzog und der Sittlichkeit Hohn sprach, erscheint Spohr als etwas ganz natürliches, etwa als ein Vorrecht des Genius.

Über diesen letzten Punkt wird man sich leicht verständigen können, ohne den lächerlichen Streit über die Verträglichkeit zwischen Genius und Sittlichkeit aufzufrischen. Wie ein Dichter gelebt hat, kann uns im Grunde gleichgültig sein; wir haben es mit seinem Werk zu tun. Wir wissen auch, daß die Abweichungen des Dichters von der Durchschnitts-

sittlichkeit, mögen sie auch für ihn und besonders für seine Umgebung Leid und Kummer bedeuten, sich in seinen Dichtungen in eine köstliche Erbschaft wandeln können, die zu zeitlichem und ewigem Nutzen die Allgemeinheit antritt.

Aber hier handelt es sich in erster Linie nicht um einen Dichter, nicht als ein solcher wird er, Verehrung heischend von seinem „Entdecker" hingestellt. Es handelt sich um einen „Woller", um einen Mann, der in seinen eigenen Augen mit einer sittlichen Mission für die Menschheit betraut war, und der wohlgemerkt nirgends davon spricht und auch nie daran gedacht hat, daß er die alte zu Recht bestehende christliche Sittlichkeit auflösen, ihre Werte umwerten wolle, sondern der kam, um sie zu erfüllen und sein Volk in flammenden Worten an seine Christenpflichten zu mahnen. Vergleicht er sich doch selber sogar in ungeheuerlicher Blasphemie, die Gott seiner krankhaften Eitelkeit verzeihen möge, mehrfach mit Jesus, und läßt durchblicken, daß es wenigstens Augenblicke für ihn gab, wo er sich höher einschätzte. So ruft er aus: „O, wie macht die Legende es diesem Jesus bequem! Wie wenig Verdrießlichkeit und Langeweile ist gelegen zwischen seinem: ich sage euch! und dem: es ist vollbracht! Wie war sein Feldzug kurz und schnell beschlossen und wie wenig Garnisondienst! Er kam, sah, schalt, tadelte und wurde getötet!" Ich aber ...! das liegt im Hintergrund dieses Gedankens — ich habe viel, viel getragen: Multa tuli. Vorher aber geht die Stelle: „Es wird gestritten werden in meinem Namen, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde."

So gibt es noch viele Stellen in Dekkers Werken, in denen ein Vergleich Jesu mit ihm selbst hindurchblickt. So folgende: „Wie muß es Jesus geschmerzt haben, all die Sünder, die ihm um Tröstung naheten, zu betrüben durch die furchtbare Gegenüberstellung mit seiner Makellosigkeit! Ach, sollte nie der Gedanke in ihm aufgekommen sein, daß geringere Höhe ihn der Niedrigkeit nähergestellt und ihn also geschickter gemacht haben würde, die Gefallenen aufzuheben?" Es soll hier absichtlich nicht von der Verständnislosigkeit für die Person Christi geredet werden, die sich in diesem Ausspruch verrät. Auch wird jeder Leser ohne weiteres das geringe psychologische Verständnis für das, was den Menschen gerade zu dem sündlosen Gottessohne treibt, herausfühlen. In unserem Zusammenhange kommt es nur darauf an, festzustellen, daß Dekker tatsächlich in seiner sittlichen Unzulänglichkeit eine Art apostolischer venia docendi erblickte. Das war schon, so lange er lebte, ein verhängnisvoll wirkender Irrtum. Heute aber, wo die Persönlichkeit ausgelöscht ist und

nur noch die Berichte über seine Taten und seine Lehren vorhanden sind, vernichtet dieser Irrtum seinen sittlichen Wert. Man lasse diesen Mann den Holländern.

Dekker hätte viel von Christus lernen können, wie jeder, der ein „Menschenfischer" sein will: die Selbstzucht, den vollkommenen Verzicht auf alles persönliche irdische Glück, die männliche Härte, die dem Heiland, dem Heilenden, stets an richtiger Stelle zu Gebote steht, die Lehre von der mit Taubenreinheit zu richtiger Mischung verbundenen Schlangenklugheit, und endlich die Mahnung, den Kindlein nicht das Brot zu nehmen, um es vor die Hunde zu werfen. Denn welche Verblendung steckt in Dekkers Auffassung der sittlichen Weltordnung! Er sagt von sich: „Er war ehrlich, vor allem, wo Ehrlichkeit in Großmut überging, und hätte Hunderte, die er schuldig war, unbezahlt gelassen, weil er Tausende weggeschenkt hatte" (Havelaar S. 78). Er half, wie er erzählt, einem andern, „der gewiß in besseren Verhältnissen lebte als er selbst" (Havelaar S. 96), mit dem Erlös von dem verkauften Schmuck seiner Frau; dafür hielt er sich dann berechtigt, andere auf Nimmerwiedersehen anzuborgen oder seine eigene Familie von der Mildtätigkeit anderer leben zu lassen. Welches Kind! Welcher Don Quixote im Kampf gegen menschliches Elend! Der Mann soll aber kein Kind und kein Don Quixote sein, besonders nicht, wenn er als Weltverbesserer auftritt, und es gehört eine starke Gabe von Kindlichkeit dazu, um das Andenken eines solchen Mannes eine Gemeinde sammeln zu wollen — besonders in Deutschland.

Als Weltverbesserer hat Dekker seine literarische Laufbahn begonnen, als ein Apostel mit der selbstgewählten nicht geringen Aufgabe, ein ganzes Volk, sein Volk, durch einen tönenden Weckruf zur Erfüllung seiner Christenpflichten aufzurütteln.

Noch nicht ganz 19 Jahre alt, war er 1839 in Batavia in den holländischen Kolonialdienst getreten. In seiner Beamtenkarriere ist mancher Punkt, der dem Nicht-Holländer recht dunkel erscheint, dessen Aufhellung aber geradezu ein Aktenstudium verlangte. Genug, nach manchem Hin und Her, mancherlei Reibereien mit den Vorgesetzten und mancherlei Sonderbarkeiten in seinem Benehmen gegen die Regierung war doch die Rechnung zwischen ihm und der Behörde derartig ausgeglichen, daß er am 4. Januar 1856 zum Assistent-Residenten von Lebak ernannt wurde. Lebak, von den Eingeborenen Bantam-Kidul oder Süd-Bantam genannt, ist ein im äußersten Westen von Java belegener Regierungsbezirk. Was Dekkers Stellung hier anbelangt, so sind einige Angaben über die politischen Verhältnisse Javas unerläßlich.

Java ist in 22 Residentschaften geteilt, deren jede einen Residenten oder Gouverneur an der Spitze hat. Jede Residentschaft zerfällt wieder in mehrere Regentschaften, denen ein Assistent-Resident vorsteht. Diesem unterstehen wiederum eine Anzahl Subalternbeamte, Kontrolleure. Über allen Gouverneuren steht der Generalgouverneur von Java mit dem Sitze zu Batavia, der Vertreter des „Königs der Niederlande", dessen unmittelbare Untertanen die Javanen sind.

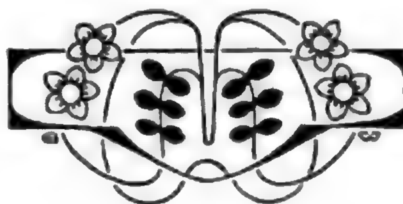
Dies einfache und durchsichtige Regierungssystem bekommt nun aber seine ganz besondere Eigentümlichkeit dadurch, daß Holland die einheimischen Fürsten von Java in ihrer Stellung belassen hat, seine Beamten nur neben sie setzt und vermittels ihrer Autorität regieren läßt. So klug dies Schonen einheimischer Gewohnheiten und Einrichtungen ist und so sehr es sich in vielen Beziehungen glänzend bewährt hat, so hat es naturgemäß auch seine großen Schwierigkeiten. Jeder Assistent-Resident steht neben einem Regenten, einem einheimischen javanischen Großen. Er soll diesen Javaner dem offiziellen Ausdruck nach behandeln „wie seinen jüngeren Bruder", und er muß auch einen gewissen Vorrang vor ihm einnehmen, da er allein der holländischen Regierung gegenüber die Verantwortung trägt. Diesem theoretischen Verhältnis widerspricht aber manches Tatsächliche. Der Assistent-Resident ist nichts weiter als ein Beamter mit einem mäßigen, nicht immer zureichenden Gehalte; seine Amtsdauer ist beschränkt und von dem Generalgouverneur abhängig. Der Regent gehört einer alteingesessenen Familie an. Seine Autorität wurzelt tief in den Anschauungen der Javaner. Er führt einen fürstlich glänzenden Haushalt und ist dementsprechend dotiert. Er ist nicht absetzbar und hat sogar alle Aussicht, sich seinen Sohn nachfolgen zu sehen.

Freilich hat auch für ihn dieser Glanz seine Kehrseite. Es geht ihm, wie manchem kleinen europäischen Fürsten, der von seinem Einkommen nur den geringsten Teil für sich verwenden kann. Die Nötigung zu einem orientalisch luxuriösen Hofhalt bringt ihn oft genug in arge Verlegenheit, aus der ihm ein geheiligter Mißbrauch heraushelfen muß: Fronarbeit seiner Untertanen. Daß diese sich den an sie gestellten Ansinnen fügen, hat mehrere Gründe. Einmal sind sie das, wie man auch anderswo zu sagen pflegt, nicht anders gewohnt. Dann aber wird ihnen die Benutzung der rechtlichen Schutzmittel fast unmöglich gemacht. Wer mit einer Klage über den Regenten zum Assistent-Residenten geht, kann sicher sein, binnen 24 Stunden auf immer zu verstummen. Irgend ein Fluß Javas treibt seinen Leichnam dem Meere zu „als Gruß der Binnenhaie an die Haie des Meeres". Kein Javaner würde in einer

öffentlichen Gerichtsverhandlung wagen, den Regenten durch seine Aussage zu belasten. Oft aber hat auch der Assistent-Resident keine sauberen Hände. Sein geringes Einkommen zwingt ihn oft genug, Frondienste über das gesetzliche Maß hinaus zu beanspruchen und auch sonst unrechtliche Einnahmequellen zu benutzen.

Die Folgen dieser und einiger sie ergänzend begleitenden Mißstände sind Verarmung der Bevölkerung bis zur zeitweiligen Hungersnot. Lügenhafte Berichte der Assistent-Residenten halten die Regierung über all diese Dinge in einem Dunkel, das ihr selbst nur zu angenehm ist.

So war es wenigstens 1856, als Eduard Douwes Dekker Assistent-Resident von Lebak wurde. (Schluß folgt.)



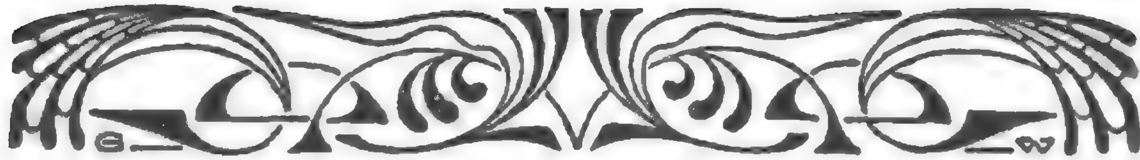
Aus neuen Büchern.

„Was uns die Gegenwart und besonders die Kunstentwicklung der Gegenwart zeigt, das sind allerlei Zeichen dafür, daß wieder ein gemeinsames Erleben durch die Menschen gehen und sie in Suchen und Arbeiten zusammenführen will.

Aber das wäre ja der Werdeprozeß einer neuen Kultur, den mitzuerleben wir zu Anfang die Sehnsucht aussprachen. Und wir wären mitten in ihm begriffen. Wir empfinden stark genug die Häßlichkeit und Plattheit, aus der wir hinausstreben, so wollen wir auch die Freude zu empfinden versuchen der großen Möglichkeiten, die sich öffnen.

Und das Herz stark behalten in dem, was wir wollen. Es ist eigen, daß immer bisher, wenn der deutsche Geist sich zu erheben und auf den Berg zu gehen begehrte, der Böse ihm nachschlich und ihm das blendende Reich des schon Fertigen zeigte: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Das brach die neue Hoffnung und lähmte die Entwicklung, und das nannte man dann ‚Renaissance‘.“

Arthur Bonus, Der Kulturwert der Renaissance. (Aus: Das Suchen der Zeit. 2. Bd. Düsseldorf, K. R. Langewiesche.)



Die Ausstellung altsienesischer Kunst.

Von

Paul Schubring.

Henry Thode hat einmal das Verhältnis der Kunst von Florenz zu der von Siena mit dem Nürnbergs zu Cöln verglichen. Die Kunst von Florenz wie die von Nürnberg ist männlich und ernst, die von Siena und Cöln weiblich und zart. Es scheint auch in der Kunst eine Ökonomie höheren Stiles zu geben. Diese Göttin wählt sich die Sitze für verschiedene Gaben und läßt eine hier, eine dort sich einseitig ausgestalten im Interesse einer reinen Zucht. Welch ein Gegensatz zwischen den weich geschwungenen Falten der Hermelinmäntel, welche die Cölner Fräulein auf den Bildern des 15. Jahrhunderts tragen und den zackigen eckigen Mantelnestern, die Dürers apokalyptischer Seher aufweist! Ein ähnlicher Gegensatz herrscht zwischen der Art Giottos oder Masaccios und der Simone Martinis oder Neroccios; dort plastische Energie, männliche Wucht und Kühnheit, hier malerisches Leuchten, blühendes Kolorit und sanfter Linienfall. Noch deutlicher wirkt ein Vergleich der Architektur. In Siena kann man sich nicht satt sehen an der reichsten Domfassade, an den zierlichen gotischen Palästen, den offenen einladenden Loggien, den wie Schmuckkästchen glitzernden Kapellen. Kommt man aber dann nach Florenz zu dem Rusticastil des Palazzo Pitti, zu der Riesenkuppel Brunelleschis, zu dem Zwingbau des Bargello, so erscheint alles in Siena niedlich, reizvoll, ein Kabinettstück, aber ohne die Größe, die Gewalt und die Ewigkeit der Florentiner Steine. Man tut deshalb gut, Siena vor Florenz zu besuchen; dann wird man nicht alles aus der Florentiner Perspektive betrachten und an falscher Stelle die Achseln zucken. Ein sehr hochgestellter Mann hat bekanntlich einmal Joachim, als er das Beethovenkonzert sehr schön gespielt hatte, gefragt: „Spielen Sie auch Cello?“ So ungefähr wirkt es, wenn man in Siena das vermißt, was nur Florenz geben kann und sich in dem mittelalterlichen Felsennest nicht der Besonderheiten seiner reizvollen, wenn auch vielleicht bisweilen allzu intimen Kultur freuen will. Auch darin gleicht Siena der rheinischen Metropole, daß Beider Kunst kurz, nur zwei Jahrhunderte dauerte, daß sie die verwöhntesten Reize sucht, die nur der Kenner versteht, und daß um 1500 die Feinheit hier wie dort zur Anämie führt und ein mattes Sterben von allzu zartem Leben zum schnellen Schluß führt.

Die Kunst dieser beiden Städte, Cölns und Sienas, ist in diesem Sommer in großen Ausstellungen vorgeführt worden. In Düsseldorf hat man die alt-

kölnische mit der altwestfälischen Kunst zusammen gezeigt und zugleich die im rheinischen Privatbesitz versteckten Schätze ans Licht gezogen. Unter den 730 Nummern glänzte die rheinische Schule durch die Pracht und Zartheit ihrer Bildungen und Gedanken. Wie süße Mai- und Minnelieder tönten die golden und bunt glitzernden Tafeln, in denen zu „unsrer Frauen“ Preis und Ehr der Maler seine schönsten Prinzessinnengedanken paradieren ließ. Der Westfale erschien daneben spießbürgerlich, täppisch, reizlos, etwas troglodytenhaft, aber gesunder und aus festem Schrot wie sein Brot. Dürer, von dem ein Bild ausgestellt war, mutete fast wie ein munterer Flegel an, der verständnislos wie Parzival im Marmorsaal von Montsalvatsch stand. Wenn er seine laute ehrliche Stimme erheben wollte, so bedeuteten ihn die Kölner Hochmeister, daß man im Tempel leise spreche und behutsam auftrete, um all die feinen singenden Fräuleins und die ganz zarte Himmelskönigin nicht zu erschrecken. Eine große Madonna von Stephan Lochner, im leuchtenden roten Mantel vor goldenen Tapeten, mit einer Stirn von süßer Reinheit und hellblauen Augen voll Himmelsglanz, weihte segnend und dämpfend die schönen Räume, wo all diese Bilder hingen. Und ein noch zarteres Schwesternpaar, St. Magdalena und St. Katharina, von dem oberrheinischen Maler Hans Multscher um die gleiche Zeit (1440) gemalt, saß, las, träumte und glänzte im goldenen Riesellicht eines Kreuzganges, Versonnenheit und Innigkeit ausstrahlend, zart behütet von dem Schatten der Klosterwände und ganz befangen in den stillen Träumen der Ave Maria-Stunde.

Das Herz voll von diesen zarten Wundern kam ich in Siena an. Der sol leone brüllte über die Fluren und im heißen Feuerlicht dampfte Berg und Tal. Natürlich kann man in solchen Zeiten nur nachts reisen; das verschafft einem aber zur Belohnung den Anblick manchen Sonnenaufgangs, der in der Hitze sich dampfend und tönend gestaltet. Und die kaum gekühlte Erde birgt sich dann scheu und angstvoll vor dem Feuergott, der die zitternde Braut aufs neue überflammt und ihr die letzte Kraft zu nehmen droht. Italien im Sommer ist die hohe Zeit des Landes; wer darf da klagen, daß es heiß sei, auch in diesem Sommer nicht, obwohl der Löwe stärker als je brüllte.

Siena bereitete wie alljährlich sein „Palio“ am 16. August vor. Dies Pferderennen, für das Jacopo della Quercia seine Fonte gaya geschaffen hat, bei dem die Vertreter aller Kontraden in buntem Trecentokostüm sich um ihre Fahnen sammeln, ist im Grunde nichts anderes als das Pferdespiel der antiken Welt, wo das Roß, der Begleiter des Helden, um den Sieg läuft. Das edelste Haustier, durch Rasse und Trainierung gestählt, darf hochgemut seine freie Kraft bezeugen; aller Frohndienst ist vergessen und die schönen Tiere rasen unter dem Jubelgeschrei der bunten Menge. In Florenz hat man früher auf dem Platz vor Sa Maria novella, wo noch die Meten stehen, ähnliche Pferderennen veranstaltet — Bilder im Gang zwischen den Uffizien und dem Palazzo Pitti schildern sie — und auf der piazza Navona in Rom sind sogar künstliche Seeschlachten geschlagen worden. Aber keine Stadt hat für das Pferdespiel einen so herrlichen

Platz wie Siena. Er hat die Form einer Lunette. Die Basis wird von dem alten Stadtpalast besetzt, der heute wieder von allen Zutaten gesäubert ist, von dessen hoher Stirn die Sieneser Lupa herabbrüllt; der Bogen wird von alten Häusern umstanden, die einst alle hohe Türme trugen, deren Zinnen starrten wie die Lanzen auf Velasquez' „Übergabe von Breda". An den Häusern sind die amphitheatralischen Bänke aufgebaut; in der Mitte des Platzes stehen Kopf an Kopf die Statisten. Dazwischen ist der breite, mit Matten belegte Corso ausgespart für die Pferde, die vor der Palastkapelle gesegnet werden. Auch die Kirche feiert diesen Festtag, wie die italienische Kirche überhaupt den Zusammenhang mit dem Volksleben viel inniger bewahrt hat als in Deutschland. Die Kirche ist aber auch in Siena die eigentliche Herrin. Ihr Dom liegt auf der höchsten Felsenfaust und sein Turm überragt lächelnd die höchsten Türme der Palazzi.

In diese Stadt der Feste und der Farben, der Hymnen und der Evvivarufe trat ich, um die Mostra der altsieneser Kunst zehn Tage lang zu studieren. Der alte Stadtpalast hatte die Schätze aufgenommen, die der sieneser Privatbesitz und die Kirchen der Umgegend des toskanischen Berglandes hergeliehen hatten. Fast 3000 Nummern zählte der Katalog. Man sah Gemälde, Holzstatuen, Terrakottaplastik, Marmore, Bronzen, goldene Reliquiarien und silberne Heiligenbüsten, geschorenen Samt und schweren Brocat, reichste Intarsia, Plaketten, Miniaturen, Arazzi, Mojoliken, Möbel, Waffen — eine Fülle des Besten, freilich auch des Mittelgutes und Schundes, wie er zusammenkommt, wenn alle Leute der Umgegend in ihren ältesten Schränken kramen. Die Ausstellung hatte große Fehler, über die ich an anderer Stelle nicht geschwiegen habe; hier will ich nur das Glänzende herausheben, zumal die Räume dieses einzigartigen Palastes manchen Ärger vergessen ließen.

Alle Besucher Sienas kennen die Fresken des Stadthauses. Es sind die Hauptwerke der sieneser Trecentisten: Simone Martinis, Ambrogio Lorenzettis, Taddeo di Bartolos, Sodomas und des Florentiners Spinello Aretino. Wie wirkten die schweren milden Farben dieser großen Wände über den goldenen Reliquiarien Ugolino Vieris, über den leuchtenden bemalten Statuen der Verkündigung und den ernsten Bronzen! Der alte Gerichtssaal trägt das große Fresko der Maestà von Simone Martini, 1330 gemalt. Unter dem Baldachin thront die Gottesmutter, umstanden von schimmernden Heiligen, umkniet von den Patronen der Stadt; schöne Engelmädchen bringen Blumen und die Posaunen schallen im festlichen Chor. Angesichts dieser ewigen „Ordnungen" sprachen die alten Sienesen Recht und Gericht; die Richter standen im himmlischen Appell. In Flandern malte man damals den König Salomo und Traians Gerechtigkeit an die Wände, um die Richter zu unbestechlichem Spruch zu treiben; in Siena mied man die Anekdote und griff direkt zum höchsten Symbol. Die Wirkung des „guten Regiments" hat Ambrogio Lorenzetti dann an die Wände des nächsten Zimmers gemalt. Hier schildert er das friedreiche Treiben der sieneser Bürger,

die im Schutz einer starken Obrigkeit unbekümmert sich den Pflichten und Freuden des Tages hingeben können. Da wird gefeilscht und gehandelt, geschustert und gebaut, getanzt und getrunken. Die Bäuerin bringt Eier zur Stadt; die vornehme Dame reitet mit dem Kavalier in die Campagna. Hier werden Kühe zugetrieben, dort Hirsche gejagt. Neben dem Schulhaus tanzen die Mädchen einen zierlichen Reigen. Weit blickt man über das gebirgige Land bis zur Arbia, wo die Sienesen einst (1240) gegen die Florentiner in einem Gemetzel siegten, das 60 Prozent der Heere verbluten ließ (die schlimmsten japanisch-russischen Schlachten der Gegenwart hatten nur 5 bis 8 Prozent Verlust!).

Auf dies weite Bergland, dessen höchster Hügel das von Robbia-Plastiken förmlich übersäte Sa Fiora trägt, an dessen Rand das alte Benediktinerkloster Monte Oliveto, in dessen Tiefe Buoncowento liegt, wo der junge Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg vergiftet wurde, blickte man nun in Wirklichkeit, wenn man in der Loggia des Oberstocks des Palastes stand, die nicht nach dem Campo, sondern nach Südwesten offen steht. Hier hatte Corrado Ricci die alte Fonte gaya Quercias, von der jetzt eine Nachbildung auf dem Campo steht, wieder zusammensetzen lassen, und die alten verwitterten Originale wirkten mit ungeheurer Poesie. Es sind große thronende allegorische Figuren in flachen Nischen, dazu zwei Eckstatuen als Freifiguren, alle in jenem großzügigen Stil mit den fließenden breiten Gewändern und der energischen Charakteristik, die man an Quercia so gut kennt. Eine Abgußsammlung der anderen Werke Quercias, namentlich der Portaldekoration aus Bologna und des Grabes der Ilaria Caretto in Lucca verstärkte den Eindruck von der Kunst des größten Sienisten, der zwischen Giovanni Pisano und Michelangelo ein Bindeglied lodernder Gewalt und flammender Lebenskraft bildet. Die Ausstellung führte eine bisher in Recanati versteckte Holztafel eines Maestro Ludovico da Siena vor, die 1395 geschnitzt wurde; wahrscheinlich haben wir in diesem Ludovico den Lehrer Quercias zu sehen. Quercia hat auch in Holz angefangen zu arbeiten; freilich war er schon 1401 befähigt, im Bronzeguß sich an der Konkurrenz um die Florentiner Tür des Baptisteriums zu beteiligen. Später hat er sich dann ganz in den Marmor versenkt und dem weißen Stein die großen Bildungen übermenschlicher Wesen entlockt.

Die Holzplastik, in dem entforsteten Italien so selten, hat in Siena in besonderer Blüte gestanden. Man überzog den Holzkern der Gestalten mit Stoff, glättete diesen mit Kreide und bemalte dann die ebene Fläche mit feinstem Sinn. Die Madonna, Heilige, vor allem die Verkündigungsszene wurde so dargestellt. Man denke sich Bauernmädchen und Contadini vor diesen fürstlichen Gestalten, wo das Gold leuchtete und feuerrote Mäntel die jungen Formen verdeckten — welch ein Märchentraum, welch ein Himmelsbild ging den Leuten da auf! Zum Engel der Verkündigung betete der Jüngling, der auf Freiersfüßen ging und zur Vergine das Mädchen, das auf den Werber wartete. Denn die himmlische Verkündigung erschien jener Zeit durchaus als Freiung. Die „Rappresentazione“ des 25. März schildert es umständlich, wie ein schöner Jüngling in das wohlverschlossene Mädchenstübchen

bricht; erschreckt fährt die Jungfrau zusammen und will den Kecken hinausweisen — da fließen goldene Worte von blühenden Lippen, Engelsschöne durchglüht das Herz des Mädchens und willig neigt es sein Ohr. Von solchen Verkündigungsgruppen gab es mehrere in der Ausstellung; eine unbemalte kennen die Besucher des Berliner Museums. Neben der Madonna sind der heilige Bernardin und Sa Caterina da Siena die Hauptheiligen der Stadt. Von der letzteren hat Neroccio ein herrliches Gebilde geschaffen, das in der Kapelle steht, wo die Heilige den mystischen Besuch des himmlischen Bräutigams empfing.

Diese Holzplastik hört gegen 1470 auf. So schön die farbige Wirkung dieser Statuen war, ihre Technik war doch stark gebunden. Es war eine Halbplastik, mehr ein Gemälde in Hochrelief. Jetzt setzt sich in Siena wie in Florenz und Mailand die Plastik der Terracotta (gebrannten Erde) durch. Ihre Technik hat etwas viel unmittelbareres; die Hände des Tonbildners kneten die willige Erde und sein Daumen ritzt ebenso wie das Bossierholz die scharfen Kanten. Das war eine Technik für die Improvisation, für die Wiedergabe des erregten und momentanen Seelenlebens. Glühende Prophetenseelen wie der spanische S. Vincenzo Ferrer, leidenschaftliche Nonnen wie eben Katherina, werden jetzt von Giacomo Cozzarelli im gebrannten Ton abgebildet. Man hatte in Siena nicht die Glasur der Robbia zur Verfügung; dafür bemalte man die Figuren, freilich nicht so reich wie in früherer Zeit. Die Herrschaft der Kalligraphie und Kallichromie war vorüber; nicht das in überirdischer Schöne strahlende Symbol, sondern der Mensch mit all seiner Glut, Hitze, Leidenschaft, Ungerechtigkeit, Schwärmerei sollte dargestellt werden. Das ist auch in Siena das neue Programm der Malerei und Plastik am Ende des Quattrocento; und statt der Verkündigungsszenen wählte man jetzt die der Passion mit Vorliebe, wo nicht bräutliches Hoffen, sondern Klage und Weinen um die Gestalten lag. Es ist die Zeit des Bußrufs Savonarolas.

Eine ähnliche Wendung der Empfindungen ist in der Malerei Sienas zu verfolgen. Die Zeit der Trecento ist die der Pracht, der schimmernden Schönheit, der feierlich fürstlichen Größe. Den Lorbeer hat Ambrogio Lorenzetti verdient, und zwar mit seinen weiblichen, nicht den männlichen Gestalten. Die Frauen geraten, wie in Cöln so auch in Siena, besser als die Männer. Sie haben blonde Haare und blaue Augen, beides in Italien eine Seltenheit. Abfallende Schultern, zierliche Knochen, kleine Brüstchen sind die Regel. Wichtiger als ihr Leib sind ihre Gewänder. Hellblau, feuerrot, gold und dunkelgrün schimmern sie; ein hellrosa Kopftuch bindet die Stirn ab. Die Augen leuchten in großem Glanz, die Lippen schwellen sich verzehrend; Blumen blühen nicht nur um Dorotea und die Mandolinen klingen um die Prinzessinnen. Es ist ein erlauchter Kreis seliger Schönheit, die von keinem Wunsch begehrt wird, der doch jedes Knie sich beugt. Diesen Unberührbaren ist es nicht benommen, daß die leicht Verführbaren traulich zu ihnen kommen.

Aber man kann nicht immer feierlich sein; bei den Kindheitsepisoden der kleinen Maria und des kleinen Christ geht es bukolischer zu. Mit großer

Wichtigkeit wird die Badebütte bereitet und das Wickeltuch am Feuer gewärmt; der Wöchnerin bringt man Rotwein und ein Täubchen oder Süppchen. Hier haben wir die Porträts der sieneser Trecentostuben. Ebenso munter geht es in der Heiligenlegende zu. Sehr umständlich wird hier die sündige Jugend, die Bekehrung, das erste Wunder, der Trotz gegen den Prätor, die Machtlosigkeit der Folter und das schließliche Martyrium dargestellt. Man kannte ja jede Szene bis ins kleinste aus den geistlichen Spielen. Diese haben der bildenden Kunst unendliche Anregung gegeben und man tut gut, vor diesen Bildern sich das jeweilige Bühnenbild auszudenken, das die Komposition in den meisten Fällen veranlaßt hat.

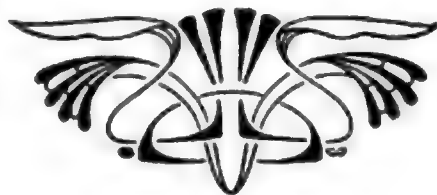
Im Quattrocento läßt die Lebhaftigkeit etwas nach; sie wird leider nicht wie in Florenz durch gesunden Realismus gewürzt. Man erstarrt ein wenig in der Feierlichkeit. Immer zartere, feinere Reize schmücken die Heiligen; die Haare der Engel werden jetzt aschblond und die Kostüme der Patrone gleichen Raritäten. Nur auf den Truhenbildern der Bräute, den sog. Cassoni, kommt Mythus und Legende in Fluß. Da wird Europas Raub durch den Stier geschildert oder Esthers und Judiths, aber auch der schlauen Dalila List verherrlicht. Venus wagte man erst spät zu malen; aber nicht weniger schön ist Eva, vom langen fließenden gürtellosen Hemd bekleidet, die reuig, aber wunderschön vor der Madonna im Gras liegt. Den höchsten Zauber weiblicher Schönheit erreichte Matteo di Giovanni, dessen drei heilige Frauen in S. Domenico alles Bisherige übertreffen. Aber auch er ist ein Kind der Vergangenheit. Der Feuergeist, der diese schöne Feierruhe aufscheuchte, heißt Francesco di Giorgio. In dessen Bildern bricht ein höheres Leben auf und der leonardeske Sturm fährt in die Leiber. Das Außerordentliche eines Vorganges teilt sich allen Beteiligten mit, die bis in die Fingerspitzen vor Erregung glühen. Leider war Francesco auf der Mostra nicht vertreten. Seine Bilder sind nicht zahlreich; Siena hat in seiner Gemäldegalerie und in S. Domenico bedeutende Tafeln. Francesco war vor allem Architekt; aber auch zwei Bronzeengel neben dem Tabernakel des Doms sind von seiner Hand. Im Bronzeguß hat Siena Vollendetes geleistet; technisch stehen diese Güsse höher als die des damaligen Florenz.

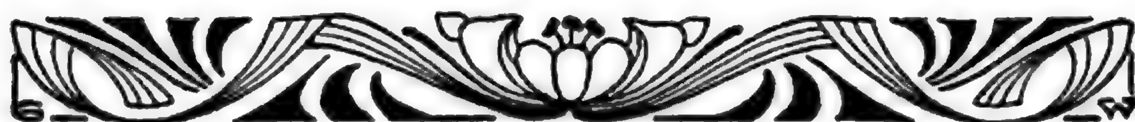
Die einzelnen Maler, welche Siena im Quattrocento hervorgebracht hat, sind den meisten weniger bekannt, als sie es verdienen. Vecchietta, Giovanni di Paolo, Sassetta, Neroccio, Benvenuto di Giovanni, Guidoccio Cozzarelli sind außer den schon erwähnten die unentbehrlichsten Namen. Sie alle waren auf der Mostra neben vielen anderen, mit denen ich nicht ängstlich machen will, vertreten. Ihnen reihte sich die Schaar der Spätlinge an: Pacchia, Pacchiarotto, Fungai, Sodoma, Beccafumi, Riccio. Leider fehlte Signorelli, dessen schöne Verkündigung aus Volterra recht gut zur Stelle sein konnte; er ist zwar Umbrer, hat aber in Sienas Nähe viel gemalt und manchen Sienesen beeinflußt.

Der Raum gestattet nicht, über die kunstgewerbliche Abteilung noch eingehend zu berichten. Das glänzendste waren die Reliquienschreine des 14. und

15. Jahrhunderts. Der dekorative Instinkt der Sieneser war in diesen Dingen ungemein sicher und glücklich. Schwächer steht es mit der Majolica, die mit der von Caffagiolo oder Deruta und Faenza nicht konkurrieren kann. Ein Prachtsaal war noch der mit den Miniaturen. Sienas Buchkunst ist weltberühmt; und zwar die geschriebenen, nicht die gedruckten Bücher. Bis hoch ins 16. Jahrhundert hat man an der Schreiberei festgehalten und immer schöne Initialen und Einschaltbilder gemalt. Gutenbergs Erfindung hat dann auch endlich den Eifer dieser scribae lahmgelegt. Mit dem Druck ging die Miniatur zugrunde.

Sienas Kunst ist, wie anfangs gesagt, mehr eine weibliche als eine männliche. Der Wohlklang, die Eurythmie der Linien, die sanften Bildungen des Körperlichen, das Leuchten der Töne und ihr inniger Einklang sind die Hauptkennzeichen dieser Kunst. Pracht und Schmuck, Farbe und Zier charakterisieren auch Sienas Architektur. Die Plastik hat mit der einen großen Ausnahme Quercias nie den eigentlichen Materialstil des Steines erreicht; anders bei der Bronze. Die Stadt hat die moderne Entwicklung nicht mitmachen können. Sie hat keine Industrie, da der durchgehende Verkehr rechts und links von der Stadt vorbeigeht; sie kämpft heute schwer um ihren Fortbestand. Für den Fremden ist dies Schicksal eine Gunst; denn das Stadtbild hat sich infolgedessen erhalten, wie es vor Jahrhunderten sich geformt hat. Wer in den Bann dieser Mauern, dieser Bauten, dieser Bilder gerät, den lassen die stillen Geheimnisse sobald nicht los und das Wort eines alten Paduaner Chronisten paßt auf ihn: Entrantes exitum non quaerunt.





Die Landesverteidigungsfrage in Dänemark und Dänemarks strategische Situation.

Von

Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Rußlands Kampf für die Befestigung und Erweiterung seiner Machtstellung am stillen Ozean mit der dort kräftig emporstrebenden Vormacht der gelben Rasse hatte, da zu Beginn desselben ein Zusammenstoß mit England, in Anbetracht seiner mannigfachen, mit denen Rußlands in Afghanistan, Persien, Tibet und im fernsten Osten sich kreuzenden Interessen befürchtet wurde, die an den maritimen Hauptoperationslinien beider Staaten gelegenen Mächte zu vorsorglichen Rüstungen und selbst partiellen Mobilmachungen vorübergehend veranlaßt. So sandte Spanien Truppen nach den Balearen, ordnete Minensperrungen vor dem Kriegshafen Ferrol und andere Sicherheitsmaßregeln an. So setzte Schweden die Scherenflotte und die Befestigungen Kungsholmen und Oscar-Fredericsborg bei Stockholm in Bereitschaft, führte eine Mobilmachung für die Insel Gothland durch, und schickte Panzerfahrzeuge und Torpedoboote nach ihren als Kriegshäfen erklärten Häfen Slite und Faröfund, da man besorgte, eine der beiden Mächte werde in jenem Kriegsfall die Insel Gothland zu einem maritimen Stützpunkt wählen. Jene Besorgnis aber empfand man in Dänemark für Kopenhagen noch lebhafter, da sich dieser befestigte Kriegshafen, seiner Lage und ganzen Beschaffenheit nach, weit mehr zu einem solchen und einer wichtigen Zwischenbasis für Seeoperationen zwischen England und Rußland eignet, und ordnete daher die Mobilmachung von 1500 Mann Küstenartillerie und eine Besetzungsübung der Seebefestigungen der Hauptstadt durch dieselben an — eine Maßregel, deren Nützlichkeit in einem Hinweise des bisherigen japanischen Gesandten in Petersburg, Kurino, auf die schwierige Lage Dänemarks in jenem Kriegsfall eine Bestätigung fand. Die Seeforts wurden mit Scheinwerfern und elektrischen Kabeln versehen, und andere Arbeiten zu ihrer Sicherung ausgeführt, eine Anzahl Torpedoboote klar gemacht und eine Anzahl Seemineure zur Besetzung der Seeminenstation der Forts einberufen, die

Reparatur einzelner Schiffe der Flotte möglichst gefördert, und verschiedene Verbesserungen des Materials, namentlich bei Torpedos, vorgenommen. Ferner wurden zur Verstärkung der Seeverteidigung zwei Schanzen auf der Insel Saltholmen angelegt, und die erforderlichen Scheinwerfer installiert.

In Dänemark fühlt man, obgleich heute von Deutschland kaum mehr etwas besorgend, die strategisch exponierte, bei kriegerischen Verwicklungen in Nord-Europa zu Diversionen gegen das Inselreich auffordernde Lage und militärische Schwäche desselben seinen mächtigen näheren und ferneren Nachbarn gegenüber, und daher ist seit geraumer Zeit eine besondere „Landesverteidigungskommission“ mit der Beratung der die Gestaltung der dänischen Landesverteidigung betreffenden Fragen beschäftigt. Der Gegenstand ihrer Beratungen, sowie das was über dieselben bereits heute verlautet, beansprucht im jetzigen, von der Gefahr weiterer kriegerischer Verwicklungen vielleicht immer noch nicht völlig freien Zeitpunkt Interesse.

Zwei Gegensätze stehen sich in den politischen Kreisen Dänemarks und auch in der Landesverteidigungskommission hinsichtlich der Landesverteidigung einander gegenüber. Die radikale Partei wünscht die Abrüstung im weitmöglichsten Umfange und namentlich die Schleifung der mit einem Aufwand von über 90 Millionen erbauten, noch nicht völlig fertigen Kopenhagener Landbefestigungen, der Kriegsminister ist dagegen Anhänger dieser Befestigung und bestrebt, sie allmählich weiter auszubauen. Er hält eine Abrüstung für nicht möglich und will selbst für den Fall der durchgeführten Neutralität eine den Verhältnissen Dänemarks entsprechende Wehrmacht unterhalten, und äußerte selbst, es sei für Dänemark notwendig „seinen Stachel zu behalten“. Die Radikalen dagegen fordern, daß Dänemarks Militärwesen so einzurichten sei, daß es im Kriege überhaupt nicht gebraucht werden könne.

Wie bekannt wurde, hat sich die Majorität der Kommission für das Aufgeben der Landbefestigungen Kopenhagens, hingegen für die Verstärkung des Küstenschutzes der Insel Seeland durch Küstenbefestigungen, Minenanlagen und Torpedoverteidigung ausgesprochen, während die Minorität, darunter die Militärs, für die Beibehaltung der Landbefestigungen der Hauptstadt ist. Der vom Kriegsminister hierüber befragte Präsident des Folkethings lehnte seinerzeit die Auskunft über die Beratungen der Kommission ab. Allein schon die einfache Erwägung des Umstandes, daß die etwa 80 deutsche Meilen lange Küste Seelands nicht durch Küstenbefestigungen, Minenanlagen und Torpedos in dieser

ganzen Ausdehnung geschützt zu werden vermag, und daß die Landung eines an Flotte und Landheer weit überlegenen Gegners um so weniger zu verhindern ist, da die 10-Meter-Tiefenlinie an die Ost- und Westküste Seelands an mehreren Stellen, wie namentlich bei Stevns Klint, der Faxe- und Kjögebucht, bei Korsör, Kallundborg und Helsingör, für die wirksame Unterstützung einer Landung durch ein Geschwader nahe genug herantritt, muß zu der Erkenntnis führen, daß die dänischen Militärs Recht haben, wenn sie für das Beibehalten der Befestigungen Kopenhagens eintreten. Überdies sind diese, wie erwähnt, mit einem Aufwande von über 90 Millionen Kronen erbaut, einer für die Landesverteidigung Dänemarks schwer wieder verfügbar zu machenden Summe.

Neuerdings scheint denn auch die noch schwebende Hauptdifferenz sich darauf zu erstrecken, ob Dänemark sich im Kriegsfall auf den Schutz und die Verteidigung seiner befestigten Hauptstadt beschränken oder aber die ganze, bedeutende Insel Seeland verteidigen soll. Im letzteren Falle würde eine bedeutende Erweiterung der Kriegsflotte notwendig werden. Unter allen Umständen gilt es schon heut als sicher, daß der größte Teil des Heeres aus Jütland und Fünen nach Seeland verlegt werden wird. Auch dürfte die Zahl der Kavallerie-Regimenter vermindert, die der Artillerie-Regimenter dagegen vermehrt werden. Zwar ist die Befestigung des Haupt- und Zentralstützpunktes der dänischen Landesverteidigung, Kopenhagens, bereits seit einiger Zeit im wesentlichen vollendet, sie bedarf jedoch noch einiger unerläßlicher Verstärkungsmittel, und jedenfalls gelten die Zugangswege zur Landeshauptstadt zur See bis jetzt, mit Ausnahme des Sundes bei Kopenhagen, als unzureichend verteidigt. Es erscheint daher zurzeit von Interesse, dem Landesverteidigungssystem Dänemarks und der dasselbe bedingenden politisch militärischen Lage dieses Landes einen Blick zu widmen.

Beständig in seinem Macht- und Besitzstande mit dem Verlust des allerdings nur vorübergehenden Besitzes Schwedens und demjenigen Norwegens seit 1814 gemindert, sowie 1864 mit dem Schleswig-Holsteins und Lauenburgs, eines Drittels seines damaligen Gebiets und dessen Bevölkerung beraubt, sieht sich Dänemark heute unabänderlich in die Reihe der kleinsten Mächte verwiesen, und vermag bei einer Bevölkerung von etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen (Zählung von 1901), ausschließlich der der Nebenländer und auswärtigen Inseln, und einem Gesamtbudget von $79\frac{1}{2}$ Millionen Mark, nicht daran zu denken, je wieder Expansionsbestrebungen gegenüber den inzwischen gewaltig erstarkten Mächten des Kontinents, gegen die es früher nicht selten Kriege führte, oder selbst gegen den ebenfalls mehr

erstarkten östlichen Nachbarn ins Auge zu fassen. Seine Politik ist daher ausgesprochen auf die Innehaltung der striktesten Neutralität bei europäischen Händeln gerichtet, und die seines Königshauses war mit Erfolg bemüht, sich durch Eheschließungen mächtige verwandtschaftliche Verbindungen mit seinen gewaltigen, entfernteren Nachbarn, Rußland und England, zu sichern. Immerhin ist es zu der von manchen in Dänemark erstrebten formellen Neutralitätserklärung des Landes und dem Nachsuchen der Anerkennung und Garantierung derselben durch die Mächte noch nicht gekommen, und zwar, da die Regierung erklärte: „um nicht der Gefahr internationaler Verpflichtungen zu unterliegen, die es unter Umständen nicht ermöglichen würden, die eigenen Interessen wahrzunehmen, ohne den Neutralitätsvertrag zu brechen".

Allein wenn auch die Neutralität Dänemarks anerkannt würde und die Mächte diese etwa wie diejenige Belgiens und der Schweiz garantierten, so würde doch Dänemark ebensowenig wie diese der Aufrechterhaltung und Ausgestaltung seines Landesverteidigungssystems enthoben sein. Dessen ist man sich, und namentlich in den Regierungskreisen Dänemarks, auch wohl bewußt, und auf diese gebotene Ausgestaltung zielte sowohl die trotz jahrelanger Kämpfe mit der Volksvertretung von der Regierung durchgeführte Befestigung Kopenhagens und zielen nunmehr die Beratungen der Landesverteidigungskommission ab.

Man ging bei der bisherigen Gestaltung des Landesverteidigungssystems von der richtigen Annahme aus, daß beim Angriff eines übermächtigen Gegners auf das Inselreich die Streitkräfte desselben dieser Übermacht gegenüber auf Seeland, dem mit der Hauptstadt Kopenhagen wichtigsten Teil des Landes, zu konzentrieren seien, um unter möglichster Mitwirkung der Flotte die Küsten der Insel zu schützen, und nach der nicht zu verhindernden Landung des Gegners dessen Vordringen gegen die Landeshauptstadt aufzuhalten, und diese so lange zu verteidigen, bis die diplomatische oder bewaffnete Intervention einer oder mehrerer befreundeter Mächte Hilfe und Unterstützung bringe.

Zu diesem Zweck wurde Kopenhagen zu einem großen verschanzten Lager von etwa 4 Quadratmeilen Flächenraum ausgestaltet, im Westen auf der Landfront mit einem mächtigen auf durchschnittlich 6 Kilometer vorgeschobenen, fast 2 Meilen langen, zusammenhängenden Ringwall, von annähernd polygonalem Tracée, nebst Kasematten und Kaponièren versehen, auf der Nordfront aber mit einem doppelten Gürtel von zum Teil von Panzertürmen verteidigten Werken und mit der Vorbereitung von Inundationen ausgestaltet, und auf der Seefront ein neues, weit vorgelagertes

modernes Werk, das Middelgrundfort, im Meere erbaut, und die alten 4 Inselforts neu ausgestaltet und armiert, sowie Batterien an der Küste Seelands und der der Halbinsel Amager angelegt. Derart ausgestattet hält man Kopenhagen gegen die Überwältigung durch ein Bombardement für genügend geschützt, obgleich dasselbe auf der Seefront zwar nachdrücklich bekämpft, jedoch nicht ausreichend gehindert zu werden vermag. Die Seebefestigungen bestehen heute, wie wir uns im vorigen Sommer durch den Augenschein überzeugten, aus einer inneren und einer äußeren Reihe von Forts. Zur inneren Reihe gehören das Kalkbrenderifort, Trekroner, Lynetten, Mellemfort und Pröveſten. Sie haben sämtlich den Fehler, zu dicht an der Stadt zu liegen. Die äußere Fortsreihe enthält, von Norden angefangen, die Hvidörebatterie, das Charlottenlundfort, das Middelgrundfort und das Kastrupfort auf Amager. Von diesen liegen die drei erstgenannten an der Küste, das Middelgrundfort dagegen weit vorgeschoben im Sunde. Das Middelgrundfort ist ein völlig modernes Festungswerk und jedenfalls ein sehr wirksamer Schutz Kopenhagens auf der Seeseite. Es entstand in den Jahren 1890 bis 1894, wurde auf dem Meeresboden auf einer künstlichen Sandauffüllung hergestellt, und enthält bei 5eckigem Tracée fünf Feuerfronten, so daß es den Sund ringsherum bestreicht. Um seine Insel liegt ein Wellenbrecher, und zwischen diesem und vier Seiten des Forts befindet sich ein Wassergraben, der sich auf der fünften Seite zu einem Hafen von 7 Meter Tiefe erweitert. Die Armierung besteht aus 30,5-Zentimeter- und 17-Zentimeter-Geschützen, sowie Schnellfeuergeschützen verschiedenen Kalibers, die sämtlich hinter einer Brustwehr aus Beton, Granit und Erde über Bank feuern. Die Hvidörebatterie, 1892 gebaut, besteht nur aus einem Wall und enthält 17-Zentimeter-Geschütze. Im Charlottenlundfort, das in den 80er Jahren gebaut wurde, stehen 35,5-Zentimeter- und 15-Zentimeter-Geschütze, sowie Schnellfeuergeschütze und Mitrailleusen, und ähnlich ist auch das Kastrupfort, das ebenfalls aus den 80er Jahren stammt, ausgerüstet. Auch die Forts der inneren Befestigungslinie sind stark armiert, z. B. das Kalkbränderifort und das Mellemfort mit 35,5-Zentimeter-Geschützen. Die meisten Forts und Batterien sind mit elektrischen Scheinwerfern versehen. Indessen würden die Kopenhagener Seebefestigungen mit ihren niedrigen Standplätzen für die Geschütze und ihrer ausgedehnten kreisförmigen Verteidigungslinie doch keinen ausreichenden Schutz für die Stadt bilden, wenn nicht zahlreiche Minensperren vorhanden wären, die allmählich einen Hauptbestandteil der Verteidigung der Hauptstadt auf der Seeseite zu bilden beginnen. Die Hauptstadt aber ist bestimmt, im Kriegsfall recht-

zeitig gehörig approvisioniert, die gesamten Streitkräfte Dänemarks, etwa 62000 Mann und einen starken Teil der etwa 100000 Mann ausgebildeter Reserven — es sind 16 Jahrgänge zu rund je 7100 Mann verfügbar, wovon die Abgänge abzurechnen sind, — außer ihrer Bevölkerung aufzunehmen und durch ihre Befestigung zu beschirmen, und hier soll von der gesamten Wehrmacht des Landes der Kampf um die Existenz und Unabhängigkeit desselben geführt werden.

Dieser Gedanke ist strategisch vollkommen richtig. Denn Kopenhagen hat nicht nur als Sitz der Regierung, der höchsten Zivil- und Militärbehörden, und als Hauptzentrum des Nationalwohlstandes, sowie als erster Kriegs- und Handelshafen Dänemarks und die Heimat von ⅕ seiner Bewohner, für das Inselreich die größte Bedeutung, sondern auch eine hohe strategische für diejenigen Mächte, die nicht im Besitz des Nordostseekanals in einem Kriege gegeneinander auf die Benutzung des Wasserweges zwischen Ost- und Nordsee durch den Sund und die Belte angewiesen sind und für deren Flottenoperationen namentlich die Gewinnung einer gesicherten, mit allem Erforderlichen ausgestatteten vortrefflichen Zwischenbasis, wie der Kriegshafen von Kopenhagen dieselbe bietet, von großem Wert sein würde. Denn einerseits würde z. B. ein starkes, modernes russisches Geschwader, das sich in den Besitz Kopenhagens gesetzt hat, einer englischen Schlachtflotte das Passieren des Sundes verwehren können, da der von Kopenhagen nicht beherrschte östliche Arm des Sundes nur Kriegsschiffen geringen Tiefgangs, jedoch nicht Linienschiffen die Durchfahrt gestattet, und bei gehöriger Verteidigungsvorbereitung der beiden Belte, namentlich auch durch Seeminen und die Angriffe von auf den Agersösund und Fridericia basierten Torpedofahrzeugen, würde dies auch dort eine Zeit lang möglich sein, so daß jenes englische Geschwader voraussichtlich erst nach schweren, verlustreichen Kämpfen gegen die Hauptzentren der russischen Macht in der Ostsee, Libau, Kronstadt und Petersburg vorzugehen vermöchte. Andererseits aber würde auch England ein lebhaftes Interesse daran haben, bei einem Kriege mit Rußland für seine Operationen in der Ostsee Kopenhagen mit seinen mannigfachen Hilfsquellen als Stützpunkt zu gewinnen. Von noch größerer Bedeutung aber vermöchte Kopenhagen in einem zwischen Frankreich und Deutschland allein geführten Kriege in dem Fall zu werden, daß es die Lage im Mittelmeer Frankreich etwa gestattet, seine Mittelmeerflotte in den nordischen Gewässern auftreten zu lassen, und unsere vor der Hand noch schwächere Flotte zu überwältigen, oder zum Teil in die Nordseehäfen einzuschließen, überdies aber etwa durch 30- bis 40000 Dänen unterstützt, jene Landung

in Dänemark und jene Diversion von dorther gegen Norddeutschland zu unternehmen, die 1870 französischerseis geplant, infolge mangelhafter Vorbereitung, sowie der schnellen Entscheidungen im Elsaß und an der Saar, nicht zur Durchführung kam. Wenn auch jene beiden Kriegseventualitäten bei der heutigen Dauer versprechenden friedlichen Lage auf dem Kontinent zur Zeit in weite Ferne gerückt sind, und vielleicht nie eintreten werden, so ist doch ihre Möglichkeit nicht völlig von der Hand zu weisen, und die Besorgnis Dänemarks, event. zum Schauplatz einer vorübergehenden Okkupation einer der genannten vier Mächte und selbst zum Kriegsschauplatz zu werden, erscheint daher begründet.

Wenn dieser Gefahr gegenüber die heute wie erwähnt im wesentlichen vollendete Befestigung Kopenhagens den erstrebten Zentralstützpunkt für die Verteidigung Seelands auch gewährt, so fehlen dem westlichen Ringwall der Hauptstadt jedoch, wie wir uns im jüngsten Sommer überzeugten, noch Panzertürme, und ebenso den vier alten Seeforts, und selbst, wie behauptet wird, dem modern angelegten neuen Middelgrundfort.

Der Landesverteidigungsplan Dänemarks geht nun dahin, im Kriegsfall Jütland und Fünen aufzugeben, und Jütland nur durch einige mobile Truppen, namentlich Kavallerie, unterstützt durch Reserve- und Landsturmformationen, insoweit zu verteidigen, um seine Brandschatzung durch kleine feindliche Streifkorps zu verhindern. Die übrige gesamte Armee aber soll, wie erwähnt, auf Seeland versammelt werden, und zunächst einer feindlichen Landung daselbst entgegentreten. Alle Punkte an denen dieselbe erfolgen kann, sollen genügend beobachtet und in wenigen Stunden an ihnen eine ansehnliche Macht, innerhalb 24 Stunden aber die Hauptmacht versammelt werden können. Das heutige Eisenbahnnetz, so wird angenommen, gestatte dies. Ist die Armee aber bei der Verteidigung der seeländischen Küsten überwältigt, so soll sie den Vormarsch des gelandeten Feindes auf Kopenhagen möglichst erschweren, und hierauf die Hauptstadt verteidigen, bis die Intervention mächtiger Alliierter wirksam wird. Das Gelingen dieses Planes hängt wesentlich davon ab, ob es bei Ausbruch des Krieges möglich ist, die Truppen Jütlands und Fünens usw. rechtzeitig nach Seeland zu schaffen, wozu mit Dampfergesellschaften usw. schon im Frieden Vereinbarungen getroffen sind, um dessen Verteidigung und diejenige Kopenhagens in der beabsichtigten Weise durchführen zu können.

Vier Angriffswege führen nach Seeland und Kopenhagen und zu den zwischen ihnen und Fünen und dem Festlande liegenden dänischen Gewässern. Es sind der Sund, der große und kleine Belt und der Weg durchs

Skagerak und Kattegat. Der Weg durch den Sund ist, wie bemerkt, für Kriegsschiffe großen und über mittleren Tiefgangs ausgeschlossen, da die Südschwelle seiner westlichen Südeinfahrt, der „Drogden", nur etwa 7 Meter hat. Die Vertiefung derselben bei Dragör für Handelsschiffe größten Tiefgangs auf 24 Fuß ist erst neuerdings dänischerseits beschlossen, und der seichte, durch zahlreiche Untiefen gefährliche östliche Zugang zwischen der Halbinsel Saltholm und Malmö „die Flinterinne" ist nur für kleine Kriegsschiffe geringen Tiefgangs passierbar. Man wird sich erinnern, daß die tiefgehenden Schlachtschiffe des französischen Geschwaders unter Admiral Gervais beim Besuche Kronstadts durch den großen Belt und nicht durch den Sund gingen und daß auch das Baltische Entsatzgeschwader Rußlands den Weg durch den großen Belt genommen hat. Nur Fahrzeuge von einem selbst noch geringeren Tiefgang wie der unserer Küstenpanzerschiffe (5,3 Meter), wie Panzerkanonenboote (3,3 Meter), Kanonenboote (3,7 Meter und darunter), Torpedoboote (3,2 Meter und darunter) sowie der kleinen Kreuzer würden die „Flinterinne" des Sundes zu passieren vermögen, und wenn sie dazu etwa den „Drogden", das „Holländer Diep" und „Kongens Diep" wählten, den Kampf mit den mit schweren Kalibern stark armierten Seebefestigungen Kopenhagens und der dänischen Flotte und Torpedosperren, weit schwächer armiert wie jene, und nur bei den Küstenpanzern mit einigem Panzerschutz versehen, aufnehmen müssen. Dieselben würden ferner, wenn von ihnen der Weg östlich Saltholms gewählt würde, ohne die Unterstützung durch Linienschiffe den Kampf mit der dänischen Flotte unter Zeitverlust aufnehmen müssen, sodaß der Zweck, die dänischen Truppentransporte von Jütland und Fünen usw. nach Seeland rechtzeitig zu verhindern, von ihnen nicht erreicht zu werden vermöchte.

Der Weg durch den für Kriegsschiffe größten Tiefgangs passierbaren großen Belt hat den Nachteil, durch ein gefährliches Fahrwasser mit Sandbänken und Felsklippen zu führen, das zwischen Nyborg und Korsör bei der Insel Sprogö durch im Agersösund stationierte Torpedoboote, sowie durch Seeminen und den für den Kriegsfall bei Korsör zu stationierenden Teil der dänischen Flotte und an den ersteren Punkten angelegte Strandbatterien vielleicht so lange gesperrt zu werden vermag, bis die Transporte von Jütland und Fünen nach Seeland durchgeführt sind. Dasselbe aber gilt vom kleinen Belt, der überdies bei Middelfart, wo er nur 650 Meter breit ist, eine Panzerturmbefestigung besitzt. Der vierte Weg, der von Wilhelmshaven oder der Elbmündung um Kap Skagen führt, kommt bei einer Kurslänge von etwa 850 Kilo-

meter und einer etwa 28 stündigen Fahrt mit 16 Knoten für eine rechtzeitige Störung der vorbereiteten Truppentransporte nach Seeland kaum in Betracht. Somit stellt sich der Weg durch den großen Belt für die Linienschiffe und großen Kreuzer eines südlichen Angreifers, unter Überwältigung des dortigen Widerstandes, als der angezeigteste zur Störung der Truppentransporte und für den Angriff auf Kopenhagen dar.

In Anbetracht dieser Sachlage geht das Bestreben der dänischen Landesverteidigung dahin, die Verhinderung und Störung der Truppentransporte von Jütland und Fünen nach Seeland, die mit der Mobilmachung sofort beginnen, möglichst zu erschweren, und zugleich das Erscheinen der Linienschiffe eines südlichen Angreifers vor Kopenhagen auf dem kürzesten Wege durch die beiden Belte möglichst zu verzögern. Damit dies jedoch zu geschehen vermag, ist schon seit längerer Zeit die Ausgestaltung der vorhandenen veralteten Befestigungen am großen Belt bei Korsör und Nyborg, sowie die Anlage von Befestigungen auf der Insel Sprogö und bei Kallundborg geplant, und die Einrichtung maritimer Anlagen und einer Torpedostation am Agersösund und einer kleinen Marinestation bei Korsör. Der große Belt ist zwischen Knudshoved bei Nyborg und Revshus, der Westspitze Seelands bei Korsör, nur 17 Kilometer breit, so daß hier und auf der dazwischen liegenden Insel Sprogö angelegte starke Batterien nebst See-Minen selbst einem mächtigen Geschwader einige Zeit Widerstand zu leisten vermöchten. Derselbe fände überdies durch Angriffe der im benachbarten Agersösund zu stationierenden Torpedoboote eine wirksame Unterstützung. Den kleinen Belt aber scheint man durch die Panzerturmbefestigung bei Middelfart und dort vorbereitete Minensperren für genügend gesichert zu halten, wenigstens verlautet von einer Verstärkung seiner Sperrbefestigung bis jetzt nichts.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß dänischerseits zur Beherrschung der nur etwa 4 Kilometer breiten nördlichen Einfahrt des Sundes bei Kronborg nichts durch Anlage starker Batterien und einiger Panzertürme geschehen ist. Denn bei der Treffsicherheit der heutigen schweren Geschütze würde hier die Durchfahrt eines zum Angriff auf Kopenhagen von Norden vorgehenden Geschwaders und dessen rückwärtige Verbindung ganz anders erschwert werden können, wie zur Zeit der glatten Geschütze die Durchfahrt der englischen Flotte zu den Bombardements von Kopenhagen 1801 und 1807, die mit der Wegnahme der gesamten dänischen Flotte von 18 Linienschiffen, 17 Fregatten, 8 Briggs und 35 kleineren Kriegsschiffen endeten, und der dänischen Seemacht den Todesstoß versetzten, den dänischen Handel für lange Zeit vernichteten. Zwar

bestehen die Befestigungen Kronborgs mit ihren Wällen, Gräben, Bastionen und Kasematten noch heut; allein sie sind veraltet, schlecht unterhalten, und nur eine Salutbatterie von 18 Geschützen ist auf „Hamlets Terrasse“ auf den Wällen aufgepflanzt. Allerdings soll die Anlage einer modernen Batterie bei Kronborg geplant sein. Allein wenn keine sehr starken Befestigungsanlagen hier am Sunde errichtet werden, so ist seine Verteidigung durch das Feuer eines mächtigen Geschwaders bald zu überwältigen. Durch Torpedosperren ist jedoch der Sund bei seiner beträchtlichen Fahrwasserbreite, und dem Anteil der schwedischen Gewässer an der Meerenge nicht abzuschließen.

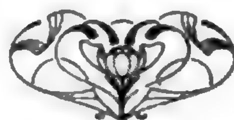
Der nördliche Seeweg nach Kopenhagen steht daher zurzeit jedem feindlichen Geschwader offen, so daß die vorhandene bezw. beabsichtigte zeitweise Sperrung der beiden Belte event. nur die Durchführung der Truppentransporte von Jütland und Fünen nach Seeland gegen Süden zu sichern vermag. Ob etwa Küstenpanzerschiffe von dem Tiefgang von 5,3 Meter der unsrigen den östlichen unverteidigten Teil des Sundes, die „Flinterinne“, bei deren seichtem und schwierigem Fahrwasser zu passieren vermögen, erscheint, wie erwähnt, fraglich. Jedoch dürften dieselben, selbst unterstützt von Panzerkanonenbooten, Torpedobooten und kleinen Kreuzern, gegenüber den stark mit schwersten Geschützen armierten Kopenhagener Seeforts und Strandbatterien, und der immerhin 1 (zwar veraltetes) Linienschiff von 5450 Tonnen und 5 Küstenpanzerschiffe von zusammen 18100 Tonnen, 3 Panzerbatterien von zusammen 6590 Tonnen, 5 Kreuzer, 6 Kanonenboote und 25 Torpedoboote und 2 Torpedodampfer zählenden dänischen Flotte, als für eine erfolgreiche Beschießung Kopenhagens unzureichend gelten. Noch mehr aber wird dies der Fall sein, wenn die dänischerseits beabsichtigte Verstärkung der sehr zurückgebliebenen Flotte durchgeführt wird.

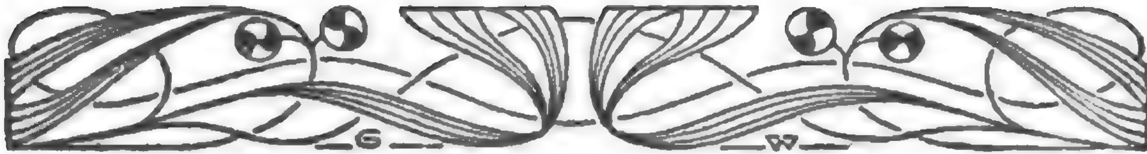
Was die Landung einer überlegenen Flotte auf Seeland betrifft, so wird dieselbe sowohl durch die Küsten- und Fahrwasserbeschaffenheit des Sundes im Norden Kopenhagens, wie auch im Süden der Hauptstadt, am Nordostsaume der Faxebucht, und bei Stevns Klint begünstigt, weniger aber in der Kopenhagen nahe gelegenen Kjögebucht, in der die 10-Meter-Tieflinie vielfach dreiviertel Meilen von der Küste abbleibt. Sie findet jedoch an beiden Küstenstellen Bahnverbindung für das Belagerungsmaterial nach der Hauptstadt.

Zwar vermögen die Linienschiffe eines Angreifers von der Nordsee her, wie erwähnt, ungehindert durch den nördlichen Teil des Sundes zu gehen, und von Kiel aus in 6 Stunden mit 16 Knoten am großen Belt,

und nach Überwältigung des dortigen Widerstandes, in etwa $7\frac{1}{2}$ Stunden vor Kopenhagen zu erscheinen, und die Verteidigungsvorkehrungen Dänemarks bedürfen daher einer großen Bereitschaft. Allein von der Wirkung des nur von der Seefront her möglichen und dort nicht genügend zu verhindernden Bombardements der Hauptstadt hat man sich, wenn diese energisch verteidigt wird, keinen entscheidenden Erfolg zu versprechen, so daß ein Angreifer Dänemarks zum Angriff der Landfront Kopenhagens, die, weit vorgeschoben, die Hauptstadt vor einem Bombardement vom Lande her sichert, oder zur Landung auf der Halbinsel Amager genötigt sein wird. Dieselbe ist nur auf der Ostfront durch Batterien und Werke verteidigt, auf der Südfront sind jedoch einige Werke nur projektiert, und sie bildet daher um so mehr eine schwache Stelle im Verteidigungsgürtel Kopenhagens, als die Umwallung seines östlichen Stadtteils, Christianshaven, eine zwar in früherer Zeit starke, jedoch heute völlig veraltete und isolierte Anlage ist, deren Schutz nur in einigen erst für den Kriegsfall projektierten, vorgeschobenen Werken besteht, so daß auch hier eine Ausgestaltung des Befestigungssystems beabsichtigt sein dürfte.

Bei dieser Gesamtlage der die Landesverteidigung Dänemarks betreffenden Verhältnisse und dessen geringer Wehrmacht erscheint die Pflege freundlicher Beziehungen zu den ihm benachbarten mächtigen Staaten für das kleine Land ganz besonders geboten. Und wenn auch die Ausgestaltung seines Landesverteidigungssystems in der angedeuteten Weise durchgeführt sein wird, wird doch der Hauptschutz Dänemarks nicht sowohl in seiner Wehrmacht und seinen Befestigungen, sondern vielmehr in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Herrscherhäusern Englands und Rußlands bestehen, da überdies diese beiden Mächte nicht dulden können, daß sich eine andere Macht in den Besitz des den Seeweg zwischen Ost- und Nordsee sperrenden Inselreichs setzt. Immerhin aber vermag sich die Verteidigung der starken Lagerfestung Kopenhagen, nach erfolgter Ausgestaltung des Landesbefestigungssystems, so lange hinzuziehen, daß sie ihren Zweck, Zeit für die Intervention befreundeter Mächte zu Gunsten Dänemarks zu gewinnen, erfüllt, und daß somit die befestigte Hauptstadt heut und in Zukunft den Hort und das starke Bollwerk Dänemarks bildet.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Oktober 1904.

Nach einer langen Reihe von Mißerfolgen hat Rußland die ersten partiellen Erfolge in seinem Ringen mit Japan um die Vorherrschaft am Stillen Ozean aufzuweisen. Aber bisher bedeutet das kaum mehr als einen Augenblick des Vorteils auf dem Schlachtfelde, der vielleicht schon durch spätere Erfolge der Japaner wett gemacht sein wird, wenn diese Zeilen dem Leser zu Augen kommen. Bisher ist es seit Beginn des Krieges immer das gleiche Bild: ein stetes Vorrücken der Japaner und nach heftigem Ringen ein Zurückwerfen der Russen. So sind die Japaner vom Jalu bis wenige Kilometer von den Toren Mukdens gelangt, und wenn sie nicht freiwillig stehen bleiben, ist wenig Aussicht für die Russen, daß sie ihre Winterquartiere in der alten Gräberstadt der Mandschu-Dynastie werden nehmen können. Täuscht nicht alles, so werden sie nach Charbin zurück müssen. Ob eine Winterkampagne bevorsteht oder eine durch die Härte des mandschurischen Winters erzwungene Waffenruhe, ist schwer vorauszusehen; für sicher kann nur das eine gelten, daß die Schlacht am Schaho keine endgültige Entscheidung bringen kann und daß der ersten Kampagne eine zweite wird folgen müssen.

Aber einige Betrachtungen von allgemeiner Bedeutung ergeben sich wohl schon jetzt aus diesem Riesenkriege, der weniger durch die Zahl der Kämpfenden, als durch die Schwierigkeiten, die räumlich, speziell von den Russen, überwunden werden mußten, eine fast einzigartige Bedeutung beanspruchen kann. Im letzten deutsch-französischen Kriege sind von beiden Teilen weit größere Massen aufgeboten, aber weit geringere Entfernungen bewältigt worden. Trotzdem dürften schon jetzt die Verluste der Japaner wie der Russen größere sein, als die der Gegner von 1870/71, und ohne Zweifel trägt der Krieg heute einen weit weniger humanen Charakter als damals. Wenn man von der Technik, welche alle modernen Waffen vervollkommnet hat, erwartete, daß sie zu rascheren und eben deshalb unblutigeren Entscheidungen gelangen werde, so ist das ein Irrtum gewesen; schon der Burenkrieg hat das bewiesen. Wohl aber läßt sich sagen, daß der Krieg brutalisiert worden ist. Die Mine in der Feldschlacht als neue und unheimliche Waffe, die Wolfsgruben und Stacheldräte und was sonst, zumal von russischer Seite, in Anwendung gebracht wurde, um den Vormarsch des Feindes aufzuhalten, die betäubenden Gase des modernen Pulvers mit seinen furchtbaren Sprengwirkungen, die ungeheuren Entfernungen, von denen aus ein unsichtbarer

Feind seine Aktion beginnen konnte, das alles ist so nicht dagewesen. Auch für den Kampf um Port Arthur mit seiner Kombination von Land- und Seekrieg läßt sich ein gleich blutiges Analogon nur finden, wenn man zurückgreift bis zu den Tagen, da Karthago dem Hasse der Römer unterlag. Aber damals war es ein Kampf auf Leben und Tod; nicht nur zwei Rassen, sondern auch zwei grundverschiedene Kulturen standen einander gegenüber, dazu ein alter tief gewurzelter Haß, der aus der Überzeugung entsprang, daß des einen Leben der Tod des anderen sei.

Von alledem kann, so sonderbar die Behauptung klingen mag, in dem russisch-japanischen Kriege nicht die Rede sein. Ein Kampf auf Leben und Tod ist es schon deshalb nicht, weil kein Teil die Möglichkeit hat, dem anderen den Lebensnerv zu durchschneiden. Schon daß dieser Krieg auf fremdem Boden geführt wird, zeigt das an. Rußland kann nicht japanisches Gebiet erobern, und Japan wird sich wohl hüten, russisches Land zu nehmen, dessen Erwerbung ja zur Folge haben müßte, daß dem Gegner alle Zeit ein Ziel zu neuem Angriff gewiesen würde. Wir halten es aus diesem Grunde keineswegs für undenkbar, daß Japan sich bei einem heute offenbar noch fern liegenden Friedensschlusse bereit finden könnte, die Werke eines bereits eroberten Port Arthur zu schleifen und die offene Stadt den Chinesen zurückzugeben, ganz wie die Rückgabe der Mandschurei an China für Rußland die Friedensleistung sein wird. Denn Japan kämpft um den vorwiegenden Einfluß in Korea, und die Jalu-Konzession mit allem was für Rußland daran und darum hängt, war daher der eigentliche Anlaß zum Kriege. Darüber wird, sobald einmal die inneren Zusammenhänge der russisch-japanischen Beziehungen bekannt sein werden, gewiß keinerlei Zweifel bestehen.

Der Ehrgeiz Japans ist seit unvordenklichen Zeiten auf Korea gerichtet, und als Feind erschien ihm jeder, der auf diesem Boden Macht oder Einfluß zu erringen bestrebt war. Der japanisch-chinesische Krieg, der als Wurzel aller späteren Entwicklungen auf ostasiatischem Boden betrachtet werden muß, ist um Korea geführt worden, ein Vorspiel des jetzigen Krieges und im Hinblick auf die besonderen Eigenschaften der japanischen Rasse darf man wohl sagen, daß nur die Sicherung des japanischen Einflusses auf Korea den Frieden bringen kann.

Einen Rassenkampf aber bedeutet dieser Krieg nicht. Ist es doch nicht so lange her, seit der Fürst Uchtomski den Nachweis zu bringen suchte, daß Chinesen und Japaner die nächsten Verwandten der Russen seien; er konnte dabei auf sich selbst als auf einen Nachkommen mongolischer Ahnen hinweisen, und dasselbe gilt von einer langen Reihe russischer Magnaten, den Saburow, Urussouw, Godunow, Rostoptschin und vielen anderen. Das russische Volk aber kennt keinen Rassenhaß; wo er wie bei den Judenhetzen zum Ausdruck zu kommen scheint, sind es mehr religiöse und wirtschaftliche Interessen als Rasseninstinkte, die den Anstoß geben; der gelbe Mann ist ihm ein Gegenstand der Neugier, dem es mit einem Bewußtsein naiver Überlegenheit gegenübersteht, nicht mit Haß. Das schließt freilich nicht aus, daß wo, wie einst in Blagoweschtschensk, die „Obrigkeit" einen Massen-

mord an den Gelben anordnete, er höchst gewissenhaft, ohne jedes menschliche Erbarmen ausgeführt wurde. Denn in der Seele des gemeinen Mannes in Rußland ruhen weiche Menschlichkeit und Bestialität hart nebeneinander.

Ebensowenig kann von einem Rassenhaß der Japaner gegen die Europäer und ihre asiatische Avantgarde die Rede sein. Sie sind vielmehr bestrebt, ihnen gleich zu werden, und sich nicht nur ihr Wissen, sondern, so weit die Natur das gestattet, ihr Wesen anzueignen. Aber der Krieg mit seinen berauschenden Erfolgen hat in allerhöchstem Grade den Rassenehrgeiz wachgerufen, und das schon seit Jahren von einzelnen japanischen Literaten und Staatsmännern ausgegebene Losungswort: Führung der gelben Rasse zu europäischer Machtkultur! und das andere Schlagwort: Asien für die Asiaten! kann heute als Gemeingut aller Japaner bezeichnet werden.

Nun ist die Wirkung, welche dieses Schlagwort gehabt hat, vielleicht die bedeutsamste Folge, die von dem russisch-japanischen Kriege erwartet werden muß. Nicht nur China, in dem intelligentesten Teil seiner Staatsmänner, ist nicht abgeneigt, jene japanische Führung hinzunehmen (vielleicht mit dem Hintergedanken, den gefährlichen Lehrmeister zu entlassen, sobald er nichts neues mehr zu lehren hat), sondern auch die Völker Hinterindiens, speziell — zur großen Beunruhigung Frankreichs — Siam, und, wie neuerdings wahrscheinlich wird, auch die malaiischen Völkerschaften, bis nach Java hinein. Sie suchen den Starken, der ihnen helfen könnte, und rütteln an den goldenen oder eisernen Ketten, mit denen die überlegene Klugheit Europas sie gefesselt hält. Und diese Bewegung trägt allerdings einen Rassencharakter.

Nebenher aber hat merkwürdigerweise der Islam einen gewaltigen Anstoß durch die Erfolge Japans erhalten. Nicht nur bei den 70 Millionen Muselmännern, die in China leben, sondern allüberall, wo der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft, wenden sich die Sympathien den Japanern zu.

Das gilt von Indien, wie von Java, wo heute 25 Millionen Moslemin leben, von der Türkei in Asien und Europa, wie von Ägyptern und Marokkanern: eine aufsteigende Gewitterwolke, von der sich nicht vorhersehen läßt, wo und wann sie sich entladen wird! Im Hinblick der hier für die Zukunft drohenden Gefahren scheint uns das grause Drama, das sich vor Port Arthur und auf den Schlachtfeldern der Mandschurei abspielt, gleichsam als ein blutiges Vorspiel, und gewiß ist es ein Lebensinteresse aller christlichen Nationen, zu verhindern, daß jenes Nachspiel, das man fürchten muß, zur Wirklichkeit werde.

Eine weitere schon jetzt zu Tage tretende Folge des russisch-japanischen Krieges ist die Stärkung der englischen Position in Süd- und Westasien.

Der glänzend geführte Feldzug der Engländer nach Tibet hinein ist von Erfolgen gekrönt worden, die, wie wahrscheinlich ist, dem englischen Einfluß ein dauerndes Übergewicht sichern. Der Protest Chinas hat vorläufig wenig zu bedeuten. Wenn England genötigt werden sollte, einen neuen Feldzug nach L'Hassa zu unternehmen, kann das nur zu einer weiteren Festlegung und Aus-

dehnung seiner Einflußsphäre dienen. Jetzt hat Younghusband noch rechtzeitig seine Truppen, wenn auch nicht ohne Opfer, vor Einbruch der schlimmsten Jahreszeit zurückgezogen. Der Vertrag, den er heimgebracht hat, ist zwar im Wortlaut nicht bekannt, aber man kann mit Sicherheit annehmen, daß er ebenso klug abgefaßt ist, wie alle englischen Verträge mit anderen Nationen. Die Handhabe zu neuem Eingreifen wird sich finden, sobald es im Interesse Englands liegt, und abgesehen von Rußland, wird wohl keine der europäischen Nationen englische Erfolge mißgünstigen Auges ansehen. Es ist ein großes Kulturwerk, das sich vorbereitet, bei dem ganz wie in Indien und Ägypten an England die Idee des Fortschrittes und der Menschlichkeit hängt. Freilich ist dabei das Werk als Ganzes zu betrachten. Sobald man es in Einzeltaten zerpflückt, geht der Nimbus verloren, aber mit ihm auch die Billigkeit und Gerechtigkeit in der Beurteilung.

Wesentlich gestiegen ist auch der englische Einfluß in Afghanistan, und das wird von russischer Seite als eine Gefahr empfunden, so daß noch kürzlich die Moskowskija Wjedomosti mit einem indischen Feldzug als notwendige Antwort drohten. Daran ist natürlich heute weniger zu denken als je vorher. Wohl aber steht Rußland nach Beendigung der Eisenbahnlinie Orenburg-Taschkent an den afghanischen Grenzen in außerordentlich starker Aufstellung, und wir haben nicht gehört, daß auch nur eine Kompagnie dieser Truppen dem General Kuropatkin zugegangen sei. Vielleicht richtet sich die militärische Aufstellung Rußlands in Transkaspien und Turkestan aber ebenso gegen den steigenden Einfluß Englands in Persien. Wir erinnern uns, wie meisterhaft Rußland die Lähmung Englands durch den Burenkrieg benutzte, um seinen Einfluß zum vorherrschenden in Persien zu machen. Seit Beginn des Konflikts zwischen Rußland und Japan, ja schon seit Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses ist nun der Vizekönig Lord Curzon bemüht gewesen, den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Namentlich am Golf von Persien wehrte er eifersüchtig jede Möglichkeit eines aufkeimenden fremden Einflusses ab. Dann folgte die systematische Zurückdrängung des russischen Einflusses aus dem Iran, neuerdings die Einsetzung eines englischen Konsulats in Kirmanshah, wobei ein so hervorragender Offizier der indischen Armee wie Kapitän Gough zum Konsul bestellt wurde, endlich der Versuch, die Inseln Abu Mussa und Taub in englischen Besitz zu bringen. Die Verhandlungen, die über diese letztere Frage schweben, scheinen schon jetzt eine den Engländern günstige Wendung zu nehmen, so daß sich in Summa ihnen wohl das Zeugnis geben läßt, daß sie die Gunst der Zeit gut zu nützen verstanden haben.

Welches die Rückwirkung des Krieges auf die inneren Verhältnisse Rußlands sein wird, läßt sich nur unter dem Vorbehalt sagen, daß was heute Wirklichkeit ist, sich morgen leicht in das Gegenteil umsetzen kann. Zunächst steht fest, daß nach der Ermordung Plehwes ein heftiger Kampf der Parteien stattfand, um den Zaren für ihren Kandidaten zu gewinnen. In diesem Kampfe ist der Oberprokureur des hlg. Synod, Pobedonoszew unterlegen. Die Ernennung Swjätopolk Mirskis zum Minister des Innern, und die Versetzung der früheren

Gehilfen Plehwes in den Reichsrat, was stets einem Ausscheiden aus der Sphäre der Einflußreichen gleichkommt, bedeutet einen entschiedenen Schritt von rechts nach links, aus dem reaktionären in das liberale Lager. Die zahlreichen Reden und Mitteilungen des Ministers, sowie seine ersten Handlungen, namentlich die Übertragung der gesamten Polizei auf einen Ministergehilfen, während Plehwe sich die hohe Polizei vorbehalten hatte, bestätigen diesen Eindruck. Aber es läßt sich mit Sicherheit sagen, daß auch ein liberaler Minister des Innern den auf eine Konstitution gerichteten Wünschen der öffentlichen Meinung nicht entsprechen wird. Und damit dürfte er, so wie die Dinge liegen, recht haben. Das wesentliche ist, daß man den bestehenden Selbstverwaltungsorganen, Gouvernements- und Kreislandschaftsversammlungen (den semstwo's) gestattet, unbehindert zu funktionieren und daß den fast unbeschränkten Machtvollkommenheiten der Gouverneure und Generalgouverneure eine Grenze gesetzt wird, oder anders formuliert, daß fortan Gesetz und Recht und nicht Willkür herrschen soll. Aber das ist in Rußland, wo jedermann es natürlich findet, daß für ihn eine Ausnahme gemacht werde, schwer zu erreichen. Sjwätopolk Mirskis Gunst in der öffentlichen Meinung wird rasch sinken, sobald man sich davon überzeugen wird, daß er auch den Liberalen ein entschlossenes Nein sagen kann.

Die Geburt des Großfürsten-Thronfolgers hat nicht den Enthusiasmus hervorgerufen, den man wohl erwarten durfte. Krieg und Reform, diese beiden Fragen verschlingen heute in Rußland jedes andere Interesse, und dabei ist ohne Zweifel der Krieg in allen Kreisen unpopulär, die Reform aber der Preis, um den man der Regierung auch den unpopulären Krieg verzeihen würde.

Zum Schluß noch zwei Worte über die schwierige Lage, der wir in Südwestafrika gegenüberstehen. Es hat jetzt keinerlei Wert, über die Ursachen zu streiten, welche die Erhebung der Eingeborenen herbeigeführt haben. Im letzten Grunde waren es die großen Fehler, die England während des Burenkrieges beging, als es die Schwarzen bewaffnete. Alles übrige findet direkt oder indirekt dadurch seine Erklärung. Jedenfalls hat die jetzt erfolgte Erhebung das eine gute, daß nunmehr rein Haus gemacht werden kann. Aber mit den bisherigen Mitteln geht es gewiß nicht. Es ist ein großer schwieriger Krieg, den wir zu führen haben, und es ist fraglich, ob er mit freiwilligen Kriegern zu führen ist. Jedenfalls ist in weit höherem Grade für die Verpflegung der Truppen zu sorgen. Das Land selbst vermag sie nicht zu ernähren, und ohne ein großartig angelegtes System sofort anzustellender Bohrungen sind sie auch nicht vor Durst und allen damit verbundenen Folgen zu schützen. Es scheint undenkbar, daß nicht ohne Zögerung alles notwendige geschieht, und was wir vermögen, das glauben wir im letzten chinesischen Kriege bewiesen zu haben. Wenn je, so wird ein hoher Sinn, der auch große Opfer nicht scheut, seinen Lohn finden. Dieser Krieg muß uns für immer das große Problem der Erschließung und Besiedelung unserer aussichtsvollsten Kolonie lösen.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

18. Oktober 1904.

Im Königreich Sachsen ist wieder ein Thronwechsel eingetreten. König Georg ist zu seinen Vätern versammelt worden, nachdem es ihm nur wenig mehr als zwei Jahre vergönnt war, die Zügel der Regierung zu führen. Eine so kurze Zeitspanne ist unter heutigen Verhältnissen nicht geeignet, einer Regierung ein bestimmtes Gepräge zu geben. Die Gestalt dieses Königs, der in längerer Regierung vielleicht noch viele Herrschertugenden hätte zur Geltung bringen können, wird bei der Nachwelt wohl vorzugsweise unter dem Einfluß des Urteils fortleben, das man sich über ihn vor seiner Thronbesteigung gebildet hat. In diesem Urteil steht König Georg allerdings hinter seinem königlichen Bruder und Vorgänger Albert an Volkstümlichkeit etwas zurück; es war ihm nicht vergönnt gewesen, als Heerführer an einer Stelle zu stehen, die die Blicke des ganzen deutschen Volkes voll Dankbarkeit und Stolz auf ihn richten mußte, auch war er eine strengere, ernstere, in ihrer Tüchtigkeit weniger nach außen hervortretende Persönlichkeit. Dennoch ist die Arbeit dieses Fürstenlebens für sein Volk reich und gesegnet gewesen. Er war in erster Linie Soldat und widmete sich diesem Beruf mit einer Liebe, Sorgfalt und Hingabe ohne gleichen. Und so gebührt ihm auch ein reicher Anteil an dem Ruhm und den Erfolgen der sächsischen Armee im Feldzuge 1870/71. Seit nach der Einschließung von Metz sein Bruder den Oberbefehl über die IV. Armee übernommen hatte, stand er an der Spitze des sächsischen Armeekorps. Auch in der folgenden langen Friedenstätigkeit, als kommandierender General und als Armee-Inspekteur, erwarb er sich um die Truppen seines Landes und die ihm mitunterstellten preußischen Armeekorps reiche Verdienste. Das sichere, klare, sachlich scharf begründete Urteil ließ in ihm den ausgezeichneten Heerführer erkennen. Auch politisch stand er als Thronfolger dem Könige nicht untätig zur Seite; er hat seinen Platz in der Ersten Kammer nicht nur dem Namen nach, sondern in gewissenhafter Mitarbeit an den politischen Aufgaben ausgefüllt. Vielleicht hat manche Verkennung seines Wirkens, an der es nicht gefehlt hat, ihre Ursache in dieser Tätigkeit, die ja, solange er nicht an entscheidender Stelle über den Parteien stand, eines parteipolitischen Anstrichs nicht entbehren konnte. Hier und da hatte er auch wohl gegen das Mißtrauen zu kämpfen, das im sächsischen Volk bei aller treuen An-

hänglichkeit an die angestammte Dynastie aus dem Zwiespalt zwischen dem Bekenntnis des Fürstenhauses und dem der großen Mehrheit des Volkes entspringt. Die strenge Form, in der der König sein Bekenntnis nach außen hin zu betonen pflegte und die sich von der milderen und glücklicheren Art seines Bruders unterschied, hat anscheinend solche mißtrauischen Regungen im Volke verstärkt, obwohl der rechtliche Sinn und die Gewissenhaftigkeit des Königs bei den in der Verfassung gegebenen Garantien jede Besorgnis eigentlich hätte zerstreuen müssen. Die Krone geht nun auf einen Fürsten über, der im kräftigsten Mannesalter steht, nach menschlicher Berechnung also ein großes Feld des Wirkens noch vor sich hat; König Friedrich August III. ist noch nicht ganz 40 Jahre alt. Im ganzen deutschen Vaterlande wird man dem neuen Könige die herzlichsten Wünsche und Hoffnungen entgegenbringen.

Nicht ein Thronwechsel, aber ein Regentschaftswechsel bewegt unterdessen einen andern deutschen Bundesstaat, das Fürstentum Lippe, auf das tiefste. Am 26. September ist der bisherige Regent, Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, gestorben. Es kann hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden, welcher Streit sich an diesen Todesfall knüpft. Hier soll nur hervorgehoben werden, was an diesem Streit über die Interessen des einzelnen Staates hinaus für die Verhältnisse im Reich von Wichtigkeit ist.

Politische und juristische Fragen der verschiedensten Art sind es, die sich in den Betrachtungen über die lippische Angelegenheit recht bunt durcheinander drängen. Man wird gut tun, sie möglichst auseinanderzuwirren. Da ist zunächst die juristische Seite der Sache. Auch hierbei muß man scharf zu unterscheiden suchen, was Rechtens und was aus politischen Gründen wünschenswert ist. Bei der Untersuchung der Frage, was Rechtens ist, kann es sich nur um geltendes Recht handeln. Dies zu bestimmen und zu entscheiden, kann aber nicht Sache der öffentlichen Meinung sein. Das muß vielmehr ganz und gar in die Hand von Fachleuten und Autoritäten gelegt werden, und auch sie können die Sache nur fördern und zum guten Ende führen, wenn sie die Ermächtigung dazu besitzen, d. h. wenn sie Mitglieder des gesetzmäßig bestellten Gerichtshofs sind, der darüber zu befinden hat. Was die öffentliche Meinung dabei interessiert, ist nur eine gewisse Garantie für die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit des Gerichtshofs. Ein großer Teil der Erregung, die vor Jahren durch die lippische Streitfrage hervorgerufen wurde, hatte ihre Ursache in dem mehrfach erzeugten Eindruck, als solle der Streit nicht durch einen Richterspruch, sondern durch politische Machteinflüsse zum Austrag gebracht werden. Diese Gefahr, wenn sie jemals bestanden hat, ist längst beseitigt. Woher nun diesmal die Erregung über den Rechtsstreit, der ja doch im Grunde eine Familiensache ist?

Die Ursache davon ist wohl, daß die geltenden Rechtssätze auf diesem Gebiet zum Teil in scharfem Widerspruch zu den Anschauungen und Bedürfnissen unserer Zeit stehen. Das kann natürlich auf die Entscheidung der vorliegenden Frage keinen Einfluß haben. Auch würde eine Änderung der Bestimmungen

des Privatfürstenrechts aus mannigfachen Gründen geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Trotz der offenkundigen Zwecklosigkeit ihrer Bemühungen jedoch ergehen sich zahllose öffentliche Erörterungen mit einer wahren Wollust in der Besprechung gerade dieser Widersprüche zwischen den Auffassungen des Privatfürstenrechts und denen der öffentlichen Meinung. Weshalb? Die Beantwortung dieser Frage scheint mir einer der allgemein wichtigen Punkte zu sein, auf die man in diesem Streit den Finger legen muß.

Der Begriff der Ebenbürtigkeit scheint nicht mehr in unsere Zeit hineinzugehören. Solange freilich trotz aller sonstigen Standesgleichheit der Anspruch auf die höchste Stelle im Staat lediglich durch Geburtsrecht erworben wird, — und hoffentlich bleibt das so, — wird allgemein zugegeben werden müssen, daß schon aus rein praktischen Gründen die Mitglieder der landesfürstlichen Familien bei der Auswahl ihrer Gemahlinnen gewisse soziale Rücksichten zu nehmen haben. Aber zwischen dem Wegräumen aller Schranken und dem Festhalten an gewissen, heute nur noch für Gelehrte und Spezialisten verständlichen Formeln gibt es zahlreiche Zwischenstufen. Die heutige Welt weiß noch immer eine durch Rang und Verdienste gestützte gesellschaftliche Stellung zu schätzen, aber man kann ihr nicht zumuten, daß sie z. B. mit den historischen Begriffen von „hohem“ und „niederem“ Adel noch einen Sinn verbindet, wenigstens nicht soweit, daß sie die Nachwirkung dieses Unterschieds noch auf die Nachkommenschaft in der dritten und vierten Generation versteht. Andrerseits ist historisches Wissen gerade genug verbreitet, um die dunkeln Flecken in den Ahnentafeln der meisten europäischen Fürstenhäuser nicht unbekannt bleiben zu lassen. Und wenn es jemand von Hause aus nicht weiß, so bieten Erörterungen wie die der lippischen Frage den heutigen Zeitungen willkommene Gelegenheit, ihre Leserschaft bis in die Gesindestuben darüber aufzuklären. Solche Artikel schießen in diesen Zeiten wie Pilze aus der Erde; denn viele empfinden dabei den doppelten Kitzel, mit besonderen genealogischen Kenntnissen aufwarten und zugleich den Mächtigen dieser Erde etwas Unangenehmes sagen zu können. Und daraus läßt sich erkennen, daß die erregten Betrachtungen über das Unzeitgemäße und Widersinnige in dem geltenden Privatfürstenrecht nicht darauf gemünzt sind, monarchistische Gesinnungen zu fördern. Darin ist eine Lehre enthalten, die hoffentlich nicht unbeachtet bleibt, denn Streitfälle, wie die in Lippe, lassen sich auch unter Beibehaltung der gegenwärtigen fürstlichen Hausgesetze verhüten, wenn nur rechtzeitig die geeigneten Wege eingeschlagen werden. Die Dynastien haben heute ein direktes Verhältnis zum Volk und eine feste, rechtliche Grundlage gewonnen; es gehört nicht mehr zu den Bedingungen ihres Bestandes, daß sie allerlei Ballast aus der Zeit des Übergangs vom Feudalstaat zum modernen Staat mit sich herumschleppen. Man wird es verstehen, daß die regierenden und standesherrlichen Familien, die heute in Deutschland die einzigen von Geburtswegen Privilegierten und dadurch genügend über alle übrigen Angehörigen des Volks emporgehoben sind, ihren Kreis auch bei der Eheschließung möglichst abgrenzen. Es wird aber immer möglich sein, durch recht-

zeitige Auseinandersetzungen übergroße Engherzigkeiten in der Anerkennung von Ansprüchen und vor allem Unklarheiten zu vermeiden. Damit dient der heutige Fürstenstand seinen eigenen und den Interessen seiner Völker am besten. Denn öffentliche Erörterungen über Ebenbürtigkeitsfragen können nur dahin führen und werden auch nur zu dem Zweck so eifrig gepflogen, daß schlicht denkende Menschen zu einer geringeren Meinung von der Würde der Monarchie und der fürstlichen Stellung gelangen, weil ihnen zugemutet wird, sie sich von Voraussetzungen abhängig zu denken, die ihnen lächerlich erscheinen. Gar nicht davon zu reden, daß sie direkt auf die heikle Frage hingestoßen werden, warum denn andre Fürsten, die auch keine ebenbürtigen Vorfahren haben, unangefochten auf ihren Thronen sitzen. Hoffentlich wird, wie gesagt, die entsprechende Lehre für künftige Fälle aus dem lippischen Streit gezogen.

Die Frage ist also — wir möchten nochmals betonen — Rechtsfrage, aber sie hat eine politische Seite, die nicht etwa darin zu sehen ist, daß politische Interessen die Einsetzung einer bestimmten Linie des lippischen Hauses in die Regierung des Fürstentums wünschenswert machen, sondern in gewissen Fragen, die ganz allgemein das Verhältnis des Reichs zu den Einzelstaaten betreffen. Es ist vor allem die Frage: Hatte das Reich in Lippe einzugreifen?

An und für sich ist ja jeder selbständige Staat höchste Instanz in allen Rechtsfragen. Gegen seinen Spruch gibt es nur ein Sichfügen oder einen Appell an die Macht. Rechtsfragen, die fast immer zu Machtfragen werden, sind vor allem die Ansprüche auf die höchste Gewalt im Staat. Wenn Staatsrechtslehrer die Frage aufgeworfen haben, ob Ansprüche von Agnaten eines fürstlichen Hauses durch Akte der Gesetzgebung beseitigt werden können, und dabei teilweise zur Verneinung dieser Frage gelangt sind, so mögen diese Untersuchungen theoretisch sehr wertvoll sein und vielfach an wichtigen Stellen gewissenschärfend wirken; aber was will das alles praktisch besagen? Überall in der ganzen Welt entscheidet das Landesgesetz über Prätendentenrechte; die Bürgerkriege, mit denen manche Staaten solche Akte ihrer gesetzgebenden Gewalten haben bezahlen müssen, sind kein Beweis gegen die einfache Tatsache, daß es niemals und nirgends über den wirklichen Inhabern einer unabhängigen Staatsgewalt irgend eine irdische **Rechts**instanz gegeben hat. Davon müssen wir ausgehen.

Ist das nun aber nicht anders bei den Staaten, die Glieder des Deutschen Reichs geworden sind? Diese Staaten haben sich — ob groß oder klein, ist für die Rechtsfrage gleichgültig, — eines Teils ihrer Unabhängigkeit begeben, um gewisse Angelegenheiten gemeinsam zu ordnen und zu betreiben. Aber die von Hause aus unabhängigen Mitglieder dieses Bundes besitzen noch alle die Rechte, die nicht ausdrücklich der gemeinsamen Bundesgewalt übertragen worden sind. Was also in der Reichsverfassung nicht ausdrücklich als Reichssache bezeichnet ist, ist Landesrecht, und somit haben die Einzelstaaten auch das Recht, über Ansprüche auf ihren Thron ebenso selbständig zu entscheiden, wie jeder andere souveräne Großstaat.

Daß dieser Grundsatz auch wirklich anerkannt ist, zeigt gerade jetzt das Beispiel eines andern Bundesstaates, des Großherzogtums Oldenburg. In zwei Lesungen bereits ist im oldenburgischen Landtage das von der Regierung vorgelegte Thronfolgegesetz einstimmig angenommen und der dagegen eingelegte Protest des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein verworfen worden. Der Protest des Herzogs gründete sich darauf, daß er die Eigenschaft eines Agnaten des großherzoglichen oldenburgischen Hauses für sich in Anspruch nahm. Wenn Regierung und Landtag des Großherzogtums das nicht anerkannt haben und einfach darüber hinweggegangen sind, so haben sie dasselbe getan, was Lippe tun wollte. Das Reich hat nicht dagegen Einspruch erhoben, weil es das gar nicht konnte und durfte.

Nur Artikel 76 der Reichsverfassung spricht von einem Eingreifen der Reichsgewalt bei Streitfällen innerhalb des Reichs. Möglich ist dies in zwei Fällen, nämlich bei Streitigkeiten zwischen zwei Bundesstaaten und bei Verfassungsstreitigkeiten. Nun ist das Haupt der jüngsten Linie des lippischen Gesamthauses zugleich deutscher Bundesfürst. Machte die schaumburg-lippische Regierung die persönlichen Ansprüche ihres Fürstenhauses zur Landessache, dann wurde eben aus dem Thronstreit innerhalb des Fürstentums Lippe ein Streit zwischen den beiden Staaten Lippe und Schaumburg-Lippe. Auf diesem Wege wurde das Eingreifen des Bundesrats auf Grund von Art. 76 der Reichsverfassung ermöglicht, und der Bundesrat konnte sich auf den Antrag von Schaumburg-Lippe zur Schlichtung des Streites für zuständig erklären. Man könnte vielleicht verschiedener Meinung sein, ob diese im Jahre 1898 abgegebene Erklärung des Bundesrats zulässig war. Er hätte auch den schaumburgischen Antrag ablehnen können mit der Begründung, daß der Antrag des Fürsten von Schaumburg-Lippe sich nicht auf seine Stellung in diesem Bundesstaat oder gar auf diesen Staat selbst stützte, sondern auf seine Eigenschaft als Vertreter einer jüngeren Linie des in Lippe regierenden Hauses. Wenn der Bundesrat in Wirklichkeit anders entschied, so sieht man daraus, wie wenig in der Politik nach abstrakten Grundsätzen allein entschieden werden kann. Hier lag der Wille eines deutschen Fürsten vor, die Interessen seines Landes mit den von seinem Hause verfochtenen Rechtsansprüchen gleichzusetzen; große, vollkommen selbständige und durch keine Rücksichten gebundene Staaten hätten im gleichen Fall die Frage zur Machtfrage machen, d. h. unter Umständen darum Krieg führen müssen. So erwuchs dem Bundesrat die moralische Pflicht, sich dem Antrag nicht zu versagen. Daß dies im Bundesrat als selbstverständlich empfunden wurde und trotz mancher Bedenken hinsichtlich der verfassungsmäßigen Korrektheit und möglicher Konsequenzen zur Bejahung der Zuständigkeit führte, kann als erfreuliches Zeichen gelten, daß der Gedanke der Reichseinheit und des vertrauensvollen Zusammenwirkens aller Bundesglieder auch bei heiklen, manche Erregung und Verwirrung mit sich bringenden Streitfällen in erster Reihe steht. Das ist jedenfalls das Wichtigste, und die Freude daran sollte man sich nicht durch die Kleinlichkeiten und ver-

stimmenden Zwischenfälle dieses Streites trüben lassen. Daneben kann man doch wünschen, daß trotz der Mitwirkung des Bundesrats in diesem Falle, die ja ihre besondere Rechtfertigung findet, das grundsätzliche Recht der einzelnen Bundesstaaten zur Selbstbestimmung über Thronfolgeangelegenheiten gewahrt bleiben möge. Es darf nicht der Eindruck erweckt werden, als ob das Reich eine vis major gegenüber den Einzelstaaten darstelle, anstatt eines Rechtsschutzes, in dem die eigentlichen Quellen der Reichsgewalt liegen. Erinnert sei hier an die Worte, die Bismarck am 19. Dezember 1867 an den damaligen Kronprinzen Albert von Sachsen schrieb: „Ich sehe es als die nächste Aufgabe der Bundespolitik an, dahin zu streben, daß alle Bundesgenossen Preußens es nicht bloß als eine Vertragspflicht, sondern als ein wertvolles Recht ansehen, dem Bunde anzugehören. . . . Diese Bedeutung kann der Bund für seine hohen Genossen nur dann haben, wenn den Souveränen die Überzeugung bleibt, daß sie durch die Zentralisierung eines Teils ihrer Rechte in die Hand eines unter ihnen eine nach menschlichen Begriffen sichere Bürgschaft für die Gesamtheit ihrer sonstigen Rechte erworben haben."

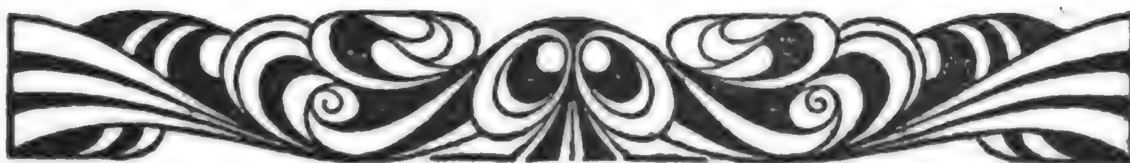
Über die leidigen, in der Tagespresse erörterten Zwischenfälle, die der lippische Streit mit sich gebracht hat, kann man jetzt wohl zur Tagesordnung übergehen. Es bleibt nur der Wunsch bestehen, daß der Streit rasch und endgültig aus der Welt geschafft werde. Da der Reichskanzler selbst von dieser Notwendigkeit durchdrungen ist, so kann man den weiteren Phasen der Angelegenheit wohl mit aller Ruhe entgegensehen.

Im übrigen herrscht auf dem Gebiete der inneren Politik noch vollkommene Stille. In wenigen Tagen wird das freilich vorüber sein, denn der Zusammentritt des preußischen Landtags steht bevor, und das bedeutet diesmal so viel wie ein stärkeres Einsetzen der Bewegung, die sich an den zu erwartenden Gesetzentwurf über die Unterhaltung der Volksschulen knüpft. Die nach links drängenden Elemente in der nationalliberalen Partei haben den Boden sehr stark unterhöhlt, auf dem die nationalliberale Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses stand, als sie den bekannten Kompromiß mit den Konservativen abschloß. Seitdem hat sich die Stimmung befestigt, daß alle liberalen Parteien zusammenwirken müßten, um auf diesem Gebiet jeden Kompromiß abzulehnen und die eigenen Ideale ohne Rücksicht auf andere Parteien beharrlich zu verfechten. Wir haben die Einwände, die sich dagegen erheben lassen, früher schon angedeutet. Zunächst: was sind die liberalen Ideale hinsichtlich des Volksschulunterrichts? Angeblich die Simultanschule. Nur schade, daß sehr bedeutende, freiheitlich gesinnte, über jeden Verdacht engherziger Voreingenommenheit hoch erhabene Fachleute und Autoritäten in Schul- und Erziehungsfragen durchaus nicht Freunde der Simultanschule sind, sondern sie für einen Notbehelf halten. Dazu kommen zahlreiche liberale Politiker, die der gleichen Meinung sind. In unseren Ostmarken ist die Simultanschule, — obwohl es natürlich auch illusionsfähige Naturen gibt, die das Gegenteil behaupten, — geradezu ein Mittel der Polonisierung. Aber zugegeben, die Liberalen einigten sich wirklich dahin, in der

Simultanschule ein Schiboleth ihrer gemeinsamen Parteiauffassung zu sehen, so bleibt immer noch die weitere Frage, wie weit sie dabei auf dem Boden geltenden Rechts stehen. Es ist hier früher schon einmal auseinandergesetzt worden, daß die preußische Regierung in einer hundertjährigen Verwaltungspraxis den von den Gegnern der Konfessionsschule behaupteten Rechtsstandpunkt niemals anerkannt hat. Unter diesen Umständen bedeutet der Beitritt der Konservativen, die eine sehr starke Stellung innehatten, zu dem Kompromiß ein nicht unbedeutendes Zugeständnis. Wenn die Nationalliberalen wirklich davon zurücktreten sollten, so wird ihnen der Vorwurf kaum erspart werden können, daß sie über dem Unmöglichen das Erreichbare versäumt haben.

In der vorigen Monatsübersicht war von dem Bevorstehen des sozialdemokratischen Parteitages zu Bremen die Rede. Er hat inzwischen stattgefunden, aber für die Entwickelungsgeschichte der sozialistischen Bewegung nur eine geringe Ausbeute ergeben. Wer sich etwa darauf gefreut hat, die „Genossen" wieder in einem Jungbrunnen nach Dresdener Muster herumplätschern zu sehen, ist diesmal nicht auf seine Rechnung gekommen. Denn die Verhandlungen standen diesmal im Zeichen der Vorsicht, der äußersten Vorsicht! Und das scheint auch auf den Inhalt der Verhandlungen eingewirkt zu haben. Denn man hat sich mit der Berichterstattung und Rechenschaftsablegung über die laufende Parteitätigkeit und mit der Beschlußfassung über weniger bedeutsame Fragen begnügt, während man um die Themata, die eigentlich jetzt vorzugsweise die Partei interessieren, scheu herumgegangen ist. Mit Vorsicht und Schonung verhandelte man auch in dem Ketzergericht über den sozialdemokratischen „Agrarier" Schippel, wobei sich zeitweise kaum der Eindruck verwischen ließ, als ob der vor dem Gericht der Partei stehende Genosse sich über seine Leute einfach lustig mache. Wichtiger jedoch ist, wie sorgfältig die Parteileitung trotz der starken Betonung des revolutionären Charakters der Partei bestrebt ist, Konflikte mit dem Gegenwartsstaat zurückzuhalten, obwohl sich recht bemerkenswerte Strömungen geltend machen, die darauf hindrängen. Mit einem nicht geringen Aufwand von Geschicklichkeit verstand es der Parteitag, über die Frage des Generalstreiks hinwegzukommen, die gerade jetzt von einer starken Agitation in der Reichshauptstadt auf der Tagesordnung zu erhalten gesucht wird. Und recht unsanft verfuhr man mit dem Antrag des jungen Liebknecht, der als enfant terrible die systematische Agitation in der Armee zum Gegenstand eines Parteibeschlusses machen wollte. Kurzum, Vorsicht und noch einmal Vorsicht war diesmal die Parole des Parteitags! Sie enthüllt die Überzeugung der Parteiführer, daß gegenwärtig eine über revolutionäre Redensarten hinausgehende Vorwegnahme der revolutionären Ziele nur die Ohnmacht der sozialistischen Bewegung aufdecken würde. Es ist wohl unnötig auszuführen, welche Lehren sich daraus ergeben und wie hoch die Sozialdemokratie selbst die drei Millionen Wähler einschätzt, die sich angeblich zu ihr bekannt haben sollen.





Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Generalleutnannt z. D. E. v. Liebert.

I.

Der erste deutsche Kolonialkrieg.

Wo immer Kulturvölker gegen Unzivilisierte, sogenannte „Wilde", vorgegangen sind, um ihre Herrschaft, ihren Handel auszubreiten oder auch nur um sich gesicherte Grenzen zu schaffen, da waren Kämpfe unvermeidlich. Das haben die Römer, die Engländer, die Russen, die Amerikaner u. a. erfahren. Auch den Deutschen ist dies Geschick nicht erspart geblieben, sobald sie den Fuß auf fremde Erdteile setzten und ihre Macht dort auszubreiten suchten. In Ostafrika, in Kamerun, in Südwestafrika gegen die kriegerischen Hottentottenstämme, auf Samoa mußte bereits mit den Waffen die deutsche Herrschaft gesichert werden. Aber in all diesen Kämpfen konnte die Marine oder ein Aufgebot farbiger Truppen oder eine geringe Verstärkung der Schutztruppe den Widerstand überwinden und ohne eigentliche Anspannung heimischer Kräfte die Ruhe wieder hergestellt werden.

Nach zwanzigjähriger kolonialer Tätigkeit machen wir an dem so plötzlich ausgebrochenen, blutigen und lange sich hinziehenden Hereroaufstande die Erfahrung, was ein eigentlicher Kolonialkrieg bedeutet. Wenn auch die Behörden in Südwestafrika und die Kolonialverwaltung in Berlin durch dies Ereignis überrascht wurden, so muß das deutsche Volk die Tatsache als gegeben hinnehmen und sich damit als mit einer naturgemäßen Erscheinung abfinden. Der bekannte Trost, daß es allen anderen Nationen, die sich Kolonisationsaufgaben gestellt haben, nicht besser ergangen ist, muß auch uns genügen.

Die Ursache der bewaffneten Erhebung liegt auch hier in dem unbändigen Freiheitsdrange der „Wilden", in dem unaufhaltsamen Streben, sich dem Drucke europäischer Gesetze zu entziehen, die von einem nomadisch lebenden, Viehzucht treibenden Stamm als Last empfunden werden. Die Herero waren vor vierzig Jahren etwa von den Hottentotten in blutigem Kriege unterworfen, sie haben seitdem in der Stille sich gerüstet und vor allem Gewehre und Munition an sich gebracht, um sich an den verhaßten Gegnern zu rächen. Inzwischen hat sich die deutsche Herrschaft über das Land ausgebreitet, hat zwar die Macht der Hottentottenstämme gebändigt, sich selbst aber durch strenge Ordnung und Durchgreifen in allen Verhältnissen den Nomaden noch unliebsamer gemacht als jene.

So ist es begreiflich, daß der Freiheitsdrang der Herero sich gegen die Deutschen richtete, daß sie sich auf den Kampf noch gründlicher vorbereiteten als vorher, und daß sie zum Losschlagen die Gelegenheit benutzten, als die Hauptmacht der Schutztruppe um Neujahr nach dem fernen Süden der Kolonie gegen die Bondelzwarts abgerückt war. Mit dieser an sich einfachen Vorgeschichte muß man rechnen; alle Anklagen, daß weder von den Missionaren noch den Händlern oder Beamten die Vorzeichen der Empörung bemerkt worden oder daß gelegentliche Hinweise auf bevorstehende Unruhen an maßgebender Stelle nicht beachtet seien, sind gegenwärtig zwecklos und fördern die Sache nicht.

Von Berlin aus wurde schnell und energisch gehandelt. Was nur zur Verfügung stand, ward der bedrängten Schutztruppe zu Hilfe gesandt. Das Kanonenbot „Habicht“ ging sofort von Kamerun nach Swakopmund in See, zwei Kompagnien Marine-Infanterie und ein gerade bereitgestellter Ablösungstransport für die Schutztruppe wurden unmittelbar nach Eingang der Nachrichten eingeschifft. Diese Kräfte genügten zwar in Verbindung mit der in Eilmärschen aus dem Süden herbeigeeilten Kompagnie Franke, die von den Hereros eingeschlossenen Stationen Okahandja und Windhuk zu entsetzen, reichten aber nicht aus, um den Aufstand eines ganzen bewaffneten Volksstammes niederzuwerfen. Um dies Ziel zu erreichen, bedurfte es einer erheblich größeren Truppenzahl, und diese wieder mußte den eigentümlichen Landesverhältnissen und der Kampfweise der Gegner angepaßt werden.

Da galt es zunächst, völlig gesunde, tropenfeste Mannschaft auszusuchen, Leute, die sich verpflichteten, zwei Jahre in der Kolonie zu dienen. Sodann mußte eine dem deutschen Heere fremde berittene Infanterie geschaffen und dazu die nötigen Pferde beschafft werden. Endlich wurden Feldartillerie und Maschinengeschütze, Eisenbahntruppen, sowie alles, was an Kolonnen und Trains zur schnellen und sicheren Durchführung größerer Operationen erforderlich erschien, mobil gemacht und aufs Schiff gesetzt. Die gesamte Streitmacht ward dem Oberbefehl des Generalleutnant v. Trotha unterstellt, der etwa Mitte Juni auf dem Kriegsschauplatz eintraf und das Kommando vom Gouverneur Leutwein übernahm.

Letzterer hatte bereits den Feldzug begonnen und war den nach Norden abziehenden Hererohaufen in einem ernsten Gefecht entgegengetreten. Es wurde festgestellt, daß die Masse derselben mit ihren Viehherden hinter den Omuramboflu߸ in die felsige Gegend um Waterberg abgezogen sei und sich dort festgesetzt habe. General v. Trotha und sein Generalstab suchten nun einen großen Zug in die Operationen zu bringen, indem sie die Feinde von allen Seiten zu umstellen und einzukreisen sich bemühten. Dazu mußten nach Norden und nach Osten Abteilungen in weitausholendem Bogen entsandt werden, um sich einem Ausweichen der Hereros nach jenen Richtungen vorzulegen. Die hierzu notwendige Zeit wurde im übrigen verwendet, um die rückwärtigen Verbindungen für den sehr beschwerlichen Verpflegungs- und Munitionsnachschub gründlich zu ordnen

und die noch im Transport begriffenen letzten Kompagnien der in zwei Feldregimenter formierten Infanterie heranzuziehen.

Eine Reihe von Einzelgefechten hatte bereits die Kampfweise des Gegners, seine große Geschicklichkeit, sich hinter natürlichen und künstlichen Deckungen zu bergen, seine Schießfertigkeit und seine reichliche Ausrüstung mit Munition kundgetan. Andererseits hatten aber auch deutsche Offiziere ihre Fähigkeit glänzend bewiesen, den Wilden mit gleichen Mitteln entgegenzutreten; es sei nur auf die Gefechtsleitung des Majors v. Estorff bei Okinamparero und des schon in Ostafrika als tüchtig bewährten Hauptmanns Puder bei Kl.-Barmen hingewiesen. Als schlimmstes Hemmnis der Operationen in großem Maßstabe aber zeigte sich immer von neuem der große Wassermangel des Landes und der Mangel an Pferden, die für dies Land, Klima und Futter geeignet sind.

Endlich war die Einkreisung gelungen, die Hereros waren von allen Seiten umstellt, wenn auch bei den großen zu beherrschenden Räumen das Netz immer noch weitmaschig genug blieb. Anfang August war alles gefechtsbereit, und der Vormarsch auf die Stellungen der Hereros am Omurambo ward von allen Seiten angetreten. Er gelang, die Gefechtsstellungen wurden nach lebhaftem, verlustreichen Kampfe genommen, aber es ward keine Entscheidung erzielt, da der geschmeidige Feind der Einschließung sich entwand und fast spurlos zu verschwinden wußte. Die Verfolgung wurde angesetzt und durchgeführt, so lange die Kräfte der deutschen Soldaten und ihrer Pferde reichten. Dann mußte sie vor einem großen Durstfelde eingestellt werden.

Wie die inzwischen eingegangenen ausführlichen Gefechtsberichte ersehen lassen, waren am 11. August eigentlich nicht die deutschen Truppen, sondern die Hereros die Angreifer. Der Vormarsch der Kolonnen Müller und v. d. Heyde kam vor dem dichten, von Hereros besetzten Busch zum Stehen, bis zum späten Abend dauerte das mörderische, verlustreiche Feuergefecht. Trotz Artillerie- und Maschinengewehrfeuer stürmten die Wilden bis auf 100 Meter an die deutsche Gefechtslinie heran. Und am Abend bemerkte man erst, daß die Hereros samt ihrem Vieh während des Gefechts in dem Zwischenraum zwischen den beiden eben genannten Kolonnen in südlicher Richtung durchgebrochen waren.

So ist also im Grunde die groß eingeleitete Operation erfolglos geblieben, es bedarf neuer Anstrengungen und vor allem neuer Geduld, um an anderer Stelle das gleiche Spiel zu wiederholen. Geduld ist ja die Eigenschaft, die das europäische Publikum nicht mehr kennt, und die für jeden afrikanischen Feldzug das erste und wichtigste ist. Vorläufig ist kein Ende für diesen Krieg abzusehen; niemand vermag im voraus zu sagen, wie sich die Ereignisse abspielen werden, und wann unseren Truppen der endgültige Erfolg beschieden sein wird. Nachdem die Hereros der Einkreisung sich entzogen haben, darf man auf große entscheidende Schläge nicht mehr hoffen, sondern muß auf einen lange sich hinziehenden Guerillakrieg gefaßt sein, bis die Macht der einzelnen Häuptlinge endgültig gebrochen ist. Der Wilde und Nomade führt den Krieg um des Krieges

willen, nicht wie der zivilisierte Soldat, um den Frieden herbeizuführen. Die Hereros betrachten sich als ein Herrenvolk und glauben zuversichtlich, daß es ihnen gelingen wird, den Deutschen den Aufenthalt in ihrem Lande zu verleiden und selbst wieder die Herrschaft anzutreten. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, sie die Überlegenheit der deutschen Waffen nachdrücklich fühlen zu lassen.

Um Mitte Oktober ist eine weitere unerwartete Wendung des Krieges eingetreten. Der vom Gouverneur Leutwein besiegte und sodann begnadigte Oberhäuptling der Witboy-Hottentotten, unser bisheriger Freund und Bundesgenosse Hendrik Witboy, ist abgefallen und hat offen den Krieg erklärt. Seine Stammesgenossen befinden sich bereits im Aufstande. Damit ist ein zweiter Kriegsschauplatz gegeben, ein weiterer Teil der Kolonie in die Greuel des Krieges hineingezogen. Leutwein selbst hat die Führung dort übernommen, mehrere Kompagnien der Schutztruppe sind nach dem Süden abmarschiert. Ein drittes Feld-Regiment wird gegenwärtig in Deutschland formiert, um baldigst die nötige Verstärkung zu bringen. Es bleibt nur zu befürchten, daß Wassermangel, Transport- und Verpflegungsschwierigkeiten dem Anhäufen deutscher Truppen in dem so eigenartigen Lande eine Grenze ziehen werden. Nicht durch die Truppenmassen, sondern durch Ausdauer und Geschick wird im Laufe der Zeit die Entscheidung herbeizuführen sein. C'est l'Afrique!

Endlich ist im Auge zu behalten, daß an den Hererokrieg sich unmittelbar der Ovambofeldzug im Norden der Kolonie anschließen muß, wenn ernstlich der Friede auf die Dauer hergestellt werden soll. Von diesem logischen Zwange befreit weder die Rücksicht auf die möglichen Menschenverluste noch diejenige auf die ganz sicher bedeutenden Kosten. Bisherige Versäumnisse rächen sich jetzt und müssen ausgeglichen werden; es muß jetzt reiner Tisch gemacht werden.

Es soll hier weder eine Kritik an dem Verhalten des Gouvernements vor dem Aufstande noch an den militärischen Operationen geübt werden, die nach beiden Richtungen verfrüht und übel angebracht wäre. Wohl aber kann und muß man sich jetzt bereits klar machen, was zu geschehen hat, um militärisch nicht wieder überrascht zu werden und ähnlichen Ereignissen ein anderes Mal besser gewappnet gegenüber zu stehen.

Trotzdem Deutschland seit zwanzig Jahren Kolonien besitzt, in den meisten derselben Schutztruppen aufzustellen und größere Kämpfe durchzuführen genötigt war, trotzdem in China eine ostasiatische Brigade bereits seit vier Jahren aufgestellt ist, hat sich der Reichstag bislang energisch gegen den Begriff „Kolonial- oder Überseetruppen" gesträubt und will die in Ostasien notwendigen Truppen nur als provisorische Formationen anerkennen. Weder die Notwendigkeit, einen dauernden politischen Druck auf die chinesischen Machthaber auszuüben, noch die Ereignisse des japanischen Krieges haben vermocht, eine Änderung in dieser Gesinnung der Mehrheit hervorzubringen. Zu alledem tritt nun der Hererokrieg, eine uns aufgezwungene kriegerische Unternehmung, deren Dauer noch gar nicht abzusehen ist, und der unbedingt späterhin eine lange militärische Besetzung des

Landes folgen muß. Man sollte meinen, daß man sich mit dieser Tatsache abfinden und sich daraufhin einrichten müsse.

Der moderne Staat bereitet sich im Frieden auf jeden möglichen Fall kriegerischer Verwicklung vor. Das Deutsche Reich ist wegen seiner Sorgsamkeit und Gründlichkeit in dieser Richtung allen anderen Mächten ein Vorbild. Auf jeden eventuellen Zukunftskrieg in Europa sind wir gefaßt, nur die schwierigste Form des Krieges, der Kolonial- und Überseekrieg, trifft uns unvorbereitet. Wenn gegenwärtig eine Besatzungsbrigade in Ostasien und drei Feldregimenter Infanterie nebst allen anderen Waffen in Südwestafrika auf längere Dauer erforderlich sind, so muß jede geordnete Verwaltung darauf bedacht sein, diese Truppen regelrecht zu ergänzen und für Nachschub an Stelle der Abgänge zu sorgen. Reißt doch leider neben den Gefechtsverlusten der infolge schlechten Trinkwassers stark auftretende Typhus arge Lücken in die Reihen der braven Truppen. Jeder vor dem Feinde stehende Truppenteil bedarf nach alter Erfahrungsregel eines Depots, einer Ersatztruppe, die neue Mannschaft ausbildet und diese zum Ausfüllen der Lücken in die Front der mobilen Truppe sendet. Und hier will man sich diesem Bedürfnis verschließen, obgleich gerade dieser Krieg eine ganz besondere Ausbildungsmethode, besonderes Pferdematerial und vieles andere erforderlich macht! Da die Truppen für Südwestafrika und für Kiautschou denselben Charakter tragen und dieselbe Ausbildung genießen, so kann für diese ein gemeinsamer heimatlicher Verband geschaffen werden, der berittene Infanteristen, Feldartilleristen und Bedienung für Maschinengewehre auszubilden hat. Die Stärke desselben zu bestimmen, kann den mit Organisationen sich beschäftigenden Behörden überlassen werden; es ist nur zu verlangen, daß die Kadres stark genug sind, um jeden Augenblick eine genügende Verstärkung in die bedrohte Kolonie zu entsenden, und daß sie ausreichendes Personal enthalten, um sofort weitere Ausbildung vorzunehmen.

Ganz besonderer Wert muß auf die Bildung eines Pferdedepots für überseeische Zwecke gelegt werden. Die in China und in Südwestafrika gemachten Erfahrungen sind zu verwerten, um einen Pferdeschlag zu beschaffen, der den eigentümlichen klimatischen und Futterverhältnissen jener Länder gewachsen ist. Beim Ausbruch eines Kolonialkrieges erst in überseeischen Ländern nach geeignetem Pferdematerial sich umzusehen, wie es nun bereits zweimal geschehen ist, kann den Operationen nicht förderlich sein und muß die Kriegführung außerordentlich verschleppen. Sobald in Südwestafrika die Verhältnisse wieder friedlich geordnet sein werden, muß die Züchtung von kriegsbrauchbaren, dem Klima und den epidemischen Krankheiten Widerstand leistenden Pferden eine Aufgabe der Landesverwaltung sein.

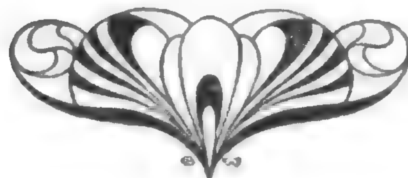
Einen großen Vorteil besitzt das Deutsche Reich in dem bedeutenden, stets bereiten Bestande an großen Transportdampfern in Cuxhafen und Bremerhafen. Dadurch ist die Schnelligkeit der Beförderung aller über See notwendigen Truppenverstärkungen ein für allemal gesichert. Ebenso wie bei dem China-

feldzuge hat sich dies Instrument auch bei dem plötzlichen Bedarf an Schiffsmaterial im Januar dieses Jahres glänzend bewährt. Eine üble Kehrseite dieses Transports aber bieten die Landungsverhältnisse in Swakopmund. Nach zwanzigjähriger Herrschaft an der langgestreckten südwestafrikanischen Küste ist bislang noch immer nicht für eine normale Gelegenheit zum Löschen der Frachten gesorgt worden. Bekannt ist die böse See, die fast andauernd an jener Küste steht, und ebenso der Mangel an irgendwelchen brauchbaren Häfen. Wenn man sich aber endlich nach langem Zögern und Sparen zum Bau einer schützenden Mole vor Swakopmund entschloß, so hätte doch beim heutigen Stande der Technik auch gleich ein solider Bau ausgeführt werden müssen, und es durfte nicht vorkommen, daß die Dampfer mit den Militärtransporten wiederum auf der offenen Reede liegen müssen und der Brandung wegen nicht löschen können — weil die Mole wieder eingestürzt ist! Anscheinend hat man diesen Unfall zu vertuschen gesucht, und nur die Kriegsereignisse mit ihren Massentransporten haben die Katastrophe erbarmungslos an die Öffentlichkeit gebracht. Möchte endlich die Erkenntnis sich Bahn brechen, daß die besten Sachverständigen, Techniker usw. für die Kolonien gerade gut genug sind, und daß alles Sparen bei der Ausführung von Bauten über See von Übel ist, da es sich durch Nachforderungen späterhin gewöhnlich bitter rächt.

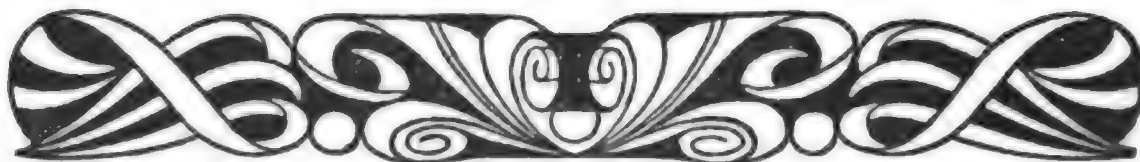
Zum Schluß sei noch des Bahnbaues gedacht als eines der wichtigsten Faktoren für die Entwicklung der Kolonie und als der besten Unterstützung der Kriegführung. Daß eine Bahnlinie sowohl die Zahl wie die Leistungsfähigkeit der Truppen verdoppeln kann, ist wohl einleuchtend und durch genügend viele Beispiele belegt. In diesem Lande, wo die Eisenbahn den Ochsenwagen ersetzt und verdrängt, tritt dies um so bedeutungsvoller hervor. In dem Jahre der Not und der Viehseuche 1897 hatte sich die Kolonialverwaltung zum Beginn des Bahnbaues Swakopmund-Windhuk entschließen müssen, weil die Versorgung der Schutztruppe und der übrigen Deutschen im Innern des Landes vollständig in Frage gestellt war. Man baute so billig als möglich, wählte die 60 Zentimeter-Feldbahn und vermied bei der Trassenführung soweit angängig Kunstbauten und größere Umwege. Dieses System hat üble Folgen getragen, denn einmal hat die Bahn einem Jahre mit starkem Regenfall nicht zu widerstehen vermocht, andererseits haben die Herero leichtes Spiel gehabt mit der Zerstörung des allzu leichten Oberbaues. Als der Aufstand ausbrach, hatte gerade die Otaviminen-Gesellschaft mit dem Bahnbau begonnen, der ihre Kupferbergwerke mit der Station Karibib verbinden soll, und die die Strecke Karibib-Swakopmund zugleich mit der Windhuk-Bahnverwaltung benutzen will. Da die Minengesellschaft einen kräftigen Unterbau schaffen muß und, soweit bekannt, die afrikanische Normalspur von 1 Meter anzuwenden gedenkt, so sollte die Kolonialverwaltuug die Gelegenheit benutzen, um die Windhukbahn in breiterer Spur, in besserer Trassenführung und mit soliderem Unterbau ganz neu herzustellen. Es ist die höchste Zeit, daß für die Kolonie in größerem Stile und in reichlicherem Maße gesorgt werde, als dies

bisher geschehen ist. Ihr Renommee muß gehoben werden, damit das Vertrauen wieder wächst, die alten Ansiedler ihr erhalten bleiben und neue angelockt werden. Der Krieg verschlingt gegenwärtig ungezählte Millionen. Es ist dringend zu wünschen, daß daneben die großen Kulturaufgaben, die des Landes noch harren, nicht zu kurz kommen, sondern schnell und gut ihre Lösung finden. Bislang hat die Kolonialverwaltung unter allen Reichsbehörden sich durch die stärkste „Reichstagsfurcht“ hervorgetan. Da nun einmal der Zwang vorliegt, für die bedrängte Kolonie größere Summen zu fordern, so sollte endlich die Gelegenheit ergriffen werden, um die dringenden Bedürfnisse des Landes tatsächlich zu befriedigen.

Wie die neuesten Nachrichten besagen, gährt es in ganz Südafrika. Die falsche Eingeborenenpolitik der Engländer während des Burenkrieges trägt ihre üblen Früchte. In Deutsch-Südwestafrika ist die schwelende Flamme zuerst zum offenen Auflodern gekommen. Sorgen wir dafür, daß der Brand schnell und für immer gelöscht werde, und daß auf der Brandstätte dann ein neues, reiches Leben erblühe!



Zu unserem Bedauern mußte wegen Raummangels diesmal die **literarische Umschau,** für die allerdings auch noch nicht allzuviel an bemerkenswertem Stoffe vorlag, ausfallen. Das nächste (Dezember)-Heft wird aber bestimmt wieder diese Umschau bringen.



Aus der deutschen Militärliteratur 1904.

Von

Oberstleutnant v. Bremen.

(Der italienische Feldzug von 1859. Hrsg. vom großen Generalstab. — v. Cämmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. — Der Schlachterfolg. Hrsg. von der kriegsgesch. Abt. I des Generalstabs. — v. Verdy, Strategie 3. Heft. — Creuzinger, Die Probleme des Krieges. — Gesch. des siebenj. Krieges Bd. 6: Leuthen. Hrsg. von der kriegsgesch. Abt. II des Generalstabes. — v. Lettow, Napoleons Untergang 1815. — Urkundl. Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preuß. Heeres 6: Der preuß. Kavalleriedienst vor 1806. Hrsg. von der kriegsgesch. Abt. II des Generalstabes. — Frhr. v. d. Osten-Sacken, Militärpol. Geschichte des Befreiungskrieges i. J. 1813. 2. Bd. — Geschichte des bayerischen Heeres. Hrsg. vom kgl. bayr. Kriegsarchiv. — Kriegsgesch. Einzelschriften Heft 33: Erfahrungen aus dem südafrikanischen Kriege. — Kunz, Die Kämpfe bei Fröschweiler. — Frobenius, Der Artillerieangriff bei Schlettstadt, Neu-Breisach und Longwy. — Schroeter, Die Bedeutung der Festungen. — v. Blumen, Von Jena bis Neiße. — v. Jena, Erinnerungen an General v. Goeben. — Bleibtreu, Napoleon bei Leipzig. — Grundzüge der deutschen Land- und Seemacht. — Löbellsche Jahresberichte.)

Auf den Schlachtfeldern des fernen Ostens ringen zwei Völker miteinander um die Zukunft ihrer Geschicke. Mit besonderer Anteilnahme verfolgt das deutsche Volk den Gang des gewaltigen Kampfes, nicht weil seine materiellen Interessen durch den Ausgang etwa mehr berührt würden als die anderer Nationen, sondern weil es gewissermaßen innerlich mehr daran interessiert ist. Was das japanische Heer heute leistet, verdankt es zum großen Teil deutscher Geistesarbeit. Japanische Offiziere haben Jahr und Tag auf deutschen Übungsplätzen die Ausbildung unserer Truppen verfolgt, haben in unseren höchsten militärischen Bildungsanstalten und im Generalstabe die Grundsätze in sich aufgenommen, die auf den Lehren unserer großen Kriegstheoretiker und Meister, eines Clausewitz und Moltke, sich aufbauen, deutsche Offiziere haben sie in japanischen Lehranstalten gelehrt; was Wunder, daß wir in der Anlage ihrer Schlachten, ihrem taktischen Verfahren deutsche Lehre und deutsches Vorbild zu erkennen suchen. Andererseits steht uns das russische Heer durch anderthalb Jahrhunderte nahe. Seine kriegerischen Leistungen sind uns wohlbekannt, sie machten schon dem großen Friedrich mehr zu schaffen als die seiner österreichischen Gegner — Zorndorf und Kunersdorf sind beredte Zeugen dafür —, dann aber haben Russen und Preußen in den Befreiungskriegen so manchen Waffengang

Schulter an Schulter miteinander ausgefochten, wir haben die gewaltigen Fortschritte des russischen Heeres auch in der neuen Zeit verfolgt, sodaß wir uns nur schwer an den Gedanken gewöhnen können, daß das uns in so vieler Beziehung nahe stehende, auf zahlreichen Schlachtfeldern erprobte russische Heer Niederlagen durch das Heer einer jung anstrebenden Macht, die erst seit einem Menschenalter in die Reihe der Kulturnationen getreten ist, erleidet.

Es sind also nicht mit Unrecht zwiespältige Empfindungen, die uns bewegen, eines aber glauben wir mit Sicherheit auch hier wieder erkennen zu dürfen, daß, wenn auch im Kriege das Können entscheidet, doch das Wissen die Grundlage des Könnens bilden muß, und daß das Wort unseres großen Feldmarschalls Moltke auch hier wieder sich bestätigt: „Führt uns die theoretische Wissenschaft allein niemals zum Siege, so dürfen wir sie auch nicht ganz unbeachtet lassen. Sehr richtig sagt General v. Willisen: Vom Wissen zum Können ist immer ein Sprung, aber doch einer vom Wissen aus und nicht vom Nichtwissen.“ So wissen wir, daß die stille geistige Arbeit Hand in Hand gehen muß mit der praktischen Ausbildung, wenn beides in der Stunde der Gefahr sich nicht als unfruchtbar erweisen soll.

Wenn wir nun einen Blick auf die geistige Arbeit auf militärischem Gebiet und ihre Erzeugnisse im zu Ende gehenden Jahre werfen, so bemerken wir hier ein reges Leben. Auch die Gegensätze platzen wohl einmal aufeinander, aber es zeigt auch dies nur, daß kräftige Bewegung herrscht.

Um mit dem Gebiete der höchsten militärischen Wissenschaft, der Strategie, oder Lehre von der Führung von Armeen zu beginnen, so steht hier eine hochbedeutsame Erscheinung im Vordergrunde, die auf kriegsgeschichtlicher Grundlage uns einen Einblick in den Werdegang unseres großen Moltke eröffnet. Es ist dies seine vom großen Generalstabe neu herausgegebene Darstellung des italienischen Feldzuges von 1859. Sie erschien zuerst 1862, dann 1863 und 1870 in zweiter und dritter Auflage, und es wird hier jetzt nachgewiesen, daß Moltke nicht nur der geistige Urheber, sondern auch trotz mehrerer Mitarbeiter der Verfasser dieses Werkes ist, das auch heute noch ein bedeutendes Interesse darum beansprucht, weil es uns den Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis zeigt. Kann man doch in Moltkes hier niedergelegter Auffassung über Heerführung und Kampfweise, wie in der Vorbemerkung ausgesprochen ist, geradezu „das Programm des Generals für seine Tätigkeit an der Spitze des preußischen Generalstabes erblicken“. Der Feldzug des Jahres 1859 hatte seinerzeit eine besondere Bedeutung dadurch, weil hier zuerst in einem großen Bewegungskriege gezogene Gewehre und Geschütze gegen glatte auftraten, und Moltke sucht nun durch Erforschung des Ganges der Kriegshandlung sich über Ursache und Wirkung klar zu werden, um für die Zukunft Folgerungen daraus zu entnehmen. Wenn auch dieser Krieg bald ein halbes Jahrhundert zurückliegt, so darf diese Darstellung heute noch hohen Wert behaupten, indem sie uns einen Einblick in den Werdegang unseres großen Feldherrn gewährt und uns zeigt,

daß er genau so wie Friedrich der Große und Napoleon nur durch unablässige Geistesarbeit sich zur Höhe seines Feldherrntums emporgearbeitet hat. Weiterhin ist aber dieses Werk auch ein Vorbild kriegsgeschichtlicher Darstellung, und wir erfahren aus einer Bemerkung Moltkes, die er zur Arbeit eines Mitarbeiters macht, welchen hohen Wert er auch auf die künstlerische Darstellung legt. Er tadelt nämlich die im Zusammenhange gegebene Darstellung eines neun Stunden währenden Kampfes als Episode, weil es „die Übersicht und dramatische Wirkung stört". Wer seine berühmte Schilderung des Überganges nach Alsen in einem seiner Briefe gelesen hat, der weiß, wie er Klarheit der Darstellung mit künstlerischer Wirkung in meisterhafter Weise zu vereinigen verstand. Die eigene Arbeit, die der Generalstab in zahlreichen Anmerkungen hinzugetan hat, erhöhen den Wert noch für die heutige Zeit, da sie in erster Linie nach den inzwischen bekannt gewordenen Quellen zahlreiche Einzelheiten berichtigen. Darin erkennen wir in Moltke auch hier den genialen Historiker, daß er trotz der Mangelhaftigkeit seiner Quellen den Feldzug in geradezu divinatorischer Art darzustellen wußte, so daß in wesentlicher Beziehung kaum falsches unterlief, ähnlich wie dies auch seine Darstellung des Feldzuges 1809 bewiesen hat. So darf dieses Werk auch heute noch als ein Lehrbuch allerersten Ranges gelten, das auch dem Nichtmilitär leichtverständlich ist.

Daß übrigens das anscheinend rein militärische Gebiet der Strategie sich auch immer weitere nichtmilitärische Kreise erobert, ersieht man daraus, daß in dem 15. Heft der „Bibliothek für Politik und Volkswissenschaft" einer der bedeutendsten Militärschriftsteller, Generalleutnant v. Cämmerer „Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert" darzustellen versucht. Es ist zum ersten Male, daß eine solche Übersicht über den Entwicklungsgang der strategischen Wissenschaft im abgelaufenen Jahrhundert gegeben wird, und schon aus diesem Grunde darf das Werk auf große Beachtung rechnen. Als Feldherren kommen der Erzherzog Karl, Napoleon und Moltke in Betracht, als Kriegstheoretiker neben ihnen Heinrich v. Bülow, Jomini, Clausewitz, Willisen und in neuester Zeit Schlichting. Cämmerer gehört als Anhänger Schlichtings zu denen, die zwischen der Strategie Napoleons und derjenigen Moltkes einen grundsätzlichen Unterschied erblicken, während in der im vergangenen Jahre von der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Generalstabes herausgegebenen Schrift „Der Schlachterfolg" die Ansicht verfochten wird, daß dies nicht der Fall ist. Daß das Cämmerersche Werk unwidersprochen bleiben wird, ist kaum anzunehmen, daß es zu einer Klärung der widersprechenden Ansichten führen wird, ist zweifellos; den großen Vorzug hat es zweifellos, daß es so leicht faßlich geschrieben ist, daß es nicht nur dem jungen Offizier, sondern auch dem Nichtmilitär ein Urteil über diese Fragen ermöglicht. Erst Moltke hat es uns ja gelehrt, daß die „Grundbegriffe der strategischen Wissenschaft wenig über die Erfordernisse des gesunden Menschenverstandes hinausgehen", und damit die Strategie ihres geheimwissenschaftlichen Charakters entkleidet. Wenn nun General v. Cämmerer

dies Verständnis für diese Fragen auch weiteren Kreisen ermöglicht, so ist ihm dafür nicht nur die militärische Wissenschaft, sondern der große Kreis der Gebildeten zu hohem Danke verpflichtet. Wir sind überzeugt, daß mancher, der die Operationen in Ostasien mit Eifer verfolgt, durch das Studium dieses Werkes zu besserer Einsicht gelangen wird. Denn auch in diesem Kriege springen alle diese Fragen, die hier behandelt werden, wie Vereinigung der getrennten Massen in der Schlacht oder vor der Schlacht, ob Moltkesches oder Napoleonisches Verfahren, schon bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen.

Auch der Altmeister der deutschen Militärschriftsteller, General v. Verdy, hat seine bisherigen Studien über „Strategie" in einem 3. Heft fortgesetzt, in dem er sich der Erörterung des Begriffes der „Operationsbasis" zuwendet. Er zeigt, daß mit diesem Worte bisher verschiedene Begriffe verbunden gewesen sind, und bringt darüber Klarheit. Nicht nur an Beispielen aus unsern großen Kriegen von 1864, 1866 und 1870 erörtert er dies näher, sondern zieht auch die bedeutendsten älteren Feldzüge heran, wie diejenigen Alexanders, Cäsars und Napoleons Kriege. Um die Wichtigkeit dieser strategischen Betrachtungen auch für unsere Zeit zu beleuchten, lege man sich nur die Frage vor, wo liegt die Operationsbasis der Japaner, ist es ihr heimatliches Land mit seinen Hilfsquellen, ist es Korea oder sind es die Hafenplätze Niutschwang, Dalny usw.? Gewiß werden darauf die Antworten verschieden ausfallen, und wen Beruf oder Neigung zur Beschäftigung damit treiben, der wird auch hier reiche Anregung finden.

Aus dem Gebiete der Lehrschriften sei noch eine weitere besonders anregende Schrift erwähnt: Die Probleme des Krieges von Oberstleutnant Creuzinger, erster Teil: das Problem der Taktik. In außerordentlich geistreicher Weise erörtert der Verfasser an den bedeutendsten Schlachten Friedrichs des Großen und Napoleons das nach ihm eigentlich in der Taktik wirkende Prinzip: die Seelenkräfte. Gewiß sind diese die entscheidenden, aber die Beschaffenheit der Waffen, des Geländes und anderer Umstände, darf man doch nicht als so nebensächlich bei Seite lassen, wie er es will. Das Buch ist nicht leicht zu lesen und mag durch seine philosophische Ausdrucksweise manchen vom Studium abhalten, verdient aber unstreitig Beachtung, da es zu tieferem Nachdenken anregt.

Wenden wir uns zu dem Gebiete der reinen Kriegsgeschichte, so ist hier in erster Linie die Fortsetzung der vom großen Generalstabe herausgegebenen Geschichte des siebenjährigen Krieges zu nennen, deren 6. Band vor kurzem unter dem Namen „Leuthen" erschienen ist. Als ein Vermächtnis Moltkes darf diese groß angelegte Geschichte der Kriege Friedrichs des Großen gelten. Seiner Initative ist das Entstehen des Werkes zu danken, unter seiner Leitung ist es begonnen, und er hat das Erscheinen des ersten Bandes noch erlebt. Als eine Ehrenpflicht des Generalstabes bezeichnete er es selbst in der Vorrede, „die Taten zu schildern, die den Namen des großen Königs mit unvergänglichem Glanze umgeben und Preußen die Bahn öffneten zur europäischen Großmachtstellung". Mit dem Bande „Leuthen" schließt jetzt das schlachten- und siegesreichste Jahr

des siebenjährigen Krieges. Eine irgendwie genügende militärische Darstellung der Kriege Friedrichs gab es bisher nicht. Die alte, von Offizieren des Generalstabes herausgegebene Darstellung fußte auf völlig unzureichenden Quellen, im wesentlichen sogar auf einer dem Könige abgeneigten, nämlich den Berichten Gaudys, und das bedeutende neueste Werk über Friedrich den Großen, das von Koser, konnte der militärischen Seite seiner ganzen Anlage nach nur einen dem großen Stoffgebiet entsprechenden geringen Anteil widmen. Das Generalstabswerk hat nun alle nur erreichbaren Quellen seinen Forschungen zu Grunde gelegt. Nicht nur sämtliche preußischen Archive sind benutzt, auch die Archive von Dresden, Darmstadt, München und zahlreiche Privatarchive haben ihre Schätze beigesteuert, und auch die auswärtigen von Wien, Paris und Stockholm sind durchforscht; in zahlreichen Anhängen sind in jedem Bande die Ergebnisse dieser Quellenuntersuchungen niedergelegt. Vieles, was bisherigen Darstellungen zu Grunde gelegen, hat sich als unrichtig erwiesen, so beispielsweise die so wichtigen Stärkeverhältnisse, die hier überall der genauesten Prüfung unterworfen werden. Auch manche Legende muß schwinden, so die von der Gefahr, in die der König am Abend der Schlacht von Leuthen im Schlosse zu Lissa unter österreichischen Offizieren geraten sein soll. Dieser neueste Band zeigt ihn uns auf der Höhe echten Heldentums, in den schwersten Lagen nie verzagend und auch nach den glänzendsten Siegen nie von der Größe des Erfolges geblendet. Mag in den technischen Grundlagen das Heerwesen sich noch so viel geändert haben, noch immer bleibt auch für den Soldaten eine Fülle von Lehren aus seinen Kriegen übrig, dem großen Kreis der Gebildeten aber, die Beruf oder Neigung zu geschichtlichen Studien treibt, sind sie eine Quelle der Belehrung und der inneren Erhebung.

Eine hervorragende Schrift auf dem Gebiete der Quellenforschung ist auch das 6. Heft der ebenfalls von der kriegsgeschichtlichen Abteilung II herausgegebenen Urkundlichen Beiträge um Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres, das den preußischen Kavalleriedienst vor 1806 in gleicher Weise, wie das 5. Heft den Infanteriedienst, behandelt. Wir haben in diesen Heften die wichtigsten Quellenschriften über den Werdegang des preußischen Heeres, und die beiden letzten geben uns einen Einblick in das Wesen der beiden Hauptwaffen um 1806, wie wir ihn bisher noch nicht besaßen, und wie ihn auch Colmar von der Goltz in seinem berühmten Buche über 1806 noch nicht zu geben vermochte. Wir sind damit auch einer gerechteren Beurteilung der Ursachen der Niederlagen von 1806 um ein beträchtliches Stück näher gekommen.

Ein bedeutendes kriegsgeschichtliches Werk hat uns noch der so tragisch und jäh aus dem Leben geschiedene verdiente Kriegshistoriker General v. Lettow in seinem „Napoleons Untergang 1815“ hinterlassen. Es bildet einen Teil der im Mittlerschen Verlage in vier Einzelwerken erscheinenden Geschichte der Befreiungskriege, wovon die Geschichte des Herbstfeldzuges 1813 von Major Friederich und des Feldzuges 1814 von General v. Janson bereits erschienen sind. Bekanntlich hat ja der Feldzug in Belgien auch in der Öffentlichkeit neuerdings

dadurch eine gewisse Rolle gespielt, weil die Engländer „Waterloo“ als ihren Sieg in Anspruch nahmen, während wir stets daran festgehalten haben, daß Wellington ohne die rechtzeitige Unterstützung durch Blücher geschlagen worden wäre. Lettow weist nun nach, wie Wellington von Anfang an in seinen Berichten die Auffassung zum Ausdruck gebracht hat, als ob die englische Armee allein den Sieg erfochten habe, und das Eingreifen der Preußen nur höflicherweise erwähnt. Wenn nun auch Lettow durchaus vornehm sagt, daß der Sieg von den verbündeten Armeen „gemeinsam“ errungen sei, so läßt er doch keinen Zweifel darüber, daß der endliche Erfolg nur dem preußischen Angriff zu danken war, und hebt hervor, daß der Sieg auch vorwiegend mit deutschem Blut erkauft ist, denn nach Abzug der deutschen Legion waren nur 27000 Briten gegen 40000 Preußen beteiligt. Auch die seither immer im preußischen Heere vorhandene Ansicht, daß Blücher bei Annahme der Schlacht von Ligny auf die Unterstützung durch Wellington rechnen mußte, und daß Wellington sein Versprechen nicht hielt, wird hier aufs neue erhärtet. Über Wellington fällt Lettow das Urteil: „Seine strategischen Leistungen in diesem Feldzuge berechtigen nicht, ihn als großen Feldherrn zu feiern, wie es im Übermaß geschehen ist. Er zeigte sich als guter Taktiker und überaus braver Soldat“. Auch über Napoleons Aufenthalt auf Elba und die Hundert Tage, über Geist und Zusammensetzung des französischen Heeres bringt Lettow neue interessante Aufschlüsse. Wenn er entgegen den bisherigen Meinungen bei Napoleon in diesem Feldzuge kein Nachlassen seiner Spannkraft erkennen will, so erscheint uns dies als der angreifbarste Teil seiner Untersuchungen. Die activité, activité, vitesse, die Napoleon 1809 unaufhörlich seinen Führern predigte und selbst bewies, läßt er hier doch vermissen, dafür haben wir zuviel Beweise.

Ein weiteres tüchtiges Werk über die Befreiungskriege liegt in dem 2. Bande der in der Voßischen Buchhandlung erschienenen „Militärpolitischen Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813“ vom Oberstleutnant Freiherrn v. der Osten-Sacken u. v. Rhein vor. Dieser Teil behandelt den „Frühjahrsfeldzug und Groß-Görschen“. Sehr klar wird die operative Vorgeschichte dieses Feldzuges behandelt, in der wir den genialen Feldherrn noch einmal auf der Höhe seines Könnens sehen. Vollständig neues Material finden wir vor allem in den gründlichen Untersuchungen über Truppenstärken.

In die ältere deutsche Kriegsgeschichte führt uns die vom Königl. Bayerischen Kriegsarchiv herausgegebene „Geschichte des bayerischen Heeres“ in ihrem neuesten Bande, der das bayerische Heer unter Max II. (Emanuel) von 1680 bis 1726 schildert. Es ist die Zeit, in der nicht nur die Bayern, sondern fast alle deutschen Stämme vereint gegen Türken und Franzosen kämpfen. Der bayerische Kurfürst erfährt hier eine eingehende Würdigung als Soldat und Heerführer, und unsere Kenntnis jener ruhmreichen Vorgänge deutscher Vergangenheit wird durch diese Darstellung wesentlich erweitert.

Den neuesten kriegerischen Erscheinungen wendet sich das von der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Großen Generalstabes herausgegebene Heft 33 der

Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften zu, das Erfahrungen aus dem jüngsten südafrikanischen Kriege zu gewinnen sucht. Es bildet die Fortsetzung eines bereits früher erschienenen Heftes über denselben Gegenstand. Die Untersuchungen kommen zu dem Ergebnis, daß die Grundsätze unserer Vorschriften auch den neuen Waffen gegenüber völlig genügen, und daß etwaige Veränderungen sich nicht auf das wesentliche, sondern nur auf Einzelheiten zu erstrecken haben werden.

Noch immer bietet uns aber auch unser großer Krieg von 1870 eine Fülle von Stoff, um Lehren daraus zu gewinnen, wie dies Major Kunz mit großem Fleiß und Erfolg seit Jahren in seinen Kriegsgeschichtlichen Beispielen aus diesem Kriege zeigt. Auch in seinem neuesten 17. Hefte, das die Kämpfe bei Fröschweiler und die Verfolgung der Franzosen am 6. August 1870 zum Gegenstande der Untersuchung hat, weiß er eine Menge wichtiger Lehren aus diesen Vorgängen auch für unsere Zeit zu entnehmen, so wenn er auf Grund der Gefechtsleistung einzelner Truppen und ihrer Verluste den inneren Wert der Truppe gegenüber dem Streben nach immer größerer Vermehrung, der „Zahlenwut“, entgegentritt.

Ebenso wie Kunz aus den Ereignissen des Feldkrieges sucht Oberstleutnant Frobenius aus denjenigen des Festungskrieges 1870/71 in einer Reihe „Kriegsgeschichtlicher Beispiele“ Lehren für unsere Zeit zu gewinnen, so jetzt in deren 8. Heft, das den Artillerieangriff bei Schlettstadt, Neu-Breisach und Longwy bespricht. Gerade heute, wo wieder in Ostasien ein gewaltiger Festungskampf unsere Augen auf sich lenkt, dürfen die Untersuchungen von Frobenius auf besonderes Interesse rechnen. Dasselbe darf eine ebenfalls hierher gehörige Schrift des Majors Schroeter beanspruchen: „Die Bedeutung der Festungen in der großen Kriegführung auf Grundlage der Moltkeschen Operationsentwürfe für die Kriege mit Dänemark, Österreich und Frankreich,“ worin der Wert, den Moltke den Festungen beimaß, eingehend erörtert wird. Moltke hat stets den Wert der großen Festungen gebührend hervorgehoben und auch für die Zukunft betont, während er andere Befestigungen, beispielsweise die Sperrforts, wie sie die Franzosen schufen, verwarf.

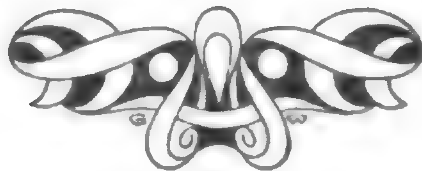
Aus der Memoirenliteratur sind Tagebuchaufzeichnungen des Generals v. Blumen „Von Jena bis Neiße“ zu nennen, die uns einen tiefen Einblick in die Zeit der großen Katastrophe gewähren, die jetzt, wo bald hundert Jahre darüber vergangen sind und so die Erinnerung daran besonders lebhaft wird, weiteres Interesse zu erwecken geeignet sind. Erinnerungen an Goeben, den Sieger von St. Quentin 1870 und Führer der Mainarmee 1866, hat sein Generalstabsoffizier in diesem letzteren Feldzuge, General v. Jena, herausgegeben. Sie bringen manche bisher unbekannte Einzelheiten über das gegenseitige Verhältnis der Führer und zeigen uns Goeben erneut als den genialen Führer und den Mann mit dem goldenen Herzen.

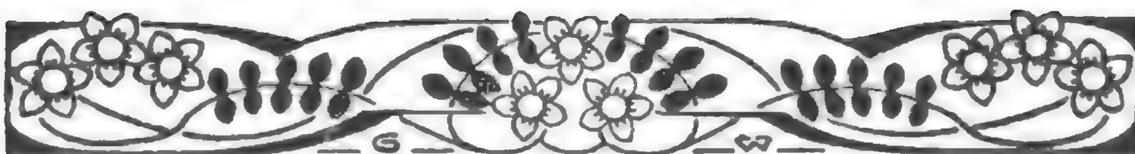
Bleibtreu hat seinen bisherigen Schlachtdichtungen eine neue „Napoleon bei Leipzig“ hinzugefügt. Der kriegsgeschichtliche Wert bleibt nach wie vor

problematisch, denn wenn auch Quellenstudien zu Grunde liegen, so schließt doch eine Voreingenommenheit für dies oder jenes eine objektive Beurteilung häufig aus. So kommt natürlich auch hier die preußische Linie gegenüber der Landwehr schlecht weg. Die Unrichtigkeit der hier vertretenen Ansicht ist denn auch schon nach dem Erscheinen des Werkes genügend nachgewiesen. Gleichwohl wird auch diese Schlachtdichtung ihren Leserkreis finden.

Als ein sehr zweckmäßiges Buch, die Kenntnis unserer Heeres- und Marine-einrichtungen zu fördern, mögen die bei Mittler erschienenen, von höheren Offizieren bearbeiteten „Grundzüge der deutschen Land- und Seemacht" genannt sein. Sie geben die Berufs- und Standespflichten des Offiziers, eine kurze Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des preußischen Heeres, Wehrpflicht, Ersatz und Ausscheiden, die Militärstrafgerichtsordnung und die Marine. Als das wichtigste Nachschlagebuch für alle Veränderungen auf dem Gebiete des Militärwesens aller Militärstaaten werden nach wie vor die vom General v. Pelet herausgegebenen sogenannten Löbellschen Jahresberichte ihren Platz behaupten.

Aus der Fülle der erschienenen Schriften haben wir nur die bedeutendsten herausheben können, die auch außer militärischen Kreisen auf einen größeren Leserkreis werden rechnen können. Noch viele andere Erscheinungen behandeln spezielle Fragen von größerer Bedeutung, auch die periodische Militärliteratur hat viele Aufsätze gebracht, die nicht nur augenblickliches Interesse wachrufen, aber sie auch nur zu berühren, würde eine Überschreitung des hier zu Gebote stehenden Raums mit sich bringen. Von dem regen geistigen Leben auf militärischem Gebiet wird auch das Erwähnte schon genügenden Eindruck gewähren.





Neue philosophische Literatur.

Von

Otto Siebert.

II.

(R. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. — J. Classen, Naturwissenschaftliche Erkenntnis und der Glaube an Gott. — G. Uphues, Religiöse Vorträge. — W. Wundt, Fr. Paulsen, W. Jerusalem, 3 Einleitungen in die Philosophie. — Kantliteratur, besonders Festschrift der Kantstudien und M. Kronenberg, Kant, sein Leben und seine Lehre. — A. Drews, Nietzsches Philosophie. — E. Fuchs, Vom Werden dreier Denker.)

Wer die geistige Lage unserer Zeit überblickt und erwägt, der wird noch immer eine große Verworrenheit und starke Unsicherheit empfinden; noch immer ein Gespaltensein der Menschheit in Parteien, oft auch ein Gespaltensein des Menschen in sich selbst. Die Verwicklungen des modernen Kulturlebens sind immer augenscheinlicher geworden, und immer mehr haben wir statt Wirklichkeiten nur Phrasen und Unwahrheiten, statt Brot nur Steine in unserer sogenannten modernen Kultur gefunden. Dennoch brauchen wir deshalb noch nicht zu verzagen. Warum sollte der Mensch nicht Herr der Gegensätze werden können, sei es durch Bildung eines Lebensganzen aus aller Mannigfaltigkeit heraus, sei es durch Feststehen auf einem sicheren Punkte, von dem aus alles nicht willig Folgende leicht abgestoßen werden könnte! Gewiß haben sich besonders im letzten Jahrhundert tiefe Wandlungen am Tatbestande des Lebens vollzogen und gehen auch auf das Ganze unseres Seins; neue Fragen, neue Aufgaben packen und drängen uns von allen Seiten. Aber alle diese unermeßlichen Anregungen können und müssen sich für uns in einen reinen Gewinn verwandeln, wenn überlegene geistige Kraft sie umspannt, ausgleicht und innerlich erhöht. Hier liegt die große Aufgabe der neueren Philosophie. Wir haben bereits in unserem ersten Bericht über die neueste philosophische Literatur im Februarheft dieses Jahres ausgesprochen, daß sich die philosophische Wissenschaft dieser ihrer hohen Aufgabe immer mehr bewußt geworden und ein Aufsteigen der Philosophie in unserer neueren Zeit klar ersichtlich ist; wir können diese Worte heute nur wiederholen. Die Philosophie ist im besten Gange, trotz aller Mannigfaltigkeit und Widersprüche der Zeit sich wieder auf die Grundlage unseres Daseins zu besinnen, so daß sich neue Möglichkeiten eröffnet haben, welche das Aufsteigen einer neuen Wirklichkeit erhoffen lassen.

Bei der Größe dieser Aufgabe erscheint jede besondere Arbeit in besonderem Lichte. Die Arbeit eines jeden, der den Notstand unserer Zeit durchschaut und nach dem Maß seines Vermögens für jenes Ziel der Vertiefung des Lebens und der Erneuerung der Kultur zu wirken strebt, hat ihre Bedeutung, und dankbar nehmen wir alle solche Gaben in Empfang. Zu dem Besten, was in dieser Hinsicht in den letzten Monaten die philosophische Literatur erzeugte, gehört Rudolf Euckens neuestes Werk „Geistige Strömungen der Gegenwart" (Leipzig, Veit & Komp.). Euckens nächsten Vorwurf bilden hier die unserer Zeit charakteristischen Haupttendenzen, ihre geistigen Strömungen. Er spricht von solchen und nicht von Begriffen oder Ideen, um von Anfang an die Meinung abzuweisen, als ob es sich an erster Stelle um intellektuelle Vorgänge handle und bei diesen die Entscheidung liege. Mag sich bei diesen Strömungen (subjektiv—objektiv, theoretisch—praktisch, Idealismus—Realismus, Denken und Erfahrung, mechanisch—organisch, Gesetz, Monismus—Dualismus, Entwicklung, Kultur, Geschichte, Gesellschaft und Individuum, Kunst und Moral, Persönlichkeit und Charakter, Freiheit des Willens, Religion) äußerlich der Streit vorwiegend auf intellektuellem Gebiet abspielen, dahinter stehen Lebensbewegungen aus dem Ganzen, dahinter steht eine eigentümliche Gestaltung des Lebens. Inmitten alles Streites und durch alle Probleme hindurch kann bei diesen Voraussetzungen eine Gemeinschaft der Zeit stattfinden, und so ist ihre Heraushebung besonders geeignet, zu einem Bilde der Zeit jenseit der Gegensätze zu verhelfen, die Zeit aus der Zeit herauszusehen. Das Ausgehen von der Vielheit aber hat den Vorteil, uns die Behauptungen und Probleme der Zeit greifbarer und anschaulicher zu machen und die Erörterung von allgemeinen Erwägungen schnell auf einen bestimmten Punkt zu führen, an dem eine sachliche Notwendigkeit hervorzubrechen und unserem Denken die Wege zu weisen vermag. Eucken zeigt, daß wir überall auf dieselben Fragen kommen, ja daß ein und dasselbe Hauptproblem durch alle Mannigfaltigkeit wirkt, daß an jeder Stelle um das Ganze gekämpft wird, auch daß die Entscheidung über das Ganze in alle Verzweigung hineinreicht. Was Eucken aber näher bei den einzelnen Strömungen ermitteln und wonach er dieselben prüfen will, das ist der von ihnen behauptete oder doch in ihnen enthaltene Lebensprozeß. Namentlich beschäftigt er sich mit jener Frage, ob nach dieser Behauptung ein selbständiges Geistesleben überhaupt möglich ist. Eucken weist nach, wie ein gewisser Tatbestand des Geisteslebens zwar schließlich überall, wenn auch oft widerwillig, anerkannt wird, wieviel aber in ihm liegt, und was er über die nächste Erscheinung hinaus fordert, welche Voraussetzungen und Bedingungen er hat, meistens in völligem Dunkel bleibt. Das Hauptaugenmerk wird darauf gerichtet, wie sich die Bewegungen der Zeit zu diesem Problem der Möglichkeit des Geisteslebens stellen und was sie dafür leisten. Eucken gewinnt damit den Vorteil, nicht von der Breite der Leistungen festgehalten, sondern rasch zu der sie durchwaltenden Grundanschauung geführt zu werden, und findet damit den letzten Punkt, der überhaupt unserer Forschung zugänglich ist. Denn hinter den Lebensprozeß können wir nie zurückgehen, während

sich von ihm aus unsere ganze Gedankenwelt aufbaut. Auch bringt die Wendung zum Lebensprozesse die Sache am sichersten an die Stelle, wo die Probleme dem Individuum zum eigenen Erlebnis werden, wo es am ehesten eigene Erfahrungen einsetzen kann und am zwingendsten zur eigenen Entscheidung aufgerufen wird. Freilich, wenn Eucken von der Zeit ausgeht und zur Zeit zurückkehrt, so läßt er doch auch die geschichtliche Betrachtung nicht außer acht. Das ist sehr wichtig; denn diese Betrachtung hilft einmal dazu, die geistige Art der Gegenwart durch Aufdeckung ihres Werdens und ihrer Zusammenhänge heller zu beleuchten und schärfer abzugrenzen — für die Fassung und Schätzung dessen, was Macht über die Zeit hat, kann es nicht gleichgültig sein, ob wir in ihm eine Woge des bloßen Augenblicks oder einen durchgehenden Lebensstrom erkennen, ob das heutige Erlebnis schon öfter erlebt wurde und einem wiederkehrenden Rythmus angehört, oder ob in ihm etwas Neues und Eigenartiges aufsteigt, auch ob es mehr eine Wirkung und Gegenwirkung, mehr einen Vorstoß oder Rückschlag bedeutet —, sodann aber verwandelt sich auch die Geschichte als Ganzes durch Aufdeckung des in den geschichtlichen Zusammenhängen wirksamen Lebensprozesses in ein Problem, das seine Lösung nur durch die Aufhebung ursprünglicher, eigener, letzter Tatsachen von den abgeleiteten und übermittelten finden kann. Auf Grund solcher Betrachtung aus den ewigen Zusammenhängen läßt sich am besten die Bedeutung der einzelnen Epochen ermessen und an der Leistung der Gegenwart eine immanente Kritik üben. Wir rufen unseren Lesern im Blick auf diese neueste Gabe Euckens nur ein „Nehmet und leset!" zu.

Es ist allerdings nicht leicht, in Euckens Gedankenwelt einzudringen. Wir glauben darum nicht fehlzugehen, wenn wir unsere Leser an dieser Stelle auf zwei ganz neue Schriften hinweisen, die dem Studium der Euckenschen Philosophie behülflich sein wollen. Die erste ist die kleine, 70 Seiten lange treffliche Arbeit Otto Trübes „Rud. Euckens Stellung zum religiösen Problem" (Erlangen, K. B. Hofbuchdruckerei von Hans Vollrath), in der sich Trübe bemüht, Euckens Gedanken besonders mit denen verwandter Philosophen wie Claß, Siebeck, Dorner, Tröltsch in Beziehung zu setzen und mit den Philosophien der großen Geisteshelden des vorigen Jahrhunderts zu vergleichen; die andere ist unsere Schrift „Rudolf Euckens Welt- und Lebensanschauung" (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne), die eine objektive Darstellung des Euckenschen Systems besonders für Nichtphilosophen zu geben sucht.

Eine reiche Quelle der Belehrung und des Genusses bietet ein nur kurzer, aber um so wichtigerer Vortrag Dr. J. Classens, Professor am physikalischen Staatslaboratorium in Hamburg. Derselbe ist als Buch bei C. Boysen in Hamburg unter dem Titel „Naturwissenschaftliche Erkenntnis und der Glaube an Gott" erschienen. Wir gestehen, selten eine so gediegene Apologie des Gottesglaubens gelesen zu haben. Classen hat den Vortrag im Hamburger Protestantenverein gehalten; er wendet sich darin besonders gegen Ladenburgs im vorigen Jahre auf der Naturforscherversammlung in Kassel gegen die Religion gerichtete Angriffe. Ich freue mich — so sagt er — diesen Vortrag übernommen zu haben, denn nachdem

erst kürzlich Professor Ladenburg einen Standpunkt als Endziel aller Naturwissenschaft vertreten, der auf die vollständigste Gottesleugnung hinausläuft, da begrüße ich die Gelegenheit, hier öffentlich aussprechen zu können, daß der Standpunkt Ladenburgs, der wohl vor 50 Jahren die Gemüter der naturwissenschaftlichen Kreise aufs lebhafteste bewegte, durch die fortschreitende Erkenntnis, insbesondere durch die Wandlungen in unseren physikalischen Grundanschauungen, seine besten Stützen verloren hat. Die Frage, welche Classen zu beantworten sucht, ist die, ob wir trotz der immer tiefer eindringenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis, trotzdem wir immer deutlicher sehen, wie überall die Naturgesetze in unabänderlicher und ausnahmsloser Gesetzmäßigkeit herrschen, trotzdem wir immer klarer empfinden, daß diese ausnahmslose Gültigkeit der Naturgesetze die ganz unentbehrliche Voraussetzung für unsere ganze Naturwissenschaft ist, dennoch noch an einen Gott glauben und zu ihm beten können. Die Antwort auf diese Frage ist ein freudiges Ja; denn so gewiß es eine Naturwissenschaft gibt, deren Recht und Pflicht es ist, die Gesetze der ganzen sichtbaren Welt zu erforschen und in allem, was geschehen ist, und was noch täglich geschieht, das Walten des Naturgesetzes aufzudecken, um mit immer größerer Sicherheit das künftige Geschehen vorausberechnen zu können und ihrem letzten Ziele, das Weltall in einem großen lückenlosen Zusammenhange darzustellen, sich immer mehr zu nähern, so gewiß gibt es auch ein anderes, inneres Erleben, das in seiner Gewißheit aller Erkenntnis der Welt da draußen ebenbürtig gegenübersteht und die Naturwissenschaft immer wieder in ihre Grenzen zurückweist und sie daran erinnert, daß sie noch nicht am Ziele ist. „Es ist Pflicht jedes denkenden Menschen, dieser beiden Gegensätze sich allezeit bewußt zu bleiben und vor Gott sich zu beugen, der es für sich behalten hat, daß wir nur im festen Glauben an ihn die Ruhe und den Frieden finden können, den wir zur harmonischen Versöhnung der Gegensätze in uns bedürfen."

Es ist eine vielfach verbreitete Meinung, daß ein Naturforscher kein Christ sein kann; wir haben eben gesehen, wie falsch das ist. Ebenso verkehrt ist es aber, wenn man die Philosophie mit der Religion des Kreuzes in Widerspruch zu bringen sucht. Wir sehen das an der Lebensarbeit des heutigen größten Philosophen, Rudolf Euckens. Wir sehen das ferner an dem Streben der ersten Forscher, ihren Systemen einen dem Christentum nahestehenden Abschluß zu geben, wir sehen es endlich an den vielen die christliche Religion behandelnden Schriften aus philosophischem Lager. Einen neuen Beweis hierfür finden wir in den kürzlich von dem Hallenser Philosophieprofessor Goswin Uphues veröffentlichten „Religiösen Vorträgen" (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn). Uphues setzt sich hier besonders mit der christlichen Religion auseinander. Das Christentum ist ihm seinem Grundwesen nach Sache der Erfahrung. Nur wer diese Erfahrungen gemacht hat und macht, ist ihm ein Christ, nur er ist imstande, ein Urteil über die Wahrheit des Christentums zu fällen. In der Astronomie und Chemie weist man dem absprechend Urteilenden, der die entsprechenden Erfahrungen nicht gemacht hat, mit Recht die Tür. Warum soll es in christlichen

Dingen anders sein! Den Erfahrungen der Christen gegenüber darf man ebensowenig von Standpunkten, Ansichten, Meinungen reden wie den Erfahrungen des Chemikers und Astronomen gegenüber. „Wenn ich jemand erzähle, daß in Berlin in der Siegesallee ein Denkmal von Friedrich dem Großen steht und zu seinen Seiten die Brustbilder vom General Schwerin und vom Komponisten Bach, so kann nur ein Narr, ein Verrückter sagen, ich nehme demgegenüber einen andern Standpunkt ein. Ich werde mit Recht sagen: geh hin nach Berlin und mach die Augen auf, und willst du das nicht, so, bitte, schweig. Du hast kein Recht, über Sachen zu reden, die man nur durch Erfahrung kennen lernen kann. Ganz dieselbe Antwort muß auch denen gegeben werden, die dem Christentum gegenüber ihren Standpunkt, ihre besondere Meinung geltend zu machen sich erlauben." Auf die Frage, ob Christus in das Evangelium gehöre, antwortet Uphues, das Christentum sei nicht eine bloße Lehre, sondern Leben. Deshalb besteht sein Wesen in Forderungen, die es an uns stellt. Darum ist sein Mittelpunkt eine Person, die ganz mit Unrecht als bloßer Stifter des Christentums bezeichnet wird, weil sie in Wahrheit das Christentum selbst ist. In Christus ist uns Gott selbst offenbar geworden und erschienen. Wir wenden uns daher mit unserer Hingabe nicht an einen unbekannten Gott, sondern können dieselbe im Glauben an Christus, der unser Bruder ist, betätigen. — Wir stimmen den Uphuesschen Beweisführungen nicht immer bei, wir suchen auch für die Wahrheit der christlichen Religion andere Fundamente als die der bloß persönlichen Erfahrung, gleichwohl sind diese Vorträge ein bedeutsames Zeichen der Möglichkeit eines freundlichen Zusammengehens von Philosophie und christlicher Religion. Die einzelnen Aufsätze sind überschrieben: Glück und Sittlichkeit, Begründung der vom Christentum geforderten Erneuerung, Was ist Religion?, Was ist Wahrheit?, Religiöse Ethik, Das Christentum als Umwertung der Werte. —

Wir sagten im Anfang, daß die Philosophie heute in einem neuen Aufsteigen begriffen ist. Damit ist naturgemäß auch das Interesse für dieselbe wieder lebhafter geworden. Man fühlt in weiten Kreisen das Bedürfnis nach Zusammenfassung, nach einer Einheit in der Mannigfaltigkeit. Es ist dabei ein vollberechtigtes Verlangen, daß die Philosophie dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung Rechnung trage, daß sie die bewährten Forschungsmethoden berücksichtige und die erarbeiteten Denkmittel verwerte. In eine solche, im guten Sinne des Wortes moderne Philosophie einzuführen, ist der Zweck von drei „Einleitungen in die Philosophie", die soeben in neuen Auflagen erschienen sind. Wir meinen die Arbeiten Wilhelm Wundts (3. Aufl., Leipzig, W. Engelmann), Friedrich Paulsens (12. Aufl., Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta) und Wilhelm Jerusalems (2. Aufl., Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller). Während die Werke der beiden letzten bald mehr unter Voranstellung der eigenen Überzeugungen, bald vorzugsweise in der Form einer kritischen Beleuchtung der verschiedenen Standpunkte besonders eine Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie geben, wählt Wundt ausschließlich den Weg der geschichtlichen Orientierung. Er versucht in seinem Werke zeigen, wie die

Philosophie selbst und wie die philosophischen Probleme entstanden sind, um hierdurch zu einem systematischen Studium dieser Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Verfassung vorzubereiten. Dabei vermeidet er trotz des historischen Charakters seiner „Einleitung" grundsätzlich, auf diejenige Seite der Geschichte der Philosophie näher einzugehen, die nach seiner Meinung deren spezifische Bedeutung ausmacht, nämlich auf die Beziehungen zu der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens überhaupt, wie es in der Geschichte der positiven Wissenschaften seinen Ausdruck findet. Diese Beziehungen bleiben hier im Hintergrund, oder sie werden doch nur andeutend berührt, um den inneren Zusammenhang der philosophischen Gedankenentwicklungen und mittels dieser die künftigen Aufgaben der Philosophie um so deutlicher hervortreten zu lassen. Alles das, was der Philosophie als solcher, sei es als dem Ganzen einer Weltanschauung, sei es ihren einzelnen Disziplinen angehört, schließt dagegen Wundts Einleitung prinzipiell aus; sie will nach Wundts eigenen Worten nur bis zur Schwelle der Philosophie führen, verzichtet aber darauf, über die Schwelle selbst zu treten, insoweit nicht die Folgerungen, die aus dem bisherigen Erreichten und Erstrebten auf die Zukunft gezogen werden können, da und dort einen vorausschauenden Blick gestatten. Wundts Buch ist besonders solchen Lesern, die von den einzelnen Wissenschaftsgebieten herkommen, bei der Beschäftigung mit allgemeinen erkenntnistheoretischen, metaphysischen und ethischen Fragen eine sehr nützliche Handhabe; es handelt in zwei Hauptabschnitten erstens von der Aufgabe der Philosophie und der Klassifikation der Wissenschaften und gibt sodann einen philosophiegeschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Philosophie von den Griechen bis in die Neuzeit und Gegenwart hinein.

Ganz anderer Art sind Paulsens und Jerusalems Bücher. Sie suchen die Leser anzuleiten, die letzten großen Probleme, welche die Welt dem denkenden Menschengeist aufgibt, sich als Fragen vorzulegen und die großen Gedanken, mit denen die geistigen Führer der Menschheit sich diese Fragen beantwortet haben, nachzudenken. Dabei wollen beide Verfasser nicht bloß die Probleme und die möglichen und in der Geschichte hervorgetretenen Lösungen vorlegen, sondern zugleich die Auflösung, die sie für die richtige halten, zur Anerkennung bei dem Leser zu bringen suchen. Die Anschauung, der nach Paulsens Ansicht die Entwicklung des philosophischen Denkens zustrebt, bezeichnet er mit dem Namen des idealistischen Monismus. Die Gegensätze, wodurch diese Anschauung begrenzt und bestimmt wird, sind der supranaturalistische Dualismus und der atomistische Materialismus. Jener ist die aus der mittelalterlichen Scholastik überkommene, in der protestantischen Neuscholastik bis ins 18. Jahrhundert fortgepflanzte Schulphilosophie der Kirchenlehre; sie trennt Körper und Geist als zwei nur zufällig verbundene Substanzen und sucht Gott und Natur als zwei einander fremde Wirklichkeiten auseinander zu halten. Der atomistische Materialismus dagegen ist die Philosophie, in der die seit dem 17. Jahrhundert aufgekommene mechanische Naturerklärung nicht bloß ihre eigenen letzten Voraussetzungen, sondern die letzten Gedanken über die Welt überhaupt sieht; die ganze Wirklichkeit ist ihm nichts als ein System blind wirkender physischer Kräfte. Der idealistische Monismus will diese Gegensätze

überwinden, indem er überall die religiöse Weltanschauung und die wissenschaftliche Naturerklärung miteinander verträglich zu machen sucht. Es ist das keine leichte Sache; die Rolle des Vermittlers geht gar leicht in einen Kampf mit zwei Fronten über. Auf der einen Seite ist sie den Angriffen der supranaturalistischen Theologie ausgesetzt, die sie beschuldigt, die Autorität der kirchlich anerkannten und staatlich geschützten Lehre zu untergraben. Auf der andern Seite wird die Philosophie von den Vertretern einer rein physikalischen Weltansicht angefeindet; die Philosophieprofessoren, seit Schopenhauer die bestverleumdeten Menschen, werden als Priester zweiter Klasse verhöhnt, die angestellt seien, der Kirche im Kampf gegen die Wissenschaft zu sekundieren, als Leute, die dafür bezahlt würden, der Jugend durch allerlei dunkle und abstruse Erörterungen die Köpfe zu verwirren, um sie mit Mißtrauen gegen die Wissenschaft zu erfüllen und dem Autoritätsglauben in die Arme zu treiben. „Der Materialismus ist das notwendige Korrelat des Jesuitismus, das Wasser in diesen kommunizierenden Röhren ist stets gleich hoch," dies Wort Paul de Lagardes wird man wie überall in der Geschichte, so auch heute gegenüber den idealistisch gerichteten Philosophieen bestätigt finden. Ungeachtet aber alles dessen verfolgt Paulsen ruhig seine Zwecke; er sucht, wie oben schon ausgesprochen, einmal die philosophischen Probleme mit ihren möglichen Auflösungen zu entwickeln und zugleich die Lösung im Sinne des idealistischen Monismus darzulegen und zu begründen, und zweitens die geschichtliche Entwicklung des philosophischen Denkens an jedem Punkt wenigstens mit einigen Strichen anzudeuten. Wenn dabei die Auswahl der geschichtlich bedeutsamen Punkte immer nach der Zusammenstimmung mit den eigenen Gedanken geschieht, so wird das manchen befremden, im Grunde aber ist es nur natürlich; denn wie nach dem alten Wort der Mensch das Maß der Dinge ist, so sind die eigenen Gedanken das Maß der fremden. Auch ist nicht zu tadeln, daß die Verschiedenheiten der idealistischen Systembildungen zuweilen sehr zurücktreten oder durch harmonisierende Darstellung unterdrückt werden. Denn das ist ja gerade das Paulsensche Bestreben, klar zu erweisen, daß die philosophischen Gedankenbildungen aller Zeiten ein großes Ganze bilden, und daß die so viele Jahrhunderte alte Arbeit des philosophischen Nachdenkens nicht vergeblich gewesen ist, vielmehr zu einer in den großen Grundzügen einstimmigen Weltansicht führt, deren Bild sich immer schärfer herausarbeitet. — Wir wünschen dem interessanten Buche, das schon so viele Leser im In- und Ausland gefunden hat, auch in seiner neuesten Auflage weitere Freunde.

Auch die dritte der genannten „Einleitungen in die Philosophie", das Werk Jerusalems, verdient gelesen und studiert zu werden, um so mehr, als es bei größter Präzision doch klarverständlich geschrieben ist, was man philosophischen Werken leider nicht immer nachsagen kann. Es gleicht dem Werke Paulsens in formaler Hinsicht sehr; wir brauchen nur die Überschriften der einzelnen Kapitel zu nennen: Bedeutung und Stellung der Philosophie, Die propädeutischen Disziplinen, Erkenntniskritik und Erkenntnistheorie, Metaphysik oder Ontologie, Wege und Ziele der Ästhetik, Ethik und Soziologie, um das zu

begreifen. Aber auch in sachlicher Hinsicht steht er Paulsen nahe, wenn er bestrebt ist, Philosophie mit geläuterter Religion zu vereinigen und eine harmonische Weltanschauung aufzubauen. Empirischer und streng wissenschaftlicher Charakter sowie Rückkehr zum gesunden Menschenverstande sind ihm die formalen Forderungen, welche die Gegenwart an eine wirksame Philosophie stellt und zu stellen berechtigt ist. In diesem Sinne versucht er, durch Anwendung der auf dem Gebiete der Erfahrung bewährt gefundenen Urteilsfunktion das gesamte Geschehen, das physische wie das psychische, als Kraftäußerung eines mächtigen Willens aufzufassen, der die Gesetze, nach denen sich das Weltgeschehen vollzieht, gegeben hat und diese Gesetze, wie der Psalmist sagt, selbst nicht überschreitet. Die Gesetze dieses göttlichen Willens aber zu erforschen — das ist die Aufgabe der Wissenschaft.

Wir schließen unseren Bericht mit der Besprechung der wichtigsten Neuerscheinungen auf historischem Gebiet. Im Mittelpunkt steht hier die infolge der 100jährigen Wiederkehr des Todestages Kants ins Leben gerufene reiche Kantliteratur. Wir können hier natürlich nicht alle diesbezüglichen Erscheinungen betrachten; nur die u. E. wichtigsten seien hervorgehoben!

Wir nennen von den vielen Festschriften und im Druck erschienenen Festvorträgen acht, die unter den uns zur Kenntnis gekommenen die interessantesten sind: Richard Falckenbergs „Gedächtnisrede auf Kant", gehalten in der Aula der Universität Erlangen (Erlangen, Junge & Sohn), Erich Adickes' „Kant als Mensch", Sonderabdruck aus der Deutschen Rundschau (Berlin, Gebr. Pätel), Max Apels „Immanuel Kant; ein Bild seines Lebens und Denkens" (Berlin, C. Skopnik), Ludwig Busses „Immanuel Kant", Ansprache an die Königsberger Studentenschaft (Leipzig, R. Voigtländer), J. Freudenthals „Immanuel Kant", Rede bei der von der Breslauer Universität veranstalteten Gedenkfeier (Breslau, M. & H. Marius), W. Jerusalems „Kants Bedeutung für die Gegenwart" (Wien und Leipzig, W. Braumüller), Otto Liebmanns „Immanuel Kant", Gedächtnisrede in der Kollegienkirche zu Jena (Straßburg, K. J. Trübner) und Wilhelm Windelbands „Immanuel Kant und seine Weltanschauung", Festrede zur Feier der 100. Wiederkehr seines Todestages an der Universität Heidelberg (Heidelberg, K. Winter). Ganz besonders aber sei auf die von Hans Vaihinger und Bruno Bauch herausgegebene Festschrift der „Kantstudien" (Band 9, Heft 1 und 2) hingewiesen, in welcher von den ersten Forschern die Verdienste des großen Philosophen nach den verschiedensten Seiten hin gewürdigt werden. So bringt Liebmann einen Erinnerungsbericht an den 12. Februar 1804, Windelband gedenkt der Zeit hundert Jahre später, Tröltsch betrachtet das Historische in Kants Religionsphilosophie und gibt damit einen nicht hoch genug zu bewertenden Beitrag zu den Untersuchungen über Kants Philosophie der Geschichte, Hemann schreibt über Kants philosophisches Vermächtnis, Bauch betrachtet seine Persönlichkeit, Staudinger entwickelt Kants Bedeutung für die Pädagogik der Gegenwart, Kühnemann vergleicht ihn mit seinem Schüler Herder, Riehl mit Hermann

v. Helmholtz, Runze mit Emerson, Schmid beleuchtet seine Art im Spiegel seiner Briefe, v. Aster bringt einen Bericht über die neue Kantausgabe usw. usw. Ein Bericht Vaihingers über die Begründung einer Kantgesellschaft und die Errichtung einer Kantstiftung bildet den Schluß. Alles in allem kann dieses Buch nicht warm genug empfohlen werden, es enthält eine Fülle tiefer Gedanken und kann nur dazu dienen, das deutsche Herz mit Stolz zu erfüllen, diesen größten aller Denker sein eigen nennen zu dürfen. Um Kant aber in diesem Sinne noch besser kennen zu lernen, dürfen wir auch nicht verfehlen, auf die soeben in zweiter Auflage erschienene Kantbiographie M. **Kronenbergs** hinzuweisen (München, K. H. Beck), ein größeres Kantwerk, welches dazu bestimmt ist, einerseits überhaupt zum geschichtlichen Verständnis der Kantischen Epoche und Lehre beizutragen, andrerseits namentlich dem weiteren Kreise der Gebildeten Teilnahme und Verständnis für die Persönlichkeit und Ideenwelt Kants in einheitlich abgeschlossener Darstellung zu vermitteln. Kronenbergs Werk zeichnet sich weniger durch das Neue aus, was es bringt, als durch die Art, wie es den Stoff behandelt. Nur auf eins sei da hingewiesen! Unter den pädagogischen Hilfsmitteln, mit welchen Teilnahme und Verständnis für ein großes philosophisches System gerade innerhalb der weiteren Kreise der Gebildeten geweckt werden kann, ist eines der wesentlichsten, daß die Darstellung mit Stimmung und in maßvoller Weise auch mit Affekt sich erfülle. Nirgends ist das mehr angebracht als in der Philosophie, die ja nicht bloß einen wissenschaftlich-enzyklopädischen Charakter haben soll, sondern eine Lebensmacht sein muß und deshalb sich an den ganzen Menschen, an sein Fühlen ebensowohl als an sein Denken, wendet. Und wiederum wird innerhalb der Philosophie kaum bei einem Denker mehr ein solches Verfahren nahegelegt als gerade bei Kant, der vor allem durch die Tiefe seiner Sittenlehre und durch seine eigene vorbildliche sittliche Größe für immer als ein praeceptor Germaniae, ja als ein Lehrer der ganzen Menschheit dastehen wird. Es ist Kronenberg gut gelungen, Kant unserem Herzen durch eine stimmungs- und affektvolle Darstellung näher zu bringen.

Endlich gedenken wir heute noch zweier Werke, denen unseres Glaubens eine bedeutendere Stellung in der neuesten philosophischen Literatur zukommt. Wir meinen Prof. Dr. **Arthur Drews' „Nietzsches Philosophie"** (Heidelberg, K. Winter) und **Emil Fuchs' „Vom Werden dreier Denker"** (Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr).

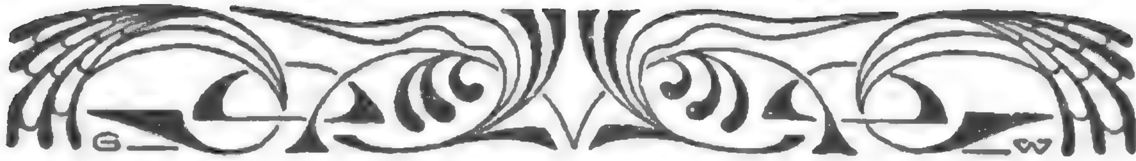
Drews erklärt es mit Recht für eine unbestreitbare Tatsache, daß über das eigentliche Wesen und den innersten Kern der Nietzscheschen Philosophie noch immer die größte Unklarheit herrscht. Die Nietzscheliteratur, die beinahe täglich wächst, hat den Denker unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet, die Eigenart seiner Welt- und Lebensauffassung vom kulturgeschichtlichen, psychologischen, ethischen, ästhetischen, religiösen, sozialen Standpunkte usw. aus beleuchtet, allein der eigentliche philosophische Gehalt von Nietzsches Schriften ist hierbei meist zu kurz gekommen, und an einer Darstellung, welche die verschiedenen Seiten von Nietzsches Philosophie gleichmäßig ins Auge faßt, den Einheits- und

Quellpunkt ihrer zahlreichen auseinandergehenden Strebungen in einer gemeinschaftlichen Grundanschauung aufzeigt und den Spuren ihrer Entwicklung im einzelnen nachgeht, hat es bisher überhaupt gefehlt, so Gutes auch von Männern wie Riehl, Vaihinger, Lichtenberger u. a. geleistet ist. Insbesondere ist in den bisherigen Darstellungen Nietzsches der Nachdruck meist einseitig auf die letzte große Hauptperiode in Nietzsches Entwicklung gelegt und nur diese eingehender betrachtet worden, während die vorangegangenen beiden Perioden in der Regel nur flüchtig skizziert wurden und besonders die für das Verständnis Nietzsches so überaus wichtige mittlere Periode, die Periode des Übergangs von der positivistischen zur neuen eigenen Anschauungsart, noch kaum die gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Drews' oben genanntes, gegen 560 Seiten starkes Buch ist bestrebt, allen diesen verschiedenen Gesichtspunkten gleichmäßig Rechnung zu tragen; es sucht mit gleicher Liebe und Anteilnahme die Grundgedanken der sämtlichen Schriften Nietzsches in systematischer Anordnung herauszustellen, ihren Zusammenhang sowohl untereinander wie mit der Persönlichkeit des Denkers und dessen Erlebnissen aufzuzeigen und dadurch ein tieferes Verständnis des Philosophen Nietzsche zu vermitteln, als irgend eine rein systematische Darstellung dies zu tun vermöchte, welche den Inhalt seiner Hauptschriften zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßt. Eine Äußerung, welcher man in der Nietzscheliteratur nicht selten begegnet, ist die, daß dieser Denker eine ganz ausnahmsweise Stellung unter allen Philosophen einnehme und eine ganz neue philosophische Epoche einleite. Hier zeigt Drews, daß jeder, der sich nicht vom äußeren Schein blenden läßt, sondern tiefer in das Wesen der Sache eindringt, über einen solchen Anspruch der Anhänger Nietzsches nur lächeln muß. Wie die alte Philosophie vor Sokrates im Grunde nichts anderes ist als das Bestreben, den allgemeinen Grund oder das Prinzip der Dinge unmittelbar vom Standpunkt der sinnlichen Wahrnehmung aus zu bestimmen, und die verschiedenen Weltanschauungen der griechischen Naturphilosophen nur ebenso viele verschiedene Versuche darstellen, das innere Wesen des Seins aus der naiv vorausgesetzten Identität des Denkens und Seins abzuleiten, so wurzelt die neuere Philosophie seit Kartesius im Cogito ergo sum, der ebenso naiv vorausgesetzten Identität des Seins und des Bewußtseins, und sucht das Sein mit der gleichen Unmittelbarkeit aus dem subjektiven Denken zu erklären. In diesem Zusammenhange, dem Spinoza, Leibniz und Kant nicht weniger wie Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer angehören, nimmt, wie Drews überzeugend nachweist, auch Nietzsche seine Stelle ein, und zwar direkt neben Schopenhauer. Nietzsche glaubt mit dem letzteren an die Möglichkeit einer unmittelbaren Erfassung des Seins im eigenen Bewußtsein und findet dieses Sein im Willen, auch er betrachtet den Willen als einen blinden, d. h. unvernünftigen und inhaltslosen, nur daß er dieses alogische Willensprinzip unter dem Einfluß seiner persönlichen Erfahrungen, nicht, wie Schopenhauer, als ein absolutes, sondern vielmehr als ein individuelles und, unter dem Einfluß des Positivismus, nicht als ein metaphysisches, sondern als ein empirisches Wesen deutet. Das Streben, auf Grund dieses alogischen

individuellen empirischen Willensprinzips die Welt nicht sowohl zu erklären als zu gestalten, dem Ich zur Freiheit und Selbständigkeit zu verhelfen und diese Freiheit auch nach außen zu bewähren, dies ist, wie wir aus Drews ersehen, der Kern von Nietzsches Philosophie, und die verschiedenen Entwicklungsstufen in Nietzsches Denken sind nur verschiedene Versuche, jenen innersten Grund seines eigenen Wesens zu erfassen. „Es ist das tragische Schicksal Nietzsches, mit diesem Bestreben seiner Selbstbefreiung, das sich objektiv als Ringen nach Kultur darstellt, daran gescheitert zu sein, daß Freiheit und Kultur auf dem Boden des individuellen Selbst überhaupt nicht möglich sind, ganz gleichgültig ob das Selbst als logisch oder alogisch aufgefaßt wird.“ Drews zeigt, wie Nietzsche durch die Folgerichtigkeit und die Energie, womit er die verschiedenen Möglichkeiten einer individuellen Freiheit von der erwähnten Voraussetzung aus durchlaufen hat, auch seinerseits zur Einsicht in die Unhaltbarkeit derselben beigetragen und damit von neuem die Notwendigkeit erwiesen hat, über das Cogito ergo sum hinauszugehen. Möchte Drews' Werk den philosophierenden Zeitgenossen die Augen darüber öffnen, daß jeder Versuch, im Denken unmittelbar das Sein als solches zu ergreifen, konsequenterweise nur im Wahnsinn, im gänzlichen Untergange und Erlöschen des eigenen Geistes enden kann!

„Vom Werden dreier Denker“ — in diesem Werke macht Emil Fuchs, Repetent an der Universität Gießen, den Versuch, die wichtigste Periode in der Entwicklung der drei Denker Fichte, Schelling und Schleiermacher darzustellen, die nach Herder und den großen Dichtern den größten lebenschaffenden Einfluß auf das deutsche Geistesleben geübt haben. Der Verfasser ist ein Freund Euckenscher Geschichtsauffassung, dessen „Lebensanschauungen der großen Denker“ für ihn der Anstoß zu seiner Arbeit wurden. Fuchs sucht zu zeigen, wie einheitliche Lebensinteressen die genannten drei Denker zu einer philosophischen Gruppe verbinden, auseinandergehende wiederum jeden zu einem andersartigen Denker machen, und wie dadurch ein wechselseitiges Aufeinanderwirken, Abstoßen und Anziehen bedingt wird, aus dem dann wieder ein wunderbarer Reichtum von Anregungen und Problemen hervorgeht, die noch für uns nachwirken. Was uns das Fuchssche Buch bringt, ist eine Schilderung der Entwicklung Fichtes und Schellings bis 1799, Schleiermachers bis 1804. Wir können zwar nicht näher auf seinen Inhalt eingehen, empfehlen es aber als eine vortreffliche Einleitung in die Gedanken der großen deutschen Idealisten für solche, die sich bis dahin noch nicht mit ihnen beschäftigt haben. Sie werden ohne Zweifel aus dem Buche sehen, daß bei diesen Denkern viel mehr zu holen ist, als man oft annimmt, und wie ein reiches Ringen und Denken sie bewegt. Für diejenigen, welche Lust haben, eine oder die andere der Schriften jener Denker zu lesen, hat Fuchs ein Verzeichnis der Schriften beigefügt, die nach seiner Meinung die verständlichsten und dabei doch auch wieder charakteristischsten sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„.... Keiner von uns ist ein so guter Baumeister, daß er gewohnheitsmäßig unter seiner Kraft arbeiten könnte, und doch gibt es unter den mir bekannten, jüngst errichteten Gebäuden nicht eines, an dem es nicht augenscheinlich genug wäre, daß weder der Architekt noch der Unternehmer sein Bestes getan hat. Das ist das besondere Merkmal moderner Arbeit. Fast alle alte Arbeit war harte Arbeit. Sie mag die Arbeit von Kindern oder Barbaren oder Bauern gewesen sein; aber immer war sie ihr Äußerstes. Unserer sieht man beständig das Schielen nach Lohn, ein Abbrechen, wann und wo wir nur können, und ein träges Sich-zufriedengeben an, niemals ein rechtes Aufbieten unserer Kraft. Laßt uns nichts mehr mit dieser Art Arbeit zu schaffen haben, jede Versuchung dazu hinter uns werfen; laßt uns nicht freiwillig uns selbst erniedrigen und dann über unsere Unzulänglichkeit murren und trauern, gestehen wir unsere Armut und Kargheit ein, aber betrügen wir uns nicht selbst. Es fragt sich nicht einmal, wie viel wir tun sollen, sondern wie es getan werden soll; es handelt sich nicht um mehr, sondern um besseres Tun."

Aus: John Ruskin, Menschen untereinander. Auszüge aus seinen Schriften. Auswahl und Übersetzung von M. Kühn. Düsseldorf, K. R. Langewiesche.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

V.

Landsgemeinde! Die Glocken von Altburg läuten. Aus den Häuserhaufen des Ortes quillt es auf wie ein Sprudelquell von Tönen, der über den Dächern sich teilt und in einer blauen reglosen Luft nach allen Seiten hinausschwimmt. Wie goldene Tropfen aus dem klaren Frühlingstag, der im Gegensatz zu andern schon heißen Maitagen eine klare Kühle an sich hat, wie goldene Tropfen fallen ein paar Glockenlaute auch über das Püntinerhaus herein. Da hantiert um Stall und Haus mit Gabel, Milcheimer und Lecktrog der Arnold. Die Knechte bis auf den Köbi sind in der Kirche, auch der Vincenz ist früh nach Altburg gegangen.

Die Sitte will, daß er dort in der Kirche sich zeigt und nachher mit Freunden vom Rat zum Imbiß geht. Um 1 Uhr tagt die Gemeinde.

Dem Arnold sein Gesicht leuchtet wie der Tag. Zuweilen tritt er vom Stall in die Straße vor und späht nach dem Haus des Felice hinüber. Der ist gestern abend spät heimgekommen. Wenn er, der Arnold, mit der Arbeit fertig ist, wird er hinüber gehen zu ihm.

Eine gute Stunde später zieht er den Feiertagsrock an. Als er aus seiner Kammer herab und in den Hausflur kommt, steht die Wohnstubentür offen. Drinnen in einer Flut warmen Morgenlichtes, das durch die Scheiben bricht, sitzt die Püntinerin, in sich zusammengekauert, und hält die Andacht zu Haus, die sie in der Kirche nicht mehr suchen gehen kann.

„Zum Felice gehe ich hinüber," sagt der Arnold unter der Tür und wartet die Antwort der Mutter nicht ab, sondern geht gleich weiter. Aber noch ehe er die Haustür erreicht, läßt ihm die drängende Freude nicht Ruh und er ruft zurück: „Vielleicht erzähle ich Euch etwas, wenn ich wiederkomme."

Er kommt nicht allein wieder; drei bringt er gleich mit aus dem Felice-Haus: die Anna, ihre Mutter und den Vater. Er lacht mit dem ganzen Gesicht, als er mit ihnen ins Haus tritt. Der Felice lächelt auch, aber fast mißbilligend, zum mindesten verlegen. „Es gehört sich nicht," murmelt er, „daß wir alle miteinander ins Haus fallen".

„Es ist niemand daheim als die Mutter," sagt der Arnold. Der Kopf ist ihm rot vor Freude und Erregung. Der Felice kann nicht länger unzufrieden sein, als er ihn ansieht.

So treten sie alle hinter ihm in die Stube, wo die Püntinerin noch immer ihren Rosenkranz dreht. Sie wendet sich, als sie sie kommen hört und macht beim Anblick des zahlreichen Besuches ein erstauntes Gesicht. Es ist aber nicht schwer zu erraten, weshalb sie kommen. Der Arnold hält die Anna bei der Hand. „Ihr werdet es schon merken, Mutter," sagt er.

„Was?" sagt die Püntinerin.

„Er will mir sie geben," sagt der Arnold wieder und sieht den Felice an.

Die Püntinerin heißt die Nachbaren Platz nehmen, und sie setzen sich, der Felice mit einem ernsthaften Gesicht und der ruhigen Würde, die er an sich hat, auch seine Frau still, mit freundlicher Miene.

„Er sagt, Ihr wüßtet, daß er sie gern hat, die Anna," hebt der Welsche an.

„Zu viel hat er nicht verlauten lassen," gibt die Püntinerin zurück, will aber keinen Mißton in das bringen, was ihr nicht unlieb ist, reicht deshalb die knochige Hand nacheinander dem Nachbarn und seinem Weibe. Die der Anna, die sie dann faßt, behält sie in der ihren. „Es freut mich, wie es gekommen ist," sagt sie.

„Es ist mir fast früh für das Mädchen," beginnt der Felice wieder, „nur weil es Euer Sohn ist — Frau —." Er neigt den Oberkörper ein wenig in linkischer Höflichkeit.

Die Püntinerin sieht den Arnold an. „Weiß der Vincenz, was du im Sinn hast?" frägt sie ihn.

Er wird rot. In diesem Augenblick weiß er, daß er etwas versäumt hat. Aber es ist nicht immer bequem, einen Bruder über sich zu haben, den man fragen und bitten soll. So hat er keine Eile gehabt, mit dem Vincenz zu reden. Die Frage der Mutter ärgert ihn. „Ja — ja — schon reden will ich jetzt dann mit ihm," sagt er unwirsch.

Das Gesicht des Felice wird ernster. „Sagen hätte er es ihm sollen, dem Ratsherr," meint er zur Püntinerin. Sie aber will wieder die Freude nicht stören lassen. „Er wird schon zufrieden sein, der Vincenz," sagt sie. Dabei blickt sie die Anna an und das Wort kommt ihr aus dem Herzen herauf; er hat immer große Stücke auf sie gehalten, der Vincenz! „Freuen wird er sich," lächelt sie der Anna zu.

Aus der Herzlichkeit ihres Wesens wächst ein gemütliches Zusammenplaudern. Die Frau des Felice ist redselig und kommt auf Aussteuer und Hochzeit. Er selber ist langsamer. „Was der Ratsherr meint, wollen wir hören," sagt er ein paar mal, wenn sie seinen Rat wissen wollen.

Nachher werden sie einig, daß sie den Vincenz in Altburg abholen wollen, der Arnold und die Anna. „Augen wird er machen," lacht der Arnold.

Später kommt die Elisabeth heim und erfährt, was neues ist, freut sich und will dabei sein, wenn sie nach Altburg gehen. Kein Morgen seines Lebens ist dem Arnold vergangen wie der. —

Es ist darauf hoher Mittag, als die beiden Mädchen und der Arnold von Hause weg und auf die stille Straße nach Altburg kommen. Die beiden Mädchen gehen im Sonntagsputz, haben helle bebänderte Hüte an, die Elisabeth trägt ein lichtblaues, die Anna ein dunkles Kleid. Die Elisabeth ist jung und im Gesicht blustfarben wie immer, die Anna erregt und darum bleicher, der Wind weht ihr ein paar Kraushaare um Schläfe und Ohr. Der Arnold hat sich herausstaffiert wie ein Herren-

sohn. Er trägt eine Geraniumblüte im Knopfloch und einen glänzend schwarzen neuen Rundhut auf dem blonden Kopf.

Im Anfang ihres Weges — der Arnold geht zwischen den zwei Mädchen — wissen sie allerlei zu reden; je näher sie Altburg kommen, desto schweigsamer werden sie, weil das Schauen angeht. Sie gehen über das Holperpflaster des Fleckens, an den letzten Häusern vorbei, aus dem Ort wieder hinaus nach dem Landsgemeindeplatz. Dieser Teil ihres Weges ist nicht mehr einsam. Eine festlich geputzte Menge wogt hin und her. Sie haben zu staunen, zu grüßen, aufzupassen, daß sie einander nicht verlieren. Je näher sie der Tagungsmatte kommen, desto dichter wird das Gedränge. Am Ring stehen die Männer zehn Glieder tief, alle barhaupt, hoch über dem Volk in schwarzgelben Mänteln die stimmenzählenden Waibel. Der Arnold und die Mädchen machen sich an einen der Hänge hinan, die die Matte amphitheatralisch umgeben und von Zuschauern besetzt sind. Sie finden eine schöne freie Aussichtsstelle, von der sie mitten in den Ring, auf den Landamman und den Schreiber und das Volk sehen können. Der Landamman spricht eben. Eine Abstimmung folgt. Hände für und Hände dagegen! Wie ein Vogelvolk fliegen sie bei jeder Aufforderung über den dichten Menschenring auf. Gleich nachher beginnen die Wahlen.

Der Arnold und die Mädchen haben noch nicht lang hinuntergeblickt, als sie den Namen des Vincenz vom Ring herauftönen hören. Dann tritt er auf einmal selber aus der Menge, von hinten hervor, keiner, der sich vordrängt, keiner, dem darum zu tun ist, daß er gesehen wird. Jetzt steht er frei im Ring, den Hut in der Hand, in schwarzem Anzug von bäurischem Schnitt, ungleich den Herren von Altburg, die in Fräcken und Gehröcken gehen. Seine Schultern sind so breit, daß seine Gestalt trotz ihrer Höhe fast etwas Plumpes hat; sein großer Kopf ist von der Sonne beschienen, jeder derbe Zug steht scharf im Licht und die Stirn glänzt wie ein Turmdach. Als er spricht, klingt seine Stimme tief und dumpf wie eine große Glocke, aber sogar der Arnold und die Mädchen hören, was er sagt, kurz, schlicht, ein paar Worte: „Wenn ihr es so haben wollt, will ich es tun."

An der Gemeinde sträubt sich sonst ein jeder gegen ein ihm zugedachtes Amt; zum guten Ton gehört es. Der Vincenz kümmert sich um den Alltag nicht. Er sagt sein Wort. Als er geendet hat, blickt er um sich, einmal im Kreis, einmal nach den Zuschauern hinauf. Plötzlich ist es, als habe er den Arnold und die Mädchen erkannt. Wie ein Lachen geht es durch sein Gesicht. Dann tritt er in den Ring zurück.

„Wer dem Ratsherr Vincenz Püntiner stimmt," geht eine Stimme.

Der Arnold und die Mädchen können die Hände fliegen sehen. Es ist als ob keine an der Seite eines Mannes bliebe. Ein Jauchzen bricht aus der Menge. Die oben am Hang wissen: Der Püntiner sitzt von jetzt an im obersten Rat!

Unten nehmen die Wahlen ihren Fortgang. Um den Ring ist ein unablässiges Gewoge von Menschen. Die beiden Mädchen und der Arnold suchen den Vincenz, der im Ring verschwunden ist. Stehen muß er irgendwo im Glied! Plötzlich sehen sie ihn dicht unter der Stelle, wo sie selber sich befinden, den Hang heraufkommen.

Er kommt langsam vorwärts; denn immer treten ihm Leute in den Weg, die ihm die Hand schütteln, ihn mit ein paar Worten aufhalten. Selbst als er endlich den Bruder und die Mädchen erreicht, drängt sich ein Kreis von Volk um sie. Unter aller Augen reicht er dem Arnold, der ihn mit einem freudigen Blick anleuchtet, die Hand, dann der Elisabeth und dann der Anna. Ehe er dieser die Hand gibt, sieht er sich flüchtig um, fast als meinte er die ärgerliche Frage: Warum steht ihr alle da? Dann grüßt er sie, ohne sie anzusehen. Plötzlich erst hebt er dann den Blick. Seine Brust dehnt sich sichtbar unter einem tiefen Atemzug. „Wir sehen uns heute noch, wir zwei," sagt er leise zu ihr. Er lächelt dazu; die andern mögen glauben, daß er einen Scherz gesagt hat. Die Anna weiß es anders. Sie erschrickt. Seine Hand hat in der ihren gezittert. Aus der Art, wie er die Worte aus allen Herztiefen geholt hat, fühlt sie, was sie heißen. Es geht vor ihren Blicken wie ein Tor auf: Der — der Vincenz — will — will dich haben.

Andere Leute drängen ihn von ihr und ihren Begleitern ab. Er nickt noch flüchtig. Dann muß er sich denen zuwenden, die da und dort ihn grüßen wollen. Bald sehen sie ihn nach dem Ring zurückschreiten und sehen ein, daß sie nicht auf ihn warten können, daß er lange nicht frei werden wird.

Sie bleiben noch eine Weile auf ihrem Lugaus stehen. Der Arnold spricht eifrig: „Jetzt weiß er es erst nicht, Augen wird er machen, wenn er heimkommt! Daß daheim unser altes Dach nicht einfällt, wenn es so viel neues zudecken muß, einen Regierungsrat und einen Bräutigam, heute Nacht." Er sieht die Anna an und wundert sich, daß sie nicht lacht, meint aber, daß das, was unten vor ihren Augen hin und her wogt und treibt, sie in Anspruch nimmt. Sie blickt auf das Getriebe; aber sie sieht es nicht. In ihr sind tausend Gedanken. Wach ist sie, ganz wach: Der Vincenz — der Püntiner — an hundert kleinen Dingen

hätte sie es merken sollen, daß er mehr meint als nur Wohlwollen und Freundlichkeit!

„Heimgehen sollten wir, meine ich," sagt jetzt der Arnold neben ihr. Sie schrickt zusammen, faßt sich aber rasch, stimmt jenem bei, geht mit ihm vom Platz hinweg in ein Wirtshaus zu Altburg, nachher auf den Heimweg und gibt sich alldiezeit Mühe, auf das aufzupassen, was ihre Gefährten reden. Aber immer wieder muß sie sich von dem losreißen, was ihr die Gedanken einzieht: Er — er will dich haben, der Püntiner! Sie scherzt mit Elisabeth und Arnold, läßt sich des letzteren heimliche Zärtlichkeit gefallen, hat selber manchmal ein Aufwallen im Herzen und sieht ihn mit frohem Blick an oder drückt ihm die Hand, aber auf einmal scheint ihr die eigene Rede dann wieder ganz fern zu tönen, und sie sieht den Vincenz wieder vor sich stehen, in heimlicher Erregung, mit einem Wesen — als — als sei ihm ein wundersames Wunder aufgegangen — mit — tags ihres Lebens hat sie nie einen Menschen so im Innersten aufgewühlt gesehen! Und auf einmal packt sie eine Angst. Wenn er heimkommt und fragen will und — und es ist wie es ist, der Arnold und sie — — —

Als die Angst einmal da ist, macht sie ihr Herzklopfen, wird sie immer größer. Sie selbst wird stiller und bleich.

„Warum redest nicht mehr?" frägt der Arnold neben ihr. Er hat hier draußen den Arm um ihre Hüfte gelegt und tut seiner Liebe keinen Zwang mehr an.

„Ich weiß nicht — das Gewühl" — stottert sie.

„Ganz dumm macht einen der Lärm, hast Recht," bestätigt die Elisabeth und damit ist es gut.

Sie erreichen dann das Püntinerhaus, grüßen die Mutter und gehen später zum Felice hinüber, wo sie beisammen sitzen. Der Felice sieht wohlgefällig auf das junge Paar. „Wenn er es dann weiß, der Ratsherr und einverstanden ist, will ich mich freuen," sagt er.

Die Anna bleibt wortkarg und hat die heiße Angst im Herzen. Wenn er es erst wüßte!

Indessen sitzt die Püntinerin in ihrem Geduldsstuhl. Das Leben ist arm, wenn seine Grenzen die eines Armstuhls sind; aber die große Geduld lernt sich darauf, das schwere Leben zu verstehen. Die Alte läßt die Gedanken dem Vincenz entgegen gehen. Er ist es geworden, Regierungsrat! Der Arnold hat es gebracht. Auch dahin ist er gekommen, der Vincenz. So groß ist einer von den Buben, von ihren Buben geworden! Sie hat ihn gemeistert in seiner Jugend, hei und wie! Sie ist keine sanfte

gewesen! Und jetzt ist ihr Wort ganz klein und seines groß geworden. Was er sagt, gilt jetzt im Haus. So ist er über sie hinausgewachsen!

Über sie und ihre Gedanken herein leuchtet der rote Abend. Es ist ein ganz helles und wundersam feierliches Licht. Der Tisch, das Sopha, die Stühle, alles sieht viel fürnehmer darin aus. Wenn die Püntinerin sich selber sähe, — über ihrem schmalen kleinen Gesicht und auf den weißen Haarsträhnen liegt es wie ein Schein junger Jahre.

Mit dem roten Abend kommt der Vincenz. Sein Schritt ist schon vor dem Haus zu erkennen. Es ist nur, als trete er heute leichter und rascher auf als sonst. Auch ganz sicher. So selten er sich vergißt, er meidet sonst festliche Anlässe, weil er weiß, daß er nicht viel Wein verträgt; und heute hätte es wohl geschehen mögen, daß sie ihm zu vielem Bescheid tun gebracht hätten. Aber ganz ruhig und sicher tritt er auf.

Jetzt steht er in der Tür.

„Tag, Mutter," sagt er, als ob er gar nicht hereinkommen wollte. Sie streckt ihm die Hand hin.

„Darfst mir schon die Hand geben," sagt sie, und als er sie lachend drückt: „So bist also das auch noch geworden, jetzt?"

„Freut es euch?" fragt er.

Sie antwortet mit einem Scherz, den ihr Blick zum Lob macht: „Die Mutter muß sich bald fürchten vor dem gescheidten Sohn."

Er lacht und will sich wenden. „Wo sind die andern?" fragt er.

„Drüben — beim Felice," gibt sie zurück.

Er zieht die Stirn zusammen, er wäre lieber allein gewesen dort, nachher. „Just hinüber will ich," sagt er dann; sein Ton zeigt, daß ihn die Ungeduld nicht länger läßt. „Mit der Anna will ich reden," wirft er dann noch hin ganz mit Absicht, daß die Mutter daraus etwas ahnen soll. Dabei geht er schon der Türe zu.

„Mit der Anna?" sagt die Püntinerin. Ein sonderbar ungeduldiges Zittern in seiner Stimme ist ihr aufgefallen. Ihr Atem stockt. „Du, Vincenz," sagt sie dann, als er eben in den Flur treten will.

„Was?" fragt er.

„Du hast es doch gemerkt, daß er sie gern hat, der Arnold?" sagt die Püntinerin. Ängstlich blickt sie ihn an.

Er kommt auch wirklich einen Schritt zurück in die Stube. „Was?" fragt er wieder, als ob er nicht recht verstehe.

„Sie haben sich einander versprochen heute," sagt die Püntinerin.

„Der — Arnold?"

„Und die Anna," sagt die Alte.

Der Vincenz steht aufrecht. Es ist nur, als falle seine große Gestalt zusammen wie plötzlich abgezehrt; es muß wohl in der Haltung liegen. Nun tritt er wieder ganz in die Stube herein. Die Tür macht er zu und setzt sich. In seinem schwarzen Anzug, den Hut in der Hand sitzt er da, der Kopf fällt ihm etwas vornüber. Man sieht jetzt, wie weit die Stirn unter das sich lichtende Haar zurückstrebt; die schweren Brauen und der Schnurrbart hängen wie dunkle Grasbüschel an Felskanten in seinem Gesicht.

Die Püntinerin sieht ihn an. Sie errät alles. Er braucht nicht zu reden. Und — Herrgott, daß sie es nicht früher gesehen hat!

„Ich," — sagt er mit einer trockenen Stimme, als breche er mit jedem Wort in sich selber etwas ab, — „um sie fragen habe ich wollen — um die Anna."

Die Püntinerin schweigt und starrt. Es ist fürchterlich zu sehen: Langsam steigt etwas in seinem großen Körper auf, jetzt macht es die Brust keuchen, jetzt würgt es im Hals und jetzt sprengt es Lippen und Augen. Der Vincenz schluchzt. Nur einen Laut. Nachher ist alles wieder nur inwendig, die ganze Qual.

Aber die Püntinerin, deren Hand er ganz entwachsen ist, hat die Empfindung, als ob der große, alte, ihr just noch einmal heimkäme wie als klein und jung, da sie in seinem Leben noch etwas zu sagen gehabt hat. Sie faßt mit der gichtigen Hand nach ihm hinüber, kann ihn aber nicht erreichen und streicht darum unbeholfen, verlegen um das, was sie tun soll, über ihr Haar, daß die schwarze Haube, die sie trägt, sich zurückschiebt. Jetzt ist ihr ganzer, weißer Scheitel sichtbar und das rote Licht zündet über ihren kleinen, schmalen Kopf.

„Es muß eines viel tragen bis es zum sterben kommt, Vincenz," sagt sie; ohne daß sie es weiß, zeigt das rote Licht Striche und Striche in ihrem Gesicht, die dasselbe sagen: Es muß eines viel tragen, bis es zum sterben kommt!

Darum ist das Wort wohl das größte, was sie ihm hat sagen können. Er sieht sie an und versteht sie. Dann nimmt er seine Kraft zusammen. Es dauert eine Weile, bis er reden kann. „Sie werden wohl herüber kommen nachher?" sagt er dann.

„Ja, sie kommen alle," antwortet die Püntinerin.

VI.

Der Verlobungsabend ist nicht nach dem Arnold seinen Erwartungen gewesen; aber dann — wann ist im Leben die Wirklichkeit so schön wie

die Erwartung! Der Vincenz, als das Brautpaar, die Elisabeth und die zwei Alten herüber kamen, saß am Eßtisch, oben an seinem Platz, wo er immer sitzt. Langsam und scheinbar mühsam stand er auf, als alle in die Küche, wo immer gegessen wird, traten.

„So — so“ — redete er so daher. „Die Mutter hat es mir gesagt.“

Es klang, als ob ihm jedes Wort an der Zunge klebe. Dann gab er allen die Hand, auch der Elisabeth, als ob er der auch Glück wünschen müßte, setzte sich und steckte den Löffel in die Suppe, in einer Art Zerfahrenheit. Dieses Wesen blieb ihm den ganzen Abend, die Augen, sonderbar klein und eingekniffen, blinzelten immer so gleichsam über alles hinaus, so daß es war, als sei er auf einem ganz anderen Weg und müßte immer erst zurückgerufen werden, wenn einer etwas von ihm wollte. Dann gab er auch immer auf jede Frage hastig ein „ja, ja“ oder „nein, nein“ zurück und manchmal paßte das gar nicht. — Der Arnold winkte der Mutter einmal mit den Augen, so als zu sagen: Sie haben ihm mit Wein stark eingeheizt in Altburg. Der Felice wurde mit heimlichem Lächeln die erste kleine Schwäche an dem gewahr, den er nie genug rühmen kann. Von allen wußte außer der Püntinerin nur eine Bescheid. Das war die Anna. Die trug um den Mund und die Nüstern das Zucken, das bei ihr die Erregung verrät, sprach wenig, sah viel vor sich nieder und dachte daran, daß der Vincenz, als er ihr Glück gewünscht, ihre Hand kaum berührt hatte.

Über dem ganzen Abend hat also nichts Festliches gelegen.

Heute sitzt der Felice bei dem Vincenz in der Schreibstube.

„Also — Ihr — es ist Euch doch recht?“ frägt er, den Hut in den Händen drehend, während sichtliches Unbehagen und leiser Groll aus seinem bärtigen Gesicht zu lesen sind.

Der Vincenz ist mehr bei der Sache als gestern. Er merkt, daß der andere ob seiner Zurückhaltung stutzt. „Gewiß ist es mir recht;“ sagt er rasch. „Der Arnold kann eineweg zufrieden sein.“

Der Felice sieht ihn ehrlich an. „Es ist mir gewesen, daß ihr nicht ganz zufrieden wäret,“ sagt er. „Und ich möchte denn doch das Mädchen nicht in ein Haus geben, wo sie nicht willkommen ist. Sie — sie wäre mir zu gut dafür.“

Der Vincenz wird dunkelrot. „Natürlich,“ sagt er, „und natürlich bin ich zufrieden! — Ich will nachher mit dem Bruder reden, was er anfangen will.“

Als er das gesagt hat, sinkt er in seinem Stuhl wieder zusammen, wieder als ob ein Abzehren an seinem Körper wäre.

Der Felice ist von der Sache, von der er spricht, gefangen, darum merkt er es nicht. „Ins Geschäft will ich ihn nehmen, den Arnold," sagt er. „Ich muß jemand haben, jemand, der zu mir hält."

„Desto besser," sagt der Vincenz.

Eine Weile gibt Wort noch Wort. Endlich geht der Felice, weil er merkt, daß der andere immer weniger zum antworten aufgelegt scheint. Dabei sagt er sich, daß er an dem Püntiner eine neue Seite kennen gelernt hat, eine unfreundliche Seite, und ist überzeugt, daß der frohlebige Arnold der bessere von beiden ist, wenn auch der weniger begabte.

Nach der Unterredung geht mit der Verlobung alles weiter, wie es bei jeder anderen geht. Der Arnold hat es eilig und will die Hochzeit recht nah rücken. Da ihm niemand dagegen ist, soll sie zwei Monate später schon statthaben. Inzwischen hängt der Arnold den Bauern an den Nagel und geht mit dem Felice in die Brüche hinauf, lernen, was ihm der zu zeigen hat.

Der Vincenz geht in Haus und Stall seiner Arbeit nach und tut daneben, was seine Ämter von ihm verlangen. Die ihn nur hie und da sehen, finden nichts Auffallendes an ihm, so auch der Arnold nicht, dem überdies die Augen vor Glück blind sind. Die Elisabeth nur fragt heimlich die Mutter: „Ihr, — der Vincenz — es ist, als ob etwas an ihm gebrochen wäre."

Das ist das rechte Wort. Wie mit geknicktem Rücken geht der Vincenz einher. Die Arme schlenkern schlaff; am Leibe hängen die Kleider, auf die er nicht Acht hat, so peinlich er sonst ist. Zuweilen kommt er in die Stube, wo die Mutter sitzt und läßt sich in einen Stuhl fallen, schwer, daß es nur so kracht, sitzt da, als müßte er einschlafen, und mahnt ihn dann die Püntinerin: „Du, Vincenz, es ist Zeit zum Hirten," oder „Du, noch nach Altburg hinein hast wollen," so wirft er die beiden Schultern an die Stuhllehne und die Arme auf die Knie und sagt ein faules Wort: „Es ist der Mühe nicht wert, aufzustehen."

Die Püntinerin hat gehofft, daß er es verwinden wird; denn er ist nie schwach gewesen in seinem Leben. Er zeigt auch jetzt keine Schwäche, seufzt nicht und klagt nicht; aber es ist fürchterlich zu sehen, wie es an ihm frißt. Und die Zeit geht darob.

Einigemale kommt er von Altburg erst spät in der Nacht zurück und schwer betrunken. Die Püntinerin erwartet ihn einmal, denn zum Bett vermag sie sich selber zu schleppen.

— „Jesses du," sagt sie, als sie sein wüstes Gesicht sieht: „denk daran, was du deinem Amt schuldig bist."

Er lacht sie an und lallt: „Ja — ich habe es euch immer gesagt — vor dem Wein muß ich mich bekreuzen — er mag mich, der Wein.“ —

Und schon geht in Altburg ein Gerede: „Dem Püntiner ist es zu gut gegangen, das Trinken fängt er an.“

Der Zufall will, daß gleich den ersten Hauch dieses Lästerns ein Knecht ins Haus trägt. Der Vincenz horcht auf, und vom Tage an ist er ein anderer. Den Ehrgeiz hat er noch. Er rafft sich zusammen, reißt sich aus seinem Schlemmerleben auf und lebt nur der Arbeit. In wenigen Wochen ist das Entgleisen im Haus und bei andern, die es gemerkt haben, vergessen und er gilt wieder bei den Leuten. Nur die Püntinerin weiß, daß er nur äußerlich der alte ist und daß er in sich Tag für Tag und Stunde für Stunde den Wolf Elend erwürgen muß.

Drüben im Felice-Haus näht indessen die Anna an ihrer Aussteuer. Noch im vergangenen Jahr hat sie sich das als eine wundersame Sache gedacht, wenn eines an seiner Aussteuer nähen kann. Jetzt stichelt sie darauf los und denkt kaum an das, was sie arbeitet, hat keine Zeit sich an Leinen und Stoffen zu freuen, hat anderes zu denken. Das mit dem Vincenz geht ihr jeden Tag durch den Kopf. Daß sie nicht gemerkt hat, wie es um ihn steht! Daß sie nur so blind hat sein können!

Ihn selber sieht sie selten. Sie geht ihm und er geht ihr aus dem Wege. Was sie voneinander merken, ist allenfalls ein „gut Tag“ im Vorbeigehen. Aber von seinem Wesen hört sie von der Elisabeth. Und sie ist klug, weiß sich wohl zu reimen, wie alles mit ihm steht. So haben ihre Gedanken viel und viel mit ihm zu tun. Sie sieht ihn auch vor sich, breitschulterig, mit dem klugen Kopf, sieht ihn meist so, wie sie ihn an der Landsgemeinde gesehen hat. Neben allem was sie beschäftigt, regt sich eines Tages ein neues, kleines Gefühl: Einer, der soviel gilt, ein so angesehener, verzehrt sich deinetwegen, Anna de Felice! Das Herz wird ihr warm davon. Der Vincenz hat ihr noch nie so leid getan wie an diesem Tag. Als er am nächsten Tag am Haus vorübergeht, sieht sie ihm hinter den Fenstervorhängen nach; das Herz klopft ihr: Viel höher ist er gewachsen als der Arnold! Im Äußern schon kann ihm einer ansehen, daß er etwas besonderes ist! Ja — und — es ist wie die Elisabeth sagt — wie unter einer heimlichen Last geht er! — Allmählich und während die Tage gehen, beginnt sie zu vergleichen: So ist der Vincenz und so ist der Arnold! Und der Vincenz wächst immer und der Arnold wird immer kleiner. Und der Vincenz — gern hat er sie und ist elend! Leid tut er einem!

Bis acht Tage vor der Hochzeit denkt und näht die Anna de Felice sich so durch. Daß die Hochzeit so nah ist, zu dem Gedanken erwacht sie gleichsam erst, als der Arnold eines Abends wieder neben ihr sitzt, zärtlich tut und flüstert: „In einer Woche, Schatz!"

Er hat den Arm um sie gelegt. Sie aber windet sich plötzlich. „Laß mich doch," sagt sie, weiß selber kaum, daß sie es sagt, fühlt nur, daß seine Zärtlichkeit ihr lästig ist.

Er sieht sie halb erschreckt, halb zornig an. „Was hast denn?" frägt er.

Da schießt es in sie hinein, daß sie ihm Unrecht getan hat. „Du weißt ja, daß ich fleißig sein muß, wenn ich fertig werden will," entschuldigt sie sich; und weil er an die sieben kurzen Tage denkt und neben der Freude darüber kein Bedenken Platz hat, gibt er sich zufrieden, tätschelt ihr die Hand und sagt: „Nachher mußt mir nachzahlen, was du mir jetzt schuldig bleibst."

Um seiner guten, unverdrossenen Rede willen, sieht sie ihn mit herzlichem Blick an. Er vergißt darüber, daß sie ihn seit der Landsgemeinde ohnehin nicht mit ihrer Liebe verwöhnt hat und manchmal sonderbar ist, als ob es sie reute. Er hat sich auch an dem Abend nicht mehr zu beklagen. Die Anna ist gut zu ihm und nickt, wenn er erzählt: So wollen wir es dann haben und so und so!

Aber als er fortgeht und nachher, die sieben kommenden Tage, ist ihr manchmal: Du kannst ihn nicht nehmen! Ein- zweimal meint sie, es ihm sagen zu müssen: Verzeih mir, nicht lieb genug kann ich dich haben! Dann fürchtet sie sich vor dem Unrecht und dann geht die Zeit und sie kann es nicht sagen — und auf einmal ist der Hochzeitsmorgen da. —

Die Sonne scheint nicht; sie hat zu lange vorher geschienen. Der Himmel ist nicht zu sehen; er hat zu lange mit seiner blauen Unendlichkeit geprahlt. Ein grauer Strich läuft von Bergwand zu Bergwand, er läuft dicht über den Firsten der zwei Häuser am Seewlenerweg hin. Das ist schwerer Nebel. Zwischen ihm und dem Boden geht ein feines Stäuben. Die Straße ist feucht und dampft, das Gras hängt voll Tropfen, und es ist, als sollte die Nebeldecke tiefer und tiefer sinken und wenn sie die Erde erreicht, alles tot sein.

Vor dem Püntinerhaus hält ein mit zwei Pferden bespannter Wagen. Im Flur treiben sich die Magd und die Knechte herum; denn der Arnold ist ins Felice-Haus hinübergegangen, um die Braut zu holen und sie wollen die Anna im weißen Kleide sehen. Ein weißwollenes Kleid trägt auch die Elisabeth, die mit der Püntinerin in der Stube sitzt und wartet;

sie soll Brautjungfer sein. Sie sieht frisch und gesund darin aus wie immer; ihre Backen sind wie gemalt und die blauen Augen leuchten; denn es ist etwas Großes, zum erstenmal an eine Hochzeit geladen zu sein. Neben der Freude hat ein heimliches Verlangen Platz: Wenn er mich sähe, der Bartli!

Die Püntinerin hat ihr bestes Kleid an. „Ich will beten, wenn ihr in der Kirche seid," hat sie dem Arnold versprochen, als er vorhin gegangen ist. Jetzt schon hält sie die Hände gefaltet, hockt zusammengekauert da, ist klein wie ein Kind in ihrem Stuhl und kann sich nicht freuen. Sie muß an den denken, der drüben in seiner Stube sitzt und nachher herüber kommen muß, dem Brautpaar ein „Behüt Gott" zu sagen. Da geht schon sein Schritt, an dem man merkt, was für ein schwerer Mensch kommt. Er tritt aus seinem Zimmer, muß wohl die Leute aus dem Felice-Haus haben kommen sehen; denn eben treten auch die durch die Haustür herein.

„Ihr müßt es mir nicht anders auslegen," hört die Püntinerin den Vincenz zum Felice sagen, „ich kann nicht aus der Arbeit laufen, jetzt".

Des Felice Antwort geht im Lärm der Schritte unter. Sie treten alle in die Stube. Die Anna zuerst, vom Arnold hereingeschoben, dann dieser, dann der Felice und seine Frau, endlich der Vincenz. Die Püntinerin muß grüßen und grüßen, aber zwischen hinein hat sie die Augen auf den, der zuletzt gekommen ist. Er ist hemdärmelig, im Werktagsgewand, aufrecht, breit wie immer. Im Gesicht hat er ein Lächeln, das ist wie hineingeschraubt, nicht unnatürlich sieht es aus, es ist nur immer da, statt zu kommen und zu gehen wie ein anderes. Die Haut des Gesichtes ist gelb, unter den Augen hängen Säcke.

„Schön Wetter habt ihr nicht," sagt der Vincenz und lacht, mit einer großen fleißigen Freundlichkeit. Der blinde Felice freut sich, daß jener augenscheinlich so zufrieden ist.

„Ja, ja," redet seine Frau so daher, „man kann es nicht aussuchen, das Wetter."

„Wenn es nur in uns selber schön ist," lacht der Arnold, dem die Augen wie zwei Leuchten im runden Gesicht stehen. Alles ist blitzblank und neu an ihm vom Hut zum Schuh, blitzblank auch das Glück. Die Anna läßt er gar nicht mehr los, hält ihren Arm fest mit den Fingern umspannt, daß der weiße Wollärmel ihres Kleides faltig wird. „Unser Wetter ist gut," prahlt er weiter, sieht die Anna an und fragt sie: „Gelt?"

Sie nickt, auch freundlich, auch fleißig freundlich. Der Übermut des Arnold reißt sie nicht fort, aber sie fühlt, daß ihm das Glück wie ein

Feuer zum Dach hinaus loht und muß sich irgendwie daran freuen, hat auch in dem Augenblick den festen Willen im Herzen: Eine gute Frau willst ihm werden. Im Grunde ist ihr wirr im Kopf und sie tut alles was sie tut, weil es sein muß, weil Zeit dafür ist.

„Jesses, wie schön," sagt die Miegg, die Magd, unter der Tür. Sie beschaut die Anna von allen Seiten. Das weiße Kleid steht der letztern gut, auch der Schleier, der vom Kopf nach hinten fällt. Das Gesicht ist schmal. Es ist als ob ein feines Messer am Morgen noch einmal Zug um Zug geschnitten hätte. Die Nasenflügel blähen und senken sich mit unmerklicher Hast, während sie jetzt mit dem, dann mit jenem spricht.

Inmitten des Sprechens, von dem die Stube laut ist, sieht der Felice nach der Uhr. „Zeit ist es," sagt er.

Da neigt sich die Anna zur Püntinerin: „Ade, Mutter," sagt sie; einen Augenblick stockt ihr der Atem.

„Helf euch der Herrgott," sagt die alte Frau. Sie küßt die neue Tochter nicht; das ist nicht Sitte dazuland, ein Handdruck muß viel sagen da. Einen Handdruck gibt sie auch dem Arnold. Und dem Felice! Und seiner Frau.

Die Anna ist zum Vincenz getreten. Es ist der einzige Augenblick, in dem der Arnold nicht neben ihr ist, weil er just noch mit der Mutter spricht.

„Ade," sagt die Anna und gibt dem Vincenz die Hand, furchtsam, meint auch sie gleich wieder fortzuziehen, meint auch mit den Augen an den seinen vorbeizukommen wie immer bei flüchtigem Gruß Blick und Blick sich streift. Etwas anderes meint auch der Vincenz nicht.

„Ade," sagt er, und — „ich wünsch euch Glück dann auch."

Das ist, was er sagen muß. Die Rede ist nur um zwei, drei Worte zu lang. Während sie dauert, bleiben die Hände in einander liegen. Und plötzlich — weiß der Himmel wie es in die Augen springt — aber es ist doch da — in den Augen, mit denen sie sich ansehen: „Warum gehen nicht wir zwei zusammen?"

— — — „Glück dann auch," endet der Vincenz.

„Ja, Dank," sagt die Anna.

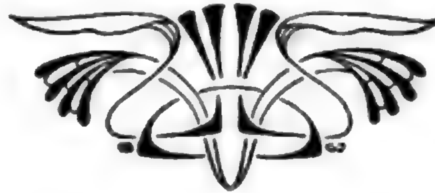
Der Arnold kommt auch heran. „Behüt Gott, Vincenz, hättest wohl kommen können zum Fest —" sagt er, hält sich aber nicht auf, hat schon die Festhast in den Gliedern und tauscht nur noch einen Händedruck mit dem Bruder. In der Festhast machen sich dann alle vier, der Felice, und die Frau, der Arnold und die Elisabeth aus der Stube und die Anna treibt unter ihnen. Der Kopf ist ihr wirr.

Der Vincenz geht ihnen nach, auch die Magd und die Knechte kommen. Sie sehen dem Einsteigen zu und dem Davonrollen des Wagens. Der Arnold und die Elisabeth, die gerade zunächst sitzen, grüßen noch aus dem Fenster.

Der Vincenz staunt ihnen nach. Der Wagen verschwindet und er staunt immer noch. Angeschaut hat sie ihn, die Anna, geschaut — so — so.

Endlich geht er, tut seine Arbeit, tut sie den ganzen Tag. Dabei läßt es ihn nicht mehr los: „Angeschaut hat sie dich! — Herrgott! — Ist es — so gewesen — so — eigen — oder hast geträumt?“

(Schluß folgt.)



Deutscher Aar, deutscher Aar . . . !

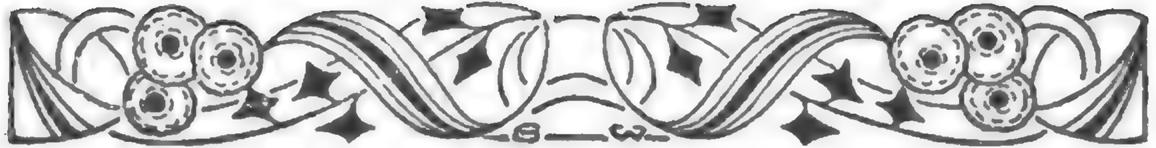
(1900.)

Deutscher Aar, deutscher Aar
Öffne den kreisenden Bogen,
Den du gezogen Jahr für Jahr,
Laß dein gewaltiges Flügelpaar
Peitschen die Meereswogen!
Draußen über der salzigen Flut
Gilt es zu schützen deutsche Brut —
Deutscher Aar, deutscher Aar
Öffne den kreisenden Bogen!

Deutscher Aar, deutscher Aar
Prüfe die mächtigen Schwingen!
Nicht in engendem Flug fürwahr,
Nein, in Fernen, weit und klar,
Wirst du dir Kraft erringen.
Nicht mehr hemme der Ozean
Deiner Hoffnung strebende Bahn —
Deutscher Aar, deutscher Aar
Prüfe die mächtigen Schwingen!

Deutscher Aar, deutscher Aar,
Über rollende Meere
Ruft dich der Feinde drohende Schar,
Deutsches Leben ist in Gefahr,
Deutsches Gut und Ehre.
Brausend um deutscher Schiffe Bug,
Lenke zürnend den stolzen Flug,
Deutscher Aar, deutscher Aar,
Über rollende Meere!

Aus: Gottfried Schwab, Wolkenschatten und Höhenglanz und Gedichte aus dem Nachlaß. Augsburg, Lampart & Co.



Kann Tolstoi dem deutschen Volke ein Führer sein?

Von

O. von Leixner.

Es gibt eine nicht sehr große Zahl von Bewohnern unseres Weltteils, die sich „gute Europäer“ nennen. Sie geben sich den Schein, als sei in ihnen alles, was an die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volksstamme erinnert, gänzlich ausgerottet. Sie meinen Brennpunkte zu sein, in denen alle Lichtstrahlen des Geistes, wo immer sie herkommen mögen, sich zur erhöhten Wirkung vereinigen. Daß nun Brennpunkte sich für Lichter halten, liegt der menschlichen Eitelkeit so nahe, daß man sich darüber nicht wundern soll.

Die guten Europäer müssen natürlich mit hochmütigem Bedauern, wenn nicht mit Verachtung auf alles Volksbodenständige blicken, das ihnen als Rückständiges gilt; es ist ebenso natürlich, daß ihnen als Leitbild der Zukunft des Geisteslebens eine Art von Völkermischung vorschwebt, in der das Eigentümliche der Rassen verschwunden ist und die europäische Menschheit zu einem gleichartigen Brei verquirlt ist.

Bei manchem ist der Kampf für solche Gedanken nicht mehr, als das Bestreben, aufzufallen. Andere sind unstreitig von Begeisterung für diese Ansichten erfüllt und glauben tatsächlich, daß deren Verwirklichung die Völker zu kaum vorstellbaren Höhen der Gesittung führen werde. Sie sind Dichter und die Hoffnung des weichen Herzens ist ihre Muse; sie träumen und ihre Träume sind vielleicht schön — aber dennoch sind sie Luftgänger, die von der Wirklichkeit belehrt werden könnten, wenn sie sich überhaupt belehren ließen.

Aber neben diesen Europäern und ihrer meist noch flaumbärtigen Gefolgschaft steht eine große Zahl von Forschern auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Menschen, die immer entschiedener die Bedeutung des Volkswesens betont und dabei von Geschichtsschreibern unterstützt wird. Wohl werden hier manche Begriffe nicht selten zu sehr verallgemeinert oder übertrieben scharf gefaßt. Aber die Ergebnisse beginnen sich doch allmählich zu klären und zu befestigen, wobei sich auch der Blick für Übergänge und Blutmischungen schärft.

Wie weit wir auch in die urkundlich beglaubigte Geschichte — auch Gräberfunde, Steinwerkzeuge, Zierlinien auf Gefäßen oder Waffen sind bei richtiger Deutung Urkunden — wir finden immer bei aller Verwandtschaft Besonderheit, Eigenart, Rassenmerkmale, auch wenn daneben nicht Kurz- oder Langschädel gefunden werden. Die Geschichte im engeren Sinne, die allerdings kaum sieben Jahrtausende umfaßt, hat es in den ältesten Zeiten stets nur mit Gruppen, Stämmen, Völkern zu tun, nicht mit verwaschenen Begriffsmenschen, die man nach Belieben zu Rassen werden läßt. Ist die Rasse schwach, so geht sie leichter zu Grunde oder in einer stärkeren aus inneren und äußeren Gründen auf, wenn sie auch dann noch in einzelnen mit kennzeichnenden Merkmalen hervortritt. Aber bei den herrschenden Völkern waren schon beim Eintritt in das Licht der Geschichte bestimmte, ihnen eigenartige Züge körperlich wie geistig vorhanden. Behaupten sie sich, so bilden sich diese Züge schärfer aus — im Guten wie im Bösen — und begleiten den Werdegang durch die ganze weitere Entwicklung, auch wenn geschichtliche Umwälzungen oder Einflüsse der natürlichen Umgebung äußerlich manches umformen.

Jener Glauben der „guten Europäer" ist übrigens durchaus nicht eine neue Erscheinung. Er war zeitlich geprägt, aber auch nur auf dünne Bildungsschichten beschränkt, schon in der Zeit der absterbenden Antike vorhanden; er fand sich in der Zeit des römischen Weltreichs; er trat in dem Jahrhundert der Kreuzzüge, in der Renaissance, im 18. Jahrhundert hervor. Wohl hat auch dieser Glauben, besonders unter dem Einfluß religiöser Vorstellungen, eine allgemeine Überlieferung erzeugt, aber noch niemals Völker, die noch lebenskräftig waren, entwurzelt. Ja, ihre Umbildungsfähigkeit war so groß, daß sie auch dieses Gemeinsame nach den unbewußten Gesetzen ihres Wesens leiser oder entschiedener umwandelte. Wohl findet sich bei allen europäischen Völkern, die sich christlich nennen, eine große Zahl von gleichen Grundanschauungen, die — ich spreche im bildlichen Sinne — auf dem Papier sich nicht oder wenig unterscheiden. Im wirklichen Leben aber geht diese Gleichheit in mannigfaltigen Unterschieden verloren. Die Richtung, die die Hauptmasse eines Volkes aus seiner Urgeschichte mitgenommen hat, wird durch seine Wohnsitze, seine Geschichte und durch Blutmischungen nicht wurzelhaft ausgerottet; sie schwingt um einen mittleren Wert, wenn die Willensanlage zähe ist. Gewisse Arten der Weltanschauung, Gefühlsfärbungen, Vorzüge und Fehler treten immer wieder hervor, auch wenn sie einige Zeit zurückgedrängt worden sind. Ihrem Einfluß konnte sich nicht einmal der Katholizismus

entziehen; er hat sich in der Wirklichkeit bei verschiedenen Völkern trotz aller äußeren Einheit sehr verschieden gestaltet.

Je reiner sich nun in einem Einzelleben der Geist eines Volkes ausprägt, desto sicherer wird das Fühlen, Denken und Wollen dieses einzelnen Bestandteile enthalten, die dem Wesen eines anderen Volkes nicht entsprechen. Man muß sich bei Beurteilung dieser Dinge vor Übertreibungen hüten. Aber man darf, wie ich glaube, sagen: Denkt der einzelne auch als einzelner, so denkt innerhalb schwer bestimmbarer Grenzen der Volksgeist in ihm mit, durch den er erzogen worden ist, dessen Sprache er spricht, dessen Gefühlsart er in sich unbewußt aufgenommen hat. Die Tätigkeiten der Einzelseelen treten überall nach gleichen Gesetzen hervor, wo immer Menschen leben, aber sie haben weder stets gemeinsamen Inhalt noch die gleichen Ziele, sind überhaupt nicht überall in gleichen Mischungsverhältnissen vorhanden. Bei verschiedenen Völkern sind auch verschiedene Geistestätigkeiten besonders entwickelt, sei es das Wollen, das Vorstellen, das Fühlen oder Denken. Die herrschende Kraft prägt dann den Äußerungen des Volksgeistes ihre Merkzeichen auf, und sie verkörpert sich in besonderer Weise auch bei den bedeutenden Männern eines Volkes. Selbst wenn sie sich über manche Fehler und Vorurteile ihrer Landes- und Blutgenossen erheben und deren Vorzüge im reichen Maße besitzen, wird an irgend einer Stelle ein bedeutsamer Zug der Volksart klar und deutlich sich offenbaren, und zwar an einer Stelle, die unmittelbar an das „Unbewußte“ — wie man es zu nennen pflegt — grenzt.

Das ist auch bei Tolstoi der Fall.

Er ist ein Russe.

Nichts ist so schwer, als ein Volkswesen nach seinen eigensten Zügen begrifflich mit Worten zu umschreiben, auch wenn man nicht ganz unerfahren mit der Geschichte des Volkes ist und mit manchem seiner Vertreter jahrelangen Verkehr gepflogen hat. Ich will es versuchen, meine Anschauungen so klar zu machen, wie ich es vermag.

Der echte Russe ist im allgemeinen sehr gutmütig; weich im Empfinden, nicht selten zu empfindsamer Traurigkeit geneigt. Er besitzt Verstand und kann in dem Umkreis realer Vorstellungen klare Zusammenhänge aufstellen. Das Denken mit reinen Begriffen, das abstrakte, ist schwach entwickelt — es gibt bis heute nicht einen selbständigen russischen Philosophen. Stark ist der Hang zum Grübeln, der dann irgend ein mehr dem Gefühl als dem strengen Denken entstammendes Ergebnis mit Eigensinn und Zähigkeit festhält und leicht in Übertreibungen verfällt. Das Sektenwesen liefert dafür merkwürdige Beispiele. In der Leiden-

schaft wird er für kurze Zeit beweglich, aber sie verfliegt ziemlich rasch. Aber vor allem tritt ein Zug hervor: die Fähigkeit zu leiden, zu dulden, die nicht nur der Zarismus und die Leibeigenschaft verschuldet haben, sondern die in einem Mangel des Willens begründet ist.

In Tolstoi haben sich Vorzüge und Fehler des Volkswesens durch die Arbeit der Einzelseele in merkwürdiger Art entwickelt, wobei man aber nicht vergessen darf, daß sein eigenster Besitz, sein Selbst überall mittätig gedacht werden muß, ohne daß man es in eine Formel bringen könnte.

Die Gutmütigkeit des Volkswesens hat sich bei Tolstoi unter dem Einfluß sittlich-religiöser Gedanken zu einer ethischen Kraft, zur Güte entfaltet, die seine Stellung zu Mensch und Menschheit bestimmt. Sie bleibt aber nicht, wie etwa bei Viktor Hugo ein bloß vorgestelltes Gefühl, das sich in schönen Worten ergießt und an ihnen selbst berauscht, denn sie verbindet sich mit dem Tatwillen; sie zwingt ihn zu helfen, wo er es vermag, auch mit dem Opfer seiner eigenen Persönlichkeit. So stark seine dichterische Anschauungskraft auch sein mag, er ist vom „Ästhetischen" nicht beherrscht; ihn stößt nicht das Elend in seiner häßlichen Gestalt ab, wo es sich darum handelt zu helfen: das tatbereite Mitleid überwindet jede Scheu. Aber ganz überwunden ist das Ästhetische durchaus nicht. Ein Teil des äußeren Lebens Tolstois ist durchaus davon bestimmt, wenn auch andere Gefühle mitwirken. Wenn er sich in Bauernkleider, aber aus feinen Stoffen, hüllt; wenn er pflügt und säet, wenn er Mist fährt, ohne durch diese Arbeit sein Brot zu verdienen, so ist das alles im Grunde ein ästhetisches Spiel, das er nur nach sittlichen Anschauungen ausdeutet, um eine scheinbare Einheitlichkeit zwischen Denken und Handeln herzustellen. Der Bauer Tolstoi spielt — wenn auch aus reinster Absicht — eine Rolle auf der Lebensbühne, er ist nicht, was er darstellt.

Tolstoi besitzt viel Verstand. Er ist befähigt, die gegebenen Verhältnisse mit scharfem Blick zu erkennen und sie für die Anschauung nach Grund und Folge zu ordnen. Aber unzureichend ist die Kraft zum reinen Denken, das von den Einzelerscheinungen absieht, um aus innersten Zusammenhängen Ergebnisse zu finden, die sich auf eine Neuordnung der Wirklichkeit verwenden lassen. Er grübelt sehr viel, aber in die Gedankenarbeit drängen sich stets fremde Bestandteile, Gefühl und dichterische Einbildungskraft. So gelangt er zu Ergebnissen, die zum Teil unablösbar mit russischen Zuständen zusammenhängen, zum anderen aber die Bedingungen des wirklichen Lebens übersehen und unerfüllbare Forderungen aufstellen. Oft ist scheinbar alles streng nach Grund und Folge entwickelt, aber die einzelnen Schlüsse sind dennoch oft nur Ergebnisse des Gefühls

oder der dichterischen Einbildungskraft. Diese beiden schalten alles aus, was die Einheit des Weltbildes zerstören könnte; der Wunsch des weichen Herzens wird zum Traum, der Traum wandelt sich zur felsenfesten Überzeugung; sie kleidet sich in das Gewand des Schlusses und wird als solcher in die Beweiskette eingereiht. So viel des Edlen, Reinen und Ergreifenden auch dann zu uns spricht und selbst Liebe zu dem Manne erweckt, das ganze Weltbild bleibt dennoch ein dichterisches Gebilde. Aber zähe und eigensinnig geht Tolstoi weiter als Traumwandler, der Denker zu sein glaubt, und zuletzt hat er trotz seines starken Sinns für die nächste Wirklichkeit den Boden unter seinen Füßen verloren. Er fordert ein Naturleben, das nur zu erreichen vermag, wer die feinste Blüte der inneren Gesittung und allen Wissens in sich aufgenommen hat und der äußeren Kultur deshalb zu entsagen vermag: er schafft sich das Leitbild einer unmöglichen Menschheit, in einer undenkbaren Umwelt; er verwirft Kunst und Wissenschaft, durch die doch er geworden ist, was er ist; er hebt das Volkswesen auf, um seinen Traum vom Welteden im Geiste seines Christentums vollenden zu können. Dennoch bleibt er Russe. Denn als größte Kraft, als Hebel, der die Last alles Bösen von der Menschheit hebt, erscheint ihm das zähe beharrliche Dulden, der Nicht-Widerstand gegen das Übel, das Unrecht, an dem alles Böse zuletzt zersplittern müsse. Ein Zug, der in seinem Volke als Schwäche wirkt, wird zur Kraft und zum Weltgesetze umgedeutet. Das dichterische Schauen Tolstois ist aber so groß, daß es auch diese falsche Ansicht scheinbar begründet; sein Herz so warm, seine Absicht so edel, daß er dafür ergreifende Worte findet.

Was kann nun Tolstei für uns sein?

Zunächst: was sind wir?

Ein innerlich noch nicht geeintes Volk, das sich im staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen und religiösen Leben in der größten Gärung seiner Geschichte befindet. Ein Volk, das mitten hinein in eine gärende Welt gestellt ist, aber auch ein Volk, das noch nicht die Absicht hat, sich selbst aufzugeben. Wir wollen und müssen uns erhalten. Darum ist es für uns eine unabweisbare Pflicht, uns stark zu machen. Wo sind denn die Zeichen, daß Tolstois Friedenspredigt als Grundgesetz in die Staatskunst irgend eines Volkes aufgenommen worden ist? Etwa in Rußland? Würde Tolstoi es verhindern können, daß der nordische Koloß, wenn er westwärts ins Gleiten käme, uns erdrückt? Liebt man uns in Frankreich oder England? Oder — Hand auf's Herz — in Österreich und Italien? Mögen immerhin von Zeit zu Zeit Kaiser und Könige sich „mit größter Herzlichkeit auf Mund und Wangen küssen“ und ihre

Staatsmänner stundenlang miteinander „konferieren", all das wird bedeutungslos, wenn Lebensbedingungen eines Staates auf dem Spiele stehen. Dann wird ein dunkler Lebenswille lebendig und entzündet ein leidenschaftliches Gefühl des Zornes und des Hasses, das, wenn auch noch einmal zurückgedrängt, als innere Spannung erhalten bleibt. Einmal aber, vielleicht auf geringe Anlässe hin, bricht es ungestüm alle Bande und der Krieg ist da. Je weiter sich die Verbindungen eines Volkes ausbreiten, desto zahlreicher werden verletzbare Nerven. Die Völker und Staaten sind nun einmal da; sie sind Ergebnisse tausendjähriger Geschichte; sie sind, obwohl aus gemeinsamem Urgrunde in die Welt der Erscheinungen gehoben, nach verschiedenen Richtungen verschieden. Die Erhaltung des Vätererbes gilt ihnen als Ehrenpflicht, die besonders bei nahender Gefahr starke Gefühle auslöst. Der Grund und Boden, gedüngt mit Schweiß und Blut der Vorfahren, gilt ihnen als geheiligt. Aber auch was sie an geistigen Gütern in Kunst und Dichtung, im Wissen und Denken, im religiösen Fühlen aus eigener Anlage erworben haben, und ihre Sprache tragen das ihrige bei, ein starkes Sonderbewußtsein zu entwickeln, das auch durch die Religion nicht einfach aufgelöst werden kann. Es mußte sich nach allen Gesetzen des Völkerseelenlebens und unter Einfluß der natürlichen Lage, ein Gemeingefühl gestalten, das gar nicht aufgegeben werden kann, so lange ein Volk lebensfähig ist. So ist auch die Selbstsucht der Nationen ein Ergebnis der Notwendigkeit und innerhalb bestimmter Grenzen eine Pflicht, mag sie auch zu Kriegen führen.

Deutschland sucht Völkerfehden sicherlich nicht. Aber es kann einmal von heut auf morgen vor der Erscheinung stehen, entweder abzudanken im Völkerrate oder sich zu wehren. Unrecht schweigend zu dulden, ist nicht selten für den Einzelnen eine heilige Pflicht, die Weisheit und Religion zugleich ihm auferlegen. Umsonst aber predigt man sie einem kräftigen Volke, einem gerüsteten Staat, umsonst den Deutschen, in deren Wesen die trotz allem noch nicht erstorbene Kraft des tatbereiten Widerstandes lebendig wird, wenn der Ruf zum Kampf erschallt.

Wir können auch nicht auf Kunst, Dichtung und Wissenschaft verzichten. Zwar wissen wir, daß sie auf Irrwege geraten können und heute sich nicht selten auf solchen befinden. Die Kunst kann weichlich und kraftlos werden trotz der größten Verfeinerung der Darstellungsmittel, sie kann kraftlos und weichlich machen. Wir wissen aber, daß es bei uns auch Bildhauer und Maler gegeben hat, deren Werke einem starken männlichen Geiste entstammten, der alles Hohe des Menschen-

herzen im frommen Gemüte pflegt und die Seelen der Empfänger weitet. Die Dichtung steht heute oft unter der Herrschaft des bloßen Scheins oder dient unreinen Trieben und wirkt verderblich. Wir wissen aber, daß es nicht so bleiben muß und daß ein ernster Wille zu wirken beginnt, um Reines und Hohes zu schaffen, das die Geister im Genießen edelt. Und mag die Wissenschaft, besonders die der Natur, oft irren, mag sie sich selbst für einige Zeit ganz in den Dienst verneinenden Geistes stellen: auch das geht vorüber; sie überwindet den Irrtum, sie lernt es, dem Allgeiste ins erhabene Antlitz zu schauen und arbeitet an ihrer Stelle mit, einer höheren reineren Anschauung Raum zu schaffen. Viel geirrt und gefrevelt haben die Kirchen, und sie sündigen noch; aber ein neuer Geist regt sich in Hunderttausenden, eine neue große Gottessehnsucht, ein tatbereites Christentum.

Gesündigt haben die Großen und die Reichen; Lieblosigkeit haben sie gesät und Scheffel Haß geerntet; gesündigt haben die unteren Schichten. Aber auch hier hat die Erkenntnis ihren Predigtpfad betreten und einmal werden Tage der Versöhnung, der gegenseitigen Achtung kommen, so weit es in der Welt des Unzulänglichen möglich ist.

Aber alles gute Alte, das wir festhalten wollen, und die Überwindung des innerlich Veralteten, alle Entwicklung der Keime, die heute mit starkem Drange aus den Tiefen nach dem Lichte streben und uns reiche Ernten bringen sollen, hängen ab von unserer Kraft, von dem klaren Bewußtsein dessen, was wir zu verteidigen haben an dinglichen und geistigen Gütern und an Hoffnungen. Aber auch die große sittlich-religiöse Erneuerung, in deren Anfängen wir stehen, bedarf des Schutzes durch äußere Kraft.

Was kann bei der Lösung unserer pflichtgemäßen Aufgaben Tolstoi für uns sein?

Nichts.

Kann er uns vielleicht durch sein Christentum helfen?

Nein. Wer wird seinen Durst am Ende eines Wasserlaufes löschen, wenn er zur reinen Quelle zu gelangen vermag?

Als Volk müssen wir vor allem den Satz: Widerstrebet nicht dem Übel! einfach ablehnen. Es ist nicht wahr, daß das Erleiden fremder Gewalt, schweren Unrechts das Übel ausrottet — im Völkerleben macht es den Sieger nur übermütiger, denn er strebt seine Macht immer weiter auszudehnen und türmt die Ungerechtigkeit zu Bergen. Eine harte Wahrheit, aber eine Wahrheit, die die Geschichte tausendfach bestätigt.

Und als Volk können wir auch die Rückkehr zu Tolstois Naturleben nicht vollziehen. Schon der Wille dazu ist eine Unmöglichkeit und

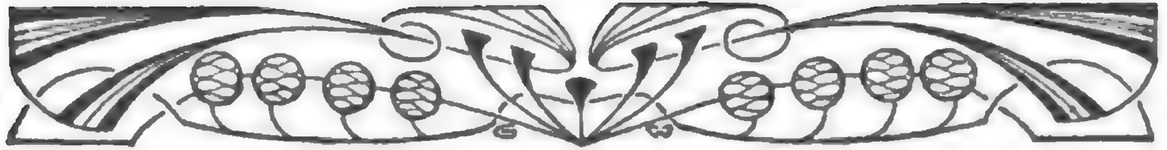
eine Unmöglichkeit ist das Ziel. Wir meinen zuweilen, daß die Vergangenheit tot sei. Aber das ist ein Irrtum. Sie hat durch Jahrhunderte am Schicksal eines Volkes gearbeitet und ihre Kräfte leben und wirken in jeder Gegenwart weiter; sie hat „Dominanten" geschaffen, die mit überwältigender Kraft ein Volk weiter zwingen auf dem eingeschlagenen Weg, bis die Lebenssäfte erschöpft sind und in seinem inneren Bau die Zerstörung zu walten beginnt. Nicht gilt es, die Kultur zu zerstören, sondern zu kämpfen gegen ihre Schatten, sie durch sittliche Mächte zu edeln, damit sie nicht mehr Zweck, sondern Mittel zur inneren Erziehung des Volkes werden. Zu bekämpfen ist die Ungerechtigkeit, der Haß der Sippen oben und unten, die vergessen, daß sie alle Kinder des einen Vaterlandes sind; die Vormacht des Goldes, die rohe und die schönheitberauschte Genußsucht, die überallhin giftige Keime ausstreut; zu bekämpfen die Sucht nach äußerem Glanze, die der Schlichtheit besten deutschen Wesens so gar nicht entspricht. Und in uns lebt die unzerstörbare Gewißheit, daß wir trotz allem, was sich heute an Häßlichem ans Licht drängt, noch die Kraft besitzen, diese Feinde unserer besten Leitbilder zu Boden zu ringen und mit reinem Wollen, unterstützt vom Geiste unserer besten Ahnen und im festen Gottvertrauen Raum zu schaffen für ein glücklicheres Deutschland. Aber aus deutschem Wesen müssen die Kräfte stammen, die diesen Kampf möglich machen, aus unserer Eigenart die Leitgedanken, die ihm als Wegweiser dienen.

Bei dieser sittlichen Arbeit können wir uns bei Tolstoi weder Rat noch Hilfe holen.

Aber eins vermag das Lesen der Schriften Tolstois bei einzelnen zu bewirken: es kann Gewissen schärfen und erwecken, besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft. In ihrem Spiegel mögen sie manchen verhängnisvollen Irrtum ihres Lebens erkennen. So können viele durch Tolstoi und das Edle und Reine in seinen Werken und in seinem Handeln zu ernstem Denken über sich selbst und zu tieferer Auffassung ihrer sittlichen Pflichten geleitet werden, wenn sie genügend geschult sind, seine Irtümer zu erkennen und auszuscheiden.

Unserem Volke aber kann Tolstoi ein Führer und Leiter nicht sein!





Weltpolitik und Schule.

Von

H. Rassow.

„Guten Tag, alter Schulkamerad, bist du's denn wirklich? Wie kommst du denn in diesen Erdenwinkel? Ich glaube, wir haben uns fast 25 Jahre nicht mehr gesehen! Weißt du noch, wie wir damals in der Schule" ... und nun strömen die Erinnerungen an die Jugendzeit und wecken ganz besondere Empfindungen. Daß ein Deutscher den andern, sagen wir in Südamerika, überraschend trifft, gehört heutzutage gewiß nicht mehr zu den Seltenheiten; denn wir stehen eben mitten drin in der Weltpolitik. Und wenn die beiden von den Schulgeschichten zu den neuesten Begebenheiten in der deutschen Politik übergegangen sind, so stellen sie hier viele wichtige Veränderungen fest. Daß aber die Schule selber, von deren Besprechung sie ausgegangen waren, sich ebenfalls nicht unerheblich gewandelt hat, das ist den meisten Erwachsenen keineswegs klar. Gewiß: Lehrer und Schüler, Schulbänke und Tafeln, Freuden und Klagen gab es damals wie heute. Insofern kann man es nicht verwunderlich finden, wenn der flüchtigere Beobachter, der sich naturgemäß mehr an die Äußerlichkeiten halten muß, des Glaubens lebt, daß in der Schule so ziemlich alles beim Alten geblieben sei.

Und doch haben sich erhebliche Veränderungen vollzogen. — Zunächst schon im Äußeren der Schulgebäude. Da ich mir großenteils die Deutschen im Auslande als Leser dieser Zeilen denke, so muß ich für sie, die es der Augenschein nicht lehren kann, feststellen, daß die alten, oft unwürdigen Räumlichkeiten, in denen früher die Schulen untergebracht waren, auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Staat und Gemeinden haben tatsächlich gewetteifert, große luftige Zimmer für die Schulkinder herzustellen. Daß dabei über die „unerschwinglichen" Schullasten von manchem braven Bürgersmann weidlich geschimpft wurde, können wir hier ruhig beiseite lassen. Denn das ist, psychologisch betrachtet, die rechte Grundlage, um nachher mit um so kräftigerem Stolze auf das neue Haus zu blicken. Wer greift nicht mindestens seufzend in den Beutel, um die Militär-

und Marinelasten zu zahlen? Wenn diese Operation aber vorbei ist, sieht man das neue Regiment, das neue Linienschiff, mit innigem Behagen an. Und vielen Bürgern wird es erst dann, wenn sie sie vor Augen sehen, so recht klar, daß die neuen teuren Objekte auch einen sehr bedeutenden Nutzen bringen, einen direkten oder indirekten, also um bei den gewählten Beispielen zu bleiben: Nutzen zur Abwehr der Feinde. Neue Kriegsinstrumente halten die äußeren Feinde ab; neue Schulhäuser einen der schlimmsten inneren Feinde: die Bazillen. Denn bei Licht und Luft gedeihen sie bekanntlich nicht; und, möchte ich gleich hinzufügen, auch nicht bei der Tränkung der Dielen mit staubbeseitigendem Öl!

Dazu ist die innere Ausstattung der Schulen mit Wandkarten, Anschauungsmitteln, Apparaten eine wesentlich bessere als früher, wo sie oft geradezu den Spott herausforderte.

Eine große Wandlung ist auch mit den Lehrern vorgegangen. Die Spezies der verträumten, nur in ihrer Wissenschaft lebenden Männer, die in schäbigem Rock bedürfnislos durch die Welt zogen und die Schüler wenig pädagogisch behandelten, vielmehr zuweilen mehr dazu da zu sein schienen, damit die Kinder einen geeigneten Gegenstand hätten, ihren Mutterwitz zu üben: diese sind ausgestorben.

An ihre Stelle sind Männer getreten, die ebenfalls etwas Tüchtiges gelernt haben, und, ihrer hohen Erziehungsaufgabe bewußt, mit großer Energie bestrebt sind, ihre Zöglinge und sich selber weiter zu bilden. Daß dabei die Formen des Vorwärtsstrebens zuweilen noch etwas kraus sind, verkenne ich nicht. Ich halte mich aber an die Grundstimmung, die ich zu erkennen glaube, nicht an die Auswüchse oder die Ausnahmen. Diese fallen ohnehin leichter ins Auge. Auch hier befinden wir uns eben in einer Periode des Überganges. Deutschland muß sich erst daran gewöhnen, daß seine Lehrer in jeder Beziehung energisch mitarbeiten wollen an der Hebung unseres Volkes: in pädagogischer, sozialer, kultureller, politischer Beziehung. Daß diesem sehr bedeutenden Angebot an wissenschaftlicher und sittlicher Leistung die richtige Wertung, innere wie äußere, erst allmählich zuteil wird, liegt ebenfalls im Wesen einer solchen Übergangszeit.

Hat nun Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik den inneren Schulbetrieb beeinflußt? — So unwahrscheinlich dies im ersten Augenblick erscheint, es ist doch in erheblichem Maße der Fall. Die Veränderung der Lehrpläne freilich zeigt nur geringe Spuren, die als eine direkte Beeinflussung durch die veränderte Stellung Deutschlands in der Welt aufgefaßt werden können. Wir erinnern an die Vermehrung der Geographie-

stunden in den Oberklassen der Oberrealschule. Das Wichtigste bleibt vielmehr die Änderung der inneren Stellung, die wir heute manchen Wissenschaften gegenüber einnehmen. Um im folgenden bei der Fülle des Stoffes nicht in die Form der bloßen Skizze zu verfallen, wollen wir uns nur bei zwei Lehrgegenständen etwas genauer umschauen: bei der Geographie und der Geschichte.

I. Geographie.

Früher war Deutschland selber nur ein „geographischer Begriff"; das Interesse an der politischen Bedeutung eines Volksganzen war in hohem Grade nur ein theoretisches. Was Wunder? Wenn Frankreich in der Welt etwas durchsetzen wollte, so brauchte es sich nur mit einer Macht, entweder mit Rußland oder mit England zu verständigen, um seinen Willen im Kreise der fünf Großmächte durchzusetzen; denn auf einen der feindlichen Brüder, Preußen oder Österreich, konnte man dann mit Sicherheit rechnen. Heute steht die Sache ganz anders. Wir haben 1870 die Kraft unseres neuen deutschen Reiches kennen gelernt. Sollten sich heute Frankreich und Rußland über eine Sache einig sein (z. B. Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückzugeben!) so können sie diese Absicht noch keineswegs durchsetzen. Denn Deutschland und Österreich allein wären imstande, einen solchen Anschlag zu hindern. Welche Genugtuung gerade für einen Knaben, wenn er die Geltung seines Vaterlandes begreift; das Interesse für die Geographie erfährt dadurch eine erhebliche Steigerung. Und hier kommen wir auf einen der wichtigsten Punkte, in dem die Weltstellung Deutschlands die Schule beeinflußt hat.

Man weiß, daß lange Jahre die Erdkunde ein Stiefkind der deutschen Schulen gewesen ist. Man schob die geringen Leistungen in diesem Fach auf mangelhafte Methoden. Gewiß haben diese ihre Mängel gehabt. Aber das Entscheidende ist doch die innere Stellung zu dieser Disziplin. Jetzt haben wir in der Welt eigene Besitzungen, in denen eine steigende Anzahl von unseren Mitbürgern sich zeitweilig oder dauernd aufhalten.

Denken wir allein an Afrika. Allerdings stehen unsere Besitzungen in diesem Erdteil erst im Anfange ihrer Entwicklung; durch den Hererokrieg wird sie in Deutsch-Südwestafrika sogar ein gutes Stück wieder zurückgeworfen, sie leisten uns aber schon jetzt für die Schule mehr, als man denken sollte. Die Kinder gewinnen zunächst einen Maßstab. An sich ist das Kartenbild von Afrika in den Atlanten etwa zwölfmal so klein gezeichnet, wie Deutschland. Wie schwer wird es da den Schülern, sich in die wirklichen Größenverhältnisse zu versetzen! Erklärt man ihnen jedoch, daß

Kamerun etwa so groß sei, wie Deutschland, so haben sie einen festen Vergleich, wenn er ihnen auch anfangs in der Regel einen Ruf des Erstaunens entlockt; so groß hätten sie sich das Land des Kamerunberges doch nicht gedacht. Dann geht es weiter: Deutsch-Südwestafrika ist etwa eineinhalbmal so groß, Deutsch-Ostafrika fast doppelt so groß wie Deutschland; Togo größer als das Königreich Bayern! Zusammengefaßt: In Afrika besitzen wir Gebiete, die viereinhalbmal so viel Raum einnehmen, wie Deutschland selbst. Nehmen wir dazu unsere Besitzungen in der Südsee, so sind diese ihrerseits einhalbmal so groß, wie unser Vaterland. — Gewiß sind solche Vergleiche nicht erst mit der Hissung der deutschen Flagge in Angra Pequena vor 20 Jahren erfunden: man hat auch sonst verglichen: die Insel Sizilien ist gleich der Provinz Sachsen, Italien gleich der ebenfalls nach Süden gestreckten Halbinsel Korea u.s.f.; aber der Ton ist ein anderer, und das Gefühlsmäßige hat in der Schule gegenüber den Zahlen einen höheren Wert, als man gemeinhin annimmt.

An dem winzigen Gebiet von Kiautschou endlich kann man den Jungen den Begriff eines „Stützpunktes“ klar machen. Das deutsche Pachtgebiet enthält nur — auf Berliner Verhältnisse übertragen — ein Quadrat, das durch die vier Punkte: Weißensee, Spandau, Potsdam, Müggelsee bezeichnet wird. Und doch, welche Wichtigkeit legt man mit Recht diesem Fleckchen Erde bei! Mit wenigen Sätzen kann man das schon kleinen Knaben nahe bringen, wenn man ihnen erzählt (natürlich mit einigen Hinweisungen auf die aushängende Landkarte): „Der Haupthandelsplatz für den Süden von China ist das englische Hongkong. Die Mitte und der Norden wurde bisher von Shanghai versorgt. Wenn nicht alles täuscht, wird künftig der Einfuhrhafen für das ganze nördliche China (also einschließlich der Hauptstadt Peking!) unsere deutsche Hafenstadt Kiautschou sein.“ Natürlich muß man dann den bekannten Vergleich sich zu eigen machen und auf die Halbinsel Schantung weisend, hinzufügen: „Hier am Halse des Kameelskopfes liegt es.“ In größeren Städten veranlaßt man dann, daß ein Vortrag über Kiautschou gehalten wird, mit Lichtbildern natürlich; denn unsere Kinder sind noch lange nicht „lichtbildermüde!“ Kleinere Orte und kleinere Klassen müssen sich mit Abbildungen begnügen, die jetzt leicht zu haben sind, vor allem in der amtlichen „Denkschrift, betreffend die Entwicklung des Kiautschougebietes“ die jährlich erscheint; sie bringt auch das interessante statistische Material in handlicher Form, was sonst nicht so leicht zugänglich ist. Hier kann man den Kindern so recht vor Augen führen, wie unsere Baumeister und Handwerker mit deutschem Fleiß und deutschem Geschick in

wenigen Jahren eine ungesunde Wüstenei in eine aufblühende, behagliche, moderne Stadt verwandelt haben, die das Staunen der Freunde ist und widerwillige Anerkennung selbst bei den Gegnern hervorgerufen hat. Und wenn die großen Schüler gelegentlich zu Hause oder im Käseblättchen reichlich Kritik vernehmen, daß wir Deutsche nur Ungeschick entfalteten in der Aufschließung und Verwaltung von Kolonien (wie uns Älteren noch manchmal gesagt wurde, wir Deutschen seien überhaupt nicht dafür geschaffen, geringere oder zurückgebliebene Nationen zu leiten), so müssen solche Redensarten heute verstummen. Mit Stolz können wir, trotz mancher Mißerfolge, auf eine ganze Reihe kolonialer Erfolge hinweisen. Haben denn die anderen Nationen, die nicht 20, sondern 200 Jahre Kolonien verwalten, etwa kein Lehrgeld gezahlt?

Und sogar noch in neuester Zeit ist Kiautschou im Zusammenhang mit dem russisch-japanischen Kriege genannt worden. Als die Möglichkeit einer schnellen Eroberung von Port Arthur verhandelt wurde, und man für notwendig hielt, daß die russischen Admirale dann wohl die eingeschlossene Flotte in die Luft sprengen müßten, damit sie nicht künftig die Macht der Japaner verstärke, da tauchte in fremden Zeitungen der Gedanke auf, im entscheidenden Augenblick müsse vielmehr die russische Flotte einen Durchbruch unternehmen und sich nach Kiautschou auf neutrales deutsches Gebiet flüchten.[1]) Denn auf diese Weise blieben doch wenigstens eine Anzahl brauchbarer Kriegsschiffe für die Zeit nach dem Kriege dem Zaren erhalten. Ob diese Idee eine tatsächliche Unterlage hat, lassen wir natürlich dahin gestellt; das bloße Aufwerfen dieser Frage genügt aber, um an ihr eine Reihe wichtiger Grundsätze des Völkerrechts den Jungen klar zu machen, die uns vor dem Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik doch ziemlich kühl gelassen hätten. Aber so geht uns die Sache sogar sehr nahe an. Denn wenn etwa die Japaner nachsetzen[2]) und in unserm deutschen Hafen eine Schlacht sich entspinnen sollte? Sind wir dann stark genug, uns unserer Haut zu wehren? Kurz, durch die bloße Tatsache, daß wir Kiautschou besitzen, sind wir an den Ereignissen in der Welt nahe beteiligt, und können plötzlich in diese Händel hineingezogen werden, ehe wir uns dessen versehen. Sind wir durch Kiautschou „Nachbaren" der Chinesen geworden, — Nachbaren der europäischen Kolonisationsstaaten waren wir schon, wenn nicht direkt, so doch schon durch die afrikanischen Besitzungen — so sind wir durch die von den

[1]) Ist unterdessen geschehen!

[2]) Ist infolge der korrekten neutralen Haltung der deutschen Regierung nicht geschehen!

Spaniern gekauften Marianen- und Karolinen-Inseln Nachbaren der Nordamerikanischen Union. Denn diese hat von Spanien die Philippinen im Kriege erworben. Ebenso gehören von der Samoagruppe dem deutschen Reiche die beiden nördlichen Inseln Savaii und Upolu (mit dem bekannten Hafen Apia), während die südlichste Insel Tutuila mit dem vortrefflichen Hafen Pangopango Eigentum der Nordamerikaner geworden ist. Zugleich lernen wir es begreifen, daß die Amerikaner die südlichste der Marianen für sich behalten haben. So unangenehm es für uns ist, daß wir die beste der ehemals spanischen Inseln in der Südsee entbehren müssen: wir dürfen es den Besiegern der Spanier nicht im Ernst verdenken, daß sie, da sie die Macht hatten, in den Friedensbedingungen Guam für sich verlangt haben. Welche Bedeutung für ein Telegraphenkabel ein Stützpunkt hat, ist an sich schon klar genug; hier aber muß man sich vergegenwärtigen, daß die Nordamerikaner auf dem ungeheuren Wege von San Francisko nach Manila sonst nur die Sandwichs-Inseln als einzigen Stützpunkt gehabt hätten.

Da kommt dann ganz von selber die wichtige Frage aufs Tapet: wie steht es denn mit deutschen Kabeln? Daß wir da über einen vielversprechenden Anfang noch nicht hinausgekommen sind, und daß die beschämende Abhängigkeit von den englischen Kabelnetzen noch lange Zeit andauern wird, muß dabei erwähnt werden. Die Engländer haben sich bekanntlich nie geniert, diese Abhängigkeit uns und andere Nationen gelegentlich fühlen zu lassen durch Zurückhalten von Depeschen wichtigsten, hochpolitischen Inhalts.

II. Geschichte.

Die „Umwertung" so mancher Werte auf geographischem Gebiete berührte sich ja schon vielfach mit der Geschichte. Mit ganz anderer Wucht machen sich heutzutage die Erfahrungen der Völker für uns geltend, die durch die Kolonisation und die Seemacht etwas in der Welt geleistet haben. Welche Summe von Wagemut und seemännischer Erfahrung zeigt sich darin, daß schon in grauer Vorzeit die Phönizier über die Meerenge von Gibraltar hinausgefahren sind, um in der Nähe von Cadix „Erz" zu holen! Und doch hat dasselbe Volk, nämlich die phönizische Tochterstadt Karthago (die das westliche Dreieck des Mittelmeeres handelspolitisch aufgeschlossen und jahrhundertelang versorgt hat) seine Flotte verfallen lassen, gerade im entscheidenden Moment, als ihnen ein einzigartiges Genie in Hannibal beschert war. Denn nur dadurch ist der große Mann nicht zum Ziele gekommen, weil damals die Römer die

See beherrschten und so imstande waren, ihrem Todfeind jede Unterstützung aus dem Vaterlande zu verwehren.

Das Volk, das nach der Zeit der Phönizischen Kolonisation unsere größte Bewunderung erregt, sind die Griechen. Nach Osten hin haben sie Kleinasien und die Küsten des schwarzen Meeres mit einem Kranz blühender Kolonistenstädte umzogen. Nach Westen haben sie Unteritalien, das lange Zeit „Großgriechenland“ hieß, ebenso Sizilien, auf eine höhere Kulturstufe gehoben. War nun dies alles ohne zentrale Leitung der Kolonisation möglich? Wo ist in dem äußerst lockeren Zusammenhang hellenischer Staaten ein „Auswanderungskontor“ zu finden, das die nötigen Direktiven gab? In diesem Zusammenhang begreifen wir die Bedeutung des Delphischen Orakels. Die paar „Weissagungen“ können ihm doch nicht zu solchem Ruhm verholfen haben, zumal Freund Krösus bekanntlich die hinter Zweideutigkeit versteckte Unsicherheit des Orakels bös zu spüren bekam. Nein, ein so großes Vertrauen, wie es die Griechen zu ihrem Delphischen Gott besaßen, beruht immer auf irgend einer positiven Leistung. Die große Zeit des Orakels liegt eben in den zwei bis drei Jahrhunderten vor den Perserkriegen, also fast in vorgeschichtlicher Zeit. Hier, in Delphi, war das „Kolonialamt“ des griechischen Volkes; hier holte man sich Rat, wohin man mit den vorhandenen überschüssigen Menschenkräften sich wenden sollte, um am sichersten in der Ferne zu Wohlstand und Glück zu gelangen. Jeder Frager wurde dann wiederum seinerseits ausgeforscht; so kam diese Menge sicherer Kenntnisse über alle Völker der damaligen Welt in Delphi zusammen. Die langjährige Praxis und die sich ausbildende Tradition dieser — für uns fast namenlosen — Priestergeschlechter hat den Griechen hierin systematisch die rechten Wege gezeigt. Also auch in diesem Falle die überraschende Bestätigung der Regel: Nur Planmäßigkeit und Geduld führen in kolonialen Dingen zum Ziel; sprunghaftes isoliertes Vorgehen zeitigt nur Augenblickserfolge. Wenn man die erste, positive Hälfte dieser Regel den Jungen recht einprägt — denn mit viel Kritik ist der Jugend nicht gedient, sie wollen bewundern, sie wollen Vorbilder zur Nachahmung haben —, ist es da nicht ganz gut möglich, zu verhindern, daß mancher von ihnen in den deutschen Fehler verfällt und ein Reichsnörgler wird?

Auf die Frage, wer von den großen Männern der ganzen griechischen Geschichte ihm am besten gefiele, kam einmal von einem nachdenklichen Knaben nicht die übliche Antwort: Alexander, sondern: Themistokles. Er hatte mehr recht, als er ahnte. Durch die neuere Forschung ist bekanntlich Miltiades auf einen sehr hohen Platz in der Kriegsgeschichte aller Zeiten erhoben worden; geradezu ins Heroenhafte aber ist der Sieger

von Salamis gewachsen. Man bedenke, daß Athen damals noch eine ganz unbedeutende Stadt war. Im Jahre 490 wurde es mit einem Ruck in die Weltpolitik hineingeworfen. Es hatte einige Jahre zuvor unbesonnen die erste Militärmacht der damaligen Welt gereizt. Die Perser schickten, um sie dafür zu bestrafen, eine verhältnismäßig kleine Expedition aus (von der überlieferten Zahl des Perserheeres: 100000, dürfte die letzte Null zu streichen sein, die Heere waren vermutlich annähernd gleich stark). Miltiades wirft die Perser zurück. Nur weil Miltiades ein militärisches Genie war, dazu früher lange Jahre persischer „General", hatten die Athener, sie selber wußten kaum wie, gesiegt. Glaubt man aber, durch einen solchen überraschenden Erfolg seien Bauern, Handwerker und Köhler mit einem Schlage zu weitblickenden Politikern geworden? Nein, sie blieben noch lange krähwinklige Kleinbürger, und wenn auch Themistokles warnte: „die Perser kommen wieder, sie kommen mit zehnfacher Macht, sie kommen mit ihrer großen Seemacht; deshalb müssen wir einen Hafen und eine Flotte bauen, und zwar eine sehr starke!", so fand er nur ein ungläubiges Lächeln: „Wir sind doch bisher mit einer Landmacht und wenigen Schiffen ausgekommen, ‚deshalb' wird's doch auch künftig so weiter gehen". „Soviel Geld sollen wir für die Flotte ausgeben!, schalt ein anderer, eine solche Flotte macht uns ja bankrott." „Na, wir kennen ja den Themistokles, er hatte immer ganz überspannte Ideen; das sind ja geradezu uferlose Flottenpläne!" Kurz, es bedurfte für Themistokles des Einsatzes seiner ganzen überlegenen Persönlichkeit, um seine lieben Mitbürger zur Erbauung der Flotte zu zwingen. Er scheute selbst vor gewaltsamen Maßregeln nicht zurück, und es mußte ein so ehrenwerter staatserhaltender Mann wie Aristides, weil er in seiner Philistrosität den notwendigen Flottenbau für überstürzt hielt und sich ihm widersetzte, Jahr und Tag das Vaterland meiden. Am Vorabend von Salamis kam er zu Themistokles und erklärte ihm frank und frei: „Du hast recht gehabt". Aristides war nämlich kein blöder Prinzipienreiter, sondern eine grundehrliche Natur; und so kam es, daß er an dem Ehrentag Athens nicht schmollend und unentwegt beiseite stand, sondern an dem Kampfe den ehrenvollsten Anteil nahm. Und im folgenden Jahre, wo die Athener doch wieder ängstlich waren und die Schlachtflotte an die heimischen Küsten bannen wollten, da kam der Krieg gegen das persische Landheer keinen Schritt vorwärts; ja man befürchtete schon, die Heeresabteilungen der einzelnen griechischen Staaten würden unverrichteter Sache heimkehren und Griechenland dem Feinde endgültig preisgeben: da war es offenbar wieder des Themistokles Rat, den die

Athener befolgten. Sie schickten endlich ihre Flotte nach Kleinasien, griffen die Perser also im eigenen Lande an, und sofort kam der Befehl des Großkönigs, Mardonios solle unverzüglich das griechische Landheer, wenn es auch in der trefflichen Gebirgsposition stehe, angreifen. Damit war die Niederlage der Perser besiegelt. Es ist also nicht zuviel behauptet, wenn wir Themistokles nicht nur als Sieger von Salamis feiern; er war auch der Urheber des Landsieges von Platää!

Der Bau einer großen Kriegsflotte geht immer dem Emporkommen der Handelsflotte parallel. Einmal bringen die Verhältnisse es mit sich, daß dieses, das andere Mal, daß jenes ein wenig vorausgeht; aber in der Weltgeschichte bedingen sie einander stets. Am billigsten ist dies für die Völker in solchen Anfangsstadien der Seefahrt, wo der Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsschiff noch wenig entwickelt, wo sogar der Übergang aus dem einen in den anderen ‚Stand' ziemlich leicht möglich ist. So zu Themistokles Zeit, so im Mittelalter, teilweise bis in die neuere Zeit hinein; heutzutage hat sich dies leider vollständig geändert.

Welcher Aufschwung folgte in Athen! Handel und Wandel begannen aufzublühen; es folgten Kunst und Wissenschaft. Kurz, das „goldene Zeitalter des Perikles", das die Menschheit einen so großen Schritt in der Kultur vorwärts gebracht hat, ruht mittelbar auch auf dem rücksichtslos kühnen Flottenbau des Themistokles.

Und doch ist es den Athenern nachher nicht gelungen, unter enger Angliederung der Kolonien und benachbarter Staaten eine Großmacht zu werden. Denn die Athener bildeten sich im Laufe der Zeit immer mehr aus zu unpolitischen Kaufleuten, zu Männern der Wissenschaft und Kunst. Freilich politisierten sie nebenbei noch viel, aber es war Kannegießerei! Künstler haben von jeher keine Neigung gehabt, dem Staate zu geben, was des Staates ist, sondern sie haben stets in allzu ungebundener Freiheit jeden staatlichen Druck abgewehrt. Sobald nun Athens militärische Macht durch die Spartaner lahm gelegt war, fielen die einzelnen Teile des athenischen Staatenbundes auseinander, wie Dauben eines Fasses, dem die umschließenden Reifen genommen sind.

Anders die Taktik der Römer gegenüber ihren neuen Untertanen und Bundesgenossen. Sie haben wahrlich mit der Schärfe des Schwertes ihre Widersacher zu Boden geworfen, ihnen dann aber sofort und dauernd so große Vorteile beschert (vollste Sicherheit für Leben und Eigentum; prachtvolle Verkehrswege, Einheit von Münzen, Maß, Gewicht; eine Verwaltung, die trotz erheblicher Mängel doch allemal einen gewaltigen Fortschritt gegen die bisherige darstellte), daß diese Untertanen im ent-

scheidenden Moment doch an Rom festhielten. Als Hannibal in unerwarteten, betäubenden Schlägen die Römer besiegt hatte und unter den verlockendsten Bedingungen die bisherigen Bundesgenossen Roms auf seine Seite zu ziehen versuchte, da hielt die römische Eidgenossenschaft zusammen; die bloße Furcht vor der künftigen Rache der Römer hätte dies Ergebnis schwerlich zustande gebracht. —

Das Verhalten der Kolonien zum Mutterlande gibt nun zu weiteren interessanten Parallelen für die Gegenwart Anlaß. Die griechischen Kolonien suchten das Mutterland gern zu übertrumpfen; da dies in der Feinheit der Bauten und Kunstwerke nicht so leicht und so schnell gelang, so versuchte man es mit der Größe. Der Koloß von Rhodos, der Dianatempel zu Ephesus sind auf kolonialem Boden entstanden. Auch in den griechischen Kolonien des Westens findet man dieselbe Erscheinung. Der Parthenon auf der Akropolis von Athen macht auf den Beschauer wahrlich noch jetzt einen überwältigenden Eindruck; die Säulen des Tempels sind zehneinhalb Meter lang, also von der Höhe eines Hauses von zwei bis drei Stockwerken. Aber in Sizilien finden sich die Trümmer von Tempeln, deren Säulen siebzehn Meter hoch waren; man sieht die einzelnen Säulentrommeln noch jetzt nebeneinander liegen, wie sie das Erdbeben hinstreckte. In Unteritalien liegen die reichen üppigen Kaufmannsstädte, deren Einwohner sich an „sybaritischen" Mahlzeiten gütlich taten. Neben diesem Zug ins Riesige, ja Protzenhafte, den die Kolonien besaßen, streiften sie andererseits auch wieder manche Vorurteile des Mutterlandes schneller ab. In Griechenland hatte man die Bildung der Frauen in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Anders im Koloniallande, wo man die Töchter an der Bildung der Zeit in hohem Maße Teil nehmen ließ. Die zweite Gemahlin des Perikles (die an dem Verkehr in seinem Hause, wo die edelsten Männer der Zeit sich zusammenfanden, mit feinem Verständnis Teil nahm): eine Aspasia wäre im alten Hellas nicht zu finden gewesen; sie stammte aus Kleinasien, aus Milet, dort fand man es nicht „emanzipiert", wenn geistvolle Töchter ausgebildet wurden, damit sie, „wenn kluge Männer reden, verstehen können, wie sie es meinen". —

Doch ich breche ab; genug, wenn man an diesen Beispielen sieht, daß die Fundgrube unerschöpflich ist, und daß wir modernen Lehrer, seitdem Deutschland in die Weltpolitik eingetreten ist, zu den von uns vertretenen Wissenschaften mehr oder minder bewußt eine wesentlich andere Stellung einnehmen. In früheren Zeiten ist das Einpauken der Tatsachen bei schwachen Lehrerpersönlichkeiten häufiger Selbstzweck gewesen, als gut war. Nun wollen wir gewiß nicht in den Fehler verfallen und

jegliches Eindrillen als verwerflich bezeichnen. Aber die bloße Teilnahme an unserem heutigen modernen Leben verhindert doch in hohem Maße dies Verbohren in äußerliches Wesen, das den Schülern die Schule als Plage erscheinen ließ. Denn wenn wir auch die meisten Wissenschaften um ihrer selbst willen treiben, nicht um praktischen Zwecken zu dienen, wenn wir auch die Schüler auf den höheren Schulen nicht direkt, sondern im wesentlichen indirekt, durch die Ausbildung ihrer gesamten Geisteskräfte, auf ihren künftigen Beruf vorbereiten wollen, so hat doch der Ausblick auf den Zusammenhang der betriebenen Wissenschaften mit dem gesamten Kulturleben der Gegenwart, denke ich, nichts ehrenrühriges oder banausisches. Und dieser Zusammenhang tritt heute, wie gesagt, auch in den noch nicht genannten Schulwissenschaften viel mehr, als früher zutage. Denken wir an die Religionslehre. Wenn unsere Missionare in China zunächst immer die Antwort bekommen: „Die Bibel ist ja soweit ein ganz schönes Buch, aber was Gutes darin steht, das finden wir schon alles in unseren eigenen heiligen Schriften, und mit dem was sonst drin steht, damit können wir nichts anfangen", so gibt dies genug zu denken. Natürlich können wir daraufhin unseren Schülern nicht ein eingehendes Kolleg über „vergleichende Religionsgeschichte" halten, aber Anlaß zu gelegentlichen Bemerkungen gibt dies doch. Was lesen wir denn auf den Gymnasien für griechische, römische und französische Schriftsteller? Großenteils, und mit Recht, Historiker, wo die Parallelen also sich überall aufdrängen. Wer von unseren großen Schülern sich die Gelegenheit entgehen läßt, die Anfänge des Englischen sich anzueignen — es ist ja ein wahlfreies Fach —, den sehen wir Altphilologen über die Achsel an. Mathematik und Physik? Nun, auf der Mathematik fußt doch wohl die Technik, und mit unseren Technikern müssen wir die Welt erobern, da die Engländer mit ihrer Weltsprache schon einen so großen Vorsprung gewonnen haben.

Zum Schluß noch eine Bitte.

So fest wir heutigen Lehrer davon überzeugt sind, daß unserem deutschen Volk und der deutschen Kultur noch ein guter, ein ansehnlicher Platz an der Sonne beschieden ist, so können wir uns doch nicht dem Gedanken verschließen, daß die nächste Zukunft sehr ernst sein wird, daß die nächsten 30 Jahre schwerlich ohne Kampf für uns vorüber gehen werden. Die 50 Jahre, von denen Moltke sprach, sind noch nicht um, wir müssen noch lange Jahre toujours en vedette sein. Selbstverständlich müssen wir deshalb unsere Waffen prüfen und immer wieder verbessern. Aber das allein tuts nicht. Wir können nicht siegen, wenn ein so großer

Teil des deutschen Volkes schmollend beiseite steht. Sind diese Männer allein Schuld? Hängen wir Deutschen im Mutterlande nicht vielfach noch an den Vorurteilen einer versinkenden Zeit? Sind wir innerlich bereit, den Arbeiter als erwachsenen Menschen, als Mann mit empfindlichstem Ehrgefühl anzuerkennen? Wie hieß es doch noch vor zehn Jahren in dem schneidenden Epigramm:

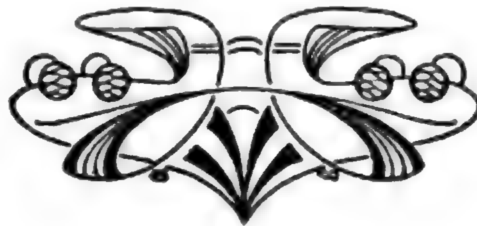
Vor den Wahlen: Handgeschüttel,
Arm in Arm mit Arbeitskittel.
Nach den Wahlen kurz und grob:
Wir die Herrn, und Ihr der Mob.

Gewiß, das ist übertrieben; aber Hand aufs Herz, ist nicht etwas Wahres dran? Vor den Zuständen, wie sie vor 70 Jahren in England herrschten, hat uns das allgemeine Wahlrecht bewahrt; es hat als Sicherheitsventil gewirkt; wir haben rechtzeitig einige Reformen eingeführt. „In England waren, nach dem Ausspruch von Disraeli-Beaconsfield, zwei Nationen, zwischen denen kein Verkehr und keine Sympathie bestand, die einander in ihrem Wollen, Denken und Fühlen so wenig, wie die Bewohner verschiedener Zonen und verschiedener Planeten verstanden." Weil die Besitzenden und Gebildeten nicht nachgaben und sie die Arbeiter und ihre Kinder lange Zeit geradezu verkommen ließen, brach in England schließlich offene Revolution aus. Birmingham ist kurz vor 1848 von den Arbeitern geplündert und mußte dann vom Militär erst tatsächlich wieder erobert werden! Da erwachte das Bewußtsein der Schuld bei den Fabrikanten, wie bei den Gebildeten, und soziale Reformen wurden jetzt endlich durchgesetzt. Heute ist der Arbeiter für den Engländer, trotz der schwieligen Hände, ein Gentleman. Und der Erfolg? Trotz mehrfacher Versuche, eine vaterlandsfeindliche radikale Strömung in England wieder zu entfachen, sind diese Ideen machtlos von den Arbeitern abgeprallt; gerade die Arbeiter haben bei den Wahlen wiederholt den Ausschlag gegeben; wenn die Whigs nicht genügend Ausgaben für die Wehrkraft des Landes machen wollten, wählten sie den Tory! — Ja, aber unsere Arbeiter drohen mit dem Fürstenmord und der Revolution! Haben die englischen Arbeiter das damals nicht getan? England ist uns eben um zwei Generationen als Fabrikstaat voraus; seine Arbeiter haben das Mannesalter schon erreicht; unsere stehen noch im „Flegelalter". Warum sollte unsere Arbeiterschaft nicht zur Überwindung des kindischen Trotzes kommen, mit dem wir doch selber in unserem eigenen Entwicklungsalter unseren Vätern die schwersten Sorgen gemacht haben? Wie hat damals unser Vater den Gesundungsprozeß in uns gefördert? Hauptsächlich dadurch,

daß er uns als „erwachsen“ zu behandeln anfing, und sich nicht durch unsere unreifen Redensarten über Gott, Bibel, Königtum, verleiten ließ, uns jetzt noch auf den Mund zu schlagen! Auch in der Schule sagen wir uns täglich mit Goethe:

„Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein;
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“

Bitte, lieber Leser, hilf auch du in deinem Kreise mit an der Gesundung des Vaterlandes! Wir brauchen deine Hilfe dringend, damit wir im Augenblick der Entscheidung einig dastehen. Uns Lehrer aber schilt nicht gleich „Utopisten“, wenn wir solche Gedanken unseren Schülern mitteilen. Wem haben wir sie unter harter Arbeit entnommen? Dem Verhältnis der Schule zur neuen deutschen Weltpolitik.



Deutsche Wehr.

Deß preisen wir den Herrn der Welt,
Daß er uns Widersacher
Wohlweislich ringsherumgestellt
Um unser Land und Lager.
Er hat es wohl gemeint, ich dächt's
Daß wir nach links, daß wir nach rechts
Uns weidlich müssen wehren
Um Hab und Gut und Ehren.

Das gibt uns unsern Widerhalt,
Das hält uns frisch die Säfte,
Das läßt uns trutzen der Gewalt,
Und Trutzen, das gibt Kräfte.
Drum sind wir auch, weil's Gott gefällt
Die allerstärksten auf der Welt,
Mit unser Wehr und Waffen
Hat niemand gern zu schaffen.

Das Schwert, das wir zur Seite han,
Gilt nur zu Schutz und Rechte;
Wir gehen keinen feindlich an
Und scheuen, was uns ächte.
Doch stört man uns des Friedens Ruh',
Herr Gott im Himmel, schau nur zu,
Was deutsche Wehr und Waffen
Und deutsche Hiebe schaffen!

Aus: Gottfried Schwab, Wolkenschatten und Höhenglanz und Gedichte aus dem Nachlaß. Augsburg, Lampart & Co., 1904.



Benjamin Disraeli.

(Zu seinem 100. Geburtstage.)

Von

Hans Plehn.

Der hundertjährige Geburtstag zweier englischer Politiker wird in diesem Jahre gefeiert: Cobdens und Disraelis; in vier Jahren wird man denselben Gedenktag Gladstones begehen. Von den dreien steht Gladstone der Gegenwart am nächsten, und doch gehört er mehr als die beiden anderen der Vergangenheit an. Gladstone starb 1898, Disraeli 1881, Cobden 1865. Die Züge Gladstones bewahrt die englische Nation noch im Gedächtnis; er lebt fort als der Grand Old Man, der hinreißende Rhetor, der ernste, zelotische Enthusiast, der politische Doktrinär. Cobdens Persönlichkeit ist in der Erinnerung schon ganz verblaßt; sie war klar, einfach und durchsichtig wie seine politischen Formeln, und man hat sie über diesen Formeln vergessen. Cobden ist mit der Sache des Freihandels identisch geworden; die wirtschaftspolitischen Kämpfe der Gegenwart haben seinen Namen der Vergessenheit noch einmal entrissen und ihn zu einem politischen Schlagwort gemacht. Auch Disraelis Gestalt ist schattenhaft geworden; aber es schwebt etwas Mystisches, Sagenhaftes um seine Erinnerung, das Ideal einer imperialistischen Zukunft; sein Name ist heute in England ein Symbol, und in den Freimaurerkreisen des Primelbundes treibt man mit seinem Andenken einen politischen Kult.

Disraeli ist am 21. Dezember 1804 in London geboren. Er stammte aus einer Familie spanischer Juden, die Ende des 15. Jahrhunderts durch die Glaubensverfolgungen nach Venedig getrieben wurde; ein Zweig siedelte Mitte des 18. Jahrhunderts nach England über. Sein Großvater war ein reicher Kaufmann, sein Vater hat sich als Schriftsteller einen Namen gemacht. Nach dem Tode des Großvaters, als Benjamin 12 Jahre alt war, trat die Familie zur anglikanischen Kirche über. Seine Laufbahn begann der jüngere Disraeli wie sein Vater als Schriftsteller; mit 22 Jahren veröffentlichte er seinen ersten Roman, Vivian Grey, der ihn über Nacht in ganz London bekannt machte. Und be-

kannt zu werden, Eindruck zu machen, Aufsehen zu erregen, darauf schien sein ganzes Streben gerichtet. Doch das war ihm nur Mittel zum Zweck; sein Ehrgeiz strebte höher hinaus. In seinen Mitteln war er in seinen jungen Jahren nicht sehr wählerisch; gleichviel wie sehr sie gegen den guten Geschmack verstießen, wenn sie nur die gewollte Wirkung hatten. In der Reklame, die er für sich machte, war er oft marktschreierisch; in einem seiner ersten Wahlkämpfe schrieb er eine Broschüre über sich selbst, mit dem Titel: „Was ist er?" Zu posieren war ihm früh zur Gewohnheit geworden. Er kleidete sich auffallend und exzentrisch, behängte sich mit goldenen Ketten, trug Ringe über den Handschuhen; bis in sein Alter trug er ein Korsett. Zurechtgemacht und studiert war der ganze Stil seines Auftretens, seiner Reden, seiner Romane. Die naiven Szenen sind ihm in seinen Büchern immer am schlechtesten geraten, weil er selbst nicht naiv empfand. Am natürlichsten war er, wo er sich seiner sprühenden satirischen Laune überließ. Auch als er im öffentlichen Leben Posten gefaßt hatte, gab er nicht viel von seinem theatralischen Wesen auf. Er änderte nur die Maske. Studiert und berechnet war auch seine pompöse Haltung und die unnahbare Einsamkeit, mit der er sich umgab, als er auf der Höhe der Macht stand. So gut er den Engländer und seinen Charakter verstand, und so sicher er ihn beurteilte, so blieb er der Nation, unter der er lebte, doch innerlich fremd. „Er ist eine eherne Maske, die seine eignen Novellen spricht", so charakterisierte ihn der junge Balfour, der heutige Premierminister.

Als Beruf versuchte es Disraeli zuerst mit den Rechten, daneben schrieb er Romane; aber schließlich trieb es ihn in die Politik, die seinem brennenden Ehrgeiz die höchsten Aussichten eröffnete. Der Beginn seines öffentlichen Auftretens fällt in die erste Zeit nach der Parlamentsreform von 1832. Die Entwicklung der Großindustrie hatte die soziale Struktur Englands von Grund aus verändert. Zwei neue soziale Schichten waren entstanden, eine industrielle Bourgeoisie und eine industrielle Arbeiterschaft. Während die Parlamentsreform die Wünsche und den Ehrgeiz der Bourgeoisie befriedigte, indem sie ihr den Zutritt zu dem Unterhause verschaffte, waren die Arbeiter, die höhere Löhne, bessere Nahrung und Wohnung forderten und alles dies von der Reform erwartet hatten, leer ausgegangen. Den beiden aristokratischen Parteien, den Whigs und Torys, war die Machtfrage im Parlament weit wichtiger als die Magenfrage im Lande. Neben ihnen bildeten in dem reformierten Parlament die Radikalen eine selbständige Gruppe — eine kleine Anzahl von Politikern sehr verschiedener Richtung, die nur in der Verurteilung der bestehenden

Zustände einig waren. Auch Disraeli begann als Radikaler. Die Whigs haßte er; von den Torys, die durch die Reform auf Jahrzehnte hinaus von der politischen Macht ausgeschlossen erschienen, erwartete er nichts. Auch wollte er seine politische Unabhängigkeit bewahren. Nur ein solches Kabinett würde er unterstützen, sagte er als Wahlkandidat, das große sozialpolitische Maßregeln in Angriff nähme. Aber wenn er die Hilfe der beiden alten Parteien verschmähte, so gab es nur einen Weg ins Parlament, indem er sich einen Wahlsitz gekauft hätte. Solcher „verrotteter Wahlflecken" gab es auch noch nach 1832. Aber sein Vater war weder reich genug noch auch willens, die sehr bedeutenden Kosten aufzuwenden. Dreimal fiel Disraeli bei den Wahlen durch; dann schloß er sich doch den Torys an, und nach einem vierten Mißerfolge wurde er 1837 endlich gewählt. Der parlamentarische Beruf brachte ihm nichts ein, eigenes Vermögen besaß er nicht, und die Wahlkampagnen hatten ihn so tief in Schulden gestürzt, daß er dem Zusammenbruch nahe war. Wie mehreren seiner Romanhelden gab ihm eine reiche Heirat die sichere Grundlage für seine Laufbahn und die gesellschaftliche Stellung, deren er bedurfte. Er heiratete die Witwe eines parlamentarischen Freundes, die ein Haus im Londoner Westend und eine Leibrente von 100000 Mark besaß. Er war damals 35 Jahre alt, seine Frau Ende der Vierziger. Aber wenn es keine Liebesheirat war, so wurde es doch eine äußerst glückliche Ehe. Bernal Osborne, der derselben alten Rasse angehörte wie Disraeli, besaß die Roheit, ihn zu fragen, was er denn für seine alte Frau empfinden könnte; worauf Disraeli erwiderte: „ein Gefühl, das Ihrer Natur allerdings fremd ist und das Sie nicht kennen: Dankbarkeit".

Obwohl Disraeli nun den Tories angehörte, so bewahrte er sich doch eine große Unabhängigkeit. Er hatte seine eigenen Ansichten, er kannte die elende Lage der Arbeiterschaft in England und Irland. Ohne die Gefühle seiner Partei zu schonen, sprach er im Parlament für die Chartisten und die Iren, er befürwortete die Zulassung der Juden ins Parlament, er scheute sich nicht, den eignen Parteiführern entgegenzutreten. Seinen Ruf als politischer Polemiker, den er schon vorher in seinem Streit mit O'Connell und dem liberalen „Globe" begründet hatte, behauptete er im Unterhause. Indes nahm er bei seiner parlamentarischen Jugend, bei seiner unberechenbaren Selbständigkeit und als Semit nichts weniger als eine beherrschende Stellung ein. Da bot ihm das Glück eine Gelegenheit, und er ließ sie nicht vorüberziehen. Sir Robert Peel hatte die konservative Partei, die durch die Reform von 1832 zerschmettert schien, wieder konsolidiert; 1841 erfocht er einen entscheidenden Wahlsieg

und übernahm die Regierung. Die sozialen Fragen standen im Vordergrunde. Peel gewann allmählich die Überzeugung, daß sie nur auf dem Wege gelöst werden könnten, den der radikale Flügel der Opposition unter Cobdens Führung vorzeichnete: durch die Änderung der englischen Handelspolitik. Seiner Partei gegenüber war Peel verpflichtet, das Schutzzollsystem aufrecht zu erhalten; und als er nach einigen Jahren des Zauderns mit fliegenden Fahnen in das Lager des Freihandels überging, da rebellierte die Mehrheit seiner Partei. Da aber fast alle hervorragenden Parlamentarier und die, die ministerielle Erfahrung besaßen, Peel folgten, so fehlte es der verlassenen Armee der Schutzzöllner an Generalen. Lord George Bentinck, ein Landedelmann, der an die 20 Jahre im Parlament geschwiegen hatte, übernahm die Führung, aber die Seele der schutzzöllnerischen Partei wurde Disraeli. Die Ereignisse gingen ihren Gang; mit Hilfe der Liberalen beseitigte Peel die Kornzölle; aber wenige Wochen darauf stürzten die Konservativen, jetzt ihrerseits mit den Liberalen im Bunde, das Ministerium. Es war Disraeli, der Peel stürzte. Der „politische Abenteurer", der „Charlatan", rang den größten Parlamentarier seiner Zeit nieder. Disraelis Reden gegen Peel gehören zu seinen glänzendsten; jene Kämpfe gewannen ihm einen europäischen Ruf, und gaben ihm eine führende Stellung im Parlament. Im Jahre 1848 starb Lord George Bentinck, und da der Führer der Konservativen, Lord Derby, im Oberhause saß, so fiel Disraeli in verhältnismäßig jungen Jahren die verantwortliche Leitung der Partei im Unterhause zu. Freilich war die Partei durch die Spaltung so geschwächt, daß sie auf lange Jahre in der Opposition bleiben mußte; die Peeliten verschmolzen sich schließlich mit den Liberalen, und von 1847—74 kamen die Konservativen nur drei Mal, und stets nur auf kurze Zeit, zur Regierung. Alle drei Male befanden sie sich in der Minderheit; die beiden Ministerien von 1852 und 1858/59 waren ereignislos; erst in dem dritten Kabinett 1867/68 gelang es Disraeli, eine große parlamentarische Maßregel durchzubringen. Zu den Merkwürdigkeiten in der Laufbahn Disraelis gehört es, daß er der anerkannte Führer der Partei im Unterhause wurde, ohne je auch nur ein untergeordnetes Ministerialamt bekleidet zu haben. Ohne jede Vorbereitung in der praktischen Staatsverwaltung wurde er Schatzkanzler, und er wurde Premierminister, nachdem er binnen 16 Jahren etwa 30 Monate hindurch Schatzkanzler gewesen war.

Als Radikaler hatte Disraeli begonnen. Und wenn politische Erfahrung und seine Verbindung mit den Torys seine Anschauungen nicht unbeeinflußt gelassen hatten, so standen die sozialen Probleme doch noch

hoch oben in der Skala seiner politischen Interessen. Freilich glaubte er nicht mehr, sie durch dreijährige Parlamente und geheime Wahl lösen zu können. Er befand sich nicht nur im Gegensatz zu den Radikalen, deren Doktrinarismus ihn schon früh ebenso abgestoßen hatte wie ihre Phrasendrescherei, sondern auch zu den Ansichten der alten Torys. Die schienen ihm überlebt zu sein, nicht mehr in die neue Zeit zu passen; weder das theoretische Laissez faire der Radikalen, noch das praktische Geschehenlassen der Torys war nach seinem Sinn. Seit 1832 nannten sich die Tories Konservative; aber die Frage war, was sie denn eigentlich konservieren wollten.

Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Englands machten eine völlige Umwälzung durch; die alte Arbeiterverfassung löste sich auf, ohne daß etwas neues an ihre Stelle trat. Die Landaristokratie hielt an ihren patriarchalischen Auffassungen fest. Indessen entstanden in den Städten neue Klassen von Herren und Abhängigen, auf die das patriarchalische Verhältnis schon deshalb nicht anwendbar war, weil die industriellen Unternehmer die Verpflichtungen, die das feudale Verhältnis den Herren auferlegte, nicht anerkannten. Ende der Dreißiger erhob sich der Chartismus, der manchen als der Vorbote einer sozialen Revolution erschien. In Irland befand sich das Landarbeiterproletariat in ebenso elender Lage wie die englischen Chartisten; Ruhe und Ordnung konnten nur durch Zwangsmaßregeln aufrecht erhalten werden. Disraelis Urteil über diese Dinge war zum Teil von Carlyle beeinflußt. Er teilte nicht den Optimismus der kapitalistischen Unternehmer, die überall nur glänzenden Fortschritt sahen; gegen die Bourgeoisie als Klasse hegte er ein tiefes Mißtrauen. Er schrieb damals, nunmehr 40 Jahre alt, zwei politische Romane, Coningsby und Sybil. Als erster Grundsatz konservativer Politik galt ihm, die Interessen aller Stände und Klassen zu fördern. Er wußte, daß der Freihandel im wesentlichen nur der industriellen Bourgeoisie zu Gute käme; hatte Cobden es doch offen ausgesprochen, daß von jetzt ab die Städte England regieren sollten. In den handelspolitischen Debatten war Disraeli für den Schutz der Landwirtschaft eingetreten. Ebenso forderte er, daß die Arbeiterklassen materiell, geistig und moralisch gehoben würden. Nicht durch den Staat sollte das geschehen, sondern — ein echt englischer Gedanke — durch die Gesellschaft; nicht durch Gesetze, sondern durch persönliche Sympathie und private Fürsorge. Das sei die Aufgabe der Aristokratie. In ihr sah er die natürlichen Führer des Volkes; er hielt sie für die Klasse, die sich politisch am gesundesten erhalten hätte; er wünschte eine Annäherung, ein Bündnis zwischen ihr und den unteren Klassen. Ihm entging nicht, daß die

Achtung vor der Kirche und ein starkes Gefühl von Loyalität gegenüber der regierenden Klasse in dem Volke noch lebendig war. Wenn die Aristokratie viel von ihrem natürlichen Einflusse verloren hätte, so läge es daran, daß sie ihre Aufgaben verabsäumt hätte, daß es ihr an sozialem und politischem Pflichtgefühl mangelte.

Die ältere Generation der Aristokratie war schwerlich für diese Lehren zu gewinnen. Sie gab Disraeli auf; er wandte sich an die Jugend; „die neue Generation" ist der Untertitel von Coningsby. Auf die junge Generation wollte er einwirken, wollte ihr Führer werden. Es war die Zeit der Jungengland-Bewegung. Anfang der dreißiger Jahre war sie entstanden, parallel mit der neuen religiösen Strömung in Oxford und von dieser nicht ganz unbeeinflußt. Zu gleicher Zeit, aber unabhängig voneinander, entstand die Bewegung in Oxford und Cambridge. Es waren ziemlich lose Vereinigungen junger Aristokraten, die politische und religiöse Sympathien zusammenführten. Die Wahlen von 1841 brachten einige der jungen Reformer, die in der Mitte der Zwanziger standen, ins Parlament. Sie hielten zu einer kleinen Gruppe zusammen; die Presse nahm sie nicht sonderlich ernst, ihre Väter waren mit ihren Anschauungen unzufrieden, auf den beiden Universitäten verfolgte man sie mit großen Erwartungen und Hoffnungen; eine gewisse Bedeutung gewannen sie erst, als Disraeli sich ihnen anschloß und ihr Führer wurde. Aus den Anregungen dieses Kreises entstanden jene beiden Romane; sie enthalten weder eine Utopie noch politische Rezepte, sie schildern die politische Stimmung Jungenglands, mit dem Disraeli sich identifizierte.

Der Jungengland-Bewegung war nur eine kurze Dauer beschieden. Die Spaltung der konservativen Partei im Jahre 1847 traf auch sie und bereitete ihr ein frühes Ende. Und als Disraeli bald darauf der verantwortliche Leiter der konservativen Partei und Politik wurde, da hat er anscheinend nicht versucht, seine Ideen zu verwirklichen. Seine Hände waren gebunden, er besaß keineswegs das volle Vertrauen seiner Partei; obendrein stand er in der Opposition. Er versuchte auch nicht, die Freihandelspolitik rückgängig zu machen. In dem kurzlebigen konservativen Ministerium von 1852 erkannte er als Schatzkanzler die vollendete Tatsache an. Er konnte nicht anders handeln; seine Partei war in der Minderheit und konnte nur wenige Monate lang die Regierung behaupten. Man mußte nun wohl oder übel abwarten, wie sich die neue Politik bewähren würde. Disraeli hatte an der einseitig industriellen Entwicklung keine Freude und glaubte an ihre Dauer ebensowenig wie Carlyle. Den Umschwung der Dinge hat er nicht mehr erlebt; er kam nicht so schnell,

als er es wohl erwartet hatte, aber er kam. Daß die Aufhebung der Kornzölle Irland nichts nützte, zeigte sich bald; wenn die Kartoffelkrankheit ausbrach, hatte das Landproletariat unter dem Freihandel ebensowenig Geld, sich Brot zu kaufen, wie unter dem Schutzzoll. Und wenn die Auswanderung von drei Millionen Irländern nach Amerika das Elend auf der grünen Insel gemindert hat, so konnte dies Heilmittel auch ohne den Freihandel angewendet werden. In England ist heute die Landwirtschaft ruiniert, und Gewerbe und Handel werden von dem schutzzöllnerischen Auslande hart bedrängt. Mr. Chamberlains Tarifreformbund beruft sich jetzt in seinen Flugblättern auf Aussprüche, die Disraeli vor 60 Jahren getan hat: „Wenn England sich mit freier Einfuhr gegen feindliche Tarife wehrt, so sind die Bedingungen des Wettkampfes ebenso gerecht und gleich, wie wenn ein Preisringer mit einem gefesselten Galeerensklaven kämpft."

Erst nach Disraelis Tode, fast unmittelbar danach, begann die Reaktion gegen die Freihandelspolitik. Und zur selben Zeit lebten die Tendenzen von Jungengland wieder auf. Die Reaktion gegen die liberale Handelspolitik entsprang aus den Verhältnissen; jene zweite Bewegung aber knüpfte bewußt an Disraeli an. Anfang der achtziger Jahre bildeten vier junge Torys: Lord Randolph Churchill, John Gorst, Sir Henry Drummond-Wolff und Arthur James Balfour eine besondere Gruppe auf den Bänken der Konservativen. Und wenn dieser „vierten Partei", wie sie bald genannt wurde, der religiöse Schwung der Jungengland-Bewegung fehlte, wenn sie ihre Aufgabe mehr vom Standpunkt der praktischen Parteipolitik verfolgte, so war ihre politische Wirkung doch unvergleichlich größer. Sie nahmen Disraelis Gedanken wieder auf, daß die regierenden Klassen sich die politische Führerschaft der Arbeiter verdienen, daß sie ihr Vertrauen gewinnen müßten. Und die Torydemokraten haben sich das Vertrauen der Arbeiter in der Tat erworben; in dem Primelbunde schufen sie ein vortreffliches Organ ihrer Bestrebungen; und ihrer Tätigkeit ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß seit 1885 mit einer kurzen Unterbrechung die Konservativen am Ruder sind.

Für die englische Arbeiterschaft brach mit der Einführung des Freihandels eine bessere Zeit an. Industrie und Handel nahmen, freilich nicht allein infolge der neuen Handelspolitik, einen gewaltigen Aufschwung, und die Arbeiter, zumal die in Gewerkschaften organisiert waren, erkämpften sich höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit und bessere Arbeitsbedingungen. Als Disraeli Coningsby und Sybil schrieb, hatte er den materiellen, geistigen und moralischen Fortschritt der unteren Klassen im Auge; an eine Ausdehnung des politischen Wahlrechts dachte er damals nicht. Aber

die Frage einer neuen Parlamentsreform kam nicht zur Ruhe und 1859 brachte Disraeli selbst eine Reformbill ein. Gladstones Reformentwurf von 1866 bekämpfte er aufs schärfste; er sagte den Niedergang des Parlaments voraus, und vieles von dem, was damals er prophezeite, ist wörtlich eingetroffen. Gleichwohl führte er selbst ein Jahr später, als das liberale Kabinett über jene Bill gefallen war, die Reform durch und zwar in einer viel demokratischeren Gestalt, als Gladstone selber beabsichtigt hatte. Disraeli befand sich in einer ähnlichen Lage wie Peel im Jahre 1847. Er hielt die Reform, die die Liberalen zur Parteiparole gemacht hatten, für unvermeidlich, und so wollte er sie selbst durchführen und den Dank der neuen Wählerklassen für seine Partei ernten. Die Stärkung seiner Partei erschien ihm das Opfer eines Parteiprinzips wert. Die Durchbringung der Bill war ein parlamentarischer Erfolg ersten Ranges. Ein Jahr vorher hatte dasselbe Parlament den Gladstoneschen Entwurf abgelehnt, der etwa 400000 neue Wähler schaffen wollte; jetzt erhöhte es die Zahl der Wahlberechtigten um eine Million. Die Konservativen befanden sich in der Minderheit, sie waren im Prinzip gegen das Gesetz, und Disraeli besaß nicht das volle Vertrauen der Partei. Das nie völlig erloschene Mißtrauen gegen den politischen Abenteurer, den verkappten Radikalen, den Juden wachte wieder auf. Und doch leistete die Partei Heeresfolge, sie rebellierte nicht gegen ihn, wie sie unter seiner Führung gegen Peel rebelliert hatte. Der radikale Flügel der Opposition unterstützte ihn, und seiner außerordentlich geschickten Taktik gelang es, die liberale Partei so zu desorganisieren, daß er sich, obwohl die Opposition in der Mehrheit war, fast zwei Jahre lang in der Regierung behaupten konnte. Disraeli war es, der die konservative Partei aus den Trümmern des Peelschen Zusammenbruchs wieder aufgerichtet und sie befähigt hatte, nach zwanzigjähriger unfruchtbarer Opposition einen großen Regierungsakt durchzuführen. Das erkannte die Partei an und dankte es ihm. Und mit der Partei stieg auch ihr Führer. Damals schrieb Bischof Wilberforce: „Das Erstaunlichste ist Disraelis Aufstieg. Er hat das Parlament vermocht, Gladstone nahezu zu ignorieren, er regiert es über Gladstones Kopf hinweg, und man sagt mir, er würde ihn die nächsten zehn Jahre lang niederhalten.“

Etwa seit 1850 standen Gladstone und Disraeli im Vordertreffen der parlamentarischen Kämpfe einander gegenüber, obwohl Gladstone die Führerschaft der liberalen Partei erst 1865 nach dem Tode Lord Palmerstons erlangte. Seine politische Laufbahn war viel ebener und regelmäßiger gewesen als die seines Rivalen. Er war in Eton und

Oxford, den aristokratischen Pflanzstätten der englischen Politiker, erzogen worden. Sein Vater, ein reicher Getreidehändler in Liverpool, besaß politische Verbindungen mit Canning und Peel. Er war 23 Jahre alt, hatte grade die Universität verlassen, als ihm der Herzog von Newcastle einen Parlamentssitz anbot; er hatte von seinem Sohne, Gladstones Universitätsfreund, von dessen glänzenden Reden gegen die erste Reformbill in dem Oxforder Debattierklub gehört. Im Parlament machte Gladstone schnell seinen Weg, gewann das Vertrauen Peels, wurde Untersekretär für die Kolonien und Präsident des Handelsministeriums. Er war Peels eifrigster Helfer in dem Übergang zu der neuen Finanz- und Handelspolitik. Nach der Zersplitterung der konservativen Partei war er einer der Führer der Peelitischen Gruppe, die sich in den fünfziger Jahren mit den Liberalen verschmolz. Zwischen den drei damaligen Parteien, den Konservativen, den Peeliten und den Liberalen, bestanden außer der Wirtschaftspolitik keine wesentlichen prinzipiellen Gegensätze, denn die Radikalen besaßen noch keinen Einfluß auf die Leitung der liberalen Partei. Ein Kabinett Palmerston und ein Kabinett Derby waren weder in der äußeren noch in der inneren Politik so sehr von einander verschieden.

Bis in den Anfang der sechziger Jahre war es nicht deutlich zu erkennen, ob Gladstone mehr den konservativen oder liberalen Tendenzen zuneigte; erst danach, im Alter von 55 Jahren, begann er sich allmählich, aber konsequent, zum radikalen Politiker zu entwickeln. Indes bestand der Gegensatz zwischen Gladstone und Disraeli schon, als beide noch derselben Partei angehörten. Es war nicht nur ein Gegensatz der Persönlichkeiten, sondern allgemeiner politischer Tendenzen, und es wurde ein Gegensatz der Weltanschauungen. Gladstone gehörte wie Peel zu der neuen Bourgeoisie, gegen die Disraeli als Politiker ein so tiefes Mißtrauen hegte. Gladstone war der politische Genius dieser Klasse; in ihm verkörperten sich ihre politischen Fähigkeiten, ihre Kultur, ihre Geistesrichtung in höchster Potenz. In diesen Mittelklassen lebte viel von dem alten englischen Puritanismus. In der modifizierten Form, in der er jene Generation erfüllte, hatte er keinen ausschließlich religiösen Charakter; auch beschränkte er sich nicht auf die nonkonformistischen Kreise, sondern beherrschte hochkirchliche Anglikaner ebenso wie Agnostiker. Er äußerte sich in einem enthusiastischen Idealismus — einem Idealismus, der nicht wie in Deutschland eine spekulative, sondern eine spezifisch ethische Richtung hatte. Diese Puritaner setzten sich praktische ethische Ziele, im privaten wie im öffentlichen Leben. Ihre Leitsterne waren

Gerechtigkeit, Freiheit, Humanität. Ihr Idealismus machte sie zu Reformern und Weltverbesserern. Dieser Zug ist für die Politiker und Staatsmänner ebenso charakteristisch wie für die Schriftsteller und Künstler jener Klasse; wir begegnen ihm bei Gladstone nicht minder wie bei George Elliot, Kingsley, Ruskin, Morris und Watts. Sie glaubten an ihre Mission, besaßen eine nahezu fatalistische Zuversicht in ihre Kräfte, und glaubten sich im ausschließlichen Besitze der rechten Mittel, das Ziel zu erreichen. Der priesterliche, humorlose Ernst Gladstones bildete den schärfsten Gegensatz zu dem weltlichen Realismus und zu dem skeptischen Sarkasmus Disraelis; wie kürzlich gesagt wurde: Gladstone betrachtete das Leben als „Pilgrim's progress", Disraeli betrachtete es als „Vanity fair".

Auch stand Gladstone nicht minder unter dem Eindruck des Rassengegensatzes wie die große Mehrzahl der Tories. Als Disraeli für die Zulassung der Juden zum Parlament plaidierte, erklärte Gladstone das für den einzigen Fall, wo er seine Sache mit aufrichtiger, innerer Überzeugung vertreten hätte. Disraeli hat seine jüdische Abstammung nie verleugnet oder zu verbergen gesucht; er war vielmehr stolz darauf, verwandte viele Mühe, das Wappen seiner spanischen Vorfahren ausfindig zu machen. Er besaß ein äußerst starkes Rassenbewußtsein und legte der Rasse in der Weltgeschichte kaum ein geringeres Gewicht bei als Graf Gobineau. Und im Herzen ist er immer ein Jude geblieben; das Christentum betrachtete er nur als eine weitere Entwicklungsstufe der jüdischen Religion; er glaubte zugleich an Nazareth und Sinai.

Bevor die alten Stände der Aristokratie und des kaufmännischen Patriziertums sich die neue Klasse der industriellen Bourgeoisie ganz assimiliert hatten, stand diese in einem natürlichen Gegensatze zu ihnen. Dieser Gegensatz konnte in England, wo die einzelnen Stände und Klassen niemals so schroff gegen einander abgegrenzt waren wie auf dem Kontinent, bei weitem nicht die Schärfe erreichen wie etwa in Frankreich zwischen dem tiers état und dem Adel. Aber vorhanden war er doch. Als eine aufstrebende Klasse, die sich zuerst nur politische Gleichberechtigung, dann aber politische Vorrechte erkämpfen wollte, stand die Bourgeoisie in einem natürlichen Gegensatze zu den alten konservativen Mächten: zu der Staatskirche, dem Oberhause, ja auch zu dem Unterhause, in dem die Landaristokratie immer noch den Ausschlag gab. Dazu kamen die Ideen des politischen Radikalismus, die aus der französischen Revolution herstammten; aus allen diesen Quellen gewann die neue Klasse die Maßstäbe, die sie an das herrschende politische System und an die herrschenden politischen Mächte legte.

Eben auf der Seite dieser konservativen Mächte stand Disraeli. Seine anfänglich mehr ästhetische Vorliebe für die englische Aristokratie und für die anglikanische Kirche hatte sich längst in politische Prinzipien umgesetzt. Einen persönlichen Charakter nahm der Kampf zwischen den beiden großen Gegnern fast nie an. Als Gladstone einmal, seinem Zorn nachgebend, seine Worte damit bekräftigte, daß er mit seinem hohen Hut auf den Tisch des Hauses schlug, daß es dröhnte, bemerkte Disraeli in seiner Entgegnung gelassen: „Manchmal beglückwünsche ich mich, daß ein so solides Stück Möbel sich zwischen uns befindet". Disraeli war weit entfernt, die glänzenden Eigenschaften und Fähigkeiten Gladstones zu verkennen oder zu unterschätzen. In den fünfziger Jahren, bevor Gladstone endgültig ins liberale Lager überging, hat Disraeli nicht nur versucht, ihn auf die konservative Seite zurückzuführen, sondern hat sich zweimal bereit erklärt, ihm die Führung der Partei im Unterhause zu überlassen. Gladstone, in allen persönlichen Dingen weit mehr zurückhaltend und diskret als in politischen Angelegenheiten, hat seine innerste Meinung über die Persönlichkeit seines Rivalen nie außerhalb des engsten Kreises ausgesprochen. Disraeli war weniger delikat. Einmal wurde er gefragt, was der Unterschied zwischen einem Mißgeschick und einem Unglück wäre, und ohne sich lange zu besinnen, erwiderte er: „wenn Gladstone in die Themse stürzte, so wäre das ein Mißgeschick; aber ein Unglück wäre es, wenn ihn jemand wieder herausholte".

Gladstones Gesetzgebung legte in das alte System viele Breschen. Kein Zweifel, daß viele seiner Maßregeln durch die veränderten Umstände notwendig geworden waren. Aber er begann, auf der Bahn des Radikalismus unaufhaltsam fortschreitend, die Grundlagen der Verfassung selbst zu untergraben. Er entstaatlichte die anglikanische Kirche in Irland, versuchte die Union mit Irland zu lösen, die Kirche in Wales zu entstaatlichen. Mit dem Oberhause war er so oft in Konflikt gekommen — in einem amtlichen Schreiben an die Königin erklärt er, daß er diese Institution *hasse* — daß er seine Abschaffung mehrmals ernstlich ins Auge gefaßt hat. Und Gladstone war der erste, der als *Parlamentarier* und als *Minister* die öffentliche Meinung im Lande *gegen das Parlament* aufrief, um auf das Kabinett, dem er selbst angehörte, einen Druck auszuüben. Als Disraeli seine Partei zu seiner Auffassung in der Wahlrechtsreform „erzog", wie er sagte, so tat er es innerhalb der Partei und innerhalb des Hauses, ohne die demokratischen Kräfte, die draußen in den Wählerschaften schlummerten, aufzuwecken. Gladstone appellierte geradezu an die außerparlamentarische öffentliche Meinung, drängte auf

das Plebiszit zu. Mr. Chamberlain wandelt nur in den Spuren seines ehemaligen Meisters, wenn er jetzt seine Agitation für den größerbritischen Zollverein unmittelbar in den Wählerschaften betreibt, und die parlamentarische Diskussion nach Möglichkeit ausschließt.

Als Disraeli 1881 starb, hatte Gladstone erst Zweidrittel seiner politischen Laufbahn zurückgelegt. Erst seine Ministerien von 1880—85 und 1892—94 geben seinem politischen Charakterbild den Abschluß. Die Homerule-Bill, die Angriffe auf die Staatskirche in Wales und auf das Oberhaus geschahen nach Disraelis Zeit. Auch Majuba und Gordons Tod in Khartûm hat Disraeli nicht mehr erlebt. Und es blieb ihm erspart, die Minderung des englischen Prestiges zu sehen, die eine Folge von Gladstones Regierung war und deren Eindruck erst durch Lord Salisbury und Mr. Chamberlain ausgelöscht worden ist.

In der äußeren Politik war Disraeli als scharfer Kritiker der unruhigen, renommistischen Interventionspolitik Lord Palmerstons aufgetreten. Er betrachtete die auswärtigen Angelegenheiten in der unvoreingenommenen realistischen Weise, wie sie uns Bismarck gelehrt hat, er betrachtete sie lediglich vom Standpunkte der Interessen Englands. Im Juli 1864 sprach er gegen Palmerstons Politik: „Binnen 12 Monaten haben wir uns zweimal eine Zurückweisung in Petersburg geholt. Zweimal haben wir vergebens Bitten nach Paris gerichtet. Österreich haben wir bedroht, und Österreich ließ unsere Drohung vorüberziehen wie leeren Wind. Wir drohten Preußen, und Preußen hat uns getrotzt. Unser Tadel rasselte über den deutschen Bundestag hin und er wurde mit Verachtung behandelt". Auch Gladstone bekämpfte Palmerstons Interventionspolitik. Und doch konnte auch er es nicht lassen, sich in die inneren Verhältnisse des Auslandes einzumischen; und für das Ausland machte es nicht viel aus, wenn Gladstone es im Namen der europäischen Zivilisation, der Humanität und Freiheit tat. Mit Begeisterung griff Gladstone den nationalen Gedanken auf und suchte ihm zu dienen — wenn er in Italien oder in den Balkanländern aufflammte; den neuen englisch-nationalen, den allbritischen Gedanken verstand er nicht. Dabei legte Gladstone dem Auslande gegenüber eine geradezu gefährliche Indiskretion an den Tag. Während des amerikanischen Sezessionskrieges sprach er — als Minister — von der neuen Nation, die in den Südstaaten im Entstehen begriffen sei; was zumal bei der Erregung über die Alabama-Affäre nicht gerade beitrug, die Beziehungen der Union zu England zu verbessern. In seinen berühmten Agitationsreden in Midlothian 1879 griff er ohne jeden Anlaß die österreichische Balkanpolitik scharf an, und entschuldigte sich, als er

bald darauf Ministerpräsident geworden war, bei dem österreichischen Botschafter damit, daß er damals als Privatmann keine politische Verantwortlichkeit besessen hätte. Am bezeichnendsten für Gladstones äußere Politik ist wohl seine egyptische Unternehmung. Er griff in die inneren Wirren des Landes ein, um im Namen Europas Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, obwohl das übrige Europa sich keinen Deut darum kümmerte, ob die Egypter sich vertrugen oder einander die Köpfe abschlugen. Einmal in den Strudel hineingerissen, ohne ein bestimmtes politisches Ziel vor Augen, ohne die Konsequenzen seines Handelns zu übersehen, ließ er sich halb willenlos forttreiben; und es ist eine seltsame Ironie, daß der Kleinengländer Englands Stellung in Egypten begründet hat.

Ein solcher Dilettantismus war der auswärtigen Politik Disraelis fremd. Zwischen seiner Kritik als Führer der Opposition und zwischen seinen Handlungen als verantwortlicher Minister bestand kein Mißverhältnis. Seine Balkanpolitik 1877/78 und sein Auftreten auf dem Berliner Kongreß zeigten klare Ziele, Energie und schnellen Entschluß. Heute wird seine Balkanpolitik von vielen Engländern verurteilt, weil sie den englisch-russischen Gegensatz vertieft und den Ausdehnungstendenzen Rußlands, denen er den Weg nach dem Bosporus versperrte, die Richtung nach Osten gewiesen habe. Wie dem auch sei, die Wirkung jener Politik auf England war gewaltig. Die Machtidee des Staates wurde wieder lebendig, die die schwankende und schwächliche Politik der Liberalen und ihre Ideen von dem ewigen Frieden und dem Weltbürgertum zurückgedrängt hatten. Auf dem Kontinent spottete man, daß eine alte Frau und ein Jude die einzigen wären, die gewußt hätten, die Ehre Englands zu wahren; England sonnte sich in dem Ruhme, den Disraeli für sein Land gewann; sein Wort: „Friede mit Ehren" wurde ein politischer Wahlspruch. Aber nicht allein die Machtidee des englischen Staats vertrat Disraeli, sondern die Machtidee des britischen Weltreichs. Im Gegensatze zu den Liberalen betrachtete er das britische Weltreich als eine politische Einheit. Er hatte es stets als einen großen Fehler angesehen, daß mit der Einführung des Freihandels in England und mit der Verleihung von Repräsentativ-Verfassungen an die größten Kolonien das alte Kolonialsystem aufgelöst und die politischen Bande zwischen dem Mutterlande und den Kolonien gelockert wurden. Drei Mittel, sagte er in einer Rede im Jahre 1872, gäbe es, um das Weltreich zusammenzufassen: einen gemeinsamen Zolltarif, eine einheitliche Reichsverteidigungs-Politik zu Wasser und zu Lande und einen Reichsrat, in dem sich die Vertreter der einzelnen Reichsteile zusammenfänden. Das sind die-

selben Probleme, die heute, ein Menschenalter später, Mr. Chamberlain zu lösen versucht. Die Konföderation der Kanadischen Kolonien im Jahre 1867 war das erste Gesetz, das das Disraelische Kabinett zustande brachte. Auch Indien, das 1858 von der ostindischen Kompagnie unter die unmittelbare Herrschaft der englischen Regierung gekommen war, bezog er in die Reichspolitik ein. Im November 1875 überraschte er die Welt damit, daß er für 80 Millionen Mark Aktien von dem Suezkanal für die englische Regierung erworben hatte; und in dem folgenden Jahre brachte er das Gesetz durch, das die Königin Viktoria zur Kaiserin von Indien machte.

Man hat Disraeli getadelt, daß er nicht weiter ging, daß er keinen Versuch gemacht hat, seine Ideen zu verwirklichen, das Weltreich zu konsolidieren — wie es jetzt Mr. Chamberlain versucht. Disraeli war 70 Jahre alt, als er nach einem äußerst aufreibenden Leben 1874 Ministerpräsident wurde. Er blieb es nur sechs Jahre lang. Zum ersten Male seit 1847 war die konservative Partei in der Mehrheit. Sie war sein Werk; er hatte sie innerlich konsolidiert und ihr die Organisation gegeben, die noch heute besteht. Eine Reihe kleinerer sozialpolitischer Gesetze hat er erlassen; große Aufgaben hat er nicht unternommen. Er war jetzt populär geworden. Während seine Gegner von der „politischen Sphinx“ sprachen, von dem „asiatischen Mysterium“, während sie allen Ernstes meinten, seine türkenfreundliche Politik hätte ihren Grund in dem Christenhaß des Juden, nannte ihn der Londoner Arbeiter, mit einer schmeichelnden Abkürzung seines Namens, „Dizzy“. Seine Balkanpolitik, sein Auftreten auf dem Berliner Kongreß zeigte noch keine Abnahme seiner Kraft. Hat er die Zeit für eine große konstruktive Politik noch nicht für reif gehalten? hielt er nach den Erregungen der Gladstoneschen Reformen eine Periode der Ruhe für notwendig? hat ihm überhaupt damals eine große konstruktive Politik vorgeschwebt? Wir wissen es nicht; während Gladstone in John Morley, dem ersten politischen Schriftsteller des heutigen Englands, einen glänzenden Biographen gefunden hat, ist Disraelis handschriftlicher Nachlaß weder bearbeitet noch herausgegeben.

Versuchen wir die Summe von Disraelis Werken zu ziehen, so sehen wir, daß er mehr die politische Gedankenwelt Englands beeinflußt hat, als den Gang der praktischen Politik. Kein Wunder, da er von den 44 Jahren seiner politischen Arbeit nahezu 35 Jahre in der Opposition stand. Indem er aber auf die politischen Ideen einwirkte, hat er die englische Politik, die nach ihm kam, mitschaffen helfen. Er besaß eine wunderbare politische Voraussicht, war in der Erkenntnis der politischen

Zusammenhänge seiner Zeit weit voraus und verstand, den verborgenen politischen Unterströmungen zu lauschen. Seine Erkenntnis suchte er der Nation zu vermitteln, indem er auf ihre Phantasie einwirkte; er hat darin stets eine der wichtigsten Fähigkeiten eines politischen Führers erblickt. Als er 1844 den „Coningsby" schrieb, wandte er sich an die Jugend. Den Geist jener Generation hat er soweit beherrscht, daß sie seiner politischen Führung Vertrauen schenkte und eine fast bedingungslose Gefolgschaft leistete. Seine politischen Ideen aber gewannen die Herrschaft erst über die nächstfolgende Generation. Erst mit seinem Tode begann seine volle politische Wirksamkeit. Gladstone hat auf seine Zeitgenossen einen unvergleichlich stärkeren Einfluß ausgeübt, aber der erlosch mit seinem Rücktritt von der Politik, während Disraeli noch heute eine lebendige Macht ist.



Der Gottesträumer.

Der du droben geheimnisvoll
Ordnest mit leiser Hand
Der Gestirne Lauf
Und der Sterblichen Schicksal,
Lenke zu dir
Den Weg meiner Seele,
Sternenbeweger,
Menschenträumer!

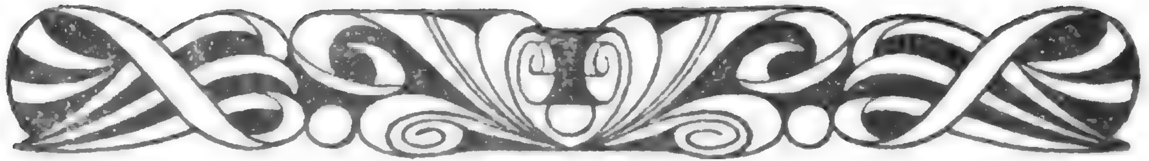
Hirten hast du
Verwandelt zu Königen,
Und des Äthers Dunkel
Perlengeschmückt mit ewigen Sternen!

Reicher aber als Könige,
Die du purpur umkleidet hast,
Näher dir ist,
Als des Himmels Gestirne noch,
Wer in der Tiefe des Herzens
Deine Gedanken träumt!

Schöpfer wird er wie du,
Von den Lippen schweben ihm Welten,
Mächtig bewegt sein Gesang
Die Seele der Irdischen!

Aber ihn selbst erregen
Die Dinge der Welt nicht mehr;
Ruhig atmet und tief
Und selig
In dir sein Herz,
Wie im schirmenden Schoß einer Mutter.
Sanft nur bewegt
Vom Schlage des deinen!

Aus: Max Bewer, Göttliche Lieder. Laubegast-Dresden, Goethe-Verlag, 1905.



Die Wissenschaft im Leben des Kindes.

Eine Zeitforderung an die Märchenerzähler.

Von

Georg Biedenkapp.

Wenn man unsere Zeit richtig verstehen will, so tut man vielleicht gut daran, die zu ihrer Charakterisierung häufig gebrauchten Schlagworte vom „Zeichen des Verkehrs“ und von der „Umwertung aller Werte“ genauer ins Auge zu fassen. Setzen wir statt Umwertung aller Werte die nicht ganz sinngemäße, aber doch nahe verwandte Verdeutschung „Verkehrung aller Werte“, dann haben wir zwischen dem Zeitalter des „Verkehrs“ und dem der „Verkehrung“ aller Werte schon einen äußerlich sinnfälligen Zusammenhang, der aber um so deutlicher wird, je mehr wir ins Innere und Tiefere eindringen.

Unser Verkehrszeitalter, das erst in allerjüngster Vergangenheit durch Funkentelegraphie, elektrische Schnellbahnversuche, Merkadiersche 24fache Telegraphie und zahlreiche andere Verkehrserfindungen seinem Namen wieder alle Ehre gemacht hat, zeichnet sich vor früheren Jahrhunderten durch die ungeheuer beschleunigte Bewegung von Personen und Gütern aus. Es ist nun wunderhübsch, zu verfolgen, wie diese ungeheuer beschleunigte Bewegung ihren Ausgang von der Erforschung der Bewegungsgesetze durch Galilei genommen hat. Seine Gesetze von der gleichmäßig beschleunigten Bewegung haben den Anfang zur Erfindung moderner Bewegungsmittel gemacht. Eisenbahn, Telegraph, Telephon und Dampfschiff ließen Amerika, Australien, Afrika und Asien näher an Europa und die Europäer näher aneinander rücken. Die Entfernungsbegriffe wurden verkehrt oder umgewertet: nahe und weit, schnell und langsam, bequem und unbequem erhielten einen neuen Sinn. Natürlich rückten sich auch die Konkurrenten näher auf den Leib und zwangen einander, immer neue Artikel zu führen. Die Techniker und Chemiker hatten alle Hände voll zu tun. Aus den wertlosesten, unscheinbarsten Materialien wurden neue Werte gewonnen: aus der Thomasschlacke künstlicher Dünger,

aus dem Steinkohlenteer wunderbare Farbstoffe: wiederum ein großes Stück der Umwertung von Werten, ganz unabhängig von Nietzsche. Neue Verkehrswege und neue Erfindungen machten aus Bettlern und Bauern Millionäre, aus Edelleuten und Besitzern Bettler. Die Begriffe reich und arm, vornehm und gemein, anständig und ehrlos bekamen andere Färbungen, und nun wird es sonnenklar, wie der Philosoph Nietzsche zum Versuch einer Umwertung auch der moralischen Begriffe gelangte. Mit dem Verkehr fings an, mit der Verkehrung der Begriffe nahm es seinen Fortgang. Wir stehen mitten drin in dem Wirbel, den die modernen Verkehrs- und Bewegungsmittel herbeigeführt haben. Daher rührt die Hetzjagd des modernen Lebens, die kein Schlemmen und Prassen mehr ungestraft läßt, und im Gefolge davon tauchen geistige Bewegungen auf, diese Hetzjagd durch Enthaltung von gesundheitsschädlichen Genüssen erträglich zu machen: vor allem die Bewegung gegen den Alkohol. Die Anforderungen des gesteigerten Kampfes ums Dasein merzen schneller als früher die Alkoholiker aus. Die Menschheit hat gar keine andere Wahl als nüchterner, d. h. aber nur nüchterner von Alkohol, zu werden. Ihrer Phantasie kann sie um so mehr, gerade durch das Herrliche und Wunderbare, was Wissenschaft und Technik uns bieten, die ungezügeltsten Rauschzustände gestatten; hier werden wir nicht nüchterner, sondern immer trunkener, freudiger, träumerischer. Wir glauben an die Verwirklichung von Dingen, die man früher überhaupt sich nicht einmal in den Sinn kommen ließ. Könnte man einen alten Griechen oder Römer aus dem Grabe auferstehen lassen, oder könnte man seine Seele wieder in längst zerstäubte Asche zurückbannen, so würde er uns ein Volk von Zauberern und Hexenmeistern nennen müssen. Was die Wissenschaft mit Mikro- und Teleskop sieht, was die Technik mit Dampf und Elektrizität leistet, das grenzt nicht, sondern ragt über das Märchenhafte nach den Vorstellungen früherer Generationen hinaus. Ein Druck mit der Hand: so springt Wasser aus der Mauer, oder strahlt hellstes Licht, oder setzt sich ein Wagen ohne Pferde und sichtbare Zugtiere in Bewegung. Das alles sind rechtschaffene Märchen, von Telephon, Telegraph, kühnen chirurgischen Operationen, Röntgen- und Radiumstrahlen ganz zu schweigen. Jeder Ton, jede Farbe ist nach der Erkenntnis unserer Wissenschaft ein Wunder, das an Größe alle Märchenwunder übertrifft; nur weil wir alltäglich damit leben und meist das dahinter steckende Geheimnis nicht gegenwärtig haben, empfinden wir das Wunderbare nicht. Wie märchenhaft ist ferner, was uns die Geologen über die Vergangenheit der Erde, die Prähistoriker über den diluvialen Menschen, die Archäologen über die alten Babylonier,

Griechen usw. berichten. Einen ungeheuren Berg von Genüssen haben Wissenschaft und Technik für uns aufgetürmt. Hier kann man sich, ohne Alkohol, immerzu berauschen und begeistern, ja man versteht, daß die unwissenden Menschen früherer Zeiten aus Langeweile zu berauschenden Getränken ihre Zuflucht nahmen, daß aber der Mensch der Gegenwart angesichts des Phantasie- und Verstandesrausches, den ihm jederzeit die herrlichen Gaben von Wissenschaft und Technik bereiten können, ohne daß es einen physischen Katzenjammer danach gibt, anachronistisch und mit der eigenen Zeit in Widerspruch handelt, wenn er seine Freude in der Vertilgung von Alkohol sucht, statt in den solideren Genüssen, die der Beschäftigung mit wissenschaftlichen oder technischen Dingen entsprießen.

Freilich liegt hier ein großer Übelstand vor. Wir sind fast alle in Schulen aufgewachsen, die weit hinter den Forderungen der Zeit zurückstanden. Die wenigsten von uns sind imstande, sich in den herrlichen Schätzen des Wissens und der Technik zurechtzufinden und das Angemessene davon zu genießen. Es fehlt den allermeisten die Vorbildung, um die neuen Triumphe der Wissenschaft und Technik verständnisvoll mitzuerleben; sie stehen fremd und wie Wilde mitten in der Gegenwart, sie sind blind im eigenen Hause. Und doch wie reich, wie reizvoll könnte das Leben sein, das eben die märchenhafte Wirklichkeit und Gegenwart miterlebt, nicht nur ihr zeitlich angehört, sondern mit gutem vielseitigem Verständnis in ihr wurzelt! Doch die Umwertung der Werte hat sich bereits auch in das Erziehungswesen erstreckt: in Deutschland, Frankreich, England und Amerika machen sich die Zeitforderungen auch für die Schule und den Unterricht geltend. Viele pädagogische Schriftsteller haben schon ihre Stimme zu Gunsten einer Erziehung erhoben, die den jungen Menschen wirklich befähigt, später in dem machtvollen Strom unserer Kultur, unseres wissenschaftlichen und technischen Lebens gewandt mitzuschwimmen, obenauf zu sein, aber nicht fröstelnd, frierend, furchtsam und verständnislos am Ufersaum zu stehen: ein Spott der Wellen und Winde. Die neue Zeit hat aber ihre Frühlingslüfte nicht nur in die Schulzimmer gesandt, sondern selbst bis in die **Kinderstube**. Seit Jahrzehnten bereits ist von führenden Geistern die Forderung gestellt worden, das Kind nicht in den Hexen- und Gespensterspuck der erdichteten Märchen, sondern in die märchenvolle, zauberhafte und erhabenere Wirklichkeit einzuführen und so schon jene Erziehung zu beginnen, die das Vertrautsein mit den Wundern der Gegenwart im Auge hat.

Die Fürsprecher dieser neuen Richtung begnügen sich aber nicht allein mit der Forderung, an Stelle der bisher erzählten Kinderstuben-

märchen dem kindlichen Geiste eine Nahrung zu verabfolgen, die auf dem Felde der märchenhaften Wissenschaft und Technik gewachsen, für das spätere Leben bekömmlicher wäre, ohne doch des ganzen Reizes unserer alten Hausmärchen auch nur in geringem Grade zu entbehren. Diese Neuerer gehen weiter. Sie sagen, es sei überhaupt eine Versündigung am kindlichen Geiste, wenn man ihm hinfüro noch länger jene entzückenden alten Märchen zu kosten gäbe, in denen dem tatsächlichen Zusammenhang der Dinge eine Nase nach der andern gedreht, der Logik der Rücken gekehrt und der Psychologie Hohn gesprochen werde. So wenig man ein falsches Einmaleins oder eine falsche Rechtschreibung im ersten Schuljahr den Kleinen beibringe, ebensowenig dürfe man ihnen das zarte Oberstübchen mit Hexen, Feen, Zauberern und überhaupt mit Vorstellungen bevölkern, die nicht nur kein Spiegel der Wirklichkeit sind, sondern geradezu wie Irrwische schaden. Ein träumerisch veranlagtes Kind, das sich in diese Erzählungen von gütigen Feen, von großmütigen Prinzen und von abenteuerlichen Standeserhebungen hineinlebt, wird zeitlebens mit der Wirklichkeit schlecht auskommen, sich oft überspannten Hoffnungen und dem Glauben an das besondere Eingreifen übernatürlicher Mächte zu seinen Gunsten hingeben. Diese Märchen schaffen verträumte Menschen, denen die oft harte Wirklichkeit zuwider ist. Gäbe es kein anderes Mittel, die Phantasie anzuregen, dann könnte man sich ja diese Märchen noch gefallen lassen, trotz des Schadens, den sie dem bildsamen Gehirn des Kindes zufügen. Aber es gibt bessere Mittel, die kindliche Phantasie zu beschwingen: Wissenschaft und Technik bieten viele Stoffe, die selbst einem Kinde verdaulich sind und seine Phantasie zu endlosen Fragen befruchten, ohne daß schädliche Nebenwirkungen denkbar sind. Also liegt kein Grund vor, die Folgerung aus dieser Erkenntnis unterlassend, immer noch an den alten, lieb gewordenen, aber doch nicht einwandfreien Märchen festzuhalten.

Heutzutage, wo uns nicht nur unsere Mitbürger, sondern auch die Amerikaner und in einem bis zwei Menschenaltern auch Japaner und Chinesen gewaltig Konkurrenz machen werden, bedarf es, wie schon oben angeführt, besonders gesunder Nerven und deshalb der Enthaltung nervenschädlicher Genüsse wie des übertriebenen Alkoholgenusses. Wie aber ein schlechter Roman oder allzuviel Romanlektüre literarischer Alkohol für das Jugendalter ist, so sind die meisten Hausmärchen durch ihre Logikwidrigkeit Alkohol für das kindliche Gehirn: sie benebeln es und hemmen eine gesunde Entwicklung des Verstandes und des Gemütes. Wie man heute schon in gebildeten Kreisen es für Sünde hält, den Kindern alkohol-

haltige Getränke zu verabfolgen, so sollte man es auch für unzulässig erachten, ihnen den Alkohol der allzu phantastischen wirklichkeitswidrigen Märchen zu kosten zu geben. In den Märchen haben wir es oft mit ganz plötzlichen, unvermittelten und unerklärbaren Erscheinungen zu tun. Plötzlich erscheint eine Fee, plötzlich fällt alles in Schlaf, im Uhrkasten sitzt ein Zicklein, im Bauch des Wolfes leben Menschen, Geister und Gespenster treten auf. In solchen Vorstellungen übt sich heute das Kind. Ist es da noch ein Wunder, wenn es abends im dunklen Zimmer nicht einschlafen will, weil da in der Ecke ein Mann stünde oder aus der Wand ein Tier käme oder unterm Bett ein Gespenst klappere? Ist es ein Wunder, wenn die Kinder, die schon von nervösen Eltern abstammen, noch nervöser, reizbarer, erschreckbarer, furchtsamer und widerstandsunfähiger werden? Können spukhafte, abenteuerliche Märchen noch länger für unsere Kinder in Betracht kommen, die zur Selbstbehauptung gegenüber den Amerikanern, Japanern und Chinesen die allergesündesten Nerven brauchen? Ich hatte im Frühjahr dieses Jahres in der wissenschaftlichen Beilage der „M. Allg. Zeitung“ diese Frage, warum sich die Kinder fürchten, ausführlicher als hier erörtert und ein Vierteljahr später die Genugtuung, eine Bestätigung für die Richtigkeit meiner Anschauungen in dem Vortrag zu finden, den ein Psychiater auf dem Psychologischen Kongreß in Gießen hielt. Da wurde auf die Gefahr der nervösen Überreizung durch Märchen hingewiesen, und die Furchtzustände sowie schlimmere Neurosen bei Kindern mit dem Märchenalkohol in Zusammenhang gebracht.

Es gibt viele Leute, deren schönste Jugenderinnerungen sind mit den goldenen Märchenträumen verknüpft. Diese Leute betrachten eine kritische Prüfung der Märchenfrage schon als ein Attentat auf ihr Allerheiligstes, sie fürchten, ganz unbegründeter und vorurteilsvoller Weise, man wolle den Kindern die Phantasie und die schönsten Jugendgenüsse rauben. In Wirklichkeit soll aber gerade die Phantasie vollere und kernigere Nahrung bekommen und die Genüsse für die Kinderstubeninsassen sollen gesündere, heilsamere werden. Wer natürlich das moderne Leben in Wissenschaft und Technik nicht kennt, wer keine Ahnung von den tausend Möglichkeiten hat, die sich ergeben, sobald die neue Zeit auch von den Leitern der Kinderstuben verstanden worden ist, der verteidigt krampfhaft das alte, an dem so süße Jugenderinnerungen haften. Nun wollen wir uns aber zum Beispiel die Märchen von Rotkäppchen, Schneeweißchen und Dornröschen einmal genauer besehen. Wie und aus welchem Anlaß sind diese Märchen entstanden? Schneeweißchen und Dornröschen

sind ganz offenbar Verpersönlichungen der Erdmutter, die im Winter über Eis und Schnee keine Macht hat. Das Leben liegt erstarrt, bis der Sonnenprinz kommt und den Zauberbann bricht. Rotkäppchen, das im Bauch des Wolfes verschwindet, ist die Sonne, die am hellen Tage verfinstert wird. Wie die ganze Mythologie, so sind auch diese, aus ihr hervorgegangenen, offenbar uralten Märchen Dichtungen über Naturerscheinungen. Man wußte die Naturvorgänge nicht zu erklären. Da erfand man alle möglichen Geschichten, die zum Teil als Rätsel vorgetragen wurden. Diese Märchen ebenso wie die Götter- und Heldensagen sind tatsächlich die ältesten Formen der Naturwissenschaft. Ob man den Rigveda, Homer oder die Edda oder die Ovidischen Metamorphosen oder die Grimmschen Hausmärchen zur Hand nimmt: immer ist noch deutlich erkennbar, daß wir hier einen dichterischen Niederschlag des Nachdenkens über die Rätsel der Natur vor uns haben. Nun ist es aber geradezu absurd und ungereimt, wenn wir Menschen des 20. Jahrhunderts, die wir ein herrliches Wissen von vielen Naturvorgängen haben und über die Sonne und Jahreszeiten genügend Bescheid wissen, an Stelle dieses oder ähnlichen Wissens das erzählen, was Dichter vor vier oder mehr Jahrtausenden zur Beschwichtigung fragender Neugier mangels besseren Wissens frei zu erfinden beliebten. Gerade wenn man prüft, woher denn die Märchen gekommen sind, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß wir Menschen des 20. Jahrhunderts auch die Märchen des 20. Jahrhunderts und nicht die des zweiten oder dritten vorchristlichen Jahrtausends unsern Kindern erzählen müßten. Ich selbst schätze diese uralten, zum Teil wohl indogermanischen Märchen sehr hoch und betrachte sie als einen Nationalschatz, den zu hüten heiligste Pflicht ist. Die ganze Schönheit und den verborgenen Reiz dieser uralten Märchen möchte ich aber dem Erwachsenen aufsparen, der hier einen noch höheren und vor allem schadloseren Genuß hat als das Kind.

Im Sinne der hier dargelegten Gedanken habe ich bisher auch meine Kinder erzogen. Von den üblichen Märchen haben sie so gut wie nichts und dies Allerwenigste nur ohne mein Zutun erfahren. Um nichts an sie heranzulassen, was gegen die Wissenschaft und Möglichkeit verstößt, erziehe ich sie zu Hause. Als die Zeit kam, wo sie Geschichten hören wollten, begann ich ihnen zu erzählen, wie die Menschen der Urzeit die Zähmung des „Feuertieres“ fanden, wie sie mit Steinwerkzeugen und Steinwaffen hantierten, das erste Schiff, den ersten Wagen, die Pflanzen- und Tierzucht erfanden; ferner erzählte ich einiges von Stephenson und Werner Siemens, dem Dampf- und elektrischen Wagen, und einer Reise

um die Erde. Diese Erzählungen sind im Verlag von H. Costenoble unter dem Titel „Was erzähle ich meinem Sechsjährigen“ als Buch erschienen und waren für meine Knaben ihr erstes Lesebuch. Man wird mir zugeben, daß solche Geschichten über die Kulturanfänge des Menschengeschlechtes ein Stoff auch für die Phantasie sind. Mit der Aufnahme durch die Presse konnte ich zufrieden sein; man wollte das Neue gerne gelten lassen, aber das Alte nicht missen. Leute freilich, die Bücher besprechen, die sie überhaupt nicht einmal von außen gesehen haben, meinten, es mangele den neuen Geschichten das Gemütshafte. Nun hatte ich aber gerade hier mit Fleiß vorgebaut, und ich müßte ein schlechter Vater sein, wenn ich meinen Kindern Geschichten auftischte, die nicht ihr Gemütsleben erfassen, die ferner nicht zeigten, wie anfängliches Übel und Leid bei gutem Willen und wohlwollendem Gemüte doch noch zu einem Vorteile ausschlagen. Eine sonst anerkennende Kritik meinte, meine Geschichten seien ja auch keine Wirklichkeit, ebensowenig wie die Märchen. Darauf kommt es aber nicht an, ob wirklich oder nicht, sondern ob mit der Wirklichkeit vereinbar, ob möglich oder widersinnig. Um noch weiterhin den Beweis zu erbringen, daß sich moderne Wissenschaft als Märchenstoff für Kinder eigne, ließ ich bei F. Brandstetter „Sonnenmär“, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft für Jung und Alt erzählt, erscheinen. Um einen Begriff von dem nur wissenschaftlichen, aber für Kinder verständlich gemachten Inhalt zu geben, seien hier nur die Kapitelüberschriften mitgeteilt: 1. Die Sonne im Ofen. 2. Die Sonne im Blute. 3. Die Sonne in der Windmühle. 4. Die Sonne im Regen und Flußwasser. 5. Wie die Sonne Staub fegt. 6. Die Sonne und die Gesundheit. 7. Was ist nun die Sonne? 8. Die Erde als Sonnenkind. 9. Die Sonne in Märchen und Göttersagen. Es liegt auf der Hand, daß alle diejenigen, die bisher auf sehr billige Weise Kindermärchen zu schreiben sich berufen fühlten, nicht meine Freunde sind. Ich stelle es dem Urteil von Eltern, die ihre Kinder lieben und zeitgemäß zu erziehen wünschen, anheim, wofür sie sich entscheiden wollen. Tatsache ist jedenfalls, daß ich nicht der Einzige bin, der von der Theorie zur Praxis schreitend mit den bisherigen Märchen bricht. Der süddeutsche Pädagoge Göbelbecker hat das Märchen aus der von ihm herausgegebenen Fibel ebenfalls verbannt, dafür aber so viele Anschauungsbilder reizendster Art in die Fibel aufgenommen, daß man die junge Generation beneiden möchte, die aus solchem Buche lesen lernt.

Vielleicht darf ich noch bemerken, daß die hier skizzierten Bestrebungen älter sind und eher literarisch vertreten wurden als die in ihrer Art verdienstlichen Bemühungen der Vereinigung „Kunst im Leben des Kindes“

und des Lehrers Otto, der in seiner Zeitschrift „Hauslehrer" hier und da, soweit ich nach flüchtigem Einblick urteilen kann, entfernt ähnliches, aber auch manches mir sehr Zuwidergehende anstrebt. In ihrer Art hat übrigens bereits die Industrie ebenfalls den Weg beschritten, die Allerjüngsten möglichst frühzeitig auf unsere grandiose Maschinenwelt vorzubereiten, freilich nur die Allerjüngsten der mehr oder weniger Wohlhabenden. Man denke an die elektrischen Spielzeuge, an die kleinen Dampfmaschinen, an einfache Apparate zur drahtlosen Telegraphie, an die physikalischen Lehrmittel, von denen viele an und für sich moderne Märchen repräsentieren. Liest man die Lebensbeschreibungen großer Erfinder, etwa Watts, Fultons, Liebigs, Reis', so bemerkt man überall, daß diese Männer schon als Knaben bei Mechanikern oder Materialisten fleißig zusahen und sich herumtrieben.

Stellen wir uns nun vor, die kommenden jungen Generationen seien durch Verbilligung der physikalischen Apparate und Chemikalien allgemein in den Stand gesetzt, vom 7. Jahre an schon damit zu hantieren, damit groß zu wachsen und vertraut zu sein in einem Alter, in welchem wir gerade einige dürftige Elemente modernen Wissens uns aneigneten: welche ungeheure Folgen und Erfolge muß dies für die nationale Entwicklung haben, der unweigerlich die Bahn in der Richtung größerer technischer Leistungsfähigkeit vorgeschrieben ist!



Versunkene Glocken.

Es rufen uns die Glocken von heute
Nicht aufwärts, sondern hinab.
Ihr müdes, verworrenes Geläute
Klingt wie ein Läuten zu Grab.

„Versunkene Glocken" — sie tönen
Dumpfschlagend aus tiefer See.
Doch keine läutet Versöhnen
Dem großen Lebensweh.

Nicht weisen dem Wandrer sie Wege
Aus grundloser Tiefe heraus.
. . . Mich ruft über leuchtende Stege
Ein Hirtenglöcklein nach Haus!

Aus: Karl Ernst Knodt, Aus meiner Waldecke. Gedichte. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel Verlag, 1904.



Für den Weihnachtstisch der Jugend.

Von

Victor Blüthgen.

Nach dem, was mir vorliegt, zu urteilen, gibt es dies Jahr nicht viel Neues an Büchern für die Jugend zum Weihnachtsfest. Man könnte das nur mit Freuden begrüßen; es hat viele Jahre eine Überproduktion gegeben, wo das Neue zum Feind des Guten geworden war. Zu verwundern wäre es nicht, wenn das erwachte Interesse der ernsthaften Kritik an der Jugendliteratur die Verleger von Fabrikware kopfscheu und vorsichtig gemacht hätte; schließlich kann man ja ohne Risiko auch mit Neuausstattung alter anerkannter Jugendbücher und mit Anthologien ein Geschäft machen, welch letztere unter der Flagge „Lehrmittel für die Schule" sogar gesetzlich Honorarfreiheit genießen. Ich will da übrigens gleich eine schlichte, anständige neue lyrische Anthologie für die Jugend über zehn Jahre empfehlen, die Alwin Freudenberg unter dem Titel „Was der Jugend gefällt" herausgegeben hat (Alexander Köhlers Verlag, Dresden und Leipzig). Auch im Publikum mag man immerhin vorsichtiger werden, bei den Weihnachtseinkäufen in Jugendlektüre wählerischer zu Werke gehen, mißtrauischer gegen angepriesene Novitäten, ohne deshalb doch auf Novitäten ganz zu verzichten und lieber aus dem altehrwürdigen Bestande bewährter Antiquitäten zu schöpfen aus Besorgnis, mit seinen Wertansprüchen zu kurz zu kommen. Es ist das Gesunde und Natürliche, ja Pflicht, am Flusse des lebendigen Schaffens zu schöpfen, der zu versiegen beginnt wie die Muttermilch, wenn von ihr nicht getrunken wird. Ein überschraubter Ästhetizismus, der das Gute zum Feind des Neuen macht und damit den Teufel austreibt durch Beelzebub den obersten der Teufel, versündigt sich am lebendigen Schaffen.

Georg Lang, der Frankfurter Rektor a. D. und Veteran aus dem alten Stabe der deutschen Jugend, hat eine Erzählung, betitelt Unser Kleeblatt, geliefert (Verlag von Lewy und Müller in Stuttgart). Hübsche Kinderliedchen abgerechnet, ist sein Genre immer die Ferienreise frischer Jungen mit ihrem Ertrag an Natureindrücken, geographischem Wissen, kleinen Erlebnissen und Erfahrungsweisheit gewesen. Und so handelt sich es auch hier um drei halbwüchsige Freunde, die mit einem Pudel aus der odenwalder Heimat nach der Großstadt Frankfurt a. M. ziehen, um die Ferien bei einer guten alten Tante zu verbringen. Der Pudel und ihre Naivität verwickeln sie bis zur Rückkunft in allerhand schwierige Lagen; aber am Ende verläuft alles glücklich, und sämtliche Mitspielende finden sich im Schlußkapitel zusammen, um vom Leser fröhlich Abschied zu nehmen.

Die Herren Jungens zwischen zehn und zwölf Jahren werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach in den Helden wiederfinden und am Verlauf der Erzählung ergötzen, trotz der Campeschen Behaglichkeit und gemessen pädagogischen Zügelführung in der Darstellung. Beigegeben sind acht leidliche Schwarzbilder und ein Buntbild.

Ein dichterisch hochgestimmtes Märchenwerk: Goldene Früchte aus Märchenland, veröffentlicht Frau Elisabeth Gnauck-Kühne (Bremen, Verlag von G. Halem); gut ausgestattet, mit 46 Illustrationen von Franz Staſſen, der, wie immer, als Moderner ein bißchen reichlich glatt, dafür aber gefällig ist. Von dem Buche sind gleich zehn Auflagen vorgesehen. Es enthält zwölf moderne Märchen, auf Andersenschem Boden gewachsen, Naturmärchen mit mehr oder weniger deutlichem Ideengehalt, der scheinbar absichtslos aus dem äußerlichen Vorgange spricht. Das meisterhafteste dünkt mich darunter die Geschichte von dem Adler und seinem Kätzchen, ein ganz selten schönes, von der Idee durchschimmertes Märchen. Ein reiches Naturgefühl, ein starker, immer tragender Stimmungsgehalt und eine vornehme dichterische Sprache zeichnen das treffliche Buch durchweg aus und werden ihm reichlich Freunde werben, wenn auch wohl nicht unter der Kinderwelt im engern Sinne, für die der ganze Ton doch zu hoch liegt.

Zwei recht gute, hervorragend reich modern ausgestattete Publikationen verdanken wir dem Nürnberger Martin Boelitz (Verlag von E. Nister in Nürnberg), Tierepisches in Prosa: Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer, mit Bildern von Maximilian Liebenwein, und Schöne alte Kinderlieder, eine Anthologie aus dem prächtigen Schatz unserer Volkskinderlieder und Reime, die ein sehr begabter jüngerer Illustrator Adolf Jöhnssen mit Bildern versehen hat. Das erstgenannte Werk stellt ein Experiment dar: Boelitz versucht hier, an der Hand des Amerikaners J. C. Harris, aus der Tierfabel der Kaffern, wie sie sich in die Negerstaaten Amerikas verpflanzt hat, ein für unsere Jugend brauchbares Buch zu gewinnen. Sprache und Darstellung sind einfach mustergültig; indes wird sich fragen, ob unsere Jugend sich in die von der unsrigen so sehr verschiedene Auffassung des Tiercharakters finden kann, die just den Hasen zu jenem Ausbund an Pfiffigkeit macht, der in unserem Tierepos der Fuchs ist, während letzterer als der Geprellte ausgeht. Ganz einwandfrei und sehr empfehlenswert ist jedenfalls die Kinderliedersammlung, die alte Kleinodien unserer Nationalliteratur enthält. Neue Kinderlieder mit Anspruch auf literarischen Wert dichtet man ja jetzt glücklicherweise auch wieder, kontrolliert sie sogar vom Standpunkt der großen Kritik aus, die dergleichen Arbeiten so viele Jahre hindurch verständnislos ignoriert hat. Ein schmuckes Buch: Lieder für Kinderherzen, von Egon Hugo Straßburger gedichtet und von keinem Geringeren als Ernst Liebermann vortrefflich illustriert, bringt zwar nicht mit jedem Verschen einen Treffer, aber doch sehr Echtes und Kindliches. (Verlag von Ernst Hofmann & Comp., Berlin.) Johannes Trojan hat übrigens den jungen Dichter für wert

gehalten, ein Bändchen heiterer Dichtungen in Kompagnie mit ihm herauszugeben, das soeben unter dem Titel „Ungezogenes“ erschienen ist.

Und nun zuletzt ....

Warum soll ich verschweigen, daß im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha noch eine andere, weit umfangreichere Sammlung von Kinderliedern und Reimen, betitelt: Im Kinderparadiese von Victor Blüthgen, erschienen ist? In Hardens Zukunft bildet ja die Selbstanzeige eine ständige Rubrik. Ich bin als Kinderliederdichter so gestempelt, daß mein Name kaum irgendwo ohne diesen Zusatz gedruckt wird, und doch ist bisher kein Mensch in der Lage gewesen, sich mit meinen Kinderliedern vertrauter zu machen, als es durch die Bekanntschaft mit einem halben Dutzend vielgesungener und durch Anthologieen und Schulbücher verbreiteter Proben möglich ist. Die zahlreichen Bilderbücher, in denen die Lieder und Reime meist zuerst erschienen, sind verschollen, und die Grotesche Ausgabe meiner Gedichte enthält keine Kinderlieder mehr, wie die erste. So habe ich endlich Hand angelegt und was mich am wertvollsten dünkte, für Kinder, Mütter, Erzieher, Kinderfreunde, Kritiker und Literarhistoriker zusammengetragen. Literatur für Kinder von 2 bis 8 Jahren! Das Ergebnis vieljähriger Bemühung, dem Gemüts- und Phantasieleben der Kleinen und seinem Äußerungsbedürfnis nahe zu kommen und dichterisch etwas für sie zu schaffen, was sie sich selber schaffen würden, wenn sie nur könnten; ähnlich, wie die Volksdichtung für sie gearbeitet hat. Der Verlag hat das Werk gefällig ausgestattet; zwölf Blätter enthalten Illustrationen von Oskar Pletsch mit den dazu gehörigen Reimen in Facsimiledruck, zu ihnen kommt ein Porträtholzschnitt. So mag sich denn „Im Kinderparadiese“ seinen Weg suchen und selbst empfehlen.

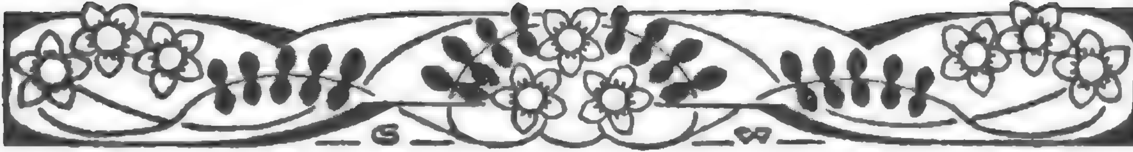


Heimweh führt heim.

Mit allen Fragen, allen Klagen,
Mit dem, was du hier sinnst und siehst,
Kannst du die Heimat nicht erjagen,
Bis du einst droben in ihr kniest.

Hier muß dir schon ein Strahl genügen,
Vom heil'gen Heimweh hell entfacht.
... Doch dieses Heimweh kann nicht lügen:
Es hat noch jeden heimgebracht!

Aus: Karl Ernst Knodt, Aus meiner Waldecke. Gedichte. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel Verlag, 1904.



Der Pandurenstein.

Von

Fritz Lienhard.

Zwischen Burgtrümmern, an denen armdicker Epheu entlanglief, stand die Meierei. Drei hohe Sandsteinfelsen überragten die Trümmer; zwei davon lagerten nahe beisammen hinter den Gebäuden, gewaltige Klötze, umwachsen und unbesteigbar; der dritte Koloß aber trotzte mit erschreckender Majestät am vorderen Berghang über der Ebene turmhoch und umfangreich, besteigbar nur durch eine schwanke, mehrfach zusammengebundene Leiter.

Der Hof zwischen diesen Felstürmen war traulich und windstill. Viel Wald wuchs über den Berg; der rieb in Sturmnächten sein hartes Astwerk draußen an den Rundmauern. Durch zerfallende Schießscharten heulte der Wind. Aber an sonnenstillen Nachmittagen waren Burg und Berg wie entzaubert: warmer Duft stieg aus wilden Blumen, Falter suchten den stillen Sonnenschein des umblühten Hofes, Glockenklänge der Tiefe schwammen im rosigen, ruhigen Mittagslicht. Die Sturmdämonen schliefen in verfallenen Kellern.

* * *

Der junge Hirt, der die Schafe dieser Meierei bewachte, lag auf einer entfernten Waldwiese, neben sich den Hund, vor sich die gemächlich weidende Herde. Der sechzehnjährige Bursch starrte stumm in die Sommertagsglut, den struppigen Kopf in die Hand gestützt, die Mütze aus Hasenfell bei aller Hitze fest auf dem Kopf, unbeweglich wie eine sich sonnende Eidechse.

Wunderlicher Glanz kam aus seinen Augen. Diese schwarzen Augen starrten in die Herde hinab und staunten doch in eine unsichtbare Ferne.

Vor reichlich drei Stunden war die jüngste Magd des Pachthofes vorübergegangen, mit anderem Jungvolk des Hofes, heiter wie immer, ein neckisch Wort allezeit auf der Zunge. Hans, der Hirte, hatte sein Lebtag kein so sonderbares Geschöpf gesehen. Ihre Augen waren enzianblau, ganz stark blau, und das Wunderliche dabei war, daß die Magd

braune Haare hatte, glänzendbraun wie eben aus der Schale gesprungene Kastanien, ziemlich widerspenstige Haare, die sich um die Stirn herum immer kräuselten, und die in langen Wimpern und buschigen Brauen um diese fast unheimlich schwarzblauen Augen einen Kranz zogen. Zudem hatte Elsbeth ein so herzig zigeunerbraunes Gesicht, einen so feinen roten Mund, und schlenkerte so kraftvoll-fröhlich die nackten, starken, sonnverbrannten Arme, wenn sie im kurzen Rock über die Wiese schritt, die Zöpfe unten zusammengebunden, das weiße Tuch gegen die Sonnenhitze um den Kopf geschlungen! . . . Sie war das Leben selber! Dies Mädchen war gefüllt bis obenan mit Sonnenschein und Lachen, war Lebenslust von Kopf zu Fuß! Hans, der Hirte, wußte keine schönere Beschäftigung, als den ganzen Tag und immerfort und ewig an sie zu denken.

In den ersten Tagen hatte er das junge Geschöpf kaum beachtet. Er pflegte noch nicht nach Mädchen zu schauen, ging vielmehr schlecht und recht und schier verdrossen seinem Gewerk nach. Jetzt war er selber verwundert, warum er nur immerzu diese dunkelblauen Augen und dies Schelmengesicht auf der Wiese tanzen sah, just wie einen Irrwisch, oder wie wenn man aus Versehen in die Sonne geschaut hat.

Am Abend dieses Tages, als er Jung-Elsbeth beim Brunnen erspähte, am Fuß des vorderen Felsens, wie sie, eine zierliche Elfenkönigin im Schatten dieses Felskolosses, lächelnd-müde die heiße Stirn wischte, ehe sie die gefüllten Eimer aufnahm, da sprang der sonst teilnahmlos herumlungernde Waldsohn ungelenk herbei. „Ich kann sie dir ja tragen," sprach er fast unwirsch, packte die Eimer und trottete davon in der Richtung nach dem Hause. Elsbeth schlug vor Staunen über den ritterlichen Schäfersbuben die Hände zusammen und lachte laut; der Oberknecht erschien sofort in der Stalltür und lachte noch verletzender. Der ganz bestürzte Hans ließ blutrot beide Eimer dröhnend zu Boden stoßen und war mit den Worten: „Wenn ihr lacht, alsdann" — in der Scheune verschwunden. Er konnte nicht den leisesten Spott vertragen.

Jene Nacht wurde für den plötzlich und sonderbar zum Leben erwachten Jungen qualvoll schwer. Der langaufgeschossene Hans war sonst kerngesund und lag gemeinhin so fest und stet wie sein Strohsack. Doch über Träume hat niemand Gewalt. Er stöhnte vielmals auf, er knirschte ingrimmig, sodaß ihn sein Nachbar auf der Streu mit verdrießlichen Rippenstößen wach stieß. Elsbeth und der Oberknecht — das war's, da lag sein erster großer Schmerz! Diese beiden hielten's miteinander! Er hatte gesehen, wie sie sich zugenickt hatten, es fielen ihm andere ähnliche Vertraulichkeiten ein, und sein Nachbar hatte ihm, unter groben und ver-

fänglichen Witzen, vor Schlafengehen erzählt, wie er die beiden einmal beisammen ertappt hätte! ... Das war der Inhalt seiner furchtbaren Träume. Der mühsam im unverstandenen Leben umhertastende Waisenknabe verging fast in dieser Nacht vor seelischer Qual, vor stechenden und bohrenden Schmerzen in der Herzgegend. Der Arme, unter der Sturmgewalt der ersten Liebe und zugleich der grimmigsten Eifersucht bis ins Mark erschüttert, zog am nächsten Morgen mit seinen Tieren durch den leisen Regen, starrte dumpf in den feuchten, verhüllten, tropfenden Hochwald und wußte sich keinen Rat. „Ich glaub', ich hab's Fieber," murmelte er immerzu und hatte dabei die Augen unbewußt voll Wasser.

Der Tag steigerte nur noch die nächtliche Qual. Er sah sich auf seiner verregneten Heide von aller Welt verlassen. Jeder Stiefeltritt und jeder Peitschenhieb, die er — und wie reichlich! — empfangen hatte, tat heute seine Narben auf und glühte auf's neue. Alle rohen und verächtlichen Schimpfworte, die über ihn herabgehagelt, drängten in wuchtigen Massen aufs neue heran. Er hatte ja keine Jugend gehabt; Aussichten auf ein menschenwürdiges Dasein hatte er erst recht nicht. Und da kam nun so ein lachend, so ein lieb-lustig Geschöpfchen, so ganz voll Frohlaune, so von sich ausstrahlend alles, was schön und stark und leicht ist, alles was gerade seiner Schwerfälligkeit fehlte — — und die liebte den Oberknecht! Hans stand am rauhen, tropfenden Eichbaum; hatte den Kopf auf den angepreßten Arm gestützt und schluchzte zum Erbarmen. „Ich bin nur krank," murmelte er aber immerzu, als er wieder aufschaute, „das kommt nur daher, weil ich krank bin". ...

Gegen Abend wurde das besser; etliche verlaufene Schafe machten ihm zu schaffen und jagten seine Gedanken und Beine umher. Große, wenn auch wirre Pläne erwachten dabei in diesem aufgestörten Menschenkind. „Ich lauf' heimlich fort! ... Ja freilich! ... Ich geh' in den Krieg! ... Preußen ist wohl weit, aber man bettelt sich halt durch ... oder ich geh' zu den wilden Panduren, die jetzt bös genug im Land hausen! Wartet nur! Ich will's euch zeigen! Dann lacht mich nur aus!" Sein bestes Teil war in und mit dieser jähen und starken Liebe erwacht: und dies beste Teil hieß Tapferkeit.

Als er am Abend heimwärts trieb, hatte sich aus seinem dumpfen Zustand der feste Entschluß losgerungen: „Ich lauf' fort! Ihr lacht mich nicht mehr aus!"

* * *

Es war im Jahre 1744. Die Panduren, unter dem österreichschen Oberst von der Trenk, flinke, nichtsnutzige Gesellen, die in ihrem Mantel-

sack alles mitgehen hießen, was ein Pferderücken tragen konnte, waren in jene Gegend eingebrochen. Zahlreiche Dorfbewohner flüchteten vor dem wüsten Volk in die tiefen Wälder oder in die feste Stadt, die am Fuße des Gebirges lag.

Die Bewohner der hohen und einsamen Meierei waren längst auf eine ähnliche Flucht vorbereitet. Sie hatten heut, sobald die üble Nachricht kam, auf eilends beladenen Wagen oder auf kräftigen Rücken alles in die tiefsten Waldgründe weggeschleppt, was nur wegzuschleppen war. Als der vergessene junge Hirt am Abend nach Hause trieb, war alles leer.

Hans stand mit aufgerissenen Augen zwischen der blökenden Herde. Er schritt dumm und stumm, mit ratloser Verwunderung, durch die leeren Gemächer, trat dann wieder unter das große Steintor, das noch aus alter Burgzeit stand, hielt Ausschau, stieß zuletzt zornig in sein Waldhorn und lauschte — alles stumm. Zerrupftes Gewölk flog über die graue Ebene; der nasse Wald lag schwer und still. Aber aus zwei Ortschaften des Tales vernahm er Sturmläuten, kurzes, hastiges Aufschlagen mit dem Glockenhammer, als rief' die Glocke, die Seele des Dorfes, wimmernd um Hilfe. Bei Feuersbrünsten pflegt man so zu läuten; es hallt immer schauerlich genug durch die Nacht, wenn die Dörfer dergestalt einander um Hilfe rufen. Hans begriff mit einem Schlag: die Panduren im Land!

Und wieder setzte sich diese jähe Erkenntnis bei ihm in einen zornigen Entschluß um. Er fühlte sich seit gestern mit aller Welt auf dem Kriegsfuß. Es waren Mordsgeschichten von den Panduren in Umlauf, übertrieben natürlich, wie sich ja alles entstellt, was durch soviel unwissend Landvolk von fernher in den Wald hereinläuft. Und da man seit mehreren Tagen schon von den Grausamkeiten dieses Kriegsvolks gesprochen hatte, so war die Phantasie gesättigt mit angstvollen Bildern. Und so liefen auch die Leute der Meierei irgendwohin in den Wald und achteten weiter nicht des Hirtenknaben — wie gewöhnlich. Ja, wie gewöhnlich! Blitzschnell schoß es ihm durch den Kopf. Und blitzschnell war ein trotziger Gedanke gefaßt. Nun war die Luft frei, nun war er Herr! Nun sollt ihr was erleben!

Erst aber die Herde! Er pfiff den Hund: der jagte bellend im Bogen um das erstaunte Gewimmel, er selber schwang mit Hussa-Ruf die Schippe — und in trommelndem Trab ging's wieder zum Burgtor hinaus, wie ein Reitertrupp, fernab in den Wald, wo die Hürde stand. Dort schloß er die Tiere ein und jagte zurück.

Er kam sich wie ein Räuber und Abenteurer vor, als er nach raschem Lauf vorsichtig, mit geblähten Nüstern spähend und horchend, wieder ins

Burgtor schlich, den gut gezogenen Hund mit leisem Zuruf hart neben sich haltend. Aber noch war alles still. Nur eine vergessene Ziege empfing ihn: sie stand mit schwerem Euter kläglich meckernd vor der Stalltür. Der Bursche besah wie ein Freiherr das neu gestrichene, nun der Plünderung überlassene Haus. Er stand und schaute zu Elsbeths Kammerfenster empor: dort standen noch die Geranienstöcke. Er sprang die Treppe empor, ging aber immer langsamer, je näher er kam — und mit zitternder Scheu, als wäre Lebendiges dahinter, öffnete er die nur angelehnte Tür der Mägdekammer. Eine Kleiderkiste stand weit auf, die Bettgestelle standen leer — und nur mitten in der Stube lag eine vergessene Haube mit breiten, schwarzen Schleifen, wie sie die Landmädchen dort Sonntags zu tragen pflegen. Sie mußte Elsbeth gehören, die hatte so ganz besonders stattliche Bänder an ihrer Haube, als wär' sie eine reiche Bauerntochter. Er starrte hin, er hob sie endlich auf, rasch atmend vor Erregung, ließ sie aber wieder fallen und ging hinaus, die Tür hinter sich zuschmetternd. Er knirschte bei dem Gedanken, wie sie's jetzt in der Einsamkeit erst recht mit dem Oberknecht treiben werde . . . Unten stolperte er über einen hölzernen Gegenstand: es war seine Armbrust. Rasch, von zornigen Gedanken geleitet, riß er sie empor, sprang in seinen Scheunenverschlag hinüber, griff einen Rucksack voll scharfer Bolzen und eilte, immerzu vom Hund und nun auch von der Ziege gefolgt, über den Hof an den vorderen Felsen.

Auf schmaler Leiter, schwankend und keuchend, trug er erst den Hund, dann die Ziege empor auf den gras- und buschbewachsenen, geräumigen Felsen, zog dann mit ungeheurer Anstrengung die Leiter nach — und endlich, schon tief in stockfinstrer Nacht, wickelte sich der tapfre Junge in seinen uralten, zerrissenen Soldatenmantel, den ihm der alte Schäfer vererbt hatte, und schlief totmüde sofort ein. „Klettert mir nach, ihr Herren!" . . . Das war der triumphierende Gedanke, der diesen Tag beschloß und in seine Träume nachklang.

* * *

Im Morgengrauen kamen die Panduren geritten, einzeln und truppweise, mit gespannten Schußwaffen, den Säbel zwischen den Zähnen.

Sie fanden einen ausgeruhten Feind. Hans, der Hirtenjunge von siebzehn Jahren, war mit einem Kernbehagen und Selbstgefühl erwacht, wie es ihn noch nie durchströmt hatte. Die Leiter war heraufgezogen — auch von seinem ganzen bisherigen Leben. Er war König in einem neuen Bergland, in dem die Tat galt, nicht dumpfes Dulden. Hund

und Gais, Wildgras, Himbeeren, wilder Holunder mit seinen roten Beerenklümpchen, ein Birkenbäumchen und etliche graue Cicaden, die beim schwirrenden Flug rot aufleuchten — dies alles und sonst noch allerlei harmlos kleines Getier war ihm untertan. Und die Wolken, die freien und hohen Wolken, waren ihm so herzlich nahe, daß man sich fast hinaufschwingen und mit ihnen übers Land reiten konnte. Die da unten aber — konnten ihm nichts anhaben! Die Ziege gab Milch, der Hund wachte, und Steine genug nebst Armbrust waren Verteidigungswaffen.

Als nun aber Hans das Kriegsvolk sah, wie sie klirrend ins Burgtor ritten, als er hörte, wie immer neues Pferdegetrappel und Pferdegewieher den Wald herauf scholl — da sank ihm das Herz in die Schuhe. Er war wieder der kleine, dumme Bauernjunge; er duckte sich mit pochendem Herzen hinter die niedere Rundmauer und hielt dem erregten Hund die Schnauze zu. Die Armbrust legte er wieder ins Gras; seine Hand zitterte so stark, daß er sie nicht zu halten vermochte.

Die zottigen Schnurrbartmänner fluchten zunächst im Burghof das verlassene Haus an. Einer schoß eine Pistole ab: das dröhnte derart zwischen Fels und Mauern, daß Hans noch tiefer ins Gras sank, keuchend vor Aufregung und überzeugt, daß ihn das wilde Volk entdeckt hätte. Bald aber belehrte ihn Gepolter und Gelächter, daß unten im Hause geplündert und zerstört wurde, mit jenem wüsten Mutwillen, der damals diese Truppe verunehrte. Türen wurden mit Äxten eingeschlagen, Geschirr zerkrachte, Fensterscheiben splitterten und hagelten kristallhell nieder — jetzt flogen die Blumentöpfe aus dem Fenster, das schloß er aus dem dumpfen Krachen — — und da fiel ihm ein: jetzt sind sie in Elsbeths Kammer! Ein Brüllen und Fluchen der bärbeißigen Gesellen war unten schon längst die häßliche Begleitung dieser Plünderung: jetzt vollends erscholl wieherndes Gelächter. Der längst ergrimmte und zornig beschämte Hans, der sich auf seiner Festung so wenig bemerkbar machte, erhob sich sacht und spähte hinab. Sein erster Blick traf das hohe Dachfensterchen der Jungmagd Elsbeth: die Blumen waren fort, die Fensterflügel zertrümmert — statt dessen schaute ein Fratzen schneidend Pandurengesicht aus der Fensteröffnung in den Hof und hatte über den Tschako Elsbeths Haube gestülpt!

Das gab den Ausschlag! Mit einem Ruck war Hans auf den Beinen, schlug unbewußt die Hasenmütze fest, wie wenn er raufen wollte, und schrie zornrot über die Brüstung hinunter: „Lumpenkerl! Du Lumpenkerl, Du elender! Willst Du das gleich liegen lassen?!" Der längst vor Empörung zitternde und wimmernde Hund sprang zugleich auf und bellte

mit vorgestemmten Beinen wie rasend in die Tiefe. Hans aber packte die Armbrust — und drüben flog ein Tschako vom Kopf! Und Steine her! Wie ein Berserker, rasend vor Zorn und Aufregung, beschämt, daß er sich so lange geduckt hatte, griff der empörte Junge zu, schwang, warf — und dröhnend flogen die harten Geschosse in den Hof. Er verteidigte Elsbeths Haube! Getroffene Pferde stampften und wieherten auf, Menschen tobten — es war unten im Nu eine tolle Panik! Alles wähnte, der Fels wäre besetzt. Trompetensignal, Kommando — und mit wirrem Getöse, halb im Sattel hängend, rasselte der verstörte Trupp durchs Burgtor hinaus, in den nahen Wald, unter sichere Wipfel und dicke Bäume. Hans aber warf — warf, daß ihm das Wams über der Brust zersprang, so dehnten sich die Muskeln, so flog sein Atem. Bis aus dem sicheren Wald rund herum Schüsse knatterten, von denen ihm einer die Mütze vom Kopf riß: da erst warf er sich der Länge nach ins Gras, zitternd von Kopf zu Fuß vor übermächtiger Erregung, mit geschlossenen Augen und heftig arbeitender Brust.

Tagsüber ergab sich nun ein seltsam Schauspiel: ein ganzer großer Pandurentroß belagerte einen einzigen Hirtenjungen. Aber wie ihm beikommen? Eine zeitlang wurden Stangen gefällt; man wollte Leitern anfertigen; aber sie ließen die Stangen mutlos liegen, ritten ins Dorf hinab und kamen mit langen Leitern zurück. Die Leitern waren aber doch wohl zu kurz und — selbst wenn man sie zusammenband: wer mochte sie in den Burghof tragen, wer ansetzen?

Am Nachmittag war der aussichtslose Kampf um den „Pandurenstein“ zu Ende. Die Belagerer hatten in ihrem Zorne mehr Pulver vergeudet, als in einem ganzen Gefecht, und trabten gleichwohl beutelos davon. Signale riefen durch alle Dörfer der Ebene: überall beschleunigter Abmarsch! Es war Nachricht gekommen, daß der Preußenkönig in Böhmen eingerückt sei; das kaiserlich-österreichische Kriegsvolk zog daher in Eilmärschen nach dem fernen Kriegsschauplatz. Den einzigen Widerstand, den sie hier zu Lande gefunden hatten — ein Hirtenjunge hatte ihn gewagt, ergrimmt von Eifersucht, gerüttelt von erster Liebe.

* * *

Noch den ganzen Abend und die darauf folgende Nacht blieb der junge Held auf seinem hohen Stein. Regen zog wieder über den Wald her; Wolken umwogten den Fels; und die Blätter der Birken wisperten ängstlich die ganze Nacht. Er schlief kaum; zu sehr zitterte die Erregung nach.

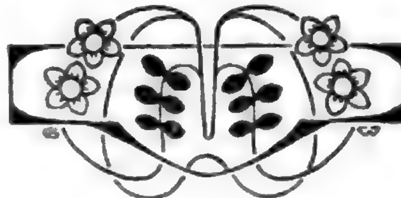
Als er am folgenden Morgen schwankenden Schrittes zu den Heimgekehrten hinabgestiegen war, stand er wie träumend zwischen ihren vielen Fragen. Die zusammengeströmten Leute, die mit Entsetzen das viele Schießen vernommen hatten, mußten ihm mit List oder Ungestüm den Bericht über die Vorgänge ablocken. Sie ließen die durchlöcherte Mütze von Hand zu Hand wandern; sie zeigten einander auf den Steinen die Blutflecke von den verwundeten Panduren; und im nahen Walde fand man gar ein verendet Pferd, das von einem Steine getroffen war und das sein Reiter vollends erschossen hatte.

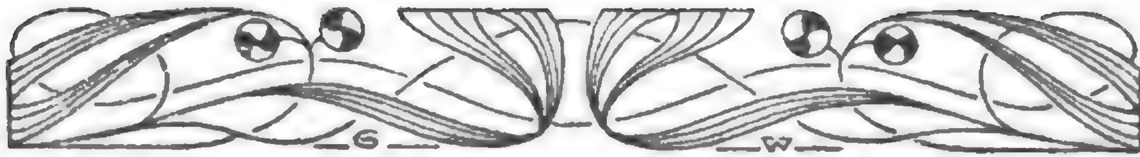
Rasch redete sich die Sache herum und wurde gar noch kräftig übertrieben, wie das so zu gehen pflegt. Der Verteidiger der Burg war mit einem Schlag der berühmteste Mann der ganzen Gegend. Der benachbarte Graf, ein abenteuerlicher Hagestolz, der weit in der Welt herumzukommen pflegte, ließ den tapferen Jüngling vor sich kommen und bot ihm sofort eine Stelle in seinen unmittelbaren Diensten an, die jener dankbar annahm.

Hans ging am letzten Tage ernst, verwundert und wie betrübt durch die alten Räume und schaute die neugierigen Frager oft mit großen Augen an, als müßt' er sich ordentlich auf sein früheres Leben zurückbesinnen. Aber bei aller ruhigen Genugtuung war eine feine, tiefe Trauer in seinem stillen Wesen, die jedermann als etwas Fremdartiges spürte und achtete, die aber niemand zu deuten wußte.

Als er an der Küchentür von Elsbeth, die rasch ihre Hände an der Schürze wischte, Abschied nahm, war jenes Eigentümliche ganz besonders in seinem Blick und um seine leise zitternden Lippen. Er schaute das verlegene Mädchen lang und trübe an, wie aus einer weiten Ferne, sagte aber nur einige unverständliche Worte . . .

Dann schritt er mit Bündel, Stock und getreuem Hund zum Burgtor hinaus, ohne sich noch einmal umzuschauen.





Aus dem Werdegange des Freiherrn vom Stein.[1])

Von
Otto Krauske.

Nicht ohne eine gewisse Besorgnis hat Max Lehmann den ersten Band seiner Biographie Steins veröffentlicht. Die Zeit sei ungünstig gewählt, mit einer Lebensbeschreibung des großen Reformers hervorzutreten, so wurde ihm entgegengehalten; das deutsche Volk sei augenblicklich nicht besonders eingenommen für die Heroen der Freiheitskriege. Ist dieser Einwand wirklich berechtigt? Hat nicht der Name des Freiherrn vom Stein seinen vollen Klang in der Volkserinnerung bewahrt? Als rechtes Wahrzeichen wurde gerade das Standbild Steins vor dem alten Abgeordnetenhause in Berlin errichtet. Es ist das erste große Denkmal in der Reichshauptstadt zu Ehren eines Mannes, der seine Lorbeeren weder im Kriege, noch auf dem Felde der Künste und Wissenschaften errungen hat.

Wenn der große Reichsfreiherr bisher mehr gelobt als studiert worden ist, so lag dies nicht an der Gleichgültigkeit des heutigen Geschlechts, sondern an der Beschaffenheit des wissenschaftlichen Materials. Das große siebenbändige Werk über Stein von G. H. Pertz gleicht einem umgestürzten Archive. Die wertvollsten Schriftstücke stehen neben den unbedeutendsten, alles wird mit gleicher Breite behandelt, niemand kann genau sagen, wo Stein zu reden aufhört, und wo Pertz anfängt. Der Cambridger Professor Seeley hat allerdings versucht, den reichen Stoff zu sichten und mit den neuen Forschungen zusammenzuschweißen, aber man merkt seiner tüchtigen Arbeit doch an, daß sie sich in erster Linie an Ausländer wendet und ihnen die Eigenart des preußischen Wesens erklären will. Auch das vortreffliche, auf archivalischen Studien aufgebaute Buch von Ernst Meier „Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg“ konnte dem Notstande nicht abhelfen, da es nur einen sehr begrenzten Abschnitt aus der Steinschen Wirksamkeit behandelt.

Erst in dem Werke von Max Lehmann tritt uns der Begründer des neuen preußischen Staats in seiner ganzen Wesenheit entgegen. Begeisterte Liebe zu seinem Helden vereinigt sich bei Lehmann mit strenger Kritik, der sorgfältigsten Forschung und vollendeter Kunst der Darstellung. Lehmann ist mit dem gleichen Gefühl an diese Arbeit gegangen wie Dannecker an seine berühmte Schillerbüste:

---

[1]) Max Lehmann, Freiherr vom Stein. Bd. 1 und 2. 1757—1808. Leipzig, Hirzel 1902/03.

Er will uns Stein „lebig machen". Über manche Urteile des Verfassers mag man streiten; aber niemand wird das Buch ohne den reichsten Gewinn aus der Hand legen: Erst durch dieses Werk wird die volle Erkenntnis Steins zum Gemeingute des deutschen Volks.

Durch seine Geburt ist dem Reichsfreiherrn Karl vom und zum Stein gleichsam schon die Bahn vorgezeichnet. Auf der halben Höhe des Berges, der das Schloß der nassauschen Dynasten trägt, lag die Stammburg der Herren vom Stein; als Burgmannen und Beamten der Nassauer haben sie begonnen. Aber das Geschlecht strebte höher hinaus; es erwarb sich mit dem zunehmenden Besitze auch die Reichsunmittelbarkeit. Außer seinen nassauschen Gütern hatte es noch Eigentum in den Gebieten von Mainz, Kurpfalz, Hessen und Wied. An Macht steht die freiherrliche Familie allerdings hinter ihren Nachbarn zurück; aber diese vermögen doch nicht die freien Barone wieder zum untertänigen Landadel hinabzudrücken. Das alte, vielgegliederte Reich mit seinen zahllosen Herren, die im ewigen Widerstreite miteinander liegen, die auf den Schutz des Kaisers gegen die größeren Fürsten angewiesen sind, erhebt sich vor unseren Blicken.

Stein ist 11 Tage vor der Schlacht bei Roßbach geboren; es ist die Zeit, wo der aufgeklärte Absolutismus in Deutschland seine höchste sittliche Kraft betätigt, aber, sich selbst unbewußt, in der Erfüllung seiner Aufgabe den nationalen und freiheitlichen Gedanken der kommenden Epoche den Weg bereitet. Wie bei Goethe, so ist auch Steins Kindheit von dem Ruhme der fridericianischen Taten erfüllt. Zum ersten Male seit der Reformation scheidet sich Deutschland in nur zwei Parteien: fritzisch und nichtfritzisch.

Überhaupt hat Steins Jugendzeit eine gewisse Ähnlichkeit mit der des großen Dichters. Auch er genoß seine erste Bildung in der häuslichen Stille, bei ihm ist gleichfalls der Einfluß der Mutter überwiegend. Aber hier beginnt gleich der Unterschied: die Freifrau vom Stein hat nichts von der Frohnatur der Frau Aja. Sie ist die vollendete Edelfrau; Lavater spricht mit Begeisterung von ihrer „reinsten Bescheidenheit", der „mütterlichsten Zartheit und fleckenscheuesten Reinlichkeit in Allem". „Güte und Religionsempfänglichkeit sind ihr mitgeboren, Tugend und Christentum ward durch Fürsehung von außen und Übung von innen auf diesem Grunde gepflanzt und genährt." Ihr hoher Idealismus machte sie zur strengen Mutter. Sie kannte die großen Fähigkeiten ihres Sohnes und setzte ihre Hoffnungen auf ihn; obwohl Karl vom Stein zwei ältere Brüder hatte, ward er auf den Rat der Mutter zum Haupte und Stammhalter der Familie bestimmt. Um so mehr ist es ihre Pflicht, den Sohn zur Selbstzucht anzuhalten. „Muß ich Dir wiederholen," so schreibt sie ihm, als er auf der Universität sich ihre Unzufriedenheit zugezogen hatte, „muß ich Dir wiederholen, daß, wenn man gegen einen anderen fehlt, man gegen sich selbst fehlt?" Mit Worten, so streng, wie sie die weichherzige Frau Rat niemals gefunden hätte, vermahnt sie den eigenwilligen Sohn: „Fürchte nicht, oft so lange Briefe von mir zu erhalten, es kostet mir moralisch und physisch zu viel, sie zu

entwerfen. Wenn Du so fortfährst, wie Du begonnen hast. . . , so werde ich den Briefwechsel mit Göttingen einstellen. Die Mütter sind nur Phantome für die Söhne. Diese vergessen, daß man wenigstens gewisse Rücksichten verdient, wenn sie auch unsere Zärtlichkeit, unsere Sorgen, unsere Mühen nicht vergelten. So tut man gut, sich von dieser Bühne zurückzuziehen, wo unsere Rolle ausgespielt ist."

Stein hat seine Mutter als „eine der edelsten, tätigsten, frömmsten und des höchsten Grades unwandelbarer Freundschaft fähigen Frauen" gepriesen; jede Abweichung von ihrem segensvollen Beispiele sei für ihn ein Schritt zum Verderben und eine Quelle bitterer Reue gewesen. Von ihr stammt seine sprühende Verachtung des Kastengeistes, „jener Epidemie der Reichsritterschaft, die sich über die andern erhaben dünkt, weil sie einige chimärische Privilegien und Prärogativen besitzt, die mehr kosten, als sie wert sind". Von der Mutter hat er aber auch den stolzen, aufrechten Sinn, mit dem er selbst den Höchsten gegenübertrat. Darum mußte es ihn doppelt kränken, als die Nassauer unter dem Schutze Frankreichs sein Stammgut ihrem Herzogtume einverleibten. Diese Kleinfürsten hatten ebensowenig Existenzberechtigung wie die reichsunmittelbaren Freiherrn. Nur einem Staate, der durch seine Größe gezwungen ist, nationale Pflichten auf sich zu nehmen, der Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit beschirmen kann, nur solchem Staate mag Stein willig, ja freudig das Opfer seiner Unabhängigkeit bringen. Der Reichsfreiherr gehört dem Reiche, er soll der Nation, nicht seinesgleichen dienen.

In welch warmen Farben hat uns Goethe seine Jugend geschildert. Zu Frankfurt sind ihm bereits Gestalten seiner größten Dichtungen erschienen, dort hat er Eindrücke für sein ganzes Leben gewonnen. Wie anders bei Stein! In seiner Selbstbiographie geht er mit ganz kurzen Worten über seine Kindheit fort. Außer dem Lobe seiner Eltern berichtet er eigentlich nur noch, daß er sich mit der Geschichte beschäftigt habe und besonders „von den Ereignissen der vielbewegten englischen" angesprochen worden sei.

Dieser Unterschied von Goethe ist nicht bloß äußerlich oder zufällig; er darf auch nicht mit den geringeren Erlebnissen Steins in der nassauischen „Einsamkeit" erklärt werden. Stein ist von Anfang an eine aktive Natur, er will handeln und herrschen. „Untätigkeit kann ihn zu Grunde richten," sagte ein Steinscher Beamter von dem einundzwanzigjährigen Jünglinge, „ein tätiges Leben aber kann ihn zu einem großen Manne machen". In allen Empfindungen Steins äußerte sich seine feurige auf die Tat gerichtete Leidenschaft. Die Zeit, wo er noch nicht zu wirken vermochte, in der er, mit seinen eigenen Worten zu reden, die für eine nützliche Tätigkeit notwendigen Kräfte noch nicht besaß, dieser Zeitabschnitt mag für seine persönliche Entwicklung höchst wichtig sein: doch was gehen seine individuellen Erlebnisse die Welt an?

Stein ist keineswegs ein Feind der Poesie gewesen, er hat sogar selbst Verse geschrieben; für Goethe fühlte er aufrichtige Bewunderung. Und doch

hebt Ernst Moritz Arndt mit Recht hervor, als er das Zusammentreffen der beiden großen Deutschen im Jahre der Schlacht bei Belle-Alliance schildert: Niemals habe Steins Rede leiser getönt, das Zusammensein der beiden habe an die Fabel von der Reise des eisernen und des irdenen Topfes erinnert. Die weitherzige Unbefangenheit, mit der Goethe alle menschlichen Dinge betrachtete, widerstrebte der strengen Sittlichkeit Steins. Nach seinem Sinne war auch der Dichter berufen, mit Wort und Tat an der Erziehung des Menschengeschlechts mitzuarbeiten; er soll nicht nur ergötzen, er soll zugleich auch bessern. Goethe mußte der Empfindsamkeit, die in seinem Jünglingsalter herrschte, den Tribut bezahlen, er hat sich durch seinen Werther davon gelöst. Stein blieb dank seinem glühenden Drange zur Tat von jener Modekrankheit frei, „die in dem untätigen Genusse der eigenen Gefühle und dem freien Spiele der Einbildungskraft schwelgte“.

Dennoch dürfen wir den Gegensatz nicht zu scharf betonen. Der greise Goethe sprach auch das Steinsche Ideal aus in den Worten des Faust:

„Das Letzte wär', das Höchsterrungene,
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.“

Für Napoleon I. gilt das gleiche Motto wie für Stein: „Im Anfang war die Tat.“ Aber wir kommen noch einmal auf Faust zurück. Als der Magier diese Worte niederschreibt, erhebt sich der Verführer. Denn die Tat allein genügt nicht, sie kann auch dem Bösen dienen. Reine Gesinnung, hehre Ziele müssen hinzutreten. Und hier ist die unüberbrückbare Kluft zwischen dem furchtbaren Imperator und seinem größten Widersacher. Bei Stein erwächst die Tat aus der Furcht und Liebe Gottes. Freilich auch ihm waren die Zweifel und Kämpfe nicht fremd geblieben, aber je mehr er sich in seinen Beruf vertiefte, um so höher und wertvoller erschien ihm die Religion. Gerade in dem Unglücke des Vaterlandes fand er sein volles Christentum wieder. „Ob und wie Gott helfen wird, wer kann das jetzt schon wissen?“ so schrieb Stein in den schmerzlichen Tagen des Frühjahrs 1807. „Aber festes Hoffen und Vertrauen nach oben, das heißt auf Gott, muß die Bessern aufrichten und jetzt mehr als je treu und fest unter sich zusammenhalten. Nur wer sich selbst aufgibt und in mutloser Untätigkeit dem Geschicke überläßt oder unterwirft, der ist ganz und für immer verloren.“ Gottesfurcht befreite ihn von Menschenfurcht.

Gleich Goethe sollte Stein seine Laufbahn beim Reichskammergericht beginnen. Aber in dem stillen, zopfigen Wetzlar vermißte er „den lebhaften, allgemeinen Wetteifer“. Einzelne Rechtsfälle zogen seine Aufmerksamkeit wohl an, weil er aus ihnen das Leben kennen lernte, jedoch im ganzen, so fand er, ermüde der juristische Beruf den Geist und ersticke die Einbildungskraft durch die Masse der Begriffe. Schon nach einem halben Jahre verließ er das Gericht und begab sich auf eine Studienreise, die ihn hauptsächlich durch Süddeutschland bis nach Ungarn führte.

Die kleinstaatliche Misere, die Nichtigkeit des Reichstages, die Stein auf jener Reise mit eigenen Augen schaute, verstärkten seine Bewunderung für Friedrich den Großen und erweckten den Entschluß, in preußische Dienste zu treten. Den Mann der Tat mußte das feste Gefüge des fridericianischen Staates besonders anziehen. Stein selbst hat später den Schritt, den er vielleicht gegen den ursprünglichen Wunsch der Mutter tat, mit den Worten begründet: „Meine Abneigung gegen eine Anstellung bei den Reichsgerichten hatte sich unterdessen ausgesprochen und meine Eltern ihr nachgegeben; meine hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Bayern damals die Dankbarkeit dieses Landes und des ganzen deutschen Vaterlandes sich erworben hatte, aber den Wunsch in mir erregt, ihm zu dienen, unter ihm mich zu bilden."

Der Entschluß konnte verhängnisvoll werden. Der stolze Reichsfreiherr, der nie ganz gelernt hat, seinen Zorn zu meistern, als Beamter des Staates, wo der Absolutismus den Gipfel erreicht hatte. Auch die Minister waren in Preußen nur die „Commis du Roi", sie hatten nicht zu raten, sondern schlechtweg die Befehle des Königs auszuführen. Noch wenige Jahre vor Jena erkärte ein Minister Friedrich Wilhelms III., seine und seiner Amtsgenossen Pflicht sei nicht, „die wichtigsten politischen Verhältnisse, die Ökonomie der Reiche im großen zu beurteilen, Resultate daraus zu ziehen und aufzustellen". Widerspruch gegen eine Anordnung des Herrschers oder gar Dienstaustritt bei Meinungsverschiedenheiten gab es nicht. „Ordre parieren, nicht raisonnieren!" war die Parole für hohe und niedrige Beamte.

Da wollte es eine gütige Vorsehung, daß Stein durch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Mutter gerade den Minister zum Gönner und Vorgesetzten erhielt, der es zuerst wagte, auch dem großen Könige gegenüber seine eigene Meinung nachdrücklich zu vertreten. „Der Staatsminister von Heinitz," so schreibt Stein, „war einer der vortrefflichsten Männer seines Zeitalters; tiefer, religieuser Sinn, ernstes anhaltendes Streben, sein Inneres zu veredeln, Entfernung von aller Selbstsucht, Empfänglichkeit für alles Edle, Schöne, unerschöpfliches Wohlwollen und Milde, fortdauerndes Bemühen, verdienstvolle, tüchtige Männer anzustellen, ihren Verdiensten zu huldigen und junge Leute auszubilden waren die Hauptzüge dieses vortrefflichen Charakters und brachten die segensreichsten Früchte in dem seiner Verwaltung anvertrauten Geschäftskreise. Damals war es das Bergwerks- und Hüttendepartement, das er aus seinem Nichts in dem Preußischen zu erheben bemüht war, und in welchem er mir vorschlug, mich anzustellen."

Zwei große politische Richtungen standen damals im Streite: die absolutistische, die alles gouvernieren, die dem Bürger sogar vorschreiben wollte, wie er seine Privatgeschäfte zu betreiben hätte, und die individualistische, die alsdann die französische Revolution mit blindem Enthusiasmus begrüßt hat. Ein amtlicher Bericht, den Stein ein Jahr nach seinem Dienseintritt abfaßte, nennt als Bedingungen eines gesunden Fortschritts „Freiheit, Gleichheit in der Verteilung des Vermögens und eine Gesetzgebung, die Rechte der Menschheit beschützt". Er

betont mit Wärme die Wichtigkeit des dritten Standes: dieser pflege dem Staate die aufgeklärtesten und tätigsten Menschen zu liefern. Wir treffen hier auf Gedanken der anbrechenden Revolution. Aber Stein setzt als selbstverständlich eine starke monarchische Regierung voraus, die ihren Bürgern die Bahn weist. Er haftet nicht, wie so viele seiner Zeit- und Standesgenossen, am Alten, weil es das Alte ist, aber er will auch nicht revolutionär mit dem Bestehenden brechen. Das absolutistische Regiment soll in organischer Entwicklung zur neuen Zeit hinübergeführt werden, die Zukunft soll an die Vergangenheit anknüpfen.

Aber war denn die Idee der bürgerlichen Freiheit, der Gleichheit aller vor dem Gesetze in Europa so neu, so schwer durchzuführen? Schauen wir auf Frankreich. Die großen Errungenschaften der Revolution wurden alsbald zur bluttriefenden Massenherrschaft und endlich zum tyrannischen Despotismus hinabgewürdigt. Und wie stand es in Großbritannien, das seit Montesquieu als Musterland der Freiheit galt? In Wahrheit herrschte dort eine mannigfach bevorrechtete Aristokratie, die sich der großen Menge nur wenig annahm. Friedrich der Große hat allerdings manchmal republikanisch klingende Äußerungen getan. Aber die von ihm ausgebaute Monarchie ist der vollendete Gegensatz von Freiheit und Gleichheit. Sie ist ein Kastenstaat mit besonderen Rechten und Pflichten für jeden Stand. Dem Adel sind die oberen Stellen im Heere und in der Verwaltung vorbehalten; er ist neben dem Könige der Herr auf dem platten Lande. Der Bürgerschaft sind, mit vollständigem Ausschlusse der Edelleute, Handel und Gewerbe überlassen; ihr gebührt auch die berufsmäßige Pflege der Wissenschaften und Künste. Damit der Bürger seine Aufgabe recht erfüllt, muß ihm das Aufsteigen in die höhere Adelsklasse möglichst erschwert werden: Kein Bürger darf ohne besondere königliche Erlaubnis ein Rittergut erwerben.

Es hat seine innere Berechtigung, daß der große Aristokrat, der in unserem Staate die Pforte zur bürgerlichen Freiheit und Gleichheit geöffnet hat, kein geborener Preuße war. Stein ist Reichsfreiherr, er bedeutet auch ohne Amt und Titel etwas. Außerhalb Preußens begütert, hat er nicht das persönliche Interesse des preußischen Adels an der Fortdauer des Kastenstaates; er ist auch nicht in der Familientradition der preußischen Edelleute aufgewachsen, daß den Geboten des Königs ohne Unterschied militärischer Gehorsam gebühre. Unbefangener, kritischer wie die geborenen Preußen trat der rheinische Reichsfreiherr dem Staate des großen Friedrich gegenüber.

Und doch, der Kastenstaat war nötig, um das rasche Aufsteigen des Jünglings zu ermöglichen. Ohne seinen Adel würde es Stein kaum in sieben Jahren vom Referendar bis zum Direktor der märkischen und clevischen Kammer gebracht haben.

Die Familienverbindungen und die Leistungen lenkten die Aufmerksamkeit des Kabinettsministeriums, wie damals das Auswärtige Amt genannt wurde, auf den jungen Reichsfreiherrn. Auch seine Mutter hätte ihn wohl am liebsten im diplomatischen Dienste gesehen. Mehrmals wurden ihm wichtige Gesandtschaftsposten angetragen. Die Verführung war groß; hier wo ein Tritt tausend Fäden

regt, vermochte Stein seinen Tatendrang am leichtesten zu befriedigen. Aber der Frühreife hatte erkannt, daß seine Befähigung nicht auf diesem Gebiete lag. „Der Wechsel von Müßiggang und einer schlau berechnenden Geschäftstätigkeit, das Treiben, um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, die Notwendigkeit in der großen Welt zu leben mit ihren Genüssen und Beschränkungen, Kleinlichkeiten und Langeweile," sein Hang zur Unabhängigkeit und die Offenheit und Reizbarkeit seines Charakters, alles das stieß ihn von der dauernden Betätigung in der auswärtigen Politik zurück. In dem Getriebe der großen Welt fürchtete er, „die Tätigkeit und Duldsamkeit zu verlieren, die das beste und vollkommenste Resultat alles Strebens nach Entwicklung und Ausbildung und zugleich leider das seltenste ist". Je länger er als Oberbergrat in dem einsamen Ruhrstädtchen Wetter weilte, um so lieber wurde ihm der erst wenig genehme Aufenthalt. Hier wurde er immer wieder vom grünen Tisch in das Freie abgerufen und blieb in steter lebendiger Berührung mit der Natur und dem Volke. Nach Jahren pries er noch die Zeit in Wetter, wo er „die Seligkeit der Einsamkeit" genossen, als die glücklichste seines Lebens.

Stein widerstand den Versuchungen; nur halb gezwungen nahm er an den Verhandlungen zur Gründung des deutschen Fürstenbundes teil. Es gelang ihm binnen wenigen Monaten, den Kurerzkanzler, das Haupt der deutschen katholischen Fürsten, zu einem Bunde mit dem ketzerischen Preußenkönige, zur offenen Gegnerschaft gegen das katholische Österreich zu bestimmen. Aber trotz des schnellen Erfolges ward er seines Auftrages nicht froh. Wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir den Grund dieser Erscheinung in einem inneren Widerspruche zwischen der Berliner Politik und Steins Anschauungen suchen. Für König Friedrich war der Fürstenbund nur ein Notbehelf während jener Zeit, in der Preußen keine Großmacht als Bundesgenossen hatte. Stein dagegen erstrebte die Vereinigung als Schutzwehr gegen die Übergriffe des Kaisers zum Schaden des Reichs. In seinen Augen sollte der Fürstenbund nicht der preußischen Monarchie, sondern dem gesamten deutschen Vaterlande dienen, der Beginn zur Genesung des verfallenen Reiches werden. So ist gleich das erste Auftreten Steins in der Geschichte bedeutsam: Er ist der Diener der fridericianischen Staatskunst, einer rein preußischen Politik, aber er gibt dieser Politik ein ganz anderes Ziel, einen ganz anderen Charakter.

Unsere Kenntnis von der rastlosen Tätigkeit Steins in seiner geliebten Grafschaft Mark ist durch die Lehmannschen Forschungen sehr erweitert worden. Aber wir wollen das hier auf sich beruhen lassen. Nur der Chausseebauten und der Verminderung der städtischen Akzise soll gedacht werden. Die beiden Tatsachen erscheinen so unendlich gleichgültig; in Wahrheit sind sie aber die verheißungsvollen Vorboten zur Umwandlung des gesamten preußischen Staates.

Aus strategischen und merkantilistischen Gründen waren im alten Preußen keine festen Steinstraßen angelegt worden. Man wollte einem feindlichen Heere nicht den Vormarsch erleichtern; je schlechter die Wege, um so länger bleibt der

Kaufherr und der Fuhrmann im Lande, um so mehr verzehren sie. Die westlichen Provinzen waren ohnehin wegen ihrer Zersplitterung und der Entfernung von den Hauptlanden der Monarchie schwerer zu verteidigen. Friedrich hätte sie darum gern gegen Sachsen vertauscht. Wenn diese entlegenen Territorien nun durch Chausseen noch mehr geöffnet werden, dann müssen sie besser als bisher geschützt werden, das heißt: Preußen muß Deutschland an der Rheingrenze verteidigen.

Und ein weiteres kommt bei dem Chausseebau noch hinzu. Bis dahin mußten die Bauern bei allen öffentlichen Arbeiten fronen, sie hatten unentgeltlich Hand- und Spanndienste zu leisten. Stein aber rühmte sich, seine Straßen durch freiwillige Arbeit, die der Leistung entsprechend bezahlt wäre, gebaut zu haben. Eine neue Zeit dämmert auf, in der die Untertanen von aller Zwangsarbeit entbunden sind, in der alle Menschen von Natur gleich frei und unabhängig sind.

Wenn aber der auswärtige Handel durch die neuen Straßen in das preußische Gebiet eingeladen wird, wie dürfen dann noch jene Straßenzölle und anderen Abgaben bestehen bleiben, mit denen früher erst das sichere Geleit der Waren erkauft werden mußte, wie darf dann vor allem noch die städtische Akzise in ihrer alten Gestalt aufrecht erhalten werden? Diese Akzise war nicht bloß eine Verbrauchsteuer, wie sie heute noch in einzelnen deutschen Orten als Fleisch- und Getränkeabgabe üblich ist. Die städtische Akzise des alten Preußens war vielmehr ein hoher Finanz- und Schutzzoll, der beinahe sämtliche Handels- und Industrieartikel traf. Das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts kannte so gut wie keine Grenzzölle; wie im Mittelalter wird mitten im Lande selbst, an den Straßen und Brücken, an den Anlegestellen und vorzüglich an den Stadttoren Zoll erhoben. Will man also den auswärtigen Handel wirksam besteuern und die eigene Industrie fördern, so muß die gesamte Handels- und Gewerbetätigkeit in die Städte geleitet werden, die durch ihre Akzise die fremden Industrieerzeugnisse planmäßig fernhalten können. Daher wurden in den Hauptlanden Preußens alle Handwerke auf dem platten Lande verboten, mit Ausnahme der allernotwendigsten. Den Bauern war damit jeder wirtschaftliche Fortschritt unendlich erschwert, eine künstliche Trennung zwischen Stadt und Land geschaffen. Doch wie will man die Konkurrenz des höher entwickelten Auslandes bestehen, womit soll der preußische Staat den erheblichen Ausfall in seinen Finanzen decken, wenn die Akzise etwa ganz aufgehoben wird? Die Folge wird eine umfassende Steuerreform sein müssen, die den Staat auf eine ganz andere finanzielle Basis stellen wird, die auch den privilegierten Adel zu den Lasten der Gemeinheit heranzieht, die vor allem der Ungleichheit zwischen der städtischen und ländlichen Besteuerung ein Ende machen, die Gewerbe auf das platte Land hinausführen wird.

Aber die Neuerungen, die sich aus der Beseitigung der Akzise und der ländlichen Kontribution ergeben, sind noch nicht erschöpft. Die Finanzverfassung des alten Preußens beruht auf Abmachungen zwischen den Fürsten und ihren

Ständen, zu jeder Änderung bedarf der König mithin der ständischen Zustimmung. Also wird der Monarch genötigt sein, die Landtage, die schon ganz bei Seite gedrängt waren, zu berufen, ihre Genehmigung zu den Steuerreformen einzuholen. Werden die Stände nicht diese Gelegenheit begierig ergreifen, um ihr beinahe schon ganz vergilbtes Recht auf Anteilnahme am politischen Leben wieder geltend zu machen?

Erst jetzt erkennen wir die ungeheure virtuelle Tragweite der scheinbar so unbedeutenden Maßnahmen. Es handelt sich doch am Schlusse um nichts geringeres als um die vollständige Umformung des alten Staates, um die Einschränkung der absoluten bureaukratischen Gewalt. Die Märker hatten wohl Grund, der Steinschen Verwaltung nachzurühmen, sie habe „dem Staate seinen Bedarf und der Gesellschaft den Genuß der möglichsten bürgerlichen Freiheiten" gewährt. Sein Wirken habe „ein Band der Offenheit, der Liebe und des Zutrauens um den Staat und seine Einwohner geschlungen". Wie anders früher, „da der Bewohner der westfälischen Mark in den Räten der königlichen Kammern nicht Ratgeber, Freunde und Beschützer sah, da Kälte, Zurückhaltung, Mißtrauen und Furcht die Herzen verschloß".

Jedoch die Frage drängt sich uns auf: Hat Stein die Folgen seiner Vorschläge ermessen, oder ist er, halb unbewußt, von einzelnen Reformen schrittweise zu seinen umfassenden Änderungen gelangt? Sein Walten als Oberpräsident aller westfälischen Kammern soll uns darauf die Antwort geben.

Der neue Posten, auf den Stein im vierzigsten Lebensjahre berufen wurde, gab ihm ähnliche Befugnisse, wie sie heute dem Oberpräsidenten und den Regierungspräsidenten einer Provinz zustehen. Außer den altpreußischen Besitzungen in Westfalen wurden ihm 1802 auch die neu erworbenen Gebiete der ehemaligen Bistümer Münster und Paderborn unterstellt. Nun hatte er das Feld, seine Reformen im größeren Umfange mit Konsequenz durchzuführen. Und wirklich, Stein knüpft überall an seine bisherigen Bestrebungen an. Er baut in Minden und Ravensberg Chausseen, er müht sich die Weserzölle bei Minden, das Mindensche Stapelrecht, herabzusetzen und dadurch den Strom dem außerpreußischen Handel zugänglicher zu machen. Die zahlreichen Binnenzölle der Grafschaft Mark werden aufgehoben und an ihrer Statt ein Grenzzoll eingerichtet. In den Grafschaften Tecklenburg und Lingen wird die Akzise in den offenen Städten ganz abgeschafft und dafür direkte Abgaben eingeführt.

Eine zweite Reihe von Maßnahmen bewegt sich in der nationalen reformatorischen Richtung. Das Bistum Münster war zwischen Preußen und sieben anderen Fürsten geteilt worden. Im Sinne der Politik Friedrichs des Großen, der von einer preußischen Nation sprach, hätte doch der preußische Anteil gänzlich von den übrigen Bezirken des säkularisierten Gebiets getrennt werden müssen. Um so eher war zu erhoffen, daß die Münsterländer ihre alte Geschichte vergessen und vollständig zu Preußen werden würden. Stein schlägt aber gerade den entgegengesetzten Weg ein; er rafft seine ganze Kraft zusammen, die anderen

Besitzer heranzuziehen, damit die durch die Teilung gefährdeten Wohlfahrtseinrichtungen und die Verfassung des ehemaligen Bistums nicht zerstört, sondern wo möglich noch gestärkt würden. Die Beispiele könnten ohne Mühe gehäuft werden, aus denen hervorleuchtet, daß Stein nach einem bewußten Plane vorgeht, eine einheitliche Idee verfolgt, daß er nicht nur eine umfassende Reform des preußischen Staats für notwendig erachtet, sondern den deutschen Beruf Preußens erkannt hat. Als er 1804 dem Rufe nach Berlin folgte, schrieb er einem Vertrauten des Königs: „Deutschlands Veredlung und Kultur ist fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet."

In der Zeit seines Oberpräsidiums beginnen auch bereits seine Bemühungen, der Erbuntertänigkeit der Bauern ein Ende zu machen. In der Grafschaft Mark hatte er nur in einem bestimmten Falle, bei dem Chausseebau, auf die Frondienste der Bauern verzichtet. Jetzt will er die Bauern überhaupt von den Fesseln, die ihnen Adel und Klerus im Mittelalter angelegt hatten, befreien. Alle Fronden, alle Hörigkeit soll abgelöst werden, die Bauern sollen ebenso ihr freies erbliches Eigentum haben wie jeder Edelmann. „Die gänzliche Freiheit der Person und des Eigentums" ist sein Ziel.

Der Gedanke ist schon alt. Nicht allein, daß er in dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und in der französischen Revolution verwirklicht worden war. Auch die preußischen Könige seit Friedrich I. hatten ihn bereits erwogen. Aber welche Summen waren nötig, um die Edelleute für die fortfallenden Dienstleistungen der Bauern zu entschädigen! Oder soll man den Besitzenden alle ihre jahrhundertalten Rechte über die untertänigen Bauern mit Gewalt nehmen? Würde das nicht den Adel vollständig zu Grunde richten? Getreu dem in der Mark bewährten Systeme wollte Stein wohltätigen Zwang mit Freiwilligkeit verbinden. Zunächst werden nur die Hörigen auf den königlichen Domänen befreit. Die etwaige Einbuße, die aus der Aufhebung der Erbuntertänigkeit erwachsen möchte, träfe also nur den Staat. Aber werden die preußischen Finanzen durch die Reform überhaupt geschädigt werden? Der Bauer, der gegen eine mäßige Abgabe über sein Land und seine Kräfte frei verfügen kann, dieser selbständige Bauer wird sich doch ganz anders anstrengen, als der arme Hörige, der nicht weiß, wie lange er auf seinem Gütchen sitzen bleiben darf, der seine eigene bedrohte Ernte im Stiche lassen muß, um die des Fronherrn vor dem Wetter zu retten. Die Befreiung wird den Bauer tätiger, sittlicher, reicher machen, sie wird dem Staate bessere Untertanen, größere Einnahmen schenken. Der Erfolg bewies die Richtigkeit des Gedankens: die Einkünfte aus den Domänen stiegen alsbald nach der Aufhebung der Erbuntertänigkeit. So ist denn schon vom Eigennutze zu erwarten, daß das glückliche Beispiel des Staats auf die adeligen Gutsbesitzer wirken wird, daß auch sie den Wert der freien Arbeit richtiger einschätzen lernen. Die Edelleute werden aus eigenen Stücken ihre Bauern unter ganz ähnlichen Bedingungen frei lassen, wie es der Fiskus getan hat. Freilich die Zahl derer wird nicht klein sein, die sich trotzdem gegen diese Veränderung erklären

werden. Gegen diese Renitenten aber greift Stein ohne Bedenken zu Maßnahmen, die aus dem Rüstzeuge der alten, omnipotenten Monarchie stammen. Der Staat, so führt er aus, hat das Recht, auch die privaten Verhältnisse zwischen Gutsherren und Untertanen durch ein Gesetz zu regeln. Wer dem allgemeinen Wohle widerstrebt, muß durch Zwang gefügig gemacht werden.

Doch nicht genug, daß ein Staat von freien, tätigen Untertanen geschaffen wird. Die soziale und sittliche Hebung des Bauernstandes muß auch die Militärverfassung umgestalten. Obwohl die preußischen Herrscher seit Friedrich Wilhelm I. Soldatenkönige waren, und der Offizierrock als das vornehmste Kleid galt, der gemeine Soldat war trotzdem mißachtet. Alle Wohlhabenden, alle angesessenen Bürger, die Gesellen und Fabrikarbeiter vieler Industriezweige, ja die Bewohner ganzer Landschaften waren von der Dienstpflicht befreit; nur wer zu sonst nichts taugte, mußte die Flinte tragen. Bei dieser geringschätzigen Auffassung des Soldatenberufs erschien es als selbstverständlich, daß der niedrigsten Kaste, dem ungebildeten, hörigen Bauern die Militärlast aufgebürdet wurde. Jetzt ist aber der Bauer ein freier Mann, er steht dem Bürger gleich. Geht es da noch an, fast ausschließlich von ihm allein die Blutsteuer zu fordern? Wird dadurch nicht der Fortschritt, der in der Befreiung liegt, wieder rückgängig gemacht? Eine Verringerung des preußischen Heeres ist undenkbar, sie wäre gleichbedeutend mit einem Verzichte auf die Großmachtstellung. Zur Anwerbung und Erhaltung eines Söldnerheeres mangeln aber die Mittel. So wird die Bauernbefreiung, die Gleichheit aller Untertanen schließlich zur allgemeinen Wehrpflicht führen.

Allerdings auch Stein war sich über diese Konsequenz seiner Reformpläne noch nicht klar. Er sprach wohl von dem unveräußerlichen Rechte des Staates, die Untertanen zu seiner Verteidigung und Erhaltung heranzuziehen, aber in demselben Schriftstücke verlangt er die Freiheit von der Dienstpflicht für die westfälischen Industriebezirke. Dennoch, im Vergleiche zu der gewöhnlichen wegwerfenden Meinung von dem Soldatenstande, darf es als erhebliche Besserung bezeichnet werden, wenn Stein verlangt, daß nur ein gedienter Mann einen Bauernhof erben oder ein Gewerbe selbständig betreiben dürfte. Der westfälische Oberpräsident stellt sich dadurch in entschiedenen Gegensatz zu der königlichen Verfügung, daß von mehreren Bauernsöhnen derjenige den väterlichen Hof erhalten sollte, der nicht zum Soldaten zu gebrauchen wäre. Der Waffendienst wird in eine höhere, sittlichere Sphäre erhoben: Er ist nicht mehr gleichsam ein Frondienst, er wird zur Pflicht, die Rechte im Gefolge hat. Die Brücke zur allgemeinen Wehrpflicht ist durch diese Forderung schon geschlagen.

Ist der neue Staat mit der allgemeinen Gleichheit schon fertig? Ein flüchtiger Blick auf das Frankreich der Revolution genügte, um die Frage zu verneinen. So lange dem Volke nicht ein Anteil an der Staatsleitung gegeben wurde, war die vielgepriesene Gleichheit doch nur eine Gleichheit der Dienste.

Erinnern wir uns, die Aufhebung der Akzisefreiheit mußte in ihren letzten Folgerungen zur Wiederbelebung der Landtage führen. Schon während seiner

Tätigkeit in Cleve und Mark war Stein für die Rechte der Stände gegen die Regierung eingetreten. Als Oberpräsident berief er in den ihm unterstellten Territorien die Landtage; er verwandte sich sogar für die ständischen Rechte im Bistume Münster, obwohl vorauszusehen war, daß damit dem Widerstande gegen die verhaßte preußische Herrschaft ein Vereinigungspunkt gegeben würde. Das war die vollendete Abkehr von dem altpreußischen Systeme. Seit dem Großen Kurfürsten waren die Stände geflissentlich bei Seite geschoben worden. In den alten Gebieten des Ostens wurden die Landtage nur noch bei der Thronbesteigung des Königs versammelt, um ihm zu huldigen und die Versicherung zu empfangen, daß ihre Rechte nicht geschmälert werden sollten. Die Stände in den westfälischen Territorien durften allerdings noch zu den verfassungsmäßigen Zeiten zusammenkommen; aber von der ehemaligen Steuerbewilligung war ihnen im wesentlichen nur das Recht geblieben, die Quote festzusetzen, die jeder Stand und Kreis zu zahlen hatte, damit die Steuer in der von der Regierung geforderten Höhe einkäme. Die hervorragenden Regierungstalente Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, die Tüchtigkeit des geschulten, vorwärts strebenden Beamtentums und nicht zum wenigsten die kleinliche Interessenpolitik, der die Stände fast ausnahmelos verfallen waren, alles das hatte der Meinung fast eine dogmatische Kraft verliehen, die Landtage wären die schlimmsten Hemmnisse jedes staatlichen Fortschritts. Nicht nur Friedrich Wilhelm III. besorgte schweren Schaden „von dem Vorurteile“ Steins für die Verfassung der westfälischen Provinzen; auch Männer, die sonst mit Stein sympathisierten und ihn förderten, warnten vor dem gefährlichen Experimente mit den Ständen: Er werde sich dadurch selbst den Weg zu seinen großen Reformen versperren und seine Kräfte vergeuden bei der hoffnungslosen Arbeit, unbelehrbare Egoisten bessern zu wollen. Aber Stein ließ nicht ab; der „lebendige und wohltätige Geist der Verwaltung“ bedürfe zu seiner Belebung der Mitwirkung der Stände. Er schrieb an Geheimrat Sack: „Ich muß dringend bitten, die ständische Verfassung vorläufig zu lassen. Sie hat in Westfalen das Zutrauen der Eingesessenen, und durch sie erhält die Landesverwaltung ein Mittel, den Eingesessenen mit dem Geist und den Absichten ihrer Maßregeln bekannt zu machen, ein Mittel, sich die Kenntnisse und Erfahrungen der großen Gutsbesitzer, der nicht in Diensten und nicht bei den oberen Kollegien stehenden Geschäftsleute zu eigen zu machen und zu benutzen, ein Mittel, das Publikum immer in Verbindung mit der Landesadministration selbst zu erhalten ... Der Deutsche und insbesondere der Westfälinger ist ganz zu einer solchen Verfassung geeignet; er hat die zur Behandlung der Geschäfte in öffentlicher Versammlung nötige Ruhe, Ordnungsliebe, Anhänglichkeit an Formen, Herkommen.“

Stein will durchaus nicht nach dem Vorgange Frankreichs die bisherige Form ganz umstürzen; ausdrücklich weist er auf den konservativen Sinn seiner Landsleute hin. In keinem Falle sollten nach ihm die Stände „Administratoren“ sein; die Bildung der Landeskollegien und die Verteilung der Landesgeschäfte sei

ein unbestreitbares Recht des Monarchen. Laut einem Berichte, den er unmittelbar vor seinem ersten Ministerium erstattete, wollte er die Landtage hören über alle Gegenstände einer neuen Provinzialgesetzgebung und über die bei außerordentlichen Gelegenheiten eintretenden Provinzial-Geldbedürfnisse; sie sollten das Recht haben, über alle Korporations- und Provinzialangelegenheiten Vorstellungen zu machen; endlich sollten ihnen noch einige Verwaltungszweige, so z. B. die Feuersozietät, überwiesen werden. Lehmann weist freilich mit Recht darauf hin, daß Stein bei der Entwicklung, welche die ständische Frage in Preußen genommen hatte, bescheiden auftreten mußte. Aber auch das weniger zurückhaltende Schreiben an Sack überträgt den Ständen keine größeren Aufgaben. Sie sollen die Oberbehörden beraten und das Volk zum Vertrauen an die Regierung erziehen: die Initiative bleibt vollständig bei der königlichen Verwaltung.

Wie der aufgeklärte Despotismus, so geht auch Stein von dem Grundsatze aus, daß das Volk erzogen werden müßte. Aber die Übereinstimmung ist nur scheinbar. Der Absolutismus wollte durch Befehle, durch Zwang dieses Ziel erreichen; der Untertan soll blind der überlegenen Regierungsweisheit gehorchen. Niemand kann absehen, wann die Erziehung für abgeschlossen erklärt werden wird, wie der Bürger seine Reife dartun soll. Können die Untertanen auf diesem Wege überhaupt zur Mündigkeit gelangen? Stein spricht sich dagegen aus. Wie bei dem einzelnen Menschen, so muß auch bei dem staatlichen Gemeinwesen die Zucht allmählich von der Selbsterziehung, der Selbständigkeit abgelöst werden. Die Landtage sind nach Stein notwendig, um den Charakter des Volkes zu erhalten gegenüber den nivellierenden Tendenzen der Revolution und des Despotismus. Die Bürger sollen zunächst in dem engen Kreise der städtischen Selbstverwaltung und der Provinz in beständiger Berührung mit der Regierung lernen, an der Leitung der Geschäfte teilzunehmen. Man warte nicht ab, bis etwa alle Einwohner einen ganz bestimmten Grad der Bildung und des Verständnisses erreicht haben. Das wäre eine Vertagung auf Sankt Niemandsfest. Auch die Bauern, die von dem Feudalstaate am tiefsten hinabgedrückt waren, die im Osten der Monarchie alle politischen Rechte verloren hatten, auch der freie besitzende Bauernstand soll seiner Bedeutung entsprechend im Landtage vertreten sein. Nur durch Freiheit wird der Mensch der Freiheit erzogen.

Ist dieser Geist Gemeingut geworden, erkennen die Untertanen in der Regierung nicht mehr den harten Zuchtmeister, sondern den liebevollen Mitarbeiter, dann kann man den Landtagen getrost die alten Rechte, soweit sie nicht das Staatsganze beeinträchtigen, einräumen. Das Recht, die Regierung zu beraten, verwandelt sich auf den unteren Stufen in Selbstverwaltung. Wie es in der nassauischen Denkschrift heißt: „Der Formenkram und Dienstmechanismus in den Kollegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirre des praktischen Lebens zertrümmert, und an seine Stelle tritt ein lebendiger, fest strebender, schaffender Geist und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen."

Aber wie? Der Landtag vertritt nur ein bestimmtes enges Territorium, dessen soziale und wirtschaftliche Bedingungen oft ganz von denen der übrigen Gebiete abweichen; die Regierung dagegen hat für das Wohl des gesamten Staates zu sorgen. Wird da nicht manche Maßnahme der Oberbehörde dem einzelnen Landtage unverständlich oder gar nachteilig erscheinen? Die Folge wird sein, daß die Bureaukratie die ständische Organisation von neuem als Hemmnis empfinden und im Interesse der Gesamtmonarchie versuchen wird, die partikularen ständischen Gerechtsame wieder einzuschränken.

Jedoch, wir haben Stein noch nicht zu Ende gehört. So sehr er auch alle Zeit für die berechtigten Eigentümlichkeiten der Provinzen eingetreten ist, sein letztes Ziel war immer, „den das Ganze umfassenden Geist" hervorzurufen. „Je größer der Staat, um so nötiger ist es, solche Einrichtungen zu treffen, daß Einheit in seiner Bewegung erhalten und die zerstückelten Geschäftszweige endlich an einem Punkt zu einem Ganzen verbunden werden." Nicht aus Besorgnis etwa oben anzustoßen, sondern in wohl erwogener Absicht will Stein den Landtagen nicht ihre Rechte im alten Umfange wiedergeben. Sie sind für ihn gleichsam nur eine Vorstufe. Die Erziehung des Volkes zur Selbständigkeit, „die Veredlung der Nation" ist für ihn noch lange nicht abgeschlossen. Gerade durch ihre Mitwirkung bei der Provinzialverwaltung sollen die Stände lernen, sich als Glieder eines gemeinsamen Reichs zu fühlen; diese Arbeit soll die Vertreter für die gesamte preußische Monarchie, „die Wissenden und Könnenden", wie er sie einmal nennt, heranbilden. Über den Provinziallandtagen soll sich die allgemeine preußische Nationalvertretung erheben, der die Abgeordneten aller Provinzen angehören. Nicht mit einem Schlage, wie die französische Constituante, soll dieser Reichstag neben den König treten. Wie die einzelnen Landtage, so soll sich auch die Nationalversammlung allmählich in ihre Pflichten hineinleben, aus der Erfüllung ihrer Pflichten ihre Rechte schöpfen. Ihr erster Beruf ist ebenfalls, der Gesamtregierung mit Rat beizustehen, ihr das Vertrauen der einzelnen Landschaften zu erwerben, die Territorien dazu anhalten, das Sonderinteresse der Allgemeinheit unterzuordnen. Ist das erreicht, dann sind die Landtage der Provinzen keine Gefahr mehr für die Einheit und werden sich willig an ihren gegen früher beschränkten Befugnissen genügen lassen; dann darf der Herrscher ohne Besorgnis die beratende Stimme des Reichstages in eine bewilligende verwandeln. Nunmehr wird Preußen endlich aus einem „sehr neuen Aggregate vieler Provinzen" zu einem einheitlichen Staate werden.

Was kümmerte denn am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts etwa die Westfalen das ferne, unbekannte Ostpreußen? „Der preußische Staat macht einen föderativen Staat aus," sagte einmal der General von der Schulenburg zu Stein. Nur der König, die Oberbehörden und das Heer waren den Territorien gemeinsam, das will doch sagen, nur das Gehorchen verband sie miteinander. Es gilt durch einmütige selbständige Arbeit die einzelnen Glieder zu vereinigen, sie zu freien, tätigen Genossen e i n e s Staates zu erheben. Die „nation prussienne",

die Friedrich in seiner schönsten Ode besungen hat, wird nun wahrhaft entstehen, nicht durch Zwang von oben mechanisch mit einander verkettet, sondern durch freie Mitarbeit des Einzelnen an dem gemeinsamen Reiche.

Dennoch, dies so von innen heraus geeinte Preußen, dieser fest in sich geschlossene Staat soll nicht als Nation für sich leben. Blicken wir noch einmal auf Steins Wirksamkeit in Münster. Wie er trotz der Teilung des Bistums die alte Gemeinsamkeit zu schützen und zu fördern bemüht war, so soll auch das erstarkte Preußen nur einen Teil des deutschen Vaterlandes bilden.

Welche Aussicht eröffnet sich! Wird nicht das neue Preußen durch sein Vorbild und diesen Ansporn das übrige Deutschland verjüngen und die Führung des wieder auferstehenden Reiches übernehmen? Aber hier enden die Pläne Steins. Seine Kraft lag nicht auf dem Gebiete der Diplomatie. Über das künftige Verhältnis zwischen Österreich und Preußen im Reiche scheint er nicht zur Klarheit gekommen zu sein; falls nicht die Forschungen Lehmanns neue Aufschlüsse bringen werden. Stein lebte mit Preußen, dem er freiwillig seine Dienste gewidmet hatte, aber dem Reichsfreiherrn widerstand es doch, die ruhmreiche Ostmark, die Jahrhunderte hindurch der Hort gegen Türken und Franzosen gewesen war, aus Deutschland auszuschließen.

Wer möchte sich vermessen, Stein deswegen zu tadeln? Der Weg zu dem neuen Preußen, das er im Geiste erschaute, war noch so weit und mühselig. Als er 1804 in das Ministerium berufen wurde, stand schon die Wetterwolke am Horizonte, die im furchtbaren Schlage die Monarchie zerschmettern sollte. Die schwerste, die größte Zeit Steins beginnt.

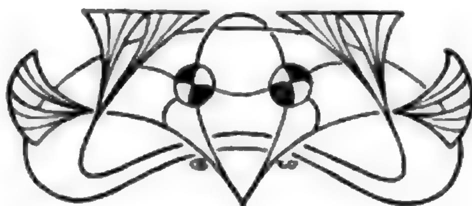
Aber wir brechen ab. Das Ringen des großen Reformers mit den Geistern der vergangenen Zeit und den offenen Feinden mag später einmal betrachtet werden. Nur auf zwei Momente soll noch hingewiesen werden.

Wie oft und zuversichtlich ist behauptet worden, das so jäh niedergeworfene Preußen habe seine neuen Kräfte in der Nachahmung Frankreichs gefunden. Und offenbar, das geht zum ersten Male unwiderleglich aus Lehmanns Werk hervor, Stein hat sich mit nichten gescheut, französische Namen und Einrichtungen, ja wörtliche Entlehnungen aus dem französischen Gesetzbuche zu übernehmen. „Auch Stein," so sagt Lehmann mit Recht, „war ergriffen von den Ideen, die man herkömmlich nach dem Jahre 1789 benennt." Aber wer den Entwicklungsgang des gewaltigen Mannes verfolgt hat, der weiß, daß die großen Umrisse der Reform deutschen Ursprungs sind, an uralte germanische Institutionen und Gedanken anknüpfen. Nicht durch eine Revolution, nicht durch die Übertragung einer ganz fremden Verfassung, nein, aus sich selbst heraus, in organischer Entwicklung sollte das neue, das deutsche Preußen geschaffen werden.

Und diese Erkenntnis führt von selbst zur Beantwortung der zweiten Frage: Bedeutet das neue Preußen den vollständigen Bruch mit dem Staate des großen Friedrich? Es hat im Kreise der Reformer nicht an Stimmen gefehlt, die das Walten jenes Herrschers für das nationale Unglück verantwortlich machten.

Aber der Meister aller hat sich ihnen nicht angeschlossen. Als er im Greisenalter auf seine Lebensarbeit hinabschaute, hat gerade er, der Preußen von Grund aus umgestaltet hat, seiner Verehrung für „Friedrich den Einzigen" Ausdruck gegeben.

Gewiß, wie der preußische Staat im achtzehnten Jahrhundert aufgerichtet war, duldete er keine Umänderung an einzelnen Teilen. Jede Quader trägt mit das ganze Gebäude; es mußte völlig abgetragen werden. Trotzdem welcher Unterschied von Frankreich, dessen Helden aus der Revolution, im offenen Kriege gegen die alte Monarchie hervorgegangen sind! Generale aus der fridericianischen Zucht haben das neue preußische Heer in den Freiheitskampf geführt. In der Schule des alten Königtums erzogene Beamte haben selbst die gründliche Reform ihres Reichs gefordert. Ihnen haben wir zu danken, daß der geniale Neuschöpfer des zusammengebrochenen Staates in der entscheidenden Stunde auf den rechten Platz kam. Ohne ihre treu hingebende, einsichtige Mitwirkung hätte Stein niemals seine Reformen durchsetzen können. Das System, die Formen des alten Preußens wurden zerstört, sie mußten zerstört werden, aber das geistige Erbe des großen Herrschers ward erhalten und vermehrt. Was König Friedrich nur von sich und einigen Erlesenen verlangt hatte, das ward durch Stein die Pflicht aller: Die sittliche Hingabe jedes einzelnen an die Gemeinsamkeit.



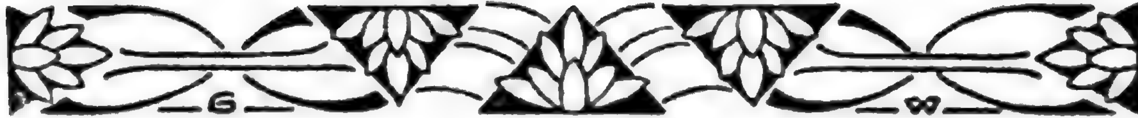
Auf der Grenze zweier Welten.

Dem Andenken Paul de Lagardes gewidmet.

Söhne alter, versinkender Zeit,
Kinder zugleich einer Ewigkeit,
Wandern wir einz'le durch die Welt,
Ob man uns auch für Toren hält.

Festen Schrittes und mahnenden Mundes
Klimmen wir Kinder des neuen Bundes
Auf dem steinigten Pfad hinan
Nach dem künftigen Kanaan.

Aus: Karl Ernst Knodt, Aus meiner Waldecke. Gedichte. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel Verlag, 1904.



Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert.

Von

Gustav Manz.

Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung von Max Martersteig. Leipzig 1904. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. Preis 15 Mk. XVI und 735 S.

Es müßte als ein kühnes Unterfangen gelten, wollte man heute, wenige Wochen nach dem Erscheinen dieses grundlegenden Werkes, einer Lebensarbeit seines Verfassers, bereits den Anspruch erheben auf die subjektive Berechtigung eines kritischen Urteils. Ein Buch von etwa dreivierteltausend Seiten Lexikonformat mit gegen 30000 Zeilen schwerflüssigen, gedankenbefrachteten Textes ist wie ein Hochgipfel, den man nicht im ersten Anlauf besiegt, ein Massiv, zu dem es vielerlei Aufstiege giebt, die alle erprobt sein wollen. Auf der andern Seite aber erscheint es geboten, jetzt gleich, nachdem man sich erst mit den allgemeinen Umrissen hat vertraut machen können, die Aufmerksamkeit der gebildeten deutschen Leserwelt auf diese hervorragende Leistung geschichtschreibender Kunst hinzulenken, so daß die Freunde des deutschen Theaters in die Lage kommen, sich diese gewichtige Gabe auf den Geschenktisch zu legen. Mehr als ein Hinweisen und Andeuten wollen also diese Zeilen nicht sein: das Werk selbst, dem sie gelten, ist eine so bedeutsame Wegmarke auf dem schwierigen Boden deutscher Kunst- und Kulturgeschichte, daß man in den nächsten Jahren wohl öfter dahin zurückkehren und von ihm wird ausgehen müssen.

Betrachten wir also zunächst einmal den zielgebenden Standpunkt, von dem aus der Verfasser in seiner gereiften Doppeleigenschaft als Wissender und Könnender, als Philosoph und Praktiker sein Forschungsgebiet überschaut. Entgegen so manchem Versuch unserer auch auf dem Acker historischer Darstellung so experimentenreichen Zeit kann man wohl mit Recht sagen, daß das Neue an ihm gut und das Gute neu ist. Dieses Buch ist der erste weitausholende und folgerichtig durchgeführte Beitrag entwicklungsgeschichtlicher Auffassung jenes Kulturelementes, das wir unter dem Begriff „Theater“ zusammenfassen, es ist die erste grundlegende „soziologische Dramaturgie“ großen Stils: „es will eine Naturgeschichte, nicht eine Chronik und nicht eine Kritik des Theaters versuchen“. Und es ist, — das sei gleich vorweggenommen, — ein geradezu symptomatischer Vorzug des Werkes, daß die harmonische Ausgeglichenheit

seines Verfassers sich gleich weit entfernt hält von Schwarzseherei wie von Schönfärberei; daß ein deutscher Optimismus ihm die Farbe gibt und daß überall da, wo auf dem mit Enttäuschungen und Fehlschlägen so reich beschwerten Entwicklungsgang des deutschen Theaters trübe Tatsachen erzählt werden müssen, dies dem Verfasser „eher eine Gewissensnot und eine Scham gewesen ist als eine skeptische Freude". Allerdings muß dieser wohl ausgerüstete Historiker immer wieder im Verlauf seiner Darstellung eine Illusion gründlich zerstören, nämlich diejenige, daß wir zu einer großzügigen sozialen Kunst gelangen könnten, ohne zuvor eine ebensolche soziale Kultur zu erringen. Gegenüber dieser negativen Betätigung steht aber die mit bewundernswertem Wissen und feinfühligem Spürsinn geleistete positive Arbeit des überzeugenden Nachweises, daß auch in unserer Theaterkultur, wie in allen menschlichen Dingen jede Wirkung ihre Ursache hat, daß die jeweilige künstlerische Entwicklung das Ergebnis der gleichzeitigen geistigen Kultur, wie der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände ist. Erkenntnis der Wahrheit, Weckung des Verständnisses für das Gewordene, das ist es, was der Verfasser für sich selbst erstrebt hat und was er andern mitzuteilen den Wunsch hat.

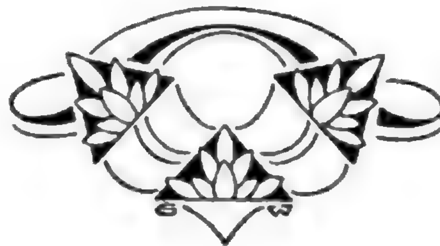
Von dem Grundsatz ausgehend, daß nur die in den Dingen selbst liegenden, nicht die über sie gestellten Ideale verwirklicht werden können, bekämpft Martersteig zunächst alle ideologischen Auffassungen jener Theoretiker, die überschätzte und somit falsche Größen in ihre Rechnung einstellen und sich dann über das seltsame Ereignis, den klaffenden Unterschied zwischen Theorie und Praxis, wundern! Wer die sozialpsychologischen Grundlagen früherer Epochen des Theaters genau untersucht, — der Verfasser tut dies in der Einleitung seines Werkes — der wird allerdings die Theatergeschichte der Neuzeit (ebensowenig wie die Menschheitsgeschichte im allgemeinen) mit den Augen des Wünschenden lesen! In außerordentlich feiner Weise wird aus der psychologischen Würdigung älterer Theaterkulturen (Indien, Griechenland, Renaissance, Spanien, England) für die Möglichkeit einer so erstrebenswerten nationalen dramatischen Kultur der Erfahrungssatz abgeleitet, daß der sozialpolitische Charakter eines Volkes ursächlich bestimmend auf die Theaterkultur wirkt: hieraus sei der Schluß zu ziehen, „daß die Differenzen im Gemeinempfinden eines Volkes doch die Möglichkeit einer gemeinsamen Verständigung offen lassen müssen, daß ihr ideeller Charakter ferner nicht durch Einmischung materieller Interessen getrübt werden darf. . . . Nur so wird das Drama seinen Zweck erfüllen: das von den richtenden Gewissen geschöpfte Urteil dem sittlichen Gemeinempfinden zuzuleiten und eine höhere Gerechtigkeit jenseits der zeitig gerade bedingten, formalen, zu begründen. Und weil diese Bedingungen nur selten sich erfüllt zeigen, weist die Geschichte des Theaters so wenige und immer nur so kurze Perioden wirklich nationaler dramatischer Kultur auf." (S. 43.) Und weiter: „Das Vorhandensein sittlicher Probleme bei einem Volk wird also über die Gestalt seiner theatralischen Kultur entscheiden." Das Volk als „mitschaffender Faktor" der Theaterkultur — dieser

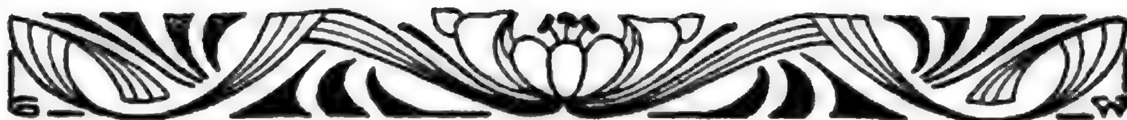
alte so oft ausgesprochene und so selten erfüllte Wunsch großer Idealisten — er wird unter dem Gesichtswinkel dieser psychologischen Betrachtung an die richtige Stelle gerückt: man wird sein häufiges Scheitern mit mehr Ruhe und weniger Empfindsamkeit zu betrachten lernen. Und diese Ruhe ist es auch, die die Leitgedanken der Martersteig'schen Darstellung beseelt: nicht müde Skepsis stimmt hier ein in den ewigen Unkenruf vom „Verfall des Theaters", sondern ernste Betrachtung will zeigen, wo der Hebel zu den von einem Schiller ersehnten, bisher nicht erreichten Zielen angesetzt werden kann. „Ergibt sich dabei, daß der gerade Weg, der auf eine kurze Strecke hinaus vom Glanz des idealistischen Gestirns am Morgen dieses Jahrhunderts so verheißungsvoll beleuchtet wurde, doch bald in dichter Wildnis sich verlor, so spricht das nicht gegen den Weg und nicht gegen die Leuchtkraft des Gestirns."

Auf dieser breiten hier nur kurz angedeuteten Basis einer festgegründeten Anschauung errichtet nun M. Martersteig das gewissermaßen aus vier Stockwerken bestehende Gebäude seiner umfassenden Darstellung. Das erste Buch ist dem Theater der klassischen Literaturepoche gewidmet; das zweite behandelt die Theaterkultur der Romantik; das dritte umfaßt den Zeitraum zwischen 1830 und 1870; das vierte endlich würdigt die Bühne der Neuzeit von 1870 bis 1900. Jedes Buch bildet in sich ein abgeschlossenes organisches Ganzes, dessen Gliederung sich aus den Leitgedanken des Gesamtwerkes ergibt: aus dem Boden der politischen, gesellschaftlichen und allgemeinkulturellen Verhältnisse erwächst in jeder Epoche das Theaterwesen, wobei dann jedesmal in gleicher Weise die drei Faktoren, Dichter, Darsteller und Publikum, sowie die volkswirtschaftlich-soziale Seite des Bühnenbetriebs berücksichtigt sind.

Es liegt nahe, bei der ersten Bekanntschaft mit dem umfänglichen Werke die Wissensneugier vor allem auf die Darstellung der Neuzeit zu lenken, deren Entwicklung man selbst zum Teil wenigstens nachzuprüfen imstande ist. Und da vor allem gelingt es dem Verfasser, durch eine ruhige Sachlichkeit zu erwärmen. So ist z. B. seine in diesem vierten Buch im Zusammenhang gegebene Geschichte der Oper bis zum Phänomen Richard Wagner ein Muster knapper folgerichtiger Darstellung, und mit Freuden ist es zu begrüßen, daß neben der ästhetischen Würdigung des Wagner'schen Schaffens der ethischen und kulturellen Bedeutung seines Lebenswerkes gleicher Raum gegönnt ist. Mit Nachdruck ist der vorbildliche Wert der Bayreuther Tat betont: die endlich einmal erreichte „reine und volle Stimmungsbereitschaft", die endliche Ermöglichung des Ideals, „den Menschen das Kunstwerk als das Erleben einer großen festlichen Stunde zuzuführen". (Vgl. S. 555ff.) Und wenn Schreiber dieser Zeilen gerade in diesem Abschnitt da und dort in Einzelheiten dem Verfasser nicht beistimmen kann, so reicht er ihm dankend die Hand angesichts der schönen an Urteil und Empfindung reichen Worte über die „Meistersinger". Sie mögen, zugleich als Stilprobe, den Beschluß dieses kurzen Hinweises bilden, zumal sie an einem gelungensten Werke zugleich alles das hervorheben, was dem Verfasser — und mir — echteste Verkörperung

deutschen Wesens zu sein scheint. Er sagt: „Kaum je sind in einem Kunstwerk Stoff, Anschauung und Empfindung so rein in Form aufgelöst worden, kaum je in einem Drama die für das Leben eines Volkes bedeutsamen kulturellen Kräfte so aus dem geschichtlich gegebenen Boden herausgegriffen und in einer Reihe wieder so gesättigter Individualitäten ausgebreitet worden. Wie ist hier das Stück komplizierten Lebens der altdeutschen Stadt, ihre Gassen und Winkel, ihre Handwerksstuben, Frömmigkeit und Spottlust, die sauren Wochen und frohen Feste zu farbigblühendem Leben erweckt! Die Komödie in ihrer vollen Entfaltung, in ihrer ganzen Freiheit und Erfüllung der Bedingungen — und doch ohne eine Linie karikierender Übertreibung. Das Ganze wie das Einzelne jedesmal durchaus bedingt durch den Weltzustand und doch auch wieder im Psychologischen so frei und natürlich, daß der Vorgang, wie die Menschen, unmittelbar gegenwärtig empfunden werden. National im treuesten Sinne und doch von allgemeiner humanitärer Bedeutung. Die deutsche Tendenz Wagners kommt hier zu ihrem einwandfreisten Ausdruck: das deutsche Wesen, das er hier enthüllt, ordnet sich nicht anderer Artung über, es betont sich nicht als besseres sittliches Bewußtsein; es breitet sich in aller Freiheit aus und überwindet sich selbst in seinen Schwächen. Seine differenziertesten Ausstrahlungen schießen wieder zusammen in das gemeinsam Bindende der Verehrung der gerechten Tatkraft, die allein nur Stufen aufwärts baut. Der breite Strom des lyrischen Elements, das jede Volkskultur ganz wesentlich bestimmt, bot hier den natürlichsten Anlaß, die ganze Charakteristik in der Musik zu verdichten. Ohne daß phantastische Vorstellungen, Symbole oder Allegorien in Anspruch genommen wären, klingt die in der musikalischen Gestaltung sich verkündende Empfindung so reich gesättigt von uralten Kräften, als hätte der Strom dieser Empfindung das ganze weite, mächtige Gelände mythischer Erinnerungen der Vorzeit durchlaufen. Alle erschütternde Gewalt tragischer Erinnerung ist ihr eigen, aber auch die Gesundung verbürgende Kraft vorwärts gestaltender Zuversicht. Das edelste Ziel der Komödie ist erreicht: überall streift die Idee an das Tragische, erregt die Affekte bis zum Erleiden tragischer Not und wandelt sie doch dann zu heiteren sittlichen Kräften von Schicksal überwindender Macht, die im menschlichen Kreise einen Zustand gelassener Glückseligkeit schaffen, wo aus Leid und Lust die innere Freiheit sich ans Licht ringt.“





Multatuli.

(Eduard Douwes Dekker.)

Von

E. Meyer.

(Schluß.)

Dekker trat sein Amt mit einer großen Rede an, die in allem und jedem Wandel verhieß — und war nach etwa zwei Monaten entlassen, ohne das Geringste erreicht zu haben!

Auch die näheren Umstände dieser Entlassung muß man kennen. Dekker hatte gefunden, daß der Regent seiner Abteilung sich die überall auf Java übliche Ungehörigkeit zu schulden kommen lasse, über die Arbeitskraft seiner Untertanen in ungesetzlicher Weise zu verfügen. Warnungen schlug der „jüngere Bruder" in den Wind. Daraufhin erstattete Dekker an seinen Vorgesetzten, den Residenten von Bantam, amtlichen Bericht und beantragte, 1. den Regenten eiligst nach Serang zu senden und dafür Sorge zu tragen, daß er seine Macht und sein Geld nicht verwende, um Zeugen zu beeinflußen; 2. den Schwiegersohn und etliche andere Mitglieder der Familie des Regenten vorläufig in Arrest zu nehmen; 3. sofort eine gerichtliche Untersuchung vorzunehmen. Der Resident gab diesem Antrag nicht statt, kam eilig nach Lebak und ersuchte Dekker, seine Anklage zurückzunehmen. Dieser lehnte „mit höflicher Bestimmtheit" ab. Darauf forderte der Resident ihn auf, seine Anklagen durch Zeugen zu beweisen. Aber auch das lehnte Dekker ab. Er hatte zu großes Mitleid mit den armen Anklägern, die heimlich nachts zu ihm geschlichen waren, und Mitleid mit seinem Kontrolleur, der ihm sein Zeugnis freilich bereits schriftlich gegeben hatte, aber davor zitterte, es öffentlich wiederholen zu müssen. Dekker erklärte also: er werde seine Anklage beweisen, sobald man den Regenten in der von ihm vorgeschlagenen Weise unschädlich gemacht habe. Nun gab der Resident Dekkers Anklage auf dem Instanzenwege weiter, und der Generalgouverneur enthob ihn seines Amtes und verhängte — wenn ich richtig verstehe — eine Art Strafversetzung über ihn. Darauf verlangte und erhielt Dekker seine ehrenvolle Entlassung. Nachdem seine Hoffnung, von dem Generalgouverneur zu Batavia eine Audienz zur Verteidigung seiner Rechte zu erhalten, fehlgeschlagen war, ging er im Frühjahr 1857 nach Europa. Schwer verschuldet war er nach Lebak ge-

kommen, seine Entlassung verschlimmerte natürlich seine Lage. Weib und Kinder mußte er zunächst, und zwar auf etwa zwei Jahre, in Java bei seinem Bruder zurücklassen. Nach zweijährigem Umherirren kam er im August in Antwerpen an. Seine Tine, die sich kurze Zeit mit ihm vereinigt hatte, wurde auf eine trübselige Bettelfahrt zu ihrer Schwester in den Haag geschickt. Er aber schrieb in Antwerpen in den kümmerlichsten Verhältnissen und unter schwersten Entbehrungen ein Buch, in dem er die öffentliche Meinung gegen die javanische Mißwirtschaft zu erregen suchte. Er nannte es: „Max Havelaar, oder die Kaffeeauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft" und setzte den Decknamen Multatuli darauf. Das Buch erschien im Mai 1860. Es sei gleich erwähnt, daß seine 1861 erschienenen „Liebesbriefe" den Inhalt des „Max Havelaar" ergänzen.

Ein Punkt, über den man gern aufgeklärt würde, ist die Frage, warum er mit seiner Anklageschrift mehr als zwei Jahre gezaudert hat. Man begreift nicht recht, daß der Mann, der aus Empörung über das, was er als Beamter mit hat ansehen müssen, seine Stellung aufgibt, nicht sofort die Feder ergreift, sondern seinen sittlichen Zorn erst einige Jahre still mit sich herumträgt. Man begreift aber noch verschiedenes andere nicht.

Niemand kann Dekker die Anerkennung versagen, daß er ohne persönliche Rücksicht gehandelt hat, als er auf Abstellung der schreienden Mißbräuche drang. Eine ganz andere Frage dagegen ist, ob er den richtigen Weg zu ihrer Abstellung eingeschlagen und vorgeschlagen hat. Und doch wäre dies sehr wesentlich zu wissen, und unsere Bewunderung, zu der wir von Spohr aufgefordert werden, würde davon ganz und gar abhängen. Sollten die Holländer rückgratstärkende Beispiele von pflichttreuen Beamten brauchen, so ist das ihre Sache und man kann ihnen Dekker lassen. Bei uns Deutschen ist Pflichterfüllung ja nur das Natürliche und Alltägliche. Sollte allerdings sich herausstellen, daß Dekker, um sein Ziel zu erreichen, mit besonders kluger Tatkraft vorgegangen sei und Großes erreicht habe, dann könnten wir ihn in die Zahl jener Deutschen einreihen, unter denen Bismarck obenan steht. „Ich habe stets nur gehandelt, wie es mein Gewissen verlangte, die Folgen sind mir ganz gleichgültig gewesen," so sagte Bismarck einstmals bei einem Rückblick auf sein Leben. Aber sein Gewissen hat von ihm nie einen Ritt gegen Windmühlenflügel verlangt, wie sie Dekker nur zu gern ausführte.

Ob nun Dekkers seinem Vorgesetzten gemachte Vorschläge die richtigen, ja ob sie überhaupt ausführbar gewesen sind, das entzieht sich natürlich ganz unserer Beurteilung. Jeder, der einem Staatsmechanismus eingefügt ist, weiß, daß ein Beamter, der seinen besonderen Willen, und sei

es auch der edelste, durchsetzen oder gar eine Korrektur des Mechanismus herbeiführen will, sehr besonnen, sehr behutsam, sehr klug zu Werke gehen muß, sonst erreicht er gar nichts.

Es ist nun aber immer in Anrechnung zu bringen, daß Dekker zunächst wirklich nichts weiter erreicht hat, als seine Entlassung. Daß er dann drei Jahre nichts tat, augenscheinlich auch an ganz andere Dinge dachte, unterbricht die Kontinuität seiner Handlungen in einer Weise, die mindestens nicht zur Bewunderung auffordert. Wie sonderbar aber ist sein Verfahren, als er sich nun endlich entschließt, sein Aposteltum anzutreten!

Daß er für seine Anklageschrift die Form einer Erzählung wählt, ist begreiflich. Diese List, um auch Widerwillige zum Lesen zu bringen, ist oft genug und mit Erfolg angewendet worden. Aber warum nur wählt er einen Decknamen, statt sein Pamphlet unter seinem Namen herauszusenden? Dafür fehlt jeder vernünftige Grund. Man kann doch nicht annehmen, daß der Name Dekker die Ausbreitung des Buches gehindert hätte. Und selbstverständlich mußte er doch sofort eingestehen, daß Multatuli = Dekker und Havelaar auch = Dekker sei, sonst verlor das Buch seine ganze Bedeutung. Diese Aufdringlichkeit, mit der die Silben Multatuli auf den Titelblättern seiner Werke urbi et orbi lärmend verkünden, daß er „viel getragen habe", was ist sie anders als maßlose Eitelkeit? Wie kann ein Mann damit renommieren, daß er das allgemeine Menschenschicksal teilte! Hat, was er trug, ihn gereift, dann wird es sich ja an dem Geiste seiner Bücher offenbaren, und vor solcher Persönlichkeit neigt man sich dann willig, und eine Reklame tut wahrlich nicht not. Das bloße Leiden gibt nur ein Anrecht auf etwas, was der Mann, so lange er arbeitsfähig ist, nie annehmen darf, ein Almosen. Es war eine gerechte Strafe für Dekker, daß sich alsbald ein mildtätiges Komitee seiner annahm und eine Subskription für ihn eröffnete. Er verhielt sich „schließlich" ablehnend, sagt Spohr.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß „Max Havelaar" eine gewisse Wirkung geübt hat, wenn auch selbst heute die Verwaltungsverhältnisse auf Java mit und ohne Schuld der Regierung noch viel zu wünschen übrig lassen. Aber gerade wenn man sich entschloß, die Mißstände abzustellen, so ist es eigentümlich, daß man Dekker nicht zur Teilnahme an dieser Arbeit berief, was die naturgemäße Krönung seines Werkes gewesen wäre. Was also schließlich geschehen ist, haben andere getan. Es sind wohl einmal, wie Spohr angibt, Verhandlungen zwischen ihm und der Regierung geführt worden, doch standen sie mit dem „Max Havelaar" in keiner Beziehung und endeten kläglich und ärgerlich.

Aber sehen wir uns nunmehr den „Max Havelaar“ näher an. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus beurteilt, ist es eine gräuliche Zwitterbildung und nicht entfernt mit „Onkel Toms Hütte“ zu vergleichen, neben das man es seiner Tendenz wegen zu stellen versucht sein könnte. Es ist eine Doppelerzählung, deren Teile abschnittsweise durcheinander geschoben sind. Bald kommt Max Havelaar, Assistent-Resident von Lebak, zu Wort, bald nimmt Batavus Drogstoppel, Makler in Kaffee, die Feder. Er ist die sehr übertriebene Karikatur des selbstgerechten holländischen Kaufmanns, der für die Leiden der Javanen kein Herz, überhaupt kein Herz, sondern statt dessen einen Kaffeesack hat. Aber diese Form ist nicht durchgeführt. Beide Erzählungen brechen ganz unvermittelt ab. Die Personen verschwinden in der Versenkung, und das Buch schließt mit einer Anklage Multatulis gegen die holländische Regierung, die in der Gesinnung sehr edel und in der Form sehr glänzend sein mag, als Schluß des Buches aber weiter nichts beweist, als Dekkers künstlerische Ohnmacht.

In den über Java handelnden Kapiteln aber nehmen nicht die Leiden der Javanen, sondern Max Havelaar und sein Schicksal den größten Raum ein. Eine stärkere Beweihräucherung der eigenen Person ist gar nicht denkbar. Wenn ein Romanschriftsteller in seinem Helden sich selbst schildert, so ist das ganz etwas anders, da er die Identität abzuleugnen das volle Recht hat. Aber selbst in allen Ich-Romanen, die mir bekannt sind, kommt Vergleichbares nicht vor.

Einige Züge scheinen Selbsterkenntnis zu verraten: „Voll Liebe für Wahrheit und Recht, vernachlässigte er manchmal seine einfachsten, nächstliegenden Pflichten, um ein Unrecht wieder gut zu machen, das höher oder ferner oder tiefer lag und das durch die vermutlich größere Anstrengung in diesem Streite ihn mehr anlockte. Er war ritterlich und mutig, doch vergeudete er wie ein zweiter Don Quixote seine Tapferkeit manchmal an eine Windmühle.“ Ist aber dieser Selbsttadel hier mit einer Anerkennung gemischt, so könnte man Seiten anführen, die ein Mann niemals schreiben durfte. „Das ist gewiß, er war ein außergewöhnlicher Mensch und wohl die Mühe der Ergründung wert.“ — „Man mußte ihn bei solchen Gelegenheiten gehört und gesehen haben, um sich vorstellen zu können, wie er bei Ansprachen wie dieser sich begeisterte und durch seine eigene Art zu reden den bekanntesten Dingen eine neue Farbe verlieh, wie sich dann seine Haltung aufrichtete, wie sein Blick Feuer sprühte . . ., wie die Bilder von seinen Lippen flossen, als streue er Kleinodien um sich her, die ihn doch nichts kosteten . . ., er sprach wie ein Apostel, wie ein Seher usw.“ Es folgt dann die Rede

und am Schluß derselben mehrere Seiten, die ihre glänzenden Vorzüge auseinandersetzen. So versäumt er es nie, seine Umsicht, seine Gerechtigkeit, seine Arbeitskraft, seine Geschäftskenntnis, seinen praktischen Blick und tausend andere Tugenden in das hellste Licht zu rücken. Sogar in seinen offiziellen Berichten, die er mehrfach abdruckt, liebt er das, und als er aus Java scheidet, stellt er sich in dem Schreiben an den Generalgouverneur folgendes Zeugnis aus: „Morgen gehen Euer Exzellenz von hier, und ich mag selbe nicht verziehen lassen, ohne noch einmal gesagt zu haben, daß ich meine Pflicht getan habe, ganz und gar meine Pflicht, mit Einsicht, mit Bescheidenheit, mit Menschlichkeit, mit Milde und mit Mut." Nun, er mußte es ja wissen. Die Folge ist natürlich, daß man fragt, was er denn nun in den zwei oder drei Monaten seiner glorreichen Regierung in Lebak getan hat. Wir wissen es schon: nichts. Beim ersten Versuch, etwas zu tun, scheiterte er, es mag sein, ohne seine Schuld — dann sollte er aber anders von sich reden.

Man muß Dekker bedauern. Es geht seinen Taten wie seinen Büchern: er verdirbt das Gute in ihnen durch seine Zuchtlosigkeit und seine maßlose Eitelkeit. Auch in „Max Havelaar" sind entzückende Stellen, besonders einige episodische Erzählungen, die wahre Perlen sind; aber in dem Wust, der sie umgibt, versinken sie. Auch unter seinen Taten sind bewundernswerte, doch überwiegt auch hier das Abstoßende. In beiden ist nichts ganzes, es steckt kein Mann dahinter.

Den Menschen kennen wir nun. Es muß nun noch ein Wort über seine noch nicht besprochenen Werke, natürlich nur soweit sie in Übersetzung vorliegen, gesagt werden.

Auf „Max Havelaar" folgten die „Liebesbriefe", die, wie erwähnt, eine Ergänzung seiner Anklagen gegen die Regierung bringen. Sie setzen zunächst als etwas ganz anderes ein: Briefe gewechselt zwischen ihm, seiner Frau und Fancy. Wer Fancy ist, kann man nicht geschmackvoller andeuten, als es Spohr in einem Vorwort tut: „Auch wird er (der Leser) zeitig genug dahinter kommen, wer jene sonderbare Fancy in dem Buch ist. Wer aber so einfältig von Gemüt ist, daß ihm gegen den Schluß hin immer noch kein Licht aufgegangen ist . . . Mensch, dir rate ich: nimm zu einem englisch-deutschen Wörterbuch deine Zuflucht! Vielleicht kapierst du's dann noch notdürftig." Es steckt allerdings hinter Fancy auch noch eine Nichte, Sietske Abrahams, zu der er eine „sonnenhelle Neigung" trug, und noch mancherlei anderes steckt dahinter, wie überhaupt auch in dies Buch neben dem Möglichen auch noch das Unmögliche hineingeheimnißt ist. Es macht den Eindruck einer Schuttstätte:

viel Gutes, Brauchbares, Geistvolles und viel — anderes. Außerdem sind noch eine ganze Reihe Angriffe auf christliche Dogmatik und Bibeltradition darin, die ich nicht unterzubringen weiß. An den Dingen, die Dekker mit Hohn und Spott angreift, hängt das Christentum nicht, aber dadurch, daß man sie angreift, hilft man dem wahren Christentum auch nicht zur Verbreitung. Was solls? Das rechnet wohl zu den ἀδιαφορά.

Sucht man den künstlerischen Wert des Ganzen zu bestimmen, so ist er gering. Es ist kein Ganzes. Spohr sagt davon: „Und es folgen die „Liebesbriefe", keine Dichtung, kein Kunstwerk mehr, nein der elementare Ausbruch zurückgehaltener Leidenschaften eines Menschen, Stimmen aus der Tiefe des Gemütes, weil wir die eigne stille Klageweise unseres Innern darin widerklingen hören." Das ist eine Form der Anpreisung, die sich selbst richtet. Dann aber: was sollen in diesem elementaren Ausbruch der Leidenschaften Stücke wie der Abdruck einer anerkennenden Besprechung des „Max Havelaar", oder die „Beweise, daß der Javane mißhandelt wird" nebst zahlenmäßiger tabellarischer Berechnung der in einigen Kreisen Javas gestohlenen Büffel? Was soll das in einem Buche, das mit einem Briefe an Fancy beginnt, vor dem Spohr in die Begeisterung ausbricht: „Nur unsere ewigen Psalmen scheinen mir dem Briefe an Fancy ebenbürtig." Nein, nein, das Buch ist nicht eine Vereinigung von „orientalischer Glut mit europäischer Logik", es ist das wüste Erzeugnis eines Hirnes, das über sich die Herrschaft verloren hat. Die einzelnen schönen Stellen nehmen sich aus, wie lichte Augenblicke im Irrsinn. Dekker selbst sagte später, die „Liebesbriefe" seien „die Vereinigung von Poesie und Wirklichkeit, von Unmacht, Armut und Schwäche mit überirdischer Erhebung und Kraft, von scharfer Einsicht mit trübem Wahnsinn". Noch hübscher und bescheidener ist die zweite Selbstkritik, die Spohr aus einem Briefe anführt, ohne zu ahnen, wie er seinen vergötterten Liebling dadurch lächerlich macht: „Ja diese Fancy! Lies die „Liebesbriefe". Das ist mein Porträt. Auch da bin ich sinnlich und singe hin und wieder Verse der Wollust aus dem Hohenliede. Auch da breche ich und bricht sie jedesmal ab, um jedesmal wieder anzuknüpfen. Auch da fließt alles ineinander: Poesie, Liebe, Sucht nach dem Höchsten, Ironie, Sarkasmus, Geist, Alltäglichkeit, Geschäfte, Schwachheit, Fieberwahn ... O Gott, o Gott, das alles ist die lange Linie, die da läuft vom Sandkorn zu Gott, vom Sirius zum Strickstrumpf ... das ist alles, das All, die Natur, das Abbild des Seins ... das ist Genie!"

In den Jahren 1862 bis 1877 — in diesem letzteren hörte er auf zu schriftstellern — folgten sieben Bände „Ideen" des allermannigfaltigsten

Inhalts. Davon sind den Deutschen durch Spohrs Übersetzung zugänglich gemacht: „Die Abenteuer des kleinen Walther," „Fürstenschule, Schauspiel in 5 Aufzügen," eine Auswahl einzelner Stücke als Anhang zu Spohrs Multatuli-Biographie und noch ein Auswahlband, „Ideen" betitelt.

„Die Abenteuer des kleinen Walther" sind ein Fragment. Auf fast eintausend Seiten werden wenige Jahre aus der Entwicklung eines jungen Menschen erzählt. Unmittelbar nach seinem ersten Eintritt in das große Leben bricht die Erzählung ab. Dekker hat verschiedentlich daran gedacht, Walthers Leben bis zu seinem Tode fortzuführen, das aber nicht vermocht. Nicht nur, weil sein Schaffen überhaupt das Kennzeichen des fragmentarischen trägt, sondern weil über diesen Walther nun tatsächlich nichts mehr zu sagen wäre; es könnten nur noch Wiederholungen kommen. Er schildert den Kampf eines romantisch beanlagten Knaben, der, ohne Wirklichkeitssinn, sich mit der harten Welt nicht abfinden kann. Von Dekker selbst steckt viel in dem Helden. Dies Buch wird sich gewiß trotz seiner Weitschweifigkeit manche Freunde bei uns erwerben. Dekkers beste Schriftstellereigenschaften kommen darin zur Geltung, nicht minder aber auch die ansprechendsten Seiten des Menschen. Einige Abschnitte gehören zu dem Gemütvollsten, was je geschrieben ist, und werden Dekker einen Platz in der Weltliteratur sichern.

Ebenso ist dem Bande „Ideen" ein größerer Wirkungskreis vorauszusagen. Es kommt gar nicht darauf an, ob man sich häufiger oder weniger häufig mit Dekker einer Meinung fühlt: diese „Ideen" fesseln immer durch ihre Form. Auch Gedanken, die man haßt, wird man in dieser blanken Rüstung gern begegnen. Daß unter diesen Massen auch Unbedeutendes unterläuft, ist wohl selbstverständlich, aber zumeist muß man sich bewundernd vor der Schärfe des Gedankens beugen. Nicht vor der Tiefe! Durchaus nicht. Da haben wir Deutschen denn doch Denker, die in ganz andere Abgründe hinabgestiegen sind, als dieser Holländer. Aber auf seinem Niveau erscheint er vollendet.

Zuletzt die „Fürstenschule", die zugleich den Anlaß bietet, mit dem Übersetzer abzurechnen, von dem man darum reden muß, weil er mehr sein will als nur Übersetzer und keineswegs hinter seinem Autor zurücktritt.

Die „Fürstenschule" ist ein Drama in Versen. Wenn gesagt wird, daß es in Holland viel aufgeführt worden ist und viel aufgeführt werde, so mögen das die Holländer verantworten. Daß es in Deutschland aufgeführt werden wird, wie Spohr im Nachwort meint, ist gewiß möglich, da wir uns in Deutschland schon mit anderen ausländischen Erzeugnissen von ebenso geringem Wert, ja sogar in ähnlich schlechter Übersetzung

blamiert haben. Spohrs Prosaübersetzungen lesen sich gut und flüssig, sodaß man einige Seltsamkeiten im Wortschatz übersehen kann. Seine Übersetzung der „Fürstenschule“ in fünffüßigen Jamben ist aber eine unglaublich schülerhafte Leistung. Ganz abgesehen von dem Mangel einer wirklich poetischen Diktion, verrät sich eine vollkommene Unkenntnis des deutschen Versbaues. Um unseren wertvollen Raum nicht zu verschwenden, genüge es, auf Spohrs Verfahren mit dem unbestimmten Artikel hinzuweisen. Er apostrophiert ihn fast durchgehend, zählt aber an manchen Stellen das tönende 'n als Silbe. Ich setze die Beispiele her, die sich auf zwei zufällig aufgeschlagenen Seiten finden (S. 58 und 59):

„'ne wicht'ge Frage, die noch nicht erledigt“
„Kann heut' 'n bißchen dunkel sein —“
„. . verändert man Erweisliches In 'nen Beweis —“
„Wenn nur vom Weert — er ist 'n bißchen prüde — nicht —“
„Was da nur wieder los ist! Ach . . 'n Antrag.“

Als Beispiel der Redeweise und des Versbaues sei einiges von Seite 8 und 9, aus einer Stelle, die grade gesteigerten Ausdruck verlangt, aufgelesen:

„Gewöhnlichsein ist giftig Wucherkraut,
Das selbst nicht Früchte trägt und das sein Gift
Braucht, alles, was an seiner Seite aufschießt,
Zu gleicher Unfruchtbarkeit zu verdammen.“

„Was aufragt, wird gekappt. Was blinkt, beschmutzt.
Was flieht, zu Boden geschlagen und geknebelt.
Talent . . . . geleugnet, unterdrückt mit Abern,
Und darnach todgeschwiegen . . . so es geht.“

„Ihm ist der Staat . . . sein Sessel, seine Laufbahn,
Die Fangballwiese für die Herrn vom Hofe,
Ein Instrument, sich zu bereichern,
Und Medium, andrer Ehrgeiz frech zu nutzen.“

„Daß — so es denkbar, Mutter . . . ach, ich zweifle dran!
Ins seine einen Funken Glaubens ich würfe —“

Die Interpunktion Spohrs ist sorgfältig bewahrt. Man möchte meinen, es sei dem Übersetzer gegangen, wie manchen seiner Genossen, die so lange Prosa übersetzt haben, bis sie sich einbildeten, auch Verse des geliebten Autors übersetzen zu können. Aber man würde vielleicht Spohr ein Unrecht antun, das Dekker selbst verdient. Denn Spohr schließt sein Nachwort zur „Fürstenschule“ mit den merkwürdigen Sätzen: „Ich habe die Übersetzung nach meinem Können getreu und dichterisch zu gestalten versucht. Ein Schuft, der besseres gibt als das Original!“ Woraus man denn mit Recht folgern kann, daß das Original dieselbe

abscheuliche Sprache und dieselbe Unkenntnis des Versbaues aufwies, wie die Übersetzung.

Der wirre Inhalt läßt sich schwer kurz erzählen. Es kommt darauf hinaus, daß ein König, der sich bisher nur mit Farbe und Form der Achselklappen seiner Soldaten abgegeben hat, durch seine Frau Luise sich seiner Regentenpflichten bewußt wird. Aber diesen Wandel psychologisch zu begründen, hat Dekker vergeblich versucht. Darin liegt der vernichtende Mangel. Was für ein naiver Dramatiker aber Dekker war, mag wenigstens ein Beispiel zeigen, das ohne Kommentar wirkt.

Im dritten Aufzug verliert sich die Königin in eine lange, sehr schwer verständliche Auseinandersetzung über . . ja ich denke über den Begriff des Erhaltens und des Veränderns, Konservativ und Liberal, aber es tut nichts, wenn ich mich irre. Dazu bemerkt Dekker in einer Fußnote sehr richtig, daß dieser ganze Passus bei der Aufführung wegfallen kann. Dann fährt er fort: „Um für den Leser Luisens Herzensergießungen nicht zu zerbröckeln, habe ich nur dann und wann ein einzelnes Wort in den Mund der Königin-Mutter gelegt. Bei einer Aufführung gleichwohl behalte man im Auge, daß die meistenteils in Schweigen bestehende Rolle dieser Person aus einem künstlerischen Gesichtspunkte sehr gewichtig ist. Ihr Schweigen erfordert von der Darstellerin mehr Studium als das Reden der meisten anderen Personen. . . . Ich vermute, daß diese Bemerkung vielen sehr befremdend erscheinen wird, da man gewohnt ist, das Gewicht einer Rolle zu verwechseln mit dem, was man Dankbarkeit nennt. Grade die undankbaren Rollen sind oft die schwierigsten.“ Gewußt hat man das wohl hier und da schon, aber es ist nur gut, daß diese Weisheit einmal so mit Nachdruck ausgesprochen wurde. Alle Dichter, Schauspieler und Theaterdirektoren werden Dekker dafür Dank wissen, nun kann es niemand mehr bestreiten.

Wenn Dekker sich selbst durch seine maßlose Eitelkeit und Überschätzung oft genug schädigt, so ist es ebenfalls bedauerlich, daß Wilhelm Spohr sich nicht den Blick freizuhalten gewußt hat und in eine übertreibende Verehrung seines Multatuli verfallen ist, die zum Widerspruch herausfordert. Spohr selber sagt in seinem Vorwort zu den „Abenteuern des kleinen Walther“: „Meine Liebe zu dem Autor hat mich bei früheren Gelegenheiten schon zu Superlativen hingerissen, ich habe die den Deutschen vorgestellten Werke „Wunder“ genannt, und, auf der obersten Sprosse der Ausdrucksskala angelangt, weiß ich nun nicht, mit welchen Worten ich jetzt noch das größte Wunder vorzustellen hätte.“ Ja allerdings, wenn man es so treibt, dann muß man sich auf der obersten Sprosse über-

schlagen, und die eigene Lächerlichkeit überträgt sich dann leicht auf denjenigen, zu dessen Ehr und Preis man solche lustigen Künste ausführt. Das ist, wie gesagt bedauerlich, denn einer maßvollen Anerkennung ist Dekker gewiß würdig, wie auch sein menschliches Schicksal der warmen Teilnahme und des herzlichen Bedauerns. Aber über dies dürfen wir nicht hinausgehen. Solchen schwächlichen und unsicheren Menschen und solchen wirren Dichter uns Deutschen als eine Offenbarung hinzustellen und seine Werke als ein Geschenk an unsere Nation, das kommt doch einer Beleidigung gleich. Da hatten und haben wir Besseres. Vor allen Dingen ist er durchaus nicht der Geist, der unserer Zeit not tut, und wenn Spohr mit Stolz auf den großen Absatz seiner Übersetzungen hinweist, so begeht er den in solchen literarischen Verhältnissen üblichen statistischen Irrtum. Es lesen ihn selbstverständlich besonders diejenigen, die ihm ähnlich sehen und lassen sich von ihm in ihrem Wesen bestärken, nicht aber die, so anderer Meinung sind. Man könnte also im Gegenteil sagen, daß die starke Verbreitung Multatulis mit Bedenken zu betrachten sei, wenn man nicht längst und oft erfahren hätte, wie rasch solche Moden vorübergehen. Aber das ist sicher: wir brauchen ganz andere Menschen und Dichter als Multatuli war. Wir brauchen ganze Menschen und nicht solche Fragmentarier. Klare Köpfe im Kampf gegen das menschliche Elend, nicht solche wirren Gesellen, die, wie Dekker, mit Lebensgefahr Kindermützen aus Kanälen fischen oder junge Hunde vor Haifischen retten, Straßendirnen großmütig an ihrem Frühstück teilnehmen lassen, das sie selber dem Gastwirt schuldig bleiben, und dabei Weib und Kind darben lassen. Wir brauchen aber auch keine Menschen mit solcher Selbstüberhebung. Erich Schlaikjer hat in einer scharfen Abweisung des Multatuli-Kultes hervorgehoben, wie Dekker nicht handelte um der großen Sache, sondern um der großen Pose willen. Das ist ein weiteres, was ihn für uns Deutsche unbrauchbar macht. Romanische Art mag es sein, für die Galerie zu spielen, wie der Franzose sagt; wir schätzen das nicht.

Nein, Dekker gehört trotz seiner selbstausgestellten und von Spohr gegengezeichneten Zeugnisse weder unter die großen Menschen noch unter die großen Dichter. Es sind ihm einige Seiten gelungen, aber kein einziges großes abgerundetes Werk, er hat einige edle Handlungen aufzuweisen, aber nicht das Bild eines einheitlichen, großzügigen Mannes-lebens. Er gehörte auch zu denen, die sich nicht zu bemeistern wußten und darum zerrann auch ihm sein Leben wie sein Dichten.





Über Heinrich von Treitschke.

Parallelen und Ausblicke
von
Heinrich Spiero.

I.

Herman Grimm und Heinrich von Treitschke.

Selten, wenn überhaupt je, hat eine deutsche Hochschule eine solche Reihe glänzender Männer vereinigt, wie die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin samt der ihr so eng verbundenen Akademie der Wissenschaften in den Jahrzehnten nach dem deutsch-französischen Kriege. Eduard Zellers greises Haupt ragt als eines der letzten noch in die lebende Gegenwart; wie goldenes Gewölk aber liegt es um die entrückten Gestalten der anderen: der Ranke und Helmholtz, der Sybel und Gneist, der du Bois-Reymond und Weierstraß, der Curtius und Mommsen, der Virchow und Frerichs, der Waitz und Wattenbach, der Grimm und Treitschke — um nur dieser zu gedenken. Sie alle fast waren in den ersten Jahrzehnten ihres Jahrhunderts geboren (Ranke, der älteste, 1795, Treitschke, der jüngste, 1834) und genossen auf der Höhe des Lebens das Glück, zugleich eine nie geglaubte Höhe unseres geschichtlichen Daseins zu beschreiten. Und wie sich denn immer Verdienst und Glück verketten, durften sie vor allen ihre Universität zur ersten des neuen Reichs und zur „Weltuniversität", wie Adolf Wagner als scheidender Rektor sagte, emporheben. Wenn das gelungen ist, so wird das Ergebnis nicht nur den wissenschaftlichen Taten und der menschlichen Größe jenes Geschlechts zu verdanken sein, sondern wesentlich auch ihren Eigenschaften als Lehrer. Der früh aus diesem Kreise abberufene Wilhelm Scherer hat einmal den Beruf des Professors dahin umrissen und zugleich seine Schwierigkeit darin gefunden, daß der Dozent Redner und Lehrer, Forscher und Schriftsteller zugleich sein müsse. Er hat ein fünftes weggelassen, das er wohl selbst bei strengstem Maßstab allgemein nicht fordern zu können vermeinte: den Künstler.

Und freilich, wie ließe sich von einem Berufe, der in heißer, nüchterner Arbeit seine schönsten Ernten bestellt, verlangen, was — „man hat es oder hat es nicht" — als Geschenk günstiger Feen unsichtbar in der Wiege liegen muß! Handelt es sich doch nicht um die äußere Form allein, für die Vorbild und Erziehung manches leisten können. Denn selbst Werken, die in freierem Faltenwurfe künstlerisch verklärten Geschmacks vor uns wandeln, wie die wundervollen

Schriften von Erich Marcks, werden wir die Bezeichnung von Kunstwerken schlechthin immer noch, mit Recht sparsam, versagen, die Herman Grimms und Heinrich von Treitschkes reifsten Werken vorzuenthalten wir nicht Willens sind.

Denn diese beiden Forscher und Schriftsteller, Lehrer und Redner waren in der Tat Künstler. Ich will dabei nicht einmal hoch veranschlagen, daß beide als Poeten begonnen haben. Scheint dies doch eine bei deutschen Gelehrten nicht eben seltene erste Art geistiger und seelischer Betätigung nach außen zu sein. Überdies wußte Treitschke wohl, was er tat, als er hinter seinen leidenschaftlichen „Studien" einen energischen Strich machte. Bei Grimm freilich möchte man wünschen, daß dem feinen Roman „Unüberwindliche Mächte" mehr der Art gefolgt wäre. Aber es hätte an dem Charakter oder dem Eindruck dieser beiden Männer nichts geändert, wenn sie keine Verse veröffentlicht hätten: sie waren durchaus künstlerische Vollnaturen. Aus diesem Grunde stammt ihre Art zu schaffen, ihr Lebensstil, ihre Betätigung als Lehrer, ihre Wirkung.

So recht als Illustrationen dafür, daß im Hause der Kunst viele Wohnungen sind, stehen sie nebeneinander, die sich gegenseitig so gut verstanden. Hat es doch ein berufener Mund bezeugt, wie Treitschke sich über Grimms eigenartig schöne Würdigung seines fünften Bandes noch „am Abend" fast „vor der letzten Sonnen" freute. Sie gaben beide immer aus der Fülle eines tiefen Gemütes, einer überragenden Bildung und eines rasch ergreifenden Verstandes. Aber jeder hatte die Farbe seines Temperaments. In Treitschkes Lebenswerk, das wir ja mit Grimm die „Deutsche Geschichte" schlechthin nennen, fühlen wir erzitternd mit, wie sich die Fäden eines stürzenden Geschickes über dem deutschen und dem preußischen Leben zusammenziehen, empfinden doch zugleich, wie reinigende Mächte schon ihr späteres Werk bereiten. Wie der Aufbau einer sophokleischen Tragödie stehn die einheitlich geschauten und fest zusammengefaßten Ereignisse vor uns, und wir erwarten, da der erzählende Mund verstummt, daß der Gott der Schickungen selbst nun hervortrete und mit furchtbarer Gewalt zertrümmernd und doch befreiend die Spannung löse. — In Herman Grimms großen Werken entwickelt sich alles episch. Wie in Homers Gesängen rauschen die „Dinge" (Grimms Lieblingswort) vorüber. Es ist, als zöge alles auf einem leichthinfahrenden, mit Götteratem beseelten Segelschiff dahin. Es wird an rechter Stelle gerastet, es wird oft wunderlich erscheinende Fracht mitgenommen — und am Ende ist doch alles herrlich, „wie am ersten Tag". Wie denn der „alte" Grimm, sofern den ewig Jungen dies Wort kennzeichnen darf, zu seiner ersten Leidenschaft, eben dem Homer, zurückkehrte, um ihn „zu genießen und die Art dieses Genusses zu beschreiben". Und wir stehen am Ende dieses Homerbuches wie am Ende von Grimms ganzer Lebensarbeit mit derselben Empfindung, die den siebenundsechzigjährigen Deuter der Ilias beschlich: „wie am Abschlusse einer Entdeckungsreise, bei der jeder Fortschritt ins beinahe Unbekannte neue Überraschungen bot".

Beider Männer Leben ist bekannt. Beide stammten aus deutschen Mittelstaaten und waren schließlich in Berlin heimisch. Beide wurden Preußen —

aber wie anders doch jeder. Gewiß fanden sie sich in der Verehrung für den alten Kaiser und für den Fürsten Bismarck. Lebhaft ist mir Grimms Kolleg vom 26. Januar 1894 gewärtig. Da ließ er, zwei Stunden vor Bismarcks Einfahrt ins Schloß, ein Bild auf die graue Wand werfen, Bismarck darstellend, wie er die in den Sattel gehobene Germania führt. Und dann sprach er, ohne das bevorstehende Ereignis vor unseren jubelnden Herzen nur zu erwähnen, über die große deutsche Dreiheit: Luther, Goethe, Bismarck. — Nichts ist bezeichnender, als daß dem Freunde der Kaiserin Augusta in solcher Stunde Goethes Gestalt nicht fehlen durfte. Wie beleuchtet das seine ganze Staats- und Geschichtsauffassung! Sprach doch Treitschke nicht ohne lauten und leisen Hinweis auf Herman Grimm mehr als einmal im Kolleg von denen, die den Staat als eine große Akademie der Wissenschaften oder der Künste aufgefaßt wissen wollten. Denn freilich vermochte Grimm mit dem Begriffe der „Macht“ an sich nicht viel anzufangen. Hier trennten sich vielleicht im Grunde der Sohn des Offiziers und der in gelehrter Atmosphäre aufgewachsene, im Arnimschen Kreise warm gewordene Hausfreund der weimarischen Fürstenfamilie. Und so verschieden wurde denn auch ihre Auffassung vieler Erscheinungen der Gegenwart. Niemand wird heute noch ohne tiefe Bewegung die Mahnung lesen, die Heinrich von Treitschke aus wundem Herzen am 19. Juli 1895 seiner akademischen Jugend und seinem Volke ins Gewissen schärfte. Wie viel gelassener dachte Grimm über manches, was Treitschke damals „die Ausgeburt jeder überbildeten städtischen Kultur“ nannte. Ich denke z. B. an Grimms merkwürdigen Aufsatz über Johanna Ambrosius mit seiner überraschenden Wertung des Zeitungswesens, an seinen Essay „Goethe in freier Luft“ und an viele Äußerungen in den Vorlesungen.

Denn das war Grimm wieder mit Treitschke ganz gemeinsam, daß er sich seinen Studenten gegenüber mit der größten Freiheit über alles äußerte, was ihn an allgemeinen Interessen bewegte. „Die Herren hier sind alle meine guten Freunde, mit denen ich alles mögliche frei bespreche,“ sagte er einmal bei Beginn einer Vorlesung, um den anwesenden Damen zu erklären, weshalb er die Stunde mit „Meine Herren!“ begann. Und es war bezeichnend, daß er später Damen nicht aus den allgemeinen Gründen ausschloß, die Treitschke zur gleichen Maßnahme bewogen, sondern weil er, der Alternde, sich „unbehaglich“ dabei fühlte. Sebastian Hensel erzählt, mit welcher Begeisterung er neben seinem erwachsenen Sohne Mommsens Kaisergeschichte hörte. Solche Bilder — Greise neben eben flügge gewordener Jugend — fand man in Treitschkes und Grimms Hörsälen stets. Man wußte bei beiden, daß nicht nur der Lehrer, sondern auch der seine Zeit mitgenießende und mitleidende Mensch den Lehrstuhl besteigen würde. Bei Treitschke wartete alles atemlos, was er mit durch die Erregung noch schwerer verständlicher Stimme zu diesem oder jenem Ereignis sagen würde. Bei Grimm saß man eher in ruhiger, wenn auch gespannter Erwartung. Bei Treitschke war es wohl eine Tat der Regierung, ein Beschluß der Parlamente, ein Einbruch der Zeitungen in den geheiligten Bezirk akademischer Freiheit, was ihm das

Herz überfließen ließ. Bei Grimm erhoffte man sich ein Wort über Attentate auf Berliner Baudenkmäler, über den Tod eines Künstlers, über einen künstlerischen Parteistreit. Aber zwischen beiden Männern und ihren Hörern ging ein beständiges Fluidum gegenseitiger Verständigung. Hier, so empfanden wir, kam es gar nicht zuerst auf Lehren und Lernen, auf Stoffbehandlung und Gedächtniswerte an; hier standen große, machtvolle, unablässig an sich schaffende Persönlichkeiten. Die hieß es begreifen, aber nicht nachbeten. Denen war ja alles, was sie sagten, nicht totes Wissen, sondern nur Leben der Vergangenheit oder der Gegenwart, wenn nicht prophetische Ahnung ferner Zukunft, gespiegelt in den Seelen zweier Menschen, deren Besitz als Lehrer ein tief empfundenes Glück sein mußte.

Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Treitschkes und Grimms wissenschaftliche Bedeutung, bewundert viel und — zumal früher — viel gescholten, kann niemand heißer verehren als ich. Ranke soll von seinem Schüler Sybel gesagt haben, alles von ihm geschriebene entspreche genau der historischen Wahrheit, soweit das zu beurteilen möglich sei. Und Gustav Schmoller fügte in seiner schönen Gedenkrede auf Sybel und Treitschke hinzu, von Treitschke würde Ranke das kaum gesagt haben. Trotzdem kam Schmoller, wenn ich nicht irre, gerade auf Grund Sybelscher Nachweise, dazu, auch Treitschke den Anspruch auf historische Wahrheit zu vindizieren. So, meine ich, wird auch die Zukunft urteilen, wie denn am Ende Recht behalten muß, wer aus so stark mit dem Vaterlande fühlendem Herzen schuf wie Heinrich von Treitschke. Und nicht viel anders liegen die Sachen bei Grimm, der gelegentlich lächelnd betonte, daß er nicht „vom Fach" sei. Auch ihn leitete, etwa in dem herrlichen Goethewerk, der sichere Instinkt eines Herzens, das sich zu der Größe des Dargestellten ahnungsvoll hinzufühlen wußte. So eint sich aufs Harmonischste das Menschliche, der lebensvolle Hauch dieser künstlerhaften Persönlichkeiten mit ihrem wissenschaftlichen Trieb.

„Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken."

Und so konnten diese beiden großen Menschen auf uns Hörer damals wirken. Denn ach! ein Abglanz nur, wenn auch ein farbenvoller, ist, was aus diesen unvergeßlichen Stunden in Lettern und Papier hinübergerettet ist!

Verschieden genug ist freilich auch noch diese Wirkung gewesen und geblieben. Schon das äußere Bild dieser Kollegien deutet das an. Treitschkes Hörer konnte der größte Saal der Universität kaum fassen, wenn er etwa öffentlich über „Kritik und Geschichte des Parlamentarismus" las; Grimms viel kleineres Auditorium war immer gerade gefüllt. Treitschke mußte jeder einmal gehört haben, der Theologe und der Mediziner, der Jurist und der Chemiker. Grimms Hörer waren auch nur zum kleinsten Teil Fachstudenten, aber es ging doch nur hin, wen ein besonderes Kunstinteresse zog. Begreiflich genug in einem überwiegend politischen Zeitalter, dem sich jetzt langsam ein Reifen künstlerischer

Kultur anzufügen scheint! Begreiflich auch, wo der eine Lehrer immer wie der Herold deutscher Kämpfe erschien, während der andere mehr ein treuer Eckart sein mochte, selbstherrlich verpflichtet, bei der Ernte unserer Kultur die Spreu vom Weizen zu sondern.

Beide sind aus der Gemeinschaft der Atmenden geschieden. Und nun finden Herman Grimm und Heinrich von Treitschke sich ein letztes Mal zusammen: im dankbaren Gedächtnis ihrer Schüler. Es ist beweglich, in der Vorrede zu Treitschkes „Politik" zu lesen, wie treu Männer verschiedener Berufe die vergilbten Kollegienhefte aus vergangenen Jahren bewahrten und sich nun zur Herstellung eines möglichst lebendigen Textes vereinten. Und wo heute Schüler Herman Grimms sich als solche erkennen, da gibt es alsbald zwischen ihnen ein Verstehen, wie wohl Freimaurer unter lauter Fremden sich schnell zueinander finden. „Sie wissen," schrieb Heinrich von Treitschke am 30. Juni 1888 an Gustav Freytag, „wieviel Mühsal und Versuchung, wieviel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt;" und Freitag nannte in der Erwiderung deutsche Professoren „Männer, denen das eigene Leben wenig bedeutet im Dienste ihrer Wissenschaft". Er hätte hinzufügen können: und im Dienste der Jugend. — Solche Männer waren Herman Grimm und Heinrich von Treitschke. Und so bleiben sie uns, die wir von ihnen lernen durften, unvergeßlich und unvergänglich,

„wie die Sterne selbst".

II.

Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke.

Am Schlusse seines Aufsatzes „Lord Byron und der Radikalismus" sagt Treitschke in einer kurzen Polemik gegen Herman Grimm: „Ich bezweifle, ob auch nur die rein ästhetische Betrachtung eines Kunstwerkes völlig gelingen kann, wenn man es nicht auffaßt als die Offenbarung einer reichen, gottbegnadeten Künstlernatur." Niemand hat es mit diesem Satze ernster genommen als sein Verfasser, und grade diese Art der Wertung gibt seinen literarhistorischen Aufsätzen und den entsprechenden Teilen der deutschen Geschichte ihren hohen Reiz. Denn all die Dichtergestalten, die Treitschke vorführt, leben nun in seiner Darstellung; sie schreiten handelnd einher und werden für den Historiker wieder Gegenstände der Liebe und des Zornes. Keinen unter allen, Uhland vielleicht ausgenommen, hat er mit größerer Liebe umfaßt als Gustav Freytag, und wenn er diesen den „Lieblingsdichter des deutschen gebildeten Bürgertums" nennt, fühlen wir, daß Treitschke so auch den eigenen Herzenspoeten zeichnen will.

Früh, in Treitschkes Leipziger Zeit, schürzte sich das Band der Freundschaft zwischen den beiden, deren Geburtsjahre um mehr als ein halbes Menschenalter auseinander lagen. Das gibt ihrem ganzen Verhältnis eine eigenartige Färbung. Freytag selbst spricht das in dem Brief vom 26. Februar 1889 aus, wenn er

von der „Nuance“ redet, „welche Temperament und Alter zuteilen“. Was hier ausgesprochen ist, geht durch den ganzen wundervollen Briefwechsel hindurch, den Alfred Dove vor vier Jahren herausgegeben und pietätvoll eingeleitet hat. Aber alle Differenzen, selbst die schwereren politischen um 1878, vergoldet doch die Flamme dieser ernsten und in ihren Wirkungen für beide segensreichen Freundschaft. Und wer hätte sich auch in den bangen Tagen der Erwartung und Gärung vor 1864 finden sollen, wenn nicht diese Männer! Wie sehr ergänzt sich nicht nur ihr Temperament, sondern ihr ganzes Lebenswerk. „Zweimal,“ sagte Erich Schmidt nach Freytags Tode, „hat Gustav Freytag jedem Deutschen die Geschichte seiner Vorfahren geschrieben.“ Das eine Mal tat er es rein als Dichter. Eindrucksvoll hat er geschildert, wie beim Zuge „in der Wetterwolke, die durch Frankreich dahinfuhr“ ihm immer wieder die germanischen Einbrüche in das römische Gallien eingefallen seien, wie er unwillkürlich Vergangenheit und Gegenwart, Fremdes und Deutsches verglichen habe, und wie ihm aus solchen Träumen die Idee zu den „Ahnen“ entstanden sei. Und so erwuchs im Laufe mancher Jahre dies große Gegenstück zu den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Ich sage absichtlich „groß“ und meine das nicht nur in Hinsicht auf den Umfang. Denn es steckt in den „Ahnen“ neben einem gehäuften Schatz an Humor eine starke Gestaltungsgabe, die in Konflikten, wie dem vor Ingrabans Taufe, tief ans Herz greift, und im „Marcus König“ ein Meisterwerk schuf.

Die schon genannten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ sind der Übergang zu Treitschke, der dann in der deutschen Geschichte, nicht so tief freilich zurückgrabend, zum dritten Male den Deutschen die Vergangenheit lebendig und die Gegenwart verständlich und lieb machte. Und es kennzeichnet die Freunde, daß sie in der Behandlung eines Stoffes ganz zusammentrafen: in der Charakteristik des guten Genossen Karl Mathy, die für beide so etwas wie ein Abschluß der historischen Betrachtung war. Denn jetzt beginnt, sie noch enger verknüpfend, die Geschichte der eigenen Tage, die Politik. Und hier gleich wieder die Nuance: Treitschke, der Sachse von 1834, war unitarischer als Freytag, der Preuße von 1816. Treitschke, der Sohn des sächsischen Generals, gab (unter anderem in seinem schönen Liede vom Schwarzen Adler) das erste Signal für die Kaiseridee; Freytag, der Sohn des schlesischen Bürgermeisters, fand sorgenvolle Worte der Abmahnung. Und doch war in späteren bangen Tagen der Dichter, dem freilich nicht ein so voll gemessener Kelch bitterster Schmerzen das Herz füllte, optimistischer als der Historiker. Fast mit Fontaneschen Worten schreibt Freytag dem Freunde im Juli 1888: „Indeß die Finken schlagen immer noch, die Rosen blühen wirklich schöner als in meiner Jugendzeit; gebt die Zeitung her, wollen sehen, ob der Kaiser nach Rußland geht. Man wird zuletzt die Geschichte gewöhnt, wenn man nur arbeiten kann.“ Wie fast mit tragischer Wucht berührt dem gegenüber Treitschkes Wort aus dem Jahre 1894: „Natürlich gehöre ich nicht zu den Toren, die an Preußen verzweifeln, aber Völker leben langsam, und so lange ich lebe, kommen schwerlich erträgliche Tage.“ Man empfindet, welche Wahrheit

in dem Ausdruck liegt, den der Ministerpräsident Graf Bismarck am 11. Juni 1866 Treitschke gegenüber in einem denkwürdigen Schreiben gebrauchte: „Sie kennen und fühlen die tieferen Strömungen des deutschen Geistes.“

Freytag und Treitschke haben auch aktiv Bismarck im politischen Wirken unterstützt, jener im Reichstag des Norddeutschen Bundes, dieser siebzehn Jahre hindurch in dem des Reichs. Leider saßen sie nicht miteinander im alten Hause der Leipzigerstraße; es wäre eine schöne Verkörperung gemeinsamer Träume, gemeinsam erstrebter Ziele gewesen, wenn sie, zumal im ersten Parlament nach dem Frankfurter Frieden, auch gemeinsame Arbeit gefunden hätten. Aber Freytag war trotz seiner Zugehörigkeit zu den Mittelparteien, in denen er die Dramatiker des Parlamentarismus erkennen wollte, eine mehr episch beschauliche Natur, die sich selbst, wenn auch mit geheimem Weh, wieder in die stille Schreibstube verbannte. Treitschke blieb, auch als er den Konservativen näher trat, der Mann dramatischer Impulse. Und diese erkenntnisklare Selbstbescheidung ist auch für den Dichter Gustav Freytag bezeichnend. Ihr verdankt er, daß in seinem poetischen Lebenswerk die Nieten fast völlig fehlen, ihr vieles von der tiefen Wirkung seiner Tätigkeit. Wenige Dichter haben sich so klar über ihr Schaffen ausgesprochen, wie Freytag in seinen „Erinnerungen“ und sonst. Und doch waltet in allen seinen Schöpfungen die freie Treue und die freie Liebe, die das Vorwort zu „Soll und Haben“ als Kennzeichen rechter Dichtung hinstellt. Wie schön dem Dichter in diesem Werke zugleich das dritte gelang, „seine Bilder rein zu halten von Verzerrung und seine Seele frei von Ungerechtigkeit“, das beweist der unvergängliche Hauch der Frische, den diese Dichtung ausströmt. Wie sehr sich auch seit dem Jahre 1855 die Bedingungen gewandelt haben, unter denen der Kaufmann schafft — immer noch ist „Soll und Haben“ der klassische deutsche Kaufmanns-Roman. Und wenn Anton und Sabine uns etwas verblaßt sind, Fink und Lenore, Pix und Specht leben ihr unvergängliches Leben, umsonnt von unvergänglichem Humor. Das Getriebe im Schröterschen Hause, der polnische Aufstand — das alles ist noch frisch in seinem herzhaften Realismus, dem der politische Blick des an der Slavengrenze, am Handelsstrome Geborenen dienen mußte. Dieser Dichter kannte das Leben des Kaufmanns, das noch Jean Paul so krämerhaft unpoetisch erschien: dieser Dichter kannte die polnische Wirtschaft, die den Lyrikern im Vormärz unter den Fittichen einer romantischen Vergangenheit Symbol und Hort der Freiheit zu bergen schien. Es ist kein Zufall, daß dieser bewußte Realist derselben südöstlichen Grenzprovinz Preußens entstammte, wie der begabteste Dichter des Naturalismus, Gerhart Hauptmann, dessen Schaffen Freytag noch mit Anteil verfolgte, Freytag, der auch Hermann Sudermanns „Frau Sorge“ sein Lob zollte. Wenig nach dem Erscheinen der „Weber“ korrespondierten übrigens Freytag und Treitschke über den schlesischen Weberaufstand.

Weniger frisch als „Soll und Haben“ wirken heute auf uns die „Journalisten“; sie bedürfen, um gerecht gewürdigt zu werden, auf der Bühne schon des geschicht-

lichen Kostüms. So, als historisches Lustspiel, haben sie denn freilich immer noch kaum ihresgleichen und sind bei der vielberufenen Lustspielarmut unserer Literatur noch unersetzbar. Ich finde auch ein so feines Stück, wie Hebbels „Diamanten“ ihnen nicht ebenbürtig; denn gerade auf dies Lustspiel trifft Treitschkes Charakteristik Hebbelscher Gestalten zu, „daß ihnen die naive Freiheit, der Reiz des Unmittelbaren verloren ging“. Hebbel, dessen überragende Größe als Gesamterscheinung ich natürlich anerkenne, kennt seine Gestalten besser als wir, die Zuschauer; Freytag sind sie mehr gute Gesellen, die wir mit ihm erst recht kennen lernen sollen. Und so steht Freitag eigentlich zu allen seinen Gestalten; darum ist auch keine darunter, der nicht noch etwas Behagliches abzugewinnen wäre, selbst dem biederen Ehrenthal oder dem Fürsten der „Verlorenen Handschrift“. Treitschke bekannte vor Kleists „Hermannsschlacht“: „Ich kann niemals ohne herzliche Erquickung lesen, wie dem Ubierfürsten Friedrich von Württemberg der Kopf vor die Füße gelegt wird.“ Diese Hebbel ganz verwandte Empfindung der Leidenschaft noch im Nachgenuß hat Freytag sicherlich nie gefühlt.

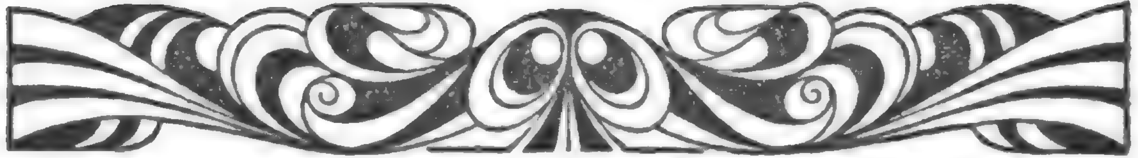
Näher als die „Journalisten“, nicht so nahe wie „Soll und Haben“ steht unserm Pulsschlag Freytags viertes poetisches Hauptwerk, die „Verlorene Handschrift“. Was uns ferner liegt, ist die Hofgeschichte; haben doch Freytag und Treitschke selbst geholfen, vieles weg zu räumen, was uns diese Seite deutschen Lebens einst nahebrachte. Was auch in diesem Roman noch unersetzt und, in seiner Poesie und in seinem Humor, von Ewigkeitswert ist, ist das Leben der Universität. Wie in jener von Treitschke verfaßten Adresse die Berliner philosophische Fakultät dem Dichter, der gewissermaßen auch ihr Dichter war, dafür dankte, so fühlt die Kraft und Art des hier geschilderten Lebens noch heute ein Volk, in dem die Universitäten eine nationale Rolle spielen wie in keinem andern. Wohl ist der Kreis der Disziplinen weiter geworden, und das Leben an den Universitäten schlägt breitere Wellen, als damals, da Freytag lernend und lehrend in Berlin und Breslau, beobachtend und befreundet in Leipzig lebte. Aber wem, der je in eine kleine Universitätsstadt kam, ist es noch nicht so gegangen, daß er lächelnd oder wehmütig fand: hier ist Freytagscher Boden?

Kurz und gut, wir können Freytag noch lange nicht entbehren. Und wer, bewußt oder unbewußt der Mode folgend, behauptet, Freytag wäre stark zurückgetreten, der setze gleich dazu: dem sollte nicht so sein. Und auch als bloße Lektüre „für die reifere Jugend“ im Bücherschrank zu stehen, wie das schon gelegentlich ausgesprochen wird, ist nicht Gustav Freytags Beruf. Er gehört uns allen, so sehr er auch schon den Primanern gegönnt sei. Er war nicht von den vielen, denen nach Goethes Wort „das Leben keine Resultate gibt“; und die Ergebnisse seines Daseins und Wirkens lehren, um wieder mit Goethe zu reden, „daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im ganzen zu fühlen“. So wenig aber wie ihn und in manchem Betracht noch weniger können wir Heinrich von Treitschke missen. Und da muß es einmal klipp und klar ausgesprochen werden, daß Treitschkes Schätzung in

fühlbarer Weise zurückgegangen zu sein scheint. Kurz nach seinem Tode war die Dankbarkeit von Schülern und Freunden geschäftig, Vorlesungen und Aufsätze zu sammeln — jetzt ists von ihm so still, wie kaum von einem unserer Großen.

Woran liegt das? Treitschke hat in seiner letzten großen Rede, am 19. Juli 1895, mit Prophetenungestüm bedenkliche Wandlungen unseres Volkslebens beklagt. „Wo Jeder über Jedes, nach der Zeitung und dem Konversationslexikon mitredet, da wird die schöpferische Kraft des Geistes selten und mit ihr der schöne Mut der Unwissenheit, der den selbständigen Kopf auszeichnet.“ Er hat das Geschlecht gegeißelt, das die Wachsfigur höher schätzt als das Kunstwerk. Aber seitdem ist fast ein Jahrzehnt verflossen, und wer wollte leugnen, daß wir wenigstens bemüht sind, wie in der Kunst, so im Leben und in der Politik wieder große Zusammenhänge zu sehen, echte Werke zu schätzen, uns höhere Ziele zu stecken? Wie unsere Politik, hat die Geschichtsschreibung den europäozentrischen Gesichtskreis immer mehr verlassen und sucht die Erde zu umspannen. In der Dichtkunst haben wir nach soviel Richtungshader die Größe Hebbels, Kellers, Mörikes, Raabes recht schätzen gelernt und durften zu mindest in der Lyrik und im Roman Meister grüßen, die ganz aus der eigenen Individualität und doch aus der Tiefe des Volkes reife Werke schufen. Die bildenden Künste streben aus der Schablone heraus und befreien sich in Werken wie Klingers Beethoven bereits von allzu starken Einflüssen des Auslandes. Die Weltweisheit ergründet keinen Philosophen eifriger als Kant, während zugleich Herder, Carlyle, Ruskin, Emerson in größere Kreise zu dringen beginnen. — Da sollte für Treitschke kein Raum sein? Kein Raum für Treitschke, während Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, Bismarcks Briefe ihre Wirkung erst recht begonnen haben? Grade jetzt müssen wir Treitschke immer und immer wieder lesen. Denn seine Persönlichkeit ist eine von denen, die wenn nicht Repräsentanten der Menschheit, gewiß Repräsentanten der deutschen Menschheit sind. Und wenn der deutsche Geist, der Geist Luthers, Kants, Goethes auch weiter mächtig herrschend einwirkt auf die Gesittung der Welt, dann sind ja unsere Großen auch in ihrer deutschen Art der Welt zu eigen. „Wir gehören, schrieb Gustav Freytag im Juli 1863 an Heinrich von Treitschke, zu denen, welche ein wenig für sich leben, und ein wenig für ihre Freunde, in der Hauptsache für ihr Volk.“ Das erkennen lehrt nur die immer erneute Versenkung in das Lebenswerk solcher Männer, wie Heinrich von Treitschke's. Wie, nach Goethes schönem Vergleich, die Quelle nur gedacht werden kann, indem sie fließt, kann nur das immer neue Schöpfen aus dem Strom Treitschkescher Lebensarbeit uns lehren, dem Manne nachzudenken, der wahre Größe des Geschichtschreibers nicht allein in der vollendeten Form fand, sondern in der Macht des Gemüts, die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück zu empfinden.





Kunstgeschichtliches.

Von

Paul Schubring.

Nach keinem Buch bin ich von Zuhörern aller Kreise in den letzten Jahren häufiger gefragt worden als nach einer empfehlenswerten Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Muthers großes dreibändiges Werk, trotz aller Mängel eine bedeutende Leistung, ist längst vergriffen; seine kleineren Bände über die moderne englische, französische und belgische Malerei sind Essayssammlungen und keine Historie. Gurlitts „Deutsche Kunst im 19. Jahrhundert" hat sich viele Freunde erworben, wenngleich sie mit mehr Temperament geschrieben ist, als für eine Instruktion wünschenswert ist. Aber dem Titel entsprechend fehlt hier die Kunst des Auslandes; und die Kenntnis der französischen Kunst ist für das Verständnis der deutschen Gegenwartskunst ebenso unentbehrlich wie die Kenntnis der italienischen Renaissance für die Arbeiten Peter Vischers. Nicht weniger als vier neue Darstellungen der „Kunst des 19. Jahrhunderts" sind im letzten Jahre erschienen, welche die Lücke zu füllen bemüht sind. Von diesen ist Jul. Meyer-Gräfes „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" (3 Bände; Stuttgart, J. Hoffmann, 30 Mark) zweifellos das eigenartigste und modernste Buch, das nicht von einem Historiker, sondern einem Gourmand geschrieben ist, der in der Kunst der Vergangenheit wie der Gegenwart nicht Gesetze und zarte Ordnungen, sondern Sensationen und Vibrationen sucht, dem der Exzeß Trumpf und Verranntheit Ereignis bedeutet, dem alles „Gesunde" roh, alles Extravagante reich erscheint. Eine sensualistische Betrachtung, höchst interessant zu lesen, durchaus eigenartig in ihrer bizarren Übertreibungskunst und ihrem souveränen Verlächeln, aber das Gegenteil von Belehrung, Sachlichkeit, Urteil und Aufbau. — Springers Kunstgeschichtlicher Leitfaden zum 19. Jahrhundert war wohl das schwächste Büchlein, das er geschrieben hat. Max Schmid, der nun Besseres an die Stelle setzen will, tat gut, das Unzureichende zu kassieren und ganz selbständig vorzugehen. In drei Bänden wird das 19. Jahrhundert behandelt werden; der erste, der bis 1850 reicht, setzt beim französischen Rokoko, bei Tiepolo und Goya ein, schildert Reynolds und Gainsborough, Graff, Chodowiecki und Mengs, um dann die klassizistische Kunst breit vorzuführen. Der Schwerpunkt liegt durchweg auf der deutschen Kunst; die Kapitel über Carstens und Schadow sind besonders geglückt. Weniger überzeugt mich Schmids Darstellung der Nazarener Kunst, deren eigenartige Größe der Gegenwart immer

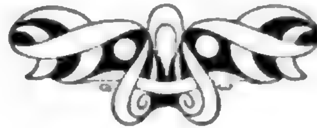
klarer wird. Dagegen findet Rethel dann eine sehr schöne Würdigung, wobei dem Verfasser seine Rethel-Biographie und die Nähe der Aachener Fresken trefflich zu statten kam. Daß Kaulbach energisch abgelehnt wird, ist um so erfreulicher, als das große Publikum, namentlich am Rhein, für diese Phrasen noch immer zu haben ist. Die Ausstattung, welche der Seemannsche Verlag dem Werk gegeben hat, ist gut, wenn auch nicht gerade üppig. So schnurrig es klingen mag, die Arbeiten des 19. Jahrhunderts sind weniger bekannt als die des 15. bis 17. Jahrhunderts. So wenig wir sonst dem Illustrationsteufel hold sind, so muß in diesem Fall doch das Anschauungsmaterial vergrößert werden, namentlich für die Kunst vor 1850. 272 Abbildungen sind zu wenig, wenn daran die Architektur, Plastik und Malerei von Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Belgien und England durch 100 Jahre verfolgt werden soll.

Darf Schmids Buch den Anspruch einer Darstellung erheben, so muß das einbändige Buch von Dr. F. Haack: Die Kunst des 19. Jahrhunderts (Stuttgart, Paul Neff), mit etwa 300 (drei farbigen) Abbildungen, das den gewaltigen Stoff auf 400 Druckseiten behandelt, mehr den Charakter eines Abrisses annehmen. Der Band erscheint als der Schlußband der Lübkeschen, von Semrau trefflich erneuerten Kunstgeschichte. Haack hat sich bemüht, eine wirkliche Einheit von Text und Abbildungen zu schaffen, indem er vor allem die Werke bespricht, die reproduziert sind, selbst wenn es nicht immer die wichtigsten sind. Das Interesse, vollständig zu sein, hat dem Buch geschadet; weniger wäre mehr gewesen. Vor allem aber vermissen wir charaktervolle Ablehnungen, die Verwirrung ist so groß, daß sich ein Referent durchaus auf eine bestimmte Seite stellen muß. Auch hier liegt der Schwerpunkt auf der deutschen Kunst. Erfreulich sind die Literaturnachweise, die wir aber noch bedeutend vermehrt wünschten. Das Beste über moderne Kunst ist in Zeitschriften und Zeitungen bisher geschrieben worden, wo es wie im Massengrab oft allzuschnell versargt worden ist.

Von anderen Neuerscheinungen, von denen der Leser vor Weihnachten noch erfahren möchte, nenne ich vor allem den in den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" erschienenen IV. Band, Dürer, 447 Abbildungen, bevorwortet von Val. Scherer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 10 Mark.) Ein äußerst brauchbares, sorgfältig zusammengestelltes Buch, das von dem Fleiß, der Phantasie und der Gedankenwelt Dürers die breiteste Anschauung gewährt. Abgesehen von den Zeichnungen ist hier alles zusammen, selbst die Holzschnitte aus theoretischen Schriften. In der gleichen Weise hat der Verlag Raffael, Rembrandt und Tizian herausgegeben. Die Serien der Knackfuß-Monographien, der berühmten Kunststätten, der Bard-Mutherschen Kunst sind rüstig weitergegangen. In der Velhagenschen Serie illustrierter Monographien ist eine ausgezeichnete Abhandlung über den „Kupferstich" von H. W. Singer (4 Mark) erschienen. Von der „Geschichte der Baukunst", deren ersten, die Antike behandelnden Band Borrmann so glücklich geschrieben hat, ist jetzt das Mittelalter von Jos. Neuwirth erschienen. Thodes „Michelangelo und das Ende der Renaissance" ist bis zum 2. Band

fortgeschritten; wir werden, wenn der dritte, die Kunst Michelangelos behandelnde Teil vorliegt, ausführlich über diese wichtige Biographie berichten.

Eine große Freude hat der Voigtländersche Verlag in Leipzig uns dadurch bereitet, daß er unter seinen bekannten Künstlersteindrucken jetzt auch vier Menzelblätter im großen Format herausgegeben hat, von denen namentlich das nach einem kleinen Holzschnitt stark vergrößerte Bild des alten Fritz glänzend gelungen ist. Dieses prachtvolle Blatt muß in jede Prima und Aula einziehen! Trotz aller Vergrößerung ist der Holzschnitt nicht leer geworden. — Ebenso freudig begrüßen wir die munteren, frischen und gesunden farbigen Kinderfriese, die G. Caspari im gleichen Verlag für die Kinderstube hat drucken lassen. — Einen stimmungsvollen Wandspruch: „Bete und arbeite" hat H. Steiner im Verlag von E. Salzer-Heilbronn (3 Mark) erscheinen lassen. — Eine Folge von 38 Radierungen Rembrandts hat die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Berlin für den erstaunlich niedrigen Preis von 25 Pf. (Partienpreis) herausgegeben. Das Heft soll in erster Linie für Vorlesungszwecke dienen, kann aber auch einzeln durch den Buchhandel (50 Pf.) bezogen werden. Weiteres in nächster Nummer.

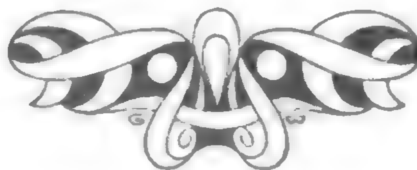


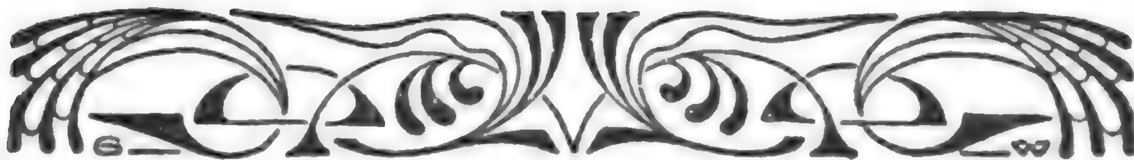
Das war und das ist!

Das war mein Träumen einst:
Sonne und Segnen und Lieben.
Und jeden Morgen ein hoffendes Singen,
Und jeden Abend ein jauchzendes Klingen:
Das war mein Träumen!

Und ist mein Leben jetzt:
Dunkel und Trauer und Tränen.
Selten streift noch ein Lichtschein die Pfade.
Jedweden Schimmer preis ich als Gnade:
Das ist das Leben!

Aus: Karl Ernst Knodt, Aus meiner Waldecke. Gedichte. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel Verlag, 1904.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. November 1904.

Ein Monat voller Aufregungen liegt hinter uns, und wenn gleich heute alle die Sensationen verblaßt sind und beim Zurückschauen die hinter uns liegenden Ereignisse sich in voller Ruhe auf ihre tatsächliche Bedeutung abwägen lassen, hat sich doch wieder einmal gezeigt, wie unsicher das Fundament ist, auf dem der Weltfrieden ruht. Wir wollen aber gleich hinzufügen, daß mit gleicher Deutlichkeit zu erkennen war, wie sich vor der Gefahr eines drohenden Krieges — und heute liegt stets die Befürchtung vor, daß ein Krieg zwischen zwei Staaten in einen Weltkrieg ausmünden könnte — auch die Faktoren zusammenfinden, welche das größte Interesse an der Erhaltung des Friedens haben. Wir rechnen dazu einmal die öffentliche Meinung fast aller europäischen Nationen, die Vereinigten Staaten natürlich mit eingeschlossen, und zweitens die verantwortlichen Leiter der großen Politik. Im allgemeinen geht heute überall die Richtung der Geister dahin, die Probleme zu lösen, welchen das innere Leben der Staaten überall gegenübersteht: wirtschaftliche, soziale, Bildungsfragen! Im Zusammenhange damit aber stehen die Aufgaben, welche alle kolonisierenden Nationen auf fremdem Boden zu lösen haben, Schutzverpflichtungen und Kulturarbeit am Boden wie an den Bevölkerungen fremder Rasse und niedrigerer Kultur, mit denen auf kolonialem Boden meist zu rechnen ist. Soll auf diesen Gebieten ein dauernder Fortschritt erreicht werden, so ist der Friede unter den christlichen Völkern, namentlich aber unter den Großmächten die conditio sine qua non dafür.

Wir wollen uns damit keineswegs der Reihe der Apostel des Friedens um jeden Preis anschließen; denn es gibt einen Preis, den wir unter keinen Umständen zahlen: wo die nationale Ehre gefährdet ist, bleibt einem Volke, das die Selbstachtung nicht verlieren will, nur als letzter Ausweg die Entscheidung der Waffen. Das haben auch die Theoretiker der Friedenskongresse anerkennen müssen, sobald sie der Wirklichkeit fest ins Auge zu schauen genötigt waren. Und ebenso fest steht, daß ein Volk nur selbst darüber entscheiden kann, wann und wodurch es sich an seiner Ehre angegriffen fühlt. Darüber helfen weder moralische Erwägungen noch völkerrechtliche Spitzfindigkeiten eines dritten unbeteiligten Faktors hinweg.

Man verzeihe die etwas langatmige Einleitung, es ist aber unerläßlich, sich diese allgemeinen Gedanken lebendig zu erhalten, wenn das Folgende recht verstanden werden soll.

Mitte Oktober hatten die russisch-japanischen Kämpfe am Schaho zu einem noch jetzt anhaltenden faktischen Stillstande geführt. Beide Teile waren erschöpft und sorgten für Verstärkungen. Die Hauptaufmerksamkeit richtete sich auf Port Arthur, das unter der Leitung General Stössels und des Obersten Fock wider alle Vorhersagungen noch jeden Angriff der Japaner zurückgeschlagen hatte und nur langsam die Vorwerke preisgab, wenn diese von den Japanern völlig demontiert waren. Aber es li ß sich nicht verkennen, daß die Aufgabe der tapferen Verteidiger Port Arthurs von Tag zu Tage schwieriger wurde, ganz wie sie für die gegen Mukden vordrängenden japanischen Armeen sich stetig erschweren muß. In dem einen Fall arbeitet die Zeit für, in dem anderen gegen Rußland. Wie allmählich der stärkere Druck vom Festlande zur Küste hin und die schließlich mit aller Sicherheit eintretende numerische Übermacht der Russen auf dem Festlande die Entscheidung zu ungunsten Japans herbeiführen muß, so macht sich das Übergewicht Japans zur See und die, dank den geographischen Vorteilen Japans fast völlig erreichte Isolierung Port Arthurs, mit jeder hingehenden Woche mehr zu ihrem Vorteil geltend. Man meinte den Tag, da Port Arthur kapitulieren, oder Stössel mit seinen Tapferen sich unter den Trümmern der Festung werde begraben müssen, mit annähernder Sicherheit vorausberechnen zu können. Da verließ — endlich — am 16. Oktober das unter Admiral Rojestwenski stehende baltische Geschwader den Hafen von Libau, mit der Bestimmung nach Port Arthur. Man wollte, durch Fahrzeuge, die bald folgen sollten, verstärkt, die Festung entsetzen. Nur war das Vertrauen, welches in Rußland von seiten des Publikums dieser Flotte entgegengetragen wurde, nicht sehr groß. Es waren in der Tat zum Teil ältere Schiffe, und auch die Ausbildung der Mannschaften ließ, wie man hörte, viel zu wünschen übrig. Aber man konnte wohl darauf rechnen, daß auf der langen Seefahrt sich das Versäumte werde nachholen lassen. Die Qualität der Gesamtflotte aber sollte durch spätere Nachschübe, an deren Ausrüstung mit größtem Eifer gearbeitet wurde, sehr wesentlich gehoben werden. Da fand am 24. Oktober auf der Höhe von Hull ein leidiges „Incident“, wie man es im Zeitungsjargon nannte, statt. Die Flotte Rojestwenskis beschoß eine englische Fischerflotille, die wie üblich auf den Untiefen der Doggerbank ihrem Beruf nachging. Ein Schifferdampfer sank in den Grund, andere wurden beschädigt, auch zwei Menschenleben und zahlreiche Verwundungen waren zu beklagen.

Was nun folgte, trug einen ganz aus dem Rahmen des Wahrscheinlichen fallenden Charakter. Die russische Flotille dampfte in der Überzeugung weiter, daß sie einen Angriff japanischer Torpedoboote siegreich abgeschlagen habe, in England aber erhob sich ein Sturm der Entrüstung, wie er seit Menschengedenken unerhört war. Die ganze englische Kanal- und Mittelmeerflotte wurde mobilisiert, die Reden der englischen Staatsmänner waren, obgleich sie nachdrücklich der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens Ausdruck gaben, in ihrem Ton weit schärfer, als dem Brauch entspricht. Wo Fragen von großer internationaler

Tragweite angefaßt werden, pflegen die leitenden Staatsmänner sich sehr vorsichtig auszudrücken. Völlig zügellos aber zeigte sich die englische Presse. Während die einen von einer absichtlichen Herausforderung Englands sprachen, redeten die anderen von der Gefahr, die es für den Welthandel bedeute, wenn man dieses unzurechnungsfähige Geschwader seine Fahrt fortsetzen lasse. Es schien beinah selbstverständlich, daß man den Admiral Rojestwenski mitsamt seiner Flotte gefangen nehmen müsse. Die Nachricht, daß bereits ein Ultimatum nach Petersburg abgegangen sei, mußte ausdrücklich dementiert werden. Nun kann gar nicht zweifelhaft sein, daß die Russen bona fide gehandelt haben. Ihnen waren von mehreren Seiten Warnungen vor drohenden japanischen Überfällen zugegangen, und schon in der Nordsee sind infolgedessen ihre Kanonen gegen ein deutsches und gegen ein schwedisches Kauffahrteischiff gerichtet gewesen, das letztere ist sogar ernstlich beschädigt worden. Sie behaupten nun und bleiben noch heute dabei, daß in jener Fischerflotille auch japanische Torpedoboote gewesen seien, sie hätten daher, wenn sie den tückischen Feind abwehrten, nur getan, was ihr gutes Recht und ihre Pflicht gewesen sei. Als sie in Vigo einliefen, haben sie das jedem, der es hören wollte, wiederholt. Inzwischen war nun in der Tat die gesamte englische Flotte mobil gemacht worden; aber gleichzeitig hatte auch die europäische Diplomatie mobilisiert und in London zeigte nähere Überlegung, daß doch sehr unbequeme Möglichkeiten eintreten könnten. Mündete das „Incident" wirklich in einen englisch-russischen Krieg aus, so war Frankreich durch seinen Bündnisvertrag mit Rußland genötigt, gegen England mit Rußland vorzugehen, und das war den Engländern mindestens ebenso unbequem wie den Franzosen. Die Politik beider Staaten wäre in einen Kurs hineingenötigt worden, der dem der letzten Jahre durchaus entgegengesetzt gewesen wäre. Namentlich in Frankreich hat man einige Tage tödlicher Sorge durchlebt, bis endlich der Ausgleichspunkt so gefunden wurde, daß man eine internationale Untersuchungskommission mit Feststellung der Verantwortlichkeiten betraute. Von irgend welchen Maßregeln gegen den Admiral Rojestwenski aber ist weiter keine Rede, vielmehr hat der Zar ihm ein überaus herzliches Telegramm mit auf den Weg gegeben, als er mit seinem Geschwader von Vigo abdampfte. Die 4 russischen Offiziere, die zurückgeblieben sind, haben nur die Aufgabe, als Zeugen zu dienen. So liegen die Dinge im Augenblick, und es wäre voreilig, sich ein festes Urteil zu bilden, bevor die Zeugenaussagen beider Parteien vorliegen. Ausgeschlossen ist nur das eine, die Absicht, England durch einen ungerechtfertigten Überfall zu provozieren. Der Gedanke ist so unsinnig, daß er in sich zusammenbricht. Es liegt eben wahrscheinlich ein Mißverständnis vor, und scheint sogar nicht ausgeschlossen, daß die Russen eigene Fahrzeuge für feindliche gehalten haben. Wenigstens scheinen nur so die Verwundungen sich zu erklären, unter denen die russischen Seeleute zu leiden hatten. Ein Schiffsgeistlicher ist nach Ankunft des Geschwaders in Tanger an seinen Wunden gestorben.

Alles in allem können wir daher wohl annehmen, daß die Doggerbank-Affaire erledigt ist. Leider scheint das jedoch keineswegs in Betreff der Erregung

der Fall zu sein, die sich eines Teiles der englischen Gesellschaft bemächtigt hat. So ist ganz neuerdings das vielleicht angesehenste militärische Fachblatt Englands, die „Army and Navy Gazette“ mit der wahrhaft gewissenlosen Verdächtigung hervorgetreten, daß es Deutschland sei, das aus durchsichtigen Gründen jenes „Incident“ auf der Doggerbank vorbereitet habe. Die weiteren Ausführungen der Army and Navy G. erinnern ferner daran, daß in früheren Zeiten England eine Flotte, von der Grund war anzunehmen, daß sie als Waffe zu englischem Schaden gebraucht werden könnte, einfach vernichtet hätte und fährt dann fort: „Es fehlt auch nicht an solchen, sowohl hier in England wie auf dem Kontinent, welche die deutsche Flotte als die alleinige Bedrohung des Friedens ansehen. Das mag der Fall sein oder nicht, aber wir sprechen es mit Befriedigung aus, daß der gegenwärtige Augenblick ganz besonders geeignet ist, um es auszusprechen, daß diese Flotte fortan nicht mehr vergrößert werden soll. Frankreich und Italien, Österreich und Spanien werden wahrscheinlich mit schlecht verhüllter Befriedigung, vielleicht mit offener Zustimmung, jeder Aktion zuschauen, die darauf ausgeht, ein dem dauernden Frieden feindseliges Element zu vertilgen!“

Das ist nun freilich das Ärgste, was uns an Überhebung und Unverschämtheit in der englischen Presse entgegengetreten ist, und das will viel sagen. Wir bedauern die kindische Verblendung und Selbstüberschätzung, werden aber im übrigen unseren Flottenplan nicht nur nicht abschwächen, sondern weiter ausbauen, und es könnte dann wohl geschehen, daß England sowohl eine andere Vorstellung von seiner Beliebtheit in aller Welt, wie von der Initiative und Kraft der deutschen Marine bekommt. Es gibt keinen Staat in der Welt, der so viele verwundbare Punkte hat: von Kanada bis nach Indien und von Egypten bis nach Südafrika. Es sollte uns wundern, wenn nicht überall noch schlummernde Flammen sich erheben sollten, wenn England so frivol zu handeln wagte, wie seine Publizisten reden. Aber wir sagen uns: so droht nur derjenige, der sich selbst Mut machen will und der in der Furcht lebt, im Dunkeln allein zu bleiben.

In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß das wohlverstandene Interesse Englands wie Deutschlands beide Nationen zusammenführen sollte. Die Welt ist groß und reich genug nicht nur für uns beide, sondern noch für viele andere. Und zu dieser Erkenntnis werden mit der Zeit wohl auch die Engländer selbst kommen. Daß es bald geschieht, ist freilich nicht wahrscheinlich. Unsere Leser kennen aus unseren Ausführungen im Oktoberheft dieser Zeitschrift den Charakter der heutigen englischen Presse. Eben jetzt ist eine wichtige Veränderung im Sinne einer weiteren publizistischen Mobilisierung gegen uns erfolgt. Der Standard ist von einem Mr. Pearson aufgekauft worden, der auf die Chamberlainsche Doktrin mit ihren jingoistischen Anhängseln eingeschworen ist. Der neue Chefredakteur wird Mr. H. A. Gwynne sein, ein früherer Times-Korrespondent, dann Beamter der Agentur Reuter, Kriegskorrespondent während des britischen Feldzuges gegen die Aschanti 1895, in der Dongola-Expedition 1896, 1897 Teilnehmer am griechisch-türkischen Kriege im Hauptquartier Edhem Paschas, danach bis 99

in China, endlich in Südafrika, wo wir ihn in der Umgebung Chamberlains auf seiner Rundreise durch das eben pazifizierte Land finden usw. Das bedeutet gewiß ein Journalistenleben reich an Erfahrung und bürgt für das Talent des Mannes. Wir werden also an ihm einen nicht ungefährlichen Gegner haben. Was die übrigen Namen der ständigen Mitarbeiter Jeyes, Low, Evans, Whigham bedeuten, läßt sich nicht vorhersagen, wir werden sie an ihrer Tätigkeit kennen lernen.

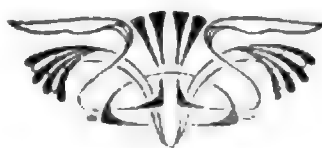
Und damit mag dieser Kreuzzug in die englische Presse hinein seinen Abschluß finden. Es ist kläglich, daß man den publizistischen Vertretern einer ruhmvollen und großen Nation stets ihre Verstöße gegen die elementarsten Regeln desjenigen Verhaltens vorführen muß, das sie so bezeichnend gentlemanlike nennen. Die Methode, mit der Deutschland angegriffen und verleumdet wird, zeigt davon keine Spur mehr.

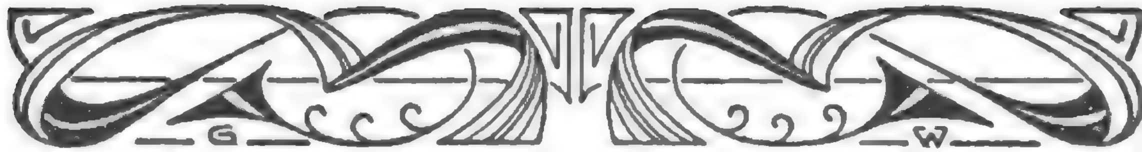
Ein großes Ereignis ist die am 8. November erfolgte vorläufige Wahl (die offizielle kommt am 4. Dezember) Roosevelts. Obwohl wir ihn seit zwei Jahren kennen, läßt er sich doch in gewissem Sinn noch als eine politische Sphinx bezeichnen. Nicht insofern, als es zweifelhaft sein könnte, daß er seiner imperialistischen Geistesrichtung treu bleibt, wohl aber kann niemand sagen, wohin sich die Schärfen und Spitzen dieses Imperialismus richten werden. Zwischen uns und den Vereinigten Staaten liegt nichts, als eine Reihe wirtschaftlicher Differenzen, die zwar unbequem sein können, aber sich von selbst so ausgleichen werden, daß beide Teile dabei auf ihre Rechnung kommen. Politisch geht der imperialistische Ehrgeiz nach Süd- und Mittelamerika und in den großen Ozean hinein sowie an seine asiatischen Gestade. Daß er dort seinen Rivalen unbequem werden kann, bezweifeln wir nicht. Aber nicht uns kann das treffen. Dem Präsidenten diktatorische Gelüste zuzumuten, ist eine Lächerlichkeit, die sich selbst richtet. Im ganzen wird man sich nur darüber freuen können, daß der Sieg einem Manne zugefallen ist, über dessen Gaben und über dessen lauteren Patriotismus — ohne alle persönlichen Nebenabsichten — kein Zweifel bestehen kann.

Aber welch ungeheurer Unterschied besteht doch zwischen der Stellung eines Präsidenten der Vereinigten Staaten und der farblosen Existenz eines Präsidenten der französischen Republik. Man hat in der schweren Krisis, die jetzt mit dem Sturz des Kriegsministers General André ihren vorläufigen Abschluß gefunden hat, den Namen Loubet nicht einmal nennen gehört. Spricht das insofern für ihn, als sich daraus ergibt, daß er mit all dem dunkeln Treiben seiner Minister nichts zu tun gehabt hat, so zeigt es doch andererseits den bloß dekorativen Charakter seiner Stellung. Es ist ein ruhiger Punkt, an dem das Auge sich erholen kann, wenn es von den Herren Combes und André wegschaut. Aber wahrhaft unbarmherzig geht die oppositionelle Presse, an ihrer Spitze ein Blatt vom Gewicht des Journal des Débats mit der gefallenen Größe, Herrn André, und mit dem noch aufrechtstehenden, wenn gleich stark in seiner Stellung schwankenden Ministerpräsidenten Combes um. Und in der Tat, jenes durch Jahre hindurch in der Armee betriebene Delatorentum ist dazu angetan, einem ehrlichen Patrioten

die Zornesröte in die Wangen zu treiben. Nun hat der General André sich damit entschuldigt, daß es darauf ankam, eine drohende monarchische Restauration, die ihre Stützpunkte in der Armee gehabt habe, zu entwurzeln. Aber, ganz abgesehen davon, daß auch dadurch die gewählten Mittel nicht entschuldigt werden, ist es höchst zweifelhaft, ob es eine solche Partei in Frankreich, geschweige denn im französischen Heere gibt. Schon die Tatsache, daß es keinen ernst zu nehmenden Prätendenten gibt, sollte als Gegenbeweis dienen. Was es in der Armee gibt, das sind Offiziere aus den alten vornehmen Soldatenfamilien Frankreichs, Leute, an denen ein Stück Familientradition hängt, die mit dem heutigen System der Intoleranz von links her allerdings nicht auf die Dauer paktieren kann. Abscheulich aber — ohne jede Einschränkung, und durch keinen Vorwand zu entschuldigen — ist das System der Spionage unter Kameraden, das Vehmgericht der Männer von der Freimaurerloge des Grand Orient, gespreizte Nullitäten, die durch das Geheimnis, mit dem sie ihr Tun verdecken, auch das andere Geheimnis ihrer eigenen Nichtigkeit zu schützen wissen. Man kann in der Tat der weiteren Entwicklung Frankreichs mit ganz besonderer Spannung entgegensehen. Das gegenwärtig herrschende System ist so sehr auf die äußerste Spitze getrieben worden, daß es früher oder später in sein Gegenteil umschlagen muß. Es ist nicht unmöglich, daß die Annahme des Antrages Combes auf Trennung von Kirche und Staat den entscheidenden Wendepunkt bringen wird.

Die Entwicklung der Dinge in Südwestafrika nimmt den Verlauf, der sich erwarten ließ. Den ersten Aufständischen hat sich schließlich fast die ganze schwarze und halbschwarze Bevölkerung angeschlossen. Die zu lösende Aufgabe ist daher ohne Zweifel sehr schwierig, da Raum und klimatische Verhältnisse gegen uns arbeiten. Dennoch ist sicher, daß General von Trotha in nicht allzu ferner Frist des Aufstandes Herr sein wird. Aber teuer kommt uns die Bewältigung zu stehen. Die vielen Opfer, die der Typhus uns gekostet hat und die er immer wieder fordert, die ungeheure physische Anstrengung, die von den Truppen verlangt werden muß, ein tapferer, grausamer und listiger Feind, das alles hat zusammengewirkt, diesen Feldzug zu einem besonders schweren zu machen. Auch der Gouverneur Leutwein, dem man zu großen Optimismus in Beurteilung der Verhältnisse vorgeworfen hat, hat seine Stellung diesem Kriege opfern müssen. Wir wollen darum die Verdienste nicht vergessen, die ihm für seine frühere Tätigkeit gebühren. Dem neuen Gouverneur v. Lindequist sieht man mit großen Erwartungen entgegen. Aber damit er Großes leisten kann, muß der Reichstag und muß das deutsche Volk hinter ihm stehen. Sonst bleibt alle Mühe Saat in den Wind.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

20. November 1904.

Im preußischen Abgeordnetenhause wird nun wahrscheinlich bald die Entscheidung über die Kanalvorlage fallen. Am 25. Oktober hat das Haus seine Plenarsitzungen wieder aufgenommen, nachdem die Kanalkommission schon vorher eine Reihe von Sitzungen abgehalten hatte. Es ist früher schon der Schwierigkeiten gedacht worden, die den wasserwirtschaftlichen Vorlagen der preußischen Staatsregierung bereitet worden sind. Jedoch ist es vielleicht wünschenswert, noch einmal einen kurzen Überblick über den Verlauf der Angelegenheit zu geben, soweit das zum Verständnis der gegenwärtigen Lage dienen kann.

In dem Für und Wider der Erörterungen zur Kanalfrage treten zwei wirtschaftliche Anschauungen zu Tage, die ihre Hauptstütze, wie das bei solchen Fragen meist der Fall ist, weniger in ausgedehnten, objektiven Forschungen über die Bedürfnisse der Gesamtheit, als vielmehr in den praktischen Erfahrungen bestimmter Interessenkreise finden. Handel und Industrie werden jede Verbesserung des Verkehrswesens immer willkommen heißen, da in jedem Falle ihren Zwecken dadurch gedient wird und es nur an ihnen selbst liegt, wenn sie nicht darin ein Mittel finden, sich neue Vorteile zu sichern. Der Landwirt dagegen, der in Produktionsmethoden und Absatzmöglichkeiten weit mehr gebunden ist, wird in der Regel geneigt sein, sich vorher die Frage vorzulegen, ob eine neue Verkehrsmöglichkeit auf den Absatz seiner Erzeugnisse hindernd oder fördernd einwirken werde. Im Westen, wo die Landwirtschaft in enger Berührung mit einer reich entwickelten Industrie auf das Zusammenwirken mit den andern Erwerbsgruppen eingerichtet ist, werden neue Verkehrsgelegenheiten mit ganz andern Augen angesehen werden, als im Osten, wo die Landwirtschaft sich der Einfuhr fremder landwirtschaftlicher Erzeugnisse glaubt erwehren zu müssen und billige Transportwege nur unter diesem Gesichtspunkt anzusehen vermag. Dazu kommt, daß der Osten sich schon von Natur gegen den Westen wirtschaftlich benachteiligt fühlt und daher vom Staat eher einen Ausgleich dieser Unterschiede fordert, als die Begünstigung einer Entwicklung, die den schon vorhandenen Vorsprung des Westens noch vergrößern muß.

Als nun die preußische Staatsregierung sich entschloß, den wirtschaftlichen Bedürfnissen der westlichen Provinzen folgend eine große Wasserstraßenverbindung

zwischen Rhein und Elbe herzustellen, mußte sie sich vorher sagen, daß sie bei den landwirtschaftlichen Kreisen der östlichen Provinzen auf starken Widerstand stoßen würde. Sie hatte sich also die Frage vorzulegen, ob sie den Plan trotz dieses Widerstandes werde durchführen können. Das war bei der Zusammensetzung des preußischen Landtags offenbar ausgeschlossen, und so blieb nichts weiter übrig, als durch geschickte Operationen allmählich die Zustimmung eines genügenden Bruchteils der ursprünglichen Kanalgegnerschaft zu gewinnen. Das konnte nur auf dem Wege sachlicher Überzeugung und durch geschickte Kompromisse geschehen, wie es auch der bedeutendste Staatsmann der damaligen Regierung, Minister v. Miquel, augenscheinlich geplant hatte. Leider veranlaßte bekanntlich eine kaiserliche Rede, die die Zustimmung zum Mittellandkanal geradezu als Prüfstein staatserhaltender und monarchischer Gesinnung erscheinen ließ, daß die schwierige wirtschaftliche Frage zu einer rein politischen gestempelt wurde. Der überwiegend liberale Westen marschierte gegen den überwiegend konservativen Osten auf, und indem nun die liberalen Parteien als solche die Kanalsache zu der ihrigen machten, glaubten sie, dank dem Eingreifen der Krone, die Gelegenheit gegeben, um mit Hilfe dieser Sache die überlieferte Machtstellung des preußischen Konservatismus zu brechen. Herr v. Miquel hatte, obwohl selbst ein Sohn des Westens und aus den Reihen der Liberalen hervorgegangen, freilich auch ein zu bedeutender Staatsmann, um die unglückliche Wendung der Lage nicht klar zu überschauen, sich die größte Mühe gegeben, den Einwänden gegen das Kanalprojekt in der sorgfältigsten und vorsichtigsten Weise Rechnung zu tragen und gerade auf diesem Wege die Sache selbst zu retten. Jetzt sah er die Schwierigkeiten turmhoch gehäuft. Einmal mit der parteipolitischen Machtfrage verknüpft, mußte die Kanalvorlage scheitern. Es schien übrigens auch, als ob Herr v. Miquel die finanzpolitischen Bedenken selbst höher einschätzte, als sich mit einer energischen Vertretung der Vorlage vertrug.

Nach dem ersten Scheitern der Vorlage mußte sich die Regierung, um die einmal erregten politischen Leidenschaften zu besänftigen und die Frage zu einer ruhigeren Erörterung der wirtschaftlichen und technischen Seiten zurückzuführen, zu dem Ausweg entschließen, die Vorlage über den Mittellandkanal durch Aufnahme anderer wasserwirtschaftlicher Pläne und Forderungen in den Gesetzentwurf zu erweitern; es waren Projekte, die ausschließlich für den Osten Bedeutung hatten. Die verfahrene Sache konnte aber so einfach nicht mehr hinausgeführt werden. Die Liberalen tobten über die unerhörte Nachgiebigkeit der Regierung gegen agrarische Sonderwünsche, und die Konservativen schickten sich an, aus dem großen Kuchen, der ihnen vorgesetzt wurde, die Rosinen herauszuholen, d. h. die ihnen genehmen Teile der Vorlage dankend anzunehmen, den Mittellandkanal aber abzulehnen. Die Aussichten der Regierung, ihren Willen durchzusetzen, sanken auf Null, und das war um so schlimmer, als die Kanalfreunde dafür sorgten, daß es nicht in Vergessenheit geriet, wie entschieden der König selbst seine Autorität für die Sache eingesetzt hatte. Die Hemmnisse waren

so groß, daß selbst ein kühl abwägender Staatsmann wie Miquel, der infolge seiner früheren Taktik in den Ruf eines heimlichen Gegners der Vorlage gekommen war und sich nun der Krone gegenüber in die peinlichste Lage versetzt sah, die Besonnenheit verlor, einen unglücklichen und noch dazu ungeschickt ausgeführten Versuch, auf die Abstimmung der im Landtage sitzenden politischen Beamten einzuwirken, vorschlug und nach dem neuen Scheitern der Vorlage die Maßregelung der Beamten, die gegen den Kanal gestimmt hatten, durchsetzte. Damit war das letzte geschehen, um die Sache hoffnungslos zu verfahren. Wenn nun wenigstens die Liberalen durch ehrliche Wahrung ihrer Parteiprinzipien wieder den Weg zu sachlicher Behandlung zurückgefunden hätten! Diese Maßregelung von Abgeordneten, die nur nach ihrer Überzeugung gestimmt, nicht etwa gegen die Vorlage geredet oder agitiert hatten, hätte von dem ganzen preußischen Liberalismus als ein Schlag ins Gesicht empfunden werden müssen. Aber der Liberalismus bewies hier eine Kurzsichtigkeit und politische Unfähigkeit, die in Erstaunen setzen mußte. Eugen Richter mit seiner Freisinnigen Zeitung bildete eine ehrenvolle Ausnahme; alle übrigen liberalen Richtungen schwelgten in dem Gedanken eines dauernden Bruches zwischen Konservativen und Regierung und brachten einem von kleinlichem Parteihaß erzeugten Phantom skrupellos ihre besten und wichtigsten Grundsätze zum Opfer. Ja, die preußischen Liberalen versuchten sogar, ihren unbegreiflichen Fehler noch fortzusetzen, indem sie 1903 die Kanalvorlage zur Wahlparole machen wollten.

Inzwischen hatte, nachdem Miquel vom politischen Schauplatz abgetreten war, Graf Bülow die Sache in die Hand genommen und erkannte zunächst die Notwendigkeit, die Kanalfrage ruhen zu lassen, einmal um die Durchkämpfung des Zolltarifs nicht unnötig zu erschweren, sodann um Eindrücke der durch Parteileidenschaft geschürten Kämpfe der letzten Jahre sich einigermaßen verwischen zu lassen. Er nahm dann im Herbst 1903 einen neuen Feldzugsplan auf. Nach den vorher begangenen taktischen Fehlern war jetzt an eine Brüskierung der Konservativen weniger zu denken als je — zumal nach den Erfahrungen bei den Zolltarifkämpfen; auch geschah ja den Wünschen der Liberalen schon ihr Recht, wenn die Regierung alles aufbot, um den Kanalbau durchzusetzen. Hatten sich doch überdies die Liberalen bis dahin der Lage gar nicht gewachsen gezeigt. Außerdem war den Eingeweihten bekannt, daß vielen ehemaligen Kanalfreunden angesichts der letzten Gestaltung der Vorlage gewisse technische und finanzielle Bedenken aufgestiegen waren. Unter diesen Bedenklichgewordenen waren liberale Koryphäen; im Zentrumslager waren die Meinungen ohnehin geteilt. Die konservativen Kanalfreunde im Westen, denen sich jetzt auch solche im Osten angeschlossen hatten, fingen an, über den liberalen Parteilärm verstimmt zu werden, da sie zwar den Kanal, aber nicht den Sieg ihrer politischen Gegner mit Hilfe des Kanals wollten. Kurz, alles deutete darauf hin, der Vorlage eine neue Gestalt zu geben, in der einzelne Zugeständnisse an die Gegner unvermeidlich waren. Zunächst wurden also alle die wasserwirtschaftlichen Pro-

jekte, die in der letzten verunglückten Kanalvorlage enthalten gewesen waren, zwar wieder aufgenommen und sogar durch neue Vorschläge zur Verhütung der Hochwasserschäden in Schlesien vermehrt, aber nicht mehr in der früheren unlösbaren Verkettung, sondern in Gestalt von fünf selbständig zu beratenden Vorlagen. Dann aber die Hauptsache: von dem ursprünglich geplanten Mittellandkanal sollte nur das Stück vom Rhein bis Hannover gebaut werden; die Verbindung mit der Elbe wurde fallen gelassen. Das war in der Tat ein gewaltiges Zugeständnis an die Agrarkonservativen der östlichen Provinzen, denen übrigens auch die schlesische Kohlenindustrie zur Seite stand, aber es war notwendig, weil der Schwerpunkt des Widerstandes jetzt in den finanziellen Bedenken lag, und diese konnten nur überwunden werden, wenn wenigstens das notwendigste Stück der neuen Wasserstraße zunächst einmal wirklich gebaut wurde. Man wird außerdem die Überzeugung hegen können, daß sich späterhin das Bedürfnis nach Herstellung der Verbindung mit der Elbe so zwingend hervordrängen wird, daß agrarische Bedenken dagegen verschwinden müssen. Aber die Voraussetzung wird auch dann sein, daß die schon im Betrieb befindliche Weststrecke des Kanals die Frage des Weiterbaues und ihrer finanziellen Tragweite bedeutend geklärter erscheinen läßt, als das jetzt möglich ist, und daß dann wieder einige Jahre verstrichen sind, in denen die Überwindung der landwirtschaftlichen Krisis am Ende des vergangenen Jahrhunderts wieder ein Stück vorgeschritten ist. Es war ein kluger Schachzug der Regierung, daß sie diesen Teil des Projektes ganz von der Tagesordnung verschwinden ließ und die Lösung ganz und gar der Zukunft anheimstellte.

Bekanntlich war die Beratung der neuen wasserwirtschaftlichen Vorlagen der Hauptgrund, weshalb das Abgeordnetenhaus im Sommer nicht, wie üblich, geschlossen, sondern vertagt wurde. Jetzt hat nun die Kommission ihre erste Lesung der Vorlagen beendet, und dabei ist mit 18 gegen 10 Stimmen auch das Kanalstück vom Rhein bis Hannover angenommen worden. Aber glatt ist die Sache keineswegs gegangen. Immer neue Widerstände waren zu beseitigen. Finanzielle Einwände schwerwiegender Art wurden erhoben, bis nach gewohnter Weise das Zentrum mit einem rettenden Kompromißantrag hervortrat. Der Abgeordnete Am Zehnhoff beantragte nämlich für die neu zu erbauenden Wasserstraßen die Einrichtung eines staatlichen Monopols für den Betrieb der Schleppschiffahrt. Der Antrag ist angenommen worden und hat dem ganzen Entwurf über die drohenden Klippen hinweggeholfen, denn es werden dadurch dem Staat aus den Wasserstraßen Einnahmen und Einflüsse gesichert, die sonst dem privaten Wettbewerb zugefallen sein würden. Freilich war es ein neues Zugeständnis an bisherige Gegner des Kanals und wurde daher von der Mehrzahl der Liberalen mit bitterem Groll aufgenommen. Ja, einzelne Blätter erklärten sogar, nun habe der ganze Kanal gar keinen Wert mehr.

Der Vorlage stehen also noch Schwierigkeiten genug bevor. Die extremen Agrarier eifern trotz aller Zugeständnisse in verbissenem Trotz gegen die verhaßte

Sache und suchen sie mit aller Anstrengung noch im letzten Augenblick zum Scheitern zu bringen; auch von den übrigen Konservativen und Freikonservativen entschließt sich die Mehrheit nur schwer zum Nachgeben. Und die Linke schmollt wegen des Schleppmonopols. Dennoch kann man wohl der Verhandlung im Plenum mit einiger Zuversicht entgegensehen; denn keine Partei darf es dahin kommen lassen, daß die Vorlage wirklich abgelehnt wird. Daß es die Liberalen trotz ihres Ärgers über die „Verstümmelung“ und „Verballhornisierung“ ihrer Lieblingsvorlage nicht dürfen, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Die Konservativen aber würden nicht minder einen schweren Fehler begehen, wenn sie sich nach solchem Entgegenkommen der Regierung, wie es ihnen glückliche Umstände beschert haben und so leicht nicht wieder bescheren werden, mit eben dieser Regierung ernstlich veruneinigten. Die Aussichten stehen also gut; ob die Wirklichkeit ihnen entsprechen wird, darüber werden wir bald zu berichten haben.

Neben den Arbeiten der Kommission kommen die des Plenums des Abgeordnetenhauses zur Zeit kaum in Betracht. Man hat sich mit kleineren Vorlagen und Interpellationen beschäftigt und dann auch eine Zeit lang ganz pausiert. Erwähnt sei von diesen Verhandlungen nur, daß endlich die schon im Sommer eingebrachte, jetzt von den Freisinnigen wiederholte Interpellation über den „Fall Mirbach“ erledigt wurde. Der Minister des Innern gab eine Erklärung ab, deren wesentlichen Inhalt er auch schon im Sommer hätte mitteilen können. Hätte er es getan, so wäre manche unnötige Erregung über den leidigen Fall vermieden worden. Die jetzige Interpellation konnte nur den Zweck haben, die Sache formell zum Abschluß zu bringen, soweit der Minister des Innern dabei in Frage kam. Leider wurde der durch die Entscheidung des Kaisers längst erledigte Fall aufs neue in höchst überflüssiger Weise breitgetreten, ein neues Zeichen für die traurige Zeitverschwendung, die in unseren Parlamenten getrieben wird.

In der lippischen Frage ist es den Bemühungen des Reichskanzlers gelungen, eine Einigung der streitenden Biesterfelder und Schaumburger über die Bestellung eines Schiedsgerichts herbeizuführen. Beide Parteien haben ihre früheren Anträge an den Bundesrat zurückgezogen. Damit fällt auch der Protestantrag von Schaumburg-Lippe gegen die einstweilige Übernahme der Regentschaft in Detmold durch den Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld. Die gegenwärtige Regentschaft wird also zwar nicht förmlich anerkannt, aber doch als Tatsache hingenommen, und diese Stellung hat auch der Bundesrat zu der Frage eingenommen. In nächster Zeit wird nun nach den getroffenen und vom Bundesrat genehmigten Vereinbarungen ein aus zwei Zivilsenaten des Reichsgerichts gebildetes Schiedsgericht zusammentreten, um die Frage endgültig zu entscheiden. Nach menschlicher Voraussicht sind jetzt alle Vorkehrungen getroffen, um eine Wiederkehr des Streites zu vermeiden. Es ist dies ein besonderes persönliches Verdienst des Grafen Bülow, der in diesem scheinbar kleinlichen und unbedeutenden Thronstreit sehr wohl eine Sache erkannt hat, die sowohl für die

Ausgestaltung des formalen Reichsrechts als auch für die Beziehungen zwischen der Reichsgewalt und dem allgemeinen deutschen Rechtsbewußtsein von größter Wichtigkeit ist.

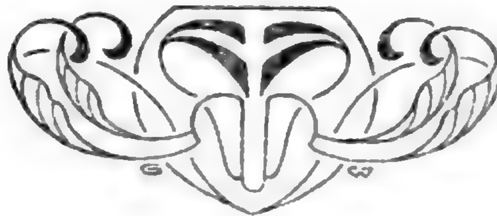
Von großer Bedeutung für die innere Entwicklung des Reichs können die Wandlungen werden, die sich in den süddeutschen Staaten teils bereits vollzogen haben, teils noch vorbereiten. Es handelt sich um Änderungen des Wahlrechts in den Einzelstaaten. Anläufe dazu werden auch in Preußen gemacht; den Landtag werden noch in dieser Tagung die von liberaler Seite gestellten Anträge beschäftigen. Indessen das Schicksal dieser Bewegung, die das Landtagswahlrecht mehr in der Richtung auf das Reichstagswahlrecht hin entwickeln möchte, ist noch sehr schwer zu übersehen. In Süddeutschland ist der Weg dieser Entwicklung bereits betreten worden. Das Großherzogtum Baden hat sein Landtagswahlrecht möglichst mit den Grundsätzen des Reichstagswahlrechts in Einklang gebracht. Hier ist die Einführung des allgemeinen, direkten, geheimen Wahlrechts auch für den Landtag vollendete Tatsache. Das ist nicht nur außerordentlich bezeichnend für die Art dieses politisch regsamsten unter den deutschen Stämmen, sondern auch bedeutungsvoll für das Reichstagswahlrecht, das in weiten politischen Kreisen mit ausgesprochenem Mißmut betrachtet wird. Zwar sind alle Versuche, dagegen Sturm zu laufen, bisher auf enge Privatkreise beschränkt geblieben und ergebnislos verlaufen, da wirkliche Politiker nicht daran denken werden, an diesem Recht zu rütteln. Aber die Meinung der Mehrheit geht doch wohl dahin, daß es nur deshalb unantastbar ist, weil sich bestimmte, geschichtlich geheiligte Vorstellungen damit verbinden, weil seine Korrektur nach allgemeinem Volksempfinden ein Zurück, eine Entrechtung, eine Zurücknahme eines Geschenks bedeuten würde und weil wir überdies nicht einmal mit einiger Sicherheit etwas Besseres an seine Stelle zu setzen vermöchten. Nicht aber liegt die Unantastbarkeit des Wahlrechts darin, daß es an sich gut und vernünftig ist. Und deshalb stehen viele auf dem Standpunkt, daß sie sich zwar im Reich dieses Wahlrecht aufrichtig und ehrlich gefallen lassen und Gegner jeder Änderung sind, aber sich doch sehr freuen, wenn die verfassungsmäßigen Einrichtungen des „engeren Vaterlandes“ ein gewisses Gegengewicht bieten und auf weniger demokratischer Grundlage ruhen. Wir wollen uns hier nicht in die schwierige Frage vertiefen, ob dieser Standpunkt zu billigen ist oder nicht. Bekanntlich hat das Königreich Sachsen sein Wahlrecht vor einigen Jahren „zurückrevidiert“, es dem preußischen Landtagswahlrecht näher geführt, indem es dabei das Dreiklassenwahlsystem mit einigen Milderungen seines plutokratischen Charakters zu Grunde legte. Die Gegner dieser Maßregel prophezeiten, dafür werde die Sozialdemokratie in Sachsen um so mehr Anhänger gewinnen, und die Reichstagswahlen würden es zeigen. Die Prophezeiung ist eingetroffen; Sachsen genießt die zweifelhafte Ehre, jetzt im Reichstage fast ganz sozialdemokratisch vertreten zu sein. Die Freunde der Wahlrechtsänderung aber meinen: das wäre auch ohnehin so gekommen; so habe Sachsen wenigstens den Vorteil, seine Landesangelegenheiten

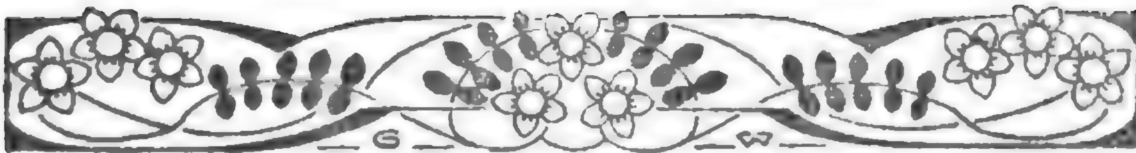
zu ordnen, ohne daß die Sozialdemokraten hineinreden können. Die Frage läßt sich, wie gesagt, nicht mit ein paar Worten zum Austrag bringen. Ich meine aber: wenn irgend eine Bewegung oder Parteirichtung — mag sie nun Sozialdemokratie oder anders heißen — im Lande und im Volke vorhanden ist, so muß sie auch in der Volksvertretung sein. Ein Wahlrecht, das das nicht leistet, ist an sich schlecht, auch wenn es unter den bis jetzt erdachten Wahlsystemen das relativ beste wäre. Nach meiner Ansicht besteht auch die Unvollkommenheit des allgemeinen direkten Wahlrechts nicht so sehr darin, daß es unter Umständen eine unbequeme und unfähige Kammer schafft, als vielmehr darin, daß es infolge der rein mechanisch räumlichen Abgrenzung der Wahlbezirke auch die beachtenswerten, zum Mitsprechen unbedingt berufenen Minderheiten unter Umständen politisch totschlägt. Nur ein Beispiel für viele: Hamburg, die erste See- und Handelsstadt des Reichs, eine der wenigen, in denen es überhaupt einen Stand von überseeischen Handelsherren in großem Stile gibt, ist durch drei Sozialdemokraten im Reichstage vertreten. Doch, um auf die Bedeutung und Bestimmung der Volksvertretung zurückzukommen, so handelt es sich doch nicht lediglich darum, eine möglichst geräuschlos und sicher arbeitende Gesetzgebungsmaschine zu haben. Dann täten wir ja viel besser, wir ließen die Gesetze durch eine Körperschaft von Vertrauensmännern votieren, die die Regierung selbst aus den Erfahrensten aller Berufsstände ernennen könnte, — etwa eine Körperschaft, wie sie der russische Reichsrat nach der ihm zu Grunde liegenden Idee sein soll, wenn auch freilich nicht ist. Gewiß, wir könnten mit dem seligen Herrn v. Meyer-Arnswalde sagen: „Es geht auch so". Aber wir wollen doch die Staatsform, die wir von Rechtswegen haben, ihrem sittlichen Inhalte entsprechend verwirklichen, d. h. wir wollen, daß das Volk der Verfassung gemäß zur redlichen und ernsthaften Mitarbeit und Mitverantwortung für seine Geschicke herangezogen wird. Und darum soll es sein Schicksal nicht davon abhängig machen, was von denen beschlossen wird, die seine Führer für die Berufensten und Geeignetsten halten, sondern es soll in Fragen der Gesetzgebung gehört werden, was an bedeutungsvollen Kräften, Wünschen und Bedürfnissen sich im Volke regt. Wenn weite Kreise des Volks in die Irre gehen, so ist es nicht damit getan, daß man sie an der Stelle, wo über das Wohl und Wehe des Volks verhandelt wird, als nicht vorhanden betrachtet. Es muß vielmehr gerade die Gefahr nahe gerückt werden, daß diese Irrtümer auch in der Gesetzgebung ihren Ausdruck finden könnten, damit allen staatserhaltenden Elementen die Anstrengung und die Verantwortung auferlegt wird, ohne die ein moderner Verfassungsstaat nicht auf der Höhe erhalten werden kann. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch den vielleicht nicht unbedenklichen, aber tapferen Schritt der badischen Wahlreform vorläufig betrachten müssen.

Nur hinweisen wollen wir diesmal darauf, daß die bevorstehenden Wahlen in Bayern auch dort über die geplante, kürzlich aber unter für die Regierung so kompromittierenden Umständen gescheiterten Wahlreform entscheiden werden. Hier haben wir den Fall, daß die Einführung des allgemeinen, direkten Wahl-

rechts nur den Vorwand abgibt, um jene „Wahlkreisgeometrie“ in Wirksamkeit treten zu lassen, die in der Form eines freiheitlichen Wahlrechts unbequeme Minderheiten beiseite schaffen hilft. Es ist nicht die sonst wohl übliche Furcht vor dem Radikalismus, die den Plan der neuen Wahlkreiseinteilung zu stande gebracht hat, sondern der Umstand, daß der Ultramontanismus in Bayern Trumpf ist. Einem Ministerium, das so getreulich den Winken des bayerischen Zentrums, auch wenn sie in der Form der zügellosesten Demagogie erteilt werden, Folge leistet, wie das des Herrn v. Podewils, kann man es nachfühlen, daß es gern freie Bahn haben möchte und daher alles tut, um die Herrschaft des Zentrums noch fester und klarer zu begründen. Bezeichnend ist, daß die ultramontanen Stützen der bayerischen Regierung soeben erst wieder ihr Wahlkartell mit der Sozialdemokratie erneuert haben; die roten Genossen sind gern darauf eingegangen, denn, wenn der bayerische Liberalismus gründlich an die Wand gedrückt ist, fällt wohl auch für sie noch etwas ab.

In einem anderen Stadium befinden sich die Wahlrechtsfragen in Württemberg. Hier ist der Wahlgesetzentwurf, der das allgemeine, direkte Wahlrecht einführen soll, noch zu erwarten, aber die Thronrede, mit der vor kurzem der Landtag eröffnet wurde, hat ihn bereits bestimmt angekündigt. Wir erwähnen das hier nur kurz, um zu zeigen, wie die Bewegung zur Reform des Landtagswahlrechts in ganz Süddeutschland dicht vor ihrem Ziele steht. Später wird sich Gelegenheit finden, auf den Stand der Sache zurückzukommen.





Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

I.

(F. von Saar, Camera obscura. — Adolf Wilbrandt, Fesseln. — W. Jensen, Vor drei Menschenaltern. — E. von Wildenbruch, Semiramis.)

Der bekannte Literaturhistoriker Adolf Stern erzählt: „Es war im Sommer des Jahres 1855, daß Hebbel für einige Tage in Leipzig verweilte und mehrere der dort lebenden Schriftsteller persönlich aufsuchte. Bei einem Besuche, den er einem damals in Leipzig lebenden Schriftsteller abstattete, erblickte ich den Dichter, da ich zufällig anwesend war, zum erstenmal. Hebbel kam in Begleitung zweier literarischen Bekannten, ich wurde ihm flüchtig vorgestellt und verhielt mich, als Achtzehnjähriger, während des ganzen folgenden Gesprächs schweigsam. Aber um so besser vermochte ich der Unterhaltung zu lauschen, die sich, von Hebbels kurz vorher publizierter „Agnes Bernauer“ ausgehend, über alle möglichen „Novitäten“ der Literatur erstreckte. Und um so mehr fiel mir der mächtige Unterschied in der Anschauungs- und Sprachweise Hebbels gegenüber den übrigen Anwesenden auf; die anderen plauderten über die verschiedensten Bücher, bestimmten mit wenigen Worten und großenteils ganz unbekümmert um den Inhalt, den literarischen Marktwert derselben und deuteten kurz an, welcher Büchergruppe dieses oder jenes Werk hinzugerechnet werden müsse. So oft Hebbel das Wort nahm, veränderte sich der Gegenstand des Gespräches, es tat sich jedesmal der ganze große Hintergrund auf, den die literarischen Novitäten hatten oder doch haben sollten. Überall war in seinen Urteilen Zusammenhang mit dem realen Leben, der Fülle seiner Erscheinungen, ein Rückbezug auf das menschliche Dasein, die menschlichen Schicksale, ein beständiges Erinnern an die Mannigfaltigkeit der Empfindungen; seine innere Welt hob sich gleichsam leuchtend von der der Anwesenden ab, soweit letztere durch das Gespräch enthüllt werden konnte. Mit großer Höflichkeit hörte Hebbel jederzeit die Ansichten der übrigen an, seine ersten Antworten klangen fast zustimmend, bestätigend, und doch gab er mit ihnen jedesmal dem Gespräch die Wendung, welche zum eigentlichen Kern und Inhalt des besprochenen Gegenstandes führte. Beinahe komisch wirkte auf mich die Beobachtung, daß die Plaudernden die feine Ironie, welche in diesen fortwährenden Bezügen auf die Hauptsache, dem fortwährenden Ausblick aus der

Bücherfabrik in die lebendige Menschenwelt lag, kaum merkten. Mir war, als ob jede Äußerung Hebbels ein Fenster in die große freie Welt hinaus aufrisse, welche hier über den Nebendingen des Handwerks vergessen werde. Ich fühlte, unreif, wie ich war, doch mit klopfendem Herzen die Macht einer Dichternatur, welche nie vergaß, woraus alle Dichtung erwachsen sei, und worauf sie endlich wieder abziele.“

Ich brauche wohl kaum auseinanderzusetzen, weshalb ich diese Erzählung an die Spitze der Literaturbetrachtungen stelle, die von mir in dieser Zeitschrift erscheinen sollen. O nein, ich bin kein Hebbel, bin keine gewaltige Dichternatur, der der ganze große Lebenshintergrund aller Literatur jederzeit gegenwärtig ist. Aber das Ideal der Kritik, das sich in der Erzählung Sterns von Hebbel auftut, muß, meine ich, jeder Kritiker immer vor Augen haben, er muß wenigstens streben, den Ausblick aus der Bücherfabrik in die lebendige Menschenwelt fortwährend offen zu halten, hinter den Büchern die Menschen, gestaltende und gestaltete, zu sehen. Das ist zumal in unserer Zeit nicht so leicht: Ganz ungeheuer ist in den letzten Jahrzehnten die Produktion angeschwollen, und die Literatur führt scheinbar ein Dasein für sich, Dichter werden erhoben und Dichter werden gestürzt, Richtungen und Moden kommen und gehen — zuletzt scheint alles nur ein Spiel, das deutsche Volk hat andere Dinge zu tun, als sich um die Hervorbringungen seiner Dichter und solcher, die es sein möchten, zu kümmern. So scheint es; in Wirklichkeit aber war vielleicht der Zusammenhang zwischen Literatur und Leben nie so eng wie jetzt. Obschon die großen Dichter uns jedenfalls fehlen, kommt doch das Leben von heute sicherlich vollständiger in die Bücher hinein als in irgend einer früheren Zeit, die wenigen Augen, die alles schauen, sind durch Tausende von Augen, die jedes das Seinige schauen, ersetzt, und das Ergebnis ist, daß zwar vielleicht nicht der große Herzschlag des Lebens der Gegenwart, sein tiefstes Wesen, aber doch jedes Nervenzucken und jede äußere Regung Darstellung findet. Darum ist denn auch die sorgfältige Betrachtung der Literatur wichtiger als je. Nicht nur jedoch, daß das Leben in die Bücher hineinkommt, auch die Rückwirkung der Bücher auf das Leben ist heute weit stärker, als man denkt. Mag der moderne Mensch im allgemeinen ganz andere Aufgaben verfolgen, als sich in der Welt der Bücher heimisch zu machen, mag das Buch in seinem Leben immer nur ein scheinbar sehr gleichgültiges Nebenbei sein, doch wird er, ohne daß er es weiß, von ihm aufs stärkste beeinflußt, oft sogar, ohne daß er es selber gelesen hat: die geistige und sittliche Atmosphäre der Zeit kommt eben aus dem Buch (und vom Theater) ins Leben zurück, jede Strömung hat durch das Buch, die literarische Fixierung, an Intensität dermaßen gewonnen, daß sie sich über die weitesten Kreise verbreiten, die volle Herrschaft erlangen kann. Es ist, um ein packendes Beispiel zu geben, zweifellos ein Zusammenhang zwischen der abnehmenden Geburtenziffer im Deutschen Reiche und dem Anwachsen der unsittlichen Literatur, ja, wenn in Berlin vom Jahre 1876 bis heute die Geburtsziffer von 47,2 pro Tausend auf 25,7 gesunken ist — eine Tatsache, die jedes deutsche Herz

mit Entsetzen erfüllen muß — so liegt das auch mit daran, daß Berlin die Hauptstadt einer bestimmten Literatur ist, die Ansteckungsgift in fast jede Familie hineinträgt. Wir wollen also bei unseren Literaturbetrachtungen nie vergessen, daß die Literatur aus dem Leben kommt und wieder ins Leben geht, der Gesichtspunkt der nationalen Gesundheit soll — notgedrungen in unserer Zeit — für uns der letzte und höchste sein. Freilich, einem nationalen Chauvinismus, der ja übrigens auch nicht in der deutschen Natur liegt, dürfen wir dabei ebensowenig verfallen wie einem übertriebenen sittlichen Rigorismus, die Überschrift „Bücher und Menschen" soll uns nicht bloß daran erinnern, daß wir aus der Bücherfabrik in die lebendige Menschenwelt hinein müssen, sondern auch daran, daß Dichter und Schriftsteller Menschen sind, daß keiner von uns vollkommen ist. Wir wollen die gestalteten Menschen richtig zu schauen und dabei auch den gestaltenden Menschen zu erkennen versuchen, soweit er uns als Vertreter seines Volkes und seiner Zeit angeht — das und nichts anderes ist ja auch die Aufgabe aller Kritik. Dabei kann sie natürlich auch sagen, welche Bücher angenehm und nützlich zu lesen sind; die kommenden Leute, Modegrößen zu entdecken und sie dem Publikum zu „suggerieren", soll sie sich aber nicht beikommen lassen.

So will ich diese meine literarischen Übersichten denn auch mit Büchern von Dichtern beginnen, die — die Dichter — seit langem da, darum freilich noch keineswegs überwunden sind. Schaut man hinter der Bücherfabrik wirklich die Menschenwelt, so weiß man auch, daß das heutige Literaturwesen, das alle paar Jahre neue Größen braucht und, wenn sie nicht vorhanden sind, sie einfach künstlich schafft, nicht in der Natur der Dinge begründet ist, daß nach wie vor ein Menschenalter dreißig Jahre dauert und nur nach Verlauf eines solchen eine wirkliche Ablösung der Geschlechter eintritt, ja, daß bedeutende Erscheinungen nicht ohne weiteres abgelöst werden, oft ein volles Menschenalter brauchen, ehe sie sich überhaupt nur durchsetzen. Zu diesen Erscheinungen gehört beispielsweise der Österreicher Ferdinand von Saar, der im vorigen Jahre seinen siebzigsten Geburtstag feierte und doch erst für einen kleinen Teil unseres literarischen Publikums lebt, obwohl er für alle, die deutsche Kunst angeht, leben sollte. Ich habe ihn auf Grund seines Hauptwerkes, seiner „Novellen aus Österreich" den österreichischen Storm genannt, und in der Tat erinnert er durch den starken Stimmungsgehalt seiner Novellen an diesen Norddeutschen. Er ist jedoch moderner, „lebensunmittelbarer", wie man das Wort „modern" hier übersetzen müßte, und wer seinen späteren, soeben in zweiter Auflage erschienenen Novellenband „Camera obscura" (Verlag von Georg Weiß in Kassel) liest, dem wird leicht einer der allermodernsten Geister unserer Zeit, der allerdings schon hinweggeschwunden ist, Guy de Maupassant einfallen, seine kleinen Geschichten werden dem Leser einfallen, die ein Stück Leben blitzartig erhellen, so einfach, selbstverständlich und dabei oft so häßlich und grausam sind. Eine Beeinflussung Saars durch Maupassant darf man nicht annehmen, das verbieten die „Novellen aus Österreich", der deutsche Dichter ist selbständig zu seinen Geschichten, die ihren düsteren Titel mit Recht

führen, gekommen, es fehlt auch das Pikante, das der Franzose hat, die Behandlung ist schlichter, fast unbeholfener — aber der Lebensgehalt ist beim Deutschen eher noch größer und der Eindruck darum stärker: „So ist das Leben!" muß jeder ernste Leser beim Schluß jeder Geschichte rufen. Ich will sie hier nicht einzeln charakterisieren: fast in jeder ist perduta gente, wie der Italiener sagt, sind verkommene Existenzen, und der Dichter verschont uns mit sozialen Anklagen und Erklärungen, sittlicher Entrüstung, auch mit wohlfeiler Rührung, er ist weiter nichts als objektiver Darsteller. Wer zu lesen versteht, spürt freilich doch das Dichterherz, die tiefe Ergriffenheit, die Saar zwang, gerade diese Gestalten emporzurufen, und stößt sich am Häßlichen nicht. Die letzte der Geschichten „Dissonanzen", übrigens nur eine Skizze, läßt auch Saars Humor hervortreten, einen feinen, überlegenen Humor, der mit Situationen wirkt, und man erkennt aus ihr, aus einem Dialog über Volksbildung, welch ein moderner Geist der jetzt siebzigjährige Dichter ist.

Von Ferdinand von Saar zu Adolf Wilbrandt ist äußerlich nur ein kleiner Schritt: Bekanntlich hat Wilbrandt sehr lange in Österreich, als Burgtheaterdirektor in Wien, gelebt, und seine Romane spielen daher zu einem guten Teile auf österreichischem Boden. Auch der neueste „Fesseln" (Stuttgart, Cotta) tut dies. Man soll die Wilbrandtschen Romane im allgemeinen nicht unterschätzen: Sie bedeuten etwas in der Zeit und für die Zeit — hervortretend, als sich die jüngere Generation in den extremen Naturalismus verloren hatte und wesentlich nur noch Notstandsbilder aus den unteren Klassen oder — noch schlimmer — Verfallsbilder aus der Halbwelt gab, taten sie fast alle dar, daß noch etwas wie eine geistige Atmosphäre im deutschen Leben vorhanden sei, packten sie die höheren Probleme zum Teil mit entschiedenem Glück an und spiegelten natürlich auch größere Breiten des deutschen Lebens, spiegelten sie farbig, interessant. Freilich, Wilbrandt hat dann zuviel geschrieben, seit 1890 etwa 20 Bände Romane und Novellen, und so sind seine Werke ungleich; auch ist er bis zu einem gewissen Grade immer der Münchener Dichter geblieben, die eigentümliche künstliche Kunst-Atmosphäre, die das Münchnertum verleiht, hat er auch in seinen besten Werken nicht überwinden können, und innerlich ist von Ferdinand von Saar, dem bedeutenden unmittelbaren Lebenserfasser, zu Wilbrandt denn allerdings ein großer Schritt. Der Roman „Fesseln" gehört zu den besseren Wilbrandts: Er gibt ein lebensvolles Bild aus dem Österreich der siebziger Jahre, dem Wien Hans Makarts, und fesselt auch durch die menschlichen Verhältnisse, die er darstellt. Freilich ist es ein Ehebruchroman: Ein junger holsteinischer Künstler gerät in ein Verhältnis mit einer Dame aus der hohen Aristokratie, die zwar nicht ohne ihn leben, aber ihre gesellschaftliche Existenz nicht seinetwegen aufgeben kann; er fühlt, daß das Verhältnis ihn zu grunde richten wird, und sucht sich ihm durch die Wiederanknüpfung mit einer gleichfalls verheirateten Jugendfreundin zu entziehen, kommt dadurch aber in eines der für Wilbrandt charakteristischen Doppelverhältnisse, aus dem er zuletzt keinen Ausweg mehr sieht als den Tod.

Daneben ist noch die Ehe zwischen einem jungen Diplomaten und einer ehemaligen Tänzerin, einer echten Wienerin, dargestellt, die gleichfalls einen schlechten Ausgang nimmt, weiter noch das glücklich auslaufende Verhältnis zweier vorurteilsloser Aristokraten — man sieht, an Spannung fehlt es nicht. Der Roman ist aber fein gearbeitet, manches, wie das Freundschaftsverhältnis des Künstlers und des Diplomaten außerordentlich zart und schön gestaltet. Doch aber ist auch „Münchnertum" da: daß der Künstler mit seiner Jugendfreundin in oder doch bei einer von ihm gebauten, als außerordentlich weihevoll geschilderten Kapelle und gar nach einem Harmoniumvortrag eine Liebesszene hat, berührt ganz außerordentlich peinlich, und überhaupt ist der Held, der nach Wien verschlagene holsteinische Künstler von der schwächlich-dekadenten Art, die wir nicht mehr leicht ertragen, da wir uns wahrhaftes Künstlertum ohne starke Persönlichkeit nicht gut denken können. Weiter noch: So sicher der Roman auch ein wertvoller Beitrag zur Charakteristik des Österreichs von gestern ist, das Typische tritt doch nicht genugsam hervor — gerade in den siebziger Jahren, in der Makartzeit liegen zweifellos die Ursachen des heutigen vollkommenen Verfalls, Wilbrandt sieht das jedoch nur halb, er klagt die beschränkte Aristokratie an, aber er sagt vom liberalen Judentum nichts und versäumt keine Gelegenheit, die goldensten Lichter über die österreichische Kunst- und Komödiantenherrlichkeit fallen zu lassen, obschon doch in dem Wiener Komödiantentum und dem, was damit zusammenhängt, sicher auch eine Wurzel der österreichischen Schwäche und Verkommenheit steckt. Kurz, wir hätten das Zeitbild „größer" gewünscht, das wäre dann auch dem eigentlichen Roman zu gute gekommen. Aber da müßte der Verfasser eben größer sein. Ein interessantes, ein liebenswürdiges Buch bleiben die „Fesseln" auf alle Fälle.

Auch Wilhelm Jensen ist ein Münchener Dichter, wenigstens im weiteren Sinne, und wie Adolf Wilbrandt ist er im letzten Jahrzehnt — wie freilich auch schon früher — ungemein fruchtbar gewesen; es mögen seit 1890 dreißig Bände und darüber von ihm erschienen sein. Aber merkwürdig: Während sich Wilbrandt dem modernen Leben, dem Leben überhaupt immer mehr nähert, wird Jensen immer lebensfremder, und gleichzeitig bildet sich bei ihm immer mehr eine darstellerische Manier heraus, die, wenn nicht alle, doch manche seiner späteren Werke fast unlesbar macht. Die Erklärung dieser Erscheinung ist nicht leicht, es liegt in der Tat so etwas wie ein Problem Jensen vor, dem wir vielleicht später einmal nahe treten. Für heute mag es genügen zu sagen, daß die Stimmung, auf die das dichterische Schaffen Jensens von vornherein gestellt war, sich in seinen späteren Werken gleichsam selbständig gemacht hat, selbstherrlich geworden ist und nun, ganz unbekümmert um die Wirklichkeit, phantastische Welten aufbaut, die ebenso gut auf dem Monde wie auf der Erde liegen können, dies aber nicht mit poetischer Freiheit, sondern im Banne einer bestimmten Konvention, kindisch-traumhaft-fremdartig, möchte ich sagen, tut. Mancher der Helden dieser späteren Jensenschen Romane macht geradezu den Eindruck eines Simpels und wenn ihn

dann der Dichter auch nach und nach erwachen und leidlich „vernünftig“ werden läßt, immer bleibt doch ein Rest des Fremdartigen, der sich beispielsweise auch darin ausspricht, daß kaum ein natürliches menschliches Zwiegespräch geführt wird, alles halb mit, halb ohne Sinn herauskommt und daneben voll geheimnisvoller Beziehungen steckt. So griff ich auch zu dem neuesten Romane Jensens, der „Vor drei Menschenaltern“ betitelt ist (Dresden, Karl Reißner), nicht gerade mit besonderen Erwartungen, und der Eingang, der uns Professoren der Kieler Universität aus dem Jahre 1791 vorführt, die ungefähr so sprechen und sich so gehaben, wie es ihre Standesgenossen vielleicht hundert Jahre früher, wahrscheinlich aber deutsche Professoren nie getan haben, war nicht eben geeignet, mich zum Weiterlesen einzuladen. Dennoch tat ich es und bin wenigstens in mancher Beziehung für meine Geduld belohnt worden. Zwar ist auch der Held dieses Romans, ein Student der Theologie namens Morhof, der dann Naturforscher wird, weltfremd genug, und ganz wach wird er auch später eigentlich nicht, weiter ist die Erfindung, daß ein holsteinischer Graf jener Zeit seine Tochter als Gemahlin des Herzogs Louis Philipp von Chartres, des späteren Königs Louis Philipp, anbringen will, sehr unwahrscheinlich, die Schilderung der Emigranten, die in jener Zeit zu Ploen in Holstein lebten, für den Kenner von Jensens Werken überhaupt nur eine Wiederholung. Dennoch, trotz aller Seltsamkeiten steckt in der Schilderung des nur drei kurze Tage dauernden Liebeslebens jenes Studenten und der holsteinischen Komtesse, das sich meist auf botanischen Wanderungen abspielt, große Stimmungskraft und auch der Schluß, das Wiedersehen nach einem halben Jahrhundert, ist poetisch tüchtig, voll jener kräftigen Resignation, die dem ernsten Leser den mangelnden guten Ausgang mehr als ersetzt. Wenn sich Jensen nur das literarische Gemälde, das er auch geben zu müssen glaubte, erspart hätte! Gewiß, dieses Holstein zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte ein eigentümliches literarisches Leben, Klopstock, Stolberg, Gerstenberg, Voß, Claudius und noch manche andere Gestalten, auch der damals geistig sehr rege Adel könnten recht wohl in den Mittelpunkt eines kulturhistorischen Romans treten, der, wenn man das Universitätsleben des kleinen Kiel und meinetwegen auch die Emigrantenwirtschaft hinzunähme, außerordentlich fesselnd sein würde. Aber einen solchen Roman zu schreiben ist Wilhelm Jensen freilich nicht der Mann, dazu fehlt ihm ganz einfach schon die Hingabe an den Stoff, die zunächst einmal notwendig ist. Was er in „Vor drei Menschenaltern“ Kultur- und Literaturhistorisches gegeben hat, ist denn auch weiter nichts als Karikatur, und wir haben wohl das Recht zu fragen, wie Wilhelm Jensen dazu kommt, uns Dichter wie Klopstock, Gerstenberg, Stolberg zu „vereteln“. Daß Klopstock eitel war, ist bekannt, aber ich denke, man könnte es den Literaturforschern wie Erich Schmidt überlassen, diese Eitelkeit lächerlich zu machen, für uns Dichter ist Klopstock keine lächerliche Person, sondern der Begründer der neueren deutschen Dichtung, ein wackerer deutscher Patriot, ein freiheitliebender stolzer Mann — wie kommt Jensen dazu,

frage ich, ihn in gewöhnlichster Weise über seine Dichter-Kollegen schimpfen zu lassen und ihn als gehorsamen Diener der Aristokratie hinzustellen, ihn, der Maria Theresia besang, „weil sie die Menschlichste war“ und den Beginn der französischen Revolution begeistert begrüßte, mochte er sich dann auch von ihrem „Schrecken“ schaudernd abwenden? Noch schlechter als Klopstock wird Stolberg behandelt — er ist mein Mann auch nicht, aber daß ihn wahrhafte seelische Bedrängnis zur katholischen Kirche getrieben, können auch wir Protestanten immerhin annehmen. Weshalb Gerstenberg endlich „mitgenommen“ wird, ist erst recht nicht zu begreifen; daß Jensen von ihm wenig weiß, geht schon daraus hervor, daß er von seinen Skaldengesängen redet, während Gerstenberg nur ein „Gedicht eines Skalden“ verfaßt hat. Der volle Sonnenstrahl der Jensenschen Gnade fällt auf den schlichten bürgerlichen Johann Heinrich Voß, aber auch nicht eben zu dessen Heil; denn daß Voß mit dem folgenden Epigramme:

„Mein Vater war ein Reichsbaron
Und Ihrer war — ich meine — —
So niedrig, daß mein Herr Baron,
Ich glaube, wären Sie sein Sohn,
Sie hüteten die Schweine“

daß Voß mit diesem Epigramme von einem holsteinischen Grafen, dessen Gast er bis dahin gewesen war und dessen Tochter ihn warm verehrte, Abschied hätte nehmen können, glaube wer kann. Was soll überhaupt das Pochen auf das Bürgerliche, das den Roman entstellt? Aber Jensen ist überhaupt leider nicht mit seinem Volke fortgeschritten, — an einer späteren Stelle heißt es nach Erwähnung von Goethe und Schiller: „Und seltsam begann ein in Düsseldorf zur Welt gekommener Kaufmannssohn in völlig anderer Tonart mit jenen beiden Unsterblichen zu wetteifern, eine Stimme der neugewordenen Zeit, fremdartig und tändelnden Klanges, von der kaum noch jemand ahnte, daß auch sie einem großen unvergänglichen Dichter der Zukunft angehöre.“ Man nennt jetzt in Deutschland Heine nicht mehr in einem Atem mit Goethe und Schiller, die Zeiten sind vorüber.

Aus der Jensenschen Traumwelt, in die, wie ich ausdrücklich wiederholen will, auch manch hübsche und feine Stimmung eingesponnen ist, führt uns dann Ernst von Wildenbruch resolut in die unmittelbare Gegenwart. Sein neuestes erzählerisches Werk heißt „Semiramis“ (Berlin, Grote), spielt in Berlin, führt durchaus moderne Menschen vor und löst die Aufgabe, die es sich stellt, in durchaus befriedigender Weise. Eine kraftvolle Frauennatur, das ist der Inhalt, hat sich zur Leiterin und Besitzerin einer großen Frauenzeitung aufgeschwungen, nun sie auf der Höhe ist, regt sich ihr Herz oder besser regen sich ihre Sinne, und sie trifft auch auf den jungen Mann, einen angeblichen Dichter, der sie bestrickt; ehe sie sich ihm aber hingibt, erkennt sie, eine vornehme Natur, wie sie ist, seine Gemeinheit und wird die Retterin seiner von ihm verlassenen Frau, in der eine bedeutende kunstgewerbliche Künstlerin steckt. Das ist also eine verhältnismäßig einfache Geschichte, und Wildenbruch hat sie psychologisch

konsequent in verhältnismäßig wenig Situationen durchgeführt. Daß das sinnliche Element nicht fehlt, ist bei dem Stoffe selbstverständlich, ja bei Wildenbruch nimmt es, wie ja auch schon in früheren Erzählungen, sehr oft einen gleichsam „animalischen“ Charakter an, aber das ist kein Unglück, da es so nur umsoweniger verführerisch wirkt, und im Ganzen ist die „Semiramis“ zweifellos ein durchaus moralisches Buch, ja, ein Buch fast mit Tendenz gegen die Decadence. Ein unglaublicher Gegensatz zu Wilbrands „Fesseln“, und nicht bloß in der Totalität, sondern auch im einzelnen: Eigentlich erzählen kann Wildenbruch nicht, er gibt sein Detail fast immer dramatisch, Stimmung, feinere wenigstens, bringt er auch nicht heraus, im Ausdruck ist ihm stets das Stärkste („Und während er so in Behagen plätscherte, saß die Frau wie über einem glühenden Rost und verkohlte bei lebendigem Leibe“) gerade recht. Aber er wirkt, man folgt der Darstellung, die in der Hauptsache etwas wie ein Duell zwischen Mann und Weib ist, mit größtem Interesse. Vielleicht sagt die reinliterarische Kritik, daß das Buch an und für sich nicht viel bedeute — nein, es ist kein großartiges, aber ein tapferes Werk und läßt auch in die Seele seines Dichters, der in dem „Helden“ Edgar Martisius unzweifelhaft den literarischen Typus dargestellt hat, den er haßt, einen tiefen Blick tun.

II.

(Heinrich Sohnrey, Der Bruderhof. — Diedrich Speckmann, Heidjers Heimkehr. — Karl Söhle, Schummerstunde. — Ernst Zahn, Die Clari-Marie.)

Das Wort „Heimatkunst“ gebrauche ich immer mit großem Vergnügen — nicht, weil ich es vielleicht „erfunden“ habe, auch nicht, weil die Sache, die es bezeichnet, „trotz alledem“ gesiegt hat, sondern weil es noch immer wie ein rotes Tuch auf den Stier auf gewisse Literatenkreise wirkt und weil auch die deutschen Kreise, die es im eigensten Interesse mit jenen nicht zu verderben wagten, das Wort immer nur mit äußerster Vorsicht („sogenannte“ Heimatkunst), ja mit einer gewissen Verschämtheit angewandt haben. Es war geradezu das Schiboleth im letzten Jahrzehnt, an dem man die Ganzdeutschen, die Halbdeutschen und die Undeutschen unserer Literatur mit Sicherheit erkennen konnte. Ich kann und will hier keine Geschichte der Entwicklung der Heimatkunst geben, will nur kurz bemerken, daß sie Naturalismus und Symbolismus Ende der neunziger Jahre vorigen Jahrhunderts mit Notwendigkeit ablöste, daß sie nach den internationalen „Richtungen“ ganz einfach die Einkehr ins deutsche Volkstum und keine Richtung war, will vor allen Dingen alle nicht gerade mitten im literarischen Leben stehenden Deutschen auffordern, einem Schriftsteller, der über Heimatkunst spricht, kein Wort zu glauben, ehe sie sich den Mann ganz genau angesehen haben. Was ist nicht alles über die Heimatkunst zurechtgelogen worden, wie hat man ihre Bestrebungen entstellt, ihre Vertreter heruntergemacht! Selbst ganz gescheite und nicht völlig mißwollende Kritiker brachten Behauptungen auf, wie „daß die Parole Heimatkunst nur in der Großstadt (und vielleicht aus

einer gewissen seelischen Katerstimmung heraus) entstehen konnte", daß die Heimatkunst von Berlin ausgegangen sei und die Führer der Bewegung in Berlin gelebt hätten — was alles geradezu eine Torheit ist! Ja, wenn man den allerdings in Berlin zuerst erhobenen Ruf „Los von Berlin" mit der Heimatkunst verkoppeln dürfte! Aber als er erscholl, da gab es schon überall in Deutschland Dichter, die anstatt Schlagworte zu prägen, Heimatkunst schufen. Ja stellenweise, in Schleswig-Holstein, in Hannover und den angrenzenden niedersächsischen Gebieten, in Österreich, in der Schweiz hatten sich schon ganze Gruppen von „Heimatdichtern" gebildet, mit denen sich die Literaturgeschichte später einmal eingehend zu befassen haben wird. Ich nenne zum Beweise nur die Schleswig-Holsteiner: Timm Kröger, Friedrich Jakobsen, Charlotte Niese, Luise Schenck, Gustav Frenssen, Johannes Dose, Johannes Kruse, Helene Voigt-Diederichs (als Verfasser historischer Romane gehöre ich auch dazu), und die bekanntesten Jungschweizer J. C. Heer, Adolf Vögtlin, Jakob Boßhart, Meinrad Lienert und Ernst Zahn. Wo bleibt da Berlin?

Im übrigen kann man recht wohl in Berlin wohnen und doch mit allen Seelenfasern in seiner Heimat wurzeln, also ein rechter Heimatkünstler sein. Das beweist Heinrich Sohnrey, der noch immer im Südhannoverschen, zwischen Göttingen und Hildesheim zu Hause ist und, solange er nun auch schon bei Berlin wohnt, schwerlich je ein Berliner werden wird. Es ist über diesen Dichter das Wort gefallen, daß man nach seinen Dorfgeschichten Bauern und Landleben so wenig beurteilen dürfe wie nach Grützners Bildern Mönche und Klosterleben; das einzelne sei wohl wahr, aber der Zusammenklang all der einzelnen Wahrheiten ergäbe keine allgemeine Wahrheit. Da offenbart sich denn allerdings eine hübsche ästhetische Konfusion! Was die einzelnen Wahrheiten, genauer, die wahren Einzelzüge zum Bilde zusammenfügt, ist ja doch wohl die Seele des Dichters, und es geschieht der Natur des Dichters gemäß, also muß doch unter allen Umständen ein subjektiv-wahres Gesamtbild entstehen! Spricht man diesem die „allgemeine" Wahrheit ab, so ist das einfach zum Lachen, der Dichter soll ja doch sein Weltbild geben, und auch der größte, selbst Goethe hat nicht mehr getan — oder kann man sich den „Werther" nicht vielleicht auch naturalistisch denken und würde er da eine höhere oder allgemeinere Wahrheit haben? Allgemeine Wahrheit gibt es also in der Dichtung gar nicht, die gibt es nur in der Wissenschaft — freilich, es gibt eine unehrliche, verschönernde oder verdüsternde Kunst oder vielmehr Mache, aber die geht uns hier bei Sohnrey ja doch wohl nichts an, an seiner Ehrlichkeit wird ja wohl niemand zweifeln. Die Wahrheit ist: er stellt das bäuerliche Leben dar, wie es ihm in der Erinnerung seiner Jugend erscheint, er läßt vielleicht manches häßliche weg, er idealisiert vielleicht sogar ein wenig, aber doch zweifellos immer seiner dichterischen Natur gemäß — und selbst, wenn er als „Philanthrop, Kulturmensch, Bauernfreund" pädagogische und soziale Tendenzen in seine Werke hineinbrächte, so wäre das sein gutes Recht, solange er nicht bewußt das Leben auf diese Tendenzen hin fälschte. Das wird ja aber

wohl niemand zu behaupten wagen. Eine voraussetzungslose Kritik hat sich an die vorhandene Fähigkeit der Menschen- und Lebensgestaltung zu halten, und es muß ihr zunächst ganz gleich sein, ob der Jugendschein über dieser liegt oder der schärfere, realistische Blick des Mannesalters die dargestellte Welt erschaut hat — wer zuletzt recht hat, der Mann oder der Jüngling und das Kind, ist ja überhaupt nicht einmal auszumachen, auf die schauende und die gestaltende Kraft aber kommt es an. Auch ich halte Heinrich Sohnrey nicht für einen großen Dichter — er wird es selber gleichfalls nicht tun —, ich weiß sehr wohl, daß er, rein literarisch gesehen, zwischen der alten Dorfgeschichte und der neuen Heimatkunst in der Mitte steht, aber, abgesehen von seiner volkspädagogischen Bedeutung, hat er doch auch eine dichterische, vor allem als Erzähler. Das wird jeder zugeben müssen, der sein neuestes Werk den „Bruderhof" (Berlin, Martin Warneck) ohne Voreingenommenheit liest. Es ist die Geschichte der beiden feindlichen Brüder, die von Esau und Jakob, die in der Weltliteratur und in der Dorfgeschichte so oft behandelt worden ist; der stattliche und gewitzigte Martin Ölkers schnappt seinem unbeholfenen älteren Bruder Steffen die „Vermeierung" mit dem väterlichen Hofe — wir sind in den vierziger Jahren, wo im Hannoverschen der Boden zum Teil noch nicht frei war — und auch die Braut weg. Eine höchst einfache Geschichte, die sich in der Hauptsache zwischen fünf Personen abspielt — aber diese fünf Personen sind alle etwas geworden, vor allem der nicht sehr helle Steffen ist vortrefflich gelungen, weiter ist das Milieu, zwei Häuser diesseits und jenseits des Despebaches, sehr stimmungsvoll, endlich ist, und das entscheidet für mich, die Nuance des Volkstums — wir haben es hier mit den südlichsten Niedersachsen zu tun — vortrefflich herausgekommen. Sohnreys Grenzen erkennt man auch in dieser „bäuerlichen Liebes- und Leidensgeschichte": so hat er beispielsweise den Wahnsinn des betrogenen Bruders nicht mit der Unmittelbarkeit und packenden Wahrheit herausgebracht, die wir verlangen müssen; im ganzen stimmt die Sache zwar, aber man spürt die literarischen Reminiszenzen. Dennoch, das Gesamtbild des Volkstums ist gelungen, ja, es ist unendlich viel in dem Werke noch einmal zum Leben erweckt, was jetzt schon untergegangen ist oder doch unterzugehen droht. Die Heimatkunst hat zwar nicht konservierende Aufgaben, sie soll sich im Gegenteil mitten ins Leben der Gegenwart stellen, aber immerhin wollen wir für alles dankbar sein, was uns die wahre Heimatliebe auch aus vergangenen Tagen erhält.

Ist Sohnrey schon seit langem bekannt, so ist sein hannoverscher Landsmann Diedrich Speckmann, soviel ich weiß, noch ein literarischer homo novus. Er ist weiter nördlich, in der Lüneburger Heide, daheim und „Heidjers (d. h. Heidebewohners) Heimkehr" betitelt sich denn auch seine Erzählung (Bremen, Karl Schünemann). Sie ist moderner als Sohnreys Werk, ich halte sie überhaupt für eins der erfreulichsten Bücher, die die Heimatkunst bisher hervorgebracht hat. Auch ihr Inhalt ist ungemein einfach: Ein Pastorssohn aus der Lüneburger Heide geht nach dem Tode seiner Eltern nach München, um Maler zu werden, aber die klassizistische Richtung widersteht seiner Natur, und, sich nach

Ablehnung seiner Bilder durch die Jury der Kunstausstellung für gescheitert haltend, kehrt er in die Heimat zurück. Und nun wird dargestellt, wie er durch die Berührung mit der Natur und den Menschen seiner Heimat gesundet und doch noch ein Künstler, sagen wir, so etwas wie ein Worpsweder wird. Daß er dann auch die Tochter des Amtsnachfolgers seines Vaters zur Gattin gewinnt, kommt daneben weniger in Betracht. Es ist klar, daß bei so einfachem Inhalt der Reiz der Geschichte in der Darstellung liegen muß, und in der Tat ist sie von herzerfreuender Schlichtheit und Unaufdringlichkeit. Dabei ist doch alles charakteristisch, eigen, nicht konventionell, so gut die Natur- wie die Menschendarstellung. Freilich, unser Publikum will heute alles in Szene gesetzt, will die Manier, und so ist wohl nicht zu erwarten, daß „Heidjers Heimkehr" den Erfolg des „Jörn Uhl" erreichen wird. Aber wer ein gutes schlichtes Buch für sich u n d s e i n e K i n d e r will, der lese dieses Werk, das nichts Großes, aber etwas Tüchtiges ist, eines der Werke, die dartun, daß die Heimatkunst zur rechten Zeit gekommen ist und ihre Hauptaufgabe, dem deutschen Volke wieder gesunde Bücher zu geben, erfüllt hat.

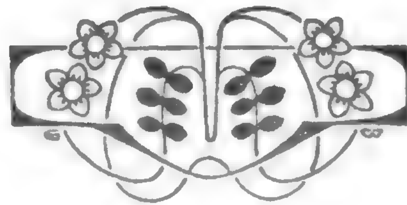
In die Lüneburger Heide, wie „Heidjers Heimkehr", führen uns auch die „Bilder und Gestalten", die K a r l S ö h l e zu dem Bande „S c h u m m e r s t u n d e" (Berlin, B. Behr) vereinigt hat. Söhle war einer der ersten, die mit Heimatkunst, nachdem Namen und Begriff geschaffen waren, hervortraten, und seine „Musikantengeschichten" (1897) wurden denn auch ganz begeistert begrüßt. So schrieb Ferdinand Avenarius im Kunstwart: „Was mich an Karl Söhles „Musikantengeschichten" entzückt, das ist die kerngesunde Ursprünglichkeit dieses Talents . . . . Ihr Musiker unter unseren Lesern, wollt ihr einen hören, der eure Leiden und Freuden im Innersten mitmacht? Geht zu Söhle. Ihr Bauernfreunde, wollt ihr wieder den norddeutschen Bauern sehen, ganz echt wie er ist? Geht zu Söhle. Ihr Naturfreunde, wollt ihr wieder mal ein großes Kinder-, d. h. ein echtes Künstlerherz belauschen, wie sich's an Heide und Vogelsang erfreut? Geht zu Söhle. Ihr Freunde des Humors, des keuschen, der im Dämmerdunkel des Herzens wohnt, nicht bei dem hellen Licht im Kopfe, sucht ihr etwas für euch? Ihr Freunde der deutschen Art, der ehrlichen, kernigen, die ihr gern aus dem internationalen Literatursalon heim in die Gotteswelt wollt, fragt ihr, wohin? Geht zu Söhle." Söhle veröffentlichte dann noch einen zweiten Band „Musikantengeschichten" und das Buch „Sebastian Bach in Arnstadt", das glühende Lob aber war verstummt. Man kann jedoch nicht leugnen, daß der Dichter derselbe geblieben ist — ein Erzähler war er nie, nur ein Skizzist, und er hatte von vorneherein Manier, etwas Auftrumpfendes, das sich u. a. auch in seiner Vorliebe für charakteristische Provinzialismen zeigt, mit denen seine Sachen förmlich gespickt sind. Alles das findet man nun auch in dem vorliegenden Bande wieder, ja, der Stil ist womöglich noch mehr gesucht-unbeholfen geworden. Dennoch, Söhle ist eine feine Künstlernatur, es ist viel in ihm, er empfindet jeden Reiz der Landschaft, jede Naturstimmung, er kennt sein Volkstum

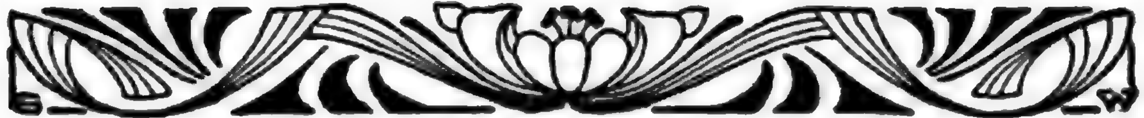
bis ins Einzelnste, und er bringt zuletzt auch alles in der Darstellung heraus, wenigstens für den, der durch eigene Kenntnis etwas nachhelfen kann. Eine feine Natur, aber eine sehr spröde Natur — so erklärt sich auch das Auftrumpfen, das gewissermaßen Verlegenheit, ja Krampf ist. Der Band „Schummerstunde“ enthält eine große Anzahl kleinerer Sachen, die alles in allem das Bild des Heidjer-Volkstums ründen, obschon sie oft nur Anekdoten sind. Im besonderen mache ich auf die Spukgeschichten aufmerksam — namentlich die eine, „der schwarze Kolk“ ist bedeutsam und berührt sich mit Klaus Groths berühmtem „Hans Schander“, der seinerseits wieder auf Burns zurückgeht. Der Ruhm, die Lüneburger Heide dichterisch entdeckt zu haben, gehört Söhle unter allen Umständen, und in der Heimat hat man auch vor allem Ursache, ihn hochzuhalten.

Von der Lüneburger Heide bis zum Vierwaldstädter See, einem unweit von ihm gelegenen Dorfe ist es ein hübscher Sprung — aber doch ist er möglich zu unserer Zeit: Heimatkunst, soweit die deutsche Zunge klingt! Ernst Zahn, der Bahnhofswirt von Göschenen (ich weiß nicht, ob er das noch ist), hat bereits im Jahre 1891 den Roman „Albin Indergand“ veröffentlicht, der jetzt schon im 16. Tausend vorliegt, und ihm eine Reihe von Romanen und Erzählungen folgen lassen, die alle stärkere Aufmerksamkeit gefunden haben. Man nennt ihn den bedeutendsten Jungschweizer, und nachdem ich sein neuestes Werk „Die Clari-Marie“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) gelesen habe, glaube ich, daß ers ist. Ja, das ist freilich ein ganz gewaltiger Gegensatz, der sich auftut, wenn man aus der Welt der Niedersachsen, der innerlich weichen Menschen, zu den harten Schweizern kommt — aber dann, nachdem man sich etwas daran gewöhnt hat, findet man doch auch bei den letzteren, bei vielen wenigstens, die deutschen Herzensbedürfnisse, erkennt man die deutsche Art. Der Zahnsche Roman ist fast eine Tragödie: Ein weiblicher Charakter von ungewöhnlicher Willenskraft und zugleich Herzensgüte, die Clari-Marie, die Hebamme, Naturärztin und im Grunde die Beherrscherin ihres Heimatdorfes ist, muß einen langen Leidensweg zurücklegen, auf dem sie alles, was sie liebt, verliert, fast sich selbst dazu. Doch hat der Dichter es nicht zum äußersten kommen lassen, ein bischen Sonnenschein kommt zuletzt noch wieder. Außer den seelischen Problemen spielt dann noch ein Kulturproblem — ob ein Schweizerdorf dem Fremdenstrom zu öffnen oder nicht — eine Rolle in dem Roman, eines der wichtigsten Probleme für die Alpengegenden, das seit Roseggers „Das ewige Licht“ öfter dichterisch behandelt worden ist. Rosegger — jawohl, an den läßt uns Zahn denken; nicht, daß er ihm in der Natur verwandt wäre, nein, der liebenswürdige Steirer und dieser Schweizer mit seinem harten Stil sind schwerlich verwandte Menschen. Aber literarisch stehen sie sich einigermaßen gleich, wir finden bei beiden nicht mehr die grandiose Ursprünglichkeit, die einen Jeremias Gotthelf auszeichnete, sie sind vom zweiten Geschlecht, doch schon Epigonen, freilich im allerbesten Sinne. Zahn, das sehe ich wohl, möchte mehr sein, und was er kann, beweist dieser Roman, der nicht nur einen Hauptcharakter kraftvoll durchführt, auch eine Fülle interessanter

Nebencharaktere und ein außerordentlich eindrucksvolles Milieu hat. Allein, ich sehe das Ringen, das Gewollte und Erreichte — trotz des Eindrucks von Kunst ist nicht überall mehr die volle Naturkraft, die Gotthelf besaß. Das sage ich natürlich nicht, um Zahn herabzusetzen, im Gegenteil, sein Zusammenraffen imponiert mir, es ist nicht häufig in unsrer Zeit. Und darum wünsche ich ihm den berechtigten Erfolg — er wird ihn tragen können.

Aus der Bücherfabrik in die Menschenwelt! Ja, die Heimatkunst hat uns doch wieder in sie hineingeführt. Ob sie aber nicht vielleicht, wie man glauben könnte, die „letzte Offenbarung einer untergehenden Welt", eben des Bauernstandes ist? „Mögen sie draußen jammern, soviel sie wollen", so heißt es einmal bei Karl Söhle, „der Bauernstand ginge zu Grunde — Unsinn, ich weiß das besser. . . . Wenn draußen mal alles zusammenbrechen sollte: die Bauern bringen die Welt immer wieder auf die Beine!" Wollte Gott, es würde so! Aber die böse Statistik weist nach, daß die Landwirtschaft treibende Bevölkerung auf dem Boden des Deutschen Reiches in einem Menschenalter von 62 Prozent der Gesamtbevölkerung auf etwa 32 Prozent gesunken ist. Und so begreifen auch wir literarischen Menschen, daß etwas größeres not tut als Heimatkunst, etwas, was man Heimatbewegung nennen könnte, und was nur erst in sehr schwachen Anfängen vorhanden ist.





Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

I.

(Österreich: Schlesien, Böhmen. Ein deutscher Landsmannminister? Sollen die Deutschen tschechisch lernen? Niederösterreich, Steiermark. Allgemeines Wahlrecht. Krain, Deutsche und Italiener. — Ungarn, Rußland, Schweiz, Niederlande. — Nordamerika. — Auslandschulen.)

Wenn auf Wunsch des Herausgebers der „Deutschen Monatsschrift" die Vierteljahrsberichte über das Deutschtum im Auslande künftig von anderer Hand erstattet werden, so sieht sich der neue Bearbeiter in der Lage, auf eine programmatische Einleitung verzichten zu können. Denn bereits vor Jahresfrist habe ich Gelegenheit nehmen dürfen, den Lesern meine Auffassung von der Bedeutung des Deutschtums im Auslande und von seinem Verhältnis zum Deutschen Reiche darzulegen (3. Jahrgang, Heft 1, S. 139—144).

In den letzten Monaten hat von den Auslands-Deutschen deren geschlossenste und für die Zukunft des gesamten Deutschtums wichtigste Masse wieder in erhöhtem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In Österreich war nach den erregten Zeiten der Ministerien Badeni und Thun verhältnismäßige Ruhe eingekehrt, wenn auch jedem näheren Kenner österreichischer Verhältnisse klar sein mußte, daß es nur die Ruhe vor einem neuen Sturm sei. Im Stillen wurde der nationale Kleinkrieg rastlos weitergeführt, die Deutschen wie ihre Gegner rüsteten sich unaufhörlich, um am Tage neuer großer Kämpfe schlagfertig dazustehen. Die tschechische Obstruktion im Reichsrat, die deutsche im böhmischen Landtag haben diese beiden für die innere Politik Österreichs ausschlaggebenden Parlamente seit langem lahmgelegt. Für die innere Staatsverwaltung kommt das österreichische Ministerium mit dem § 14 recht gut aus, aber die neuen Handelsverträge und der endgültige Ausgleich mit Ungarn erfordern einen arbeitsfähigen Reichsrat. Um die Tschechen zur Aufgabe ihrer Obstruktion zu bewegen, mußte der Ministerpräsident ihnen in irgend einer Weise entgegenkommen, die Polen waren dann als regierungsfreundliche Slawen zu weiterer Vermittlung ausersehen. Ohne kleinere oder größere Geschenke sind aber erfahrungsgemäß weder Polen noch Tschechen für Regierungszwecke zu haben. Bei den Polen genügt in der Regel ein tüchtiger Griff in den Staatssäckel, der vorwiegend mit deutschen Steuergeldern gefüllt ist, zu gunsten Galiziens. Die Tschechen verlangen nationale Zugeständnisse,

die wiederum nur auf Kosten der Deutschen gewährt werden können. Diese sind aber nicht mehr gewillt, aus ihrer Haut Riemen für die slawischen Gegner schneiden zu lassen. Eine Art Versuchsballon sollte es wohl sein, als Herr v. Körber vor Antritt seiner galizischen Reise in der kleinsten der drei Sudetenprovinzen, dem dreisprachigen Schlesien, die Errichtung tschechischer Parallelklassen an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Troppau, polnischer an der gleichen Schule in Teschen verfügte. Diese Maßregel rief bei den Deutschen einen Sturm der Entrüstung hervor, so heftig, wie ihn die Regierung jedenfalls nicht erwartet hatte. Die Deutschen Schlesiens zeigten, daß sie ebensowenig wie ihre Stammesgenossen in Böhmen und Mähren geneigt sind, die Geschenke der Regierung an die Slawen zu bezahlen. Es blieb nicht bei den Einspruchsversammlungen, in Troppau kam es zu großen Straßendemonstrationen, bei denen sogar Blut floß, als die Menge mit bewaffneter Macht zurückgedrängt wurde. Herr von Körber hielt noch während seiner galizischen Reise vor polnischen Zuhörern eine Rede, in der er sich für Aufrechterhaltung des deutschen Besitzstandes erklärte. Die Erregung auf deutscher Seite legte sich jedoch nicht; der schlesische Landtag, in dem die Deutschen dank ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit eine stattliche Mehrheit besitzen, hat nach seinem Zusammentritt Protest gegen die slawischen Parallelklassen eingelegt, bei deren Errichtung übrigens die verfassungsmäßigen Bestimmungen nicht in allen Punkten beobachtet worden sind. Diese Klassen sind unterdessen mit Beginn des neuen Schuljahrs im Herbst 1904 ins Leben getreten. In Troppau stehen sie unter der Leitung eines Tschechen, der dem deutschen Direktor der Anstalt zwar untergeordnet ist, aber doch den Unterricht und damit den Geist dieser tschechischen Klassen bestimmend beeinflußt. In Teschen ist der deutsche Direktor des Polnischen mächtig und deshalb auch mit der Leitung der polnischen Klassen betraut. Tschechen wie Polen haben sich verpflichten müssen, je 10000 Kronen jährlich zur Erhaltung dieser Klassen aufzubringen, da augenblicklich auf dem verfassungsmäßigen, parlamentarischen Wege die nötigen Staatsmittel nicht zu erlangen sind. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die slawisch-klerikale Mehrheit im Reichsrat den Unterhalt auf die Staatskasse übernehmen wird, sobald das Parlament arbeitsfähig ist. Die Geschichte der slawischen Gymnasien in den deutschen Städten Schlesiens, die erst als Privatschulen gegründet und dann nach wenigen Jahren vom Staat übernommen wurden, ist der beste Beweis hierfür. Indessen scheint die österreichische Regierung doch angesichts der weitgehenden Erregung in allen deutschbewußten Kreisen Österreichs Bedenken bekommen zu haben. Sie hatte wohl nicht erwartet, daß die großen deutschen Parteien die angeblich so harmlosen slawischen Klassen als Kriegserklärung der Regierung auffassen und sogar eine deutsche Obstruktion im Reichsrat in Aussicht stellen würden. Wenn aber eine deutsche Obstruktion an Stelle der tschechischen träte, wäre die Regierung schlimmer daran als zuvor. Sie hat deshalb zu verstehen gegeben, daß sie die jetzige Regelung nicht als endgültig betrachte und dem Gedanken näher treten wolle, die slawischen Parallelklassen

als selbständige slawische Anstalten in slawische Städte zu verlegen. Damit können die Deutschen einverstanden sein. Ob auch Tschechen und Polen dieser Lösung zustimmen, ist noch nicht bekannt, ihren Absichten entspricht sie sicher nicht.

Es ist nicht das erste Mal, daß die Einrichtung slawischer Parallelklassen an deutschen Mittelschulen zu einem Brennpunkt der gesamten inneren Politik Österreichs geworden ist. Im vorigen Jahrzehnt stürzte sogar das Ministerium Windischgrätz durch die Errichtung slowenischer Klassen am Gymnasium in Cilli, dem deutschen Hauptort des südlichsten Steiermark. Es ist deshalb zum Verständnis der ganzen Angelegenheit nötig, noch kurz auf die allgemeine nationale Lage in den genannten Städten einzugehen. Troppau und Teschen sind die beiden Hauptorte Schlesiens; es sind deutsche Städte, aber sie sind wie Cilli Sprachinseln inmitten slawischen Gebiets. Die Landeshauptstadt Troppau liegt im tschechischen Gebiet des westlichen Landesteils. Bei der Volkszählung von 1900 bekannten sich dort 22114 Personen zur deutschen, 2604 zur tschechischen, 598 zur polnischen Umgangssprache; dazu kommen noch 1400 Ausländer, meist deutsche Staatsangehörige, die auf Reichsdeutsche, preußische „Mährer" und Polen in unbekanntem Verhältnis sich verteilen. Der größte Vorort ist Katharein mit 2078 Deutschen und 4444 Tschechen, die Gemeindeverwaltung ist hier erst vor wenigen Jahren von den Deutschen zurückerobert worden. In Teschen sind nur 10510 Deutsche gegen 1050 Tschechen und 5950 Polen, der deutsche Anteil stieg seit 1890 von 53 auf 60 v. H. Beide Städte sind wie alle Sprachinseln der Gefahr der Überflutung durch slawischen Zuzug aus der Umgebung ausgesetzt. Diese Zuwanderung wird dem deutschen Besitzstand, vor allem der deutschen Gemeindeverwaltung gefährlich, sobald sie in die wirtschaftlich und sozial höher stehenden Schichten eindringt und damit in den beiden ersten Wahlkörpern die deutsche Mehrheit bedroht sowie den deutschen Ärzten, Rechtsanwälten, Inhabern größerer Geschäfte, Handwerkern usw. den Boden abgräbt, sodaß gerade in den Kreisen der „Intelligenz", wie man in Österreich sagt, die Lebensbedingungen für die Deutschen immer schwieriger werden und viele von den Deutschen, die nach Bildung und Lebensstellung zu Führern in der nationalen Verteidigung berufen sind, ihren Unterhalt nicht mehr finden können, sobald die slawische Masse ihre Stammesangehörigen in diesen Kreisen bevorzugt. Zur Schaffung einer slawischen höheren Schicht bedarf es aber vor allem höherer Schulen. Diese werden deshalb von den Slawen namentlich in den bedrohten deutschen Städten erstrebt. Schon die Lehrer dieser Schulen bringen eine wesentliche Stärkung der slawischen Stellung; die Loslösung der slawischen Schüler von den deutschen Schulen verschärft die nationalen Gegensätze, die slawische Schule erzieht die jungen Leute bewußt zu künftigen Vorkämpfern ihres Volkstums um die zu erobernden deutschen Stellungen. Die Einrichtung von slawischen Parallelklassen an deutschen Anstalten ist dabei noch gefährlicher als die Errichtung selbständiger Schulen. Denn die Gefahr liegt nur zu nahe, daß mit der Zeit die slawischen Klassen die deutschen überwuchern und schließlich die zweisprachige Schule zu einer slawischen wird. Denn die

Slawen, namentlich die Tschechen, haben bisher stets die Gleichberechtigung nur so lange gefordert und anerkannt, als sie in der Minderheit waren. Sobald sie obenauf kommen, drücken sie alles Deutsche rücksichtslos bei Seite. Wir brauchen hierzu nur an die Namen Prag und Trebnitz als zwei bekannte Beispiele aus der großen Zahl ähnlicher zu erinnern. Es hat deshalb auch keinen Wert für die Deutschen, wenn Herr v. Körber hervorhebt, daß ja beide Anstalten unter deutscher Leitung blieben. Wenn er selbst auch entschlossen ist, diesen Zustand aufrecht zu erhalten, so kann er doch nicht dafür bürgen, daß schon unter seinem Nachfolger an Stelle der deutschen slawische Direktoren treten. Die Deutschen müssen sich deshalb unbedingt gegen Utraquisierung deutscher Schulen wenden und darauf bestehen, daß neue slawische Schulen nur in slawischen Orten errichtet werden, wenn diese auch nicht so günstig liegen wie die deutschen Städte im slawischen Gebiet.

Wir haben diesen im Deutschen Reiche meist zu wenig bekannten Verhältnissen wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung für das Deutschtum in Österreich eine eingehendere Betrachtung gewidmet. Wenden wir uns nun Böhmen zu, dem wichtigsten Kampfplatz in dem deutsch slawischen Streite. Die Schulfrage steht auch hier ständig zur Erörterung. Vor allem sind es die tschechischen Minderheitsschulen, die erst als Privatschulen in deutschen Gemeinden gegründet werden und von diesen schließlich übernommen werden müssen, sobald sie mindestens 40 Kinder als dauernden Bestand aufweisen und deren Eltern das Verlangen nach einer Gemeindeschule bekunden. Wie solche Schulen gegründet werden, zeigt ein Beispiel aus dem Duxer Kohlenrevier mit seiner starken tschechischen Arbeiterbevölkerung. Im Dorfe Schelenken wurde jüngst eine tschechische Privatschule in einem Mietshause in zwei Zimmern ohne alle Heizungs- und Ventilationsvorrichtungen untergebracht, wo für jedes Kind kaum zwei Kubikmeter Luftraum vorhanden sind. Die Bezirkshauptmannschaft gestattete diese Schule, eine Gemeindekommission schloß sie aus Rücksicht auf die Gesundheit der Kinder, die selbst aus andern Orten mit besseren tschechischen Schulen zusammengebracht wurden, nur um diese neue Trutzschule zu füllen und dann den deutschen Steuerträgern aufzuhalsen. Denn als Steuerzahler stehen die Deutschen den Tschechen in ganz Böhmen weit voran. Dies kommt daher, daß wirtschaftlich die Deutschen trotz ihrer geringen Zahl bedeutend leistungsfähiger und kapitalkräftiger sind als die Tschechen.

Diese wirtschaftliche Macht des Deutschtums in Böhmen ist in jüngster Zeit in zwei Schriften näher beleuchtet worden, die für die Beurteilung der böhmischen Frage von größter Bedeutung sind. (Friedr. Frhr. v. Wieser, Die deutsche Steuerleistung und der öffentliche Haushalt in Böhmen. Leipzig 1904, und: Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht, von S. 3 Hefte Sonderabdrücke aus der Deutschen Volkszeitung in Reichenberg). In der Großindustrie stehen 5159 deutschen nur 1234 tschechische Betriebe gegenüber. Der Schätzungswert der deutschen Großbetriebe ist mit 4¾ Milliarden Kronen elfmal so hoch wie der auf tschechischer Seite. Der Wert der deutschen Jahreserzeugung ist fast zehnmal

der tschechischen überlegen. Dementsprechend ist die deutsche Überlegenheit im Bank- und Verkehrswesen. Die deutschen Post- und Telegraphenämter bringen mehr als doppelt soviel Einnahmen wie die tschechischen. Deutschböhmen setzt auf den Wasserstraßen allein mehr Güter in Verkehr als das ganze übrige Österreich. Sein Flußverkehr übertrifft sogar den Seeverkehr von Triest an Menge der beförderten Güter. Auch der deutsche Bauernstand ist wirtschaftlich viel kräftiger als der tschechische, denn auf einen deutschen Bauer kommen 18, auf einen tschechischen nur 7 Joch Land. Vom deutschen Sprachgebiet sind 7¾ v. H. des Bodens in tschechischem Besitz, das tschechische Sprachgebiet gehört zu einem vollen Fünftel deutschen Großgrundbesitzern. Wir müssen uns hier mit diesen wenigen Angaben begnügen. Sie zeigen schon zur Genüge, welche wirtschaftliche Macht die Deutschen Böhmens bilden. Auch der nationale Kampf ist in hohem Maße ein wirtschaftlicher; er könnte von den Deutschen mit noch größerer Entschiedenheit geführt werden, wenn nicht gerade die wirtschaftlich Stärksten unter ihnen in den Kreisen der Großindustrie und des Großgrundbesitzes zu einem guten Teil in nationalen Fragen eine Lauheit zeigten, die den gleichstehenden tschechischen Kreisen fremd ist. An Opferwilligkeit für nationale Zwecke sind die Tschechen den Deutschen immer noch weit überlegen; in dieser Beziehung können letztere noch viel von ihren Gegnern lernen, namentlich die Reichsdeutschen, die für den Schutz des Deutschtums im Auslande im Verhältnis zu ihrer Zahl und Leistungsfähigkeit noch recht wenig aufbringen.

Der größeren wirtschaftlichen Macht der Deutschen Böhmens entspricht nun ihre größere Steuerleistung. Auch diese beruht in erster Linie auf der deutschen Industrie. Zwei Drittel der allgemeinen Erwerbssteuer bringen die Deutschen auf; von der gesamten Staats- und Landessteuer zahlen sie über die Hälfte. Die durchschnittliche direkte Steuerleistung eines Deutschen ist fast genau doppelt so hoch wie die eines Tschechen. Man hat nun bisher angenommen, daß der geschlossene deutsche Landesteil mit seinen höheren Landesabgaben wider Willen für tschechische Zwecke zahlen müsse. Denn die tschechische Landtagsmehrheit verfügt über die Landessteuern und gibt sie zum weit größeren Teil zu gunsten des tschechischen Gebietes aus. Nach Wiesers Darlegungen ist das jedoch nicht der Fall. Danach empfängt das deutsche Sprachgebiet aus den Landesmitteln wieder, was es für diese aufbringt. Dagegen werden die Steuern der deutschen Minderheiten im tschechischen Gebiet alle für tschechische Zwecke verbraucht. Hierbei handelt es sich aber gerade mit um die größten deutschen Steuerzahler, vor allem um die äußerst steuerkräftige deutsche Minderheit in Prag. Wieser berechnet, daß die wirtschaftlich sehr kräftige, aber an Zahl der tschechischen Masse weit unterlegene und daher jetzt aus der Stadtvertretung ganz verdrängte deutsche Oberschicht in der Stadtgemeinde Prag allein 53,7 v. H. der Staatssteuer, 47 v. H. der direkten städtischen Steuern und 3465000 Kronen an Landessteuern aufbringt. In Prag und Vororten zahlen die Deutschen mehr Einkommensteuer als ganz Triest, Graz oder Brünn, dreimal soviel wie das polnische Krakau.

Diese Ziffern dürfen nicht übersehen werden, wenn es sich um die Frage des nationalen Ausgleichs handelt, der Böhmen so dringend not tut. Man muß Wieser zustimmen, wenn er betont, daß bei einer völligen Zweiteilung des Landes in eine deutsche und eine tschechische Provinz die Steuern der deutschen Minderheiten den Tschechen verbleiben würden, daß dann nach wie vor 13 v. H. der Landesausgaben aus deutschen Taschen für tschechische Zwecke gezahlt würden. Denn die deutschen Minderheiten müßten dann in die tschechische Landeskasse steuern. Um dies zu vermeiden, schlägt Wieser die Schaffung nationaler Finanzkurien im böhmischen Landtag vor. Diese Maßregel erklärt er für wichtiger, als jedes andere Schutzgesetz. Die nationale Abgrenzung der Bezirke und die Einrichtung nationaler Schulgemeinden würde dadurch nicht ausgeschlossen. So könnten die deutschen Steuern rein tschechischen Zwecken entzogen und die alte geschichtliche Landeseinheit aufrecht erhalten werden.

Für die Durchführung eines derartigen, für die Deutschen günstigen Ausgleichs sind freilich die Aussichten noch sehr gering. Der böhmische Landtag ist andauernd lahm gelegt, da die Deutschen hier ihre Obstruktion der tschechischen im Reichsrat entgegensetzen. Als Anfang Oktober der Landtag einberufen wurde, hofften die Tschechen, durch die Einbringung von Notstandsgesetzen die deutsche Obstruktion brechen zu können. Die Sommerdürre hat sich gerade in Böhmen ungewöhnlich stark geltend gemacht, der deutsche wie der tschechische Landesteil haben schwer darunter gelitten. Die Tschechen wollten diese Lage ausnützen, um im Landtag neben den Notstandsvorlagen die Tschechisierungspläne durchzubringen, welche die deutsche Obstruktion hervorgerufen haben. Die Abgeordneten der deutschen Städte und Landgemeinden ließen sich jedoch nicht überlisten. Mit erfreulicher Einmütigkeit traten alle deutschen Parteien zusammen und erklärten ein Nachgeben für unmöglich, solange nicht die Tschechen ihre Obstruktion im Reichsrat fallen lassen und dort die Beratung von Notstandsvorlagen zulassen würden, da die böhmischen Landesmittel für eine ausgiebige Hilfeleistung ganz unzureichend seien. Darauf gingen die Tschechen nicht ein, weil sie fürchteten, sich so als Besiegte zu erklären. Der Landtag mußte deshalb schon nach wenigen Sitzungen geschlossen werden.

Daß trotzdem unter den Tschechen die Neigung zur Aufgabe der Obstruktion immer mehr zugenommen, und nur die Furcht vor den radikaleren Parteien die Jungtschechen bisher zurückgehalten hat, war seit längerer Zeit bekannt. Unterdessen ist der Reichsrat am 17. November eröffnet und kurz vorher ein tschechischer Landsmannminister in der Person des Herrenhausmitglieds und Universitätsprofessors Randa ernannt worden. Diese Ernennung wurde bei ihrer Bekanntgabe sofort als abgemachter Preis für die Aufgabe der tschechischen Obstruktion aufgefaßt. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird sich voraussichtlich die Lage im Reichsrat soweit geklärt haben, daß die Tschechen offen Farbe bekennen müssen. Dann wird sich auch die Haltung der deutschen Parteien entscheiden, die jetzt noch eine abwartende Stellung einnehmen. Durch die

Demission des Finanzministers v. Böhm-Bawerk ist ein Mann aus der Regierung geschieden, dem man tatkräftige Stellungnahme gegen die slawischen Gelüste auf den Staatssäckel nachrühmte. Ob durch die Ernennung eines deutschen Landsmannministers die deutschen Interessen gefördert und der Einfluß des tschechischen Ministers ausgeglichen würde, darüber gehen die Ansichten innerhalb der deutschen Parteien sehr auseinander. Es käme hierbei ganz auf die betreffende Persönlichkeit an. Ein stets nachgiebiger Altliberaler oder Großgrundbesitzer würde den Deutschen in dieser Stellung eher schaden als nützen. Auf diese Parteien würde aber die Regierung bei Ernennung eines deutschen Landsmannministers wohl zunächst kommen.

Auch in einer zweiten, grundsätzlichen Frage, die in den letzten Monaten viel erörtert worden ist, gehen die Meinungen in den gemäßigteren wie radikalen deutschen Parteien weit auseinander. Der mährische Abgeordnete Albrecht von der deutschen Volkspartei hat in öffentlicher Versammlung seine Anhänger und Volksgenossen aufgefordert, tschechisch zu lernen, weil dies in ihrem eigenen nationalen Interesse liege. In Betracht kommen natürlich nur die Sudetenländer mit ihrer überwiegend slawischen Bevölkerung. Der Albrecht'sche Vorschlag hat in seiner Partei, der stärksten deutschen im Reichsrat, fast allenthalben Anklang gefunden. In Steiermark ist er bereits auf die dortigen Verhältnisse angewandt worden, an Stelle des Tschechischen tritt dort das Slowenische. Die Freunde des Albrecht'schen Vorschlags hoffen durch zweisprachige deutsche Beamte vor allem die völlige Verslawung des Beamtenstandes, namentlich in den gemischtsprachigen Gegenden, aufzuhalten und durch die Zweisprachigkeit ihrer Volksgenossen politische und wirtschaftliche Vorteile für das Deutschtum zu erlangen. Die Gegner der Zweisprachigkeit fürchten von dieser national unzuverlässige Beamte und Deutsche überhaupt und glauben, daß es der Anfang zur Anerkennung der tschechischen Amtssprache seitens der Deutschen sei. Im wirtschaftlichen Leben pflegt sich ja die Erlernung der zweiten Landessprache, wo sie nötig ist, von selbst durchzusetzen. Das ist auch in den Sudetenländern der Fall. Ob die Erlernung des Tschechischen seitens aller deutschen Beamten einen Vorteil für die Deutschen bedeuten würde, bleibt mindestens fraglich. Sie würde nichts nützen, sobald tschechische Examinatoren die Prüfung abnehmen. Denn diese finden erfahrungsgemäß stets Handhaben, selbst gute Leistungen im Tschechischen für ungenügend zu erklären. Nur wenn der tschechischen Sprache mächtige Deutsche mit Abnahme der Prüfung betraut werden, können die deutschen Beamten sich einen Vorteil versprechen. Das Beste ist, wenn den Deutschen diese Gelegenheit geboten wird, sodaß sie sich nicht mehr von Tschechen müssen prüfen lassen, sobald sie die sprachliche Prüfung abzulegen wünschen, wenn aber andrerseits jeder Zwang zu einer solchen Prüfung unterbleibt. Denn für die großen, rein deutschen Gebiete liegt keine Notwendigkeit zweisprachiger Beamter vor. Außerdem würde die Anstellung von Beamten aus den rein deutschen Alpenländern in den Sudetenländern bei obligatorischer Zweisprachigkeit fast unmöglich werden,

der Versetzung von Tschechen in rein deutsche Gegenden aber nach wie vor kein Hindernis entgegenstehen. Deutsch muß jeder Slawe in Österreich lernen, wenn er eine höhere Laufbahn einschlagen will. Es ist die Sprache der Zentralbehörden und muß es bleiben, da nur durch die deutsche Sprache die verschiedenen Völker miteinander verkehren können. Jedem Slawen, der deutsch lernt, steht damit das Fortkommen in ganz Österreich offen. Muß aber der Deutsche eine slawische Sprache lernen, so ist er damit auf die Länder beschränkt, in denen die betreffende Sprache „landesüblich" ist.

Niederösterreich, und besonders Wien, haben sich die Tschechen schon lange als Angriffspunkt ausersehen. In Massen wandern sie dorthin ab. Nach der Volkszählung von 1900, die bis jetzt nur für dieses Kronland nach Gemeinden veröffentlicht ist, bekannten sich 132968 Personen zur tschechischen Umgangssprache, 39487 mehr als 1890. Abgesehen von einigen tschechischen Gemeinden an der böhmischen und mährischen Grenze sitzt die Masse der eingewanderten Tschechen in Wien und Umgebung, in letzterer teils als landwirtschaftliche Arbeiter im Marchfeld, teils als Ziegelarbeiter in den südlichen Vororten von Wien, teils als Fabrikarbeiter rings um die Hauptstadt. Der Zuwachs fällt ganz auf Wien selbst, wo sich 102974 Personen als Tschechen bekannten, d. i. 6,9 v. H. der Bevölkerung. Der Stadtbezirk Favoriten ist sogar zu 20 v. H. tschechisch. Noch unterliegt der tschechische Nachwuchs in hohem Maße der Eindeutschung. Denn 304563 Wiener sind in ganz oder vorwiegend tschechischen Bezirken der Sudetenländer geboren. Von diesen haben aber 226078 deutsche „Umgangssprache" angegeben. Die Erhebung der Muttersprache würde die Zahl der Wiener Tschechen sicher beträchtlich höher erscheinen lassen, als dies bei dem dehnbaren Begriff Umgangssprache der Fall ist. Die Eindeutschung der tschechischen Kinder erfolgt vor allem durch die deutsche Schule. Die zwei tschechischen Privatschulen reichen nicht entfernt für die große Zahl tschechischer Kinder aus, fast 16000 derselben besuchten 1900 die deutschen Gemeindeschulen. Geld für neue tschechische Privatschulen ist nicht vorhanden, die Sudetenländer verschlingen mit ihren tschechischen Minderheitsschulen alle verfügbaren Mittel. Deshalb suchten die Tschechen schon lange, die Errichtung tschechischer Gemeindeschulen in Wien zu erzwingen, und zwar benutzten sie hierzu die in der Verfassung ausgesprochene Gleichberechtigung aller österreichischen Stämme und „landesüblichen" Sprachen. Haben wir erst eigene Schulen auf Gemeindekosten, so rechneten die Tschechen, dann kann es uns nicht schwer fallen, Wien allmählich ganz zweisprachig zu machen, schließlich die Oberhand zu bekommen und dann die beherrschende Stellung in der Hauptstadt und damit in ganz Österreich einzunehmen. Das Ministerium wies die Tschechen ab, nun sollte das Reichsgericht als oberste Instanz die Gemeinde Wien zur Errichtung tschechischer Schulen zwingen. Am 24. Oktober hat der oberste österreichische Gerichtshof seine Entscheidung von weittragendster Bedeutung gefällt. Die Beschwerde der Tschechen wurde als unbegründet abgewiesen und erklärt, daß die tschechische Sprache nicht als in Wien landes-

üblich, die Tschechen nicht als ein in Niederösterreich, insbesondere in Wien wohnhafter Volksstamm anzusehen seien, denn „hier haben die Tschechen nicht jene historischen Wurzeln geschlagen, die sie als ausschließlich nationale Einheit erkennen lassen". Dieses Urteil ist ein harter Schlag für die Tschechen. Mit dem schönen Traum der Tschechisierung von Wien und Niederösterreich ist es nun aus, denn die hierfür unentbehrliche Voraussetzung, die gesetzliche Anerkennung der Gleichberechtigung der tschechischen Sprache mit der deutschen, ist vernichtet. Wäre die tschechische Schule erlangt worden, so wären dann die Gerichte darangekommen. Tschechische Richter gibt es bereits in Niederösterreich. Einer von ihnen, Strafrichter am Bezirksgericht in Floridsdorf, dem größten Wiener Vorort, leitete am 26. Oktober, also zwei Tage nach Verkündung des Reichsgerichtsurteils, zwei Verhandlungen in tschechischer Sprache, obgleich dies gesetzlich unstatthaft ist.

In Steiermark haben die Landtagswahlen diesmal allgemeineres Interesse gehabt. Es wurden zum erstenmal 8 neue Sitze auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts vergeben. Die deutsche Volkspartei, die im steirischen Landtag die führende Partei ist, hat dabei sehr schlecht abgeschnitten. Es gelang ihr nur einen Bewerber durchzubringen, und zwar im Sprachgrenzbezirk Marburg, wo die nationalen Gegensätze am schärfsten sind. Zwei Mandate waren den Slowenen sicher, von den fünf Mandaten des rein deutschen Landesteils erhielt die deutsch-nationale Partei keinen, drei sind den Klerikalen, zwei, darunter die Hauptstadt Graz, den Sozialdemokraten zugefallen. Die Wahlagitation war von der deutschen Volkspartei ungewöhnlich lau geführt worden. Es zeigte sich hier derselbe Fehler, wie bei der ersten Wahl der 5. Kurie zum Reichsrat, die nationalen Parteien überließen ihren Gegnern fast kampflos das Feld, verzichteten von vornherein, die Massen für sich zu gewinnen. Eine Neubelebung der deutschen Volkspartei Steiermarks hat sich als dringend nötig erwiesen. Die Wahlbeteiligung ihrer Gefolgschaft war erschreckend gering, selbst in Graz, das bei den letzten Reichsratswahlen in der 5. Kurie der Sozialdemokratie abgenommen wurde und jetzt dieser Partei mühelos in den Schoß fiel. Die steirischen Wahlen sollten auch alle beherzigen, die für die durchgängige Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts für alle Reichsrats- und Landtagssitze sich begeistern. In Zeiten größter nationaler Not gelingt es wohl einmal, auch die großen Massen um das nationale Banner zu scharen, wie die letzten Reichsratswahlen gezeigt haben. In ruhigeren Zeiten haben nur Klerikale, Sozialdemokraten und Slawen den Vorteil vom allgemeinen, gleichen Wahlrecht. Der ungenannte Verfasser der oben erwähnten Schrift „Deutschböhmen als Wirtschaftsgroßmacht" hat auch eine Artikelreihe über „Das allgemeine Wahlrecht" (Reichenberg 1904) in einem Heft vereinigt herausgegeben. Er will für die Reichsratswahlen das allgemeine Wahlrecht einführen, aber die Analphabeten davon ausschließen — dadurch würde Galiziens Einfluß stark beschnitten —, nimmt auf je 15000 des Lesens und Schreibens kundige Wähler einen Abgeordneten an und berechnet danach unter genauer Angabe seiner möglichst

national abgegrenzten Wahlkreise eine deutsche Mehrheit von 8 Stimmen — auf etwa 40 Jahre, bis die Bildung bei Polen und Südslawen sich gehoben hat. Die Heranziehung der säumigen Wähler soll die deutschen Parteien vor sozialdemokratischen und klerikalen Erfolgen sichern. Die Probe auf das Exempel gibt die steirische Wahl. Nach des Verfassers Berechnung sollen zwei Drittel der deutsch-steirischen Abgeordneten den deutsch-nationalen Parteien sicher sein, die Wahl hat gerade ein Sechstel ergeben. Den Klerikalen weist er ein Drittel zu, sie haben die Hälfte erhalten; die Sozialdemokraten sollen leer ausgehen, sie haben ein Drittel der deutschen Mandate bekommen.

Ein lange nicht dagewesener Fall hat sich in Krain ereignet. Der Landespräsident Baron Hein hat sich der slowenischen Landtagsmehrheit gegenüber offen als Deutscher bekannt. Er wurde von den Slowenen in schärfster Weise angegriffen und als ihr Feind bezeichnet, weil er Leben und Eigentum der Deutschen bei den Laibacher Straßentumulten beschützt hat. Als Baron Hein in deutscher Sprache antwortete, erhob sich furchtbarer Lärm, ein Abgeordneter protestierte, der Landespräsident dürfe nur slowenisch im Landtag reden. Baron Hein, der bisher fast immer slowenisch im Landtag gesprochen hat, erklärte jedoch mit Festigkeit, er lasse es sich nicht nehmen, zu seiner Verteidigung sich seiner Muttersprache zu bedienen. Hätte Österreich mehr solcher hoher Beamter, es stände besser um den Staat! Im Laibacher Landtag zeigt sich übrigens die eigentümliche Erscheinung, daß der deutsch-liberale Großgrundbesitz mit den slowenischen Fortschrittlern zusammen als Mehrheit gegen die slowenischen Klerikalen, die stärkste Partei im Landtag, auftritt. Die letzteren streiken deshalb in den meisten Ausschüssen.

* *
*

Gegenüber den deutsch-slawischen Gegensätzen und Reibungsflächen treten die zwischen Deutschen und Italienern für gewöhnlich weit zurück. Denn nur auf einem räumlich nicht sehr ausgedehnten Gebiete in Südtirol stoßen deutsches und italienisches Sprachgebiet aneinander, nur dort ist Verlust deutschen Sprachbodens an das Welschtum zu befürchten. Aber die Universitätsfrage hat in den ersten Novembertagen die deutsch-italienischen Gegensätze schärfer aufeinander prallen lassen als es bisher je der Fall war. Österreich hat rund 700000 Italiener unter seinen Staatsangehörigen, die meisten in Südtirol. Diese müssen ihre Studierenden an deutsch-österreichische Universitäten schicken wenn sie in Österreich ihre Prüfungen ablegen wollen. Italienische Vorlesungen in einzelnen Fächern waren seit langem in Innsbruck und Graz eingerichtet. Das Verlangen der Italiener nach einer eignen Universität hat die Regierung stets abgewiesen, weil sie nicht ohne Grund fürchtet, daß eine rein italienische Universität der Mittelpunkt der irredentistischen Bestrebungen werden würde. Immer eindringlicher verlangten die Italiener ihre Universität, und zwar in Triest als der größten italienischen Stadt Österreichs. Aber gerade in Triest fürchtet die Regierung eine italienische Hochschule mehr als anderswo. Um den

Italienern etwas entgegenzukommen, wurde ihnen eine eigene juristische Fakultät in Rovereto angeboten. Damit waren aber die Italiener selbst nicht einverstanden. Schließlich einigte man sich auf die Angliederung einer italienischen juristischen Fakultät an die deutsche Universität Innsbruck. Es war eine der halben Maßregeln, die in Österreich schon so oft die Lage nur verschlimmert haben, da sie niemand befriedigen. Die Eröffnung der neuen Fakultät erfolgte ohne Zwischenfall, obwohl die Bedrohung des deutschen Charakters der Universität Innsbruck die deutschen Studenten schon längst erbittert hatte. Da schossen die italienischen Studenten bei einem nächtlichen Straßenrenkontre blindlings mit Revolvern auf die Deutschen, die nun natürlich ihrerseits zum Angriff übergingen. Militär wurde aufgeboten, um die Ruhe wiederherzustellen, und hierbei beging man wiederum einen schweren Fehler auf seiten der Regierungsbehörden. Welschtiroler Soldaten wurden gegen die demonstrierende Menge geschickt, Soldaten, die selbst ihrem nationalen Haß nach den Berichten von Augenzeugen beim Vorgehen lauten Ausdruck gaben. Der deutsche Maler Pezzey wurde von einem welschen Kaiserjäger durch einen Bajonettstich in den Rücken getötet und als nationaler Märtyrer beerdigt. Die italienische Fakultät ist nach den Innsbrucker Novembertagen in der Tiroler Hauptstadt unmöglich geworden. Die Erbitterung ist so groß, daß selbst die klerikalen Studentenverbindungen sich offen auf die deutsche Seite gestellt haben — und das will viel sagen. Die Regierung wird schließlich doch eine italienische Universität in Triest oder Trient nicht umgehen können. Es liegt auch im deutschen Interesse, daß diese Lösung erfolgt. Für die deutschen Universitäten Innsbruck und Graz wird dann die drohende Gefahr der Utraquisierung beseitigt und ein besseres Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern ermöglicht, das für beide von Vorteil wäre, denn sie haben beide einen gemeinsamen Gegner, den Südslawen, der die deutsche Südmark wie die italienischen Städte von Triest bis Zara in gleicher Weise bedroht. Über die strittigen Punkte in Südtirol ist eine Einigung sehr wohl zu erzielen. Auch das Deutsche Reich hat ein unmittelbares Interesse an der Universitätsfrage, da man in Italien lebhaft Partei für die österreichischen Italiener nimmt und die Deutschenfeindschaft bereits wieder zu erwachen beginnt. Wenn sie sich auch vorläufig nur gegen die Deutschösterreicher richtet, so wird sie doch schließlich nicht bei diesen Halt machen. Reichsdeutsche harmlose Touristen sind bereits diesen Sommer an der tiroler Grenze auf italienischem Gebiet als Spione verhaftet worden.

* * *

Gegenüber den jüngsten Vorgängen in Österreich treten die Ereignisse der letzten Monate im übrigen Ausland an Bedeutung für das Deutschtum weit zurück. In Ungarn harrt noch das Volksschulgesetz seiner Erledigung. Die Regierung hat den ursprünglichen Entwurf in einigen Punkten abgeändert und den konfessionellen Schulen etwas Entgegenkommen gezeigt. Trotzdem bleiben in dem Entwurf so viele Handhaben zur Maßregelung der nichtmagyarischen Schulen,

daß diese nach Annahme des Gesetzes keinen Augenblick vor der Aufhebung sicher sind. Die deutschen Abgeordneten aus Siebenbürgen sind bisher noch in der Regierungspartei geblieben. Geht das Schulgesetz in der jetzt vorliegenden Form durch, so können sie es nicht mehr mit ihrer nationalen Ehre vereinbaren, der Regierung Gefolgschaft zu leisten.

* * *

Die Deutschen Rußlands haben durch den Tod Paul von Kügelgens einen ihrer erprobten Führer verloren. Er starb am 18. Oktober im 61. Lebensjahre. 30 Jahre hat er die St. Petersburger Zeitung geleitet. Die deutsche Kolonie in St. Petersburg betrauert in ihm ihr geistiges Haupt. Besondere Förderung ließ der Verstorbene auch den deutsch-evangelischen Bestrebungen in Rußland angedeihen.

* * *

Die Schweiz hat jetzt für alle Kantone die Ergebnisse der Volkszählung von 1900 nach Gemeinden veröffentlicht. Das deutsche Gebiet hat nur den Verlust von Siders im Wallis zu verzeichnen, zeigt dagegen in der Umgegend von Murten andauernd die Neigung, sich langsam nach Westen vorzuschieben. Die deutschen Minderheiten abseits der Sprachgrenze sind wie bisher in ihrer Stärke ganz vom andauernden Zuzug abhängig. Der schlechte Gang der Uhrenindustrie im Jura zeigt sich im Rückgang der deutschen Minderheiten. Der Nachwuchs verwelscht, die Zuwanderung nimmt ab. In Graubünden weicht das Räto-Romanische in den verkehrsreicheren Gegenden langsam vor dem Deutschen zurück. In Pontresina und St. Moritz überwiegt jetzt die deutsche Wohnbevölkerung, die neue Albulabahn wird die weitere friedliche Ausbreitung der deutschen Sprache wesentlich fördern.

* * *

Im niederdeutschen Gebiet tagte in Deventer der „Nederlandsch Taal- en Letterkundig Congres“, der seine Arbeit jetzt mehr als früher auf die gegenseitige Annäherung der Vlamen und Holländer richtet. Eine gemeinsame Schriftsprache und Rechtschreibung für beide Volksstämme, weiterhin auch für die Buren, und damit ein engerer Zusammenschluß der niederdeutschen Stämme außerhalb des Reiches, ist das Ziel, dem jetzt auch die niederländischen Sprachkongresse zuzusteuern beginnen. Über den Vorschlag eines Redners, die niederländische Schriftsprache auf das ganze niederdeutsche Sprachgebiet des Deutschen Reiches bis zur russischen Grenze auszudehnen, ging der Kongreß diesmal noch nicht einfach zur Tagesordnung über. Schon der nächste Kongreß wird es vielleicht tun, er soll 1906 in Brüssel, also auf vlamischem Boden, unter Führung des Allgemeinen Nederl. Verbands stattfinden. Das gibt eine gewisse Gewähr, daß man sich dann nur mit ernsthaften, praktisch durchführbaren Fragen beschäftigen wird.

* * *

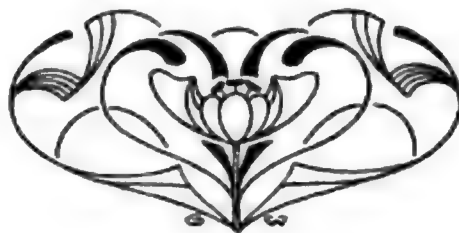
Das Deutschtum in Nordamerika hat naturgemäß in den letzten Monaten unter dem Einfluß der Weltausstellungskongresse und der Präsidentenwahl gestanden. Der deutsch-amerikanische Nationalbund hat am 16. und 17. September in St. Louis einen „Germanischen Kongreß“ abgehalten. Nach der nur in englischer Sprache in den „Deutsch-Amerikanischen Annalen“ angekündigten Tagesordnung sollten nicht weniger als 27 Vorträge gehalten werden, davon 17 in deutscher, 7 in englischer, 2 in holländischer, 1 in schwedischer Sprache. Also ein pangermanischer Kongreß, der sich mit politischen, sozialen, geschichtlichen und literarischen Fragen beschäftigt. Der schwedische Vortrag behandelte sogar die Gründung eines allgermanischen Verbandes. Ob damit den deutschen Interessen gedient ist, bleibt zum mindesten zweifelhaft. Über den „deutschen Tag“ vom 6. Oktober liegen uns noch keine näheren Berichte vor, wir werden in unserer nächsten Überschau darauf zurückkommen. Der Nordamerikanische Kriegerbund hat gleichfalls in St. Louis Heerschau abgehalten. In Indiana ist ein Staatsverband deutscher Vereine ins Leben getreten, der das dortige ziffernmäßig recht starke Deutschtum zusammenschließen und gegen die gelbe Presse Front machen will. Nach all den deutschen Tagungen und dem wieder lebhafter hervortretenden deutschen Vereinswesen hätte man erwarten können, daß die 10 Millionen Deutscher bei der Präsidentenwahl ihre Interessen in den Vordergrund gestellt und Zugeständnisse an das Deutschtum als Preis für ihre ausschlaggebenden Stimmen verlangt hätten. Davon war jedoch nichts zu lesen und zu hören, hie Roosevelt! — hie Parker! hieß es auch bei den deutschen Wählern. Karl Schurz trat in New York für Parker ein, schleunigst erließen 500 der angesehensten Deutschen New Yorks einen Aufruf für Roosevelt. Was der eine oder andere den Deutschen versprochen, ist hier nicht bekannt geworden. Das Eintreten des angesehensten deutschen Politikers für den unterlegenen Bewerber wird der politischen Geltung der Deutschen kaum zum Vorteil gereichen.

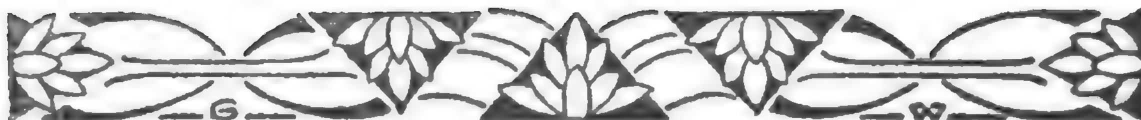
In jüngster Zeit mehren sich die deutsch-amerikanischen Stimmen, die vom deutschen Vereins- und selbst Schulwesen sich nicht die erhofften Vorteile für die Erhaltung des Deutschtums versprechen, sondern die deutsche Kirche als den sichersten Hort für die Zukunft des amerikanischen Deutschtums betrachten. Soweit diese Ansicht von Pastoren vertreten wird, wie von Georg von Bosse (Das heutige Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart 1904, 80 Pf.), wird man leicht geneigt sein, sie für einseitig oder parteiisch zu halten. Aber gerade der Kirche ferner stehende Deutschamerikaner wie Göbel (vgl. 3. Jahrgang S. 948) und L. Viereck (Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Braunschweig 1903), ersterer in Kalifornien, letzterer in New York lebend, kommen zu demselben Schluß. Vor allem sind es die deutschen Bauerngemeinden im Nordwesten, die mit ihrer kirchlichen Organisation feste Bollwerke des Deutschtums bilden. (S. H. Gerhard, Die Zukunft des Deutschtums in Amerika. Alldeutsche Blätter 1904, S. 151—153 und 159 bis 162.) Es zeigt sich in Amerika wie in Europa, daß nur der bäuerlich

besiedelte Boden unserm Volkstum dauernd gewonnen wird. In den großen Städten mit fremdsprachiger Mehrheit wird es aufgesogen. Ungarn, die slawischen Länder, Amerika bezeugen dies in gleicher Weise. Mit der deutschen Kirche ist in Amerika die deutsche konfessionelle Schule eng verbunden. Mindestens die Hälfte der Pastoren sind gleichzeitig Lehrer. 1¼ Millionen Deutsche sind in den deutsch-protestantischen Kirchen Amerikas organisiert. Diese unterhalten über 2000 Schulen mit mehr als 100 000 Schülern. Die evangelisch-lutherische Synode hat in den letzten zehn Jahren trotz der geringen deutschen Einwanderung jährlich 40 bis 50 neue Gemeinden gegründet. Einen allgemeinen Überblick über die deutschen Schulen müssen wir aus Rücksicht auf den Raum für den nächsten Bericht aufsparen.

* * *

Die deutschen Auslandschulen sind um einige Anstalten gewachsen. In Rom hat der unter den dortigen Deutschen entstandene Schulkonflikt damit geendet, daß neben der vom Deutschen Reich unterstützten paritätischen Schule am 2. Oktober eine protestantische und eine katholische deutsche Schule eröffnet worden ist. Am 20. September wurde in Yokohama die erste deutsche Schule in Japan eingeweiht. Die in ihrem Bestand bedrohte deutsche Schule in Saloniki ist durch Erhöhung der Staatsunterstützung seitens des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns wieder gesichert. Auch die deutschen Schulen des Kaplandes haben die kritische Zeit des südafrikanischen Krieges überstanden. Die St. Martinischule in Kapstadt ist in eine rein deutsche Anstalt verwandelt worden und wird jetzt von 180 Schülern besucht. Die deutsche Schule in East London ist auch der Gefahr der Anglisierung entrückt worden, sie zählt jetzt 120 Schüler und gewinnt durch ihre Schüler bereits halb englisch gewordene deutsche Familien zurück. Beide Schulen suchte die englische Regierung durch Gewährung hoher Unterstützungen gegen Einführung der englischen Unterrichtssprache zu gewinnen — erfreulicherweise vergebens.





Religiöse Literatur.

Von

P. Luther.

II.

Arno Neumann, Jesus, wer er geschichtlich war. Freiburg i. B. u. Leipzig 1904, Verlag von Paul Waetzel. — v. Soden, Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu. Berlin, Alexander Duncker 1904. — Religionsgeschichtliche Volksbücher. 2. und 3. Heft. Jesus von Professor Dr. Bousset. Halle, Gebauer-Schwetschke 1904. — Spitta, Die Kelchbewegung in Deutschland; Smend, Der evangelische Gottesdienst. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1904. — O. March, Der Gedanke des evangelischen Kirchenbaues. Berlin 1904, bei Wilhelm Ernst u. Sohn. — Karl König, Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Berlin, Alexander Duncker 1904. — Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, hrsg. von Friedrich Daab u. Hans Wegener. 2. Band. Düsseldorf u. Leipzig, Karl Robert Langewiesche 1904. — Paul Graue, Unabhängiges Christentum. Berlin, Alexander Duncker 1904. — Lebensfragen, hrsg. von Heinrich Weinel: I. Die Religion unserer Klassiker. v. Sell, Tübingen u. Leipzig 1904. II. Naturalistische und religiöse Weltansicht. v. Otto. — Köstlin-Kawerau, Martin Luther. 2 Bände. Berlin, Alexander Duncker 1904.

Ich hörte vor kurzem an einem Abend unmittelbar nacheinander zwei Reden über die gegenwärtige Lage des Protestantismus. Die erste war ein düsteres Klagelied über die geringe Wertschätzung des kirchlichen Lebens, über das mangelnde Interesse am Worte Gottes, über das bedauerliche Aufsteigen des Individualismus. Die andere Rede war wie ein freudiger Sang von neuem Geschlecht, das mit blitzendem Auge und in siegfroher Gewißheit in die neue Zeit schreitet, nicht jammernd über das, was zerbricht, weils morsch geworden in heiligem Alter, sondern in sehniger Kraft sich emporreckend zu jugendfrischem schöpferischem Tun. Wer an das deutsche Volk glaubt, muß mit uns auf der Seite der Jungen stehen. Denn was sie wollen, was ihres ganzen Arbeitens tiefstes Leitmotiv ist, ist doch nichts anderes, als immer klarere Erfassung des Protestantismus, jener Religionsstufe, die nirgends Sachenkultur treibt, sondern alles in das innerste Leben der Seele schiebt und alles von dem innersten Empfinden des einzelnen abhängig macht. Wir können geschichtlich wie psychologisch begreifen, daß es vielen nicht leicht wird, dem Tun der Jungen mit heller Freude zuzuschauen. Wer die Geschichte der evangelischen Kirche in den letzten zwanzig Jahren miterlebt hat, der weiß, welch stärkere Betonung die Formen des kirchlichen Lebens erfahren haben. Man hat ihnen für die Erzeugung der persönlichen Frömmigkeit

größeren Wert beigemessen wie zuvor. Kein Einsichtiger wird das bedauern; denn er weiß ja, daß die Menschen nicht im luftleeren Raum, in verstiegenster Geistigkeit leben können, daß vielmehr alles religiöse Leben in Rinden wächst, daß die Erdenschwere auch hier ihren großen Segen erweist. Aber immer lauert im Hintergrunde die große Gefahr, daß nun die Rinden und Hüllen das Wesentliche werden, daß zumal kleine Naturen in Angst geraten, wenn der religiöse Geist in souveräner Herrlichkeit alle Formen sprengt. Wir sind dieser Gefahr nicht entgangen; in Mißtrauen und Angst steht mancher den Jungen gegenüber, die, wie von ihnen gesagt wird, frivol an allem rütteln, und die doch in Wirklichkeit mit heiligem Ernst und in ursprünglicher Religiosität überall über die Form hinaus zum Kern, über das Alte, das erstarrt, zum lebensprudelnden Neuen kommen wollen. Wer diese Stimmung begreift, dem wird es einfach selbstverständlich sein, wenn auf dem Gebiete der religiösen Literatur eine schier unheimliche reformatorische Tätigkeit herrscht. Wohin wir blicken, beobachten wir immer das gleiche: entschlossene Revision der Überlieferung, entschiedener Kampf gegen alles, was kein unmittelbares religiöses Leben mehr zu wecken vermag, energische Gestaltung neuartiger Frömmigkeit, die absolutes Persönlichkeitsleben ist und Persönlichkeitsleben schafft.

Persönlichkeitsleben auf dem Boden des Christentums wird sich immer entzünden an Jesus Christus und darum wird die Frage nach ihm, nach seinem Leben, seiner Seele, seiner Bedeutung auch für die Gegenwart, immer im Vordergrund stehen. Durch Kalthoff in Bremen ist, wie wir bereits berichteten, die Erörterung über seine geschichtliche Existenz wieder in lebhaften Fluß gekommen. Kalthoffs These, Jesus sei nur ein von religiöser Phantasie geschaffenes Bild, hat die Theologen aller Richtungen auf den Plan gerufen. Sie alle behaupten die Geschichtlichkeit Jesu, dieser Persönlichkeit, die, wie Soden in seiner feinen prägnanten Art sich ausdrückt, „aus den Urevangelien so echt, so menschlich, so in sich geschlossen, so unerfindlich, so ohne einen Fehlstrich in der Zeichnung uns entgegenstrahlt“. Aber sie alle, ob Neumann, Soden, Bousset, verhehlen sich nicht die unendlichen Schwierigkeiten, ein Leben oder eine Geschichte Jesu zu geben. Von den Evangelien kommen, das steht nun fest, nur die drei ersten als geschichtliche Quellen in Betracht, aber auch sie sind ungleichwertig, sind voller Widersprüche über viele Daten des Lebens Jesu, vor allem, sie sind nicht nüchtern referierende Geschichtsberichte, sondern Erbauungsbücher, die in religiöser Verehrung das schlichte menschliche Leben Jesu mit dem Strahlenkranz des Göttlichen umweben. Liegt darin ihr Reiz für das rein religiöse Empfinden, so doch gleichzeitig ihre Schwäche für die Frage der historischen Forschung. Man wird schließlich darauf verzichten müssen, ein umfassendes, vollständiges Lebensbild Jesu, eine Geschichte seines äußern Lebens zu geben, man wird, so schmerzlich das ist, mit den wenigen Zügen, die sich sicher eruieren lassen, zufrieden sein müssen. Aber was hindert uns, auch hier nach Goethescher Art unsere Aufgabe darin zu sehen, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren?

Was hemmt uns, vor der Persönlichkeit Jesu in schweigender Bewunderung uns zu beugen? Was er innerlich war, was seiner Seele unendlichen Inhalt ausgemacht hat, das läßt sich — bei aller nach modernem Begriff großen Unzugänglichkeit der Quellen — doch deutlich und durchsichtig festlegen. Zwar entspricht das Bild, das wir von seiner Seele gewinnen, wenig der landläufigen Vorstellung: er war nicht der ruhige, immer gleichmäßige Mann mit fein abgetöntem Empfinden, er war Ekstatiker, der sich zwingen mußte in den stillen Dienst an den Menschen. Seine sittliche Gedankenwelt läßt sich nicht, wie wir es wohl möchten, einfach in die Gegenwart übertragen und mit der unsrigen identifizieren. Aber dem religiösen Gemüt, das persönlichstes Eigenleben mit all seinen Kämpfen und Schwierigkeiten als Gnade und Glück betrachtet, wird das genügen, was Bousset in dem 2. Heft der ganz vortrefflichen „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" von Jesus sagt: „Sein Evangelium ist in höchstem und vollendetem Sinn Religion der Persönlichkeit. Alles in ihm ist auf das Persönliche, Geistige eingestellt. In seinem Mittelpunkt der Glaube an den lebendigen Gott, der nur im Persönlichen und Geistigen mit den Menschen verkehrt, und nicht im Dinglichen und Sachlichen. Die Befreiung der Religion von der Nation und den nationalen Hoffnungen bedeutet nichts anderes, als daß das Individuum, d. h. die sittliche Persönlichkeit, in die beherrschende Stellung einrückt. Das Gericht ist Jesus nicht mehr ein Gericht über die Völker, über die Parteien und Sekten, sondern ein Gericht über den einzelnen. Das Leben des einzelnen gewinnt, direkt unter Gottes Urteil gestellt und mit einer ungeheuren Verantwortlichkeit belastet, ewige unermeßliche Bedeutung. Und wiederum sind die sittlichen Forderungen befreit von allem Nebenwerk des Kultischen und Zeremoniellen ganz auf das Persönliche eingestellt. Das Leid, von dem Jesus schon jetzt seine Jünger befreit, ist vor allem das sittliche Leid der Sünde und Schuld, das jeder persönlich für sich trägt; und nicht durch dingliche Mittel wird diese Erlösung gegeben, sondern nur durch den freien persönlichen Willen des lebendigen Gottes und den Glauben des die Vergebung empfangenden Menschen. Das ist die Persönlichkeitsreligion des Evangeliums Jesu: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seinem Leben."

Alles auf das Persönliche einzustellen — das ist auch das letzte Ziel der Reformbewegungen auf dem Gebiete des Kultus. Am lebhaftesten hat die Gemüter die Kelchfrage bisher beschäftigt, um die sich neben Bassermann in Heidelberg besonders die Straßburger Spitta und Smend gemüht haben. Sie schätzen das Abendmahl aufs höchste, weil es, auch wenn ihm nach ihrer Anschauung keinerlei dingliche Wirkung zukommt, durch die Anschaubarkeit des Aktes eine psychologisch wirksamere intensive Versenkung in die Persönlichkeit Christi ermöglicht als das bloße Wort über ihn. Aber sie haben durch Erfahrung erkannt, daß vielen die heutige Feier des Abendmahls zur toten Form geworden ist, nicht bloß, weil sie der Innigkeit ermangelt, sondern auch weil die altdogmatische Forderung der Bußstimmung und Zerknirschung dem modernen Empfinden ungeläufig geworden

ist, endlich weil der gemeinsame Kelch aus ästhetischen und sanitären Gründen manchem unsympathisch ist. So kommen sie zur Forderung des Einzelkelchs beim Abendmahl, um allen wieder die freudige Teilnahme an dieser Gemeindefeier zu ermöglichen. Denn allein dieser Beweggrund, nicht Laune oder rationalistische Verständnislosigkeit für die Mystik dieser religiösen Feier, drängt sie zu diesem Vorgehen gegen die bisherige kultische Sitte. Sie wollen dem Kultus, der dem einen Fessel und Zwang, dem andern eine mechanische Technik geworden ist, wieder Leben und Seele einhauchen. Und sie wollen das nicht etwa auf Kosten der Gemeinschaft zugunsten eines überschwänglichen Individualismus, sondern sie wollen die Einzelseele durch innerliche Einfügung in den Gemeinschaftsgedanken der Kirche wieder zu religiösem Erlebnis führen. Das zeigen die ausgezeichneten Bücher von Smend und Spitta, auf die ich nicht näher eingehen brauche, da Spitta selbst hier das Wort nehmen will, um die Forderungen der Gegenwart gegenüber dem evangelischen Kultus zu beleuchten.

Nur möchte ich anschließend noch auf die kleine, aber äußerst gehaltvolle Schrift von March über den Gedanken des evangelischen Kirchenbaues hinweisen, die in jeder Zeile den klar denkenden und fein empfindenden Mann verrät. Auch er gehört zu der immer mehr wachsenden Schar derer, die auch im Kirchenbau protestantisch denken und darum dem kirchlichen Ideal der Reformation, das bis in die Wurzel ein anderes ist wie das der katholischen Kirche, einen eigenen baulichen Ausdruck schaffen wollen. Der katholische Kirchenbau will den Machtgedanken der katholischen Kirche darstellen und muß daher in seinen Domen und Kathedralen alles an dem Ziele orientieren, die überragende Größe dieser Kirche, welche die Schlüssel zum Himmelreich trägt, in unwidersprechlicher Deutlichkeit dem Gläubigen zu Gemüt zu führen. Die evangelische Kirche, wenn sie sich selber versteht, kennt nur das Ziel: durch das lebendige Wort die Einzelseele zu persönlichem Leben zu führen und diese Vertiefung des Ichs vom Boden der Gemeinschaft aus zu erreichen, in der Seele an Seele sich stärkt für gleiche Lebensideale, in der jede Seele nur gedeiht durch Anlehnung an die anderen. Die evangelische Kirche ist keine Versicherungsanstalt für das ewige Heil des einzelnen, sie ist eine Familiengemeinschaft, in der Dienst an den andern oberste Pflicht, in der die Herzen brennen im Verlangen, in intimster Vereinigung die sittlichen und sozialen Schäden zu heilen, um das urchristliche Ideal zu verwirklichen: sie waren ein Herz und eine Seele und hatten alles gemein. March kann somit kein Schwärmer für die Gothik sein, die uns bald ästhetisierende, bald katholisierende Protestanten als den alleinigen Baustil für den Protestantismus preisen, er ist vielmehr ein warmer Freund einer neuen baulichen Anordnung, die ein Gemeindehaus mit Kirche und Pfarrhaus, mit Krippe und Kinderhort, mit Konfirmandensälen und Versammlungsräumen schafft, in dem die Gemeinde als eine große Familie religiös und sozial sich empfindet, um eine Gemeinschaft der Arbeit und des Helfens zu sein. Wer durch kluge, warme und vornehme Worte in die bewußt protestantischen Gedanken über Kirche, Kunst, Kultus ein-

geführt werden will, der lese Marchs Schrift, der eine Festrede zum Schinkelfest zugrunde liegt.

Bewußter Protestantismus — das ist auch das Wort, das ich über Königs temperamentvolle Aufsätze, über Graues unerschrockenes, von glühheißer religiöser Stimmung beherrschtes Buch wie über die blutwarmen, kampfesfrohen und doch friedetiefen Worte eines Naumann, Bonus, Wegener, Daab in der Sammlung „Das Suchen der Zeit" setzen möchte. Die Männer, die hier zu Worte kommen und die zu den Besten unter uns gehören, sind bei aller Verschiedenartigkeit für das eine protestantische Ideal begeistert: die Religion Jesu, die Wissensstoff geworden ist, wieder umzusetzen in Lebensinhalt, der unserm Volk wie dem einzelnen wieder Kraft und Freudigkeit gibt. Sie haben alle das fröhliche Lachen des religiösen Menschen, der die Allzuvielen nicht begreift, denen Sachenkultus höher steht als Persönlichkeitskultus, denen Form und Partei höher steht als das Allerheiligste einer Menschenseele. Sie sind alle Leute, mit denen in geistiger Gemeinschaft zu stehen ein reiner und großer Genuß ist, und ich kann nur dringend bitten, ihre Bücher zu Hausfreunden zu machen. Wo sie sind, das kann ich versichern, atmet man kräftige religiöse Luft, steht man im vollen Strome des Lebens, in dem das Herz glaubensstark für die Menschheit und ihren Dienst sich zu verzehren gelobt.

Freilich, bei uns Protestanten ist ja aus Gründen, die ich nicht erörtern kann, zumeist eine müde, resignierte Stimmung eingerissen. Wieweit die Theologen selbst daran schuld haben, lasse ich dahingestellt sein, aber sie wollen es mit aller Energie jetzt wieder gut machen. In die breiteste Öffentlichkeit treten sie, um Rechenschaft abzulegen von den Lebenskräften des Protestantismus, die sie im Ringen ihrer Seele aufs neue erobert haben. Sie wollen zeigen, welche Summe idealer Güter dennoch im Protestantismus steckt. Darum freuen wir uns über das neue Unternehmen Weinels, in der Sammlung „Lebensfragen" die im Protestantismus aufgestapelte geistige Energie allen Suchenden zu vermitteln. In der „Religion unserer Klassiker", die ich bisher nur lesen konnte, schauen wir mit heller Freude, welche mannigfaltige Frucht der Protestantismus in den Großen unseres Volkes getragen hat, welch unendliche Anregungen daher sie noch heute für die Pflege des menschlichen Lebens, die doch das einzig Wertvolle ist, bieten. Freilich ists Mannigfaltigkeit, freilich sinds Probleme, die immer wieder der einzelne für sich lösen muß, aber darin liegt ja eben die Größe und Stärke des Protestantismus.

Wer das schließlich auch noch als genuin lutherisch bewiesen haben will, der greife zu der ausgezeichneten Lutherbiographie Köstlins, auf die ich erneut mit allem Nachdruck hinweisen möchte, um alle, die der Gegenwart sich freuen, zur Dankbarkeit gegen den Anfänger unserer protestantischen Lebensanschauung zu mahnen.



Bücherschau.

England und die Engländer. Von Dr. Carl Peters. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1904. (8°, 300 Seiten stark, Preis geh. 5 Mk., in Leinen geb. 6 Mk.)

In letzter Zeit mehren sich die Anzeichen, als ob in unserem Volke eine etwas sachgemäßere Schätzung englischen Wesens einziehen wollte. Nachdem man zur Zeit Roseberys und des noch unkonsolidierten Kabinetts Salisbury in der törichsten Weise vom offenbaren Verfall Englands gesprochen und zwischen 1898 und 1902 hartnäckig die Gründe verkannt hatte, die den „verfallenden" Staat zu energisch imperialistischer Politik drängten, scheint Josef Chamberlain mit seinem Zollvereinsprogramm endlich auch in Deutschland Verständnis zu finden: die Idee ist so großartig und dabei so streng logisch gedacht, sie ist zudem für Deutschland von so weitreichenden Konsequenzen, daß sie uns unwillkürlich dazu antreibt, uns mit dem schon so oft totgesagten lebenskräftigen Riesen eingehender zu beschäftigen. Wer freilich befangen ist in den Ideen des Liberalismus 48er Färbung, wird wohl kaum für dies aristokratische, und im entscheidenden Moment auch die heiligsten Doktrinen verleugnende, Volk das rechte Verständnis finden.

Selten dürfte aber England einen zu seiner Beurteilung berufeneren gefunden haben als Karl Peters, der als erster in Deutschland eine großzügige deutsche Nationalpolitik verfocht, und der dann den Engländer nicht nur in seinem Lande kennen gelernt hat, sondern auch dort, wo er am größten erscheint, in der außereuropäischen Wildnis, bei der Arbeit des Kolonisators. Kein Deutscher würde darum so befähigt sein, uns ein Programm für die Gestaltung unserer Beziehungen zu England aufzustellen. Das vorliegende Buch hat — und das möchte man bedauern — ein bescheideneres Ziel: es will dem deutschen Publikum eine Vorstellung von England geben und behandelt daher in leichten, gelegentlich durch statistisches Material vertieften Skizzen die wichtigsten Punkte englischen Lebens. Es geht ein auf das Land und seine hervorragenden landschaftlichen Schönheiten, die Hauptstadt, die City und ihren Geldmarkt, den englischen Volkshaushalt, die politischen Parteien und ihre Presse, Heer und Flotte, Erziehung, Gesellschaft und Volk, erst am Schlusse erörtert der Verfasser das Tagesproblem des Chamberlainschen Zollvereins. Was ihm in England auffällt, deckt sich in vielen Punkten mit den Beobachtungen früherer Deutscher und hebt in der Tat die Hauptpunkte britischer Eigenart heraus: Die Mangelhaftigkeit und Schwerfälligkeit der staatlichen Organisation, die nationale Beschränktheit des Durchschnittsengländers, die bei jeder Beurteilung ausländischer Fragen versagt, aber auch die hohe politische Begabung des Briten mit seiner einzigartigen Verbindung ruhigen Vorwärtsschreitens mit historischem Sinn und Respekt vor dem Gewordenen, die Solidität des Nationalwohlstandes, der zum größten Teile angelegt ist in Grund und Boden und in Banken, deren Geschäftsprinzip jedes unsichere Spekulieren ausschließt und vor allem die feste Gesundheit, die physische Kraft dieses Volkskörpers, der durch einen in Deutschland unbekannten Umfang der Arbeitspausen sich vor schneller Abnutzung wahrt und der geistigen Abspannung in den Sports ein heilsames Gegengewicht gibt.

Nicht in allen Kreisen des englischen Lebens ist Peters gleich heimisch geworden. Von englischer Wissenschaft z. B. weiß er uns wenig zu erzählen, die religiösen Kräfte des englischen Volkslebens, die trotz aller Anpassung an das Bestehende mit zu seinen tätigsten Faktoren gehören, werden kaum gestreift, und überhaupt sind seine Beobachtungen etwas einseitig auf die obersten, deutlich dekadenten Zehntausend beschränkt. Freilich sieht er in diesen immer noch die führende Schicht des Landes,

eine Auffassung, die vielleicht noch vor 15 Jahren trotz Gladstone richtig sein mochte, heute aber im Hinblick auf den Einfluß des Birminghamer Kreises doch wohl zu bezweifeln ist. Auch in England gehört jetzt das Nichtstun zu den veralteten Beschäftigungen.

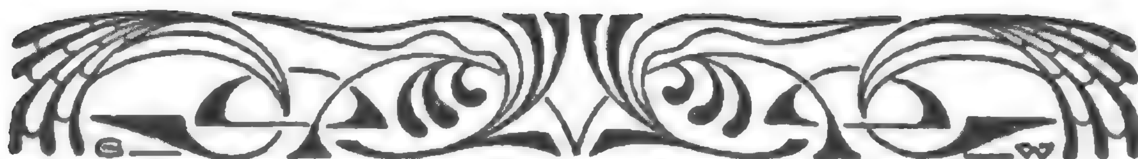
Daß einem Mann vom weiten Blick und dem kühnen, praktischen Optimismus eines Peters die Zollvereinsidee Chamberlains als etwas Großartiges erscheint, ließ sich nicht anders erwarten. Ihm ist der doktrinäre Unverstand der Radikalen schlechthin ein Rätsel und er glaubt es als Tatsache hinstellen zu dürfen, daß im nächsten Menschenalter die Welt mit einer Heer- und Flottenorganisation zu rechnen haben wird, welche nicht mehr nur auf der kleinen Inselgruppe in Westeuropa beruht, sondern welche sich auf die schnell anschwellende Bevölkerung eines Weltreiches über alle Zonen unseres Planeten stützen kann. Vielleicht führt ihn hier die leichtverständliche Bewunderung für den großartigen Gedanken doch zu einer Unterschätzung der Schwierigkeiten. Die handelspolitische Einigung allein hat mit einer Welt von Hindernissen zu kämpfen, die weniger in England, sondern in den Kolonien liegen. Letzteren traut Peters sicherlich zu viel deutschen Idealismus zu; ihre patriotischen Opfer im Burenkriege waren im Grunde nichts weiter als ein gutes Geschäft. In Kanada und namentlich in Australien sind Männer am Ruder, die ihre Entschließungen zunächst von den finanziellen Erfolgen abhängig machen und nur in einem Punkte ihre nüchterne Unbefangenheit verlieren können, nämlich in der maßlosen Überschätzung der politischen Bedeutung ihrer Staatswesen. Ob Laurier in Ottawa und Deakin in Melbourne Wert darauf legen, bei Abmachungen mit der Türkei oder Italien dabei zu sein, ist doch noch sehr fraglich, und es ist mindestens unwahrscheinlich, daß sie es vorziehen werden, für einen Teil der englischen Kriegsmacht zu zahlen, wo ihnen momentan bei allen großen Entscheidungen Heer und Flotte des Mutterlandes umsonst zur Verfügung stehen. Und ein 1866 ist in Greater Britain unmöglich.

W. D.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1905. IX. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Preis 1 Mk. 75 Pf. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Ein guter Abreißkalender ist für jedes Haus eine Notwendigkeit. Denn jedermann will sich über die Bedeutung des Tages orientieren und ist froh, wenn er sich diese Kenntnis auf die einfachste Weise verschaffen kann, durch einen Blick auf das vor ihm an der Wand hängende Kalenderblatt, ohne erst in Büchern nachschlagen zu müssen. Alle Forderungen in dieser Richtung erfüllt „Meyers Historisch-Geographischer Kalender", dessen neunter Jahrgang nunmehr vorliegt, im weitesten Sinn. Er ist wieder ein wahres Schmuckstück an äußerer Ausstattung und gediegenem Inhalt, und geradezu erstaunlich ist, welche Fülle von vortrefflichem Bildermaterial der Verlag für den geringen Preis bietet. Historische Stätten wechseln mit fremden erst jüngst erschlossenen Landstrecken, Bilder aus der Wirtschaft unsrer höchsten Kultur mit den Darstellungen der primitiven Lebensweise exotischer Völker, Wunder der Technik mit den architektonischen Zierden aller Völker und Zeiten, Heroen des Geistes mit den Helden der Tat. Auch diesmal ist jedem Tag neben den historischen, den astronomischen und kirchlichen Angaben ein Kernwort der deutschen Literatur beigegeben, gleichsam als Stärkung für die Tagesarbeit. Der neue Jahrgang wird den vielen alten Freunden eine Fülle neuer hinzugewinnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



Es ist das beste Kennzeichen einer großen Natur, daß sie einen Vordergrund eröffnet und gleich dem Hauch einer Morgenlandschaft uns zum Vorwärtsschreiten einladet.

Emerson.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

VII. (Fortsetzung.)

Von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold und die Anna sind schon lange von der Hochzeit und der kleinen Reise in die italienische Schweiz zurück, die vier Tage gedauert hat. Wochen sind seitdem herumgegangen.

Aber von dem Blick ist es hergewachsen.

Der Arnold geht in die Brüche. Wie der Felice bleibt auch er Tage lang weg. Wenn er heimkommt, findet er eine stille, arbeitsame, immer gute und willige Frau. Sie ist nicht so zutraulich wie er sie haben möchte, hängt sich ihm nicht an den Hals, wie er sich das für die Ehezeit vorgestellt hat, aber sie tut ihm zu lieb, was sie kann und mag. Eine Schande wäre es, wenn er sich beklagen wollte. Aber, was in ihr ist, weiß er nicht.

Drüben im Püntinerhaus geht der Vincenz aus und ein. Er geht scheinbar wieder aufrecht, entschlossen und mit Schritten, die wissen wo aus. Nur eine größere Unruhe ist an ihm als früher. Im Rat ist ihm das Bauwesen übertragen worden. Er muß daher oft fort wie sein Bruder, der Arnold, aber er geht und kommt unregelmäßiger als dieser. Allmählich, während er in allen Ecken des Landes sich umgesehen hat, kommt auf den Straßen, die er gegangen ist, als Welle, die zurückschlägt, das heimgefahren, was die Leute in den Landecken von ihm halten.

„Merkwürdig ist es, wie er sich in alles einarbeitet, der Püntiner! — Der sieht noch, wo etwas fehlt und wo nicht! — Auf Ordnung sieht

er noch, der Bauherr, beim Eid!" — Gutes, Besonderes, ja manchmal Großes verlautet von ihm und kommt alles heim zu seiner Mutter, kommt auch heim zu Anna; der Felice und der Arnold selber tragen es ihr zu. Vor ihren Augen fließt um das Bild des Vincenz allmählich ein Heiligenschein. Der Arnold aber wird klein, ganz klein davor. Der hat nur einen Alltagsverstand, läßt sich an einem ehrlich zu Ende gebrachten Tagewerk genügen, sein Schwiegervater muß von ihm sagen, daß er zwar brauchbar aber keiner ist, der mehr lernen will, als ihm gerade not tut. Die Anna bekommt immer häufiger seltsamen Besuch: Das Mitleid mit dem Vincenz, den das Elend würgt, das Verlangen nach ihm, der der Bessere ist von den zweien, das Bewußtsein: Dich hat er in sich, dich, keine sonst! So ist es, daß des Arnolds Frau mehr an dessen Bruder denkt, als gut ist! Dann wohnen sie auch zu nahe beisammen, die Anna und der Vincenz. Sie suchen einander nicht, meiden einander vielmehr, aber der und der Tag bringt doch ein Aneinandervorübergehen oder ein Zusammentreffen und so stumm jedes bleibt, aus den Blicken wächst es heraus, daß eines weiß, wie das andere hungert und nach wem.

So geht die Zeit.

Der Vincenz hat ein geschäftiges Leben; eine Menge Menschen gehen bei ihm aus und ein; manchmal ist es, als ob er der einzige wäre, der im ersten Rat sitzt. Daneben läßt er im Haushalt nichts fehlen. Über das Land im Schachental setzt er den Knecht, den Bartli. Die Elisabeth fährt mit glühenden Wangen und glänzenden Augen auf bei der Nachricht.

„Freu dich noch nicht," sagt der Vincenz. „Kannst noch manchmal warten lernen, bis deine Zeit kommt!" Aber er sieht sie sonderbar an dabei wie als zu sagen: Aber sie wird schon kommen, deine!

Die Püntinerin beobachtet ihn heimlich. Sie lernt ihn auswendig seit Wochen und Wochen wie ein schweres Buch und weiß, daß noch alles in ihm so aussieht wie am ersten bösen Tag. Äußerlich ist er ganz gesund. Aber den Wurm hat er in sich. Die Püntinerin wartet nur noch auf die Zeit, da der Wurm genug gefressen haben wird. Dann wird der baumstarke Mensch, der Vincenz, am Boden liegen.

Und die Tage wechseln.

Jetzt ist wieder Sommer, die Zeit der offenen Fenster und Türen und die Zeit der Mondhelle. Die Frau des Felice ist für ein paar Tage ins Oberland gereist, ihre Verwandten aufzusuchen. Die Elisabeth ist mit ihr gegangen, hat das Oberland noch nie gesehen und die Frau hat gern

eine mitgenommen, die ihr Gesellschaft leistet. In den Brüchen ist viel Arbeit, der Felice und der Arnold sind häufig, oft tagelang fort. Eben sind sie wieder für zwei Tage weggefahren, der eine auf Reisen, der andere in den Bruch. So ist die Anna allein im Haus. Die Püntinerin, die den Vincenz in Geschäften fort weiß, läßt sie rufen. Warum soll jede für sich die Zeit lang werden lassen! Sie sprechen nicht viel, aber jede ist um der andern Nähe froh. Die Anna muß viel an den Vincenz denken und daß er in der Stube, wo sie mit der Püntinerin sitzt, täglich ein- und ausgeht. Gegen Abend aber schüttert der Flur unter schweren Schuhen. Der Vincenz ist da. Die Püntinerin schrickt zusammen und kann einen Satz, den sie im Gespräch just angefangen, nicht zu Ende bringen, weil der Gedanke ihr die übrigen verschüttet, daß der Vincenz die Anna hier nicht finden sollte. Die Anna aber sinnt auf ein Wort, mit dem sie erklären kann, daß sie plötzlich gehen muß. Bis der Püntinerin die Gedanken und der Anna die Worte kommen, steht der Vincenz schon in der Tür.

„Tag," sagt er, „ich bin schon da; schnell fertig gewesen bin ich diesmal." Dann erblickt er die Anna, kommt in die Stube und setzt sich. Wohl oder übel muß auch die Anna noch bleiben. So sitzen die drei bei einander. Allemal wenn ihnen heiß wird, weil es zu still zwischen ihnen ist, weiß wieder eines etwas zu sagen. Aber die Unterhaltung ist eine mühsame Sache. Dennoch geht die Anna nicht und der Vincenz sitzt wie angeleimt; denn — es ist etwas Großes, so in der gleichen Stube bei einander zu sitzen! Die Püntinerin stört sie nicht. Es ist, als ob sie nicht da wäre. Der Vincenz fühlt nur die Nähe von einer und die fühlt nur, daß der Vincenz da ist. Endlich aber weiß die Anna, daß es Zeit ist zu gehen; die Püntinerin muß sonst merken, warum sie bleibt. So steht sie auf und gibt der Alten die Hand, muß sie auch dem Vincenz geben. Die Hände fallen zusammen und halten fest; es ist keine unschuldig; sie liegen beide knapp ineinander und lassen sich unwillig los.

„Ade," sagt die Anna.

„Wirst froh sein, wenn sie morgen wieder kommen, der Arnold und der Vater," sagt die Püntinerin.

„Ja, ja," sagt die Anna. Dann geht sie.

Der Vincenz sieht nach Stall und Vieh, Knechten und Magd, nachher geht er in seine Stube und arbeitet. Zuweilen findet sein Blick das Fenster des Nachbarhauses. Einmal als er wieder hinblickt, steht die Anna dort und schaut herüber. Es ist kein Zweifel, daß sie nach ihm

ausgespäht hat; ihr Zurückfahren verrät deutlich, wie sie sich vorgeneigt hat, um besser zu sehen. Es ist auch nichts neues; es ist nur der Hunger, der große Hunger. Und der wächst an dem Abend. Den Vincenz zieht es wie mit Seilen von seinem Stuhl weg hinüber. Drüben ist die Anna — allein und — morgen kommen sie erst heim, der Arnold und der Felice! Aber er sitzt fest, der Vincenz. Nur der Hunger wächst. Er wächst den Abend und eine schlaflose Nacht hindurch und ist am Morgen so groß, daß sich der Leib wie in einem Fieber schüttelt: „Erst am Abend kommen sie heim, der Arnold und der Felice!"

An diesem Morgen hat der Vincenz vor dem Hause zu tun und drüben kehrt die Anna die Haustreppe. Sie erblicken einander. Der Vincenz nickt und die Anna auch und sie grüßen: „Tag!" Und der Hunger zerrt an ihnen. Das Schlimmste aber ist, daß jedes fühlt wie er am andern zerrt.

Aus dem Morgen wächst der Mittag. Der Vincenz kann nicht arbeiten; er geht bald da, bald dort hin im Haus. Einmal läuft er auf die Straße hinaus und kehrt wieder um, hat wollen die Anna sehen. Es hätte sein mögen, daß sie just um den Weg gewesen wäre.

Der Mittag verrinnt langsam in den Abend. Jetzt kommen sie bald, der Arnold und der Felice!

In drei Stunden!

In zwei Stunden!

Die Püntinerin sitzt am offenen Fenster in der Stube. Der Abend ist warm, gewitterig. Weiße und braune und schwarze Wolken fahren von Westen nach Osten über das Tal, zuweilen zieht unten über die Matten ein schwarzer Schatten, wenn oben am Himmel durch dunkles Blau eine besonders nachtfarbene Wolke segelt.

Nach einer Weile tritt der Vincenz bei der Mutter ein.

„Sind sie heim, der Arnold und der Felice?" frägt er die Mutter.

„Ich habe sie nicht gesehen," gibt sie zurück.

„So kommen sie erst im letzten Zug," sagt er; es ist, als ob er keinen Atem habe.

Als der Tag endet, zuerst die Sonne erlischt und dann die Helle, beides zuletzt an den hohen Bergen vergehend, während das Tal schon in Schatten und Nacht gesunken, tritt der Vincenz wiederum aus dem Hause, steht erst eine Weile vor der Tür, hemdärmelig, mit offener Weste, gelb im Gesicht, dicke Hautwulste unter den Augen, geht dann hin und steigt auf den Lattenhag des Gartens. Das ist nichts besonderes, daß er da sitzt; die Knechte, der Arnold und er selber haben sich oft um

Feierabendzeit so hin an die Straße gesetzt. Heute freilich sind die Knechte im Schachental, wo Heu gemacht wird; nur der „Köbi" sitzt drin in der Küche bei der Miegg, der ist so alt und dürr, daß er sich selbst im Sommer an den Herd kauert.

Der Gartenhag ist nah am Nachbarhaus; eigentlich ist er wie ein Band zwischen den zwei Häusern. Der Vincenz, während er sich an der obersten Latte hält, hat ein Gefühl, als legte er schon die Hand an des Nachbars Mauer. Dazu drängt es ihn auch. Hinter der Mauer wohnt — die Anna, und nach der Mauer allein schon, hinter der sie ist, ist er gierig.

So ist der Hunger gewachsen, wochenlang, aber noch nie wie an diesem Tag.

Der Vincenz sitzt, stiert den Boden an und die Dunkelheit rinnt über das Land und die Straße und ihn. In der Wohnstube drüben, zu ebener Erde rechts, gleich neben der Haustür, wird das Fenster hell. Ein roter Schein sticht in die Dunkelheit hinaus. An der scharfen Helligkeit ist etwas rohes, sie ist wie ein klaffender Wundschnitt im schwarzen Leib der Nacht. Nahe an den Vincenz rinnt sie heran; aber der sitzt noch im Dunkeln.

Ja! Und die Anna ist allein drüben! — — — — Und — dem Bruder seine Frau ist sie!

Einen Augenblick überläuft ein Frost den Vincenz, mehr noch ein Gefühl, als ob ihn ekelte. Ihn ekelt vor der eigenen Niedertracht.

Das willst doch nicht, dem Bruder die Frau stehlen, ein solcher Schuft bist nicht! Aber — gern hast sie und sie dich — ja — und — Herrgott —

Der Vincenz atmet nicht, er keucht, er denkt nicht, er jagt die Gedanken und seine Gestalt schüttelt.

Ja — und da kann kein Mensch etwas sagen, wenn du hinübergehst zu der Anna. Der Schwager bist. Was sollst sie also nicht besuchen gehen!

Er steigt von seinem Sitz. Es reißt ihn hinüber. Ein wenig zu ihr hineingehen? Warum nicht — — —, wenn es ihr und ihm wohl tut! — Sie kommen vielleicht, der Arnold und der Felice! — Mit dem letzten Zug mögen sie erst kommen, können aber auch die nächste Viertelstunde schon da sein. Jetzt aber sind sie nicht da! Und sie ist allein, die Anna! Warum also nicht gehen, die Stube mit ihr teilen! Sie mögen dann kommen, der Arnold und ihr Vater! Was wird dabei sein,

wenn — sie ihn bei ihr finden! Zwei so nahe Verwandte! Bah, es ist ja zum staunen, daß sie nicht öfter bei einander sitzen!

Der Vincenz geht auf das Haus zu, den Kopf vorgestreckt, taumelnd; seine Augen brennen. Er stolpert über die Treppe hinauf, in den Flur und klopft an die Tür.

„Herein," sagt die Anna.

Darauf tritt er in die Stube, hält aber die Falle fest und die Tür offen. „Sind sie noch nicht da, der Arnold und — —?" fragt er.

„Nein," sagt die Anna. Sie ist aufgestanden. Eine Handarbeit liegt vor ihr auf dem Tisch, wo sie gesessen hat; im ersten Schreck hat sie sie hingeworfen. Das Herz schlägt ihr, daß sie es oben am Hals fühlen kann. Was der will, der Vincenz?!

Er sieht sonderbar aus, wie verstört. Sein Haar ist wirr, mit der schweren Rechten knüllt er die Weste. „So, noch nicht da sind sie?" sagt er. Dann macht er die Türe zu, sacht drückt er sie ins Schloß, es ist, als ob seine Arme zitterten. An der Tür bleibt er stehen.

„Warum hast es nicht früher gewußt?" fragt er plötzlich mit ganz leiser, heiserer Stimme.

Die Anna braucht nicht zu fragen, was er meint; der große Hunger scheint ihm zu deutlich aus den Augen.

„Jesses geh," stammelt sie.

„Du — du — armer, dummer Mensch — daß du uns das Leben so hast verwüsten müssen!" sagt er, wieder ganz heiser.

„Vincenz — ich — ich —."

Jeder Zug in ihrem weißen Gesicht zuckt. Verloren und hilflos steht sie da.

Der Vincenz kommt langsam auf sie zu. „Du — du —" hungert er und packt ihr Handgelenk.

„Jesses, wenn sie kämen," stößt sie heraus.

„Warum hast es nicht gewußt?" keucht der Vincenz und zieht sie näher. Es bricht etwas aus ihm hervor wie Wildwasser, das den Damm sprengt, und die Anna sieht es wachsen und sich selber darin treiben wie in einem Wirbel. Während er sie näher und näher zieht, verwirrt sich ihr Denken. Jetzt fühlt sie nur noch, daß er da ist und fragt: Warum hast es nicht gewußt?

„Ich kann nichts dafür — so gekommen ist es halt — erst nach und nach," gibt sie ihm Antwort. Dann lehnt sie sich an ihn.

„Einmal will ich dich haben," hungert er.

„Einmal," sagt sie ihm nach.

Sie halten sich fest. Der Vincenz setzt sie und zieht sie auf seine Knie. Sie ist ein Spielzeug wie er sie packt.

„Einmal,“ sagt er atemlos und küßt sie. Sie drängt sich ganz nahe zu ihm, fährt aber gleich auf: „Horch!“

Er kümmert sich nicht, hält sie wie angeschlossen. Alles bleibt still und sie gibt sich zufrieden. Sie reden nicht, halten sich nur. Plötzlich aber erschrickt sie wieder.

„Jesses!“

Schritte nahen dem Haus.

„Da sind sie,“ sagt die Anna, „jesses, laß mich!“

Sie windet sie in seinen Armen, aber er hält sie wie mit Klammern und sieht mit den brennenden Augen nach der Tür. „Jetzt muß er es sehen,“ stößt er zwischen den Zähnen hindurch.

Die Anna stemmt die Hände gegen seine Brust und wehrt sich wie wild; aber er rückt nicht, braucht sich kaum anzustrengen, um sie zu bändigen.

Jetzt geht schon die Tür.

Der Felice und der Arnold treten dicht hinter einander ein. Sie sind im Gespräch begriffen auf die Schwelle getreten, so sieht der Arnold, der der hintere ist, zuerst in die Stube.

„Was — — —“ sagt er. Nun schaut auch der Felice hin.

„Laß sie doch los,“ sagt der Arnold. Er scheint nicht zu wissen, was er denken soll. Meint sogar scherzen zu müssen. Aber der Vincenz sieht so aus, daß ihm das Scherzen vergeht.

Die Anna regt sich nicht mehr. Sie hält den Arm des Vincenz umklammert; vielleicht ist es ihr jetzt eine Wohltat, daß er sie hält.

Die beiden Männer kommen näher. Langsam steigt dem Felice das Blut ins dunkle Gesicht. „Mach keine Narrheiten,“ sagt er zum Vincenz und streckt die Hand nach der Anna aus.

Der Vincenz sieht den Bruder an, von unten herauf mit flackernden Augen.

„So,“ sagt er und schiebt die Anna von sich. „Jetzt hast es gesehen. Jetzt will ich sie dir geben, für ganz.“

Der Arnold hat Schweiß auf der Stirn. Ein fürchterlicher Zorn kommt über ihn, der sonst gutmütig, langsam und gleichgültig ist. „Was bist du für einer, für ein elender Lump,“ sagt er. Es ist so viel, als ob er vor dem andern ausspuckte.

„Nicht recht mußt sein im Kopf,“ sagt der Felice.

Der Vincenz wirft einen Arm über die Stuhllehne. „Setz dich," sagt er zum Arnold und zeigt auf einen Stuhl, dann auf einen andern. „Setz dich, Felice!"

Sie wissen selber nicht, warum sie tun, was er verlangt. Vielleicht ist er vor ihren Augen so lange hoch gestanden, daß sie nicht daran glauben können, daß er auf einmal klein sein soll. Sie sitzen und warten fast mit verhaltenem Atem auf das, was er sagen wird.

Er lehnt sich breit in den Stuhl zurück, durch sein gelbes Gesicht zuckt ein fast mitleidiger Ausdruck.

„Elender Lump, hast gesagt," hebt er zum Arnold gewendet an, „du ganz Kleiner, den ich aufgebracht habe von Kindswindeln auf, dem ich der Vater sein könnte den Jahren nach — so — elender Lump hast gesagt?"

Er lacht kurz und trocken. Der Arnold will auffahren, aber der Vincenz spricht schon wieder.

„Fast vierzig Jahre lang habe ich keine Zeit gehabt, an mich zu denken. Immer ist noch eines gewesen, dem ich etwas in die Hände habe geben müssen! Und wie ganz zuletzt die Reihe an mich selber kommt, die Hände nach etwas auszustrecken — nach — der da," — er nickt mit dem Kopf nach der Anna, die drüben an der Wand lehnt — „da bist du gekommen und hast es weggenommen!"

„Was? — du hast —" will der Arnold einfallen. Der andere aber spricht weiter, ruhig, immer wie mit mitleidigem Hohn:

„Elender Lump hast gesagt! Recht hast vielleicht! Zahm und fromm bin ich nicht! Dir hat sie gehört, deine, die Anna, und mir ist sie doch zugewachsen allmählich mit den Gedanken. Zwei hat er geschlagen damit, der Herrgott! Hätte es dem dritten geschenkt bleiben sollen? Haha, so geduldig bin ich nicht! Darum hast es wissen müssen. Jetzt mußt helfen an den Rätsel herumraten, warum es im Leben so schief gehen kann."

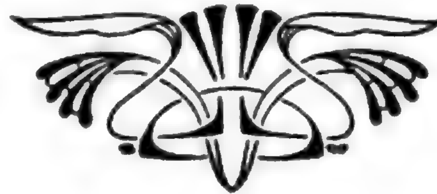
Der Arnold und der Felice sitzen stumm da. Eine schwüle Luft ist in der Stube. Dem Vincenz seine Worte fahren hinein, karg, kurz wie Blitze, die aus einem schwarzen Kohlenhaufen zucken. Die Anna hat den Blick am Boden, die Lippen zusammengelegt steht sie da und wartet. Es wird kommen, wie es muß.

„Das hat kommen müssen", fährt der Vincenz fort. „Jetzt da — da hast sie wieder — deine! Es ist ihr nichts geschehen. Lernen mußt den Weg zurückfinden zu ihr, wie ich mich fortfinden muß! Immer noch leichter hast es. Und — es wird schon gehen, wart nur — es wird schon gehen."

Er steht auf. Breit, von plumpem Wuchs, mit dem großen turmhaften Kopf steht er da. „Vor mir brauchst keine Angst zu haben,“ endet er. „Ich gehe schon — heute nicht — morgen nicht — aber, wenn es Zeit ist! Weit genug — sei ruhig — nach Amerika — oder noch weiter — wart' nur. Ich weiß schon, daß ich gehen muß. Und bis ich gehe — Angst brauchst keine zu haben!“

Er geht der Tür zu. Keiner von den andern weiß was zu sagen. Die Anna rührt sich nicht. Tags ihres Lebens aber hat nachher keiner der drei vergessen, wie der Mensch, der Vincenz, breit, mit schwer schlenkernden Armen, den Kopf vornüberhängend wie ein zerschlagener sich aus der Stube geschoben hat.

(Schluß folgt.)

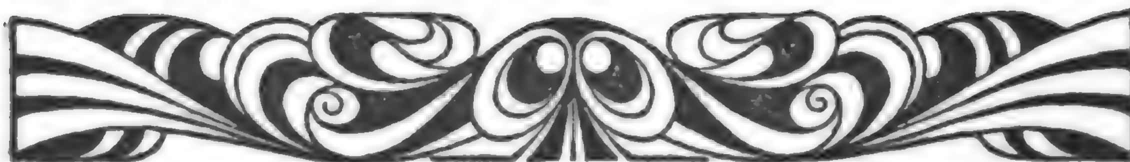


Aus neuen Büchern.

„Nein, wir sind noch nicht, wie jene verlebten gallischen Römer zur Zeit der Völkerwanderung, die im Theater saßen, während der Alemanne vor den Stadtmauern lag, und sich mit bleichen Gesichtern zuwitzelten: morgen werde man sie alle massakrieren. Wir haben noch Mark in den Knochen, haben Herzen im Leibe und deftige Hände Unser Kaiser heißt nicht Otto III., er heißt Wilhelm und weiß, daß das verpflichtet. Dereinst in den Tafeln der Weltgeschichte wird bei seinem Kaisernamen als Bestes bis auf diese Zeit die deutsche Flotte verzeichnet stehen und die deutsche Ostmark. Voraussichtlich diese noch vor der Flotte. Denn das Hemd ist uns näher als der Rock, ein ordentlicher Mann aber hält beides sauber und instand. Deutschland hat in großen und in guten Dingen nur zu oft nach seinen Kaisern vergebens gerufen, und die grünen Tische haben dutzendmal die schönste Begeisterung, den tapfersten Willen verdorben. Das ist in diesen Sachen vorbei. Die Zeit ist aus, da das Häuflein Deutscher, das hier vor dem Feinde stand, noch obendrein verwirrt und geängstet wurde durch Befehl eines Oberkommandos, das sein Teleskop auf nebelhafte Gebilde gerichtet hielt.

Im Kriege nimmt man die Überzüge von den heiligen Fahnen, nur dann, so wills wenigstens gute alte preußische Sitte; dann geht aber auch ein Schauer durch die Mannschaft. Die Fahnen des Deutschtums im Osten knattern im Winde, der Führer Preußens und des Reiches schreitet schimmernd vor uns her. Er ist bereit und seine Leute, seine Deutschen sind es auch. Bereitsein ist alles, aus ihm kommt das Geschehen. Geschehen kann, muß noch viel mehr. Aber: wir lassen sie nicht durch. Und vor der Front des siegesmutigen Heeres soll uns heute im festlichen Marschtakte erklingen des deutschen Ernst Moritz Arndt hehres helles Saitenspiel.“

Aus der Festrede von Prof. Dr. Ed. Heyck beim Deutschen Tag in Posen am 12. November 1904.



Nur nicht müde werden!

Von
P. Luther.

Es ist des Jahres letzter Tag. Winterschnee deckt die Erde, an den Bäumen funkeln die Eiskrystalle im Sonnenlicht, unter meinen Schritten hallt das frostharte Land. Ich bin hinausgewandert aus der Großstadt, um allein zu sein, allein, ehe das Jahr sinkt, mich innerlich wieder zurechtzufinden. Hier ist es still, ganz still, daß meiner Seele die Bahn frei ist zur Höhe.

Im Tal bin ich geschritten wie die andern, kein Jubelnder, Lebensfroher, der sich mit Augen des Sieges umschaut — nein, ein von Leben und Alltag Beengter, voll Zagen und Dunkelheit, voll tiefer Verstimmung, oft in unsäglicher Bitterkeit. Alle Widrigkeiten sind Herr über mich geworden, alle Dinge haben mich genarrt und gekränkt, alle Sorgen sind vor mir wie turmhohe Berge gewachsen, daß kein Freiland, kein Lichtreich, kein Ort des Friedens mehr erschien. Wenn ich zurückschaue — wie eine Schar dunkler, unheimlicher Gesellen schleichts heran, denen die Gier nach meinem Leben im Auge funkelt, denen jeder Nerv zittert in brünstigem Verlangen, meine Seele zu erschlagen. Aber ich will mich nicht erschlagen lassen, ich recke mich auf in Trotz, ich fühls, wie Stärke in mir wächst, euch alle, ihr dunklen Gesellen, von mir zu schleudern, in die Nacht zurück, aus der ihr geboren seid. Bin ich denn nicht mehr wie ihr alle? Da umfängt mein Blick auf der Berghalde, zu der ich hinaufgestiegen, die Edeltanne, die wohl lastender Schnee leise beugt, aber die doch stark und frei, in ruhiger Schönheit in die Lüfte ragt, als gäb's unter ihr gar kein verzettelt Gesträuch, keine Schmarotzer, keine Giftblume, deren Leben gemeines Zerstören ist. Und ich, kann ich's nicht auch? Hinauswachsen über den Staub, der meine Schuhe deckt, lachen über die kleinen Dinge, die mich, den großen Menschen, der aus dem ewigen Gott stammt, antasten wollen? Narr, der ich war, als ich mir die Seele gefangen nehmen ließ, daß sie wie ein verängstet Vöglein im Baumgesträuch flatterte, statt frei und stark wie der Adler ins Licht emporzuschweben. Fort ihr Fesseln, ihr Sachen und Verhältnisse, von

denen die Menschen so viel reden, ich schleudere euch ins Nichts, wohin ihr gehört, ich bin ein Mensch, der Herr ist über alle Dinge, ich bin Seele, die Allmacht hat euch zu zwingen, wenn ihr mich halten wollt, freudig, jubelnd zu leben. Altes Jahr, wenn du niedergehst, dann lache ich deiner Mühen und Widerwärtigkeiten, dann singe ich das Lied vom Leben, das Lied von der Seele, die nichts fürchtet, die die ganze Welt in die Schranken fordert.

Aber einsam ist's auf der Berghalde — bin ich nicht vielleicht auch ein Einsamer, der an ein töricht Evangelium glaubt, das ihm zu Staub zerrinnt, wenn er wieder zu Tal steigt? In die Arbeit, in die Alltagsenge, ins Menschengewoge muß ich wieder hinunter, — werden sie meiner nicht lachen, daß ich ein Tor sei, der wirres Zeug rede von der Seele und ihrer Kraft, von ihrer Sehnsucht nach reinem und großem Leben? Ich kanns ja nicht leugnen, oft will ich dies Sehnen als törichten Tand von mir werfen. Wenn ich sie sah, die Menschen des Erfolgs, die skrupellos ihre Mittel wählten, die Menschen des Genusses, die heiter lächelnd den Becher der Freude bis auf den Grund leerten, die Menschen der Eleganz, die über immer neue Raffiniertheiten des Genießens nachsannen, dann hat's mich bisweilen gereizt, allem Ernst Lebewohl zu sagen, um zu werden wie die andern. Vollends wenn ich die Vielen, Allzuvielen sah, die jede Spur von Wahrhaftigkeit in ihrem Leben getilgt, die ihre Anschauungen wechselten wie ein Gewand, die auch in den heiligsten Dingen nach Gunst und Erfolg schauten, statt nach dem Sieg der Wahrheit — o, da hab ich hin und her gedacht, ich sei doch unfähig und ungeschickt für dies Leben, gleichgültig und wertlos wie das welke Laub, an das hier draußen beim Wandern zuweilen mein Fuß stößt. Aber bin ich wirklich wertlos? War nicht manche Stunde, in der vor mich ein Mensch aus jener Welt des Scheins und der Äußerlichkeit trat, um an meiner Art sich aufzurichten, meinen Ernst mit stillem Verwundern zu schauen? Und lag nicht, wenn er mir wieder begegnete, eine leise Spur des Segens solcher Stunde auf seinem Leben? Wie stürmte dann wieder die Freude durch meine Seele, wie hab ich dann wieder an mich selber geglaubt, an das Recht meiner Lebensziele. Altes Jahr, wenn du sinkst, will ich dir danken für diese Stunden! Ich fühl's ja heute wieder, daß sie mir immer wieder Mut gemacht haben, mich dem Leben zu weihen und nicht müde zu werden.

Freunde, was soll unsere Losung sein für die neue Zeit, die unser harrt? Dem Geist die Bahn frei machen, daß er herrsche über die Sachen, dem Ernst getreu sein, der das Leben zur Ewigkeit macht,

furchtlos kämpfen für Adel der Gesinnung und Vornehmheit des Tuns, aller Gemeinheit, wo wir sie finden, den Fehdehandschuh zuschleudern! Man sagt, es gäbe keine Männer mehr im deutschen Land, keine Treue mehr, keine Wahrheit, keine Schlichtheit, keine reine Sitte. Ich will's nicht glauben, denn ich glaube an mein deutsches Volk und seine deutsche Art. Aber wenn die Schatten wachsen — laßt uns weder träumen noch klagen, laßt uns die Reihen schließen, um jedem Feind die Stirn zu bieten, dann fällt uns doch der Sieg zu.

Ich will heimwärts aus Waldesstille ins wirre, verwirrende Leben. Aber Leben, ich fürchte dich nicht, ich will dich besiegen. Und wenns alle meine Kräfte kostet, ich will nicht müde werden!



Der letzte Abend ist's.

(Abschied vom Pfarrhaus zu Hasselbach.)

Der letzte Abend ist's, vorm Gehn die letzte Rast.
Mach hell mein Licht in diesem alten Zimmer;
Und du im grünen Glas, du goldner Schimmer,
Wach auf! Was einmal war, ist heute unser Gast.

Willkommen! Ihr kommt im langen, wallenden Talar
Ehrwürd'ge Pfarrherrn, feierlich geschritten;
Naht meinem Licht und Glas und nehmt zur Mitten,
Der kam wie ihr und geht, den letzten eurer Schar.

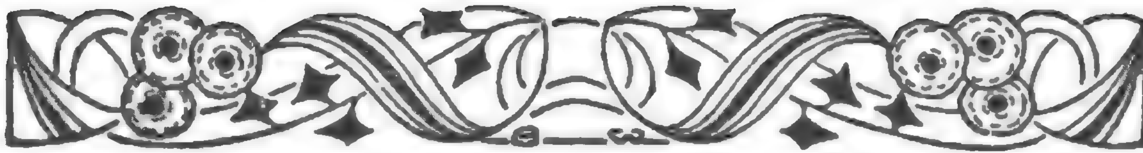
Aus krausen Tinten halbverblaßt kannt ich euch schon.
Ihr schriebt mit eurer Hand Geburt und Sterben
Ins Kirchenbuch. Ich schrieb der Enkel und der Erben
Freud, Leid, und wer des Letzten jüngster Sohn.

Ins Buch ein letztes Zeichen macht nun meine Hand,
Dieweil die Nacht hereinschaut zu dem Fenster.
Für den, der kommt, bin ich, sind wir Gespenster.
Die Zeit ist um, da wir gehaust, gepflügt im Land.

Der Acker bleibt und Gottes Sonne, Regen, Saat.
Wir ziehn dahin in Segen oder Sünden.
Mit uns, los von der Erde, mit den Winden
Zieht ungesehen, unerreichbar unsre Tat.

Leis sinkt das Licht hinab. Ins Fenster lehnt die Nacht.
Und bei des Lichts, des Glases letzten Neigen
Neigt sich mein Haupt. Und in e i n heilig Schweigen
Versinkt wie Duft, was war und ist, was schläft und wacht.

Fritz Philippi.



Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900.

Von

Adolf Matthias.

Die Schulreform vom Jahre 1900 und ihre soziale und politische Bedeutung in kurzen Zügen und auf knapp bemessenem Raume verständlich zu machen, ist nicht ganz leicht, da verwickelte schultechnische Verhältnisse dabei in Betracht zu ziehen sind und da jene Reform ihre ersten Gründe in einer verhältnismäßig lange zurückliegenden Zeit hat. Der Schwierigkeiten wird man nur Herr, wenn man Nebensächliches und schultechnische Fragen, die für Männer vom Fach gern umstrittene Objekte bilden, möglichst ausscheidet, in den verschiedenen Entwicklungsstadien der Frage gewisse charakteristische Merkpunkte in hellere Beleuchtung setzt und, wo es angeht, auch durch charakteristische Persönlichkeiten das Relief verstärkt.

Die vorliegende Frage soll nun in der Art behandelt werden, daß zunächst die Entwicklungsgeschichte der Reformfrage überhaupt, immer unter Hervorhebung der sozialen und politischen Momente dargelegt und in diesem Verlauf A n f a n g und E n d e kräftiger markiert wird, daß die Zwischenstadien nur insoweit betrachtet werden, als diejenigen schultechnischen Begriffe klarzulegen sind, die für das Verständnis der Sache unbedingt nötig erscheinen, und daß schließlich das Ergebnis noch einmal unter die Frage des Themas gestellt wird.

Die Anfänge der Bewegung, die man als Schulreform zu bezeichnen pflegt, liegen weit zurück. Die ersten Keime finden wir da, wo das Stilleben der alten Lateinschulen gestört wird durch die Mächte, welche reale Anforderungen an diese Schulen stellten, als im 17. Jahrhundert Ratichius und Comenius und die fürstlichen Ritterakademien, als im 17. und 18. Jahrhundert Locke und Rousseau den Wert der Realien und der Natur betonten, als die philanthropische Bewegung und die Aufklärungszeit die Machtstellung der alten Gelehrtenschulen erschütterten durch Hinweis auf die nützlichen Dinge in Welt und Menschenleben. — Aber alles das

waren nur Vorpostengefechte. Sie wurden fast ganz eingestellt, als an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Neuhumanismus auf die umfassende Bedeutung der klassischen Studien hinwies, die zu suchen sei in der Beförderung und Erhöhung aller Geistes- und Gemütskräfte zu schöner Harmonie des inneren und äußeren Menschen, und den Grundsatz aufstellte, daß die realen Erziehungswerte in einem richtigen Betrieb der klassischen Studien gewissermaßen eingeschlossen seien.

Mit dem Neuhumanismus hängt der Anfang der eigentlich preußischen Schulbewegung zusammen; er liegt am Ende der zwanziger und im Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, als Johannes Schulze, der damalige Referent für das Gymnasialwesen im Kultusministerium, die Schwierigkeit zu lösen suchte, den neuhumanistischen Bestrebungen und zugleich der Überfülle von klassischen und realen Unterrichtsstoffen in dem Lehrplan ein und derselben Schule gerecht zu werden und dem Gymnasium die Aufgabe stellte, seinen Schülern eine möglichst allseitige Bildung zu geben. Er suchte für alle höher Gebildeten in seiner Einheitsschule alles zu bieten und er trug damit den Utraquismus in diese Schulen hinein, der verderblich wirken mußte; er legte, allerdings genötigt durch die vorangegangene Entwicklung, die Keime für die Unruhe, aus welcher seitdem das preußische Gymnasium nicht wieder herausgekommen ist. Gleich im Anfange trat das deutlich zutage, als zwischen Schulze und dem Organisator des bayerischen Gymnasialwesens, Thiersch, ein Federkrieg über den Lehrplan der Gymnasien entbrannte. Thiersch hatte im Jahre 1826 ein Werk über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern geschrieben, in welchem er das alte klassische Gymnasium in seiner Einheit und Reinheit als die gesundeste Schule hinstellte, die auch als die beste Bildungsstätte für die gewerbetreibenden Stände anzusehen sei. Schulze kritisierte die Schrift; er fand, daß den Realien zu wenig Beachtung geschenkt sei, nannte den Plan einseitig und die Stellung der klassischen Studien zu ausschließlich; auf preußischen Schulen werde alles mit bestem Erfolge getrieben. Diese Kritik war in kühl wohlwollendem Tone gehalten. Das entfachte den Zorn des bayerischen Schulmannes, der als Kursachse von Geburt seine Schulbildung auf der sächsischen Schulpforta genossen hatte. Er schrieb eine schneidende Kritik gegen „die neue Lehrweisheit in Preußen", gegen „die gleichmäßige Steigerung des klassischen und realistischen Unterrichts", gegen die „Allseitigkeit, die man als Macht durchschimmern sehe, welcher man in Preußen huldige". „Preußen," so sagt er, „ist mit allen seinen vortrefflichen Vorkehrungen und Aussichten im Begriff, in

diesem dampfmaschinenähnlichen Getriebe unermüdet tätiger Allseitigkeitsbeförderer mit der wahren Wissenschaft die wahre Bildung zu verlieren." Es werde zu viel gelernt, die realistischen Lehrgegenstände erschienen zu sehr mit den klassischen Sprachen „in gleicher Linie, Stärke, Bedeutsamkeit". Die preußischen Schulen jagten dem Phantom einer allseitigen Bildung nach, hetzten Schüler und Lehrer zu Tode und verhinderten durch beständige und strenge Prüfungen, daß die Natur sich selbst helfe. Aus der Überspannung und Zerstreuung in die disparatesten Richtungen entstehe Gleichgültigkeit und Überdruß, der Vorbote des nahen Todes; ἐγγὺς ἤδη ὁ θάνατος. Diese Kritik — mag man sie auch zu streng nennen und Thiersch nicht zustimmen, wenn er das Gymnasium als die beste Anstalt für alle über den Elementarunterricht hinausgehende Bildung ansieht — hat im Laufe der Zeiten recht behalten, umsomehr, als in der preußischen Schulverwaltung der dreißiger Jahre der freie Geist und die großen Gesichtspunkte eines Wilhelm von Humboldt nicht mehr heimisch waren. Gesetze und Verfügungen, Reglementieren und Inspizieren, Prüfungen und Kontrollen, Gebieten und Verbieten drangen immer mehr ein und ließen dem natürlichen Werdegange keinen Raum. 1834 wurde eine neue Reifeprüfungsordnung eingeführt und das Gymnasium mit einem Monopol ausgestattet, das keinerlei Ausnahmen zuließ. 1836 brach der erste Sturm gegen das Gymnasium los. Angefacht war er durch die Schrift des Medizinalrats Lorinser in Oppeln „zum Schutze der Gesundheit in den Schulen". Manches in dieser Schrift war übertrieben, manches Urteil von Voreingenommenheit beeinflußt; aber den wunden Punkt, den schon Thiersch berührt hatte, traf auch Lorinser, daß die Vielheit der Unterrichtsgegenstände beitrage zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes und daß die Vielheit der Unterrichtsstunden (32—42 in den einzelnen Klassen) die natürliche Ausbildung des Körpers zurückhalte. Gewichtige Stimmen aus Schulmännerkreisen ließen sich in ähnlichem Sinne hören und machten gerade durch ihren ruhigen Ton tiefen Eindruck. Der Direktor des Berliner Friedrich Wilhelm-Gymnasiums, Spilleke, rühmte zwar den nicht geringen Vorrat an Kenntnissen in den Schulen, er beklagte aber den Mangel an Beweglichkeit des Geistes und an Sicherheit und Schärfe des Urteils, er bedauerte ferner die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, insofern dieselben nebeneinander von allen Schülern nach dem gleichen Maße gelernt werden müßten. Und der Direktor des Gymnasiums vom Grauen Kloster, Köpke, sah ebenfalls das Viellernen und Vielwissen als ein zweifelhaftes Lob an. Die Schuld aber liege an der Zeit, der die alte Einfachheit nicht

mehr genüge. Die Unterrichtsbehörden hätten infolgedessen den Gymnasien vorgeschrieben, zu leisten, was nun einmal die Welt geleistet verlange; die überall abhängigen Lehrer und deren Vorsteher hätten der Zeit nachgeben müssen, auch wenn sie ahnten, daß sie gezwungen würden zu rasen mit den Rasenden. Nur durch ein Nachlassen der Staatsbehörden und der Prüfungskommissionen könne den Lehrern die Möglichkeit gegeben werden, ihrerseits gegenüber den Schülern nachzulassen. In gleicher Weise äußerte sich der Rektor der lateinischen Hauptschule und Kondirektor der Franckeschen Stiftungen in Halle, Maximilian Schmidt. Zwölf Stunden täglicher Arbeitszeit habe der Schüler nötig, wenn er leisten wolle, was gefordert werde. Abhilfe sei nur möglich durch Beschränkung der Fächer, die dem altsprachlichen Unterricht Konkurrenz machten. Noch kräftiger äußert sich Scheibert an der Friedrich Wilhelmschule zu Stettin, später Provinzial-Schulrat in Breslau. Zwei Fehler habe das Gymnasium: daß es zugleich als höhere Bürgerschule dienen solle, was zur Überladung mit Lernstoff, besonders in den unteren und mittleren Klassen führe, und daß allein auf Kenntnisse Gewicht gelegt werde, deren Aufnahme durch unausgesetztes Antreiben, Abhören und Prüfungen erzwungen werde. Dadurch werde Absterben der Spontaneität und Haß gegen die Schule erzeugt. Die Gymnasien mit ihrem Monopolzwang seien die Barometer der Bildung geworden für alle Stände; die Klassen seien die Skalen der Röhre, an der man das Maß des Bildungsgewichtes ablese. Auch Schulbehörden schlossen sich an; überall dieselbe Klage: die Jugend ist reich an Kenntnissen, aber arm an Sehnsucht, Kenntnisse zu erwerben. Diese ganze Bewegung machte Eindruck auch in den höchsten Kreisen; der König Friedrich Wilhelm III. wurde aufmerksam. 1837 kam ein neuer Lehrplan zustande, der die Gesamtstundenzahl von 320 auf 270 herabsetzte, aber in seinem ganzen Wesen und seinen Anforderungen denselben Faden spann. Zufrieden war wohl nur der Verfasser mit seinem Werke. Der König und weite Kreise waren es nicht. Doch er starb darüber hinweg und es blieb vorläufig alles beim Alten.

Die Verhältnisse der dreißiger Jahre sind mit Absicht so ausführlich dargelegt, weil sie charakteristisch sind und die Schulbewegung bis zum Ende des Jahrhunderts, bis zur Schulreform des Jahres 1900 uns verständlich machen. Was in den zwanziger und dreißiger Jahren eingerichtet ist, blieb im wesentlichen so: Das Gymnasium herrschte als die Monopol- und Einheitsschule; daneben führte die Realschule ein kümmerliches Dasein. Der Staat zeigte nur wenig Anteilnahme an diesen Schulen; es blieb den einzelnen Städten überlassen, wie sie es mit realen Schulen

halten wollten. So wuchsen diese für die sozialen Verhältnisse unseres Volkes so wichtigen Bildungsstätten etwas wild, jedenfalls ohne rechte ernste Pflege. Vor gänzlicher Verwilderung schützte sie die Berechtigungsfrage, für welche die Regierung feste Normen aufzustellen im Interesse der Ordnung verpflichtet war. Im Jahre 1832 wurde an den Realschulen eine Entlassungsprüfung eingerichtet mit der Berechtigung für den einjährigen Dienst und für den Eintritt in das Post-, Forst- und Baufach sowie in die Subalternenlaufbahn. Eine reine Realschule konstruierte man mit dieser Ordnung der Dinge aber nicht; denn man bürdete ihr das Lateinische auf, weil alles, was in das Heer und in den Staatsdienst eintrete, einen gewissen Grad von Kenntnissen im Lateinischen haben müsse. Aus sachlichen Erwägungen ging diese Meinung kaum hervor; sie war vielmehr der Ausfluß eines Dignitätsvorurteils, das neben dem Gymnasialmonopol als soziales Übel die gesunde Entwicklung der Schulen hemmte.

Während so in den regierenden Kreisen wenig Empfänglichkeit für die realen Bedürfnisse sich zeigte, vollzog sich in den regierten Ständen ganz allmählich ein Wandel der Anschauungen. Das Bürgertum hatte unter dem Einfluß der Julirevolution innere Stärkung und größere Selbstachtung gewonnen; das Aufblühen der Naturwissenschaften, die rührige Arbeit in Fabrik und Kontor, die Förderung des Handels und Verkehrs durch den Zollverein, durch Schienenwege und Dampfschiffe schufen eine freie Intelligenz unabhängig und vorurteilsfrei im Leben stehender Kräfte, die neben den gymnasialen Beamten- und Gelehrtenstand mit dem Anspruche auf Beachtung und größere Achtung traten und andeuteten, daß die Tage der abgeschlossenen Stubengelehrsamkeit und der gymnasialen Hierarchie gezählt seien.

Zunächst allerdings kamen noch Zeiten, die mit ihren gegensätzlichen politischen Strömungen von der Schule Reformen fern hielten. Das Jahr 1840 brachte in die Schulverwaltung einen phantastischen Dilettantismus und eine offiziell christliche Richtung, welcher der freie Geist des Griechentums und das Gymnasium ebenso verdächtig war wie der Realismus und die Realschule. Jenes betrachtete man als Heidenwerk, diese als Keimstätten des Materialismus und Atheismus; für die „Bildung", mochte sie nun im Altertum oder im modernen Leben fußen, sei, so meinte man in maßgebenden Kreisen, der Unglaube Ehrensache. Verbesserungen waren unter solchen Umständen nicht zu hoffen. — Erst das Jahr 1848 brachte frischeres Leben. Man beriet in Versammlungen über die beste Lehrverfassung, eine starke Neigung zeigte sich, die Realschule zu heben bis zur Gleichberechtigung mit dem Gymnasium; eine ebenso starke

Abneigung gegen die Nötigung zum Lateinschreiben und Lateinsprechen und gegen das Verderben des deutschen Stiles durch solche Übungen machte sich selbst in den besten philologischen Kreisen geltend. Der sächsische Gymnasiallehrer Köchly gründete einen Verein für Reform des Gymnasiums, um in der Zerfahrenheit und Vielheit dieser Schulart einen Mittelpunkt zu finden. Die Lösung dieser Frage glaubte man zu sehen in der Gründung eines vaterländischen Gymnasiums mit der Priorität des Französischen, also eines Gymnasiums nach Frankfurter System, würden wir heute sagen. Darob große Erbitterung in altgymnasialen Kreisen, die so weit ging, daß man in anonymen Schriften die Polizei aufmerksam machte auf diese Umsturzideen, die den Ruin des Gymnasiums und des Staates nach sich ziehen müßten. Über Beratungen in Versammlungen brachte es aber das Jahr 1848 nicht hinaus. Nur in Berlin trat man offiziell der Sache näher; unter dem Minister Ladenberg versammelte sich eine Landesschulkonferenz, welche die Neuordnung der Dinge beraten sollte. Die Einzelheiten dieser Beratungen interessieren nicht. Bemerkenswert ist aber, daß der Gedanke an ein Realgymnasium, in welchem das Latein auf den oberen Stufen fortfalle, und die Geneigtheit sich regte, der Realschule die Last des Lateinischen abzunehmen. Auch diese Ergebnisse blieben Entwürfe. Die Zeit der Reaktion brachte wiederum Stillstand in die Bewegung.

Erst 1856 erschienen neue Lehrpläne, die von Ludwig Wiese verfaßt waren. Lange Erwägungen über Konzentration waren vorangegangen; Vereinfachung war gesucht; aber gefunden war sie in diesen Lehrplänen **nicht**; im Grunde seines Herzens neigte Wiese zur Schule der Reformationszeit mit einem auf den alten Sprachen und Religion begründeten Lehrplan; aber die Opportunität ließ einen solchen Plan nicht zu. So blieb denn im wesentlichen der Lehrplan von 1837 bestehen. Größere Konzentration strebte man dadurch an, daß die verwandten Fächer in eine Hand zu legen empfohlen wurde. Eine Vereinfachung wurde aber nicht herbeigeführt, weil die Realien ihren Bestand bis auf geringe Verkürzungen beibehielten und die ausdrückliche Weisung hinzugefügt wurde, daß die Leistungen in den bisherigen Fächern nicht verringert werden dürften. Eine scharfe und strenge Revisionstätigkeit in Unterricht und Prüfung kam hinzu, welche die persönliche Eigenart von Lehrern und Schülern, die Wiese in seinen geistvollen Schriften reichlich pries, überall zurückzudrängen geeignet war.

Der Schaden wäre nun so groß nicht gewesen, wenn man, um die Gymnasien zu entlasten, die realen Anstalten gefördert hätte. Aber das

geschah nicht. Nachdem man im Jahre 1850 die Zulassung zum Studium auf der Bauakademie an die Realschulen geknüpft hatte und nachdem man mancherorten freudig solche Schulen gegründet oder in Aussicht genommen hatte, wurde jene Berechtigung im Jahre 1855 wieder zurückgezogen; 1856 wurde den Realschulen auch das Bergfach gesperrt, 1857 sub rosa das Postfach entzogen, da man als die beste Vorbildung für das Postfach das Gymnasium hinstellte.

Ein Wandel in dieser Beziehung trat ein unter der Regentschaft des Prinzen Wilhelm und unter dem Ministerium Bethmann-Hollweg. 1859 erschienen neue Lehrpläne und neue Prüfungsordnungen für die Realschulen und höheren Bürgerschulen, die die neunklassige Realschule erster Ordnung mit Latein, die später Realgymnasium genannte Schule, ins Leben riefen, daneben mit geringeren Lehrzielen und geringerer Klassenzahl die Realschulen II. Ordnung und die höheren Bürgerschulen. Die Bildung, die man auf diesen Schulen anstrebte, sollte die Voraussetzung sein für eine freie und selbständige Erfassung des späteren Berufs. Man hatte damit also endlich den Weg betreten, der Teilung der Arbeit bedeutete und der, wenn man ihn geschickt beschritten haben würde, zur Entlastung der einzelnen Schularten hätte führen müssen. Die ganze Teilung war aber zunächst sehr wenig wert, weil der Lohn der Arbeit sehr ungleich verteilt war: die Gymnasien behielten nach wie vor das volle Monopol für alle Berufsarten, auch für die auf rein realen Grundlagen sich aufbauenden; die Realschulen I. Ordnung bekamen nur die Berechtigungen zu solchen Berufsarten, für welche ein Universitätsstudium nicht nötig war, mochte dieses Studium so realistisch fundamentiert sein, wie es wollte.

In diese beengte und beengende Auffassung brachte erst der politische Aufschwung unseres Volkes eine Änderung. Als mit 1866 und 1870 unser nationales Selbstbewußtsein erstarkte und das moderne Kulturleben in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung sich mehr geltend machte, da stellte der gesunde Geist der Zeit immer kräftiger seine Forderungen. Zum Oktober 1873 wurde eine Konferenz nach Berlin berufen, die über Schulreform beraten, aber nicht beschließen sollte. Die meisten Verhandlungen dieser Konferenz interessieren nicht, weil sie nicht viel Neues brachten, wohl aber interessieren die neuen modernen Ideen und Forderungen, die von drei Seiten aufgestellt und erhoben wurden. Gleichberechtigung aller neunstufigen Anstalten wurde gefordert vom Gewerbeschuldirektor Gallenkamp und damit begründet, daß, wenn (die Elementarschulbildung eingeschlossen) der Schüler nach zwölfjährigem Bildungsgange sich eine schöne Summe von Kenntnissen, die nötige sittliche Reife und die nötige Reife des Urteils

angeeignet habe, der Staat dem Zuge zur Selbstverantwortlichkeit, der durch die neue Zeit gehe, getrost nachgeben und die Verantwortlichkeit der einzelnen Persönlichkeit übergeben könne, nicht aber selber sie zu tragen brauche. Einen anderen Gedanken zukünftigen Wertes trug der Düsseldorfer Realschuldirektor Ostendorf in die Versammlung, in dem er wünschte, daß der Versuch an einigen Anstalten gemacht werde, den sprachlichen Unterricht nicht mit dem Lateinischen, sondern mit dem Französischen zu beginnen und damit einen gemeinsamen Unterbau für Gymnasium und Realschule zu gewinnen. Unterstützt wurde dieser Wunsch von dem Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster, dem späteren Referenten im Kultusministerium, Bonitz.

Wie Gallenkamp und Ostendorf einen von der herrschenden Auffassung abweichenden Standpunkt einnahmen, so auch der damalige Appellationsgerichtsrat August Reichensperger von Köln, der den Realschulabiturienten, denen ein Teil der Versammlung die Berechtigung zum Studium der Medizin gewähren wollte, auch die Jurisprudenz zugänglich zu machen wünschte. Denn auch ohne Griechisch könne man ein guter Jurist werden; die zu billigende Richtung der Zeit gehe dahin, die Rechtspflege mehr zu germanisieren und zu popularisieren; es sei dringend zu wünschen, diese nicht ausschließlich in den Händen der zünftig-klassisch Gebildeten zu belassen, sondern auch Elemente heranzuziehen, welche einen wissenschaftlichen Bildungsgang anderer Art gemacht hätten. Machte Reichensperger hier gewissermaßen Front gegen die Zünftigen seines Standes, so suchte er mit anderen Vorschlägen den zünftigen Gymnasialmännern aus der Verlegenheit zu helfen, in welcher sie mit ihrem Streben nach Vereinfachung des Lehrplans seit langem sich befanden. Er schlug vor, das Griechische nicht ferner obligatorisch zu behandeln; es sei unrichtig an alle Schüler, die meist Mittelgut seien, solch hohe Forderungen zu stellen, diese müßten herabgestimmt werden; daß es nicht geschehe, habe seinen Grund darin, daß die Fachlehrer ihr spezielles Fach nicht angetastet wissen wollten. Auch in Mathematik gehe der Unterricht des Gymnasiums zu weit und er trage deshalb nur unbedeutende Früchte, wie sich das beispielsweise zeige in dem bekannten horror der Juristen vor allen Rechnungssachen; man fliege zu hoch und verliere den Boden unter den Füßen; man täte besser die elementare Mathematik gründlicher zu betreiben und dem Schüler diese in Fleisch und Blut zu bringen. Zustimmung fand er mit seinen Vorschlägen bei der Mehrheit nicht, aber auch keine Gegenvorschläge, die geeignet gewesen wären, dem erkannten Übel der Viellernerei durch einen mutigen und erfolgreichen Griff abzuhelfen.

Zunächst kam denn auch, zumal der Kulturkampf das Interesse für Schulreform zurückdrängte, die Schulfrage ihrer Lösung um keinen Schritt näher. Erst im Jahre 1882 erschienen neue Lehrpläne, die von Bonitz ausgearbeitet waren, der 1875 ins Kultusministerium eingetreten war. Bonitz befand sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber: Den Altphilologen sollte er das Ihrige erhalten und trotzdem dem Kulturleben der Gegenwart Rechnung tragen; Mathematik und Naturwissenschaften ließen sich nicht mehr ignorieren und bei Seite schieben. Den Schwerpunkt verlegte deshalb Bonitz am Gymnasium nicht in die klassische Literatur, auch nicht in diese im Zusammenhang mit der vaterländischen Literatur, sondern in die wechselseitige Beziehung aller Unterrichtsfächer; die Lehrziele sollten im ganzen dieselben bleiben, aber die Unterrichtsstoffe von allem Überflüssigen entlastet und, um Überbürdung zu vermeiden, begrenzt und auch Unterrichtszeit und häusliche Arbeiten möglichst vermindert werden. Am Gymnasium wurde das Lateinische etwas gekürzt, an der bisherigen Realschule erster Ordnung, die nunmehr Realgymnasium genannt wurde, wurde zur Ehre seines neuen Namens das Latein verstärkt und mit den neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften zum Hauptfach erhoben. Es wurden also diese beiden Schularten sich näher gerückt, im wesentlichen trennte sie nur noch das Griechische. Neben diesen beiden Anstalten erschien als neue neunklassige lateinlose Schule die Oberrealschule, der ebenfalls der Charakter einer allgemeinen Bildungsanstalt aufgeprägt wurde durch den Grundsatz, daß sie nicht durch eine allzustarke Betonung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer sich in das Gebiet der Fachschulen verirren dürfe. — Zufriedenheit war mit diesen Lehrplänen nicht erreicht. Die Gymnasialmänner klagten, daß das Lateinische als Zentralfach verschwunden sei. Weitere Kreise aber fürchteten Überanstrengung und körperliche Schädigung durch zuvielseitige Inanspruchnahme und tadelten die zu geringe Berücksichtigung des Nationalen und Modernen. Alles leide unter der Vorherrschaft der alten Sprachen, die noch dazu einseitig formalistisch betrieben würden, und unter dem Berechtigungsmonopol, das alles dem Gymnasium zutreibe und ungesunde Überfüllung der gelehrten Studien erzeuge. Die Realgymnasialmänner fühlten sich dadurch verletzt, daß trotz der Annäherung ihrer Schule an das Gymnasium keine neuen Berechtigungen erreicht seien; noch drängender als vor 1882 liefen sie Sturm an allen maßgebenden Stellen für ihre Wünsche und wurden dabei eifrig unterstützt von einflußreichen Männern der freien Intelligenz außerhalb der Beamten- und Gelehrtenkreise. Die Oberrealschulanhänger

aber verlangten im Hinblick auf die wirtschaftlichen Interessen dringend die Vermehrung der lateinlosen Unterrichtsanstalten und ihrer Berechtigungen. Diese Forderungen wurden um so kräftiger laut, als man diesen Schulen nicht einmal die volle Berechtigung für die technischen Fachschulstudien zuerkannte und in reaktionärem Dignitätsvorurteil, nicht aus sachlichen Gründen, im Jahre 1886 ihnen die Berechtigung zum Staats- und Maschinenbaufach wieder nahm, die man ihnen 1878 verliehen hatte. Dazwischen vernahm man die Rufe der extremsten Reformer im Verein für Schulreform, welche Einheit des gesamten höheren Unterrichts in dem Unterbau und, wenn möglich, auch in dem Mittelbau aller Schularten verlangten. Diese Mißstimmung, die sich von 1882—89 in 344 Reformvorschlägen verdichtete, nahm immer mehr an Stärke zu und fand schließlich auch an Allerhöchster Stelle Beachtung.

Für den Dezember 1890 wurde eine Konferenz berufen. Bei der Eröffnung erschien der Kaiser persönlich und betonte, daß die Schule die rechte Fühlung mit dem Leben verloren habe. Das Gymnasium müsse das Deutsche in den Mittelpunkt stellen, um den sich alles zu drehen habe. Die Reifeprüfung sei von unnützem Wissensstoff zu entlasten, die Zahl der wissenschaftlichen Lehrstunden seien zu vermindern, die Gesundheit der Schüler und die Kräftigung des Körpers habe größere Fürsorge zu erfahren; die Herzens- und Gemütsbildung und Stählung des sittlichen Willens hätten gleiche Beachtung zu finden wie die Entwicklung des Verstandes. Der ungesunde Zudrang zu den Gymnasien müsse gehindert und der Überschuß gelehrter Bildung und der Schwarm der Halbgebildeten, welchen das Gymnasium entlasse, beseitigt werden.

Es war eine schwierige Aufgabe für die Konferenz allen diesen Forderungen zu entsprechen, besonders da der Reichtum der Vorschläge aus ihrer Mitte so groß war. Abweisend verhielt man sich gegen den gemeinsamen Unterbau für Gymnasien und lateinlose Realschulen und gegen den Fortbestand der Realgymnasien. Man erklärte sich für eine Abschlußprüfung nach Untersekunda der neunstufigen Schulen, um die oberen Klassen und die Vollanstalten überhaupt von denjenigen zu entlasten, welche nur das Bedürfnis nach dem Einjährigen-Zeugnis auf die höheren Schulen trieb. Auch für Herabminderung der Stundenzahl und Erleichterungen in der Reifeprüfung sprach man sich aus. Verheißungsvoll klangen zwischen den mühevollen Beratungen über die Lehrpläne die Worte vom Regierungstisch, daß die frühere Gebundenheit der Lehrpläne einer freieren Gestaltung Platz machen werde. Auch die Gleichberechtigungsfrage kam zur Beratung, fast in letzter Stunde. Man ging aber nur mit

einer Art Höflichkeitsverbeugung und Höflichkeitsbezeugung befürwortend auf sie ein; wer in die Herzen schaute, konnte erkennen, daß man froh war, zu festen Ergebnissen, die etwa das Gymnasialmonopol erschüttern konnten, nicht gekommen zu sein. — Der Dezemberkonferenz von 1890 folgten 1892 neue Lehrpläne und neue Prüfungsordnungen. Die Stundenzahlen aller drei Anstaltsarten wurde herabgesetzt. Das Latein am Gymnasium und Realgymnasium erfuhr eine nicht unerhebliche Verkürzung, am Realgymnasium so stark, daß nichts Erfolgversprechendes mehr übrig blieb. Die Turnstunden wurden vermehrt, das Deutsche etwas verstärkt, das Zeichnen am Gymnasium auch in den Mittelklassen zum Pflichtfach erhoben. Wesentlich war es, daß die Lehrpläne in den allen Anstalten gemeinsamen Fächern sich näherten, in den ethischen Fächern Religion, Deutsch und Geschichte völlig gleich gestaltet wurden. In der Reifeprüfung traten beträchtliche Erleichterungen ein. Genügendes Prädikat im Vorzeugnisse dispensierte von der mündlichen Prüfung; der lateinische Aufsatz am Gymnasium fiel.

Das Versprechen freierer Lehrplangestaltung wurde erfüllt vom Minister Zedlitz mit der allgemeinen Zulassung des sogenannten Altonaer Systems, d. h. der Verbindung der drei unteren Klassen des Realgymnasiums und der Realschule mit Französisch als Anfangsfremdsprache und der Genehmigung des von Direktor Reinhardt für das Frankfurter Goethegymnasium entworfenen Planes, der die Möglichkeit für einen gemeinsamen Unterbau aller drei Schularten bis Quarta einschließlich bot und das Gymnasium und Realgymnasium auch in den beiden Tertien zusammenzuhalten geeignet war, indem sich Griechisch einerseits, Englisch andererseits erst mit Untersekunda abzweigten.

Auch mit der Reform von 1892 war wiederum eigentlich niemand zufrieden, selbst die nicht, die mitgewirkt hatten bei Konferenz, Lehrplänen und Prüfungsordnungen. Schon nach kurzer Frist mußte den Mißvergnügten an Gymnasien und Realgymnasien eine Zulage an Lateinisch in den oberen Klassen zugebilligt werden. Vor allem aber war es die Berechtigungsfrage, welche die Gemüter in Erregung hielt. Schon bei der Verkündigung der Wieseschen Lehrpläne, auch bei den Bonitzschen Plänen und erst recht auf der Dezemberkonferenz von 1890 waren soviel schöne Worte von der Gleichwertigkeit der humanistischen und realistischen Unterrichtsfächer gewechselt, daß die Freunde realer Anstalten und diejenigen Gymnasialmänner, die im Grunde ihres Herzens von der Gleichwertigkeit überzeugt waren, Taten sehen wollten. Der Realschulmännerverein, d. h. die Männer vom Realgymnasium, nahmen, um sich taktisch zu stärken, die Gleichberechtigung aller realen — lateintreibenden wie

lateinlosen — Schulen in ihr Programm auf, und als es im Frühjahr 1900 verlautete, Minister Studt plane eine Fortführung der Schulreform, machten sie den lateinlosen gemeinsamen Unterbau für alle Anstaltsarten zu ihrer Parole, taten sich zu einer Kraftprobe am 5. Mai 1900 zusammen mit allen reformfreundlichen Vereinen und stellten die Forderung auf: Gleichberechtigung aller Anstalten; gemeinsamer Unterbau für alle drei höheren Schularten. Der Gymnasialverein trat Anfang Juni ebenfalls zusammen und erklärte sich gegen den gemeinsamen Unterbau, weil man in ihm den Anfang vom Ende des Gymnasiums zu erblicken glaubte; gegen die Gleichberechtigung erhob man keine Einwendung. Man gab das Gymnasialmonopol auf, um das Gymnasialprinzip zu retten.

Im Juni trat die Konferenz mit Allerhöchster Genehmigung zusammen. Die Berechtigungsfrage war diesmal der erste und maßgebendste Beratungsgegenstand. Die Gleichberechtigung im Prinzip gelangte mit allen gegen drei Stimmen zur Annahme. Die weiteren Fragen, besonders diejenigen lehrplanmäßiger Art, gingen unter dem Schutze der Berechtigungsfreiheit und entlastet vom Gymnasialmonopol glatter von statten als im Jahre 1890. — Am 26. November desselben Jahres folgte ein Allerhöchster Erlaß, dessen Eingang die Lösung der Berechtigungsfrage brachte: „Bezüglich der Berechtigungen ist davon auszugehen, daß das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig anzusehen sind und nur insofern eine Ergänzung erforderlich bleibt, als es für manche Studien und Berufsarten noch besonderer Vorkenntnisse bedarf, deren Vermittlung nicht oder doch nicht in demselben Umfange zu den Aufgaben jeder Anstalt gehört. Dementsprechend ist auf die Ausdehnung der Berechtigungen der realistischen Anstalten Bedacht zu nehmen. Damit ist zugleich der beste Weg gewiesen, das Ansehen und den Besuch dieser Anstalten zu fördern und so auf die größere Verallgemeinerung des realistischen Wissens hinzuwirken.

Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftig zu betonen."

Mit diesen Sätzen war das erlösende Wort gesprochen, die freie Entwicklung der Schulen gewährleistet. Demgemäß wurde denn auch für den gemeinsamen Unterbau der drei Anstalten bestimmt, daß das Altonaer und Frankfurter System auf breiterer Grundlage erprobt werde.

Dieser Magna charta libertatum für die höheren Schulen folgten Anfang 1901 neue Lehrpläne und neue Prüfungsordnungen, in welchen

der erste Schritt getan wurde, die freiere Entwicklung zur Eigenart für eine jede Schule einzuleiten. Das Latein an Gymnasien wurde zu diesem Zwecke verstärkt. Nach lokalen Bedürfnissen kann das Englisch in den oberen Klassen an Stelle des Französischen treten und dieses fakultativ werden. An denjenigen Gymnasien, wo Bedürfnis vorhanden, ist von Untertertia bis Untersekunda als Ersatz für Griechisch Englisch gestattet. Die Reifeprüfungsordnung wurde strenger formuliert, wo es etwaiger Leichtfertigkeit und mangelhaftem Wissen gegenüber nötig war, milder gefaßt, wo die ganze Persönlichkeit mit ihrem ehrlichen Streben und mit ihrer Eigenart Berücksichtigung heischt. Den Lehrplänen folgten bald die neuen Berechtigungen: Im Februar 1901 wurde für das höhere Lehramt die Gleichberechtigung aller Anstalten zur Tatsache, im Mai die Gleichberechtigung für Gymnasien und Realgymnasien bezüglich des Studiums der Medizin, für welches der Oberrealschule eine Nachprüfung im Lateinischen am Realgymnasium auferlegt wurde. Im Februar 1902 wurden zum Rechtsstudium die Studierenden mit Zeugnissen von deutschen Gymnasien, deutschen Realgymnasien und preußischen Oberrealschulen zugelassen, das Gymnasium jedoch als die geeignetste Anstalt zur Vorbildung für den juristischen Beruf erklärt; die Studierenden mit realer Vorbildung wurden auf die Notwendigkeit der Erwerbung genügender Kenntnisse im Lateinischen hingewiesen. Die Gleichstellung aller Anstalten für den Offiziers- und Seeoffiziersstand erfolgte in demselben Jahre. Das Studium der Theologie blieb hors de concours.

Von großer Bedeutung für die ganze Schulreform war nun die Erhaltung und Stärkung eines tüchtigen, gebildeten und zufriedenen Lehrerstandes. Bald nach der Reformkonferenz vom Dezember 1900 ordnete ein Allerhöchster Erlaß wichtige Verbesserungen in bezug auf Rang, Titel und Gehälter an. In den darauf folgenden Jahren wurde überall da eingesetzt, wo noch Schäden zu bessern und billige Wünsche zu erfüllen waren. Besondere Sorge verwandte die Unterrichtsverwaltung, daß neben der materiellen Verbesserung auch die wissenschaftliche Arbeit der Lehrer an höheren Schulen die weitgehendste Förderung fand und ein belebender Austausch zwischen Wissenschaft und Lehramt beständig rege erhalten werde.

Die Entwicklungsgeschichte der Schulreform wäre damit dargelegt. Schon an den verschiedensten Stellen sind Schlaglichter auf die soziale und nationale Bedeutung des Werdeganges unserer Schulen gefallen. Es dürfte nunmehr der Mühe wert sein, in eingehender und umfassender Betrachtung *dieser sozialen und politischen Frage* näher zu treten.

Unstreitig ist es von hoher Bedeutung für die soziale und politische Entwicklung unseres Volkes, daß sich durch die Schulreform sein Bildungsideal zu Gunsten einer realeren Weltanschauung verschoben hat, ohne daß alte liebgewordene Ideale damit aufgegeben werden müßten. Das deutsche Bildungsideal, das bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in der Schule die Alleinherrschaft hatte, war zu einseitig darauf gerichtet, selbständige Denker und Forscher zu bilden, die unbekümmert um die Welt und deren Urteil, allein in die Sache sich vertieften und in einem starken Anstrich von Gelehrsamkeit ihren Stolz sahen. Die akademischen Stände im weitesten Sinne haben deshalb immer, auch wenn sie für sich jene Schätze, die Motten und Rost fressen, nicht gerade verachteten, dem Erwerbssinn wie dem Streben nach Erwerb eine levis macula angeheftet, die erwerbenden Stände den wissenschaftlichen und amtlichen Berufen gegenüber als minderwertig angesehen und auf die reale Bildung überhaupt diese Anschauung übertragen. Gegen diese durchaus unberechtigte Auffassung der Personen und Verhältnisse wendet sich die neueste Schulreform und der Allerhöchste Erlaß vom Jahre 1900. Diejenigen, die an dieser Wendung aus vollster Überzeugung mitgewirkt haben, leben der Überzeugung, daß das große Erwerbsleben in Deutschland nicht auf die Tätigkeit der Akademiker und der akademisch gebildeten Bureaukratie zurückzuführen ist, sondern geschaffen ist durch die Tüchtigkeit und Unabhängigkeit gewerblicher und kaufmännischer Bestrebungen, durch die Klugheit und Arbeitskraft der freien Intelligenz, die im englischen Bildungsideal dargestellt wird durch den „selbständigen, kraftvollen und entschlossenen Mann, dessen Blick in die Weite geht und der durch disziplinierte Willensenergie zur Beherrschung der Erde sich tüchtig gemacht hat". Daß jegliche Arbeit, die sich an wertvollen Objekten versucht und wertvolle Geisteskräfte weckt, ihres Lohnes wert sei, dieser Satz von eminent sozialer Bedeutung liegt in dem Gedanken der Gleichwertigkeit aller Schulen. Sollten denn nur die Alten diese wertvollen Geisteskräfte wecken, nicht auch die Neuen? Sollten nur die alten Fremdsprachen solche Wirkung haben, nicht auch die neueren Sprachen, nicht auch Mathematik und Naturwissenschaften, nicht jede Wissenschaft, die unser Denken in strenge Zucht nimmt? Sollte allein der Stubengelehrte wahre Gelehrsamkeit pflegen, nicht jeder wissenschaftliche Arbeiter, mag er schaffen, wo er will? Auf solche Fragen wollte Professor Slaby offenbar Antwort geben, als er auf der Junikonferenz sagte, daß, wenn die geplante Reform zur Durchführung gelange, in unserem nationalen Kulturleben einer neuen Geistesrichtung eine neue Bahn geöffnet werde zur Betätigung frischer,

lebensvoller Kräfte und daß durch die These von der Gleichwertigkeit endgültig gebrochen werde mit der Anschauung, die humanistische Bildung sei die allein geeignete für alle führenden Stellungen in unserem Volksleben. Viele überzeugte Anhänger der überlieferten Geistesbildung suchten in der modernen Richtung bisher nur eine auf wirtschaftlichen Erwerb gerichteten Geistesströmung. Richtig aber sei, daß sie aus der Not auf dem Boden wirtschaftlicher Arbeit erwachsen sei, aber die Fesseln längst abgestreift und sich aufgeschwungen habe zu den reineren Höhen einer von wissenschaftlichem und ethischem Geiste durchtränkten Natur- und Weltanschauung. So äußerte sich Prof. Slaby. Die Schulreform hat nun jener aristokratischen Anmaßung humanistischer Bildung endgültig ein Ziel gesetzt. Neben dem Alten darf das Neue sich frisch und frei bewegen und die Wahrheit predigen, daß die Seelen nicht tagelöhnern, die sich mit anderen Werten beschäftigen als denen, die dem klassischen Altertum entnommen sind.

Die Schulreform hat ferner der Gefahr der Einheitsschule und der Gleichmacherei unseres geistigen Lebens vorgebeugt. Ein großes Volk muß dafür sorgen, daß in seiner Mitte Freiheit geschaffen werde, die gesamten Geisteskräfte an den verschiedensten Stoffen und in den mannigfachsten Richtungen auszubilden. Die Vergangenheit sollte uns in dieser Beziehung eine ernste Mahnerin sein. Es waren wahrhaftig nicht die erquicklichsten und anregendsten Zeiten unserer preußischen Schulentwicklung, als auf dem monopolisierten Gymnasium die Gleichmäßigkeit der Ansprüche an alle Schüler und die annähernde Gleichmäßigkeit ihrer Ausbildung immer mehr zu einer Tatsache wurde, die man schließlich sogar als Ideal anzusehen sich gewöhnte; als das ernsthafte Streben der Prüfungskommissionen dahin ging, im Examen möglichst viele Normalmenschen vorzuführen und jeder Lehrer die Verantwortlichkeit und Verpflichtung in sich fühlte, daß soviel als möglich sämtliche Schüler in allen Fächern ein mittleres und zwar nicht allzuniedriges Maß der Bildung erreichten; als die Einwirkung der Behörden hauptsächlich darin bestand, zu egalisieren und des Revisors forschendes Auge Löschblätter maß und vor allem das sah, was am trivialen Mittelmaß fehlte, das aber weniger einschätzte, was die einzelnen Schulen und der einzelne Lehrer und Schüler über das gebotene Mittelmaß hinaus, vielleicht auch einmal etwas seitabwärts, leitete. Vom Rhein bis zur Memel keine Eigenart und keine Individualisierung, sondern gleichmäßige Wissenssteppe dort wie hier! Und dabei wunderte man sich, daß sich auf den Universitäten die Klagen häuften über Mangel an Arbeitsfeuer, über

zunehmende Blasiertheit, mit welcher die Studierenden, froh dem Gymnasium entronnen zu sein, sich nicht den geistigen Genüssen, sondern den oberflächlichsten Zerstreuungen hinzugeben pflegten. Diese Gleichmäßigkeit normaler Durchschnittsbildung, die offiziös pädagogische Stimmen in jenen Tagen als rühmlich priesen, mußte Philisterhaftigkeit großziehen, die ein verhängnisvolles soziales Übel für ein großes Volk ist, weil sie sich kennzeichnet durch Stumpfsinn gegen alle großen sozialen Interessen und Gleichgültigkeit gegen große Fragen des öffentlichen Lebens. Denn der Philister lächelt zu allem, was gesagt wird, da er als Durchschnittsmensch, der überall am Wissen und Können genippt hat, alles besser zu wissen glaubt, was zu geschehen hat, seinen Verstand aber und seine Stellung beileibe nicht exponiert durch kräftige eigenartige Offensive. Feinde solcher Gleichmacherei, solchen bureaukratischen Zentralisierens, wie der Schulrat Landfermann in Coblenz, haben in jenen Tagen des Niedergangs selbständigen Lebens immer wieder den Wert des eigenartigen Daseins und des individuellen Charakters der einzelnen Anstalten betont, haben gewarnt vor den vielen gleichmachenden Vorschriften, die wie Exerzierreglements ausgegeben wurden, und haben ermahnt auf eine Uniformierung zu verzichten, die doch nicht erreicht werde, solange nicht durch eine jesuitische Ordensregel alles uniformiert werden könnte. Lebenerzeugende Spontaneität und Freiheit, wie sie die Schulen Englands besäßen, sei auch den Schulen Deutschlands zu wünschen.

In der Richtung dieser Wünsche bewegt sich die Schulreform vom Jahre 1900. Sie hat freie Bahn geschaffen und Spielraum gegeben für Eigenart, für das ungezwungene „Werden“, nicht aber für ein gewaltsames „Gemachtwerden“. Das muß immer wieder betont werden, damit ja nicht irgendwo und irgendwie bureaukratisch angehauchte Persönlichkeiten oder Behörden auf den sonderbaren Gedanken verfallen, „Freiheit“ und „Eigenart“ durch Verfügungen anordnen und präzisieren zu wollen. Freiheit ist eben die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige aus eigener Kraft zu tun. Vernünftiges aber bedarf nicht des amtlichen Segens von oben; es trägt den Segen in sich. Daß die Freiheit in einem organischen Ganzen, wie es die Schule ist, ohne Unterordnung unter bestimmte Gesetze und ohne Selbstlosigkeit nicht möglich ist, die man täglich an sich im Interesse des Ganzen erproben muß, gehört natürlich mit zur gesunden Vernunft des Schulmannes und der einzelnen Schule.

Mit dem Wandel der Anschauung über die Berechtigungsfrage war auch ein weiterer Fortschritt verbunden. Der Staat gab endlich seine

onkelhafte Vormundstelle Jünglingen gegenüber auf, die denn doch nach zwölfjähriger Beaufsichtigung in wissenschaftlicher und ethischer Beziehung selber wissen sollen, was sie zu tun und zu arbeiten haben. Fürst Bismarck hat einmal im Jahre 1870 gesagt: Die Scheu vor der Verantwortung ist eine Krankheit unserer Zeit. Heilt man diese Krankheit, wenn man junge Leute bis über das zwanzigste Lebensjahr hinaus am Gängelbande der Arbeit leitet wie die Kinder? Gewiß nicht. Wertvoller ist der Grundsatz, der sich in der Reform von 1900 mit ihrer Gleichberechtigung ausspricht, und der also lautet: Sind die gesamten Geisteskräfte in eindringlicher Weise an den verschiedenen mehr oder minder schwierigen Stoffen bedeutsamer Unterrichtsfächer erst einmal geweckt und gestärkt, so wird der also gebildete junge Mann mit geübter Kraft sich einsichtbereit, eindringlich und willensstark in die jedesmaligen Besonderheiten seines Berufes hineinarbeiten und die mannigfachen Schwierigkeiten seiner Fachausbildung ohne weitere Vormundschaft allein und selbständig überwinden, damit er nicht bis zu seinem Tode minderjährig bleibt. Es liegt ein beachtenswerter Wink darin, daß der Begriff des self-made man, den in dieser knappen Form unsere Sprache nicht kennt, in dem Sprachboden eines willensstarken und weltbeherrschenden Volkes seinen Ursprung hat.

Auch einem anderen sozialen Übel stellt sich der Allerhöchste Erlaß entgegen: dem ungesunden Zudrang zum Gymnasium, der Fülle an Halbbildung, dem Übermaß von geradezu verschrobener Bildung in weiten Kreisen. So lange die Realschulen als Bildungsstätten zweiten und dritten Grades angesehen wurden, drängte aus Dignitätsbedürfnis sich alles aufs Gymnasium, mochten auch alle sonstigen Vorbedingungen zu erfolgreichem Studium auf einer Lateinschule fehlen. Sieben Zehntel der Schüler und mehr gingen, ohne das Ziel erreicht zu haben, von diesen Schulen ab. Und was nahmen sie mit ins Leben? Es fehlte der nötige Blick für praktische Verhältnisse, die Festigkeit raschen Ein- und Zugreifens; es fehlte die Gabe und die Lust für die kleinen Dienste des Tages und untergeordnete Hantierungen, für das gewerbliche, kaufmännische, praktische Leben überhaupt. Daß der Gelehrte meist unpraktisch ist, deutet schon das deutsche Sprichwort an, wenn es sagt: „Je gelehrter, je verkehrter," und der Talmud stimmt zu, indem er den Rat erteilt: „Wenn ein Gelehrter auf die Brautschau geht, soll er einen Ungelehrten mitnehmen." Deshalb war es ein soziales Übel, so viele ungeeignete Elemente durch das Monopol auf das Gymnasium zu locken. Auch die realen Bildungsanstalten werden ja den

Zudrang zu höherer Bildung nicht vermindern, vielleicht in den unteren Klassen noch vermehren. Aber wer hier sein Endziel nicht erreicht, der ist doch ein brauchbarerer Mensch für das Leben als der verunglückte Lateinschüler; und er ist bei weitem nicht so hochmütig.

Durch die weitere Ausdehnung des realen Bildungswesens wird noch ein anderes Übel beseitigt, das auch auf sozialem Gebiete liegt. Gymnasium und Volksschule gehen schon früh stark auseinander in ihren Bildungszielen; bereits mit dem neunten Jahre scheidet sich der Gymnasiast durch eine weite Kluft vom Volksschüler; diese Kluft zu überbrücken, ist die Realschule berufen; denn die Unterrichtsfächer der Volksschule spielen auf den drei unteren Stufen der Realanstalten eine wichtige, ja man darf sagen die Hauptrolle, da das Französische vor dem Deutschen bescheiden zurücktritt, allenfalls neben ihm steht, während auf den Gymnasien das Lateinische überwiegt. Diesem Bestreben eines größeren Ausgleichs und einer größeren Annäherung der verschiedenen Bildungsschichten unseres Volkes kommt die Reform des Jahres 1900 noch in einem anderen Punkte entgegen und sie nimmt auch dadurch einen volkstümlichen Charakter an. Sie gibt den späteren Lateinschülern, mögen sie ein Gymnasium oder ein Realgymnasium besuchen wollen, in dem sogenannten Frankfurter System die Möglichkeit, mit den späteren lateinlosen Realschülern drei Jahre länger als auf den Schulen alten Systems zusammenzubleiben. Diese Schulen werden deshalb dazu beitragen, dem ungesunden Zudrange zu den Lateinschulen entgegenzuwirken, weil sie noch in den ersten drei Jahren höherer Schulbildung der elterlichen Erkenntnis die Möglichkeit bieten, zu prüfen, ob der Knabe das Zeug zu einem Lateinschüler besitzt oder nicht, weil sie nicht schon im neunten, sondern erst im zwölften Lebensjahre jene Prüfung zur Entscheidung stellen. Sie haben auch gleichwie die Realschulen einen großen Wert für kleinere Orte. Können diese mit Rücksicht auf Vorurteile und Vorliebe für gymnasiale Studien, die in Beamtenkreisen eine gewisse Berechtigung haben, sich nicht entschließen, reine Realschulen zu gründen, so können sie mit Gründung von Reformschulen einen Mittelweg wählen, auf welchem mehr Schüler gemeinsam gehen können. Außerdem können diejenigen Knaben, welche auf dem Lande groß werden, wo keine höhere Schule in der Nähe ist, länger den Segen häuslicher Erziehung genießen, zumal da für die Anforderungen der unteren Stufen dieser Schulen auch weibliche Gelehrsamkeit vorbereiten kann. Und auch die Frage an die Zukunft liegt nicht ganz fern, ob kleinere Städte nicht auf den Gedanken kommen werden, durch gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen bis zu

einem geeigneten Lebensalter sich lieber eine lebensfähige höhere Schule für beide Geschlechter zu gründen, als zwei Schulen für Knaben und Mädchen, die beide nicht leben und nicht sterben können. Durch solche einheitliche Schulen für beide Geschlechter haben deutsche Auslandsschulen erhebliche Schwierigkeiten bereits glücklich überwunden. — So eröffnen sich nach vielen Seiten hin mannigfache Ausblicke in die Zukunft unserer Schulen, die durch die soziale Bedeutung der Schulreform von 1900 angeregt werden und die nicht so hoffnungsreich sein könnten, wenn alles beim Alten geblieben wäre.

Nicht weniger erfreulich erscheint uns diese Schulreform, wenn wir ihre politische Bedeutung in Erwägung ziehen. Als Kaiser Wilhelm am 17. Dezember 1890 die Beratungen der ersten Schulkonferenz schloß, sprach er die politisch bedeutsamen Worte: „Wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsschreitens in ein neues Jahrhundert, und es ist von jeher das Vorrecht Meines Hauses gewesen, Ich meine, von jeher haben Meine Vorfahren bewiesen, daß sie, den Puls der Zeit fühlend, voraus erspähten, was da kommen würde. Dann sind sie an der Spitze der Bewegung geblieben, die sie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entschlossen waren. Ich glaube erkannt zu haben, wohin der neue Geist und wohin das zu Ende gehende Jahrhundert zielen, und Ich bin entschlossen, so wie Ich es bei dem Anfassen der sozialen Reformen gewesen bin, so auch hier in bezug auf die Heranbildung unseres jungen Geschlechtes die Bahnen zu beschreiten, die wir unbedingt beschreiten müssen; denn täten wir es nicht, so würden wir in zwanzig Jahren dazu gezwungen werden." Diese Worte wurden unmittelbar danach gesprochen, nachdem die Frage der Gleichberechtigung, die schon damals die eingehendste Behandlung verdient hätte, mit eiligster Abstimmung in letzter Stunde erledigt war. Kaum zehn Jahre vergingen und diese Frage bildete in der Konferenz von 1900 den ersten und wichtigsten Beratungsgegenstand, der zu Gunsten der Gleichberechtigung entschieden wurde; und im Allerhöchsten Erlaß erhielt der Grundsatz damit sein Plazet, daß in Preußen nunmehr ein jeder nach seiner Façon gebildet werden kann. So bekam Preußen, auf dessen höheres Schulwesen am Schlusse des 19. Jahrhunderts die übrigen deutschen Staaten mit einem gewissen Mitleid geblickt hatten, weil es eigenartige Kraft nicht zeigte, wieder die Führung; die Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung, der Gedanke, daß die Kraft dieses Staates in seiner Intelligenz beruhe, gelangte zur volleren Geltung, indem Preußen die Lösung einer Frage in die Hand nahm, die Mühen, Sorgen und

vielleicht diese und jene Störung alter Verhältnisse einbrachte, dafür ihm aber auch einen Vorsprung verschaffte, wie ihn jedes ernste Suchen nach einer neuen lebenskräftigen Ordnung bringt. Das Leben der Schule verlangt wie der Strom Bewegung; wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf; bedenklich aber ist die Weisheit:

Was die Gewohnheit fordert, Freund, das tu!
Der grauen Vorzeit Staub laß ungefegt!

Die Reformen, mit denen Preußen vorangegangen ist, sind zwar zunächst von den anderen deutschen Staaten nicht aufgenommen; das beweist aber nichts gegen ihren Wert. Auch mit seiner allgemeinen Wehrpflicht hat Preußen lange Zeit allein gestanden, bis die großen Zeiten kamen, wo man die Kräfte erkannte, die in dieser volkstümlichen Institution eingeschlossen liegen. Interessant ist, daß Frankreich sofort Preußens Entschluß der Gleichberechtigung aller Bildungsarten aufgenommen und im Jahre 1902 bei sich durchgeführt hat und daß in Österreich ernste Erwägungen angestellt werden, ob man nicht ähnliche Schritte wie Preußen tun soll.

Doch nicht nur darin liegt die politische Bedeutung der Reform von 1900, daß Preußen in Deutschland damit vorangeschritten ist, sondern auch darin, daß es dem deutschen Geiste breiteren Spielraum in der Schule geschaffen hat und diejenigen Schularten, in denen das Deutsche als Lehrgegenstand weiteren Umfang und größere Bedeutung hat, den Lateinschulen und Lateinklassen gleichwertig zur Seite gestellt hat. „Dem Gymnasium fehlt es an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer," das hatte Kaiser Wilhelm im Jahre 1890 als eine Aufgabe der Schulreform bezeichnet und damit an Fichtes großen Gedanken erinnert, daß eine neue deutsche Erziehung aus dem deutschen Geiste heraus geboren werden müsse, wenn wir stark werden wollten auf eigenem Boden und das dürfen wir heute hinzusetzen, — auf dem Meere und in der weiten Welt, wo die deutsche Flagge weht und deutsche Männer für sich und die Kraft des Heimatlandes tätig sind. Wer aufmerksam die Geistesentwicklung unseres Volkes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beobachtet hat, wird zugeben müssen, das der deutsche Unterricht und der Unterricht in der deutschen Geschichte an unseren höheren Schulen, besonders an den Gymnasien, als eine Art von Aschenbrödel dastand und daß Lessings beschämendes Wort, der Charakter des deutschen Volkes bestehe darin, keinen Nationalcharakter zu haben, an vielen Stellen in unseren Schulen zutraf. Erst mit dem Wachsen der Sehnsucht unseres

Volkes nach einheitlicher Gestaltung und mit der Kräftigung des nationalen Gedankens wurde man sich seiner Schwächen auch im Leben der Schule bewußt. Wer vor 40 oder 50 Jahren dem Gedanken Ausdruck gab, das Deutsche solle der Schwerpunkt des gesamten Unterrichts werden, dem begegneten die offiziösen Verfechter des Gelehrtenideals unserer höheren Schulen mit mitleidigem Lächeln als einem sonderbaren Schwärmer und ließen ihm die Abweisung zuteil werden, er fordere von diesem Unterricht, was er weder leisten könne noch solle. Heute haben sich die Rollen verschoben; heute stehen diejenigen, die nicht von der hohen Bedeutung und der ersten Rolle des deutschen Unterrichts überzeugt sind, als Sonderlinge da. Denn es erscheint einfach als eine nationale Pflicht und eine pädagogische Forderung ersten Ranges, daß unsere Jugend ein Anrecht darauf hat, in das Verständnis ihrer Muttersprache und deren Geschichte, in des eigenen Volkes Literatur und Geistesleben eingeführt und so der Pflege heimischer Empfindungen und vaterländischen Sinnes im vollen Umfange teilhaftig zu werden. Und immer mehr gelangt man in fachkundigen Kreisen zu der Überzeugung, daß dieser Unterricht unter ernsteste Gedankenarbeit gesetzt werden muß, nicht aber der ästhetisierenden Oberflächlichkeit und Phrase verfallen darf, daß die schwierigsten Probleme in diesem Unterricht die wertvollsten sind.

Daß nun diejenigen Schulen, die lateinlos sind, die Realschulen, ein größeres Gewicht und mehr Zeit auf ihre Muttersprache verwenden können, ist selbstverständlich; daß sie deshalb den lateintreibenden Schulen an Wert längst hätten gleichgestellt werden sollen, dürfte ebenso selbstverständlich erscheinen; dieser Grundsatz kam aber erst mehr und mehr zur Geltung seit dem Erstarken deutschen Geistes und Selbstbewußtseins, das auf die Schulreform vom Jahre 1900 miteingewirkt hat. Und wo heute das Deutschtum gefährdet ist, da zeigt sich, daß die Realschulen die besten Vorkämpfer für unsere deutsche Eigenart sind. Es war sehr beachtenswert, das der Reichskanzler von Bülow in seiner großen programmatischen Rede über den Schutz des gefährdeten Deutschtums im Osten am 18. Januar 1902 zu den Mitteln der kulturellen Hebung des Deutschtums in unseren östlichen Provinzen auch die Vermehrung der realen Lehranstalten zählte. Wie können wir um Liebe werben für unseres Volkes Sprache und Sitte, wenn wir selbst die vaterländischen Schätze in der Schule nicht in dem Maße pflegen und ehren, wie sie es verdienen? Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß unser Volk so viele Renegaten im Osten hat. Diese haben eben dort glänzende Beispiele vor sich, wie glühend die slavische Nation ihre heimische Kultur und

Sprache schätzt und wie eifrig, ja fanatisch sie die heimische Literatur betreibt.

Das führt uns zu einem weiteren Punkte: zu der **weltpolitischen Bedeutung der Schulreform**. Die Macht- und Weltstellung Deutschlands veranlaßt eine sich stetig verstärkende Beteiligung Deutschlands am Welthandel. Die Welt steht heute unter dem Zeichen des Wettbewerbes im Weltverkehr, in welchen gerade die Deutschen ihre mächtig anschwellende Bevölkerungszahl und ihre erstarkende Industrie hineinzwingt. Weltmachtstellung und Weltmarktstellung, Weltpolitik und Weltgeschäft sind nicht mehr von einander zu trennen. Dasjenige Volk hat am meisten Aussicht auf Erfolg, in welchem die Kenntnis fremder Nationen, ihrer Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten, ihrer Sitten und Einrichtungen, ihrer Mängel und Vorzüge am weitesten verbreitet ist.

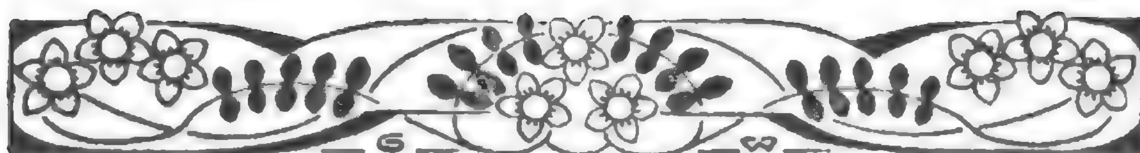
Wer hinausgeht aus Deutschland in diese weite Welt oder wer in der Fremde heranwächst in deutschem Heim, den soll die Schule für seine Aufgabe in der Fremde ausrüsten und wappnen. Deshalb spielt gerade sie eine so große Rolle. Als die Wellen der nationalen Bewegung nach den großen Einheitskriegen, die jetzt ein Menschenalter hinter uns liegen, bis zu den fernsten Gestaden der Erde, wo Deutsche wohnten, ihre Kreise zogen, da wurden große Opfer für nationale Zwecke und für deutsche Schulen gebracht. Aus jenen Jahren stammen die Millionenstiftung eines Friedrich Hötsch für die evangelische Gemeinde in Bukarest, die Gründungen von deutschen Schulgemeinden in Antwerpen, Konstantinopel, in zahlreichen deutschen Kolonien südamerikanischer Staaten und an anderen Orten, wo Deutsche außerhalb ihrer politischen Grenzen zusammenwohnten; und gerade da hat sich am festesten das Deutschtum gehalten, wo eine deutsche Schule den Kristallisationspunkt bildete. — Von neuem wurde das nationale Empfinden der Deutschen im Auslande gestärkt nach dem Regierungsantritt Wilhelms II., als die deutsche Flotte ihre Flagge mehr und mehr in fernen Meeren zeigte und dem Deutschtum in der Fremde das Bewußtsein brachte, daß ein starkes Reich zu seinem Schutze da sei. In den neunziger Jahren wuchs daher die Zahl der deutschen Auslandschulen wiederum ganz beträchtlich, zumal die Reichsregierung mit den angesehenen Mitgliedern der deutschen Kolonien wetteiferte, Schulgemeinden zu gründen, oder vorhandene Schulen auszubauen. Handelte es sich um höhere Schulen, so mußten sie einen ausgeprägt realen Charakter tragen; denn neben der Muttersprache ist Lehrgegenstand auch die Sprache des Landes, das den Deutschen Gastfreundschaft gewährt; diese muß so intensiv betrieben werden, daß sie ebenfalls volles Eigentum

des Schülers wird. Zeit für die alten Sprachen bleibt da nicht. Solange nun aber der Zugang zu fast allen höheren Berufsarten allein durch das Gymnasium ging, solange dieses das Bildungsmonopol besaß, standen auch die Auslandsschulen wie die realen Schulen des Inlandes als Stiefkinder da; sie hatten kein volles Recht zu leben; aber die Pflicht hatten sie, vor dem Sterben sich zu schützen im Interesse der Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Der Allerhöchste Erlaß vom Jahre 1900 und die Schulreform hat auch hier wie eine Erlösung aus starrem Banne gewirkt. Denn nun erfüllte die Hoffnung auf Gleichberechtigung die gebildeten Deutschen im Ausland mit frischem Mute und durch die Auslandskolonien ging ein frischerer Zug im Schulbetriebe. Nun war auch die Gefahr abgewehrt, daß deusche Knaben lieber die leicht zu habenden Berechtigungen der fremdländischen Anstalten erstrebten, welche gern bereit waren, deutsche Kraft aufzusaugen. Sicherlich ist kein Zufall die Zunahme der Schüler in solchen Schulen seit der Schulreform. In Brüssel ist die Zahl von 170 auf 273 gestiegen, in Antwerpen von 267 auf 408. In Mailand, Genua und Neapel zeigt sich frisches Leben und eine ganze Reihe von Schulen in Belgien und Rumänien, in der Türkei und in Italien, in Mexiko, Brasilien, Argentinien und anderen Ländern strebt dahin, unter die höheren Schulen sich einzureihen, während bisher nur Elementarbildung vorgesehen war. So eröffnen sich hoffnungsreiche Ausblicke, die ohne die Schulreform nicht so erfreulich wären, da vor ihr ein so enger Anschluß an die Heimatsschulen, wie er heute möglich ist, aussichtslos erschien und Schulgründungen deshalb in der Fremde als ein Wagnis galten. Das ist anders geworden; der deutsche Schüler in der Fremde ist uns näher gerückt und er verdient es, unter dem Schutze der Heimat sich auch in seiner Schulstube als Kind des deutschen Vaterlandes zu fühlen.

Somit habe ich den Werdegang, das Ergebnis, die soziale und die politische Bedeutung der Schulreform von 1900 zu schildern versucht. Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über den Hauptpunkt dieses Wandels im Leben unserer Schule. In ihr ist — zum Schmerze manches Freundes alter Zeit und alter Ruhe — neben ein altes und liebgewordenes Ideal ein neues mit Gleichberechtigung gerückt, nicht um das altgewohnte zu verdrängen, sondern um ungehindert mit ihm zu wetteifern zum Besten unseres Vaterlandes. Neben das gymnasiale Ideal ist das reale Ideal als gleichgeschätzte Großmacht in die Schule eingezogen. Im Gymnasium — das müssen wir wünschen — wird ein Teil unserer Jugend stets zu einem vertieften und darum zu einem fruchtbaren Studium auf dem

Gebiete des klassischen Altertums geführt werden müssen und schon frühe zu einer relativ selbständigen, sozusagen wissenschaftlichen Tätigkeit gelangen können, weil eine so schön begrenzte und abgeschlossene Literatur und eine so klar begrenzte Welt vor ihr liegt. Aber wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo unsere Blicke haften bleiben können nur an der Akropolis von Athen und dem römischen Kapitol: unser Blick schweift auch über die Meere; der Sinn des ganzen Volkes kann nicht haften an ästhetischen, literarischen und historischen Idealen der Vergangenheit; die Unterwerfung und Dienstbarmachung der Naturkräfte, die Eroberung der Erde mit ihren Gütern und Gaben, die Fragen der Gegenwart stehen ebenfalls auf dem Plane und üben auch schon auf unsere Jugend ihren Reiz aus; es müssen deshalb Stätten da sein, wo dieser Reiz durch angemessene Bildung befriedigt wird. Die Erfüllung dieser Aufgabe hat die Schulreform uns leichter gemacht. In welchem Tempo nun das Neue neben dem Alten sich Geltung verschaffen wird, das muß die Zukunft lehren. Die Gegenwart ist jedenfalls für den, der in der Schule wirkt und schafft oder ihr mit Interesse nahe steht, eine schöne Zeit, da das Gefühl jugendlicher Kraft die neuen Gestaltungen und das Leben unserer Schulen an all den Stellen erfüllt, wo nicht das Stilleben historischer Tradition in Philisterhaftigkeit und Gleichgültigkeit sich gefällt. Es ist eine Freude in solcher Zeit zu leben. Möchten die Schulen Preußens sich so entwickeln, daß zu der Freude sich der Stolz gesellt auf eine Jugend, die im Dienste des Vaterlandes sich allen idealen und realen Aufgaben gewachsen zeigt, welche eine pflichtenreiche Zeit an sie stellt!





Die Militärvorlagen.

Von

Generalleutnant z. D. v. Caemmerer.

Vier Gesetzesvorlagen zur Vervollkommnung unserer Kriegsmacht sind außer dem Heeres- und Marineetat in diesem Winter vom Reichstage zu beraten. Sie betreffen die Friedenspräsenzstärke des Heeres für die Dauer der nächsten fünf Jahre, die endgültige Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die Pensionen der Offiziere und die Rentenversorgung der Unteroffiziere und Mannschaften. Ihr Inhalt kann als bekannt vorausgesetzt werden, ich darf mich daher gleich zur Beurteilung wenden.

I. Mag die Sozialdemokratie und ihre politische Nachbarschaft an dem „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Friedenspräsenzstärke des Heeres" auch noch so viel auszusetzen finden, er ist nicht nur gut, sondern auch bescheiden. Die parlamentarische Staatsweisheit hat es ja allerdings fertig gebracht, daß die Reichsfinanzen schlecht sind; aber doch nur weil sie die Unabhängigkeit einer über bedeutende Einnahmen verfügenden Reichsregierung fürchtet, weil sie der Regierung absichtlich die ausreichenden Mittel nicht gewährt. Unsere Einzelstaaten sind wohlhabend und die Nation im ganzen ist reich. Und wo so ungeheuere Summen fortwährend vertrunken werden, da darf wahrlich niemand damit kommen, daß es an Geld für unsere notwendige Kriegsrüstung fehle. „Davon kann keine Rede sein, daß wir nicht können; es fragt sich nur, ob wir wollen," so sagte der Reichskanzler. Und wir haben alle Veranlassung, wirklich zu wollen. Jeder Tag überzeugt uns, daß uns die übrige Welt die bescheidenen Regungen unseres nationalen Selbstgefühls und vor allem unsere Betriebsamkeit in Handel und Wandel aufs äußerste übel nimmt, daß wir zu den bestgehaßten Leuten unter der Sonne gehören. Es wäre eine hochgradige Verblendung, wenn wir dem nicht Rechnung tragen wollten.

Nun tritt ja ganz unzweifelhaft mit dem stetigen Wachsen unseres überseeischen Handels auch unsere Verwundbarkeit zur See immer mehr in den Vordergrund und wir müssen daher ganz besonders darauf bedacht

sein, unsere Kriegsflotte unausgesetzt so zu verbessern und zu vermehren, daß sie den lebenspendenden Seehandel wirksam zu schützen vermag. Aber darum darf doch der weitere Ausbau des Landheeres in keiner Weise vernachlässigt werden. Solange die Franzosen noch von der Rückgabe von Elsaß-Lothringen träumen und sich mit nie ermüdender Hingebung darauf vorbereiten, sie zu fordern, solange ist die einfache Erhaltung des Bestehenden nicht ausreichend. Das alles ist schon oft ausgesprochen worden; es muß aber auch noch oft wiederholt werden, bis es zum Glaubensbekenntnis jedes Deutschen geworden ist, der sein Vaterland liebt. Die Reichsverfassung sieht 1% der Bevölkerung als planmäßige Friedenspräsenzstärke des Heeres an. Als im März 1899 die heute gültige Stärke festgesetzt wurde, betrug sie nur 0,95%. Inzwischen ist die Bevölkerung so stark gewachsen, daß trotz der jetzt vorgeschlagenen Heeresvermehrung in fünf Jahren nur 0,90% des heutigen Bevölkerungsstandes erreicht werden sollen. Man sieht, daß die geforderte Vergrößerung sich wahrlich in bescheidenen Grenzen hält.

An Infanterie wird die allmähliche Aufstellung von acht neuen Bataillonen gefordert, dritte Bataillone solcher Regimenter, die bis jetzt nur zwei Bataillone zählen. Die Begründung weist darauf hin, daß ein Armeekorps planmäßig mindestens 24 Bataillone, eine Infanteriedivision deren 12 zählen solle. Der erstere Satz ist ganz allgemein anerkannt. Es gibt in der Tat zweckmäßige Grenzen für die Stärke eines solchen Heerteils sowohl nach unten wie nach oben, und 24 Bataillone müssen für uns schon darum das zulässige Minimum sein, weil wir 24 Batterien im Armeekorps haben. In bezug auf die Stärke einer Infanteriedivision kann man anderer Meinung sein. Ich habe hier an dieser Stelle im vorigen Winter (Februar 1904) den Satz vertreten, daß es dringend erwünscht sei, die Divisionen schwächer zu machen und ihre Zahl zu erhöhen; ich habe auf die Vorteile hingewiesen, die es haben würde, wenn man unsere Armeekorps in drei Divisionen zu drei Infanterieregimentern einteilen wollte. Neuer Regimenter bedürfte es zu diesem Zwecke nicht; die bei 11 Armeekorps vorhandenen überzähligen — fünften — Infanteriebrigaden würden den Mehrbedarf an Regimentern reichlich decken. Aber freilich wäre eine beträchtliche Verschiebung der Infanterietruppenteile innerhalb der Gesamtarmee nicht zu vermeiden und sie müßte natürlich mancherlei Kosten der Neueinrichtung bedingen. Ich glaube, daß sich diese Kosten für einen außerordentlich großen Fortschritt in der Organisation in hohem Grade lohnen würden. Und der Fortschritt wäre außerordentlich groß, wenn wir dem Armeekorps die reiche Gliederung in drei

Infanteriedivisionen (zu drei Infanterieregimentern und einem Artillerieregiment) und in eine Korpsartillerie geben könnten. Im letzten Kriege besaßen wir immerhin noch eine Art von Dreiteilung, indem der Kommandierende General neben den beiden Divisionen noch eine Korpsartillerie zu seiner Verfügung hatte, durch deren Einsatz er einen höchst wesentlichen Einfluß ausüben konnte, ohne in den Befehlsbereich seiner Divisionskommandeure einzugreifen. Die Unterstellung der Feldartillerie unter die Divisionen, die für den Frieden auch nach meiner Überzeugung als bedeutende Verbesserung anzusehen ist, hat diese alte Kriegsgliederung verschwinden lassen, und der Kommandierende General steht jetzt ein für alle mal nur an der Spitze zweier Divisionen und muß im Gefecht wohl ganz regelmäßig irgend welche Anordnungen treffen, die sich dem einen oder dem anderen seiner Untergebenen als Beschränkung seiner zuständigen Selbständigkeit darstellen. Die fünften Brigaden in der Kriegsgliederung von 11 Armeekorps können diesem Übelstand keineswegs abhelfen. Man darf durchaus nicht etwa annehmen, daß die Division zu drei Infanteriebrigaden stets die Reserve für den Kommandierenden General stellen könnte, denn eine dahingehende Anordnung würde häufig durchaus unpraktische Versäumnisse und Umwege veranlassen. Sobald sich die Division zu drei Brigaden in der einheitlichen Marschkolonne des Armeekorps vorn befindet, wird der Kommandierende General fast immer gezwungen sein, sich seine Reserve aus der nachfolgenden, an sich schon weniger starken Division zu entnehmen. Ja, aller Wahrscheinlichkeit nach muß er alsdann auch noch ein Artillerieregiment dieser letzteren Division an den glücklichen Kommandeur der stärkeren Hälfte des Armeekorps überweisen, der zuerst ins Gefecht eingetreten ist. Dieser wird dann an der Spitze von drei Infanteriebrigaden und drei Artillerieregimentern zur eigentlich maßgebenden Persönlichkeit auf dem Schlachtfelde, während neben ihm sein vielleicht älterer Kollege von der anderen Division mit einem Detachement in Brigadestärke kämpft und der wirkliche Führer des Armeekorps mehr oder weniger beiseite geschoben ist. Ich bin ganz überzeugt, daß man in allen den Korps, welche über eine Division zu drei Infanteriebrigaden verfügen, im Kriegsfalle bei der ersten passenden Gelegenheit den Antrag stellen wird, diese Division provisorisch in zwei kleinere Divisionen einteilen zu dürfen, um so den ganz unleugbar großen Vorteil der Dreiteilung herzustellen und die Nachteile der bestehenden Ungleichheit in den Divisionsstärken tunlichst zu beseitigen.

Den zweiten Hauptgesichtspunkt, unter dem ich den Wunsch nach drei Infanteriedivisionen pro Armeekorps ausgesprochen habe, die Not-

wendigkeit einer Vermehrung der höheren Führerstellen, lasse ich hier unerörtert.[1])

Die Meinungsverschiedenheit über die richtigste Gesamtstärke einer Division darf natürlich nicht daran hindern, offenbare Lücken in der gegenwärtig bestehenden Organisation auch als solche zu erkennen. Wir haben zwei Divisionen, die 37. an der äußersten Ostgrenze und die 39. an der äußersten Westgrenze des Reiches, die mit ihren je vier Regimentern zu zwei Bataillonen im Vergleich zu allen anderen Divisionen als sehr schwach erscheinen. Gerade an den Grenzen ist die Erhöhung der jederzeit bereiten Truppenstärke aber immer erwünscht, damit die Mobilmachung der Hauptmasse des Reichsheeres um so sicherer vor sich gehen kann.

An Armeekorps unter 24 Bataillonen haben wir vier (das IV., X., XII. und II. bayerische), an Divisionen unter 12 Bataillonen nur die obigen zwei. Zusammen fehlen ihnen 15 Bataillone; gefordert werden nur 8. —

Die bedeutendste unter den Forderungen für das Heer ist diejenige von 9 neuen Kavallerieregimentern, auf welche aber die z. Z. vorhandenen 17 Eskadrons Jäger zu Pferde angerechnet werden sollen, so daß im ganzen im Laufe der nächsten fünf Jahre 28 Schwadronen zu errichten bleiben. Hier ist zunächst die Vermehrung der Kavallerie überhaupt und dann das Wiederabgehen von der Schöpfung der Meldereiter oder Jäger zu Pferde zu erörtern.

Über die Notwendigkeit, unsere Reiterei zu verstärken, habe ich an dieser Stelle im vergangenen Jahre eingehend berichtet. Unsere, seit 1866 unverändert gebliebene, Kavallerie ist für die Aufgaben eines Doppelkrieges ganz unbedingt zu schwach. Darüber kann unter Kennern der Kriegsgeschichte und der heutigen Kriegführung gar kein Zweifel obwalten, obgleich wir aus Ostasien von entscheidendem Eingreifen der Kavallerie gar nichts zu hören bekommen. Die Gründe hierfür sind sehr einfach. Die japanische Reiterei ist sehr schwach und nach eigenem Geständnis der Japaner schlecht beritten und von sehr geringer Reitfertigkeit. Die Russen aber haben in geradezu unglaublicher Verblendung ihre dortige Armee fast ausschließlich mit Kavallerie der Reserve und Landwehr, mit Kasaken 2. und 3. Kategorie, ausgestattet, so daß auch hier die innere Tüchtigkeit fehlt. Unter den 33 Kavallerieregimentern (zu je 6 Eskadrons), die bis zu den Oktoberschlachten dort verfügbar waren, befanden sich nur 8 Linienkavallerieregimenter und 5 Kasakenregimenter 1. Kategorie, die der Linienkavallerie annähernd gleichwertig sind. Die guten Regimenter

[1]) Es wird sich später einmal Gelegenheit geben, darauf zurückzukommen, wenn Organisation und Ergänzung des Offizierkorps zum Gegenstand einer besonderen Betrachtung gemacht werden.

stehen alle an unserer Grenze und fehlen in Flanke und Rücken des ostasiatischen Gegners. Außerdem irrt die russische Heeresleitung aber auch wohl noch darin, daß sie die Hauptaufgabe der Kavallerie nicht richtig erkannt hat, die in deren strategischer Tätigkeit liegt. Sie hält die Masse ihrer Kavallerie in der Regel hinter der Front zurück, um sie für den Schlachtgebrauch zur Hand zu haben, und dazu hat es dann immer noch an der rechten Gelegenheit gefehlt.

In Europa kann man beim Kriege in Feindesland niemals auf ein so ausgezeichnetes Personal an Kundschaftern rechnen, wie es die Japaner jetzt in der Bevölkerung der Mandschurei besitzen. Daher bleibt die strategische Tätigkeit der Kavallerie von der höchsten Bedeutung, und wer auf diesem Gebiet ins Hintertreffen gerät, der muß auf die schwerwiegendsten Nachteile gefaßt sein. Und für diese Tätigkeit muß die Kavallerie — bei vermehrter Anwendung des Karabiners — doch das bleiben, was sie war, eine wirkliche Reiterei, die im Kampf zu Pferde mit der blanken Waffe ihre schönste Aufgabe findet. Hat sie auf diesem Gebiete erst einmal ihre Überlegenheit über den Gegner festgestellt, ist erst wieder, wie im Jahre 1870, die Furcht der Feinde vor den „Ulanen" zu einem Faktor im Spiel geworden, dann kann auch in Feindesland das unentbehrliche Maß von Nachrichten über den Feind erlangt werden, welches der Führung ein kräftiges Handeln ermöglicht.

Bei meiner Erörterung der Kavalleriefrage im vergangenen Jahre habe ich eine Vermehrung um 69 Schwadronen als unserem Bedürfnis entsprechend nachgewiesen, wobei ich nicht unerheblich hinter den Ansichten anderer Militärschriftsteller zurückblieb. 28 Schwadronen erscheinen mir daher als eine durchaus bescheidene Forderung. Von den verlangten sechs preußischen Regimentern sind zwei für das XI. Armeekorps bestimmt, das jetzt nur zwei Regimenter besitzt, zwei andere für das XIV. Armeekorps, dessen dritte Division in Colmar noch ohne Reiterei ist. Die beiden noch verbleibenden Regimenter werden wohl an die Ostgrenze kommen, wo die gewaltige Überlegenheit der russischen Reiterei eine stete Gefahr für die planmäßige Durchführung unserer Mobilmachung bildet. Sachsen soll zwei Regimenter erhalten, wodurch die beim zweiten sächsischen Armeekorps (XIX.) noch bestehende Lücke geschlossen wird. Für die Bayern, die bei drei Armeekorps nach dem allgemeinen Maßstab wenigstens zwölf Regimenter haben müßten und nur zehn haben, wird gleichwohl nur ein Regiment gefordert.

Der zweite Hauptgesichtspunkt bei der Neuorganisation der Kavallerie ist die Wiederabschaffung der Meldereiter (Jäger zu Pferde). Ich gestehe, daß es mir nicht ganz leicht wird, mich der Anschauung anzuschließen,

die, wie ich wohl weiß, in der ganzen Kavallerie in dieser Frage herrscht. Die Waffe ist nahezu einstimmig darin, daß die Organisation der Meldereiter eine verfehlte sei, daß man sie also aufgeben und zu den früheren Anschauungen zurückkehren müsse. Es wird gesagt, daß die Meldereiter durch die ganz besondere Auswahl ihres Ersatzes die übrige Reiterei schädigen und daß sie ein Instrument von übertriebener Feinheit darstellen, dem dazu auch noch die Ausrüstung für den Kampf fehlt. Nach meiner Ansicht sollten Meldereiterschwadronen die alleinige und ausschließliche Kavallerie der Infanteriedivisionen bilden, und dazu bedürfen sie allerdings eines Karabiners, der ihnen jetzt fehlt. Ob eine schwachbemessene Divisions-Kavallerie, die nur mit kleinen Patrouillen arbeiten soll, aber auch die Lanze braucht, das ist mir sehr fraglich. Ich habe in meinem Leben doch so manches bittere Wort über die Unbequemlichkeit der Lanze für den Patrouillen- und Meldereiterdienst gehört und glaube, daß besonders ausgewählte Mannschaften in den unvermeidlichen Reiterkämpfen des ihnen zufallenden Patrouillendienstes mit einem tüchtigen Degen auskommen würden.

Vom Standpunkte der sparsamen Volksvertretung aus muß man der Regierungsvorlage nun unbedingt zugestehen, daß sie mit möglichst geringen Mitteln auskommen will. Mein Gedanke, die ganze jetzt vorhandene Kavallerie für die großen strategischen Aufgaben verfügbar zu machen und zu diesem Zweck schon im Frieden bei jedem Korps eine — allerdings nur vier Regimenter starke — Kavalleriedivision zu formieren, wäre nur unter der Voraussetzung durchzuführen, daß die Meldereiterschwadronen ganz wesentlich vermehrt würden; er muß mit ihrer Beseitigung ganz fallen. Ob die Kavallerie der mobilen Infanteriedivision in Zukunft ein ganzes oder nur ein halbes Regiment stark gemacht werden soll, darüber spricht sich die Regierung nicht näher aus. Je nach der Entscheidung dieser Frage werden entweder nur zwei oder aber drei Regimenter jedes mobilen Armeekorps zur Bildung der selbständigen Kavalleriedivisionen verfügbar bleiben; je nachdem werden wir entweder neun oder zwölf solcher Heereskörper aufstellen können. Ich finde, daß selbst die größere Ziffer im Fall eines Doppelkriegs nur eine verhältnismäßig schwache Reiterei für die Zwecke der Aufklärung und der Tätigkeit in Flanken und Rücken des Gegners darstellt. —

Die Feldartillerie soll im Laufe der nächsten fünf Jahre gar nicht vermehrt werden; die zwölf bayerischen Regimenter werden also auch in dieser Periode noch um je eine Batterie schwächer bleiben als die übrigen Regimenter des Reichsheeres. Dagegen ist nach dem diesjährigen Etat die Neubewaffnung der Feldartillerie mit einem den neuesten Anforde-

rungen entsprechenden Geschütz ins Auge gefaßt werden. Der Kriegsminister hat es in seiner einleitenden Rede nur als Rohrrücklaufgeschütz bezeichnet und von der Einführung der Schutzschilde nicht gesprochen. Man darf aber wohl hoffen, daß auch diese wesentliche Forderung der Wissenschaft nicht unberücksichtigt bleiben wird. Der Widerstand einiger Artilleristen gegen diese Neuerung erinnert ganz außerordentlich lebhaft an das reichliche Dutzend von Gründen, mit dem vor einem halben Jahrhundert nahezu alle militärischen Autoritäten Europas das preußische Zündnadelgewehr als das törichte Produkt einer falschen technischen Richtung schilderten, die dem echten militärischen Geist in keiner Weise entspreche. Erst als die Vertreter des Echtmilitärischen auf den Schlachtfeldern von 1866 überall fünfmal so große Verluste erlitten als die Vertreter eines fortgeschrittenen Gedankens, als sie infolgedessen geschlagen wurden, da sahen auch sie ein, wie die Dinge in der Wirklichkeit lagen. Im Kampfe zwischen gepanzerter und ungepanzerter Artillerie werden sich die Verluste auch ungefähr wie 1:5 verhalten. Das läßt sich wissenschaftlich recht gut beweisen. Es ist dringend zu wünschen, daß es nicht erst unglücklicher Erfahrungen auf dem Schlachtfelde bedarf, um die wissenschaftlichen Beweise eindringlich zu machen. Echt militärisch ist das, was den Sieg am besten gewährleistet, und der Schild ist ein uraltes Inventurstück des Krieges, das sich in anständigster Gesellschaft sehen lassen darf, das einige tausend Jahre hindurch zur wesentlichsten Ausrüstung des Helden gehörte. Ein Heer, das seine Schlachten mit Vorliebe angriffsweise zu schlagen wünscht, das den Stellungskampf vorzugsweise daraufhin studiert, wie man den Verteidiger am besten überwindet, ein solches Heer hat das allerdringendste Interesse daran, daß seine Feldartillerie gepanzert wird.

Aus dem Gesetz über die Friedenspräsenzstärke bleibt noch zu erwähnen, daß für die Fußartillerie zwei neue Bataillone gefordert werden, für die Pioniere deren drei und für die Verkehrstruppen eines. Diese Forderungen bedürfen kaum einer besonderen Empfehlung. Unsere Spezialwaffen sind bisher auf das sparsamste organisiert, ihre Vermehrung wird wohl auf keinerlei Widerstand stoßen. —

II. Der zweite Gesetzentwurf von großer Bedeutung betrifft die Änderung der Wehrpflicht. Die vor etwa 12 Jahren für die Masse des Heeres, d. h. für alle Waffen mit Ausnahme der Kavallerie und reitenden Artillerie provisorisch eingeführte zweijährige Dienstzeit soll jetzt zur dauernden Einrichtung gemacht werden. Die Verkürzung der Dienstzeit war seinerzeit eine Notwendigkeit geworden; wir mußten die gesamte

wehrfähige Jugend auch wirklich ausbilden, wenn wir für entscheidende Kämpfe mit Feinden ringsum gerüstet sein wollten. Wäre unsere Lage eine weniger gefährdete, so könnte man über die Frage der Dienstdauer auch sehr wohl anderer Ansicht sein. Japan hat, vertrauend auf seine insulare Lage, sich mit einem verhältnismäßig kleinen Heere begnügt, das aber für alle Waffen gleichmäßig die wirklich dreijährige Dienstzeit hat, und es ist wohl ganz unbestreitbar, daß der inneren Tüchtigkeit der japanischen Infanterie, ihrer guten Schießausbildung und ihrer gründlichen Erziehung zu selbständiger Schützentätigkeit ein hervorragender Anteil an den jetzt errungenen Siegen zufällt. Immer mehr geht der heutigen Zeit das Verständnis dafür auf, daß jeder einzelne Infanterist zu einem in hohem Grade sachverständigen Einzelkämpfer ausgebildet und erzogen werden muß. Wenn wir alle Leute drei volle Jahre bei der Fahne behalten dürften, so würden wir keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wie wir den dritten Jahrgang nutzbringend beschäftigen könnten, und die weitere Steigerung seiner Leistungen im Schießen und in der Geländebenutzung würde sich vor dem Feinde unzweifelhaft reichlich lohnen. Aber wir haben ja eine wirklich dreijährige Dienstzeit eigentlich niemals gehabt und wir können sie uns jedenfalls heutzutage nicht mehr leisten, weil wir gezwungen sind, zugleich auf die Größe unseres Kriegsheeres zu halten. Und darum muß mit äußerster Anspannung aller Kräfte so gearbeitet werden, daß wir eine wirklich gute Ausbildung des Einzelkämpfers auch in zwei Jahren erreichen.

Damit kommen wir zu den Punkten, wo der Gesetzentwurf nicht bloß gibt, sondern wo er fordert. Es muß dafür gesorgt werden, daß die äußerste Anspannung aller Kräfte nicht zu einer schädlichen Überanstrengung wird. Diese Gefahr ist vorhanden. Das gesamte Ausbildungspersonal wird gegenwärtig in einem ungewöhnlich hohen Maße ausgenützt, und hierunter hat — wie die Begründung sagt — die Ausbildung, die Behandlung des Mannes, das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen gelitten. Das Fortbestehen dieser Verhältnisse kann nicht geduldet werden.

Als Mittel der Abhilfe soll zunächst eine Vermehrung der Unteroffiziere in der Front dadurch herbeigeführt werden, daß die Stellungen außerhalb der Front, welche zurzeit noch mit Abkommandierten besetzt sind, sämtlich auf den Etat kommen. Es sollen ferner noch bestehende Verschiedenheiten in den Unteroffizieretats der verschiedenen Kontingente so ausgeglichen werden, daß der für die Truppe günstigste Stand überall erreicht wird. Dann soll eine Aufbesserung der Unteroffizierbesoldungen

eintreten, um den Andrang zum Unteroffizierstande zu heben und die vorhandenen Lücken verschwinden zu machen. Endlich sollen die Truppen von dem ihre Kraft und Zeit sehr in Anspruch nehmenden Arbeitsdienst durch Einstellung von Zivilarbeitern entlastet werden. Jede einzelne dieser Maßnahmen ist hochwichtig und wird reichen Nutzen bringen.

Eine andere bedeutungsvolle Ausgleichsmaßnahme besteht in der Erhöhung des Pferdestandes bei den fahrenden Batterien der Feldartillerie. Die Hauptmasse der Feldartillerie hat durch die zweijährige Dienstzeit eine ganz außerordentliche Erschwerung des Dienstbetriebs erfahren, und es gehört tatsächlich eine große Kunst dazu, um allen gebotenen Anforderungen zu genügen. Als Fahrer werden im allgemeinen aus jedem Jahrgang soviel Leute ausgebildet, daß man die vorhandenen Geschütze mit ihnen voll besetzen kann. Im Mobilmachungsfalle wird aber bei den Feld-, Reserve- und Landwehrbatterien, sowie bei den zahlreichen Munitionskolonnen der Bedarf an Fahrern so groß, daß die im Beurlaubtenstande vorhandenen Mannschaften durchaus nicht ausreichen. Man hat nun Kavalleristen des Beurlaubtenstandes zu Übungen bei der Feldartillerie eingezogen und ihnen eine dürftige Fahrerausbildung gegeben, ein mäßiges Auskunftsmittel, das den Dienst der Feldartillerie abermals sehr erschwerte und dessen Wegfall dringend zu wünschen ist. Durch Vermehrung der Pferde bei den fahrenden Batterien kann die Zahl der in regelmäßiger Weise als Fahrer auszubildenden Leute vergrößert werden, es wird damit aber zugleich der Übergang der Batterie auf den Kriegsfuß wesentlich erleichtert. Und was das heißt, wenn aus einem taktischen Körper von 6 Fahrzeugen plötzlich ein solcher von 16 werden soll, das brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Es kommen als Ausgleichsmaßnahmen ferner in Betracht: die Gewährung von Geldmitteln, um die Ausbildung der Infanterieoffiziere des Beurlaubtenstandes zu verbessern, was in sehr wirksamer Weise durch ihre Kommandierung auf Schießschule geschehen kann; Vermehrung der Munition für gefechtsmäßiges Schießen; Erhöhung der Geldbeträge für Gefechts- und Schießübungen; Neuanlage von Schießständen; Vergrößerung der Mittel für die Übungen des Beurlaubtenstandes.

Jeder einzelne dieser Vorschläge ist der Berücksichtigung durchaus und dringend würdig. Jede Maßregel, die zur Hebung der Schießkunst im Kleinen wie im Großen, also beim Einzelschützen und bei der Truppe, dienen kann, muß auf das wärmste begrüßt werden. Genau so, wie unsere Reiterführer den Satz aufstellen, daß der einzelne Reiter zum Bewußtsein seiner persönlichen Überlegenheit im Gebrauch der blanken

Waffe erzogen werden muß, so wollen die Vertreter der infanteristischen Feuertaktik auch jeden einzelnen Schützen zu der Überzeugung erziehen, daß ihm auf der Nahentfernung, im Bereich des einzelnen Schusses, kein irgend denkbarer Gegner im Gebrauch der Feuerwaffe gleichkommt. Welche Bedeutung ein solches Bewußtsein des Einzelkämpfers haben muß, das ist im Burenkriege deutlich zutage getreten. Die Buren sind im Vollgefühl ihrer überlegenen Schießkunst wiederholt in der Minderzahl bis nahe an die Stellungen der Engländer herangekrochen und haben hier so wirksam geschossen, daß der überlegene Gegner das Gewehr streckte. Wir müssen es erreichen, daß unsere Schützen sich aus eigenster innerer Überzeugung heranarbeiten wollen auf die kurze Entfernung, wo sie sicher sind, auch das Kopfziel des gedeckt liegenden Gegners zu treffen. Wir brauchen aber außerdem bei unserer gesamten Führerschaft ein gesteigertes Verständnis für den Gebrauch des Massenfeuers, eine sichere Kenntnis der Bedingungen, unter denen die Geschoßgarben ganzer Abteilungen in Anwendung zu bringen sind. Die Schießkunst muß also bei Hoch und Niedrig gleichmäßig gefördert, und sie muß bei den Übungen des Beurlaubtenstandes gründlich wieder aufgefrischt werden. Ich will mich hier nicht in Untersuchungen einlassen, die einen ganz militär-technischen Anstrich tragen müßten. Aber das kann ich doch nicht unterdrücken, daß die Schießübungen unseres Beurlaubtenstandes bisher im allgemeinen noch nicht die gebührende Berücksichtigung in dem Dienstbetrieb der kurzen Übungszeit gefunden haben. Es kommt noch gar zu oft vor, daß diese Mannschaften ungenügend vorbereitet auf den Schießstand geführt werden und daß es sich dann mehr oder weniger um ein rasches Verknallen der Munition handelt. Die Leute empfinden das dann selbst als einen großen Übelstand, sie wissen gerade hier das Richtige und das Falsche sehr gut zu unterscheiden.

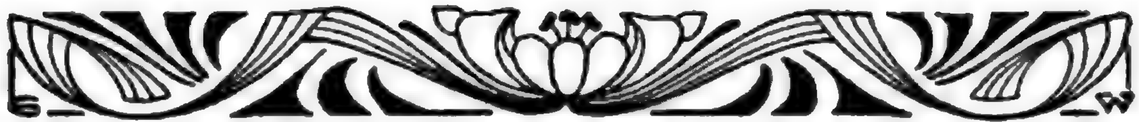
III. Zum Schluß sind noch die beiden Entwürfe eines Militärpensionsgesetzes und eines Gesetzes über die Versorgung der Personen der Unterklassen des Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine und der Kaiserlichen Schutztruppe wenigstens zu erwähnen. Näher auf sie einzugehen, erscheint nicht geboten, weil schon seit Jahren über ihren Inhalt in der Presse gesprochen wird und weil für diese Vorlage erfreulicherweise auch eine durchaus günstige Stimmung im Reichstage vorhanden ist. Sie erfüllen ja nicht alle Hoffnungen, die in den beteiligten Kreisen gehegt und ausgesprochen worden sind, sie stellen sich aber doch als ganz erhebliche Fortschritte dar. Die Hauptneuerung des Pensionsgesetzes, daß der niedrigste Pensionssatz von $^{15}/_{60}$ auf $^{20}/_{60}$ des pensionsfähigen Diensteinkommens steigt und daß die Offiziere sonach schon

mit 35 Dienstjahren zur höchsten Pension ihrer Rangstellung, nämlich zu $^{45}/_{60}$ des pensionsfähigen Diensteinkommens gelangen, diese Neuerung ist bei unseren Verhältnissen dringend nötig, weil auch eine im ganzen erfolgreiche Offizierslaufbahn jetzt in der Regel nicht über 35 wirkliche Jahre des Dienstes hinauskommt. Bei Berechnung des Diensteinkommens wird der Servis in vorteilhafterer Weise angesetzt als bisher, so daß sich die Pensionssätze dadurch durchgehend um ein weniges erhöhen. Für die Offiziere vom Regimentskommandeur (ausschließlich) abwärts wird dem pensionsfähigen Einkommen außerdem eine gewisse Summe für den Geldwert der Bedienung zugezählt, die sich schon recht vorteilhaft geltend macht.

Die zur Klasse der Unteroffiziere und Gemeinen gehörigen Personen des Soldatenstandes sollen im Falle der Aufhebung oder Verminderung ihrer Erwerbsfähigkeit durch Dienstbeschädigung „Renten" erhalten, welche sie erheblich günstiger stellen, als dies durch die bisherigen Pensionen für „Ganz- oder Halbinvalidität" der Fall war. Der eigentlich ausschlaggebende Gesichtspunkt, der Einfluß einer Dienstbeschädigung auf die Erwerbsfähigkeit, wird dabei in klarer Weise in den Mittelpunkt aller Untersuchungen gestellt, während früher die Frage nach dem Einfluß auf die Wehrfähigkeit an dieser Stelle stand. Kapitulanten, welche den Dienst verlassen, können außerdem aber schon nach achtjähriger Dienstzeit ohne den Nachweis der Dienstbeschädigung eine Rente für Verminderung ihrer Erwerbsfähigkeit erhalten und bei 18jähriger Dienstzeit wird eine lebenslängliche Rente von bestimmter Höhe sogar ohne jede Prüfung der Erwerbsfähigkeit zuständig und steigt beim Weiterdienen in angemessener Weise. Aus den weiteren Bestimmungen, die sich alle als wesentliche Verbesserungen darstellen, hebe ich noch die eine hervor, wonach unter Umständen an Stelle des „Zivilversorgungsscheins" auch eine einmalige Geldabfindung von 1500 Mark gewährt werden kann. Das wird manchem braven Soldaten den Übergang in ihm zusagende Zivilverhältnisse ganz außerordentlich erleichtern. Im allgemeinen sind die Grundsätze für die Versorgung der Unteroffiziere und Mannschaften zugleich sachgemäßer und wohlwollender geworden, und das wird in weiten Kreisen dankbar empfunden werden und unserer Kriegsmacht zum Segen gereichen.

Die rückwirkende Kraft in vollem Umfange wäre für die beiden Gesetze sehr zu wünschen, wird aber von der Regierung als völlig aussichtslos angesehen. Es ist immerhin sehr erfreulich, daß diese Rückwirkung als besondere Vergünstigung für alle diejenigen Pensionäre des Offizierstandes wie der Unterklassen gewährt werden soll, die an einem unserer Kriege teilgenommen haben.





Über Hans Hopfen . . .

Persönliches und Unpersönliches.

Von

Carl Busse.

Ein grauer Novembertag, leises Frösteln und letztes Blätterfallen, in den Lüften hin und wieder verdrossene Krähen — da tat Hans Hopfen die letzte Fahrt ins Grab. Bald fiel der erste Schnee des Jahres schön weiß und kühl über den Hügel. Ein Weilchen redet man noch über den stillen Schläfer, mit starker Macht dringen Erinnerungen an sein Wesen und Werk auf uns ein — und dann? Dann steht auch er steif und still für ein paar Jahrzehnte in den Literaturgeschichten, bis die Enkel oder Urenkel ihn auch daraus fortwischen.

Darüber klagen? Warum? Er hat doch immer noch mehr damit erreicht, als hunderttausend andere. In allen Zeitungsredaktionen Deutschlands hat man ihm die Abschiedsglocken geläutet, und mir fiel dabei das Wort ein, das ein anderer, noch bekannterer Poet mir einst gesagt hat: „Zweimal, mein Bester, spricht man über uns: das erste Mal, wenn wir die ersten Triumphe feiern, wenn wir die große Hoffnung, wenn wir Zukunft sind. Das zweite Mal, wenn wir sterben, wenn wir Erinnerung und Vergangenheit sind." Manche haben dazwischen noch das Glück, den 70. Geburtstag zu feiern. Aber es gelang Hans Hopfen nicht, den 3. Januar 1905 zu erleben. Ein paar Wochen früher mußt' er in die Grube, und statt der Jubiläumsartikel gab es Nekrologe. In beiden mißt und wägt man nicht sehr, und zuguterletzt mag das auch fein und richtig sein.

Wer den kleinen, stämmigen, dabei aber in seinen Bewegungen rassigen und eleganten Mann gekannt hat, dem wird es schwer eingegangen sein, daß Herr Thanatos so viel Lebensenergie nach so kurzem Ringen hat bewältigen können. Denn Hans Hopfen steckte — wenigstens wie er in meiner Erinnerung steht — bis in die Fingerspitzen voll Leben. Ein prachtvolles, ungestümes Temperament, das sofort auf alles reagierte; eine (manchmal auch absichtlich festgehaltene) bajuwarische Derbheit und Ehrlichkeit, die sich mit überaus viel Lebensklugheit verband; ein gewisses

Draufgängertum, das sich besonders in seinen früheren Werken deutlich offenbarte. Angriffsfreude, ja Rauf-Freudigkeit blühte darin; ein Restchen germanischer Kriegslust. Ob sich bayerische Holzknechte mit Stuhlbeinen die Schädel einhieben, oder auf der Mensur die Rapiere blitzten, das war gleichgültig. Und in Hopfens berühmtestem Gedicht stehen die Zeilen:

„In der Schenke des Morgens fruh
Trank ich mit manchem auf du und du,
Den ich des Nachts, die Faust am Kragen,
Unter den eichenen Tisch geschlagen."

Es war auch speziell der „Hiebfrohe", den Fritz Mauthner sich in seinen bekannten Parodien „Nach berühmten Mustern" vornahm. Aber nichts wäre unrichtiger, als sich danach den Dichter als einen derben, formlosen, bierehrlichen Bajuwaren vorzustellen. Wohl mochte das der Untergrund in ihm sein, das Ursprüngliche, das ungebunden Süddeutsche. Doch es war durch Erziehung, Bildung, Verkehr bezwungen und gebändigt. Man erkannte sofort in dem Manne die gute Kinderstube; man erkannte den Korpsstudenten. Wie sich in seiner äußeren Erscheinung das Kurze und Stämmige mit dem Rassigen und Eleganten verband, Grobes und Feines sich mischten, so zeigte auch sein geistiges Wesen die Verschmelzung scheinbar widerstrebender Züge, zeigte, um es einmal so auszudrücken, natürliche, robuste Derbheit im Rahmen formaler Geschliffenheit.

Vielleicht hängt es damit auch zusammen, daß dieser Süddeutsche niemals auf die Dauer nach seinem geliebten Bayern zurückkehrte. Er hat in München und Wien gelebt, aber es war nicht das Rechte. Seinen ständigen Wohnsitz nahm er doch in Berlin. Dabei verleugnete er seine heimatliche Mundart nicht, ja im Gegenteil: er hätte sie um alles in der Welt nicht fallen lassen, gerade in Berlin nicht. Viel eher vielleicht in München . . . Wie es Leute gibt, die freisinnige Blätter lesen, um sich ihre konservative Gesinnung zu bewahren, so mußte Hans Hopfen in der Reichshauptstadt wohnen, um ein guter Bayer zu bleiben. Gleich in der ersten Stunde, die ich mit ihm verplaudern durfte — es sind gut und gern 13 Jahr her —, erzählte er von den bayrischen Bergen und fragte mich aus. Als großer Verehrer seiner Gedichte, von denen ich heut noch eine Handvoll sehr hoch stelle, hatt' ich ihm mein erstes Lyrikbuch gesandt, aus dem er vor allem, weil ihn der Titel „heimatlich angeweht", die mit „Augsburg" überschriebenen Verse gelesen hatte. Hatte mich auch gleich zu sich zitiert: ich müßt' ihn besuchen. Er wohnte damals in der Brückenallee am Bahnhof Bellevue und öffnete selber. „Tausend, wie jung sind Sie noch!" sagte er ganz verblüfft. Einen Dreißigjährigen

hatte er erwartet; ein Neunzehnjähriger stand vor ihm. Und er machte die gleiche Bemerkung, die ich nachher von vielen der älteren Poeten hörte, die auch Julius Grosse in seiner Selbstbiographie getan hat: wie die Verschiedenheit der älteren und jüngeren Generation sich auch darin zeige, daß die Vertreter der einen zögernd und tastend, oft in späten Jahren erst vorwärts gegangen seien, während die neueren ohne jede Scheu und Ängstlichkeit, sozusagen frech und gottesfürchtig, schon in grünster Jugend in die literarische Arena stürmten. Die Bemerkung ist ganz richtig, nur haben die meisten älteren durch die Unbescheidenheit der Jugend erklären wollen, was seinen tiefsten Grund in den politischen Umwälzungen und dem stärkeren Selbstbewußtsein der im neuen Kaiserreiche großgewordenen Generation hat.

Damals also mußt ich Hopfen von der Heimat erzählen, und ich sehe noch, wie seine Augen immer größer wurden, als ich ihm gestand, daß ich den Süden nicht liebte, daß ich mich niemals dort wohlgefühlt hätte und im ganzen doch immer froh gewesen wäre, aus den bayerischen und tiroler Bergen wieder in die weite Ebene zu kommen. Ich sei eben ein Sohn dieser norddeutschen Ebene, und die entscheidenden Kindheitseindrücke, die Gewohnheit . . . . „No jo, jo," unterbrach er mich, „die Gewohnheit — aber Norddeutschland ist eine schlechte Gewohnheit." Leider war ich nicht schlagfertig genug zu fragen, weshalb er selber diese schlechte Gewohnheit mitmache. Denn bei der von ihm selber so gern unterstrichenen Vorliebe für Bayern wär' es doch natürlich gewesen, wenn er — als freier und wohlhabender Mann — den Staub der Mark von den Füßen geschüttelt hätte. Von Bayern hatte er den persönlichen Adel, in München hatte er die Kindheit verlebt — und doch blieb er in oder bei Berlin. Er hatte sich hier, ohne es vielleicht ganz wahr haben zu wollen, mit allen Wurzeln eingelebt, und an bestimmten Tagen traf er sich in der Nähe der „Linden" beim Abendschoppen mit einem kleineren, erlesenen Kreise, in dem oft auch Heinrich von Treitschke saß.

In der Folgezeit hab' ich manches Freundliche von ihm erfahren. Da er viel Verbindungen unter den Spitzen der bayerischen Kolonie in Berlin hatte, half er jungen Poeten, die er ein wenig erprobt hatte, gern so, daß er sie für einige Zeit als Hauslehrer usw. irgendwo unterbrachte. So hatte, wenn ich nicht irre, der junge Hermann Sudermann in seinem eigenen Hause eine Zeitlang eine ähnliche Position inne, und mir selbst bot er eine „Hofmeister"-Stelle in einem der ersten Häuser Berlins an — nach seinen Andeutungen im Hause des damaligen bayerischen Gesandten oder jedenfalls einem diesem nahestehenden. Er war recht böse, als ich

lieber den Leibgurt fester ziehen, als meine goldene Freiheit hingeben wollte, doch er trug mir die Ablehnung nicht nach. Und einst wollt' es der Zufall, daß in der damaligen Freien literarischen Gesellschaft Josef Kainz Verse von uns beiden vorlesen sollte. Von ihm den köstlichen, weitberühmten „Pinsel Mings“, von mir Kleinigkeiten. Es war der 10. November und Schillers Geburtstag; der Bechsteinsaal war überfüllt, und Hopfen in bester Laune. „Menschenskind“, sagte er, „ich hab' noch Hoffnung, wir kommen ja durch die ganze Stadt, wir stehen ja an den Litfaßsäulen.“ Nachher hing ihm Kainz, der mit gewohnter Meisterschaft las, einen Lorbeerkranz über und zog ihn aufs Podium. So waren wir alle sehr vergnügt, als es plötzlich hieß, ein berühmter Gast wolle die anwesenden Poeten, insbesondere natürlich Hopfen, begrüßen. Da kam er auch schon an — eine hohe Gestalt — Holger Drachmann, der berühmte Däne. Hopfen packt meinen Arm: „Busse, um Himmelswillen, was hat der Mann geschrieben?“ Ich kannte nur ein kleines Reclamheft: „See- und Strandgeschichten“. Im nächsten Moment schütteln sich der hochgewachsene Däne und der dagegen noch kleiner aussehende Deutsche die Hände, Holger Drachmann rühmt die prächtige Dichtung, und Hans Hopfen erklärt mit rührender Treuherzigkeit, wie sehr er sich freue, den ausgezeichneten Dichter der herrlichen „See- und Strandgeschichten“ kennen zu lernen. Immer wieder kamen die „See- und Strandgeschichten“ nach oben, und es war nicht ganz leicht für mich, dabei ernst zu bleiben.

Daß Hans Hopfen im ganzen auf die Jugend nicht gut zu sprechen war, ist erklärlich, und das teilte er mit den meisten seiner Altersgenossen. Dabei stand er in dem Besten, was er geschaffen, in ein paar Meister-Erzählungen und -Gedichten der Jugend und ihren Forderungen so nahe wie wenig andere. Aber seine späteren Werke waren, nicht mit Unrecht, etwas unsanft von der jungen Kritik angefaßt worden, und das behagte ihm durchaus nicht. Er war ziemlich empfindlich darin und vergaß so leicht nichts. Er selbst jedoch kritisierte scharf und nahm kein Blatt vor den Mund. Nur auf einen ließ er nie etwas kommen: auf Emanuel Geibel. Ihn pries und rühmte er in schöner Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Ich sagte ihm, was wir Jüngeren gegen Geibel auf dem Herzen hatten. „Werdet nur erst älter, ihr jungen Leute,“ war seine Antwort, „dann werdet ihr erst einsehen, was Geibel gekonnt hat. Es ist jetzt schlechte Zeit für ihn und für manchen andern.“ Gerade damals ward „Jolanthes Hochzeit“ von Sudermann ausgegeben und hatte einen für die damalige Zeit außerordentlichen Erfolg. Hopfen schmunzelte und nannte ein Kraftwort. „Aber fein gemacht!“ Und als

ich ihm selber eine von Sudermann gelobte Erzählung vorlegte, war er außer sich. Er trieb seine Damen lachend aus dem Zimmer, „denn was die heutigen schreiben, kann man in Damengesellschaft nicht mehr erzählen," und gab dann eine so drastische und saftige Inhaltsangabe, wobei er jedes Ding mit rechtem Namen nannte, daß ich halb wütend wurde, halb aber aus der groben und deutlichen Darlegung ersah, wie ausgetiftelt das ganze Problem war.

Seiner im Grunde höchst robusten Natur lag natürlich auch derjenige Dichter nicht, der vor 15 Jahren uns Jüngere mit am meisten begeisterte: Jens Peter Jacobsen. Hans Hopfens Tochter aus erster Ehe, die spätere Gattin des Bildhauers Geyger, der im breiten Publikum leider weniger durch seine vortrefflichen Werke, als durch den fatalen Streit mit Klinger bekannt geworden ist, las den Dänen gern, aber ihr Vater wollte davon nichts recht wissen. Für ihn, den derben Realisten, war der zarte Aquarellist nicht genießbar. Und da gab es keine Brücke und Verständigungsmöglichkeit. Übrigens hat auch Hans Hopfen, wie der ganze Münchener Dichterkreis, sich bis zuletzt scharf gegen Richard Wagner gewandt. Für das „Deutsche Wochenblatt", das ich 1899 nach dem Ausscheiden von Graf Hoensbroech übernommen hatte, schrieb er mir auf eine die dichterischen Qualitäten Wagners betreffende Umfrage wörtlich: „Daß in einem Volke, dessen größtes künstlerisches Verdienst es wohl ist, trotz einer ungefügen Sprache den Ausdruck zu einer Vollendung entwickelt zu haben, mit welcher keine Nation des Kontinents in den Kampf treten kann, daß es unter uns Gebildete zu Hauf gibt, die Wagners ungefüges, nicht einmal des korrekten Ausdruckes mächtiges Lallen gewaltige Dichtung nennen — man muß an die Wunder eines Law und Cagliostro denken, um sich das Unglaubliche zu erklären."

Im letzten Jahrzehnt wurde es stiller um und über ihn. Die Jugend erzwang sich das Interesse des Publikums; die älteren traten mehr und mehr zurück; gewiß kam dazu, daß die letzten Werke Hopfens auch nicht mehr dazu angetan waren, begeisterte Verehrer zu finden. Sie waren Schriftstellerarbeit, wie wir deren genug haben. Romane eines Mannes, dessen Beruf es eben einmal ist, zu schreiben. So setzte sich Hans Hopfen morgens an den Schreibtisch, und die gefüllten Blätter flogen nur so herab. Um 12 Uhr war er fertig, mehr tat er am Tage nicht. Er hatte die kleine Handschrift derjenigen, die viel schreiben, aber sie zeigte eigensinnige Haken und Bogen. Mit der Weltklugheit des alten Fontane, daß „Honorar auch Poesie" sei, stimmte er ganz überein, und er war nicht schlecht stolz, als ihm die „Petersburger Deutsche Zeitung" nach

Abdruck eines Romans noch ein paar hundert Mark extra sandte, weil das Werk ihren Lesern so gut gefallen hätte.

Es ist also gewiß nicht schlimm, daß seine letzten Bücher ziemlich unbemerkt vorübergingen. Schlimm ist nur, daß man über vielen Tageshelden den Hans Hopfen von einst, den Dichter, vergessen hat. Seine ersten Romane sind zum Teil grandios, und er hat Novellen und Erzählungen geschaffen, gegen die selbst die besten Arbeiten der jüngeren Literatur einen schweren Stand haben. Die Dorfgeschichten besonders sind meisterhaft; Wilhelm Scherer, gegen den wir doch alle bescheiden zurückstehen, hat sie als die besten ihrer Art gepriesen. Und der Lyriker Hans Hopfen? Es ist wahr, er wird nicht als lyrische, weiterwirkende Persönlichkeit Richtung und Ziel geben; er könnte aus der Lyrik sogar fortgestrichen werden, ohne daß ein Glied in der Entwicklungskette fehlte. Aber wir würden doch ein paar Gedichtperlen verlieren, um die es jedem Freund seiner Verskunst bitter weh täte. Da ist „Lieb Seelchen, laß das Fragen sein," da ist die kräftige „Sendlinger Bauernschlacht", da sind ein paar wundervolle Liebeslieder, und endlich sind da die „Vagabunden". Das ist das beste Erinnern an den toten Poeten, wenn man sie wieder einmal liest:

In der Schenke des Morgens fruh
Geht's wahrhaftig schon lehrreich zu.
Drinnen schafft das dralle Gesinde,
Draußen schwankt im Frühlingswinde
Hoch in der Straßen ein Bündel Stroh,
Und die Fuhrleut, Hoiahoh!
Grüßen den Weiser schon aus der Ferne.
Ei, wie trinkt sich so gut und so gerne
Irgend ein Schöpplein in aller Ruh
In der Schenke des Morgens fruh.

In der Schenke des Morgens fruh
Horch ich dem bunten Gerede zu.
Handwerksburschen mit gähnenden
Taschen,
Fahrende Schüler in feinen Gamaschen,
Brauner Zigeuner verschüchterte Brut,
Kecke Rekruten, den Strauß auf dem Hut,
Etliche wandernde Komödianten,
Dann von der Kirchweih die Musikanten —
Also wechselts in einem Nu
In der Schenke des Morgens fruh.

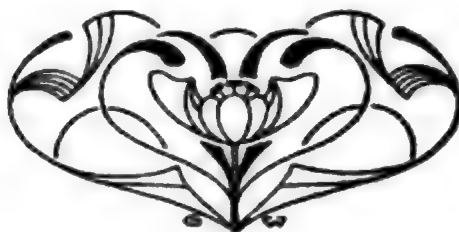
In der Schenke des Morgens fruh
Trank ich mit Manchem auf Du und Du,
Den ich des Nachts, die Faust am Kragen,
Unter den eichenen Tisch geschlagen.
Mancher zog in die Welt hindann,
Den ich hier inniglich lieb gewann,
Manchen ließ ich, er konnte nicht zahlen,
Mir in die eigene Rechnung malen —
Täglich nimmt die Erfahrung zu
In der Schenke des Morgens fruh.

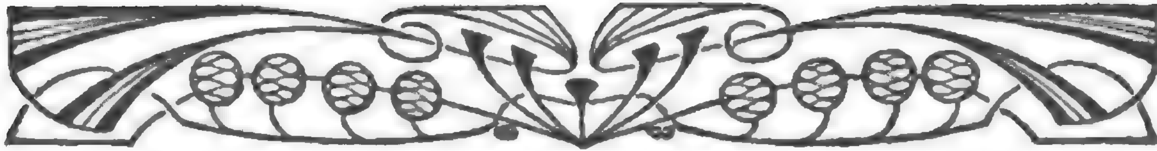
In die Schenke des Morgens fruh
Kam ein Paar auf zergangenem Schuh,
Alle beide geflickt und zerrissen.
Sie trug ein Kindlein in ärmlichen
Kissen;
Und noch eh ich die Hand ihr bot,
Ward sie schon über und über rot.
Suchten sich beide vor mir zu verstecken —
Mir, mir wollte kein Tropfen mehr
schmecken,
Aber die Fuhrleut sangen dazu
In der Schenke des Morgens fruh.

In der Schenke des Morgens früh
Sangen sie laut, und mit Herz-Atout
Stachen sie Gras und Eichel und Schelle.
Und ich stahl mich hinaus vor die Schwelle,
Über die Straße sah ich ihr nach,
Bis mir ein Thränlein im Auge zerbrach.
Schau, es war dein eigener Wille!
Sprach ich zu ihr in des Herzens Stille,
Dann sah ich wieder dem Karteln zu
In der Schenke des Morgens früh.

Wenn man dieses Gedicht mit der Frage, ob es aus der Geibel- oder der Liliencron-Schule stamme, einem leidlich guten Kenner vorlegen könnte, so würde er wahrscheinlich antworten: aus der Liliencron-Schule. Dabei ist es aber entstanden, lange bevor der Holsteiner aufgetreten ist. Es zeigt den kernigen Realisten, es hat eine breite Gegenständlichkeit und hütet sich auch am Schlusse vor Gefühlsüberschwang und Sentimentalität. Ein Stück, das lange leben wird.

Daran und an andere Meisterleistungen wollen wir das Andenken an Hans Hopfen knüpfen und aus ihnen die geistigen Züge des Mannes gewinnen und in treuem Gedenken bewahren, dessen äußeres Bild, wie es in seinem irdischen Wandel sich zeigte, Franz von Lenbach in unübertrefflicher Weise geschaffen hat.





England und Russland im westlichen Zentralasien.[1])

Von

Major W. Balck.

Während die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt im vollen Umfange sich den Kämpfen im fernsten Osten zuwendet, wo zum ersten Male die Frage „Asien den Asiaten" zur Entscheidung gestellt wird, bereiten sich, zurzeit weniger beachtet, im Inneren des Weltteils Ereignisse vor, deren Tragweite sich noch in keiner Weise übersehen läßt. Es sind dieses die ersten Anzeichen des auf die Dauer unvermeidlichen Wettstreites zweier grundverschiedener Kulturen, des nahenden Kampfes zwischen Rußland und dem indisch-britischen Weltreiche.

So sind im Jahre 1904 die russischen Streitkräfte in Turkestan nicht unwesentlich vermehrt worden; was aber noch mehr ins Gewicht fällt, ist die Fertigstellung einer zweiten, nicht wie die Transkaspibahn durch ein Meer unterbrochenen, daher leistungsfähigeren Bahnlinie aus dem europäischen Rußland nach der Südgrenze des russischen Reiches in Innerasien. Die Vollendung der Eisenbahn von Samara über Orenburg nach Taschkend ermöglicht erst die Verwendung der europäischen Armeekorps in Afghanistan. Müssen auch die Gerüchte von russischen Truppenansammlungen an der Südgrenze Turkestans, man spricht von 75 000 Mann, als unbegründet bezeichnet werden, so ist eine Tätigkeit russischer Sendlinge in Kabul nicht zu bestreiten.

Nur so ist es zu erklären, daß der Emir von Afghanistan, obwohl er fortdauernd Waffen durch britisches Gebiet eingeführt hat, dennoch seit dem Jahre 1901 auf die ihm durch das Durand-Abkommen zustehende Geldunterstützung der indischen Regierung von 2 800 000 Mark verzichtet hat.

Lord Curzon, einer der hervorragendsten Vizekönige, die Indien je besessen hat, ist ein viel zu guter Kenner der zentralasiatischen Geschichte,[2])

---

[1]) Um den Rahmen eines einzelnen Aufsatzes nicht zu überschreiten, ist absichtlich nicht auf die Pamir- und Tibetfrage eingegangen. Dieses muß einem späteren Aufsatze überlassen bleiben.

[2]) Er ist Verfasser mehrerer hervorragender Werke über Zentralasien, so z. B. erschien 1890 von ihm Russia in Centralasia 1889.

als daß er nicht wüßte, wie Rußland es stets verstanden hat, durch Demonstrationen im Inneren Asiens einen Widerstand zu brechen, den England ihm etwa auf anderen Gebieten hätte bereiten können. Bei einem Friedensschlusse zwischen Rußland und Japan wird England unzweifelhaft mitsprechen wollen und gewiß nicht in Rußland freundlichem Sinne.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle auf die Ereignisse in Zentralasien zurückzukommen, die sich dort zur Zeit des russisch-türkischen Krieges abspielten.

Der Frühling des Jahres 1878 sah die russische Armee vor den Toren Konstantinopels, in Asien und Europa waren die türkischen Streitkräfte niedergeworfen und nur die drohende Haltung Englands und Österreichs zwang Rußland, vorläufig von seinem Vorhaben abzusehen, schon jetzt das Vermächtnis Peters des Großen, die Osmanen aus Europa zu vertreiben, zu vollstrecken. Der Friede von San Stefano beendete die kriegerischen Aktionen zwischen den beiden kriegführenden Mächten, aber hiermit war dennoch nicht die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Rußland einerseits und Österreich-England anderseits beseitigt, Rußland sah sich daher als Antwort auf die umfassenden Rüstungen dieser beiden Mächte zu entsprechenden Gegenmaßregeln gezwungen. In Südrußland formierte sich eine Reservearmee, die Flotte erhielt Befehl, sich in amerikanischen Gewässern zu vereinen, durch freiwillige Beiträge wurden schnellsegelnde Schiffe gechartert, bemannt und armiert, die nach erfolgter Kriegserklärung als Kreuzer die kleinen englischen Kohlenstationen zerstören und dem englischen Handel Abbruch tun sollten.

Verglich man damals einen Krieg zwischen England und Rußland mit dem Kampfe eines Walfisches und eines Bären, so war dieser Vergleich wohl für Europa, aber nicht für Asien zutreffend. In geheimer Mission wurde von Petersburg der General Tschernajew nach Zentralasien gesandt, bei Margilan, Samarkand und Petro-Alexandrowsk wurden 30 000 Mann, die Avantgarde eines größeren Heeres zusammengezogen. Andererseits war auch England hier nicht untätig. Gerüchte über Absendung geheimer Agenten aus Indien mehrten sich, und in Rußland betrachtete man mit Mißtrauen die Erhöhung des Sollstandes eines Teiles der indischen Streitkräfte, als vorbereitende Maßnahme zur Mobilmachung der ganzen Armee. Das leitende Organ Indiens „The Pioneer“, bezeichnete als Bestimmung der zunächst zur Verwendung außer Landes bestimmten Truppen Buchara und Samarkand, um hier den Kern für die sich erhebende muselmännische Bevölkerung abzugeben, auf deren Mitwirken man sicher rechnete. Am 13. Juli 1878 wurde in Berlin die Konferenz

eröffnet, an demselben Tage verließ der Oberst Stotelew Samarkand, um mit dem Emir von Afghanistan, Schir-Ali, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Verkleidete russische Unterhändler waren schon zu wiederholten Malen in Kabul gewesen und hatten den Emir auf die Vorteile der Freundschaft mit Rußland aufmerksam gemacht, so daß dieser den Wunsch ausdrückte, in Kabul eine russische Gesandtschaft zu empfangen; daher schien dieser Zeitpunkt der russischen Regierung recht geeignet, dem Wunsche Schir-Alis nachzukommen.

Samarkand steht über Taschkend mit St. Petersburg in telegraphischer Verbindung. Oberst Grodekow, der im Feldzuge gegen die Tekke-Turkmenen Generalstabschef Skobelews war, behauptete trotzdem auf das bestimmteste, daß Stotelew von Eröffnung der Berliner Konferenz nichts gewußt habe. Wie dem auch sei, die Entsendung Stotelews nach Kabul war ein geschickter Schachzug Rußlands, um durch Erregung von Befürchtungen für die Ruhe an der Nordwestgrenze Indiens einen zu hartnäckigen Widerstand Englands in den Verhandlungen der Konferenz zu brechen. Am 22. Juli erreichte Oberst Stotelew Kabul und wurde dort in der glänzendsten Weise aufgenommen; er überreichte dem Emir seine Beglaubigungsbriefe und legte ihm den Entwurf zu einem Bündnis zwischen Rußland und Afghanistan vor.

Die wichtigsten Punkte dieses Vertrages waren: „Die russische Regierung verpflichtet sich, im Kriegsfalle auf Ersuchen des Emirs Schir-Ali oder seines Nachfolgers ihn mit Rat und Tat zu unterstützen und einen in das Land eingedrungenen Feind zu vertreiben.“

„Ohne vorherige Mitteilung und Erlaubnis von Rußland verpflichtet sich, der Emir Schir Ali, keinen Krieg mit irgend welcher Macht zu führen.“

Nachrichten von dem glänzenden Empfang der russischen Gesandtschaft trafen bald gerüchtweise in Simla ein und wurden durch die in Petersburg eingezogenen Nachrichten im vollsten Maße bestätigt. Entscheidendes Handeln war notwendig und die gesamte indische Presse sprach sich sehr energisch für Sendung einer Mission nach Kabul aus, um so mehr, da seit dem Jahre 1876 England daselbst keinen Vertreter besessen hatte. Nawob-Gholam-Hussein, ein Inder von hoher Geburt, der sich als Soldat und Diplomat schon vielfach ausgezeichnet hatte und in nahen Beziehungen zu Schir-Ali stand, wurde dazu ausersehen, ihm die Ankunft einer englischen Gesandtschaft unter Sir Neville Chamberlain anzukündigen. In Peschawer erfuhr er den Tod des Lieblingssohnes Schir-Alis, wodurch die Reise um einen ganzen Monat verschoben wurde. In Kabul angekommen, fand er den Emir fast wahnsinnig vor Schmerz und konnte

ihn nicht bewegen, einen endgültigen Bescheid zu erteilen, ob er die Gesandtschaft empfangen wolle oder nicht.

Schir-Ali wußte sehr gut, daß er im Winter keine Hilfe von Rußland erwarten könne, und beschloß daher, bis zum Frühling die Unterhandlungen mit England auszudehnen, um in aller Ruhe seine Vorbereitungen beenden zu können. Treu seinem Versprechen, berichtete er dem General Kaufmann, daß es die Absicht Englands sei, eine Gesandtschaft nach Kabul zu senden. Der Überbringer dieser Nachricht war höchstwahrscheinlich der Oberst Stotelew selbst, der um diese Zeit Kabul verließ, um sich persönlich Instruktionen zu holen; doch ist die genaue Zeit seiner Abreise aus der „Kabul-Korrespondenz"*) nicht zu ersehen.

An der Nordgrenze Afghanistans machte er Halt und richtete von hier aus folgenden Brief an den afghanischen Minister des Auswärtigen:

„Ich eile, um den Kaiser persönlich den Stand der Dinge klar zu machen. So Gott will, soll alles bestätigt werden und alles Erforderliche geschehen. Hoffentlich finden diejenigen (d. h. die Engländer), die Kabul von Osten her betreten wollen, die Tore der Stadt verschlossen, und werden, so Gott will, zittern."

Beim General Kaufmann angekommen, fand er die ganze Lage verändert; die Konferenz in Berlin war beendet und somit eine Aktion in Zentralasien nicht mehr notwendig. Oberst Stotelew hatte auf seine Instruktionen hin Schir-Ali verleitet, England zu trotzen; jetzt mußte er allein die Folgen tragen. Rußland tat nichts, um zu Gunsten Afghanistans in London zu wirken. Dem Oberst Stotelew blieb die nicht sehr angenehme Aufgabe, Schir-Ali die Augen über seine Lage zu öffnen; in einem Briefe vom 8. Oktober schreibt er wie folgt:

„Ich arbeite Tag und Nacht, und meine Anstrengungen sind auch nicht erfolglos geblieben. Der große Zar ist ein Freund des Emirs und seines Landes, und wird für Dich entschieden alles tun, was er für nötig befinden wird. Du wirst nicht vergessen haben, wie ich Dir erzählte, daß die Angelegenheiten eines Staates mit einem Lande zu vergleichen sind, das voll von Bergen und Tälern, voll von Flüssen und Seen ist. Nur derjenige, der sich auf einem hohen Berge befindet, wird alles zu übersehen im Stande sein. Nach der Kraft und dem Ratschlusse Gottes ist keine Herrschaft gleich der unseres mächtigen Zaren, dem Gott ein langes Leben verleihen möge. Leihe daher Dein Ohr allen Ratschlüssen, die Dir von unserer Regierung zuteil werden. Ich sage Dir die Wahrheit: unsere Regierung ist so schlau wie eine Schlange, aber sanft und friedfertig wie eine Taube. (!!) Es gibt auf Erden viele Dinge, die Du zuerst nicht verstehen kannst; aber glaube mir, unsere Regierung versteht sie sicherlich. Sehr oft ereignet es sich, daß eine Sache, die zuerst uns unangenehm erscheint, sich dennoch als unser

*) Sie wurde von den Engländern bei Einnahme Kabuls aufgefunden und später in einem Blaubuche veröffentlicht.

Bestes herausstellt. Mein guter Freund, ich teile Dir nun mit, daß der Feind Deiner Religion (d. h. die Engländer) durch den Sultan von Konstantinopel mit Dir Frieden zu machen gedenkt. Wende Dich daher zu Deinen Brüdern, die an der andern Seite des Flusses (Indus) wohnen. Werden sie aber von Gott zum Kampfe angereizt, und drückt er ihnen das Schwert in die Hand, dann geh und fechte mit Gott. Sonst aber sei schlau wie eine Schlange, reiche die Hand zum Frieden, bereite Dich aber heimlich zum Kriege vor und erkläre Dich, sobald Dir Gott die Zeit kund werden läßt. Betritt der Feind den Boden Deines Landes, dann sende in sein Land einen Mann, der die Zunge einer Schlange hat und voll Heuchelei ist, daß er die Ratschläge Deiner Feinde verwirren möge."

Nichts kann wohl besser die russische Politik illustrieren als dieser Brief. Durch Versprechungen wurde Afghanistan zum Kriege verleitet und dann von Rußland völlig sich selbst überlassen. Die in diesem Briefe enthaltenen Ratschläge kamen aber zu spät.

Der englischen Gesandtschaft wurde am 21. September 1878 auf höheren Befehl der Weitermarsch verwehrt. Schir-Ali teilte diesen Vorfall ungesäumt dem Generaladjutanten Kaufmann mit und bat um Unterstützungen, die dieser aber der vorgerückten Jahreszeit wegen nicht absenden zu können glaubte. Der russischen Gesandtschaft ging Befehl zu, Kabul zu verlassen, sobald sich die Engländer dieser Stadt nähern würden.

Ein auf die Zurückweisung der Gesandtschaft hin abgefertigtes Ultimatum Englands blieb unbeantwortet, dann überschritten englische Truppen die Grenzen. Was das tatkräftige konservative Ministerium Beaconsfield erreichen wollte, die englische Vorherrschaft am Hindukusch und Hilmend fest zu begründen, vernichtete das liberale Ministerium Gladstone, indem es auf alle erkämpften Vorteile verzichtete, das strategisch wichtige Gebiet von Kandahar preisgab, einem durchaus zweifelhaften Fürsten das in Unordnung geratene Land überließ, und untätig zusah, wie Rußland auf afghanischem Boden sich einnistete, sogar angesichts der englischen Grenzkommission vor offenem Kampf mit den Afghanen nicht zurückscheute. Die englische Politik dieser Jahre hat es zuwege gebracht, daß Afghanistan immer mehr sich England entfremdete, in der Zeit der Not lernte, auf eigenen Füßen zu stehen. Der neue Emir Abdurrhaman-Khan, der bis dahin still vom russischen Gelde in Samarkand gelebt hatte, zeigte sich indessen seiner schwierigen Lage gewachsen. Es gelang ihm, seinen Rivalen Eyub zu schlagen, dann mit fester Hand den Übergang des Landes von einem locker gefügten Lehnstaat in eine starke Militär-Despotie unter festem Abschluß seines Gebietes nach außen durchzuführen. Seine Lehrjahre, in denen er das bittere Brot der Verbannung aß, seine Kämpfe um die Alleinherrschaft hat er in fesselndster Weise in

einer lesenswerten Selbstbiographie[1]) erzählt. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er selbst in der schweren Zeit der Pendscheh-Krisis 1885, als Rußland ihm das Gebiet nördlich Herat entriß, treu zu England hielt. „Aber alles über die Beziehungen zu England und Rußland aufzudecken, wäre nicht klug," sagt er bezeichnend in seinen Memoiren. Dann warnt er seinen Nachfolger, sich auf die Versprechungen Rußlands zu verlassen. „England traue ich aber noch viel weniger als Rußland," fährt er fort. „Es wollte mich gegen letzteres schützen, hat es aber im entscheidenden Augenblicke nicht getan. Es wiederholte stets, daß es keines Fußes Breite von afghanischem Gebiet nehmen wollte, es hat aber keine Gelegenheit versäumt, sich bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen hier und dort ganze Landstriche anzueignen. Jedenfalls hat uns England weit mehr fortgenommen als Rußland." England solle sich nur nicht einbilden, daß es durch seine Jahrgelder sich Afghanistan zum Dank verpflichten werde, denn nach des Emir und aller Afghanen Überzeugung seien sie nur eine geringe lächerliche Abfindung für unschätzbare Dienste, welche Afghanistan den Engländern erwiesen habe, ohne auch nur im entferntesten eine Gegenleistung erhalten zu haben. Welcher Art diese Dienste gewesen sind, wird nicht ausgesprochen, doch ist unverkennbar, daß der Emir die ablehnende Haltung Afghanistans gegen die russischen Lockungen meint. Diese Anschauung enthüllt sich deutlich, wenn Abdurrhaman wörtlich folgendermaßen fortfährt: „Ich habe die Masse, Ihr das Geld! Das Bündnis mit Afghanistan könnt Ihr (d. h. die Engländer) nicht entbehren. Ich stelle die Behauptung auf, und Jeder, welcher die Kampfesfreudigkeit der Afghanen kennt, wird es bestätigen, daß keine der beiden Großmächte erfolgreich gegen die andere kämpfen kann, welche nicht Afghanistan zum Verbündeten hat. Diejenige der beiden Großmächte, welche einen solchen Kampf ohne Afghanistan an ihrer Seite wagen wird, ist von Anfang an geschlagen und muß unfehlbar unterliegen."

Um Afghanistan aber auch zu einem begehrenswerten Verbündeten zu machen, tat Abdurrhaman alles, um die Wehrkraft seines Landes zu stärken. Er ging hierbei von der Voraussetzung aus, daß durch bedingungslose Übernahme europäischer Einrichtungen und Ausbildung der Truppen durch europäische Offiziere die orientalischen Völker ihre besten kriegerischen Eigenschaften einbüßen würden. Er zog zwar europäische Techniker zur Einrichtung von Geschützgießereien und Gewehrfabriken in sein Land, hinderte aber mit Erfolg das Eindringen euro-

[1]) The life of Abdur-Rahman, Emir of Afghanistan, by Sultan Mahomed-Khan, London 1900.

päischen Einflusses in sein Volk. Aus diesem Grunde verweigerte er Missionaren den Zutritt zum Lande und verstand es, die Weiterführung der bei Peschawar, Pischin und Kuschk endenden Eisenbahnen auf afghanisches Gebiet zu verhindern. Die von England bis auf 2800000 Mark erhöhten Jahresgelder und die Einkünfte von Handelsmonopolen benutzte er zur Bildung eines nur ihm verpflichteten besoldeten Heeres, mit dem er die Macht der einzelnen Stämme brach. Während in früheren anglo-afghanischen Kriegen nur schlecht bewaffnete Volksaufgebote auftraten, finden wir jetzt ein Heer von etwa 200000 Mann, welches mit modernen Waffen ausgerüstet ist. Den Kern bildet eine Friedenstruppe von 80—90000 Mann mit 600 Geschützen, 30000 Polizeimannschaften und eine gleiche Zahl Irregulärer. In den Arsenalen lagern große Vorräte von Waffen, angeblich können in den Werkstätten 100 Gewehre und zwei Geschütze wöchentlich fertiggestellt werden.

So ist Afghanistan nicht mehr der hilflose asiatische Pufferstaat von ehedem, sondern es ist zu einem kräftigen Militärstaat herangewachsen, welcher eine selbständige Rolle spielen kann, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch bereit ist, sie durchzuführen. Eine tatkräftige indische Regierung kann einen solchen Staat an ihrem Grenzwalle nicht dulden. Am 30. März 1904 betonte Lord Curzon bei der Budgetberatung in Calcutta die hohe Verantwortlichkeit, die dem indischen Reiche in Asien obliege. Er sagte:

„Indien ist wie eine Festung, mit dem Meere als Festungsgraben auf zwei Seiten und den Bergen auf der dritten. Jenseits der Wälle ist ein Glacis von wechselnder Breite und Ausdehnung. Wir wünschen es nicht zu besetzen, aber wir können auch nicht zugeben, daß es von einem Feinde besetzt wird. Wir sind ganz zufrieden, es in den Händen unserer Verbündeten und Freunde verbleiben zu sehn, wenn aber unfreundliche Einflüsse sich erheben, um sich unter unseren Mauern einzunisten, so sind wir genötigt, dagegen einzuschreiten, denn es würde dadurch eine Gefahr anwachsen und unsere Sicherheit bedrohen. Dies ist das Geheimnis der gesamten Lage in Arabien, Persien, Afghanistan, Tibet und Siam."

Lord Curzon handelte nur folgerichtig, wenn er den jungen Sohn des Emir zum Besuch in Indien aufforderte, wenn er selbst eine Mission nach Kabul abfertigte, um erneut das Verhältnis zum Emir zu regeln, dem englischen Handel neue Wege zu öffnen und streitige Punkte zu beseitigen. Nicht dulden darf England, daß der Emir durch Ansammlung der seit 1901 nicht mehr erhobenen Geldunterstützung sich einen Kriegsschatz aufspeichert, der auch einmal gegen England verwendet werden kann. Derartige Missionen, welche infolge der Größe ihrer Bedeckung

und der gespannten politischen Lage kriegerische Stämme zu Gewalttätigkeiten und Überfällen reizen, spielen in der anglo-indischen Geschichte vielfach die Rolle der Agents-Provocateurs. So wurde im Jahre 1879 die britische Mission in Kabul, 1891 in Manipur, 1893 in Chitral überfallen, was den Krieg zur Folge hatte. Als Lord Curzon seine Fahrt nach dem Persischen Golf unternahm, begleitete ihn Mr. Valentine Chirrol, der äußerpolitische Chefredakteur der „Times". Nach Kabul wird kein Vertreter der Presse mitgenommen, und den Offizieren, die die Gesandtschaft begleiten, ist die Berichterstattung für Zeitungen untersagt, „weil die Mission eine rein politische ist, weil man kein neues Land kennen lernt, und weil die Afghanen Vertreter der Presse in ihrem Lande nicht gerne sehen."

In einer halbamtlichen Mitteilung aus London von 5. Dezember 1904 heißt es: „Der konsequente Ausbau der äußeren anglo-indischen Politik verlangte eine Regelung der Verhältnisse auch an diesen Grenzen. Nur heißt es selbstverständlich ganz anders zu Werke gehen als gegenwärtig in Tibet. So ist es als ein großer Erfolg des Vizekönigs zu betrachten, wenn nun wieder ein politischer Meinungsaustausch und Verkehr mit Kabul gesichert worden ist. Man gibt sich der Hoffnung hin, daß es gelingen werde, den Emir von der Gemeinsamkeit mancher Interessen zu überzeugen. Natürlich ist bei dieser Aktion die größte Vorsicht geboten, um nicht den Argwohn der stolzen Nachbarn zu wecken. Eine vorläufig nicht zu beantwortende Frage ist es daher, ob man imstande sein wird, Habibullah die Überzeugung beizubringen, daß eine enge und verläßliche Anlehnung an das anglo-britische Reich die beste Garantie für die Weiterentwicklung Afghanistans und dessen gesicherten Fortbestand bilde. Gelingt das ganze Unternehmen, so wird damit der neuen Fundamentierung des indischen Reiches durch Lord Curzon abermals ein Hauptquaderstein eingefügt sein. Und wie bei der Expedition gegen Tibet, besorgt Lord Kitchener im voraus die Sicherstellung und Vorbereitung für alle Fälle."

Eine solche Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. England will wenigstens amtlich Afghanistan nur als eine Dependenz, nicht aber als gleichstehende Macht betrachten, während der Emir volle Selbständigkeit und diplomatische Vertretung in London fordert. England will aber nur einen afghanischen Geschäftsträger in Indien zugestehen. Würde erst einmal eine afghanische Gesandtschaft in London, eine englische in Kabul sein, so würde Rußland das Gleiche beanspruchen, und gerade das will England vermeiden. Da somit Afghanistan in

London diplomatisch nicht vertreten ist, so hat es sich fortdauernd gegen die Absendung englischer Gesandtschaften gesträubt. So mußte 1891 Lord Roberts infolge Einspruches des Emirs im Khyberpasse umkehren, und zwei Jahre später mußte eine Gesandtschaft unter Durand Monate lang an der Grenze warten, bis der Emir endlich seine Bereitwilligkeit kundgab, sie zu empfangen, und doch handelte es sich hier um Erhöhung der Jahrgelder ohne Gegenleistung Afghanistans. Auch der Vizekönig Lord Curzon mußte es sich im Frühlinge 1901 stillschweigend bieten lassen, daß ihn der Emir nicht durch einen Vertreter begrüßen ließ, als der Vizekönig auf seiner Reise im nordwestlichen Indien mehrfach die afghanische Grenze berührte. England hat der Empfindlichkeit der Afghanen Rechnung getragen, indem es seine Interessen in Kabul nicht durch einen Europäer, sondern durch einen aus Indien stammenden Mohammedaner hat vertreten lassen. Fast scheint es, als wenn dieser sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hätte.

Von besonderem Interesse für die ganze weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen England und Afghanistan ist die Persönlichkeit des jungen Emir, der unter dem politischen Einflusse seines Vaters aufgewachsen ist und durch seine Heiraten mit den mächtigsten Stammeshäuptern im Lande in verwandtschaftliche Beziehungen getreten ist.[5])

Habibullah, geboren 1872 in Samarkand, ist durchaus Soldat. Ein Beweis der zielbewußten und verschlagenen Politik Abdurrhamans ist es, daß er nicht ihn, den Thronerben, sondern seinen ungleich weniger befähigten Bruder nach London schickte. Über seine Persönlichkeit liegen zwei bemerkenswerte Urteile vor.

„Er besitzt," sagt Miß Hamilton,[6]) „den klaren, gesunden Menschenverstand, die Einfachheit und das vornehme Wesen seines Urgroßvaters Dost Mohammed, ohne dessen übertriebene Ritterlichkeit, dazu die Frömmigkeit seines Großvaters Afzul († 1867), ohne dessen Schwäche. Dabei ist Habibullah mit dem schlagfertigen Witz, dem Takt und dem durchdringenden Scharfblick seines Vaters Abdur-Rahman begabt, ohne dessen zorniges Temperament und seine unerbittliche Grausamkeit geerbt zu haben. Die Hauptfrage ist nur, ob der neue Emir für seine schwere Stellung stark genug ist." Hierüber spricht sich Lepel Griffin in folgender Weise aus: „Tatsächlich ist Habibullah ein Mann vielseitiger Erfahrung. Als Abdurrhaman gegen seinen Vetter Eyub im afghanischen Turkestan Krieg führte, ließ er den jungen Habib-Ullah, der damals noch ein Knabe war, zu Kabul an der Spitze der Regierung zurück. Als der Emir aus dem Feldzuge heimkehrte, pries er seinen jungen Sohn wegen seines Mutes, mit dem er

---

[5]) Unter Anlehnung an Imanuel, Afghanistan.

[6]) War als Ärztin am Hofe von Kabul tätig.

rebellischen Häuptlingen im Namen seines Vaters entgegengetreten sei. Zum zweiten Male vertraute ihm der Emir 1888 die Stellvertretung an, als er sich gegen seinen jüngeren Bruder Isak-Khan wenden mußte, der sich zum Thronprätendenten aufgeworfen hatte. Wiederum hatte Habibullah Gelegenheit, bei einer gefährlichen Meuterei so viel Mut und Tatkraft zu beweisen, daß ihn Abdurrhaman als rechtmäßigen Thronerben deutlich bezeichnete. Als solcher hielt er allwöchentlich Durbar (d. i. Versammlung der Würdenträger um den Emir) ab, wobei ihm seine Brüder huldigen mußten. Seitdem hat der Emir, welcher mit seinem ältesten Sohne im besten Einvernehmen stand, den Thronerben immer höher erhoben, ihm die oberste Gerichtsbarkeit und den Staatsschatz übertragen, sich selbst nur die auswärtigen Angelegenheiten vorbehalten."

Bei einem solchen Herrscher, der sich noch dazu auf ein tüchtiges Heer stützen kann, werden Drohungen wenig nützen. Vermutlich wird die englische Mission mit Versprechungen heimkehren, an deren Erfüllung der verschlagene Asiate nicht denkt, da er nur zu gut weiß, daß er das Zünglein an der Wage im Streite zwischen England und Rußland bedeutet. Afghanistan wird sich dem anschließen, der ihm am meisten zu bieten imstande ist.

II.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Persien, dem größten schiitischen Staate der islamitischen Welt. Hier war im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der englische Einfluß überwiegend. In England sah der Schah den besten Bundesgenossen gegen alle Versuche, den Kaspi zum russischen Binnensee zu machen und die persischen Besitzungen am Südhange des Kaukasus zu erobern. Als dann England in den Jahren 1805 und 1828 den eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkam und immer mehr die Schutzmacht der sunnitischen Türken wurde, schwand sein Einfluß in Persien. Den endgültigen Anschluß an Rußland veranlaßten die Schwierigkeiten, welche England bei Aufnahme einer persischen Anleihe bereitete. Rußland war der Feind der sunnitischen Türken, Rußland, dessen erdrückende Militärmacht am meisten empfunden wurde, hatte durch Einnahme von Geoktepe die Nordprovinzen Persiens von der Plage der Turkmenenstreifzüge befreit. In anscheinend selbstloser Weise hatte es durch den Bau und durch die Unterhaltung von Handelsstraßen, die aber in Wirklichkeit nur Militärstraßen sind, von Rescht am Kaspi nach Teheran, von Aschabad an der Transkaspibahn nach dem schiitischen Wallfahrtsort Mesched die persischen Nordprovinzen dem Verkehr erschlossen. Russische Konsuln mit ihrer Bedeckung von Kasaken, eine von russischen Offizieren in Teheran ausgebildete Kasakenbrigade wirkten in unzweideutiger Weise für die Ausdehnung des russischen Einflusses in Persien.

Die weiße Mütze des russischen Offiziers ist dort der beste Empfehlungsbrief. Wir würden jetzt nicht mehr erstaunt sein, wenn erst die Einwohner von Mesched, dann die von Herat um russische Besatzungen bitten würden. Rußland geht planmäßig von Schritt zu Schritt vor, so daß es sein Ziel, Persien zum abhängigen Vasallenstaat zu machen, wenn auch nicht in der äußeren Form, so doch tatsächlich schon erreicht hat. Nur auf den unvermeidlichen Staatsbankrott wartet Rußland, um sein Erbe anzutreten.

Anfangs 1905 sollte die Eisenbahn Orenburg-Taschkend dem Verkehr übergeben werden, in einem Abkommen mit dem Schah hat Rußland vereinbart, daß bis 1905 Bahnbauten in Persien überhaupt nicht vorgenommen werden dürfen. Von 1905 an hat Rußland wieder freie Hand, insofern nicht die Ereignisse im fernen Osten einwirken.

Als 1896 der jetzige Schah, Muzaffer Eddin, zur Regierung gelangte, fand er die Kassen leer. Versuche, in England Geld zu erhalten, hatten nicht den gewünschten Erfolg, wohingegen Rußland bereitwilligst eine Summe von 48 Millionen Mark vorstreckte mit der Bedingung, zunächst die früher aufgenommenen englischen Anleihen abzutragen und ohne Rußlands Einwilligung keine neuen Anleihen bei einer fremden Macht aufzunehmen. Die letztere Bedingung wurde bei einer zweiten Anleihe 1901 zu 30 Millionen Mark und einer Verzinsung von 6 % bis zum Jahre 1912 ausgedehnt. Bei der Anwesenheit des Schahs in Moskau stellte Rußland weitere finanzielle Hilfe in Aussicht. So war Persien, dessen jährliche Einnahmequellen kaum 30 Millionen Mark betrugen, in vollständige finanzielle Abhängigkeit von Rußland geraten, dessen Interessen in Teheran durch ein russisches Staatsinstitut, durch die „Banque des Prêts“, vertreten werden. Diese hat es verstanden, den Landtransport, das Versicherungswesen ganz in russische Hände zu bringen. Infolge dieser Verhältnisse verringerte sich in der Zeit von 1899—1901 der englische Handel um 15 %, während der russische um 80 % zunahm. Die Angabe, daß England das Bergbaumonopol auf hundert Jahre erhalten habe, ist sicherlich falsch. War in dieser Weise der englische Handel langsam aber stetig verringert, so führte 1902 Rußland den vernichtenden Schlag. Bemerkenswerterweise wurde in St. Petersburg der Wortlaut des Abkommens am 2. Februar 1903, an dem Tage veröffentlicht, wo in Teheran der englische Gesandte die Insignien des Hosenbandordens dem Schah überreichte. Nach vorübergehender Regelung des Zollwesens durch Abschaffung der lästigen Binnenzölle und Festsetzung eines Gewichtszolles von 5 % für Ein- und Ausfuhr, wurde in den neuen Bestimmungen der Zoll nach dem Wert bemessen, und ein besonderer Zuschlag auf alle die-

jenigen Gegenstände erhoben, welche hauptsächlich von England ein- und ausgeführt wurden. So mußte, um das krasseste Beispiel zu nennen, sich der Tee eine Besteuerung von 100 % gefallen lassen, der Zoll für Baumwollwaren wurde um 4 % gesteigert. Von den hauptsächlich für England bestimmten Ausfuhrartikeln erfuhren die Zölle auf Weizen und Opium eine Preissteigerung von etwa 8 %. In Zentralasien folgt die Flagge dem Handel. Rußland hat jedenfalls seiner noch jungen Industrie neue Absatzgebiete erschlossen und für seine Politik den ausschlaggebenden Einfluß auf das Verhalten Persiens in allen mittelasiatischen Fragen gewonnen.

Was sind aber seine weiteren Ziele? Unverkennbar ist Rußlands Streben darauf gerichtet, das offene Meer im Persischen Golf zu gewinnen. Eine russische Marinestation am Persischen Golf würde England zu erheblichen Verstärkungen seiner Flotte im indischen Ozean zwingen. Zwei Richtungen scheinen für dieses Vorgehen in Frage zu kommen. Schon 1895 hatte Rußland die Erwerbung von Bender Abbas in Betracht gezogen, hat aber einen solchen entscheidenden Schritt auf gelegenere Zeiten verschoben, indem es sich nur auf Errichtung eines russischen Konsulats in Buschir und einer staatlich unterstützten Dampferlinie beschränkte. Schon wurde aber die Fluchtlinie einer Bahnlinie festgelegt, die, bei Baladjeri unweit Baku beginnend, trotz gewaltiger technischer Schwierigkeiten über Rescht, Ispahan, Schiras nach Bender Abbas führen sollte. Englische Versuche, durch das Tal des Karun, den alten Pasitigris, Persien zu erschließen, sind infolge des Widerstandes der von Rußland geleiteten Regierung in Teheran gänzlich gescheitert. Zurzeit halten sich noch beide Mächte in Südpersien die Wage. Von diesem Standpunkt aus müssen wir auch die englische Ablehnung des deutschen Bagdadbahnprojektes betrachten, welches nach herrschender Ansicht in England nur zur Stärkung des russischen Einflusses im streitigen Gebiet beigetragen haben würde. Im Jahre 1903 unternahm Lord Curzon eine Kreuzerfahrt im Persischen Golf, die nicht nur keine greifbaren politischen Erfolge aufzuweisen hatte, sondern sogar zu einem Etikettenkonflikt mit Persien führte.

Günstiger lagen die Bedingungen für England in Arabien. Hier hat niemals eine europäische Großmacht den englischen Einfluß bestritten, und die kleinen Staaten vermochten keinen Widerstand zu leisten. Die meisten von ihnen sind nur kleinere Stämme überhaupt, die ein abgesondertes Dasein führen, über deren internationale Stellung Zweifel bestehen konnten, ob sie türkische, unabhängige oder Schutzstaaten waren. England zog Nutzen aus dieser Lage. Im Persischen Golf annektierte es die Bahrein Inseln, legte Hand auf Koweit, dem geplanten Endpunkt der Bagdad-

bahn, und die Halbinsel Katar. Der englische Einfluß überwiegt besonders in Maskat. An der Südküste Arabiens hat es von Sokotra und den Khuria-Muriainseln Besitz ergriffen. Im März 1903 endlich erklärte es Hadramaut als unter dem englischen Protektorat stehend.

So befindet sich jetzt die ganze Süd- und Ostküste Arabiens, mit einziger Ausnahme der türkischen Provinz El Hasa unter dem offiziellen Protektorat oder jedenfalls in Abhängigkeit von England, jedoch hat dieses allen die äußere Unabhängigkeit gelassen. Von allen diesen kleinen arabischen Staaten sind die von Oman (Maskat) und Koweit ihrer Lage nach die politisch wichtigsten, und so haben die Engländer sich die Befestigung ihres Einflusses hier besonders angelegen sein lassen. Oman beherrscht die Einfahrt zum Golf und das kleine Sultanat El Koweit das Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris. Bezeichnend sagt Lord Curzon von Oman: „Oman ist als ein von uns abhängiger Staat anzusehen, wir zahlen dem Sultan Geld, wir leiten seine Politik, wir dulden keine fremden Einmischungen dort. Ich zweifle nicht, daß, wenn eines Tages sich diese kleinen Staaten vor dem Fortschritt der Zivilisation auflösen werden, wir auf eine bestimmtere Art von ihnen Besitz ergreifen müssen, und daß dann der Union Jack über Maskat wehen wird."

Das Ziel Englands, den persischen Golf, für dessen Erschließung die englische Flotte sich große, unverkennbare Verdienste erworben hat, in einen englischen Binnensee zu verwandeln, dürfte sich nicht verwirklichen, wenn nicht England bald Hand auf den Eingang zum Golf legt. Zur Zeit der Verwicklungen mit den Burenrepubliken sprach man allen Ernstes in Londoner Klubs von dem Vorteil, den der bevorstehende Krieg in Südafrika bieten würde, unauffällig einen großen Teil des Heeres zu mobilisieren, um mit diesem nach Besiegung der Buren die englische Vorherrschaft am persischen Golf wieder herzustellen. Am 5. Mai 1903 erklärte Lord Landsdowne, daß die englische Regierung jeden Versuch einer fremden Macht, eine Flottenstation oder befestigten Hafen im persischen Golf zu gewinnen, mit allen verfügbaren Mitteln widerstreben würden.

Fühlt sich England durch ein Vordringen in dieser Richtung nur finanziell geschädigt, so ist die zweite russische Operationsrichtung, welche von Aschabad über Mesched nach dem fruchtbaren Seistan führt, weit empfindlicher, sie berührt unmittelbar die Machtstellung Englands in Afghanistan. Über kurz oder lang wird die Welt von einer Seistan-Frage hören, da sowohl Afghanistan wie auch Persien den Besitz dieses Gebietes fordern, die Ansprüche beider Staaten durch die britischen Grenzkommissionen von 1870 und 1902 nicht befriedigt sind. Ohne Zweifel

haben diese Gegenden Zeiten gesehen, wo sie zu den fruchtbarsten in Persien gehörten. Viele Ruinen deuten darauf hin, aber diese Fruchtbarkeit war bedingt durch große Kulturarbeit. Alles dieses ist jetzt dem Verfall überliefert. Die Straße Mesched-Seistan umgeht die Wüsteneien zwischen Herat und Kandahar, die Landschaft bildet die nächste Etappe Rußlands nach dem persischen Golf und nach Indien. Beide Rivalen versuchen sich hier zuvorzukommen. In diesem Sinne hat Rußland auch die Weiterführung einer Bahnlinie von Aschabad über Mesched nach Seistan bereits ins Auge gefaßt. Große Geländeschwierigkeiten sind hier nicht zu überwinden, ferner wird, was ein besonderer Vorteil ist, afghanisches Gebiet vermieden. Auch England hat bereits zwei Bahnverbindungen geplant, die eine soll von Quetta nach Seistan führen und vermutlich der Karawanenstraße über Nuschki folgen. Von größer Bedeutung für die Landesverteidigung ist ein anderes Projekt, welches die Eisenbahn am Gestade des indischen Ozeans, westlich von Kurachi beginnen läßt, damit den Engländern eine zweite Operationslinie geben würde, welche bei geschickter Führung die Industalbahn erheblich entlasten könnte.

Seitdem Rußland 1889 einen Generalkonsul in Mesched hat, hat es alles getan, um auch weiter nach Süden Raum zu gewinnen, wissenschaftliche Missionen erforschten das Land bis zur Grenze von Belutschistan, russische Militärärzte befanden sich in Seistan angeblich zu dem Zwecke, um ein Einschleppen der Pest aus Indien zu verhüten, willkürliche Zollbestimmungen erschweren den indischen Handel auf jede Weise. Neuerdings ist ein russisches Vizekonsulat in Nasret Abad errichtet und diese Stadt durch einen Telegraph mit Mesched verbunden; kurz und gut, alles deutet darauf hin, daß Rußlands Versuche, hier festen Fuß zu fassen, von Erfolg gekrönt sein werden. England hat zwar gleichlaufend mit der Nordgrenze seines Schutzstaates Belutschistan eine Handelsstraße über Nuschki bis an die Grenze von Seistan eingerichtet, aber nichts geschieht, um den englischen Einfluß dort zu kräftigen, so wird sich auch hier der russische Fortschritt schwerlich aufhalten lassen.

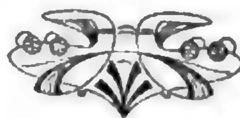
Es ist hier dasselbe Ergebnis wie allerorts, wo mohamedanische Völker zwischen England und Rußland zu wählen hatten. Jungtürken, Afghanen, Perser, ja sogar die mohamedanischen Inder streben eher Rußland zu. Dies ist erklärlich. Der Kulturabstand ist nicht so groß, es bieten sich mehr Anknüpfungspunkte. Unter russischer Herrschaft fühlen sich heute die mohamedanischen Stämme — abgesehen von einigen fanatischen Krimer Tataren — im ganzen wohl. Alle diese Völker beseelt das Gefühl, daß Rußland ebenso wie England Ordnung bringt,

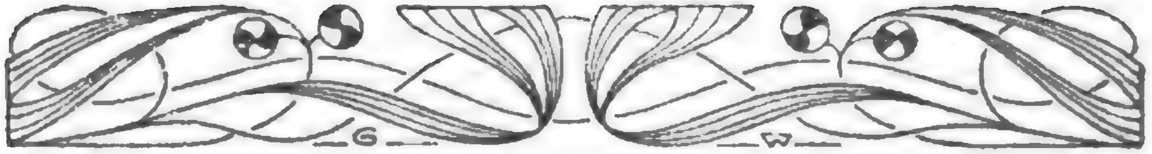
aber dabei mehr Verständnis für muselmännische Eigenart besitzt und dieser daher größeren Spielraum gewährt. Das Hauptmotiv aber ist, daß sie unter russischer Ordnung der Dinge wirtschaftlich gesunden und erstarken, während die englische Herrschaft ein System schroffer kommerzieller Ausbeutung begründet.

Im Gegensatz dazu greift Rußland selbst da, wo es (wie in Chiwa und Buchara) ausnahmsweise eine halbe Selbständigkeit bestehen läßt, zuerst an dem wundesten Punkt aller orientalischen Despotien ein, indem es das Steuerwesen in die Hand nimmt und es derart zu regeln weiß, daß die Stämme sich von einer Geißel erlöst fühlen. England hält es mit den Großen, Rußland mit dem kleinen Mann, der unter seinem Regime aufatmet.

Rußlands Politik ist stets eine Politik des Sammelns und Vorbereitens gewesen, wenn wie gegenwärtig ein konservatives Ministerium in England am Ruder ist, während es sich scheinbar unfreiwillig durch die Selbsttätigkeit seiner Offiziere und Beamten an der Grenze zu lebhafterem Handeln fortreißen läßt, wenn die Konservativen durch Liberale abgelöst werden. Das ist die Zeit, wo in Innerasien die russische Ernte reift. Schritt für Schritt kommt Rußland dem Ozean näher, Herat, Mesched und Seistan scheinen schon seine sichere Beute, mehr und mehr schwindet der freie Raum zwischen den beiden Weltreichen. Alles drängt dann zur Entscheidung, deren Preis zunächst der Besitz von Kabul und Kandahar sein wird.

Doch wie ganz anders ist der Einsatz auf beiden Seiten! Siegt England, so wird zwar Rußlands Ansehen in Asien schwer geschädigt, lästige Bedingungen können ihm auferlegt werden, da aber England nicht daran denken kann, Rußland in Innerasien aufzusuchen, ihm dort den entscheidenden Stoß zu versetzen, so muß der Kampf sich nach einiger Zeit wieder erneuern. Siegt Rußland hingegen in dem ersten Ringen um das afghanisch-indische Grenzgebiet, so wird nach kurzer Zeit der große Kampf um Indien beginnen müssen. In diesem Kriege kann Rußland nur einen Teil seiner politischen Stellung einbüßen, während England seine ganze Weltstellung aufs Spiel setzt.





Glossen zu Strindbergs Lutherspiel.

Von

Arthur Bonus.

Wir verständigen zunächst kurz über den Aufbau dieses Stücks.

Ein Vorspiel in Luthers Elternhaus entwickelt Luthers Charakter in der Keimform im neunjährigen Knaben, die harte Zucht der Eltern, zumal des Vaters, welcher findet, daß man die Kinder auch ungerechterweise schlagen müsse, „um sie an die Ungerechtigkeiten des Lebens zu gewöhnen," schließlich die Volksstimmung an allerhand Volkstypen, die der Zufall zusammenweht — einen antirömischen Handwerksgesell, einen Landsknecht, den Dominikaner Tetzel, Dr. Faust als Wanderer. Der erste Akt zeigt die allgemeine Erwartung großer Dinge gespannter geworden und stellt dar, wie in Luther der Entschluß entsteht, ins Kloster zu gehen. Doch Dr. Faust sieht tiefer: „Er geht in die Festung hinein und öffnet die Tore von innen." Zweiter Akt: Luther nach Rom gesandt. Die Humanisten auf Franz von Sickingens Ebernburg. Luther kehrt zurück, als gerade der Kurfürst gegen Tetzel predigen lassen will. Der dritte Akt bringt den Thesenanschlag. Luthers Flucht aus Augsburg. Karlstadt, der diese Flucht als Versagen Luthers auffaßt, entschließt sich zu eigenen Wegen. Vierter Akt: Verbrennung der Bannbulle, durch ein Spiel Hans Sachsens von der Wittenbergisch Nachtigall und ein Wettsingen mit Hutten eingeleitet. Von Worms wird mit gutem Takt nur eine Vorsaalszene gegeben: Luther verspottet, zweifelnd, der sich nähernden Gefahr gegenüber wachsend. Luther auf der Flucht seinem Vater gegenüber stehend. Der Schlußakt führt auf die Wartburg. Dr. Faust überbringt ihm, der noch immer nicht weiß, ob er gefangen ist und was mit ihm geschehen soll, den Auftrag des Kurfürsten, sein Werk gegen seine bilderstürmenden Anhänger zu verteidigen. Auf Luthers Frage, ob er ihm folge, antwortet Faust: „Nein, Doktor; jetzt trennen sich unsere Wege! Das Kind ist geboren; erzieht es jetzt! Das ist eine lange und mühsame Arbeit; ich war nur die Hebamme..... Und lebt jetzt in Euerer Zeit, Ihr; ich fahre fort, vorwärts zu gehen, dem unbekannten Kommenden entgegen, das wohl diesem ähnlich wird, doch nicht das Selbe."

Die Idee, Faust und Luther zu konfrontieren, hatte schon Friedrich Theodor Vischer. Aber freilich unter sehr anderen Bedingungen. Vor allem nicht im realistischen historischen Diesseits. Vielmehr erscheinen sie dort beide als Geister. Strindberg materialisiert sie, und da entsteht denn dieselbe Zweifelsstimmung

wie in spiritistischen Sitzungen, ob die Materialisation gelungen und überhaupt echt sei.

Anders: Faust ist uns ein überlebensgroßer Typus. Tritt er als historischer Mensch auf, den wir lange als überhistorischen kennen, so wird ohne weiteres für unsere Phantasie aus einem Riesen ein Zwerg. Nun kann man sicherlich sagen, daß diese Schwierigkeit jeden historischen Stoff treffe. Wenigstens wenn ein Heros der Geschichte auftrete. Das ist aber auch in der Tat der Fall! Und es ist das der Grund, weshalb unsere großen Dichter selten wirkliche Heroen der Geschichte gedichtet haben. Sowohl Tell als die Jungfrau von Orleans als Wallenstein sind in der Größe, in der wir sie sehen, erst durch Schiller da. Auch von den Shakespeareschen Heroen kann man ähnliches sagen. Vor allem aber ist es mit historischen Größen doch darin etwas anders, daß wir von ihnen gewissermaßen ein Doppelbild in uns tragen. Luther ist Prinzip und Typus für uns, aber er ist außerdem für unser Bewußtsein auch als historisch beschränkter Mensch da. Faust ist rein sagenhaft und dichterisch. Und erst das Zusammentreffen beider auf historisch-realistischem Boden ergibt die Differenz.

Eine ganz ähnliche Schwierigkeit liegt darin, daß Strindberg versucht hat, nicht nur Luther, sondern sein Zeitalter zu dichten, so, möchte man fast vergleichen, wie Kaulbach es malt. Es treten dadurch Männer in Verbindung, die sich in der Historie kaum gesehen haben. Bei der Verbrennung der Bannbulle ist Hans Sachs, Hutten, Dr. Faust zugegen. Der Kurfürst, von dem historisch bekannt ist, daß er Luther außer auf dem Reichstag zu Worms, nie gesehen hat, verkehrt hier mit ihm. Die Romreise rückt ganz nahe an den Thesenanschlag usw. Diese letzteren Anachronismen und Ungeschichtlichkeiten sind an sich nicht schlimm. Aber wenn Sachs, Cranach, Hutten, Faust zusammenkommen, so ist eine solche Zusammenrottung von Typen großer Zeitgewalten und ideeller Mächte eben auch wieder eine Materialisation von etwas Geistigem. Ein rein ideelles Zusammenwirken läßt sich nicht ohne weiteres materialisiert denken. Diese Typen brauchen jeder für sich eine ganze Atmosphäre seiner eigenen Art um sich und haben sie in der Historie auch, eine Welt für sich, die um sie kreist. Sie ziehen ihre Größe und Bedeutung aus, indem sie diese ihre Umwelt ausziehen und unter den um Luther kreisenden Gestirnen mitverbraucht werden.

Eine fernere Schwierigkeit ist die bildmäßige Vorführung von Entwicklungen, deren eigentliche Bedeutung gar so sehr im Innern ruht. Strindbergs Luther ist denn auch ein recht sehr weltlich gewordener Reformator. Mehr ein Volksbefreier. Hier kann man zweifeln, ob Strindberg nicht vielleicht das beste getan hat, was dem Stoff gegenüber sich tun ließ, indem er auf eine Darstellung resolut verzichtete, die an der Gefahr der Phrase vielleicht nicht unlädiert vorbeizubringen ist.

Schlimmer ist, daß die zu überwindenden Gewalten rechtlos gemacht sind. Die Gegenspieler sind ohne jede Größe. Dadurch fehlen alle dramatischen Erhebungen. Und dieser Fehler raubt dem Stücke den Anspruch, als Drama ernst genommen zu werden, wobei es doch als Festspiel Bedeutung behalten kann.

So drücken also mancherlei und nicht kleine ungehoben gebliebene Schwierigkeiten das Werk.

Dagegen wollen wir nun doch auch sagen, daß Strindberg verstanden hat, innerhalb der gezeichneten Grenzen einen historisch möglichen Luther hinzustellen. Damit meinen wir nicht einen Luther, der sich mit allen historischen Urkunden verträgt, sondern einen, der genug Gewalt und auch zugleich Begrenztheit des Charakters hat, um das Werk des historischen Luther zu vollbringen. Er hat das allerdings nur dadurch fertig gebracht, daß er dem historisch kundbaren Luther einen ganzen und nicht armen, sozusagen Hauptast seines Wesens abhieb. Was wir meinen, geben wir am besten mit einigen Worten der Szene, wo der geächtete Luther seinem Vater und seinem älteren Bruder Jakob gegenübersteht.

Vater Luther: Was wir achteten —

Luther: Das verachteten wir; denn es war verächtlich und schlecht!

Vater Luther: Jakob, glaubst du, daß dieser verderbte Mensch überhaupt noch ein Gefühl hat?

Luther: Jakob weiß, daß ich einmal welche hatte, aber du hast die fortkarbatscht, und das war nicht so schlimm, denn ich bin am besten ohne Gefühle ausgekommen. Nunmehr bin ich absolut gefühllos, und das ist eine Gnade Gottes, denn jetzt tun mir keine Hiebe etwas mehr.

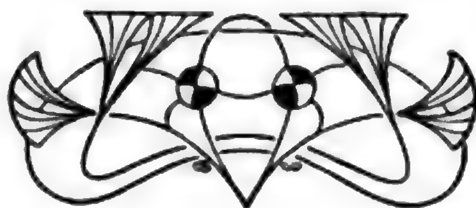
In dieser Zeichnung ist richtig, daß dem Luther des Reformationswerks jede Spur von Gefühligkeit abging. Er konnte hart sein und war es. Und zwar oft. Und durchaus nicht immer nur am rechten Platze. Dagegen bricht in dem durch die Urkunden seiner Schriftwerke, besonders aber seiner Briefe und der Tischreden beglaubigten Luther, sowie er sich sozusagen sicher weiß, ein breiter starker Strom tiefen Gefühls aus, zwar nie bis zur Gefühligkeit, wohl aber bis zu wirklicher Zartheit nicht nur, sondern geradezu Weichheit des Gefühls hin.

Wir erwähnen dies nicht, um den Charakter des historischen Luther zu retten oder zu rehabilitieren, sondern aus einem sozusagen kunsthistorischen Grunde. Die Dezimierung — wenn man so sagen darf — des historischen Lutherbildes ist nämlich dem Strindbergschen Luther gut bekommen. Hier hat der Luther aufgehört, ein allgemeines Ideal zu sein, was er ja für manche Zwecke gern bleiben kann, aber im Drama schlechterdings nicht bleiben darf, und er ist hier menschlich faßbar geworden, er ist gestaltet.

Und dies nun ist uns deshalb besonders interessant, weil hier, wie an einem Musterbeispiel anschaulich ist, wie stark der Bankrott des Naturalismus ist, den ja Strindberg auch sonst in sich darstellt. Denn war es nicht Strindberg, der im Vorwort zu seinem „Naturalistischen Trauerspiel" „Fräulein Julie" jene Sätze über die Notwendigkeit „charakterloser" Charakterzeichnung schrieb? Damit sehr richtig diejenigen Konsequenzen des Naturalismus bezeichnend, die ihn als Ende und Ausgang enthüllen.

Damals machte er darauf aufmerksam, daß ein Mensch nicht einen Charakter wie ein „Automat“ hat. Ein irgendwie entwicklungsfähiges Individuum sei eben nicht ein Fix-und-fertiger, der unabänderlich im selben Naturell mit denselben Interessen und derselben Haupteigenschaft herumgehe.

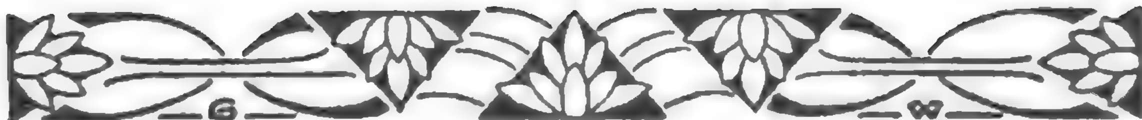
Das alles ist ganz richtig und zum Teil auch beachtenswert, und wenn der Naturalismus recht hätte, so wäre ja wohl auf eine die Fülle und Kompliziertheit des Lebens vereinfachende Charakterzeichnung zu verzichten. Und damit wäre denn wohl bald auf den letzten Rest wirklicher Kunst verzichtet. Und es würde damit der Zustand nahe gerückt sein, den Strindberg in jenem Vorwort ahnt, „da wir uns so entwickeln, so aufgeklärt werden, daß wir gleichgültig diesem jetzt rohen, cynischen und herzlosen Schauspiel, welches das Leben darbietet, zusehen werden, da wir diese niedrigeren und unzuverlässigen Gedankenmaschinen, welche Gefühle genannt werden, abgelegt haben, weil sie überflüssig und schädlich werden, sobald unsere Urteilskraft ausgewachsen ist.“ Diese — nicht ironisch, sondern völlig ernst gemeinten — Worte drucken wir als Beweis dafür ab, wie stark dieser Naturalismus von vor anderthalb Jahrzehnten im Grunde sich bewußt war, am Ende der Kunst zu stehen. Nur freilich glaubte er an ein Ende der Kunst überhaupt, während es nur ein Ende der Kunst war, deren Ende er war.



Bücherschau.

Gottfried Schwab, Wolkenschatten und Höhenglanz. Gedichte. (Mit Biographie und Gedichten aus dem Nachlaß). Augsburg, Verlag von Lampart & Comp., 1904.

Auf diesen männlichen und gut deutschen Sänger ist schon früher in diesen Blättern hingewiesen worden. Nun sind seine Gedichte samt Nachlaß in einem bedeutsam ausgestatteten Bande — Buchschmuck von Cissarz —, dem auch ein Bild des verstorbenen Dichters beigegeben ist, aufs neue erschienen. Der Darmstädter Gottfried Schwab ist am 26. Juni 1851 geboren, widmete sich nach guter Vorbildung erst der kaufmännischen Laufbahn, später baute er sich sein Leben selber und stellte Poesie und Literatur in dessen Mitte. 1900 gewann er den ersten Preis für das beste Flottenlied („Michel, horch der Seewind pfeift“), aber schon am 2. März 1903 rief ihn der Tod ab. Kernige Frische zeichnet seine Lieder und Gesänge aus. Das Menschliche überwiegt; warme und entschiedene Anteilnahme an politisch-nationale Geschicken gibt einem großen Teil der Gedichte das Gepräge; und gesunder Sinn für Menschenart berührt überall wohltuend. Besonders ansprechend ist der Zyklus „Der kranke Jägersmann“, der dem Andenken eines verstorbenen Freundes gilt. Schwabs Gattin, der vom Dichter manches gute Wort gesungen worden, hat diesen Band herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen. F. L.



Konservativ und Liberal.

Von

W. v. Massow.

I.

Die Politik steht bei vielen Menschen in schlechtem Ruf, weil sie zum Parteinehmen zwingt. Das bedeutet in ihren Augen nichts anderes als Zank und Streit, und zwar einen Streit, der niemals zum Ziele führt. Ruhebedürftige Naturen, namentlich solche, die mehr auf ästhetische Interessen angelegt sind, empfinden eine wahre Abneigung gegen politisches Parteiwesen, weil ihnen nur das Zerrbild, die Parteiverbissenheit, vor Augen steht. Neben ihnen stehen die Mißtrauischen und Selbstbewußten, die sich, beide Seiten hörend und „über" den Parteien stehend, ihre eigene Ansicht bilden wollen und dabei sehr häufig zu gar keiner Ansicht gelangen.

So entsteht die Parteimüdigkeit, die sich hinter mancherlei Formen verbirgt, am häufigsten hinter dem Satz, es dürfe nur eine Partei geben, die über alle Meinungsunterschiede hinweg nur das Wohl des Vaterlandes im Auge habe. Wobei freilich schon der nächste Gedanke nicht gedacht werden darf, nämlich auf welchem Wege das Wohl des Vaterlandes nun eigentlich gefördert werden soll! Dann ist der Zwiespalt wieder da.

Wir können weder mit Parteiverbissenheit, noch mit Parteimüdigkeit etwas anfangen, sondern müssen über beides hinaus zu einer Vertiefung des politischen Verständnisses und zu wirklicher innerer Anteilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten gelangen. Das ergibt eine gesunde, auf fester Grundlage ruhende Parteinahme, deren Schwerpunkt nicht in der Verketzerung des Gegners, sondern in der Betätigung der eigenen Überzeugung liegt. Wir werden dann zunächst die Erfahrung machen, daß die Parteien natürliche politische Erscheinungsformen sind, die wir gar nicht entbehren können. Das ist im Grunde nichts Neues, sondern uralte Erkenntnis. Nur ist sie vielleicht der Allgemeinheit jetzt noch näher gerückt worden; denn die moderne Naturwissenschaft mit ihrer Entwicklungstheorie und ihrer Entdeckung neuer natürlicher Zusammenhänge ist besonders geeignet, die Doppelnatur des Menschen als Gattungswesen und als Einzelwesen deutlicher zum Bewußtsein zu bringen. Darauf aber beruht im Grunde alle Parteientwicklung.

Nicht immer hat man die Politik auf dieser Grundlage aufgebaut. Man glaubte zeitweise, daß es nur Zweckmäßigkeitsgründe seien, die dem Menschen seine Stellung als Glied einer Gemeinschaft anwiesen. Berechtigung erkannte man eigentlich nur dem Einzelwesen zu. Jetzt haben Geschichtsforschung und Naturwissenschaft übereinstimmend darauf hingewiesen, daß das Gattungsbewußtsein in der Menschheit das Frühere, die Persönlichkeit das daraus erst Entwickelte ist. Aber nun zeigt sich eine andere Verschiedenheit in der Auffassung. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Entwicklung der Menschheit ausschließlich auf die allmähliche Befreiung des Einzelnen von Druck und Zwang jeder Art gerichtet ist. Viele geschichtliche Erscheinungen sprechen dafür, auch entspricht diese Annahme so sehr den Bedürfnissen und Idealen vieler Menschen, daß sie niemals darauf verzichten möchten. Auch die Gattung, die Gemeinschaft, das große Ganze erhält dabei genügendes Recht, soweit das Individuum den Boden, auf dem es gewachsen ist — und das sind eben die verschiedenen Formen menschlicher Gemeinschaft —, nicht entbehren kann und davon abhängig ist. Aber die Richtung, die auf ein bestimmtes Ziel hingeht, ist rein individualistisch, d. h. auf die Entwicklung des freien Einzelmenschen bedacht. Dieser politische Individualismus liegt der Anschauung zu Grunde, die wir heute den „Liberalismus“ nennen.

Aber er ist nicht die einzige Antwort, die auf die Frage, welcher Art das Verhältnis des einzelnen Menschen zu den Formen des menschlichen Gemeinschaftslebens ist, gegeben werden kann. Geschichtliche Erfahrungen sind es, die vielen andern die Annahme einer stetig fortschreitenden Emanzipation des Individuums von der Gemeinschaft als nicht richtig erscheinen lassen. Es gibt zu viele Ideale, für die Menschheit unendlich wertvolle Güter, die nur in der Gemeinschaft denkbar sind und nur durch sie gepflegt und entwickelt werden können. Das ist für viele der Grund, in diesen Gemeinschaften mehr zu sehen, als nur die atavistische Fessel des Individuums. Sie machen Ernst mit der Anschauung, daß jede urwüchsige menschliche Gemeinschaft — ein „Volk“, wie wir sagen —, in den Formen, die sie sich schafft, also in Staat und Gesellschaft, ebenso einen einheitlichen Geist zu bekunden und eine geschichtliche Bestimmung zu erfüllen hat, wie die einzelne Persönlichkeit. Das Recht des Individuums wird dabei nicht verneint. Nur soll der individualistische Trieb die gesellschaftliche Ordnung nicht sprengen und beseitigen wollen; er soll sie höchstens umschaffen und aufs neue widerstandsfähig machen. Daraus wird auch der Individualismus nur Gewinn ziehen, denn je lebenskräftiger Staat und Gesellschaft, desto stärkere Wirkungen werden auch von ihnen auf das individuelle Leben ausgehen.

Damit ist auch zugleich die Antwort auf die Besorgnis gegeben, ob denn auf diesem Wege der Fortschritt der Menschheit genügend verbürgt ist. Nach der Ansicht, von der hier die Rede ist, findet eine Wechselwirkung zwischen Einzelnen und Gemeinschaft statt, die eine sehr lebhafte treibende Kraft darstellt. Nach beiden Seiten wird dadurch die Lösung der Aufgabe weitergeführt: sowohl die Volkspersönlichkeiten, als auch die einzelnen Persönlichkeiten werden immer freier und reicher herausgearbeitet, sodaß die Menschheit der Entfaltung eines wachsenden inneren Reichtums entgegengeführt wird. Wir fassen freilich den Fortschritt in diesem Sinne nicht als absolute Besserung der Menschheit, sondern nur als feinere Differenzierung und innere Bereicherung unseres Geschlechts auf der Grundlage des ewig Menschlichen. Aber gegen Träume von Weltverbesserern und Utopisten gefeit zu sein, bedeutet sicherlich keinen Vorwurf, wenn dabei Idealismus und Hoffnungsfreudigkeit keine Einbuße erleiden.

Wie ist nun das Verhältnis von Gemeinschaftsentwicklung und Einzelentwicklung zu denken? Sind da nicht, wenn man beides zugleich fördern will, unvereinbare Gegensätze zu überbrücken? Man kann sich auch hier nur an das Vorbild der Natur halten. Sie gibt uns den Begriff des Organismus, der ein Ganzes darstellt und doch nur durch seine Glieder besteht. Diese Glieder können nicht willkürlich auseinandergerissen werden, ohne daß der Tod eintritt; das Ganze muß aber auch jedes Glied seine Bestimmung erfüllen lassen, wenn nicht der Gesamtbestand bedroht sein soll. So soll auch im Organismus von Staat und Gesellschaft das einzelne Glied seiner durch persönliche Eigenart gegebenen selbständigen Bestimmung leben, aber es soll auch die selbständige Bestimmung des Organismus anerkennen und sich in den Dienst des Ganzen einfügen. Eine solche Auffassung kann allerdings die Form von Staat und Gesellschaft nicht wie eine äußere Hülle abwerfen; sie wird abgestorbene Teile entfernen, den individuellen Kräften neue Bahnen öffnen, um neues Wachstum zu bringen, junge Triebe schützen und stützen. Ein Organismus braucht nicht aufgebaut zu werden, er lebt durch sich selbst; die Wechselwirkung zwischen der zusammenfassenden Idee und dem Einzelleben der Glieder sorgt für die Entfaltung; die überwachende, fördernde Tätigkeit ist nicht schaffend, sondern erhaltend. Und darum nennt man mit Recht diese Betrachtungsweise „konservativ“.

Es ist hiermit schon gesagt, inwiefern „Liberal“ und „Konservativ“ Gegensätze bedeuten. An sich brauchten sie darum nicht schroff gegenüberzustehen, aber in der praktischen Politik prägen sich Gegensätze leicht härter und schärfer aus, als nötig ist. Der Konservative würde, wie

aus dem Gesagten hervorgeht, ohne einen starken Einschlag von Individualismus in seiner politischen Anschauung gar nicht bestehen können; da er jedoch in dem Liberalismus das individualistische Bestreben stärker und einseitiger betont sieht, als ihm richtig dünkt, so legt er den Schwerpunkt seines auf „Erhalten" bedachten politischen Prinzips in den ihm bedroht scheinenden Staatsbegriff. Damit ist von selbst gegeben, daß, vom liberalen Standpunkt aus gesehen, das konservative Prinzip als das hemmende, rückschrittliche erscheint, obwohl es natürlich eine gänzlich unrichtige Deutung des Parteibegriffes ist, wenn man ihm unterlegt, er wolle alles beim Alten lassen. Der Liberalismus andererseits wird von den Konservativen nur in seinen auflösenden Wirkungen betrachtet. Es wird ihm kaum angerechnet, daß er den bestehenden Staatsorganismus, so weit er natürlich, notwendig und zweckmäßig ist, keineswegs verneint, sondern aufrecht erhält, so lange seine Zwecke der freien Entwicklung des Individuums förderlich sind. Die Parteien legen sich also ihre Gegensätze schroffer zurecht, als eigentlich begründet ist. In Wirklichkeit muß der Konservatismus gelegentlich liberal und der Liberalismus gelegentlich konservativ sein.

Welches eigentümliche Gleichgewichtsverhältnis sich unter Umständen aus entgegengesetzten Grundanschauungen entwickeln kann, zeigt die englische Geschichte in dem Zeitraum von etwa 180 Jahren, in dem sich zwei herrschende Parteien, die Tories und Whigs, gegenüberstanden. Die Whigs waren Vertreter eines entschieden individualistischen Prinzips, die Tories Vertreter der starren Staatsidee und der strengen gesellschaftlichen Tradition. In unser Parteischema passen sie trotzdem nicht hinein. Denn beide waren nach Charakter und Methode im Grunde konservativ. Andererseits waren die Ansichten auch des starrsten Tory von einer ganzen Reihe von Begriffen und Anschauungen durchsetzt, die unseren heimischen Konservativen als ultraliberal gelten würden. So konnten diese Parteien, sich von Zeit zu Zeit ablösend, einen sehr regelmäßigen und gedeihlichen Gang der Staatsmaschine herbeiführen. Älteren Politikern erschien dieses System als Ideal eines verfassungsmäßigen Regiments. Dabei vergaß man freilich die Voraussetzungen, alle die Einflüsse, die auf den Charakter der englischen Nation in konservativem Sinne eingewirkt haben, und ebenso dachte man dabei nicht an die uralte angelsächsische Selbstverwaltung, die gewisse liberale Prinzipien als unveräußerliche Bestandteile im Leben der Nation festlegte. Und dann blieb die Führung ganz ausschließlich bei einer herrschenden Klasse, ohne daß dies von der Masse des Volkes als drückend empfunden wurde. Alles dies ermöglichte das konstitutionelle System Englands in der reinen Form,

die sich fast zwei Jahrhunderte hindurch erhielt. Die Parlamentsreform von 1832 zog die Stützen dieses Systems hinweg. Es ist bezeichnend, daß sich das Gefüge des alten Parteiregiments lockerte, als die Verhältnisse mehr mit der liberalen Doktrin in Einklang gebracht wurden und die größere Masse des Volkes an die Stelle der herrschenden Klassen trat. Es bedurfte dann nur noch äußerer Anlässe, wie sie bei den Liberalen die endgültige Übernahme der Führung durch Gladstone mit sich brachte, und das alte Parteischema wurde vollends gesprengt.

Wenn in England nur besondere Verhältnisse vorübergehend ein Gleichgewichtsverhältnis zwischen entgegengesetzten Parteien aufrecht erhalten konnten, so werden wir jedenfalls mit ähnlichen Erscheinungen nicht zu rechnen haben. Wir sehen vielmehr, wie es im politischen Parteiwesen die theoretische Konstruktion der grundlegenden Anschauungsweise allein nicht macht, sondern wie diese Parteicharaktere sich je nach den geschichtlichen Verhältnissen ganz verschieden gestalten.

Parteien sind also nicht durch willkürliche Lehrmeinungen hervorgerufen, es sind vielmehr geschichtliche Gebilde, und ihre Gegensätze sind nicht durch politische Motive allein bestimmt, sondern auch durch solche anderer Art, vor allem durch religiöse und wirtschaftliche. Dieser Feststellung werden wir jetzt noch näher zu treten haben.

II.

Die geschichtliche Entstehung unserer Parteien kann hier natürlich nicht eingehend geschildert werden; einige Hinweise müssen genügen.

In Deutschland waren die alten Volksfreiheiten fast vollständig beseitigt und verschüttet worden, als der neuere Staatsbegriff anfing, sich Bahn zu brechen. In einer Unzahl von kleinen Staatswesen standen sich Regierende und Regierte in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts gegenüber; die führenden Stände der Nation waren selbst absolut regierende Landesherren geworden. Vorbereitet durch den geistigen Aufschwung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf das politische Gebiet hinübergeführt durch die Erfahrungen der französischen Revolution und ihre Folgen, erweckt durch die napoleonische Fremdherrschaft, ersteht endlich ein politisches Nationalgefühl unter den Deutschen. Aber so stark eigenwüchsig sich der deutsche Geist nach der Gefühlsseite hin geben mochte, er fand doch im eigenen Volksleben kaum noch genügende geschichtliche Anknüpfungspunkte, um freiheitliche Einrichtungen organisch daraus hervorwachsen zu lassen. Deutschland besaß allerdings damals einen Staatsmann, dessen Genius die Notwendigkeit einer solchen Entwicklung voll begriff und der

wohl das Zeug dazu gehabt hätte, sie zum Wohle der deutschen Nation zu leiten. Das war der Freiherr vom Stein. Aber die Ungunst des Schicksals gestattete ihm nur, den Grund dazu zu legen. Sein gewaltiger Feuergeist wirkte verzehrend auf die alte Form; er erweckte damit die Sorge der kleinen und ängstlichen Geister, und so verstärkte sich die Macht der äußeren Widerstände, die diesen großen und freien Mann frühzeitig von dem Felde seines Wirkens hinwegdrängten. Die Vorkämpfer freiheitlicher Einrichtungen sahen sich genötigt, etwas ganz Neues, Unhistorisches zu schaffen. Sie suchten die Vorbilder ihrer praktischen Politik im Auslande. Dadurch kam von Anfang an ein doktrinärer Zug in den deutschen Liberalismus hinein. Nicht ein freies Volk sollte sich die geeigneten Formen dieser Freiheit suchen, sondern bestimmte, irgendwo konstruierte politische Formen sollten das Volk zur Freiheit erziehen. Das Muster und Vorbild des ganzen europäischen Liberalismus war bekanntlich die spanische Konstitution von 1812, und der Name ihrer Anhänger — los Liberales — ist die Bezeichnung der ganzen Partei geworden. Auf romanischem Boden — für Deutschland wurde der spanische Import durch Frankreich vermittelt — ist die Form und der Ideenkreis des deutschen Liberalismus gewachsen, so gut deutsch die Absicht dabei auch sein mochte. Der Einfluß des französischen Liberalismus und seines Verfassungslebens auf deutsche gesinnungsverwandte Kreise ist namentlich zur Zeit des Bürgerkönigtums unverkennbar. Das englische Vorbild tritt dagegen mehr zurück. Das macht sich schon in der politischen Phraseologie bemerkbar. Jedenfalls lebte der Liberalismus in Theorien und Idealen, die er außerhalb Deutschlands verwirklicht sah.

Vielleicht war es dieser Eindruck, die mehr oder weniger deutliche Empfindung, daß in dieser Gedankenwelt ein fremder Einschlag war, was den Liberalismus den damaligen Regierungen und ihren traditionellen Stützen revolutionärer erscheinen ließ, als er in der Tat war. Darin lag ein Verhängnis. Es fehlte eben eine gesunde liberale Tradition im Volke selbst. Hätten konservative Kräfte an solche Traditionen anknüpfen können, wie es in England möglich war, so wäre unserem Parteiwesen vielleicht manche Irrung erspart geblieben. So aber erschien der Liberalismus den Vertretern der hergebrachten Ideen von Staat und Monarchie als ein die Grundlagen der bestehenden Ordnung bedrohendes Prinzip, und die konservative Anschauung wurde mehr, als in ihrem Prinzip begründet war, auf das einseitige Festhalten an einer veralteten Staatsordnung hingeführt.

Die Revolution von 1848 hat diese Wirkungen verstärkt. Daß diese Bewegung, von einer höheren politischen Warte aus betrachtet, not-

wendig war, daß sie einen „Völkerfrühling" bedeutete, dessen zerstörende Ungewitter doch nur das Keimen und Blühen einer großen Zeit vorbereiteten, das mag hier noch ausdrücklich betont werden. Und doch ist es selbstverständlich, daß Leute von konservativer Gesinnung, die diese Bewegung miterlebten, niemals über ihre schrofffste Verurteilung hinauskommen konnten. Die Gegensätze zwischen den Parteien wurden durch die Revolution in das Gehässige verkehrt. Unter den Nachwirkungen stehen wir noch jetzt. Revolutionen müssen langsam überwunden werden. Werden wir sie so gut überwinden wie die Engländer oder so schlecht wie die Franzosen? Die Parallele ist mehrfach lehrreich.

In der englischen Revolution rangen Königtum und Volksvertretung — beide als geschichtlich berechtigte Faktoren im nationalen Organismus — um die Macht im Staat. Es war ungeachtet des Furchtbaren und Verhängnisvollen, das in jedem Bürgerkrieg liegt, ein ehrlicher Kampf. Hier wurde von großangelegten Menschen Macht gegen Macht und Recht gegen Recht eingesetzt. In der Größe eines solchen Dramas liegt zugleich eine versöhnende Kraft. Eine reife Nation trug nach seinem Ausgang eine freie Verfassung als Lohn davon.

Dagegen war die französische Revolution das Zerbrechen einer Sklavenkette. Der in Jahrhunderten allmählich entrechtete Teil der Nation nahm sich von den Bevorrechteten das Seinige in furchtbarem Ansturm zurück, und wenn er in blutiger Vergeltung über das Maß hinausging, so daß auch Freunde der Freiheit sich schaudernd davon abwandten, so muß doch die Gerechtigkeit der waltenden Nemesis eingeräumt werden; denn ungeheuer war die Sündenschuld, die das Königtum und seine Stützen auf sich geladen hatten.

Der kurze Hinweis auf andere Revolutionen wird beleuchten können, was bei der Erinnerung an die deutsche Revolution die Gegensätze noch so besonders auf lange hinaus vertieft hat. Der deutsche Liberalismus sah die Ereignisse von 1848 im wesentlichen unter dem Gesichtspunkt der englischen Revolution als einen Rechtsausgleich; der Konservatismus sah sie unter dem Gesichtspunkt der französischen Umwälzungen als einen Rechtsraub, als einen Schlag gegen jede Autorität. Bei den Inhabern dieser Autorität war es ja nicht Übelwollen und Eigennutz, der andern Berechtigten etwas vorenthielt; es war eine wohlmeinende, ehrbare, gewissenhafte und gerechte Regierung, die um des Volkes willen von der Fülle ihrer Rechte nichts ohne reifliche Überlegung lassen zu dürfen glaubte. Der Appell an die Gewalt mußte jeden, dem die bestehende Ordnung als gottgewollt und rechtmäßig erschien, in seinem

Heiligsten verletzen. Was diesem Vorgehen in den Augen der Liberalen eine höhere ethische Berechtigung verlieh, war in den Augen der Konservativen weder geltendes Recht, noch ein unbezweifelbarer sittlicher Grundsatz, sondern einfach eine Staatsanschauung, die die Verletzung der Treue gegen den Monarchen und des Gehorsams gegen das Gesetz nicht rechtfertigte. Hätte das Königtum seine Macht mißbraucht, so hätten die Konservativen die Revolution vielleicht gehaßt, aber sie doch verstanden. So aber trat neben den Haß vielfach die Verachtung und vergiftete das Verhältnis der Parteien, die doch künftig miteinander zu rechnen hatten.

Die Schroffheiten, die daraus hervorwuchsen, zeigen sich auch in der Entwicklungsgeschichte Bismarcks. Er galt bekanntlich in seiner Jugend unter seinen Standesgenossen als „ziemlich liberal“; es war dies eben jene große und weitblickende, auch liberale Vorstellungen umfassende Anschauung nach Art der englischen Aristokratie, eine Anschauung, die eigentlich erst den echten Konservatismus macht. Aber die Revolution drängte alle diese in dem großen Staatsmann bereits vorhandenen Züge zurück; diesen Leuten gegenüber war er ganz „Junker“ und der schroffsten einer. Daher sein leidenschaftlicher Protest gegen den liberalen Hinweis auf die Motive der Erhebung von 1813: „als ob die Bewegung des Volks von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines anderen Motives bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten“. Und in den „Gedanken und Erinnerungen“ verzeichnet er diese Episode ganz ausdrücklich. Am 22. März 1849 bezeichnete der damalige Abgeordnete v. Bismarck unter großer Aufregung der Linken die Teilnehmer an der Revolution, für die eine Amnestie beantragt wurde, kurzweg als „Rebellen“ und erwiderte auf stürmische Protestzurufe: „Ja, meine Herren, Rebellen! Es wird dadurch im Volke die Meinung verbreitet, als ob das ganze Staatsrecht auf der Barrikade beruhe, als ob ein jeder, dem ein Gesetz mißfällt, oder der es für ungerecht hält, das Recht habe, das Gesetz als nicht vorhanden zu betrachten, — als ob ein jeder, dem es gelingt, eine hinreichende Anzahl von Individuen, bewaffnet oder unbewaffnet, zu sammeln, hinreichend eine schwache Regierung einzuschüchtern und ihr zu imponieren oder, wenn sie sich nicht einschüchtern läßt, sie durch Barrikaden über den Haufen zu werfen, vollkommen im Rechte wäre.“ So schroff also standen sich bei Beginn des Verfassungslebens im größten deutschen Staate die Parteien gegenüber.

Der weitere Gang der Ereignisse hätte wiederum mildernd wirken können. Der Liberalismus war durch seine Ideale mit Notwendigkeit auf das im Interesse der Volksfreiheit liegende Ziel der nationalen

Einigung gewiesen, während die Konservativen in der Sorge um die staatliche Autorität ihre Kraft in den Einzelstaaten konzentrieren mußten und daher von jenem Ziel ferngehalten wurden. Nun machte sich derselbe Staatsmann, der bis dahin als der entschiedenste Gegner des Liberalismus gegolten hatte, das Ziel der nationalen Einigung selbst zu eigen, aber er strebte es mit Mitteln an, an die die Liberalen selbst nicht gedacht hatten, nämlich durch den vollen Einsatz der von den Konservativen gestützten Machtmittel des preußischen Staats. So wurde gewissermaßen ein liberales Ziel mit konservativen Mitteln erreicht. Daß dies einen starken Einfluß auf die Parteien ausübte und namentlich auf die Stellung eines Teils der jüngeren Generation sehr bedeutend einwirkte, ist begreiflich. Eine durchgreifende Wirkung wurde das nicht, weil erfahrungsmäßig allen Parteibildungen eine gewisse Starrheit anhaftet, die ihnen die Anpassung erschwert. Die Grundgedanken der Parteien werden das Eigentum bestimmter Kreise, verschmelzen mit ihren Überlieferungen und Vorurteilen und bilden eine zähe Masse, die der Strom der Zeit nur langsam zu durchdringen und aufzulösen vermag, um in allmählicher Umwandlung erst wieder für kommende Perioden einen Niederschlag neuer Ideen zu erzeugen.

Nach diesem politischen Trägheitsgesetz haben wir noch immer die Parteien von 1848, obwohl diese im Grunde auch von dem Teil der Jüngeren, die sich in das Parteischema haben einordnen lassen, kaum noch recht verstanden werden. Und so geht neben diesen historischen Parteien das Bestreben her, sie als dem Untergange geweiht hinzustellen und neue Parteien um allerlei Zeitideen und besondere Zeitbedürfnisse zu gruppieren. Meist geschieht dies mit unzureichender Kenntnis der Art und Festigkeit, die den Wurzelfasern der alten Parteien noch eigen ist. Daher haben wir als Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung einerseits übermäßig schroffe Gegensätze zwischen den alten Parteien, andererseits eine weitreichende Verständnislosigkeit für die Bedeutung dieser Gegensätze und die Neigung, neue Formen zu finden, die in Wahrheit die Zerfahrenheit und Unberechenbarkeit unseres politischen Lebens nur erhöhen.

III.

Neben den Einwirkungen der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung spielen *religiöse* Kämpfe in unser Parteileben hinein. Viele glauben das religiöse Moment in der Politik nicht entbehren zu können; sie glauben sich andernfalls einer Geringschätzung der Religion selbst schuldig zu machen. Wie ich meine, mit Unrecht. Die Wirkungen des religiösen Lebens auf die

Beziehungen der Menschen zu einander sind unzerstörbar, wenn dieses religiöse Leben echt ist. Gerade darin zeigt sich die Bedeutung der Religion und ihre durch nichts anderes erreichbare Kraft und Hoheit, daß sie ganz unabhängig ist von jeder äußeren Bedingung. Eine Gemeinschaft von wahren Christen wird in allen Verhältnissen christlich handeln und dadurch für das Christentum zeugen; es ist aber mindestens fraglich, ob dem Christentum dieselbe Förderung und Ehrung zuteil wird, wenn man dogmatische Formulierungen zur Grundlage einer politischen Theorie macht.

Unwillkürlich lenkt sich der Blick wieder zu dem älteren Verfassungsstaat England hinüber. Wir sehen dort sehr liberale Staatsmänner, ausgesprochen radikale Politiker als Vertreter einer starren Kirchlichkeit und Rechtgläubigkeit; umgekehrt stand — um ein bekanntes Beispiel herauszugreifen — Benjamin Disraeli, der zwar getaufte, aber innerlich von spezifisch christlichen Gedanken nie berührte Jude, an der Spitze des konservativen britischen Adels. Die religiöse Stellung ist also in England ganz unabhängig von der politischen Parteimeinung.

Bei uns ist das unmöglich. Die Partei der Konservativen nennt sich mit Nachdruck „christlich konservativ", wobei in Gedanken alle nicht kirchlich-orthodoxen Richtungen von dem Begriff des Christentums ausgeschlossen werden. Die politisch Liberalen halten sich mit den kirchlich Liberalen eng verbunden und geben mehr als einen Anhaltspunkt für den konservativen Vorwurf der Feindseligkeit gegen die strengen und positiven Richtungen in der Kirche. Weshalb ist es bei uns anders als in England? Man hört darauf wohl gelegentlich die Antwort, es entspreche der deutschen Gründlichkeit und Gemütstiefe, daß alle Gegensätze bei uns tief in der Weltanschauung wurzelten; darum bestehe zwischen religiöser und politischer Stellungnahme ein idealer Zusammenhang. Diese Erklärung schmeckt sehr pharisäisch, auch sind wir nicht berechtigt, die Tiefe und den Gehalt englischen Geisteslebens geringer einzuschätzen. Den richtigen Aufschluß gibt, wie mir scheint, wiederum die Geschichte unserer Parteien.

Man muß sich des Zusammenhanges der ersten Anfänge des deutschen Liberalismus mit den Ideen Rousseaus erinnern, die das Naturrecht des Individuums dem willkürlich durch einen contrat social geregelten Recht der Staats- und Gesellschaftsordnung gegenüberstellten. Ein solches Naturrecht vermochte die konservative Theorie für sich nicht ins Feld zu führen, am wenigsten nach damaliger Auffassung. Wirksam konnte sich die konservative Theorie dem Naturrecht gegenüber nur auf das göttliche Recht berufen. So wurde die durch Gott selbst in der Geschichte

geheiligte Ordnung das Palladium der Konservativen in dem Kampfe gegen den Liberalismus, der dadurch in die Stellung als Leugner eines göttlichen Prinzips gerückt erschien. Eine starke Stütze erhielt diese Auffassung zur Zeit der Anfänge des Verfassungslebens in dem religiösen Mystizismus desjenigen Herrschers, von dessen persönlicher Haltung viel in dem Schicksal der Parteien abhing, des König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Auf diesem Boden wuchs die Stahlsche Theorie vom christlichen Staat und vom Königtum von Gottes Gnaden in jener mystischen Auffassung, die ebenso dem eigentlichen schönen Sinn dieses Ausdrucks wenig gerecht wird, wie sie die geschichtliche Entwicklung germanischen Königtums ignoriert.

Noch aus einem anderen Grunde stehen religiöse und politische Parteistellung bei uns in näherem Zusammenhange als in England. Nämlich wegen der Fragen des Unterrichts und der Jugenderziehung. Je mehr der Staat sich dafür verantwortlich fühlt, desto mehr muß er auch zu Religion und Kirche in ein bestimmtes Verhältnis treten. In England beaufsichtigt der Staat die vorhandenen Schulen und sorgt in gewissem Umfange für die Gelegenheit, Unterricht und Erziehung zu empfangen, aber die Verantwortung für den davon zu machenden Gebrauch und den geistigen Inhalt des Unterrichts fällt dem Individuum, der Familie zu. Es erklärt sich hieraus, warum der englische Politiker seine Meinung über staatliche Einrichtungen unabhängig von dem hegen kann, was er in religiösen Dingen für richtig hält, während bei uns dafür gesorgt ist, daß die Frage, wie Staat und Kirche von einander abzugrenzen seien, keinem Politiker erspart bleibt.

Die Verquickung des Religiösen und Politischen ist so sehr ein Kennzeichen unserer Parteizustände geworden, daß wir mit den Folgen leider wohl immer zu rechnen haben werden. Was diese Folgen betrifft, so ist klar, daß die religiöse Beimischung im politischen Bekenntnis nicht etwa paritätisch wirkt, sondern der kirchlichen Gemeinschaft den Vorrang gibt, die am straffsten organisiert ist und am bestimmtesten die Unterwerfung unter ihre Glaubenssätze fordert, d. h. also dem Katholizismus. Läge diese Wirkung lediglich auf religiösem Gebiet, so wäre das für die Katholiken eine Freude und für die Protestanten ein Ansporn zu festerem Zusammenschluß im Interesse ihrer Kirche. Wir haben aber mit der bekannten Erscheinung des politischen Katholizismus, des Ultramontanismus, zu rechnen, und diesem kommt der Vorteil fast ausschließlich zu gute. Bei der Natur des Ultramontanismus, der die internationale Stellung der römischen Kirche und ihre Macht über die Gewissen zu

einem den nationalen Interessen zuwiderlaufenden Herrschaftssystem mißbrauchen möchte, würde es das Natürliche und Regelrechte sein, wenn sich alle nationalen Richtungen zur Abwehr zusammentäten. Wird aber die Politik in den Dienst kirchlicher Dogmatik gestellt, dann wird die Stellung der Parteien eine ganz andere. Der Unterschied zwischen einer aus der Glaubensüberzeugung quellenden allgemeinen und nur deswegen auch politischen Betätigung und einem Mißbrauch von Glaubenssatzungen zu politischen Dingen kann dann nicht mehr aufrechterhalten werden. Auch die Ultramontanen erscheinen dann als die Vertreter eines kirchlich gleichgearteten, wenn auch im dogmatischen Inhalt abweichenden Standpunkts, und die Konservativen treten an ihre Seite zur grundsätzlichen Bekämpfung des Liberalismus, der ihnen gleichfalls als der politische Ausdruck eines kirchlichen — allerdings negativ kirchlichen — Standpunkts erscheint.

Eine weitere Wirkung der hier besprochenen Verhältnisse ist folgende: Wenn einmal das kirchliche Dogma die Grundlage der politischen Überzeugung bilden soll, dann kann der Katholik mit dem Protestanten nicht auf die Dauer einer Organisation angehören. Nun umfaßt der strenge Konservatismus auf evangelisch-kirchlicher Grundlage nicht einmal alle Kreise dieses Bekenntnisses, denn ausgeschlossen sind davon zunächst natürlich die Liberalen, außerdem aber auch alle diejenigen, die zwar politisch entschieden konservativ denken, kirchlich jedoch auf einem anderen Standpunkt stehen. Im katholischen Lager sieht die Sache anders aus. Der Katholik wird in politischen Erörterungen nicht danach gefragt, wie er zu einzelnen Dogmen seiner Kirche steht. Entweder er gehorcht den Geboten und Ordnungen der Kirche, oder er tut es nicht. Tut er es, so ist es denen, die diesen Gehorsam politisch ausnutzen, völlig gleichgültig, welche Konsequenzen er sonst in Fragen der weltlichen Politik zieht. Er kann ebenso wohl Ultrakonservativer wie Erzdemokrat sein. Der politische Katholizismus spannt also alle politischen Richtungen vor seinen Wagen und umfaßt für seine Zwecke mit derselben Unbefangenheit den Radikalismus wie die Reaktion. Er macht Ernst mit der universalen Bedeutung seiner Kirche und sichert ihr durch dasselbe Prinzip, durch das auf evangelischer Seite die Zerklüftung gefördert wird, einen politischen Vorsprung.

So wird also durch die Beimischung religiöser Gesichtspunkte das Verhältnis der politischen Gegensätze nicht nur verändert, sondern auch infolge der Förderung des Ultramontanismus eine schwere Gefahr für unsere nationale Entwicklung herbeigeführt. (Schluß folgt.)





Ich wanderte allein.

Ich wanderte allein in öder Weite;
Kein Pfad, kein Ziel in sternenloser Nacht!
Kein tröstend Wort, das Hoffnung mir gebracht!
Und nur Verzweiflung gab mir das Geleite.

Da plötzlich schrittest Du an meiner Seite,
Als hab' ein Engel über mir gewacht
Und meines Kummers mitleidsvoll gedacht;
Mir war, als ob ein Lichtglanz sich verbreite!

So schön bist Du zu mir herangetreten!
Ich sah Dich an und willig folgt' ich Dir
Und Deiner milden Worte ernstem Mahnen.

Ich sah Dich an mit selig bangem Ahnen,
Und immer wieder mußt ich leise beten:
„Du liebes Wesen, weiche nicht von mir!"

Gemeinsames Wandern.

Zwei Wege führten in ein Geleis;
So haben wir uns getroffen
Und sind gewandert in gleicher Weis'
Mit gleichem Ziel und Hoffen.

Wir sind gewandert bei Sonnenschein,
Gewandert in Sturm und Regen,
Und früh und spät, Tal aus, Tal ein
Auf mancherlei Wegen und Stegen.

Sie führten hinab, sie führten hinan,
Wir aber blieben die Alten,
Und haben auf uns'rer Wanderbahn
Getreulich Schritt gehalten.

So ist es gekommen, so geht es noch heut,
Eins an der Hand des andern,
Und was uns beide noch nie gereut
War unser gemeinsames Wandern.

Deutscher Winter.

Es brennt mein Auge, es schafft mir Weh
Dies ewige Schmeicheln und Düften,
Ich sehn' mich nach knirschendem Winterschnee;
Nach beißenden Nordlandslüften.

Ich sehn' mich aus dieser Farbenpracht,
Nach dämmernden deutschen Wäldern,
Nach märchenträumender Winternacht,
Nach weißen, schlummernden Feldern.

Das ist kein echter deutscher Mann
Oder vom Rost zerfressen,
Der seinen Winter schmähen kann
Und seinen Wald vergessen.

Aus: Gottfried Schwab, Wolkenschatten und Höhenglanz. Gedichte aus dem Nachlaß. Augsburg 1904.



Hermann Vogel-Plauen, ein deutscher Zeichner.

Von

E. Windrath.

Vogel gehört zu den intimen Künstlern, die für die Betrachtung ihrer Arbeiten eine glückliche Feierstunde fordern, dann aber auch herzlichen Genuß und aufrichtige Freude bereiten. Aus dem verworrenen Brausen der stets geschäft'gen Welt entrückt er uns mit Zaubermacht in den deutschen Märchenwald. Hier ist er zu Hause, wie vor ihm nur zwei deutsche Meister: Moritz von Schwind und Ludwig Richter. Er lebt in und mit der Natur seiner Heimat, der Voigtländischen Jagdgründe, die er als eifriger Jägersmann gründlich kennt und über alles liebt. Daher weiß er mit den Tieren, die er vortrefflich zu charakterisieren versteht, umzugehen, als verstünde er ihre Sprache. Nur selten mißlingt ihm hier etwas. Mit gleicher Liebe zeichnet er die übrige Natur: die Blumen, die Farnkräuter des Waldes, das brombeer- und epheuumrankte Wurzelwerk knorriger Eichen und Buchen, die moosüberzogenen Felsen und den munter fließenden hellen Bach. Nichts ist hier unbedeutend oder überflüssig; nichts ist genialisch-nachlässig hingeworfen, sondern bis ins kleinste ist alles liebevoll ausgeführt, wie es sich gehört für solche Blätter, die anspruchslos ohne das mächtige Mittel der Farbe, nicht wie monumentale Gebilde aus der Ferne wirken wollen. Es dürfte wohl unter den heute lebenden Zeichnern nicht viele geben, die wie Vogel den deutschen Wald so fein in schlichten Bleistift-Zeichnungen wiedergeben. Überall fühlt man bei ihm das eindringliche Naturstudium, und beim Betrachten seiner Waldbilder wird man erinnert an ein Wort, das Schwind einmal zu Ludwig Richter sprach: „Wenn einer an einem schönen Bäumle so recht sein Lieb und Freud hat, da zeichnet er all sein Lieb und Freud mit, und's Bäumle schaut dann ganz anders aus, als wenn's ein Esel schön abschmiert!"

Gleich Schwind und Richter ward Vogel in hohem Maße zuteil die Gunst der „ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis", der Phantasie. Er weiß im Gefühl seiner märchenbildenden Kraft alles mit dem Zeichenstift zu beseelen und glaubt wie Schwind an diese Zauberwelt. Er hat seine Freude am Ersinnen und Fabulieren. Unaufhörlich erzählt er uns mit fröhlichem Humor, der auch über das Traurige einen Schimmer sonniger Heiterkeit hinhuschen läßt. Er spendet von seinem Reichtum, ohne Sorge zu erwecken, der Quell könnte versiegen. Er überrascht durch stets neue Einfälle. Wer daran keinen Gefallen findet, sollte wenigstens nicht kritteln; vielmehr beherzige er, was

Goethe von seiner Göttin, der Phantasie, sagt: „Und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleid'ge".

Oberflächliche Betrachter werfen Vogel Einförmigkeit vor. Ein Blick in die drei Bände seiner Zeichnungen muß diesen Vorwurf schweigen machen. Man wird sogar staunen über die Vielseitigkeit und leichte Schaffenskraft des Künstlers. Daß er seine bestimmte Handschrift schreibt, seinen persönlichen Stil hat, ist nicht zu leugnen. Aber ist ihm daraus ein Vorwurf zu machen? Es ist doch bei jedem Künstler so! Wer erkennt nicht sofort die Art Ludwig Richters, Oberländers, Wilhelm Buschs? Wie mancher Maler setzt nicht jahraus jahrein dieselben Dinge dem geliebten Publikum vor! Wie vielseitig erscheint da Vogel! Der deutsche Märchenwald mit seinen Elfen und Zwergen und allem, was in ihm lebt und webt, ist gewiß unseres Künstlers ureigenstes Reich. Aber mit gleicher Sicherheit führt er uns das Leben und Treiben der Menschen aller Zeiten und Länder vor: die alten Germanen, die Mönche, Minnesänger, Ritter und Edeldamen, die Landsknechte, die zierlichen Gestalten des Rokoko und die Menschen unserer Tage; dazu die Welt der alten Römer und Ägypter, der Muhamedaner und Chinesen — kurz er zeichnet, was ihm gerade einfällt. Und ihm fällt immer was ein; er gehört nicht zu den Malern, die Schwind so lustig charakterisierte: „Dena fallt halt nix ein." —

* * *

Diese Höhe zu erreichen, ist dem jetzt im fünfzigsten Lebensjahre stehenden Künstler nicht leicht geworden. In einem Briefe an F. Pecht schildert er seine Lehrjahre mit ihren quälenden Zweifeln an seinem künstlerischen Können, das sich durch zu starkes Schaffen für Jugendschriften immer mehr verflacht und verflüchtigt hatte. Damals ekelte ihm allmählich vor seiner Kunst, und jeder Strich wurde ihm zur Qual. Sein künstlerisches Gewissen regte sich mächtig. Julius Lohmeyer war es, der ihn aus dieser geistigen Versumpfung herausriß und zu frischem Fleiß und erneutem Studium nach der Natur antrieb. Vogel hat dem seltenen Manne im dritten Bande seiner Zeichnungen ein kleines schlichtes Denkmal gesetzt: Engel schmücken und pflegen das Grab des Kinderfreundes, dessen Bildnis auf dem Grabstein eingemeißelt ist. Den Spuren Ludwig Richters folgend, fand er dann in den Wäldern seiner Heimat und in dem lieblichen Loschwitz die blaue Blume der Poesie.

Wie sehr Vogel seinen Ludwig Richter und Moritz von Schwind verehrt, würde dem aufmerksamen Betrachter der Zeichnungen des Künstlers nicht entgehen, auch wenn er's nicht wüßte aus Vogels eigenen Worten und zahlreichen Anspielungen auf jene beiden deutschen Maler in seinen Arbeiten. In manches Baumes Rinde sehen wir da die Initialen der teuren Namen eingeschnitten; oder die Zwerge sind eifrig beschäftigt, im tiefen Wald an moosiger Felswand das Bild der verehrten Märchenmaler einzumeißeln, und die Nixen steigen aus der kühlen Grotte und bekränzen das fertige Werk der Zwerge. Deutlich gibt

sich des Schülers dankbare Liebe zu den Meistern auch kund in dem prächtigen Doppelblatt zu Ludwig Richters hundertstem Geburtstag und in der poetischen Zeichnung, die uns Meister Schwind vor Augen führt, wie er, gemütlich seine Pfeife schmauchend, zwischen Blumen im Walde vor seiner Staffelei sitzt und sich zu seinem schönsten Werke, dem Märchen von den sieben Raben, von der Elfenkönigin inspirieren läßt. —

Mit diesem Malerpoeten teilt Vogel auch die Freude an sinnvollen und launigen Ornamenten. Darin ist er von geradezu unerschöpflicher Erfindungskraft und Eleganz. Bekanntlich hat Schwind eine ganze Reihe von kunstgewerblichen Entwürfen geliefert, die alle höchst originell gedacht sind. Mit bewußter Absicht arbeitet Vogel für das Kunstgewerbe nicht. Aber man darf wohl behaupten, daß aus seiner Art der Behandlung des Ornamentes, zu dem er alles heranzieht, was ihm gerade paßt und einfällt, noch manche Anregung zu holen wäre. Daß sich derartige, echt volkstümliche und doch künstlerisch wertvolle Ornamente nicht nur zeichnen, sondern auch in dauerhaftem Material ausführen lassen, beweisen die Säulenkapitäle an den Zollhäuschen der neuen Bonner Rheinbrücke. Hier finden wir die alten Germanen auf der Bärenhaut liegen und zechen; den Tacitus mit schwerem Kopf die Germania schreiben; die Lorelei den Schiffer in die Wellen ziehen; die Studenten lustig kommersieren; die Husaren nach des Dienstes Last und Hitze mit ihren Schätzen schäkern; den Kapellmeister eifrig „die Wacht am Rhein“ dirigieren; den Brückenzoll-Einnehmer hinter den Drückebergern her laufen — lauter Szenen, die der gleichen Phantasie entsprungen sind, aus der heraus Vogel und Schwind ihre Ornamente bildeten. Jene Skulpturen an der Bonner Rheinbrücke wurden, obschon sie gar nicht aufdringlich sind, sofort in ganz Bonn populär, und die wenigen kritischen Stimmen würden gar nicht laut geworden sein, wenn die Steinhauerarbeit um ein weniges sorgfältiger ausgefallen wäre.

* * *

Es würde hier zu weit führen, wollte man die Eigenart Vogels gegen die L. Richters und M. v. Schwinds genau abwägen. Die Verwandtschaft ist jedenfalls nur eine geistige. In der Art seiner Darstellung ist Vogel selbständig. Vollends in seinem fröhlich-übermütigen Humor, der oft sogar recht beißend werden kann, sowie in dem Umfang des Stoffgebietes, in der Weite der Lebensauffassung und des politischen Horizontes geht Vogel weit über L. Richter hinaus.

Vielleicht nimmt der eine oder andere Anstoß an manchen Tendenzbildern, in denen unser Zeichner allerlei Modenarrheiten, Zeitereignisse, die „moderne“ Kunst und den Kampf der Jungen und Alten mitnimmt. Gewiß ist die Kunst, auch die bescheidene Zeichenkunst, nicht da zu tendenziösen Zwecken — abgesehen natürlich von der Karikatur. Aber wer will's dem Künstler übel nehmen, wenn er seine Gedanken und Empfindungen über das, was ihn und seine Zeit bewegt, mit dem Bleistift hinschreibt, zumal wenn er's in so ergötzlicher Weise

tut. Man mag ihn ruhig einen Feind der Modernen nennen. Er selbst macht gar kein Hehl aus dieser Feindschaft: „Auch ich sehe in der Umkehr zu der ewig schönen, in jeder Faser deutschen, romantischen Kunst des Meisters der sieben Raben das Heil für unsere in den internationalen Virtuosensumpf geratene Kunst, die das Anrecht, sich deutsch zu nennen, gründlich verscherzt hat. Wenn ich mit meiner schwachen Kraft zu dieser „Sezession" etwas beitragen kann, will ich's mit Freuden tun." .... Ein anderes Mal schreibt er: „Wenn Einen St. Lukas auch nicht in den Malsattel gehoben hat — für deutsche Kunst kann man auch als Troßknecht mit dem Bleistift fechten!" — Ihn ärgert vor allen Dingen die Preisgabe der nationalen Eigenart und die Sucht nach internationaler Wirkung.

„Man muß machen, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Was die Seele von selbst ergreift und wovon sie ergriffen wird, ist das einzig richtige für jeden, der Beruf hat. In diesem unwillkürlichen Ergreifen und Ergriffenwerden besteht die Kunst — Deus in nobis!" .. „Es schwankt jeder, der seine Muttersprache verlernt hat!" Diese Worte Schwinds sind auch Vogel aus dem Herzen gesprochen, wie er ja auch mit Schwind den trefflichen Standpunkt einnimmt: „Es gibt keine neue oder alte Kunst, sondern nur eine gute oder schlechte!" — Er schafft wie Schwind und Richter, im Gefühl ewiger Jugend, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, „unbekümmert darum, ob draußen im Lande der Pleinairismus oder der Byzantinismus Mode ist." Er hat sein eigenes hohes Ideal von deutscher Kunst und deutschem Wesen. Dem entspringt auch seine Begeisterung für Bismarck, dem von Vogels Hand in den sonst so streng unpolitischen Fliegenden Blättern verschiedene Denkmäler gesetzt sind.

* * *

Bis vor wenig Jahren konnte sich Vogel noch keiner offiziellen Anerkennung erfreuen. Er klagte sehr launisch in einem Briefe: „Wir Männer vom Illustrierstift haben gemeinhin wenig auf äußere Ehrung zu rechnen"; und Oberländer schrieb, als er vor einiger Zeit im Anmeldeformular zu einer Ausstellung, die von den empfangenen Auszeichnungen handelnde Rubrik ausfüllen sollte, ebenso einfach wie richtig darunter: „Einige Karten von Stammtischgesellschaften, sonst keine!" — Indessen vor einigen Jahren siegte Vogel in Wien mit seinen schönen Illustrationen zu den Grimmschen Märchen, die ihm die Erzherzog Albrecht-Medaille eintrugen. Und auf der Berliner Kunstausstellung 1902 ward seinen Zeichnungen die kleine goldene Medaille zuteil. So kann sich also in dieser Hinsicht der Künstler nicht mehr beklagen, zumal ihm seine Freunde sehr treu sind. Von dem ersten Teil seines Albums ward binnen Jahresfrist eine neue Auflage nötig — sicherlich ein Beweis, daß der schöne, vornehm ausgestattete Band nicht zu den langweiligen, konventionellen „Salon-Prachtwerken", sondern zu den Schätzen des deutschen Hauses gehört. Die drei bis jetzt erschienenen Bände, vereinigt mit dem Grimmschen Märchenbuch, werden jeder

deutschen Familie, in der noch Sinn für fröhlichen Humor und echten, ungekünstelten Märchenzauber herrscht, eine willkommene Gabe sein. Und wo man diesen Kindersinn nicht hat, da sollte man ihn aus diesen Zeichnungen lernen.

Es ist jetzt so viel die Rede von guten Jugendschriften. Die drei Bände des Albums wird man unbeaufsichtigten Kindern nicht in die Hand geben. Wohl aber werden sie in der Hand der Eltern am Familientische zu einer Quelle dauernden Vergnügens und schönster Anregung der kindlichen Phantasie werden. Ein ganz prächtiges Buch für die Jugend, auch für die erwachsene, ja sogar für die Alten, ist das Märchenbuch, das ebenfalls bei Braun & Schneider erschienen ist. Es ist ein Buch, bei dessen Betrachtung sicher einmal der übliche Lobpreis auf die englischen Kinderbücher verstummen wird. Diese sind gewiß sehr schön und stehen vielfach auf einer künstlerisch viel höheren Stufe als die meisten unserer illustrierten Kinderbücher. Aber was sollen sie mit ihrer fremden Formensprache unserer deutschen Jugend sagen! Man vergleiche nur die vortrefflichen Zeichnungen des Engländers Walter Crane zu den Grimmschen Märchen mit denen Vogels! Bei gleichem künstlerischem Werte müssen die Bilder Vogels wegen ihrer deutschen Innigkeit uns anheimeln, während Cranes Zeichnungen für uns, besonders für unsere Kinder, etwas Fremdes haben.

Damit diese Ausführungen nicht in den Verdacht eines kritiklosen Lobpreises Vogelscher Kunst kommen, sei hier nicht verschwiegen, daß dem rastlos tätigen Künstler bei der erstaunlichen Fülle seiner Zeichnungen hin und wieder auch Verzeichnungen oder Kühnheiten begegnen. Manchmal verdirbt er auch durch Häufung zuvieler Kleinigkeiten den Gesamteindruck, so daß einige Blätter gar zu unruhig wirken! Ne quid nimis! Vielleicht entschließt sich auch unser Künstler, in Zukunft wieder etwas mehr den „kräftigen“, klaren Holzschnitt für die Wiedergabe seiner Schöpfungen zu wählen, anstatt allzuoft die feinen, weichen, malerischen Wirkungen zu erstreben.

Vogel hat seinen Platz noch nicht in irgend einem der zahllosen kunstgeschichtlichen Werke gefunden. Indessen, er wird mit Schwind und Ludwig Richter im deutschen Volke so bald nicht vergessen werden. Jedenfalls wird des Künstlers bescheidener wehmütiger Traum, den eine Vignette im ersten Teil des Vogel-Albums zeigt, nicht in Erfüllung gehen: Auf einem Grabkreuz, das die Buchstaben H. V. trägt, sitzt ein Engelein im stillen Walde und bläst bunte, klare Seifenblasen in die Luft zum Erstaunen eines scheuen Rehs. — Bunt und klar die Wirklichkeit wiederspiegelnd sind die Zeichnungen unseres Künstlers; aber wie Seifenblasen werden sie nicht verwehen und zergehen.





Die transozeanische Segelschiffahrt der Gegenwart.

Von

Gerhard Schott.

Reichgestaltiges, geräuschvolles Leben und Treiben herrscht an Bord und in der Nähe eines zur Abfahrt rüstenden transatlantischen Passagierdampfers. Die Abreise eines transozeanischen Seglers, dem eine vielleicht zehnmal längere Seefahrt als dem Dampfer bevorsteht, geht nahezu spurlos an den Bewohnern auch der Wasserkante vorüber. Und doch, wer Segelschiffsreisen kennt, selbst erlebt hat, dem ziehen beim Anblick der ersten sich blähenden Segel eines großen Schiffes die unverwischbaren Erinnerungen wahrer Seefahrtszeit in ernsten und heiteren Bildern herauf. Er sieht im Geiste das stolze Viermastschiff, wie es in der Nordsee und in dem Englischen Kanal mit widrigen, stürmischen Westwinden vielleicht wochenlang ringt und jede Seemeile Fortschritt mühsam erkämpft, er sieht es wieder vor sich, wie es in den Passaten des Atlantischen Ozeans bei herrlichem Wetter und in schneller Fahrt die tiefblaue Salzflut durchpflügt, deren weiße Schaumflocken seinen Bug umtosen, wie es im Süden vom Kap der Guten Hoffnung oder Kap Horn in der bergehohen Dünung grünschimmernder Wellen auf und nieder steigt und unablässig rollend vorwärts jagt, während lautlos, vom Winde getragen, die Albatrosse vorbeischwingen. Er sieht wieder in dunklen Sturmnächten die hohen Masten gespenstisch in den schwarzen Himmel aufragen und hört die regennassen Segel schwer gegen die Takelage schlagen. Oder es steigen vor seinem geistigen Auge hellgrüne, mit tropischer Vegetation bedeckte Eilande aus spiegelglatter See empor, Eilande, deren windstiller Umkreis den Segler tagelang festhält, sodaß seine Flügel schlaff herabhängen und die ruhige kaum atmende See um den Kiel nur leise murmelnd und gluckſend vernehmbar wird.

Es verlohnt wohl die Mühe, unter Benutzung solcher rückwärtsschauender eigener Erfahrungen und an der Hand daran geknüpfter Studien von den verschiedenen, die transozeanische Segelschiffahrt bestimmenden Faktoren ein Bild zu entwerfen; bildet doch die „große Fahrt" auf Seglern für weiteste Kreise ein Buch mit sieben Siegeln, sodaß ihre

Beschreibung eine Fülle eigenartiger Fragen beantworten wird. Es wird zweckmäßig sein, zu untersuchen, inwieweit bei der heutigen Segelschiffahrt technische Gesichtspunkte, inwieweit kaufmännische Fragen oder Fragen des Welthandels, inwieweit endlich wissenschaftliche Gesichtspunkte eine Rolle spielen; dann werden wir durch das Ineinandergreifen und Zusammenwirken dieser drei Faktoren die heutige Lage der Segelschiffahrt bestimmt und erklärt finden.

Die für die heutige Segelschiffahrt wichtigen nautisch-technischen Gesichtspunkte verkörpern sich hauptsächlich in den vielfachen Verbesserungen und Änderungen, denen das Fahrzeug der Ozeanfahrt, das moderne Segelschiff, im Laufe der letzten Zeit unterworfen worden ist.

I.

Die Fahrzeuge der modernen transozeanischen Segelschiffahrt.

Die Schiffe, welche heutzutage auf den Seglerwegen verkehren, müssen groß sein, wenn anders sie nicht der fast überall vorhandenen Konkurrenz durch die Dampfer unterliegen wollen. Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galten Segelschiffe mit einem Durchschnittsraumgehalt von etwa 600 Registertons[1]) für groß; die älteren Segelschiffskapitäne, welche als Vertreter einer verschwundenen Periode der Segelschiffahrt in den deutschen Küstenplätzen noch vielfach an Land leben, haben auf Briggs und Schunern, die uns heute sehr klein vorkommen, gefahren; wenn es hoch kam, waren die Schiffe als Barken oder Vollschiffe getakelt. Das waren die Zeiten, in denen die Schiffsführer in vielen, ja in den meisten Fällen selbst Anteile am Schiffe hatten und manch schönes Stück Geld bei der Selbständigkeit ihrer Stellung verdienen konnten. Heute, da nach allen wichtigsten Plätzen der Welt der überseeische Telegraph reicht, bestimmt der Reeder von Hause aus jede wichtige Maßnahme; heute, da die großen Segelschiffe bis zu einer halben Million Mark und darüber Baukosten machen, ist der Schiffsführer fast

[1]) Die englische Registerton ist ein Raummaß und gleich 2,82 Kubikmeter (100 englische Kubikfuß). Hiervon zu unterscheiden ist die Tragfähigkeit eines Schiffes in Tonnen à 20 Zentner. Ein Viermastvollschiff neuerer Bauart, wie z. B. der „Peter Rickmers", hat z. B. 2816 Registertons oder nahezu 8000 Kubikmeter Rauminhalt, in welchem er rund 4500 Tonnen oder 90000 Zentner Schwergut laden kann. Begreiflicherweise ist das Verhältnis zwischen Rauminhalt und Ladefähigkeit bei den Schiffen sehr verschieden, zumal bei den verschiedenen Typen der Dampfer (Frachtdampfer, Schnelldampfer usw.); man kann rechnen, daß das neuere Segelschiff etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ mal so viel Tonnen Schwergut ladet, wie es Brutto-Raumgehalt an Registertons aufweist.

stets nur der gegen einen bestimmten Gehalt angestellte Beamte der großen Reedereien und Aktien-Gesellschaften.

Die in den achtziger Jahren beginnende Vergrößerung des Raumgehaltes der Segelschiffe war eine unausbleibliche Folge der Konkurrenz seitens der Dampfer. Besonders als mit der Einführung der sparsamen, dreifach expandierenden Schiffsmaschine die Frachtdampfer aus vergleichsweise sehr entfernten Ländern billige Massengüter in großen Mengen immer noch mit einem Nutzen an den Markt bringen konnten, da mußten die Segelschiffe naturgemäß ihre Ladefähigkeit steigern. Man erkannte auch bald, daß eine solche Vergrößerung der Schiffsgröße an sich praktisch sei; die allgemeinen Unkosten wachsen nicht in gleichem Maße wie die Tragfähigkeit, und besonders wertvoll war die Feststellung, daß die durchschnittliche Geschwindigkeit eine ganz erhebliche Zunahme bei großen Schiffen erfahre. Das große moderne Segelschiff mit seinen sehr hohen Masten läuft oft noch 3—4 Seemeilen[*]) in der Stunde bei ganz flauer Brise, wenn die alte Brigg schon nahezu still liegt, und bei stürmischen Winden sind die modernen Riesensegler unvergleichlich länger als kleine Fahrzeuge imstande, mit vollen Segeln weiter zu fahren, „durchzuhalten" noch dann, wenn kleine Segler schon beidrehen müssen; wesentlich ist dabei der Umstand, daß, wie der Schiffsrumpf, so auch nahezu die gesamte Takelage von Eisen oder Stahl ist, während früher Holz und Hanf die benutzten Materialien darstellten. — Wie stark die Zahl der großen Segler in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, mag die folgende Zusammenstellung zeigen. Es gab in der deutschen Seglerflotte von Schiffen, die über 1000 Registertons Raumgehalt aufweisen:

im Jahre	Zahl	Reg.-Tons	Besatzung	Mannschaftsstärke
1873:	33	37827	743	1.96 für je 100 Reg.-Tons
1883:	150	186697	3109	1.66 für je 100 Reg.-Tons
1893:	250	359744	5306	1.50 für je 100 Reg.-Tons
1903:	226	418691	5327	1.27 für je 100 Reg.-Tons

Die unterste Reihe in vorstehender Tabelle lehrt, daß der Höhepunkt der Entwicklung erreicht sein dürfte; denn die Zahl der großen Schiffe hat seit 1893 wieder etwas abgenommen, wenn auch der Tonnengehalt noch weiter gestiegen ist. Die Tabelle lehrt außerdem, daß mit zunehmender Schiffsgröße es möglich wird, mit vergleichsweise weniger Mannschaft das Schiff zu bedienen als bei kleinen Seglern. Man darf daraus nicht folgern, daß die Segelschiffsreedereien in unzulässiger Weise

*) Das gebräuchlichste nautische Längenmaß = 1,85 km.

den relativen Mannschaftsbestand vermindert haben — ein solches Vorgehen würde im Laufe der Jahre durch vermehrte Unfälle und infolgedessen erhöhte Versicherungsprämien sich zweifellos bitter gerächt haben —; vielmehr ist die Möglichkeit, mit verhältnismäßig schwächerer Besatzung als früher die Segler über den Ozean zu schicken, gegeben durch zahlreiche und tiefgreifende Verbesserungen und Erleichterungen in der Bedienung des Ankergeschirres und in der Bearbeitung der Segelflächen. Früher hatte man im allgemeinen an den Masten nur je 4, aber sehr große Segel, die bei zunehmendem Sturm schwierig festzumachen waren; jetzt hat man die Breite der Rahen und Segel zwar vergrößert, die letzteren aber in horizontaler Richtung geteilt, sodaß die Schiffe doppelte Mars- und Bramrahen führen, an die nur schmale, handige Segel angeschlagen werden; ein moderner Segelschiffsmast trägt daher 6 bis 7 Segel. Ganz neuerdings hat man besondere Windevorrichtungen, um das Hissen und Brassen sehr schwerer Rahen, d. h. das Bewegen der Rahen vertikal nach oben und das Drehen horizontal zu erleichtern. Ferner besitzen die heutigen Viermaster meistens einen sogenannten Donkey Kessel oder Hilfskessel, der Dampf liefert, um die Anker mit Dampfkraft einzuhieven, ja wohl auch um das Schiff mit Dampf zu steuern, und der außerdem zur Herstellung von Süßwasser benutzt wird.

Augenblicklich ist das größte Segelschiff der Welt der Hamburger zur Reederei F. Laeisz gehörende Fünfmaster „Preußen“. Seine Abmessungen sind nach offiziellen Angaben die folgenden: größte Länge 133,5 Meter, größte Breite 16,4 Meter, Tiefe vom Kiel bis zum Deck mittschiffs 10,25 Meter. Der Rauminhalt beträgt 4765 Registertons, die Ladefähigkeit etwa 160000 Zentner; wenn die „Preußen“ einen Tiefgang von etwa 8 Meter hat, so verdrängt sie eine Wassermasse von 11000 Tonnen oder 220000 Zentner (Deplazement). Ein Doppelboden gestattet, eine große Menge Wasser als Ballast einzunehmen. Das Schiff führt 43 Segel, welche zusammengefügt eine Fläche von 5560 Quadratmeter bedecken würden. Der Flaggenknopf befindet sich 68 Meter über dem Kiel! Die Länge der Unterrahen beträgt 31,2 Meter. Der größte Durchmesser der aus runden Stahlplatten zusammengenieteten, also hohlen Masten beläuft sich auf 0,9 Meter. Die Gesamtlänge des stehenden Stahlgutes ist 10800 Meter, die des laufenden Stahlgutes 17260 Meter, die des laufenden Hanfgutes 17260 Meter usw., so daß im ganzen das Tauwerk eine Länge von annähernd 45 Kilometer erreicht.

Auf den heutigen langen Segelschiffen ist es unmöglich oder doch sehr schwierig, Kommandos von hinten, vom Heck her, wo im allgemeinen

der Stand des Kapitäns oder Wachoffiziers ist, bis nach vorn hin zu geben; es ist unmöglich, die ganze Schiffslänge zu „überschreien", zumal bei schlechtem Wetter und in dunkler Nacht. Deshalb haben die meisten Viermaster neuester Konstruktion mittschiffs, in ähnlicher Weise und an ungefähr derselben Stelle wie die Dampfer, eine Art Kommandobrücke; mittschiffs ist das Hauptdeck überbaut und auf diesem Oberdeck hat der wachehabende Steuermann seinen Platz. In dem Aufbau sind ferner schöne, bequeme Kajüten, Kammern, Speiseräume u. a. m. Häufig führt eine Laufbrücke von der Back bis zur Poop, d. h. von vorn bis hinten. — Die Namen der Masten eines fünfmastigen Barkschiffes sind, von vorn an gezählt, Fockmast, Großmast, Mittelmast, Achtermast und Besansmast. Ein Viermaster von rund 3000 Registertons hat eine Besatzung von etwa 30 Mann, ein Fünfmaster von 4000 Registertons wird durch eine ungefähr 40 Köpfe starke Mannschaft bedient.

Diese neueren Riesenschiffe erzielen mit steifer Brise aus günstiger Richtung oft tagelang eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 10 Knoten, d. h. Seemeilen in der Stunde, und halten dann mit weitaus den meisten Frachtdampfern Schritt. Über außergewöhnliche Leistungen wird am Schlusse dieser Studie noch etwas zu sagen sein.

Aus den vorstehenden Angaben wolle der Leser nicht die Meinung entnehmen, daß *alle* heutigen transozeanischen Segelschiffe solch riesengroße Viermast- oder Fünfmastschiffe seien, wie eben angeführt. Die Durchschnittsgröße der Segelschiffe der Jetzzeit, soweit sie für die „große Fahrt" bestimmt sind, mag zwischen 2000 und 2500 Registertons liegen und ist damit immerhin 4 bis 5 mal so groß als in den Jahren vor 1880; besonders beliebt ist neuerdings die Viermastbark, ein Schiffstyp, bei welchem drei Masten Rahen tragen, während der vierte Mast nur für Gaffelsegel bestimmt ist.

Von der Überzeugung ausgehend, daß ein angehender Seemann, und zwar auch der künftige Dampferführer, nirgends eine so gründliche und sachgemäße Schulung und Ausbildung in der „Seemannschaft" gewinnen könne, wie auf einem Segler, daß die praktische Segelschiffahrt sozusagen die Hochschule für den Seemann sei, haben in den letzen Jahren der Schulschiffverein und der Norddeutsche Lloyd sogenannte „Schulschiffe" in Fahrt gesetzt, welche vorzugsweise dazu dienen, den jungen Leuten eine vollkommene Kenntnis von der Bedienung eines vollgetakelten Segelschiffes in den Fällen zu vermitteln, wo es ihnen schwierig ist, auf gewöhnlichen Handelsfahrzeugen ihre Laufbahn anzutreten. Es war diese Maßnahme um so notwendiger, als die Zahl der transozeanischen Segler

an sich eine recht beschränkte ist. Die Schulschiffe sind große, schneidige Drei- und Viermaster, die sich für ihren Zweck sehr bewähren und zum Teil nebenbei auch Handelsinteressen verfolgen, indem sie Güter befördern.

Bei den unverkennbaren Fortschritten, die hinsichtlich des Baues und der Ausstattung der großen Segler zu verzeichnen sind, liegt der Gedanke nahe, die Zeiten geringen oder geringsten Vorwärtskommens, welche durch Gegenwinde und Gegenstrom in engen Gewässern oder durch Windstille verursacht werden, dadurch unschädlich zu machen, daß man in die großen Segelschiffe eine kleine Dampfmaschine einbaut, welche eben genügt, um mittels einer Schraube dem Schiffe eine Vorwärtsbewegung von etwa 4 bis 7 Seemeilen in der Stunde zu geben. Man würde außerdem den Vorteil haben, bei dem Einlaufen in Flußmündungen oder Häfen die immer sehr kostspielige Hilfe von Schleppdampfern, welche Segelschiffen in solchen Fällen unentbehrlich ist, entbehren zu können. In der Tat haben diese Erwägungen im Jahre 1891 die Reederei R. C. Rickmers in Bremen dazu geführt, einen großen, fünfmastigen Segler-Dampfer in Greenock (Schottland) erbauen zu lassen; die „Maria Rickmers" war mit 3850 Registertons seinerzeit das größte Segelschiff der Welt und hatte eine Dampfmaschine von 750 Pferdestärken, mittels welcher der Segler unter Dampf in Windstille etwa 7 Knoten fahren konnte. Im Jahre 1892 hat das Schiff seine erste Reise nach Singapur glücklich ausgeführt, ist dann aber leider gleich auf der ersten Rückreise von Hinterindien spurlos verschwunden. Dieser tragische Ausgang eines an sich sehr verheißungsvollen Versuches hat erklärlicherweise in den nächsten Jahren die Reederei abgehalten, auf dieser Bahn weiterzuschreiten; es darf aber der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß über kurz oder lang doch noch einmal ein solcher bei den heutigen Segelschiffsverhältnissen durchaus günstig erscheinender Schiffstyp wieder erscheint.

II.

Die von den heutigen Segelschiffen beförderten Güter und eine Statistik der Segelschiffsreisen.

Man begegnet häufig der Meinung, daß die transatlantische Segelschiffahrt ausgestorben oder doch nahezu ausgestorben sei; daß diese Meinung durchaus irrtümlich ist, ergibt sich schon aus den im vorigen Abschnitt über die heutigen Segler gemachten Angaben. Die Meinung hat wohl ihre hauptsächlichste Ursache in dem Umstande, daß das Segelschiff aus der Passagierfahrt allerdings gänzlich verdrängt ist. Von gelegentlichen,

vollkommen unbedeutenden Personenbeförderungen in abgelegenen Meeresgebieten abgesehen, widmet sich das moderne Segelschiff ausschließlich der Beförderung von Gütern. Wie wenig die transozeanische Segelschiffahrt ausgestorben ist, erhellt auch aus der Tatsache, daß in der Gegenwart auf rund 70 Dampfer immer noch 30 Segler kommen; legt man allerdings nicht die Schiffszahl, sondern den Raumgehalt zu Grunde, wodurch man ein besseres Bild von der Leistungsfähigkeit beider Schiffsarten gewinnt, so kann man auf 20—15 Segler-Registertons 80—85 Dampfer-Registertons rechnen (Verhältnis wie 1 : 4,55). Aber auch in dieser Angabe ist die Bedeutung der Segelschiffsflotte für Handel und Verkehr doch noch um deswillen zu groß gerechnet, weil ein Dampfer von bestimmtem Raumgehalt infolge seiner durchschnittlich größeren Geschwindigkeit auf gleicher Seestrecke im Laufe einer Zeiteinheit, sagen wir im Laufe eines Jahres, ungefähr 2,5 bis 3 mal mehr Güter bewegt als ein Segelschiff unter denselben Verhältnissen; dann gelangen wir schließlich zu dem natürlich auch nur annähernd zutreffenden Ergebnis, daß die kommerzielle Bedeutung der heutigen deutschen Hochseesegler zu derjenigen der deutschen Hochseedampfer sich verhält wie 1 : 12. Im ganzen ist also — dies muß man zugestehen — die Segelschiffahrt von der Dampfschiffahrt weit, weit überholt, und es sind einerseits nur noch ganz bestimmte Güter, die eine lohnende Verfrachtung durch Segelschiffe zulassen, und es sind anderseits nur noch einige ganz bestimmte Seewege, auf denen in größerem Umfange regelmäßige Segelschiffsfahrten stattfinden.

Was die ersteren, die beförderten Güter, betrifft, so handelt es sich bei Segelschiffsfrachten meist um sogenannte Massenartikel, d. h. um große Mengen nicht sehr wertvoller Güter, wie z. B. Salpeter, Reis, Getreide, Kohle, Holz. Bessere Stückgutladungen, d. h. Ladungen mit verschiedenartigen, in Kisten verpackten mehr oder weniger wertvollen Kaufmannsgütern, oder Ladungen wie Kaffee, Zucker, Kakao usw. fließen dem heutigen Segelschiff nur in Ausnahmefällen zu; meistens sind die Ablieferungsfristen so knapp und die vom Dampfer geforderten Frachtraten auch so niedrig, daß dem Segelschiff solche an sich besser lohnende Beschäftigung entgeht. Fassen wir die wichtigsten Produktionsländer der Erde nach bestimmten Gruppen hinsichtlich ihres Segelschiffsverkehrs in das Auge!

Die Segelschiffahrt zwischen Europa und der Ostküste von Nordamerika ist heutzutage auf ein Minimum herabgegangen, besonders auch insofern, als die hier beschäftigten Segler vielfach nicht moderner Bauart sind, oft alte, hölzerne Schiffe; diese Schiffe werden aufgebraucht,

indem sie Holz, Harz und Petroleum transportieren, letzteres jedoch nur nach solchen europäischen Häfen, welche keine Tankanlagen besitzen; denn nach Orten mit Tankanlagen bringen die sog. Petroleumtankdampfer das Öl. Nach Westindien schaffen Segelschiffe hauptsächlich Kohlen, z. B. nach St. Thomas, Trinidad; zurückkehrend laden sie Farbhölzer, das Blauholz Haitis, Mahagoni- und Cedernholz. Auch im Verkehr mit der Ostküste Südamerikas beschränkt sich das Ausfuhrgut in der Hauptsache auf Kohlen; nach Europa bringen die Segler von den südlichen Häfen Brasiliens und vom La Plata Häute, Knochenasche, Quebrachoholz, auch manchmal Getreide. Die riesigen Verschiffungen des brasilianischen Kaffees erfolgen ausnahmslos mit Dampfern.

Gehen wir um Kap Horn an der Westküste Südamerikas nordwärts, so gelangen wir zur Küste Nordchiles, und damit zu derjenigen Küste, welche heute für die große Segelschiffahrt die weitaus wichtigste ist. In der Verfrachtung des Chilesalpeters liegt heutzutage der Kernpunkt und Angelpunkt des Gedeihens der transatlantischen Seglerflotte überhaupt; ihr zu Liebe sind hauptsächlich die modernen Riesensegler gebaut worden. Die sogenannten Salpeterhäfen, wie Antofagasta, Caleta Buena, Pisagua, Junin, Tocopilla, Taltal usw. sind kleine, unbedeutende, im deutschen Binnenlande vielleicht wenig bekannte Orte; aber es sind unseren deutschen Seeleuten wohlvertraute Namen. Der bedeutendste Salpeterhafen ist das unter 20° S. Br. gelegene Iquique. In nahezu allen Fällen handelt es sich dabei nicht um Häfen im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern um mehr oder weniger offene Reeden; bildet doch die ganze Küste Nordchiles und Südperus eine gerade Linie mit steil abfallenden großen Meerestiefen. Der Salpeter ist eine so recht für das moderne große Segelschiff geeignete Ladung, ganze Flotten von Seglern liegen oft vor der hohen, öden Gebirgsküste, und nicht selten kommen, falls sich nicht ein Kohlentransport nach Valparaiso auf der Ausreise lohnt, die Segler selbst in Ballast von weit her, von Europa oder von Australien und Ostasien, um Salpeter nach Europa zu laden. Wichtig ist dabei, daß die Verschiffung des Salpeters an keine Jahreszeit gebunden ist, während dies bei dem für die Segelschiffahrt zweitwichtigsten Produkte, dem Reis, noch bis zu einem erheblichen Grade der Fall ist, wie wir noch sehen werden. Im Jahre 1889 betrug der Wert der chilenischen Salpeterausfuhr 45 Mill. Mark. — Sehr zurückgegangen ist in letzter Zeit der Segelschiffsverkehr mit Peru und Ecuador, weil Ladung für die Rückreise fehlt; dasselbe gilt von den Plätzen an der Westküste der zentralamerikanischen Republiken, doch werden von hier

manchmal wertvolle Hölzer verfrachtet. Von der Westküste Nordamerikas bringen die Segelschiffe vorwiegend Getreide nach Europa. Noch bis vor 2—3 Jahren bestand zwischen Europa und Kalifornien keine direkte Dampferverbindung; aber seitdem auch hierher, ja bis Seattle und Tacoma am Puget Sound, der Frachtdampfer ab Hamburg und London vorgedrungen ist, hat das Segelschiff auch hier überall mit der Konkurrenz der Maschinenkraft zu kämpfen.

Bleiben wir im Stillen Ozean, weiter westwärts uns wendend, so ist heutzutage nirgends, weder auf den vielen Inselgruppen der Südsee noch in Ostasien, für die Segelschiffe ein sicheres und lohnendes Feld der Betätigung vorhanden. Zwar kommen Verladungen von Kopra, d. h. dem Fleisch der Kokosnüsse, und von Phosphaten aus der Südsee öfters vor, aber eine erhebliche Rolle spielen sie nicht, besonders nicht für große Segler. Letztere haben nur im Verkehr mit Japan öfters Beschäftigung, insofern Petroleum in Blechkisten, sogenanntes Kistenöl, von New York und Philadelphia ziemlich häufig direkt nach Yokohama, Kobe-Hiogo, Nagasaki verladen wird. Im übrigen ist die in den siebenziger, ja noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ungemein blühende große Segelschiffahrt an den chinesischen, japanischen und sibirischen Küsten vollkommen zusammengebrochen und der Dampfschiffahrt erlegen. Nicht wenige der heute noch fahrenden Dampferkapitäne haben als Matrosen oder Steuerleute auf kleineren oder mittelgroßen Segelschiffen s. Zt. mehrere Jahre „draußen an der Chinaküste" zugebracht. Damals, nach der Eröffnung der Traktathäfen, fanden die europäischen Segler sehr lohnende Beschäftigung, z. T. in chinesischen Diensten; konnten sie doch jederzeit, d. h. auch gegen den herrschenden, je während eines halben Jahres aus einer Richtung wehenden Monsun, Reisen in diesen Gewässern ausführen, während die einheimischen Dschunken, die an sich seetüchtige Fahrzeuge sind, gegen einen steifen Wind anzukreuzen nicht imstande sind. So fuhren deutsche Segelschiffe regelmäßig von Bangkok oder Saigon nach Hongkong, Amoi, um Reis nach China zu bringen; andere exportierten von Niutschwang sogenannten Bohnenkuchen nach Canton, wieder andere beförderten Stückgüter und einheimische Passagiere (Kulis) zwischen Tientsin, Tschifu und Schanghai. Alle diese Segelschiffsfahrten haben aufgehört, und wir können uns damit trösten, daß der erheblichste Teil der heute von Dampfern betriebenen ostasiatischen Küstenschiffahrt neuerdings aus englischen Händen an die deutsche Flagge übergegangen ist.

Erheblich günstiger sind die Verhältnisse bei Australien. Dieser zu Europa fast antipodisch gelegene Kontinent wird bisher von vergleichs-

weise wenigen Dampferlinien aufgesucht; außerdem sind Wind und Wetter für Hin- und Rückreisen nach und von Australien besonders günstig, sodaß das große Segelschiff gerade hier bei den bedeutenden Entfernungen unter noch ziemlich vorteilhaften Bedingungen den Wettbewerb mit dem Dampfer aufrecht erhält und sich für absehbare Zukunft aus dieser Stellung auch nicht wird verdrängen lassen. Nach Australien in Segelschiffen verladen werden ordinäre Stückgutladungen, Holz, Zement, Schienen u. dgl., von Nordamerika Petroleum; auf der Rückreise ist die Ladung meistens Getreide. Das zweitwichtige Produkt Australiens, die Wolle, geht nahezu ausschließlich mit Dampfern.

Immerhin steht der Segelschiffsverkehr mit Australien noch zurück hinter demjenigen mit Hinterindien, im besonderen mit den sogenannten „Reishäfen“. Daß der Transport von Reis nächst dem von Salpeter die wichtigste Beschäftigung der heutigen Seglerflotte sei, wurde schon oben angedeutet. Die Segelschiffsreisen nach Hinterindien und zurück, deren eine als Beispiel ihrem normalen Verlaufe nach in einem späteren Abschnitt beschrieben werden soll, haben auf der Ausreise meistens einen Hafen zum Ziel, in welchem Kohle begehrt ist; der wichtigste Platz in dieser Beziehung ist Singapur. Auch Penang, Batavia, Samarang, Surabaya, Makassar kommen in Betracht. Aber diese Plätze führen keinen Reis aus; deshalb versegelt das Schiff vom Kohlenplatz, wenn die Kohlenladung gelöscht ist, in Ballast nach dem Reishafen. Reishäfen sind Rangun im Irawaddy-Delta am Pegu-Fluß, Saigon am Mekong-Delta, Bangkok in Siam, Bassein am Irawaddy, Akyab im nordöstlichsten Teil der Bay von Bengalen und Moulmein im Golf von Martaban; die Häfen sind in der Reihenfolge ihrer Bedeutung für den Reishandel aufgeführt. Da der weitaus größte Teil des Reises als Paddy, d. h. als Reis in der Hülse, direkt nach der Ernte verschifft wird, dauert die hauptsächlichste Periode der Verschiffung etwa von Ende Januar bis Ende Mai. Der Wert der Reisausfuhr nur von Britisch Birma bezifferte sich im Jahre 1888/89 auf 130 Millionen Mark, und in jenem Jahre besuchten nicht weniger als 306 transozeanische Segler allein den Hafen Rangun.

Nicht selten kommen die Segelschiffe von weit her in Ballast nach den Reishäfen, ganz so, wie dies bei den Salpeterplätzen oft der Fall ist. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachten die deutschen Segler den Reis nahezu ausschließlich nach Deutschland, besonders nach Bremen; in den letzten Jahren hat sich auch eine erhebliche Reisfahrt deutscher Schiffe derart entwickelt, daß enthülster Reis

von Hinterindien nach Westindien und Brasilien gebracht wird. Es muß zugegeben werden, daß, im ganzen genommen, der Anteil der Seglerflotte am Reistransport in den letzten Jahren bedeutend gesunken ist, indem auch er an Dampfer mehr und mehr übergeht.

Eigentümlich ist, daß die deutsche Segelschiffahrt mit Vorderindien niemals wirklich rege Beziehungen aufrecht erhalten hat; der Grund dafür ist nicht recht ersichtlich, da doch die deutsche Flagge sonst neben der englischen nahezu überall festen Boden zu fassen gewußt hat. Nur selten kommen deutsche Segelschiffe nach Calkutta, von wo Jute oder Leinsaat geholt wird, sehr selten nach Madras und Ceylon, fast gar nicht nach Bombay, Persien usw.; dies war vor 20, 30 Jahren so, und ist heute noch so.

Auch die Segelschiffahrt mit west- und ostafrikanischen Plätzen, welche zum Schlusse dieser Übersicht erwähnt werden möge, ist nahezu gleich Null; aber hier liegt, im Gegensatz zu dem Verkehr mit Vorderindien, die Sache so, daß ein früher recht blühender Seglerverkehr im Laufe der letzten zwei bis drei Dezennien vollständig oder nahezu vollständig aufgehört hat, erdrückt von den auch alle kleinen Küstenorte aufsuchenden westafrikanischen und ostafrikanischen Dampferlinien. Nur nach dem Kaplande, wo Kapstadt und Port Elizabeth Kohlen, Eisenschienen, Holz und Stückgüter in Menge aufnehmen, erfolgen öfter Abfahrten von Segelschiffen; jedoch sind diese Schiffe infolge des Mangels geeigneter Rückfrachten meistens genötigt, mit Ballast nach irgend einem anderen Lande weiter zu versegeln. —

Erfreulich in seiner Gesamtheit ist dieser Überblick über die dem modernen Segler offenstehenden Beschäftigungsmöglichkeiten gewiß nicht, da ja in den meisten Füllen auf die hart andrängende Konkurrenz durch den Dampfer hingewiesen werden mußte. Die Entscheidung darüber, ob auf einem gewissen Weltverkehrswege der Segler dem Dampfer weichen muß oder nicht, hängt, wie wir gesehen haben, zu einem erheblichen Teile von der Art und Beschaffenheit, von dem Werte der Güter ab; eine bedeutende Rolle dabei spielen auch die Witterungsverhältnisse. Da, wo die Segelschiffe infolge vieler Windstillen oder Gegenwinde vergleichsweise lange Reisen haben, erliegen sie viel eher als da, wo ihnen durchweg große Windstärken und günstige Windrichtungen für die Ozeanfahrt zur Verfügung stehen. Der volle Zusammenbruch der Segelschiffahrt nach Ost- und Westafrika einerseits, die Blüte der Segelschiffahrten nach der Westküste Südamerikas und nach Australien andererseits erklärt sich zum Teil mit aus den eben angedeuteten Witterungszuständen.

Die nachstehende Tabelle I, welche ebenso wie Tabelle II einer von Kapitän Meyer herrührenden statistischen Zusammenstellung in den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie“ entnommen ist, soll zahlenmäßig die außerordentlich ungleichmäßige Verteilung der Segelschiffsreisen auf die verschiedenen Länder klarlegen; durch die Gegenüberstellung der Prozentzahlen für das Jahr 1875 und 1895 werden auch die durchgreifenden Verschiebungen, die gerade innerhalb dieser 20 Jahre eingetreten sind, ersichtlich.

Tabelle I.

Zahl der Reisen deutscher Segelschiffe in % der Gesamtsumme.

(Nach den bei der Seewarte eingegangenen Journalen.)

Jahrgang	Nordamerika Ost-Küste	West-Indien	Brasilien	La Plata	Chile	Peru und Ecuador	Zentr.-Amer. West-Küste	Nordamerika West-Küste	Sandwich-Inseln	Südsee-Inseln	Australien	Sunda-Inseln	Ost-Asien	Singapur Reisländer	Vorder-Indien	Ost-Afrika	Kapland	West-Afrika
	Ausgehend von Europa nach ...																	
1875	32	15	3	4	8	1	2	2	1	2	2	1	8	12	—	1	2	4
1895	15	3	14	4	31	1	5	2	1	—	6	3	1	9	1	—	4	—
	Rückkehrend nach Europa von ...																	
1875	34	15	2	2	9	—	4	2	—	4	1	2	8	12	—	1	—	4
1895	17	3	1	7	41	—	4	4	—	1	9	—	—	13	—	—	—	—

Es fällt auf, daß im Jahre 1875 32 Prozent aller Ausreisen die Ostküste Nordamerikas zum Ziele hatten, im Jahre 1895 31 Prozent aller Ausreisen die Westküste Südamerikas; im Jahre 1875 kamen 34 Prozent aller Segelschiffe von der Ostküste Nordamerikas, im Jahre 1895 dagegen 41 Prozent von der Westküste Südamerikas. Der Verkehr mit der Ostküste der Vereinigten Staaten hat um rund 16—17 Prozent abgenommen, derjenige mit Chile aber um 23 bezw. 32 Prozent zugenommen, ersteres infolge der übermächtigen Dampferkonkurrenz, letzteres infolge Erschließung der Salpeterlager, wie oben geschildert wurde. Der Segelschiffsverkehr mit den Reisländern hat sich seit 1875 auf annähernd gleicher Höhe gehalten. Die Rückreisen nach Europa sind 1895 auf einige wenige Länder verteilt; von Ostasien, Vorderindien und Afrika kamen 1895 gar keine deutschen Segler in direkter Fahrt nach Europa zurück.[*])

[*]) Bei den dieser Tabelle I zu Grunde liegenden Zahlen ist die Einschränkung zu machen, daß sie zunächst nur gelten für die Reisen derjenigen Segelschiffe, welche für die Deutsche Seewarte in Hamburg ein Journal führen: dies sind aber nicht alle Segler Doch wird das prozentige Verhältnis richtig zum Ausdruck gekommen sein.

Tabelle II.

Verhältnis des Hamburger Dampferverkehrs zum Hamburger Segelschiffsverkehr für das Jahr 1895 in %.

	Nordamerika Ost-Küste		West-Indien		Brasilien		La Plata		Chile		Peru und Ecuador		Zentr.-Amer. West-Küste	
	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons
Von Hamburg nach transozeanischen Häfen abgegangene Schiffe in %														
Dampfer	80	91	67	91	56	83	98	99	49	59	56	77	44	61
Segler	20	9	33	9	44	17	2	1	51	41	44	23	56	39
Von transozeanischen Häfen in Hamburg angekommene Schiffe in %														
Dampfer	86	95	48	82	69	95	51	70	26	30	47	73	82	89
Segler	14	5	52	18	31	5	49	30	74	70	53	27	18	11

	Australien		Ost-Asien		Singapur Inselländer		Vorder-Indien		Ost-Afrika		Kapland		West-Afrika	
	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons	Zahl	Tons
Von Hamburg nach transozeanischen Häfen abgegangene Schiffe in %														
Dampfer	30	42	100	100	64	72	85	85	88	98	72	91	97	99
Segler	70	58	—	—	36	28	15	15	12	2	28	9	3	1
Von transozeanischen Häfen in Hamburg angekommene Schiffe in %														
Dampfer	91	97	100	100	68	78	90	89	83	97	85	97	100	100
Segler	9	4	—	—	32	22	10	11	17	3	18	3	—	—

In Tabelle II ist auf Grund der Hamburger Statistik für das Jahr 1895 der prozentige Anteil des Dampfer- und Segelschiffsverkehrs mit den verschiedenen Ländern angegeben; es sind hier also, im Gegensatz zu Tabelle I, in der nur deutsche Schiffe berücksichtigt waren, alle Schiffe, die den Hamburger Hafen aufgesucht haben, auch die fremdländischen, in Rechnung gesetzt. Wir können den Hamburger Verkehr als typisch annehmen, nicht bloß deshalb, weil Hamburg der wichtigste Hafen des europäischen Festlandes ist, sondern auch deshalb, weil Hamburgs Handel sich ziemlich gleichmäßig über alle Erdteile erstreckt und auf nahezu sämtliche Handelsartikel bezieht, was man von sehr vielen Häfen, z. B. auch von Bremen, nicht in dem Maße sagen kann. Wenn wir dann die einzelnen Reihen in senkrechter Richtung durchmustern, so finden wir mehrere Länder, deren Segelschiffsverkehr nicht bloß der Zahl der Schiffe nach, sondern auch dem Tonnengehalt nach noch einen sehr erheblichen prozentigen Anteil des Gesamtverkehrs ausmacht; so waren im Jahre 1895 von allen Seeschiffen, die Hamburg mit der Bestimmung nach Chile, nach der Westküste Zentralamerikas und nach Australien verließen, 51 Prozent, bezw. 56 Prozent, bezw. 70 Prozent Segelschiffe! Nach Australien ist auch dem Tonnengehalt nach mehr Segelschiffsraum abgegangen als Dampferraum. Auf den Rückreisen nach Hamburg dagegen liegen für Australien die Verhältnisse wieder ganz anders: nur 9 Prozent der von Australien in Hamburg angekommenen Schiffe waren Segler. Aber vom La Plata (49 Prozent), von Chile (74 Prozent), von Peru

und Ecuador (53 Prozent), sowie von Westindien (52 Prozent) kamen sehr viele Segelschiffe zurück, zum Teil, wie wir sehen, mehr Segler als Dampfer. Freilich muß man auch den Tonnengehalt beachten; die von Westindien rückkehrenden Segler, welche 52 Prozent aller von da gekommenen Schiffe bildeten, brachten doch nur 18 Prozent der Gesamtladung von dort herüber, waren demnach durchweg sehr kleine Fahrzeuge. Ein wirkliches Übergewicht auch hinsichtlich der beförderten Güter hat die Segelschiffahrt auf Rückreisen nach Hamburg nur bei Chile zu verzeichnen; hierin kommt wieder der Salpeterimport zum Ausdruck. Die Bedeutung der Reistransporte von Hinterindien kommt in der Hamburger Statistik der Tabelle II nicht voll zum Ausdruck, weil für diesen Verkehr nicht Hamburg, sondern Bremen der wichtigste deutsche Platz ist. —

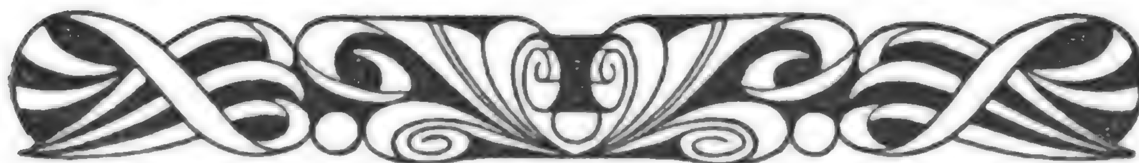
Die moderne transozeanische Segelschiffahrt kämpft, trotz aller Bemühungen, Fortschritte zu machen und den sehr veränderten Anforderungen der Neuzeit gerecht zu werden, einen harten Kampf um die Existenz, zumal in den letzten Jahren der allgemeinen, großen wirtschaftlichen Depression. Wenn man auch zuversichtlich annehmen darf, daß in absehbarer Zeit der Segler nicht von der Hochsee verschwindet, so ist doch die Lage der Segelschiffsreederei tatsächlich so ungünstig geworden, daß im Winter 1903/04 eine „Internationale Vereinigung der Segelschiffsreeder" zustande gekommen ist, deren Mitglieder sich verpflichtet haben, nur zu gewissen, die Unkosten wenigstens deckenden Minimalfrachtsätzen Ladung zu befördern, und, falls solche Ladung nicht zu erreichen ist, die Schiffe „aufzulegen", d. h. außer Fahrt zu setzen. Dieser Abmachung haben sich bis jetzt die Besitzer von rund 2 Millionen Registertons „Schiffsräumte" angeschlossen, darunter alle größeren deutschen Segelschiffsreedereien, 75 Prozent der englischen, ferner norwegische, französische Reedereien usw. Ob dieser Versuch eine Besserung des Frachtenmarktes herbeiführen wird, bleibt abzuwarten und ist besonders um deswillen nicht sicher, weil das französische Segelschiff infolge der hohen, von Staatswegen gezahlten Beihilfen, der sogenannten Meilengelder, immer noch da fahren kann, wo nichtsubventionierte Segler mit Verlust die Reise machen würden.

Wie sehr die Frachten im Laufe der letzten 10 Jahre zurückgegangen sind, lassen folgende Angaben erkennen. Früher erhielt ein Segelschiff für die Beförderung von Salpeter von der Westküste Chiles nach Hamburg pro Ladetonne (20 Zentner) etwa 40 Mark, jetzt 21 Mark; von Reis aus Rangun nach Bremen früher etwa 30 Mark, jetzt 15 bis 16 Mark; Farbholz von der Westküste Costa Ricas brachte früher etwa 45 Mark, jetzt

nur 28 bis 30 Mark Fracht pro Tonne ein. Während also ein Segelschiff, welches 3000 Tonnen Ladung befördern kann, vor etwa 10 Jahren für eine volle Reisladung rund 90000 Mark an Fracht einnahm, beträgt die Frachtsumme für die gleiche Ladung heute nur etwa die Hälfte. Da noch zu diesen niedrigen Frachtsätzen Reisen gemacht werden, so ist der Schluß berechtigt, daß in früheren Jahren die Segelschiffsreedereien bei den hohen Frachten recht gut verdient haben. Heute freilich ist die Segelschiffsreederei nur selten noch ein lohnender Betrieb; die aus den Frachterträgnissen erzielten Summen gehen auf in den vielen und verschiedenartigen Unkosten, wie Mannschaftslöhnen, Instandhaltung des Schiffes, Versicherungsprämien des Schiffes, Abschreibungen für Abnutzung von Schiff und Materialien, Hafenunkosten, Schleppdampferkosten, Abgaben für Leuchtfeuer usw. Die in der Ostsee beheimateten zahlreichen kleinen und mittelgroßen Segelschiffe für transozeanische Fahrt — von der Küstenfahrt ist hier nicht die Rede — sind, weil sie nicht mehr konkurrenzfähig waren, im Laufe der letzten 25 Jahre nahezu sämtlich verkauft oder sonst auf irgend eine Weise abgestoßen worden, so daß man bei manchen Hafenplätzen von einem vollständigen Zusammenbruch der transatlantischen Segelschiffsreederei sprechen muß. In Stettin waren im Jahre 1873 45500 Registertons Segelschiffsraum beheimatet, im Jahre 1893 nur noch 8700, zu Memel im Jahre 1873 33700 Registertons, im Jahre 1893 nur noch 8000. An der Nordsee besaß die Elsflether Segelschiffsreederei im Jahre 1893 etwa 110 Segler auf „großer Fahrt", 1903 deren nur noch 10 bis 12! Begreiflicherweise kommen bei dem Rückgang der Ostseereederei und der Reederei in den kleineren Plätzen an der Nordsee auch manche andere, allgemein wirtschaftliche und verkehrsgeographische Gründe in Betracht, welche hier nicht erörtert zu werden brauchen, zumal ja über das Anwachsen der alle anderen nahezu erdrückenden hamburgischen und bremischen Reederei viel geschrieben ist.

(Fortsetzung folgt.)





Nationale Weltanschauung.

Von

Karl Berger.

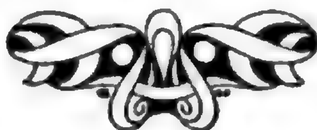
Reines Deutschtum, Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Mit einem Anhange: Nationale Arbeit und Erlebnisse. Von Friedrich Lange. Vierte, stark vermehrte Auflage. Berlin, Alexander Duncker. Preis: 5 Mk.

Den Lesern der „Deutschen Monatsschrift" brauche ich wohl den Verfasser dieses Buches, das unter den Schriften zur Begründung einer nationalen Weltanschauung seinen ersten Rang behauptet, nicht besonders vorzustellen: seit mehr als zwei Jahrzehnten steht Friedrich Lange, der Herausgeber der „Deutschen Zeitung", im nationalen Vorkampfe als einer der wirkungsvollsten geistigen Führer, als ein getreuer Hüter und Mehrer deutschen Volkstums, ein unermüdlicher Mahner und Erzieher zu stolzem, opferwilligem Deutschbewußtsein. Kein anderer deutscher Journalist hat wie Lange aus eigener Kraft und durch rein persönliche Leistung, ohne den stützenden Rückhalt einer Partei oder anderer Machtfaktoren, einen eigenen und eigenartigen großen Leserkreis sich geschaffen und festgehalten; kein anderer so wie er Männer und Frauen, Jung und Alt, die Angehörigen verschiedenster Stände und Berufe, Stämme und Bekenntnisse zu einer einheitlichen Stimmung und Gesinnung erzogen und verbunden. Zu einer Zeit, wo gerade für die Besten und Reinsten die „charakterverderbende" Zeitungsschreiberei einen mehr als unangenehmen Beigeschmack hatte, da durfte dieser Zeitungsherausgeber von einer „Gemeinde" seiner Leser sprechen, die jederzeit ihre Begeisterung nicht nur in anerkennenden Worten, sondern auch in Taten und wenn nötig in barer Münze auszudrücken bereit war. Wer es noch nicht weiß, wie eine im deutschen Zeitungswesen so unerhört innige Wechselwirkung zwischen Herausgeber und Lesern möglich ward, dem wird Langes zu einem stattlichen Bande angewachsenes „Reines Deutschtum" das Rätsel lösen; wer aber selbst, wie Referent, diese wachsende Lebens- und Gesinnungsgemeinschaft zu den schönsten Erinnerungen und Tatsachen seines Lebens zählt, der mag an der Hand dieses Protokoll- und Bekenntnisbuches noch einmal all die Stadien nationaler Entwicklung und persönlichen Miterlebens durchlaufen. Zwanzig Jahre nationaler Arbeit umfaßt dieses Buch; für den Tag und aus der Stimmung des Augenblicks waren die meisten dieser Aufsätze geschrieben, und doch wirken sie alle wie neu, sind sie alle so frisch und anregend und bedeutungsvoll wie zur Zeit ihres jeweiligen Erscheinens. Woher kommt das? Sie sind der Ausdruck einer starken, im Glauben und Hoffen unbezwinglichen, im Wollen und Handeln unbeirrbaren Persönlichkeit; einer Persönlichkeit, die bei allem hartnäckigen Festhalten an dem natürlichen Standort es nie an Größe und Weite des Blicks, an wahrer Freiheit und Duldsamkeit der Auffassung fehlen läßt. Lange gehört zu den glück-

lichen Persönlichkeiten, bei denen es keinen Zwiespalt gibt zwischen Glauben und Wissen: daher die überzeugende Kraft seiner Darlegungen, die man im einzelnen bestreiten, als Ganzes nur anerkennen oder verwerfen kann. Dem Sohne Niedersachsens ist ein treues Festhalten am Volkstume angeboren; es gehört zu seinen ursprünglichsten Empfindungen, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei: ohne Bodenständigkeit gibt es für ihn keine rechte Kultur, ohne Deutschtum keine Entwicklung der Einzel- und der Volkspersönlichkeit. Aber damit die sichere Grundlage des Volkstums erhalten bleibe, muß das Deutschtum sich seiner selbst, seiner Rechte und Pflichten immer mehr bewußt werden; muß das naive Volkstum sich zum Nationalbewußtsein steigern, zu den Innenkräften von „Gemüt und Geist" der politisch-nationale, nach außen wirkende Wille treten: denn nur ein stark ausgeprägtes National- und Staatsbewußtsein vermag den Bestand des deutschen Volkstums zu sichern, das Eigentliche und Wesentliche unseres angeborenen Besitzes rein und ungefährdet zu erhalten. Langes Nationalitätsprinzip ist weit entfernt von jeder Engherzigkeit; im Gegenteil, nur es gewährt dem Individuum die rechte Freiheit des Wesens und Wirkens, wahren Reichtum und volle Entfaltung: wie nur der Einzelmensch Würde und Wert hat, der sein angeborenes Ich naturgemäß entwickelt und zur höchsten Wirkung steigert, so kann auch nur das Volk, das seine Art entfaltet und wahrt, der ganzen Menschheit dienen und nützen und den recht erfaßten Menschheitsgedanken fördern. Hingabe an die Nation ist die einzig mögliche und segensreiche Art des „Weltbürgertums". Von dem Gefühl und Begriff des „reinen Deutschtums" aus erörtert Lange kirchliche und religiöse Fragen, Probleme der Moral und Ethik, der Kunst und Poesie, gesellige und gesellschaftliche, politische und wissenschaftliche, Gegenwarts- und Zukunftsfragen; Anschauungen, Gewohnheiten, Sitten werden an diesem Naturbegriffe gemessen, und Rechte und Pflichten der Persönlichkeit nach dem National-Notwendigen bestimmt. Von hier aus gewinnen wir eine klare Stellung zu dem in der deutschen Geschichte so mächtigen Sondergeist wie zu den unsere Zeit bewegenden Fragen und Aufgaben (Judenfrage, Sozialismus, Kolonialpolitik, Frauenfrage, Antialkoholbewegung usw.). Selbst der Gegner wird dieser nationalen Weltanschauung Einheit und Folgerichtigkeit nicht absprechen können, ebensowenig wie Ehrlichkeit des Bekenntnisses und Großartigkeit seines Ausbaues. Diese nationale Weltanschauung ist mit der Natur der Dinge und mit den bewährten historischen Mächten im Bunde; sie ist deshalb tief gegründet und wahrhaft erhaltend (konservativ), sie verbürgt und fordert aber auch unendliche Möglichkeiten gesunden Fortschreitens; sie ermöglicht die Erfüllung aller berechtigten sozialen Bedürfnisse und wirkt durch Förderung aller gesunden Kräfte des ganzen Volkes wahrhaft demokratisch: freilich erkennt sie nicht allem, was Menschenantlitz trägt, an und für sich volle Menschenwürde zu, sondern teilt ihre Werte je nach der Vervollkommnung der Persönlichkeit aus. Dazu gehört aber — und da ist diese Weltanschauung unerbittlich aristokratisch — möglichst große Reinhaltung der Rasse und des Volkstums. Nur darin erweist sich wahrer „Adel".

Doch ich sehe, daß jeder Versuch, von der Fülle, Macht und Tiefe der Langeschen „Grundzüge" auf zugemessenem Raume einen Begriff zu geben unzulänglich bleibt: ich kann nur jeden Deutschen raten, sich mit den Gedankengängen des Buches selbst vertraut zu machen. In ihm wird der Leser den nationalen Gedanken in größter Schärfe ausgeprägt finden und jeden einzelnen der Aufsätze als organischen Be-

standteil einer geschlossenen Anschauungsweise erkennen. Der Verfasser wird ihm als feuriger Idealist und kluger Realpolitiker zugleich erscheinen: als Idealist in der Weite und Größe des unverrückbaren Zieles, als praktischer Kopf in der Beweglichkeit der Mittel und in dem Tatendrange, mit dem er nach dem zunächst Erreichbaren strebt. Langes Verdienste um die deutsche Schulpolitik, um die Anfänge unserer Kolonien, um die Verwirklichung deutscher Gesinnungsgemeinschaft (Deutschbund) und um die Gründung einer großen einheitlichen Nationalpartei werden jedem Leser zeigen, daß dieses Mannes Lebensarbeit mit Erfolg darauf ausging, den politischen Gesichtskreis seiner Volksgenossen zu weiten und durch Werbetätigkeit und Organisation den Deutschgedanken zu einer führenden und schaffenden Macht zu machen. Ferner wird der Leser diesem zähen Willensmenschen (außer der uns alle beseelenden heißen Liebe zum Deutschtum) vieles auf Rechnung setzen lernen, was heute schon Gemeingut der Nationalgesinnten geworden ist. Und nebenbei wird er die besondere Freude haben, ein Buch voll künstlerischer Reize, geschrieben in einer klaren, warmen, fortreißenden und bildkräftigen Sprache, und eine Persönlichkeit von Kraft und Eigenart, einen modernen, zukunftsfreudigen Geist, keinen rückständigen „Teutschtümler" kennen zu lernen. Also zur Belehrung auch noch Erbauung!



Die goldene Kugel.

Der Böhmischen Einer
Bin ich,
Diener dem Wallensteiner,
Gut kaiserlich,
Der die Wache hält
Vor des Friedlands Zelt.
Im Lager blasen sie Mitternacht.
Morgen geschieht eine große Schlacht.

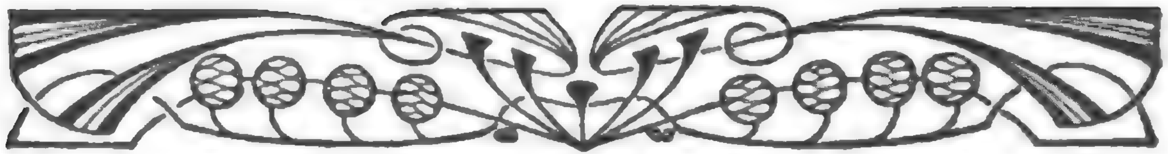
Bei den schwedischen Hunden
Im Tal
Sangen sie vor zwei Stunden
Luthers Choral.
Macht mir das Herze heiss
Die evangelische Weis'.
Wie viele, die heute gesungen han,
Müssen schon morgen schlafen gan.

Im feindlichen Heere
Allezeit
Hält ein Mann sein Gewehre
Für mich bereit.
Eine Kugel von Gold
Mein Herz treffen sollt',
Das schwur er Einer, die mich verflucht —
Seither die Kugel mein Herze sucht.

Denn zu Prag hab ich Eine
Geliebt.
Schöner im Ghetto keine
Niemals es gibt.
Einen güldnen Ring
Sie von mir empfing.
Wenn morgen die schwedische Flinte kracht,
Fährt zu Prag ein Weib aus dem Schlaf
— — — und lacht!

Walther Heymann.

Aus: Ostpreußisches Dichterbuch. Herausgegeben von A. Petrenz. Dresden, Carl Reißner.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

10. Dezember 1904.

Das Jahr geht zur Neige, und es ist geboten, das Fazit desselben zu ziehen, wie es sich gegenwärtig in der Stellung der großen Mächte zueinander uns zeigt.

Seit der großen Abrechnung, welche die Jahre 1870 und 1871 zwischen uns und Frankreich herbeiführten, ist ein volles Menschenalter hingegangen, ohne daß die militärischen Machtmittel zweier Großmächte einander gegenüber gestanden hätten. Ja, man konnte sogar in den Kreisen politisch gereifter Männer die Anschauung vertreten hören, daß es überhaupt unwahrscheinlich sei, daß dergleichen sich je wiederholen werde. Die Werkzeuge des Krieges zu Wasser wie zu Lande seien so furchtbar geworden, daß jeder Teil sich scheuen werde, an sich die Wirkung der neuen, wie der vielleicht noch geheim gehaltenen Kriegsmittel des Gegners erproben zu lassen. Wo Kriege stattfanden, sind sie von Starken den Schwächeren aufgedrängt worden, oder aber sie haben den Charakter von Exekutionen getragen. Das erstere gilt von dem japanisch-chinesischen, dem amerikanisch-spanischen und vom Kriege Englands gegen die Buren; das letztere von dem Koalitionskriege, den der Pekinger Frevel nach sich zog, und von der Züchtigung Venezuelas durch England und Deutschland. Der Koalitionskrieg gegen China gab dann zum erstenmal den Mächten Gelegenheit, sich gegenseitig, wenn auch in freundschaftlichem Nebeneinander, in wirklicher kriegerischer Tätigkeit kennen zu lernen. Es war ein einzigartiges Schauspiel, das sich so schwerlich wiederholen wird. Wir bewahren aus jenen Tagen die Erinnerung an die geistige Überlegenheit, mit welcher der Feldmarschall Graf Waldersee es verstand, einen Zusammenhang unter Verhältnissen aufrecht zu erhalten, die so schwierig waren, daß ein minder umsichtiger und überlegener Geist wohl leicht an ihnen hätte scheitern können. Wir bewahren, ohne anderen ihren Ruhm dadurch mindern zu wollen, die Erinnerung an die glorreiche Verteidigung der Gesandtschaften, an den Tod Kettelers, der, wie sich heute nicht mehr bestreiten läßt, starb, damit die anderen am Leben blieben, wir bewahren endlich auch die Erinnerung an jenes: „Germans to the front", das unseren braven Jungen in gefährlicher Stunde zugerufen wurde. Es ist damals aufgefallen, wie gut das Einvernehmen zwischen den Soldaten und Offizieren aller Truppenteile gewesen ist; die politischen Rivalitäten — wie sie wohl gelegentlich sich geltend machten (Tientsien!) — traten vor dem kameradschaftlichen Geist zurück, den gemeinsam getragene Gefahren

großgezogen hatten. Man lernte sich gegenseitig schätzen; wie weit dabei ein zuverlässiges Urteil über die militärische Leistungsfähigkeit der einen oder der anderen Nation gewonnen wurde und überhaupt gewonnen werden konnte, ist freilich eine andere Frage. Hat doch, um ein klassisches Beispiel anzuführen, selbst die Waffenbrüderschaft Österreichs und Preußens im dänischen Kriege nicht dahin geführt, daß die gegenseitige Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit richtig eingeschätzt worden wäre. Man stand sich 1866 trotz der Erfahrungen der vorausgegangenen Jahre doch gegenüber, als seien es zwei unbekannte Größen, die sich miteinander zu messen hätten. Ziemlich genau so dürften auch heute die großen See- und Militärmächte, trotz aller Sorgfalt, die sie an das Studium der Leistungsfähigkeit möglicher Gegner wenden, die Lage beurteilen. Niemand wird Überraschungen, erfreuliche wie unerwünschte, für ausgeschlossen halten, und ebensowenig kann man mit Sicherheit voraussagen, mit welchen Allianzgruppierungen für den Fall eines Interessenkonfliktes zu rechnen sein wird.

Gerade das Jahr 1904 hat nach diesen Richtungen hin sehr lehrreiche Wandlungen teils gebracht, teils vorbereitet. Die alte Kombination von Zwei- und Dreibund nebst dem in „glänzender Isolierung" stehenden Großbritannien ist so wie früher heute nicht mehr vorhanden. Und wenn auch nach wie vor die Politik der europäischen Mächte und ihr politischer Wille das Schicksal der Welt meist bestimmt, läßt sich doch nicht verkennen, daß mächtige Rivalitäten ihnen an die Seite und gegenüber getreten sind. Asien mit dem Vorkämpfer der gelben Rasse, Japan, als führendem und machtvollem Ehrgeiz, die Vereinigten Staaten von Nordamerika als das Haupt der neuen Welt erheben den nicht abzuweisenden Anspruch, in den großen Entscheidungen der Weltpolitik nicht nur ihr Wort, sondern auch ihr Schwert mit auf die Wagschale zu legen. Damit zu rechnen war eine Notwendigkeit, der keiner der leitenden Staatsmänner sich entziehen konnte, und so bereitete sich, wie wir schon vor mehr als zwei Jahren vorhersagten, eine Wandlung in den alten politischen Kombinationen vor.

Sieht man heute nach den Tatsachen, welche den ersten Anstoß dazu gegeben haben, so kann gar nicht zweifelhaft sein, daß vor allem die neue asiatische Politik Rußlands die Wendung vorbereitete. Sie mußte den Charakter des russisch-französischen Zusammenhanges notwendig modifizieren. Das russisch-französische Bündnis ruhte auf der irrtümlichen Vorstellung Rußlands, daß seine Westgrenze von Deutschland bedroht und seine politischen Bestrebungen auf der Balkanhalbinsel von Deutschland durchkreuzt würden; von französischer Seite aber war es in der Hoffnung geschlossen worden, daß die Macht Rußlands sich im geeigneten Augenblick dem französischen Revanchegedanken zu Dienst stellen werde. Als Rußland mit dem Bau der sibirischen Bahn auf den Weg einer aggressiven Politik im fernen Osten trat, verlangte die Durchführung des Riesenwerkes und die Verwirklichung der daran geknüpften weiteren Pläne eine Sicherheit für Aufrechterhaltung des Friedens an der West- und Südgrenze des Reiches. Das erstere war ohne jedes Opfer zu gewinnen, sobald man sich davon überzeugte,

daß die angebliche deutsche Gefahr ein Phantom war, das jede Wesenheit verlor, wenn man entschlossen war, ihm keine Blutopfer zu bringen; das zweite ließ sich gewinnen, sobald eine Verständigung mit Österreich-Ungarn über die Aufrechterhaltung des territorialen status quo auf der Balkanhalbinsel erreicht und in Makedonien, das den Herd aller auf eine Balkankrisis hinarbeitenden Bestrebungen bildete, Zustände herbeigeführt wurden, mit denen die Pforte sowohl wie die rivalisierenden Nationalitäten sich zufrieden geben konnten. Man mußte reformieren und zugleich die oberherrliche Stellung der Türkei aufrecht zu erhalten bemüht sein. Beides ist der Inhalt des von dem Fürsten Lobanow Rostowski aufgestellten Programms gewesen. Kaiser Nikolaus II. hat es gebilligt, und der jetzige Leiter der auswärtigen Politik Rußlands, Graf Lamsdorff, hat es übernommen. In den Vereinbarungen zu Mürzsteg fand so in allen Balkanfragen eine Annäherung Rußlands an Österreich-Ungarn statt, und wenn Österreich und Rußland ihre Rivalität ruhen ließen, schien jede Sorge nach dieser Seite hin eitel zu sein. In Betreff der neuen asiatischen Politik aber meinte man besonderer Garantien oder Versicherungen durch andere Mächte nicht bedürftig zu sein.

Hierin lag nun ein folgenreicher Irrtum. Sobald die Absichten Rußlands auf die Mandschurei und auf die Gewinnung einer überwiegenden Stellung am Golf von Petschili und in den chinesisch-japanischen Gewässern wie auf Korea klar zu erkennen waren, geschah ein dreifaches: Japan begann mit der Eventualität eines Zusammenstoßes mit dem russischen Koloß zu rechnen, England fürchtete, daß eine Festsetzung Rußlands in den nordchinesischen Gebieten sein Prestige in Asien empfindlich schädigen könnte, und endlich Frankreich sah seine Hoffnung auf eine russische Bundesgenossenschaft in einem Revanchekriege gegen Deutschland in immer weitere Ferne hinausgeschoben. Die Folge war, daß sich eine Annäherung zwischen diesen drei Mächten vorbereitete. Japan schloß sein Bündnis mit England, und Frankreich war ernstlich bemüht, einen Übergang von seiner russischen Allianz in das englische Lager hinein zu finden. Diese letztere, von Herrn Delcassé und dem französischen Botschafter in London, Herrn Cambon, geleitete Aktion ist mit außerordentlicher Vorsicht so geführt worden, daß man den Schein der Aufrechterhaltung der russischen Allianz wahrte, aber ihr gleichzeitig die Fundamente untergrub. Man ging so weit, auf das englisch-japanische Bündnis mit einer Ausdehnung der alliance franco-russe auf Ostasien zu antworten, aber sobald die wirkliche Krisis eintrat, sorgte man dafür, daß auch die Einschränkung bekannt wurde, die daran geknüpft war: unter keinen Umständen solle diese Allianz auf europäische Verwicklungen, die der japanische Krieg zur Folge haben könnte, ausgedehnt werden, und nur wenn eine dritte Macht aktiv in Ostasien zu Gunsten Japans eingreift, wird Frankreich gehalten sein, mitzutun. Das bedeutete: trotz der Allianz bleibt Frankreich neutral. Um so eifriger war man bemüht, die Beziehungen zu England enger zu knüpfen. Der Besuch König Eduard VII. in Paris, die Höflichkeiten, welche englische und französische Parlamentarier sich gegenseitig erwiesen, endlich die erst vor wenigen Tagen auch vom

französischen Senat angenommene Kette von englisch-französischen Verträgen über die alten Streitpunkte in New-Foundland, Ägypten, Marokko, Siam, Zentral-Afrika, das alles bildet die Einführung zu einer englisch-französischen Allianz, die über kurz oder lang an die Stelle der französisch-russischen treten wird. Alle noch so pathetitschen Versicherungen, die wir vom Ministertisch aus in den französischen Kammern gehört haben und die der Welt die Unverbrüchlichkeit der russisch-französischen Brüderschaft verkünden, können jene Tatsachen und ihre Richtung auf eine Wandlung in naher Zukunft nicht wegschaffen.

Die öffentliche Meinung Rußlands, soweit sie in der Presse sich geltend macht, hat diese Schwenkung mit um so größerer Unruhe verfolgt, als sie bis zu Anfang dieses Jahres eifrig bemüht war, den von einem Konsortium englischer Journalisten aufgebrachten Gedanken einer gegen Deutschland zu richtenden englisch-russisch-französischen Allianz zu fördern. Sie erkannte ganz richtig, daß die Gefahr für das Zustandekommen dieser Aktion in dem gegen Japan vorbereiteten Kriege liege, und setzte daher alles daran, um eine türkische Frage an die Stelle der japanischen treten zu lassen. Bis zur letzten Stunde, als die ersten Kämpfe vor Port Arthur bereits stattgefunden hatten, hielt sie daran fest, und wenn sie danach enttäuscht den Kopf hängen ließ, gelegentlich finden auch heute noch Rückfälle statt, die uns zeigen, daß die Liebe zum alten Programm trotzdem noch fortlebt.

Inzwischen ist aber der russisch-japanische Krieg Wirklichkeit geworden, und zu allgemeinem Erstaunen ergab sich, daß Rußland in keiner Weise vorbereitet war, ihn zu führen. Alles versagte, und von Erfolg zu Erfolg konnten die Japaner den Weg gehen, der sie heute an den Schaho und zur völligen Vernichtung der ostasiatischen Flotte Rußlands geführt hat. Rußland aber hatte nur von glorreichen Niederlagen zu berichten, mitunter auch von weniger glorreichen. Wirklich imponierend hat es sich nur in der Verteidigung von Port Arthur gezeigt, und die Namen Stössel und Fock verdienen allerdings einen dauernden Platz in der Reihe großer Kriegshelden der neuen Geschichte. Aber dem hier entwickelten Heldenmut stehen die Leistungen der Japaner mindestens ebenbürtig zur Seite, und es wäre noch zu beweisen, ob der Verteidigung oder dem Angriff die Palme gebührt.

Über Kuropatkin aber ist das letzte Wort noch nicht gesagt worden. Schließlich entscheidet auch hier der Erfolg, aber es kann schon heute als sicher gelten, daß nicht er, sondern der japanische Oberkommandierende dem bisherigen Verlauf des Krieges die Gesetze diktiert hat. Wir halten nach wie vor an der Vorstellung fest, daß in der Mandschurei auf die Dauer das Übergewicht, der schwere gegen die Küste drängende Druck, den Russen gehören muß, zumal sich dem Kaiser Nikolaus II. der Vorwurf nicht machen läßt, daß er im Verlauf der furchtbaren Krisis, für die er verantwortet, einen Augenblick der Schwäche gezeigt hätte. Die Nachschübe sind ohne Unterbrechung einander gefolgt, und die Aufbringung jenes baltischen Geschwaders, das jetzt dem Kriegsschauplatz entgegenstrebt, ist ein Zeichen ganz außerordentlicher Leistungsfähigkeit. Die Frage ist nur, ob dieser politischen Energie auch die militärische entsprechen wird.

Zu diesen japanischen Schwierigkeiten aber sind mittlerweile andere von nicht geringerer Tragweite getreten. England hat seinen Feldzug nach Tibet durchgeführt und wieder einmal gezeigt, mit wie außerordentlicher Energie ein kleiner Haufen englischer Soldaten unter geschickter Führung sich über die Hindernisse, welche die Natur bietet — den Marsch über den Himalaya und durch die tibetanische Hochebene —, hinwegzusetzen vermag, und wie wenig Widerstandskraft in jenen zentralasiatischen Reichen steckt. Es ist jetzt im Begriff, die Kitchenersche Theorie von den „Glacis“ von Indien in Afghanistan und Persien, ja bis in das Zentrum Arabiens hinein zur Geltung zu bringen, und da der Vizekönig Lord Curzon nach Indien zurückgekehrt ist, läßt sich nicht daran zweifeln, daß eine ganz ungewöhnliche Nachhaltigkeit und Kraft an die Ausführung dieser Aufgabe gesetzt werden wird. Man hat mitunter den Eindruck, als handle es sich darum, aus dem persischen Golf ein englisches Binnenmeer zu machen.

Wie sehr diese Tatsachen und Zukunftspläne den Traditionen der russischen Politik entgegenarbeiten, brauchen wir wohl nicht auszuführen. England hat der Ausführung der russischen Lieblingsträume den Weg verbaut oder ist im Begriff, es zu tun. Uns ist die Bitterkeit aufgefallen, mit der die russische Presse diese Dinge beurteilt. Es ist nicht anzunehmen, daß man sie als ein Faktum hinnehmen wird.

Eine zweite größere Schwierigkeit bildet die Entwicklung, welche die inneren Angelegenheiten Rußlands genommen haben. Die Wendung ist durch zwei politische Morde eingeleitet worden. Erst war es der Statthalter von Finnland, dann der Minister des Innern, Plehwe. Mit ihnen stürzte ein System, das seit 1881 mit rücksichtsloser Konsequenz verfolgt worden war und gerade als es zusammenbrach, hart am Ziele zu stehen meinte: die Rückbildung zu jenem bevormundenden Absolutismus, wie er vor den Reformen Alexanders II. bestanden hatte. Mit der Ernennung des Fürsten Swjätopolk-Mirski zum Minister des Innern ist Rußland in die Bahn der Reform getreten, und trotz alles Sträubens der alten Schule, die heute noch fast alle einflußreichen Stellungen im Reich besetzt hält, scheint eine Umbildung zu den Formen des politischen Lebens, die in Westeuropa gelten, als wahrscheinlich bevorzustehen. Ob das bei dem niedrigen Bildungsstande der Nation ein Glück bedeutet, ist eine andere Frage. Im Augenblick ist es ohne Zweifel eine unermeßliche Verlegenheit für die Regierung.

Von großer Tragweite für die weitere Entwicklung der internationalen Beziehungen ist gewiß auch die Wiederwahl Roosevelts. Daß eine Persönlichkeit von so ausgesprochener Individualität auf vier weitere Jahre den entscheidenden Einfluß auf den Gang der inneren wie der auswärtigen Politik der großen Republik ausüben wird, ist ein wichtiger Faktor in den politischen Berechnungen aller anderen Mächte. Die Monroe-Doktrin, wie der Präsident sie versteht, hat bekanntlich auch in Bezug auf den Großen Ozean eine neue Formulierung gefunden, sie vertritt das Prinzip der offenen Tür, und geht in dieser Hinsicht mit unseren besonderen Interessen Hand in Hand. Sie widerstrebt aber auch der Vorherrschaft einer Macht zur See — vielleicht um, wie die Heißsporne

des Monroeismus verlangen, selbst die stärkste Seemacht zu werden. Bis dahin aber hat es gute Weile, und inzwischen kommt die Seemacht Amerikas derjenigen Tendenz entgegen, welche danach strebt, auch zur See Gleichgewichtsverhältnisse herzustellen. Neu hinzugekommen ist die Absicht des Präsidenten, eine Art politischer Polizei über die mittel- und südamerikanischen Republiken auszuüben. Darüber wäre viel zu sagen. An sich ist jedes derartige System der Bevormundung bedenklich, es hat den Haß der Bevormundeten zur Folge und birgt schwere Zukunftskonflikte in seinem Schoß. Aber daß die realen Verhältnisse in vielen jener Republiken eine Bevormundung geradezu herausfordern, wird sich nicht bestreiten lassen.

Für Österreich-Ungarn ist das Jahr 1904 eines der allerunfruchtbarsten gewesen. Es ist fast ausschließlich in nationalem und parlamentarischem Hader hingegangen. Nach außen hin ist die Monarchie von dem ostasiatischen Problem nicht berührt worden, im Balkan hat sie den Zusammenhang mit Rußland, in den Koalitionsgruppierungen seine Stellung im Dreibunde behauptet. Aber auch da ist es nicht ohne lästige Zwischenfälle hingegangen, die hüben und drüben durch den verbitterten Charakter, den jener Streit um Sprache und Boden angenommen hat, hervorgerufen worden sind. Vorläufig läßt sich eine Wendung zum Besseren nicht absehen. Was wir meist bedauern, ist die scheinbare Unmöglichkeit, die Gruppen und Parteien, in welche die Deutsch-Österreicher zerfallen, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen. Und doch ist dies das einzige Mittel, durch welches die ständig zunehmende Schwächung des deutsch-österreichischen Elements zum Stehen gebracht und eine allmähliche Rückeroberung der verlorenen Positionen angebahnt werden könnte.

In England steht das durch Chamberlain aufgebrachte Schlagwort von der fiskalischen Föderation Großbritanniens auf der Tagesordnung. Nur die Krisis der auswärtigen Politik hat es zurückgedrängt. Aber der Kampf muß einmal ausgefochten werden, und wir meinen, Chamberlain kann wohl Erfolge, aber keinen wirklichen Sieg erringen. Genau dasselbe möchten wir von der Politik des Ministeriums Combes sagen, dessen sozialistisch-antikirchlich-intolerantes System von einem Abstimmungserfolg zum andern durch dieses ganze Jahr geschritten ist. Trotzdem kann es nicht mehr lange halten. Der furchtbare Schlag, der ihm durch die Aufdeckung des Delationswesens in der Armee beigebracht worden ist, hat den Boden, auf dem es steht, erschüttert. Wenn, wie der Figaro ankündigt, nun auch erwiesen werden sollte, daß selbst die Abgeordneten unter geheimer Aufsicht und Kontrolle des Ministeriums stehen, so könnte wohl geschehen, daß die Selbstaufopferung des Generals André sich als nutzlos erweist und Herr Combes selbst zusammenbricht. Aber mit den Wirkungen aufzuräumen, welche die Tätigkeit dieses Ministeriums hinterlassen muß, wird auch dem fähigsten Nachfolger schwer fallen, und vorläufig stehen Herr Combes und seine Leute noch an ihrem Platz.

Von Italien läßt sich kaum mehr sagen, als daß es von Frankreich viel umworben worden ist und daß der Gedanke der union latine dort wie in Spanien lebhaft propagiert worden ist. Politisch hat die irredentistische Bewegung sich

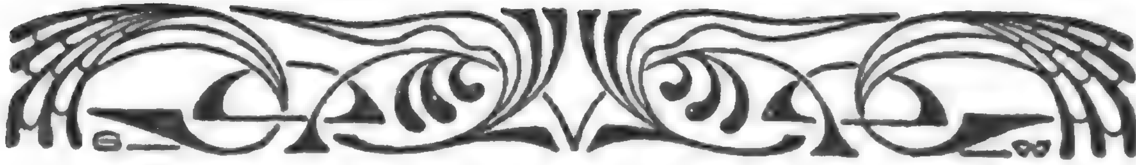
wieder lästig geltend gemacht und die makedonische Frage erregt. Der Comitadschi-Führer Sarafow durfte einen Augenblick glauben, daß ihm der mindere Sohn des großen Garibaldi mit einer nationalen Freischar zu Hilfe kommen werde — aber das alles ist glücklich verpufft. Was bleibt, ist das gespannte Interesse, das allem, was sich in der Nähe des östlichen Ufers der Adria abspielt, in Italien gesichert ist. Hier liegt ein Zukunftsproblem, das ohne Zweifel einmal im Leben der italienischen Nation von Bedeutung sein wird.

So bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die auswärtigen Beziehungen Deutschlands zu werfen. Wir wissen sehr wohl, daß viele laut ausgesprochene und manche stille Hoffnung nicht Erfüllung gefunden hat, wobei namentlich darauf hingewiesen sei, daß die Regelung der marokkanischen Angelegenheiten ohne Zutun Deutschlands verstimmt hat. Es wird aber eine besonnene Prüfung der Zusammenhänge ergeben, daß ein ruhiges Beobachten für uns doch das Richtige gewesen ist. Die englisch-spanisch-französische Vereinbarung über Marokko, durch welche die „friedliche Durchdringung" Marokkos durch französische Einflüsse von diesen drei Mächten als Zukunftsprogramm genehmigt worden ist, enthält nur einen Satz von internationaler Bedeutung, und das ist der, daß für die nächsten 30 Jahre die „offene Tür" dem Handel aller Mächte verbürgt wird. Alles übrige ist „Zukunftsmusik" und könnte zu den sonderbarsten Dissonanzen führen. Die Raisuli-Perdicaris-Affäre und neuerdings der Versuch, den Times-Korrespondenten als kostbare Beute aufzuheben, gaben uns ein Vorspiel, das gewiß nicht sehr harmonisch ausklingt. Zudem zeigt der koloniale Heißhunger Frankreichs Krankheitssymptome, und wir glauben mit der Annahme nicht zu irren, daß dieses ungeheure Kolonialreich noch die merkwürdigsten Wandlungen erleben wird. Qui trop embrasse, mal étreint, sagt ein französisches Sprichwort. Jetzt ein marokkanisches Küstengebiet zu okkupieren, wäre, wie wir glauben, ein entschiedener Mißgriff der deutschen Politik gewesen. Die Wandlungen, welche der japanische Krieg mit sich führte, haben uns nach Osten hin entlastet und nach Westen hin stärker gemacht; die Feindseligkeit aber, die uns in der englischen Presse entgegengetreten ist, nötigt uns noch mehr als bisher, mit Ernst an den Ausbau unserer Flotte zu gehen. Im übrigen war die beobachtende Stellung, die wir einnahmen, geboten. Ein positiver Gewinn wird der Abschluß der Handelsverträge sein, der uns die ruhige Weiterentwicklung unseres wirtschaftlichen Lebens sichern muß.

Der Krieg in Südwestafrika kostet Opfer, hat aber durch die Belebung der kolonialen Arbeit schon jetzt Früchte getragen. Die Eisenbahn in Ostafrika ist endlich gesichert. Im Südwesten wird sie nach Herstellung des Friedens folgen. Das Wesentliche ist, daß wir unsere Kräfte beisammen halten, die physischen und moralischen wie die materiellen.

Das Jahr 1905 wird aller Wahrscheinlichkeit nach an die einen wie an die andern hohe Anforderungen stellen.





Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

III.

Hermann Wette, Krauskopf. — Hermann Anders Krüger, Gottfried Kämpfer. Hermine Villinger, Aus der Jugendzeit.

Der biographische Roman ist ohne Zweifel zurzeit Trumpf in der deutschen Literatur. Fast alle berühmten Romane der letzten Jahre sind biographisch, d. h., sie beginnen in der Regel mit der Geburt des Helden und führen sein Leben, wenn auch nicht immer bis zum seligen Ende, so doch bis zum letzten Entwicklungsknotenpunkte, sie geben nicht mehr, wie der naturalistische Roman, vor allem die Zustände und auch nicht, wie der psychologische, seelische Konflikte, die sich wesentlich im Innern des Menschen abspielen, sondern wieder Wachsen, Werden, Erleben, bei dem der inneren Entwicklung ein äußeres Geschehen entspricht, aus dem Geschehen eine Entwicklung hervorgeht und sich zuletzt eine angeborene Natur offenbart. So wichtig dabei immer noch das Milieu oder, wie wir deutsch vielleicht ganz gut sagen können, die Umwelt bleibt, der Mensch erscheint nun nicht mehr als das Produkt dieser Umwelt; so folgerecht nach wie vor die psychologische Entwicklung durchgeführt sein muß, sie erwächst jetzt aus wirklichem Leben und wird nicht analytisch, sondern synthetisch gegeben. So ist der neue biographische Roman unzweifelhaft ein Fortschritt, eine Überwindung der beiden Einseitigkeiten, die vor ihm herrschten, eben des naturalistischen und des psychologischen Romans, das höhere Dritte, das sich, beide benutzend, über sie erhebt. Und auch die Wiederanknüpfung an die Vergangenheit bedeutet der biographische Roman: Als hohes Muster ragt da aus der oftmals, aber literarisch stets mit Unrecht geschmähten Zeit der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" in unsere Zeit hinein — und man merkt wohl, wie er manchem der neuesten Autoren als Ganzes vorschwebte und sie selbst im einzelnen beeinflußte. Zur Herrschaft gelangt ist der biographische Roman sicherlich durch den großen Erfolg des „Jörn Uhl": Jawohl, er lag auch in der Zeit, manche der berühmten Romane, wie Thomas Manns „Buddenbrooks" (die recht wohl auch als biographischer Roman gefaßt werden können), entstanden gleichzeitig mit Frenssens Werk, andere wie Emil Strauß' „Freund Hein" und Friedrich Huchs' „Peter Michel" folgten ihm so schnell auf dem Fuße, daß er hier als literarische Anregung schwerlich noch in Betracht zu ziehen ist. Aber dann werden die Werke, bei denen man sozusagen den nach

dem Moderoman schielenden Blick merkt, immer häufiger, mag auch manches — ich nenne nur Hermann Hesses „Peter Camenzind“ — noch seine Selbständigkeit behaupten, und zuletzt treten die Romane auf, die auf einen „Jörn Uhl“-Erfolg geradezu angelegt sind und, um ihn zu erreichen, vor nichts zurückschrecken. Ich brauche ja nur Stilgebauers „Götz Krafft“ zu nennen, der, wenn auch nicht völlig ohne eigenen Lebensgehalt, doch ein durchaus mittelmäßiges Talent erweist, durch reine Berechnung „der Roman unserer Zeit“ zu werden strebt und von seinem Verleger durch skrupellose Reklame dem Publikum geradezu aufgedrängt wird. Nun, bei dem Einfluß, den der nichtdeutsche Teil unserer Schriftsteller und Verleger schon lange auf unsere Literatur übt, mußte man auf die Einführung der Warenhausreklame, die mit dem berühmten Satz, daß die Dummen nicht alle werden, rechnet, in die Literatur schon lange gefaßt sein. Man wird mir sagen, daß auch der „Jörn Uhl“-Erfolg schon übertrieben war — ganz gewiß, ich habe auch von Frenssens Werk im Gegensatz zu der Mehrzahl meiner Zeitgenossen nie allzuviel gehalten und werde wohl einmal Gelegenheit finden, das „Weshalb nicht“ eingehend auszuführen. Aber als Symptom der Abwendung des deutschen Volkes von der „bedenklichen“ Moderne war der „Jörn Uhl“-Erfolg hochwichtig, und selbst ein Modewerden des biographischen Romans würde uns noch lange nicht veranlassen, auf ihn zu fluchen. Pour faire un civet, il faut un lièvre, sagt der Franzose, um einen Hasenpfeffer zu machen, muß man einen Hasen haben — nun, es hat jeder Mensch sein Leben, und, wenn auch nicht in jedem gerade bedeutsame Ereignisse sind, wenn nur selten eins wahrhaft typisch ist, immerhin ist es noch besser, es schreibt jemand sein eigenes Leben in Romanform, als daß er eine ganz konventionelle Geschichte nach berühmten Mustern zusammenschmiedet oder auch den Schmutz des sozialen Lebens, dessen man sich ja auch durch bloße Beobachtung und Zeitungslektüre bemächtigen kann, in die Bücher bringt. Zuletzt freilich gilt natürlich auch beim biographischen Roman, daß wenige berufen sind, und noch weniger auserwählt.

Die ästhetische Hauptgefahr beim biographischen Roman ist selbstverständlich die, daß sich der Verfasser einbildet, er gebe, wenn er sein Leben gibt, ohne weiteres auch Poesie. Kindheit und Jugend zumal erscheinen ja fast allen Menschen in der verschönernden Erinnerung poetisch, und da die Jugendgeschichten der verschiedensten Menschen doch vielfach ähnlich sind, so können auch Fremde geneigt sein, dort Poesie zu finden, wo im Grunde keine ist. Aber selbst, wenn die poetische Stimmung bei der Wiedererzählung der Jugenderlebnisse erreicht ist, fehlt noch viel zum wirklichen biographischen Roman, der verlangt wahrhafte Gestaltung, volle Verlebendigung der Situationen und künstlerische Herausarbeitung der Charaktere, und die sind nicht eben häufig. So erscheinen denn auch viele sogenannte biographische Romane dem Urteilsfähigen mit Recht nur als „ausgeschmückte“ Selbstbiographien, also als im Grunde prosaische, geschichtliche Werke, deren Darstellung nicht künstlerische Darstellung, sondern eben nur „Relation“, Berichterstattung, und „direkte“ Charakteristik ist. Immerhin können auch solche

Werke noch äußerst gehaltvoll sein und so ihre große Bedeutung haben, wenn man vielleicht auch einer reinen Biographie in schlichter Prosa mit Recht eine länger dauernde Wirkung zuschreibt, als einem nicht voll herausgekommenen biographischen Roman, der aller Wahrscheinlichkeit nach die Zeitmanier und auch die „Subjektivitäten“ seines Verfassers in höherem Grade in sich aufgenommen hat, als es die zur Ruhe und Klarheit zwingende Prosaschriftstellerei zuläßt. Sei dem, wie ihm wolle, wir wollen die neueren biographischen Romane zuerst und vor allem auf ihren Gehalt hin prüfen und froh sein, wenn wir solchen finden; denn eben der Gehalt war es, der der „modernen“ Dichtung so vielfach fehlte. Der Gehalt kommt in die Dichtung durch die Persönlichkeit des Verfassers „an sich“, wird durch diese aus dem Leben sozusagen herausgerissen, ist von ihm erlebt und zuletzt auch sein Wesen (er gewinnt dann Form, wird Kunstwerk durch die „künstlerische“ Persönlichkeit, ihr Genie oder Talent), und da die Größe einer Nation darin besteht, möglichst viele selbständige und eigenartige Persönlichkeiten zu erzeugen, so ist es immerhin ein gutes Zeichen, wenn man in vielen Werken der letzten Zeit wieder Gehalt findet, mag auch die vollendete künstlerische Gestaltung noch ausbleiben.

Diesen Gehalt findet man vor allem wieder in dem neueren biographischen Roman, so beispielsweise in dem „Krauskopf“ von Hermann Wette (Leipzig, Fr. W. Grunow), von dem der erste Band im vorigen und der zweite in diesem Jahre erschien. Wette ist, wie ich dem Kürschner entnehme, im Jahre 1857 zu Herborn in Westfalen geboren und lebt, mit einer Schwester des Komponisten Humperdinck vermählt, als Arzt zu Köln. Wie seine Frau das Textbuch zu „Hänsel und Gretel“, hat auch er Operntexte und Dramen, dann „Westfälische Gedichte“ u. a. verfaßt. Der jüngeren Generation gehört er also nicht an, aber auch nicht, das beweist der „Krauskopf“, der älteren Entwicklung: Wie so viele tüchtige Männer, die sich in der neueren Literatur einen Namen gemacht haben, Liliencron und Timm Kröger, Friedrich Jacobsen und Adolf Schmitthenner, Karl Beyer und Heinrich Sohnrey, Wilhelm Fischer-Graz und J. C. Heer, ist er einer von den Junggebliebenen, denen die Erfolge erst im späteren Alter zuwachsen. Oder vielmehr, wir hoffen, daß ihm mit seinem „Krauskopf“ ein Erfolg zuwachsen wird: In dem Roman steckt jedenfalls ein sehr bedeutender Gehalt, nicht mehr und nicht minder als das katholische Westfalen, zwar nicht gerade das der unmittelbaren Gegenwart, aber das einer von der Mehrzahl von uns erlebten Zeit, ohne deren Kenntnis die Gegenwart kaum verständlich ist. Ja, das katholische Westfalen, das Münsterland — wir guten Protestanten Nord- und Mitteldeutschlands wissen eigentlich sehr wenig davon, trotzdem es doch auch ein Teil Norddeutschlands ist und seine Bewohner wackere Niedersachsen sind, wie wir selber; etwa nur aus Annette von Drostes Leben und Werken haben wir einiges über Land und Leute daselbst erfahren und höchstens noch aus Gutzkows „Zauberer von Rom“ —, und das liegt nun doch mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Soviel ist aber klar: In jenem katholischen Westfalen und den ihm nahestehenden Gegenden des Niederrheins steckt

die eigentliche Kraft des deutschen Katholizismus — die bedeutendsten neueren katholischen Dichter, außer Annette auch Friedrich Wilhelm Weber, und viele bekannte Gelehrte, so der Geschichtschreiber Johannes Janssen, stammen dort her —, und da der Katholizismus heute wieder sehr viel in Deutschland bedeutet, so hat man alle Ursache, jene Gegenden im Auge zu behalten, wenigstens sie kennen zu lernen, und dazu bietet Wettes Roman, der im wesentlichen wohl Selbstbiographie ist, Gelegenheit.

Eine Inhaltsangabe ist ja bei einem biographischen Romane eigentlich nicht möglich; es möge denn genügen, wenn ich sage, daß der Held „Krauskopf", eigentlich Detmar Wecking, der Sohn eines Kaufmanns in dem Orte Biökstedde unweit Münster, in den beiden Bänden des Romans bis zum Bestehen des Abiturientenexamens „begleitet" wird. Da der erste Band, der bis zum zehnten Lebensjahre führt, 392, der zweite gar 466 Seiten stark ist, so erhalten wir eine sehr eingehende und genaue Entwicklungsgeschichte, in der die religiöse Entwicklung des dichterisch begabten Knaben im Vordergrunde steht. Doch wird auch die ganze Umwelt, in der die Entwicklung vor sich geht, dargestellt, Vater, Mutter, ein Oheim Detmars, der Arzt und ein ungewöhnlicher Charakter ist, dann weiter seine Lehrer, vom Stöfferken, seiner ABC-Lehrerin, an über den religiös-konfusen Magister Roß, den fanatischen Kaplan Sauvage, den ungewöhnlich tüchtigen „Wissenschaftler" Rektor Terflot bis zu dem Leiter der Klosterschule Gaisfurt Rektor Paulus und dem Ordinarius der Sekunda des Münsterschen Gymnasiums Fritz Pannhas, zubenannt Piäddemäs, auch eine große Zahl seiner Mitschüler und Mitschülerinnen und dazu noch zahlreiche Personen aus Biökstedde und Münster werden uns eingehend geschildert, und an allerlei Szenen des Lebens, bei denen Krauskopf nicht gerade die erste Rolle spielt, fehlt es auch nicht. Im großen Ganzen ist, so darf man sagen, das katholische Christentum im westfälischen Volksleben das Hauptthema des Buches, das uns einstweilen bis in die Kulturkampfzeit hineinführt und den Helden zuletzt beim Studium des Lutherschen Alten Testaments und der Freytagschen Bilder aus der deutschen Vergangenheit, auch schon als leidlichen Dichter zeigt — der dritte Band erst kann die große Wendung und Wandlung bringen. Aber schon die beiden vorliegenden zwingen den Protestanten, seine Anschauung über das katholische Christentum in mancher Beziehung zu berichtigen, obschon oder gerade weil Wette unzweifelhaft ein aufgeklärter Katholik ist und aus seinen Anschauungen kein Hehl macht: Wir sind wahrscheinlich etwas zu sehr geneigt, die katholischen Geistlichen alle für Eiferer und den von ihnen erteilten Unterricht für Verdummung zu halten, wir berücksichtigen auch nicht genug, daß das katholische Christentum in eben jenen Gegenden Deutschlands mit dem Volkstum, auch mit dessen Bestem, verwachsen ist. Trotzdem daß Wette die katholische Verranntheit zur Kulturkampfzeit nicht schont und eine seiner idealen Persönlichkeiten, eine lutherische Dame, von dem Minister Falk als dem „Edelfalken" reden läßt, hat man doch den Eindruck, daß der alte Kulturkämpferstandpunkt überwunden ist oder wenigstens überwunden sein müßte, daß die durchaus notwendige Vereinigung der deutschen Evangelischen

und Katholiken auf positivem Boden, auf positiv nationalem und positiv religiösem, erfolgen muß, und daß sie auch noch möglich ist und etwas anderes als ein Bündnis der staatserhaltenden Parteien des Reichstages mit dem Zentrum oder gar Liebedienerei der Regierung vor dem Zentrum sein würde. Nein, sie muß aus der Tiefe der deutschen Seele kommen, muß alle jene Kräfte derselben lösen, die allen Deutschen, Katholiken wie Protestanten, gemeinschaftlich, die die ernsthaften Deutschen, die etwas leistenden Deutschen beider Konfessionen jederzeit zu dem gemacht haben, was sie waren. Hier ist in der Tat kein Unterschied, Annette Droste und Friedrich Hebbel (der stark religiös, ja fast Mystiker im guten Sinne war, trotzdem er von christlicher Mythologie redete), Emanuel Geibel und Friedrich Wilhelm Weber verstehen sich, und, um auch kleinere Leute zu nennen, es fällt mir als evangelischem holsteinischen Niedersachsen sehr leicht, mich in die Welt der katholischen westfälischen Stammesbrüder einzuleben. Wer verkännte die ungeheuren Schwierigkeiten der Vereinigung! Aber ich hoffe, der gute Wille von beiden Seiten wird eines Tages kommen — sonst könnte uns nämlich die ganze deutsche Reichsherrlichkeit einmal zusammenbrechen und das deutsche Volk selber darüber zu Grunde gehen —, und der persönliche Verkehr wird dann ein übriges tun, die deutschen Brüder werden sich wieder finden. Ich bin ein guter Lutheraner und die Dasbache liebe ich nicht, aber, aufrichtig gestanden, die Hoensbroeche auch nicht. Wette aber würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn es ihm gelänge, in seinem dritten Bande den national notwendigen Ausgleich so zu formulieren, daß man von beiden Seiten seine Freude daran haben könnte. Dann würde sein „Krauskopf" etwas wie eine nationale Tat sein.

Ein bißchen weit sind wir da wohl doch aus der Bücherwelt ins Leben und gar in die Politik hineingeraten, aber das Wettesche Buch verführt dazu. Eine große künstlerische Tat ist es übrigens nicht, und sein Verfasser ist auch kein großer Dichter, — ich fürchte sehr, die schwierige Aufgabe, zu zeigen, wie ein Dichter wird, könnte ihm am Ende noch mißlingen. Zunächst, er hat Manier und will Humorist sein, ist aber kein echter, eine gewisse Selbstgefälligkeit und ein gewisses Getue mit seinen Menschen stören, zumal Wette auch noch wenig wählerisch ist und nicht völlig unbekannte Anekdoten meist derben Charakters skrupellos verwertet. Und ebenso wie mit dem Humor ergeht es ihm auch mit der Poesie im engeren Sinne, sein Waldidyll beispielsweise, in dem Detmar Wacking mit der schwindsüchtigen Zigeunertochter Trude Sinnig ein reines Liebesleben lebt, geht mir, der ich das Kellersche Ännchen-Idyll im „Grünen Heinrich" unendlich schätze, nicht ein, es ist mir einfach zu gemacht. Überhaupt liebt Wette das vertrackte Wort „sinnig", das vernünftige Leute seit der sogenannten Butzenscheibenpoesie der siebziger Jahre nicht mehr hören können. Nun, wenn auch kein großer Dichter, Wette ist doch ein tüchtiger, erfahrener Mann mit poetisch-empfänglichem und zugleich überlegsamem Sinn, sein Werk hat Lebensgehalt und auch geistigen Gehalt, und verdient von allen ernsten Deutschen, die der deutsche Dualismus, der deutsche Fluch, bekümmert, gelesen zu werden, kann aber auch harmlose Leser erfreuen.

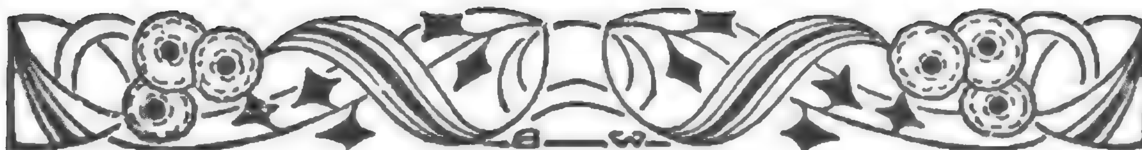
Ein gleichfalls tüchtiges Werk verwandten Charakters hat **Hermann Anders Krüger** (geboren zu Dorpat 1871) geschrieben, von dem ich, nach seinen früheren Werken urteilend, bisher nicht viel hielt, aus dem nun aber das Leben etwas gemacht zu haben scheint. Sein Buch heißt „**Gottfried Kämpfer.** Ein herrnhutischer Bubenroman" (Hamburg, Alfred Janssen). Auch hier liegt zweifellos im ganzen eine Darstellung der eigenen Entwicklung vor, und wir wollen uns zunächst nicht verhehlen, daß eine solche Darstellung in der Regel das „leichteste" Werk eines Autors ist, wenn dieser nicht eben ein gewaltiges Genie ist und eine ganze Welt in seine Darstellung mit einzubeziehen hat, auch natürlich am leichtesten das gehaltvollste wird, schon, weil sich jeder von der bedeutendsten Seite zu zeigen das Bestreben hat. Weiter: auch Krüger ist nicht gerade ein großer Gestalter, Wette hat, wenn auch nicht viel mehr dichterische Kraft, doch mehr Originalität als er, hat auch augenscheinlich mehr gelebt, wenigstens in der Jugend mehr in Freiheit gelebt als der Herrnhuter-Sprößling, und das macht schon etwas aus. Aber andererseits hat Krüger keine Manier, er will kein Humorist sein und er macht auch nicht in sinniger Poesie, wenn natürlich auch der schärfere Blick hier und da etwas „Hineingetragenes" in seiner Schilderung bemerkt; im ganzen erzählt er mit wohltuender Schlichtheit und erweist sich, was man von Wette eben nicht sagen kann, als guter Psychologe, der die innere Entwicklung seines Helden glaubwürdig durchführt. Freilich ist dieser Held, der den etwas bedeuten sollenden Namen Gottfried Kämpfer trägt, — leider muß ich da an Götz Krafft denken — auch kein junger Dichter, sondern am Ausgang des Buches noch weiter nichts als ein leidlich ausgebildeter Charakter, sodaß auch hier trotz der 508 Seiten noch ein weiterer Band nötig wird. Das darf man abschließend sagen: der Wert des Buches beruht, wie beim „Krauskopf", nicht auf der Darstellung (wohlverstanden, ich verstehe unter Darstellung stets mehr als die sogenannte Form, verstehe darunter die Verlebendigungskraft und -kunst), sondern auf dem Gehalt, es ist in dem Roman nichts enthalten, was nicht ebensowohl in einer direkten Selbstbiographie enthalten sein könnte, die ja, wenn sie gelingen soll, auch eine bestimmte Charakterisierungskunst und selbst poetischen Sinn (Aufnahmefähigkeit) voraussetzt. Aber, dies in Betracht gezogen, ist das Buch gut und lesenswert, ja, es ist eine bemerkenswerte Steigerung darin, die die Wirkung immer stärker und zuletzt der künstlerischen wenigstens verwandt werden läßt. Die Weite des „Krauskopf" hat „Gottfried Kämpfer" allerdings nicht, selbstverständlich nicht, — denn was bedeutet das Herrnhutertum gegen den deutschen Katholizismus? — ja, zunächst fühlt man sich fast ein wenig abgestoßen, da man den uns Modernen etwas Gewohntes gewordenen sozialen Sinn vermißt, ein gewisser enger Aristokratismus, den niemand gerade beim Herrnhutertum sucht, auftritt, der an den nicht sehr sympathischen Honoratioren-Hochmut der norddeutschen Kleinstädte erinnert. Bis zu einem gewissen Grade bleibt dieser Aristokratismus, den wir mit dem echten Stolz des vornehmen und freien Rassemenschen doch nicht verwechseln wollen, bis zum Ende des Buches,

Gottfried Kämpfer, dessen Vater zuerst Vorsteher (so viel wie Bürgermeister) einer herrnhutischen Gemeinde ist und dann gar Unitätsdirektor wird, kommt sich allezeit als etwas Besonderes vor und führt sein Kämpfen nicht stark genug auf die Eitelkeit zurück — immerhin, man gewinnt doch nach und nach Interesse, zuletzt gar wahre Anteilnahme für ihn, wenn man auch seine leisen Zweifel hat, ob das Germanische, das so stark und bewußt in dem Wesen des Knaben und Jünglings in den Vordergrund gestellt wird, wirklich zu jener Zeit schon bewußt in ihm war, ob es nicht vom Verfasser nachträglich aus unserer Zeit hineingetragen wurde. Nun, auch das wäre nichts Böses, da solche Bücher weiter zeigen müssen. Wie beim „Krauskopf", muß man auch beim „Kämpfer" in mancher Beziehung umlernen, das Herrnhutertum hat man sich viel enger und weltfremder vorgestellt, man erstaunt, selbst die Kämpfe der Zeit in ihm wiederzufinden. „Damit (mit einem Sieg der Liberalen in der Synode) brach eine neue Ära für diese Gemeinde wie für die ganze Brüderkirche an," liest man in dem Roman, „eine Ära des Überganges, des Zweifels und der Unzufriedenheit; aber auch dieses Zeitalter durfte das Recht historischer Notwendigkeit für sich in Anspruch nehmen. Wie die Verhältnisse lagen, galt es nun für die kleine Brüdergemeinde: entweder neue Formen zu finden und sie mit neuem Geiste zu füllen, oder in den alten Formen rettungslos zu erstarren, nachdem einmal der alte Geist aus ihnen gewichen war." Also tout comme chez nous, bei uns Weltkindern. Doch erhalten wir bei Krüger diese Kämpfe nicht eigentlich vorgeführt, sie bleiben im Hintergrunde, der Roman ist hauptsächlich nur die Entwicklungsgeschichte Gottfried Kämpfers. Aber auch da gibt es für uns allerlei Neues zu lernen, vor allem über das herrnhutische Schulwesen. Daß die Anstalten der Brüder in gewisser Hinsicht Musteranstalten seien, wußte man ja wohl, aber man glaubte sie doch ganz von christlichem oder, sagen wir lieber gleich, von pietistischem Geiste beherrscht, und nun erweist sich durch Krügers Darstellung, an deren Wahrhaftigkeit man ja nicht zweifeln darf, daß sogar ein wahrhaft freier Geist auf ihnen herrscht. Ein Beispiel: Die Sekundaner des Girdeiner Pädagogiums (es ist wohl das von Niesky damit gemeint) dürfen Schiller und Shakespeare, die Primaner Goethe lesen, und sie tun es auch, sie kümmern sich um deutsche Literatur, auch neuere, mehr als es auf weltlichen Gymnasien geschieht. Überhaupt scheint in diesen Brüderanstalten, die das haben, was den übrigen Anstalten, den Staatsanstalten fehlt, die gewaltige Tradition nämlich, die Erziehungsfrage bis zu einem bestimmten Grade gelöst, und wenn ich auch den Übergang zu diesem Internatssystem nicht für alle höheren Schulen empfehlen möchte, so wünschte ich doch, daß es für die begabten Söhne des Volkes eine größere Anzahl solcher Anstalten gäbe — ein Wunsch, den mir eigene Erfahrungen besonders nahe legen. Jedenfalls hatte Krüger Veranlassung, sein Werk „den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern" zu widmen, das Schulleben stellt er anschaulich dar, Lehrer und Schüler gewinnen deutliche Physiognomie, und der Geist, der über dem Ganzen schwebt, ist der, den wir

wiedererobern und festhalten wollen, der deutsche. So ist dieser Herrnhuterroman eine Ergänzung des Wetteschen, und wir wollen den Herren Verfassern vor allem wünschen, daß ihnen die schwierige Aufgabe des nächsten Bandes, der das Studentenleben bringen muß, gelingt. Daß hier der „Götz Krafft", um dieses unglückliche Produkt noch einmal zu nennen, völlig versagt, daß der deutsche Geist wenigstens in den achtziger Jahren schon sehr viel stärker war, als es die Herren Philosemiten darzustellen belieben, wäre im Notfall sogar statistisch nachzuweisen.

Ein drittes biographisches Romanwerk, das wieder in andere Lebenskreise führt, und vielleicht den Kreis deutschen Lebens in Darstellungen dieser Art runden würde, ist das soeben erschienene „Asmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst (Leipzig, L. Staackmann). Es gründlich zu besprechen, reicht aber der mir jetzt noch zur Verfügung stehende Raum nicht mehr. Außer dem Roman von Ernst liegen mir von biographischen Romanen dann noch „Ernst Reiland" von dem Schlesier Fedor Sommer und „Der Muttersohn" von dem Schleswig-Holsteiner Johannes Dose vor — man sieht, der biographische Roman ist in der Tat Trumpf in unseren Tagen. Eines liebenswürdigen Werkchens, das auch recht wohl hierher paßt, will ich doch zum Schlusse noch freundlich gedenken: Es ist Hermine Villingers „Aus der Jugendzeit, Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar" (Stuttgart, Gustav Weise), „Mein Klostertagebuch", wie die Verfasserin das Buch bezeichnet, das ihre Erziehung in einem Kloster des damals noch französischen Straßburgs schildert. Wenn auch vielleicht nicht auf ein wirkliches Tagebuch, so geht die Erzählung doch jedenfalls auf eigene Erlebnisse zurück, und wenn sie wohl auch zunächst für „höhere Töchter" bestimmt ist, so kann sie doch auch ein ernster Mensch lesen und manches daraus lernen. Natürlich, wir deutschen Protestanten sind Feinde der katholischen Klostererziehung für junge Mädchen, gar der französischen, aber es kann uns gar nicht schaden, wenn wir erfahren, wie es in solchen Klöstern zugeht, wie es kommt, daß die Macht über die jungen Gemüter so groß wird. Wenn einem protestantischen Lehrer dann sogar Zweifel anfliegen, ob unsere höhere Töchterschule das gleiche fürs Leben leistet, wie das Kloster, so ist das auch noch kein Unglück. Es muß bei uns Deutschen sehr vieles neu werden, es muß ein anderer, stärkerer Geist in unser Leben und also zuerst auch in unsere Schulen hereinkommen, die heutige Gesellschaft muß geistig, muß national wirklich neugeboren werden, wenn sie nicht dem Umsturz verfallen soll. Und so müssen sich auch, ich wiederhole es, deutsche Katholiken und Protestanten in dem neuen Geiste finden, der Geist des falschen Liberalismus, der überall, wo Religiosität ist, nur Pfaffen sieht, muß abgetan werden. Kurz, das Pfaffen- und Junkergeschrei wollen wir der Sozialdemokratie überlassen und versuchen, alles zu verstehen und das gute überall anzuerkennen. Dazu helfen uns auch Literaturwerke wie die heute besprochenen. Ich will zum Schluß noch bemerken, daß das Buch der Villinger auch sehr amüsant und dabei wirklich fein gemacht ist; sie hat nicht übertrieben, wie man es bei der Erzählung von Schulgeschichten so leicht tut.





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. von Pritzbuer.

Die von Jahr zu Jahr inniger werdende Verflechtung der einzelnen großen Volkswirtschaften in einander, die Ausbildung einer Weltwirtschaft und die eigentümlichen Rückwirkungen, die ein solcher Zustand wieder auf die einzelnen nationalen Wirtschaften hat, ist im letzten Grunde das Thema, das seit den letzten 12 bis 14 Jahren die Diskussion beherrscht, wenn Fragen wie die Neuregelung unserer auswärtigen Handelsbeziehungen oder die notwendige Verstärkung unserer Kriegsmarine aufgerollt werden. Trotzdem kann man in Gesprächen mit Laien oder mit Persönlichkeiten, welche nicht direkt im großgewerblichen Leben drinstehen, immer wieder die Bemerkung machen, daß doch nur recht wenige Menschen vorläufig sich ein konkretes Bild davon zu machen vermögen, wie sehr das Wohl und Wehe unserer größten deutschen gewerblichen Unternehmungen und ihrer zahllosen Arbeiterscharen von dem Gange der weltwirtschaftlichen Entwicklung abhängig ist. Die in die Milliarden gehenden Zahlen unseres Außenhandels sagen beispielsweise dem Binnenbewohner, der kaum je die Anlagen der großen Hafenstädte und Stapelplätze gesehen hat, welche zur Weiterbeförderung der großen ins Ausland gehenden Warenmengen bestimmt sind, gar nichts; sie sind in ihrer Größe ihm unmeßbar und dadurch unfaßlich. Ein viel anschaulicheres Bild gewähren die Jahresberichte der großen industriellen Aktiengesellschaften, deren Ergebnisse bei der fortschreitenden Vergesellschaftung unseres Wirtschaftslebens für immer weitere Kreise, bis in die Reihen kleiner Sparer hinein, von allergrößtem Interesse werden. Je mehr die Zahl der großen Unternehmungen wächst, welche aus der Hand des Einzelnen in den Besitz von Aktiengesellschaften übergehen, deren Anteile in allen Kreisen des Volkes Absatz finden, desto mehr wird auch das Schicksal des einzelnen Haushalts abhängig von dem Erträgnis, das die großen Elektrizitätsgesellschaften, Bergwerks- und Transportunternehmungen, chemische Fabriken und Bankinstitute erzielen, von der Dividende, welche auf die einzelne Aktie entfällt. Eine wirtschaftliche Krisis, welche eine mehrjährige Gewinnlosigkeit großer Werke, ganz abgesehen von vollständigen Zusammenbrüchen, im Gefolge hat, greift heute viel tiefer in das Leben breiter Volksschichten ein, als noch vor wenigen Jahren, wo in erster Linie der Einzelunternehmer und seine Arbeiter die Krisis und ihre Folgen spürten.

Blättert man nun die Geschäftsberichte derjenigen großen Gesellschaften durch, welche ihr Geschäftsjahr am 30. Juni schließen, und die deshalb in den

Monaten September bis Dezember ihren Interessenten, Aktionären und Obligationären, Rechenschaft abzulegen pflegen, so wird man, oft mit fast denselben Worten, lesen, wie sehr das Geschäft unter den ungünstigen Verhältnissen des Weltmarktes gelitten hat, die nicht nur das Exportgeschäft zu einem durchaus unlohnenden gestaltet, sondern infolge der wirklichen oder teilweise auch nur befürchteten Konkurrenz Amerikas die Inlandpreise unter Druck gehalten haben. Hieran schließen sich dann in der Regel Deklamationen darüber, daß es dem Stahlwerksverband bisher wenigstens nicht gelungen ist, die auf seine Exportpolitik gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen. Bekanntlich waren gerade in der Richtung der Exportpolitik die Erwartungen, die auf die Gründung des Stahlwerksverbandes gesetzt wurden, außerordentlich hoch gespannt, und ganz besonders war die Hoffnung gehegt worden, es werde dem Stahlwerksverband gelingen, den Preis für Halbzeug auf dem Weltmarkte zu heben und den Schleuderverkäufen Einhalt zu tun, so daß die unerfreuliche Tatsache beseitigt wurde, daß ausländische Werke infolge der Lieferung von billigem deutschen Halbzeug den heimischen Fabrikanten von Fertigerzeugnissen auf dem deutschen Markte erfolgreich Konkurrenz machen konnten. Die fortgesetzten Klagen der Halbzeugverbraucher haben weiteste Kreise darüber belehrt, daß vorläufig sich diese Erwartungen nicht erfüllt haben, daß auch eine so mächtige Organisation, wie sie der genannte Verband darstellt, sich den allgemeinen Verhältnissen des Weltmarktes fügen muß, die in diesem Falle durch den amerikanischen Wettbewerb bestimmt werden, der für die verminderte Aufnahmefähigkeit der nordamerikanischen Volkswirtschaft Ersatz in einer gesteigerten Ausfuhrtätigkeit sucht. Vielleicht ist nichts lehrreicher für die Abhängigkeit der einzelnen Volkswirtschaften von einander, wie der Einfluß, den die amerikanischen wirtschaftlichen Verhältnisse fortgesetzt auf die Entwicklung der heimischen deutschen Volkswirtschaft ausüben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die im Jahre 1900 zum Ausbruch gelangte wirtschaftliche Krisis in Deutschland zu einem wesentlichen Teil beschleunigt wurde durch die Absatzstockung und die dadurch hervorgerufenen kritischen Zustände in den Vereinigten Staaten.

Als sich dann im Herbst des genannten Jahres durch den Sieg der Republikaner bei der Präsidentschaftswahl das Vertrauen in die ungestörte Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse bei den Amerikanern wieder befestigte, und ein ganz ungeheurer wirtschaftlicher Aufschwung seinen Anfang nahm, war es die Konjunktur in Amerika, welche sehr wesentlich zur Besserung des daniederliegenden Geschäfts in Deutschland beitrug, durch Aufnahme der überschüssigen deutschen Produktion die überfüllten Läger in Deutschland leeren half und einer neuen Konjunktur die Bahn frei machte. Die dadurch herbeigeführte Besserung wurde dann wieder beeinträchtigt durch den mit Beginn des Jahres 1904 einsetzenden Umschwung in den Vereinigten Staaten; nicht nur unsere Ausfuhr dorthin ging zurück, sondern die ganze Besserung im Exportgeschäft ging wieder verloren, die Weltmarktspreise, welche sich eben um ein geringes gehoben hatten, mußten von neuem nachgeben, die Schleuderverkäufe

ins Ausland begannen von neuem, und damit machten sich alle die üblen Folgen bemerkbar, welche mit ihnen verbunden und oftmals geschildert worden sind. Nach Beendigung der Präsidentschaftskampagne wird drüben von neuem eine Besserung bemerkt, und bei den soeben geschilderten Rückwirkungen der dortigen Verhältnisse auf unsere deutsche Volkswirtschaft erscheint es nur zu begreiflich, daß alle hiesigen Interessenten die Entwicklung in den Vereinigten Staaten mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachten, daß jede Besserung im Eisenverbrauch der Union von den deutschen Eisenproduzenten mit einem Gefühl sichtbarer Erleichterung und von der allzeit optimistischen Börse mit einer erneuten Haussebewegung begrüßt wird.

Vielleicht gibt es in Deutschland keine große Industriebranche, deren Prosperität heute nicht sehr wesentlich von den Weltmarktsverhältnissen bestimmt wird, eine solche Einwirkung tritt selbst hervor in den Berichten derjenigen deutschen Industrien, die fast konkurrenzlos in der Welt dastehen. Ich möchte hier die Elektrotechnik in erster Linie nennen, deren Bedürfnisse und Ausdehnungsbestrebungen das feste Rückgrat der letzten Konjunktur bildeten, und deren Fabrikate über die ganze Welt zerstreut sind. Schlägt man den letzten Bericht der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft auf, die neben der alten Firma Siemens & Halske den Weltruf der deutschen Elektrotechnik begründet hat, so lesen wir, daß die Gesellschaft im letzten Jahr u. a. größere elektrische Zentralen erbaut hat in Genua, Christianssund, Kiew, St. James, St. Pancras, Country Brush, Sunderland, Amsterdam, Buenos Aires, Barcelona, Kasan, Charkow und Mumsjö. Daneben finden wir dauernde Beteiligungen verbucht an der Bergens Electriska Spornei, der Compagnie Générale pour l'industrie en France et en l'Etranger, der Compagnie Industrielle de Traction pour la France et l'Etranger, der United Engineering Company Ltd., der Electricity Supply Company for Spain Ltd., der Société anonyme l'Union Electrique, der Société d'Electricité du Borinage, der Kiewer Elektrizitätsgesellschaft, der Österreichischen Union-Elektrizitätsgesellschaft. Nach dieser Zusammenstellung gibt es kein europäisches Land, in dem nicht die Ingenieure und Arbeiter der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft tätig sind, bis weit nach Südamerika hinein erstrecken sich ihre Arbeiten, die nicht nur vielen Tausenden lohnenden Gewinn und reichliches Brot bringen, sondern auch in allen Weltgegenden den Ruhm der deutschen Technik, der deutschen Tüchtigkeit, des deutschen Erfindungsgeistes und des deutschen Organisationstalentes verbreiten helfen.

Den ersten Rang auf dem Weltmarkte behaupten ferner die deutschen chemischen Gesellschaften, auch bei ihnen spielt der Export eine sehr große Rolle. Nach dem in der Generalversammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands vorgetragenen Jahresbericht repräsentierte die Einfuhr an Rohstoffen und Fabrikaten der chemischen Industrie im Jahre 1903 einen Wert von 350,8 Mill. M., die Ausfuhr einen solchen von 448,3 Mill. M., darunter 396,5 Mill. M. Fabrikate. Bekanntlich ist dieser

Industriezweig in den letzten Monaten von dem herrschenden Streben nach größerer Kapitals- und Betriebskonzentration ergriffen worden; drei große chemische Gesellschaften, die Elberfelder Farbwerke, die Badische Anilin- und Sodafabrik und die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation in Treptow haben eine sehr enge Interessengemeinschaft abgeschlossen, welche dem Muster der Interessengemeinschaft Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein nachgebildet ist. Zwischen dieser Gruppe einerseits und den Höchster Farbwerken andererseits, welche wieder die chemische Fabrik von Casella in Frankfurt a. M. in sich aufgenommen haben, ist dann ein Abkommen wegen einzelner Fabrikate, speziell in betreff des synthetischen Indigos, abgeschlossen worden. Zur Begründung dieser Verschmelzung wurde in den Generalversammlungen, denen das Abkommen zur Genehmigung vorlag, mit Nachdruck auf die Konkurrenz hingewiesen, welche sich die Gesellschaften im Auslande machten, und auf die Vorteile, welche sich aus einem gemeinsamen Vorgehen in dieser Richtung ergeben würden. So wird die Geschäftspolitik aller der großen führenden Industrieunternehmungen in immer höherem Grade durch ihre Beziehungen zu den fremden Volkswirtschaften, durch ihre Verbindung mit dem Weltmarkt bestimmt.

Je größer aber auf diese Weise die Bedeutung des Außenhandels und vor allem auch des überseeischen Verkehrs wird, desto mehr wird das Bedürfnis sich entwickeln nach allen den Hilfsmitteln, ohne die ein solcher Handel dauernd nicht existieren kann, insbesondere nach den Organen der Kreditvermittlung, welche bei einer auf ein immer feiner ausgebildetes Kreditsystem aufgebauten Volks- und Weltwirtschaft immer mehr in den Vordergrund rücken. Derartige, immer bedeutender und größer werdende Organe sind bereits für den Inlandsverkehr unentbehrlich, und selbst kleine Handels- und Gewerbetreibende sind heute ohne eine Bankverbindung fast undenkbar. Das Wachsen der großgewerblichen Unternehmungen, die Ausbildung von Riesenbetrieben auf dem Gebiet des Montanwesens, der chemischen und elektrischen Industrie wird begleitet von der stetigen Vergrößerung der großen Aktienbanken, bei denen sich heute fast die gesamte Kreditvermittlung in Deutschland konzentriert. Die von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung des überseeischen Handels hat nun die Gründung einer Anzahl überseeischer Bankinstitute veranlaßt, deren Gründer fast stets die großen führenden Berliner Bankinstitute sind, die mit ihren Tochterinstituten in Asien, Südamerika usw. durch eine weitgehende Personalunion und ferner dadurch, daß sie entweder den ganzen oder den größten Teil des Aktienkapitals der überseeischen Gesellschaft im Portefeuille behielten, fest verbunden sind. So ist an der Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank fast die gesamte Berliner Bankwelt beteiligt, die Deutsche Bank verfügt über die Deutsch-Überseeische Bank, die ihr Betätigungsfeld in Südamerika hat, im Besitz der Diskontogesellschaft befindet sich das Aktienkapital der Bank für Chile und Deutschland, und der Brasilianischen Bank für Deutschland, während die Berliner Handelsgesellschaft und die Darmstädter Bank seit etwa einem Jahr in sehr enger Verbindung mit dem großen Newyorker Bankhaus

Hallgarten u. Ko. stehen. Man darf sagen, daß die großen Berliner Bankinstitute die ihnen auf dem Gebiet des überseeischen Handels obliegenden Aufgaben relativ frühzeitig erkannt haben, sodaß beispielsweise bei der Deutschen Bank ihre Gründer im Jahre 1870 bereits als Zweckbestimmung des neuen Unternehmens in das Statut die Förderung und Erleichterung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland, den übrigen europäischen Ländern und den überseeischen Märkten aufnehmen konnten. Im Verfolg dieses Zieles ist die Deutsche Bank dann sogleich nach ihrer Gründung mit der Gründung einer Filiale in London vorgegangen, zu gleicher Zeit gründete sie Filialen in Yokohama und Shanghai und beteiligte sich an der La Plata-Bank, die Niederlassungen in Montevideo und Buenos-Aires besaß. Daß und warum diese Niederlassungen damals noch nicht prosperierten und bald wieder aufgegeben werden mußten, braucht hier angesichts der jetzt blühenden überseeischen Bankunternehmungen nicht weiter erörtert zu werden, zu einem guten Teil lag dies neben dem Mangel an geschäftlicher Erfahrung auf dem Gebiet des überseeischen Verkehrs an dem Umstande, daß infolge der Zersplitterung der deutschen Münzsysteme die deutsche Valuta nirgends einen Markt besaß, und es geraume Zeit dauerte, bis die deutsche Goldwährung sich im Auslande ein genügendes Vertrauen erworben hatte, das durch die Agitation der deutschen Bimetallisten immer wieder erschüttert wurde.

Das was als Hauptziel von Anfang an den deutschen überseeischen Bankinstituten vor Augen stand, und was bis heute nicht in wünschenswerter Weise erreicht ist, ist der direkte Zahlungsverkehr zwischen den überseeischen Plätzen und Deutschland unter Ausschaltung des Londoner Marktes. Bekanntlich nimmt noch heute der weitaus größte Teil der aus dem überseeischen Verkehr stammenden Wechsel seinen Weg über London. Die Gründe für diese Präponderanz der englischen Wechsel und der englischen Währung im Weltverkehr sind bekannt. „Sie liegen," wie Rosendorff in seiner kürzlich erschienenen Abhandlung: Die deutschen Banken im überseeischen Verkehr ausführt, „darin, daß alle Länder der Welt unaufhörlich Produkte von England empfangen und daher gezwungen sind, zur Ausgleichung nach England Rimessen zu machen. Es ist immer Nachfrage nach Papieren auf London vorhanden, und die englischen Wechsel sind daher stets leicht zu handeln. Überall dahin, wohin die englischen Kaufleute exportieren, oder von wo sie importieren, sind ihnen aber auch die englischen Banken gefolgt. Ihre Notorietät erstreckt sich bis auf die entferntesten Ecken des Erdenrunds, und dies gibt den auf Londoner Banken gezogenen Wechseln einen ganz anderen Wert als solchen auf amerikanische oder deutsche Banken, die vielleicht ebenso reich, aber weniger bekannt sind. So ist es nach dem bekannten Ausspruch von Goschen dahin gekommen, daß London gleichsam als das mit der Liquidation der internationalen Operationen für die ganze Welt betraute Clearinghaus erscheint." Erst seit Eröffnung der Londoner Filiale der Deutschen Bank im Jahre 1873, an die sich viele Jahre später eine Londoner Niederlassung der Dresdener

Bank und 1899 eine solche der Diskontogesellschaft anschlossen, kann der deutsche Kaufmann alle Gewinnchancen ausnützen und entweder in Pfund Sterling auf London, auf die dort domizilierenden Deutschen Banken, oder in Mark auf Deutschland ziehen. Aber es konnte, wie die Deutsche Bank einmal in ihrem Geschäftsbericht ausführt, nicht genügen, wenn man dem deutschen Importeur oder Exporteur in London Kredit eröffnete, man mußte ihm auch die Möglichkeit gewähren, diese Kredite in Deutschland in Anspruch zu nehmen. Dies konnte nur dadurch geschehen, daß man die deutsche Valuta auf den überseeischen Plätzen einführte und daselbst als Käufer für die auf deutsche Wechselplätze gezogenen Tratten auftrat. Hierin besteht nun die Hauptaufgabe der überseeischen Bankinstitute, auf diesem Gebiet liegt ihre vornehmste Tätigkeit, und man wird nicht leugnen können, daß sie dieses Feld mit Erfolg beackert haben. Auf diese Weise sind Millionen der deutschen Volkswirtschaft zu gute gekommen, die sonst als Tribut nach London geflossen wären. Rosendorff erwähnt in seiner schon zitierten Abhandlung einen Konsulatsbericht aus Chile im Jahre 1888, der berechnet, daß aus dem überseeischen Handel des Kontinents jährlich mehr als 6 Milliarden Mark auf England gezogen würden, wobei dieses 5 Millionen Mark verdiene. Als Maßstab für diese Berechnung wird angeführt, daß der Handel Chiles mit Deutschland 60 Millionen Mark betrage, die fast ausschließlich über England zum Ausgleich kommen, wodurch dieses etwa 1/2 Million Mark verdiene.

In diesem Zusammenhang darf vielleicht auch erwähnt werden, daß in dieser Ausschaltung Englands und der dadurch bewirkten Gewinne für unsere nationale Wirtschaft nicht der einzige Vorteil liegt, den eine energische und zielbewußte Tätigkeit großer Bankinstitute in überseeischen Ländern mit sich bringt. Außerordentlich hoch darf man auch die Gewinne anschlagen, welche dem deutschen Kapital durch die Beteiligung dieser Banken an der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung der überseeischen Gebiete zufließen. Eine solche Beteiligung ist einmal die Gründung industrieller Unternehmungen, die Schaffung von Eisenbahnen, Straßenbahnen, Elektrizitätsgesellschaften, und andererseits die Übernahme von Anleihen der in Frage kommenden Länder, denen häufig die Klausel angehängt ist, daß die von dem Erlös der Anleihe auszuführenden öffentlichen Arbeiten durch die deutsche Industrie hergestellt werden müssen. Ich darf vielleicht bei diesem Punkt noch etwas verweilen, weil man nach mancherlei Erfahrungen, welche die Banken selbst, mehr aber noch große Schichten unserer mittleren Kapitalbesitzer, mit dem Erwerb exotischer Papiere gemacht haben, den Bankinstituten häufig sehr heftige Vorwürfe gemacht hat. Demgegenüber darf doch darauf hingewiesen werden, daß die Vorteile dieser Geschäfte die eventuellen Schäden bei weitem überwiegen, daß es unter den exotischen Anleihen ganz vortreffliche Anlagewerte gibt. Beispielsweise sei nur daran erinnert, daß der Gewinn, den die Frankfurter Börse und damit die süddeutschen Kapitalistenkreise an den mexikanischen Anleihen gemacht haben, viele Millionen beträgt. Im ganzen gilt natürlich von diesen Papieren das Wort des verstorbenen Dr. v. Siemens,

daß sich derartige Anlagen nicht für arme, sondern nur für wohlhabende Leute empfehlen, welche ein eigenes Urteil haben und in schwieriger Lage nicht sogleich den Kopf verlieren. Vielleicht aus diesem Grunde, weil sich mehr reiche und geschäftserfahrene Menschen dort befinden, hat zeitweise die Einführung von überseeischen Werten an der Frankfurter Börse sich mehr gelohnt als ihre Berliner Notierung; die Kunden der Frankfurter Bankiers haben sich als gute Kenner der in Betracht kommenden Verhältnisse erwiesen und auch außer den schon erwähnten Mexikanern große Posten anderer derartiger Werte aufgenommen. Auch vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Standpunkt aus werden bei einer näheren Betrachtung die Vorteile als überwiegend erscheinen. Die Einkünfte aus derartigen Anleihen dienen in erster Linie dazu, das Passivum der sogenannten Handelsbilanz, das gerade für wohlhabende Völker charakteristisch ist, zu decken, eine uns günstige Zahlungsbilanz herbeizuführen und damit die sichere metallische Grundlage unserer Goldwährung zu schützen. Sie verhelfen aber zu einer günstigeren Gestaltung der Handelsbilanz, deren Passivität bekanntlich dadurch entsteht, daß der Wert der Einfuhr über den der Ausfuhr hinausgeht, auch dadurch, indem sie das Ausland, dem das in Deutschland entbehrliche Kapital zur Verfügung gestellt wird, in den Stand setzen, der deutschen Industrie größere Aufträge zu erteilen und größere Quantitäten Produkte abzunehmen.

Eine nicht zu unterschätzende Folge großer Auslandsgeschäfte bei den großen Banken ist eine größere Verteilung des Risikos, als sie bei Konzentrierung der gesamten Tätigkeit auf einem Gebiete möglich wäre. Es erscheint so gut wie ausgeschlossen, daß alle derartigen Geschäfte mit Verlust abschließen, daß sowohl die Konjunktur in den Vereinigten Staaten wie in Ostasien eine Gefährdung der hier arbeitenden Kapitalien herbeiführen sollte. Es ist vielmehr mit Sicherheit anzunehmen, daß die schlechte wirtschaftliche Lage eines Erdteils durch die günstigen Verhältnisse in andern Teilen unserer Erdkugel ausgeglichen wird. Ich habe auf ähnliche Verhältnisse schon oben hingewiesen, als ich davon sprach, wie sehr die gute Konjunktur in den Vereinigten Staaten zur schnellen Erholung von der letzten Krisis in Deutschland beigetragen hat. Es ist mir unzweifelhaft, daß durch den gesteigerten Verkehr der einzelnen Volkswirtschaften mit einander die wirtschaftlichen Krisen milder und schwächer verlaufen, als wohl früher in den auf sich angewiesenen nationalen oder städtischen Wirtschaften. Aber andererseits darf natürlich nicht geleugnet werden, daß, wenn so große und für unser ganzes Erwerbsleben maßgebende Institute, wie die großen Berliner Aktienbanken überall auf der ganzen Erdkugel mit ihren Interessen engagiert sind, wenn sie, sozusagen, in Ostasien, in Südamerika, in Südafrika fast ebenso zu Hause sind wie in Deutschland selbst, sie naturgemäß auch von jedem internationalen Sturm ganz anders angefaßt werden, daß sie immer auf ihrer Hut sein müssen, ausländische und überseeische Geschäfte nur mit größter Vorsicht eingehen und die hier laufenden Engagements nur äußerst niedrig bewerten dürfen. Ein großer Besitz an russischen Papieren beispielsweise, wie er in Deutschland, aber noch in viel höherem Grade in Frankreich

vorhanden ist, wird die Aufmerksamkeit ganz anders auf die kriegerischen Verwicklungen in Ostasien lenken, als es ohne diesen Besitz geschehen würde, eine in sich abgeschlossene Volkswirtschaft hätte naturgemäß nicht die schwere Börsenkrisis durchlebt, welche nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges die Börsen von Paris und Berlin durchzumachen hatten. Die enge Verknüpfung der internationalen Geldmärkte untereinander brachte es mit sich, daß der Ausbruch des Burenkrieges hohe Zinssätze für alle großen Märkte im Gefolge hatte, zumal der eine der kriegführenden Staaten das Hauptproduktionsland für Gold war, der andere noch immer als der erste Geldmarkt der Welt fungiert. Die durch den südafrikanischen Krieg herbeigeführte Geldteuerung, die in Verbindung mit anderen Faktoren zu einem Reichsbankdiskont in Berlin von 7%, zu einer offiziellen Rate von 6% in London führte, konnte ohne nachhaltige Beeinflussung des europäischen Wirtschaftslebens nicht vorübergehen. Eine fast entgegengesetzte Wirkung hat merkwürdigerweise der ostasiatische Feldzug gehabt, der nicht nur zu keiner Verteuerung des Geldes, wie allgemein erwartet wurde, sondern zu einer Herabdrückung der Geldsätze geführt hat. Alle nach der ersten Richtung hin gehegten Besorgnisse sind vollständig zuschanden geworden; die Geldflüssigkeit ist sowohl hier wie in London und Paris so groß, wie seit Jahren nicht, wenn auch die Deutsche Reichsbank am 11. Oktober sich veranlaßt gesehen hat, die Diskontschraube auf 5% anzuziehen, zu welchem Entschluß aber mehr bestimmte in den eigentümlichen Verhältnissen des heimischen Wirtschaftslebens liegende Ursachen als die Rücksicht auf die internationale Lage Veranlassung gegeben haben. Jedenfalls hat diese Maßregel, die in finanziellen und gewerblichen Kreisen vielfach Unmut hervorgerufen hat, die gute Wirkung gehabt, daß der Goldbestand der Reichsbank eine ansehnliche Stärkung erfuhr, daß große Mengen des gelben Metalls nach Deutschland importiert wurden und dadurch das staatliche Noteninstitut eine derartige Kräftigung erfuhr, daß es durch die Ansprüche des Jahresschlusses wesentlich weniger als in den letzten Jahren berührt werden wird.

Fragt man nun nach den Gründen der Goldplethora, so ergibt sich ohne allen Zweifel, daß es die finanziellen Dispositionen der kriegführenden Mächte sind, welche die Geldmärkte in ihren jetzigen Zustand versetzt haben. Beide, sowohl Japan wie Rußland, sind mit größeren Anleihen hervorgetreten, Rußland hat im Mai 800 Mill. Frcs. 5%iger Schatzanweisungen an den französischen Markt gebracht, Japan hat um dieselbe Zeit eine Anleihe von 10 Mill. £ in London aufgenommen, der jetzt im November eine weitere, wieder in England und Amerika begebene Anleihe von 12 Mill. £ gefolgt ist. Die Emission aller drei Anleihen ist unter äußerster Schonung durchgeführt worden, die Einzahlungstermine wurden so gelegt, daß sie den Geldmärkten keinerlei Schwierigkeiten verursachen konnten, in Paris waren große Summen konzentriert worden, um dem russischen Anleihebegehr einen sicheren Erfolg zu verschaffen, Summen, die jetzt noch Beschäftigung suchen, da bisher beide Staaten so gut wie nichts von dem

Erlös ihrer Anleihen nach Rußland bezw. Japan überführt haben, sondern ihn in Bereitschaft halten, um mit ihm ihren europäischen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Für Zahlungen, welche aus Anlaß des Krieges im Inlande zu leisten sind, hat sich Japan mit größeren inneren Anleihen beholfen, während Rußland in dieser Richtung zur Ausgabe von 150 Mill. Rbl. sogenannter Renteibillette schritt, Papiere, die ein Mittelding zwischen den deutschen Schatzanweisungen und den Kassenscheinen darstellen. Auf eine weitere ausländische Anleihe hat Rußland bisher verzichtet, wenn auch die Gerüchte, eine neue Anleihe stehe bevor, die sich in erster Linie an den deutschen Markt wenden werde, nicht verstummen wollen. Wenn aber derartige Gerüchte von den dem russischen Finanzministerium nahestehenden Bankhäusern immer wieder dementiert werden, so erscheint ein solches Dementi ziemlich glaubhaft, wenn man die finanzielle Lage Rußlands bei Ausbruch des Krieges ins Auge faßt.

Über dieses Thema sowie über die gleichzeitige Situation in Japan, über die bisherigen finanziellen Maßregeln beider Staaten zur Beschaffung der nötigen Mittel für die Kriegführung und über die Einwirkung des Krieges auf den internationalen Geld- und Kapitalmarkt hat Professor Dr. Helfferich im Oktoberheft der „Marinerundschau“ einen sehr lesenswerten Artikel geschrieben, der die Runde durch die Tagespresse gemacht hat und deshalb in seinen wesentlichen Einzelheiten als bekannt vorausgesetzt werden darf. Bekanntlich besitzt Helfferich, den man zur Zeit als die bedeutendste deutsche wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiet des Geldwesens ansprechen kann, die seltene Gabe, diese verwickelten und schwierigen Probleme in höchst gemeinverständlicher klarer Darstellung zu behandeln, so daß auch denjenigen, denen diese Materie fern liegt, die Lektüre des Aufsatzes warm empfohlen werden kann. Helfferich unterscheidet sich dadurch von den übrigen Beurteilern der russischen Finanzen, daß er die dortige Situation wesentlich optimistischer beurteilt, daß er speziell nicht der jetzt herrschenden Meinung huldigt, daß die glänzenden Witteschen Finanzergebnisse auf Kosten der russischen Volkswirtschaft erzielt seien und daß die ungünstige wirtschaftliche Situation der russischen Landwirtschaft und insbesondere des russischen Bauern eine Folge der Witteschen Verwaltung sei. Helfferich ist dagegen der Meinung, daß die Notlage der russischen Bauernschaft aus den Fehlern herrühre, welche seinerzeit bei der Aufhebung der Leibeigenschaft begangen wurden. Aber wie dem auch sein mag, das eine geht aus der Helfferichschen Darstellung mit Sicherheit hervor, daß Japan mit einem Gegner zu tun hat, dessen finanzielle Hilfsquellen weit über seine eigenen hinausgehen, und der seit Jahren darauf bedacht war, auch seine finanzielle Rüstung nach jeder Richtung hin zu vervollständigen. In diesem Zusammenhang weist Helfferich darauf hin, daß die im Beginn der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts eingeleitete Reform, deren Ziel die Konsolidierung der Staatsschuld und die Wiederherstellung des Staatskredits sowie die Ersetzung der schwankenden Papierwährung durch die Goldwährung war, vom Jahre 1888 ab ihre Wirkung gezeigt hat.

Nachdem vorher der russische Staat Jahrzehnte hindurch mit großen Defizits gewirtschaftet hatte, wurde von dem genannten Zeitpunkt ab mit großer Strenge an dem Grundsatz festgehalten, daß die sämtlichen ordentlichen Ausgaben ihre Deckung in den ordentlichen Einnahmen zu finden hätten, und daß womöglich noch ein beträchtlicher Teil der außerordentlichen Ausgaben statt aus neuen Anleihen aus Überschüssen des ordentlichen Etats geleistet werden sollten. Infolgedessen zeigte bereits der Etat des Jahres 1888 einen Überschuß von 36,6 Mill. Rbl., der bis 1903 auf 309,6 Mill. Rbl. stieg. Wenn für das Jahr 1904 die Einnahmen auf 1980,1 Mill. Rbl., die Ausgaben auf 1966,5 Mill. Rbl. veranschlagt wurden, der Überschuß mithin nur auf 13,6 Mill. Rbl. zu schätzen ist, so ist dabei zu berücksichtigen, daß die russischen Voranschläge stets mit größter Vorsicht aufgestellt werden; so betrug beispielsweise der Überschuß für 1903 nach dem Anschlag 16,6 Mill. Rbl., nach dem Kassenabschluß 309,6 Mill. Rbl. Eine ganz besondere Besserung der russischen Finanzverhältnisse kommt jedoch nach der Helfferichschen Darstellung darin zum Ausdruck, daß einmal die für den Dienst der Staatsschuld aufzuwendenden Summen nicht entfernt im Verhältnis des Nominalbetrages der Schuld gestiegen sind, und daß ferner das der Staatsschuld gegenüberstehende Aktivvermögen des Staates und die aus diesem fließenden Einkünfte sich in beträchtlich stärkerem Maße als der Nominalbetrag der Schuld gesteigert haben. Tatsächlich haben sich die Ausgaben für den Dienst der Staatsschuld von 1886—1904 nur von 264,5 auf 289,3 Mill. Rbl., also um 9 % gehoben, während die Gesamtausgaben sich gleichzeitig von 832,3 auf 1966,5, also um 136 % erhöhten.

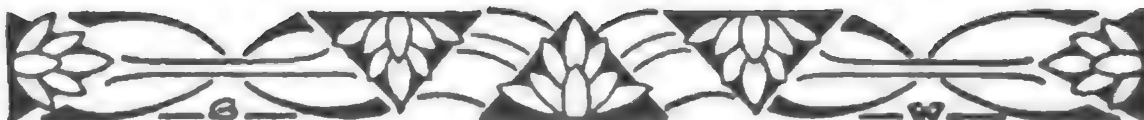
Im Vergleich hierzu ergibt der letzte Voranschlag Japans folgende Ziffern: Die ordentlichen Einnahmen werden veranschlagt auf 484,5 Mill. M., die ordentlichen Ausgaben auf 373 Mill. M., der Überschuß der Einnahmen über die Ausgaben beträgt demnach 111,5 Mill. M. Daneben sind die außerordentlichen Einnahmen mit 41,6 Mill. M., die außerordentlichen Ausgaben mit 138,6 Mill. M. angegeben, so daß sich ein Fehlbetrag von 97 Mill. M. ergibt. Insgesamt betragen die Einnahmen 526,1 Mill. M., die Ausgaben 511,6 Mill. M., so daß sich der Überschuß auf 14,5 Mill. M. stellt. Die japanische Staatsschuld belief sich Anfang des Rechnungsjahres 1903/04 auf 1170 Mill. M. Davon befanden sich etwa 400 Mill. M. im Auslande. In dem Zeitraum 1894/95—1903/04 erfuhr die gesamte Staatsschuld eine Zunahme von rund 600 Mill. M. Die Ausgaben für Heer und Flotte betrugen in den Jahren 1884/85—1893/94 zusammen 218 Mill. Yen, dagegen von 1894/95—1903/04 838 Mill. Yen, was in deutschem Geld den Betrag von 1¾ Milliarden M. repräsentiert. In Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände stellte sich die finanzielle Situation Rußlands bei Beginn des Krieges folgendermaßen dar: Der freie Barbestand der Reichsrentei bezifferte sich am 1. Januar 1904 auf 312 Mill. Rbl., der Goldbestand der Reichsbank und der Reichsrentei auf 1058 Mill. Rbl. Die russische Reichsbank allein verfügte am 1. Januar über einen Kassenbestand in Gold von 732,9 Mill. Rbl. und über 169,1 Mill. Rbl. in Goldwechseln und

Goldguthaben im Auslande, zusammen also über 902 Mill. Rbl. in Gold und jederzeit realisierbaren Goldforderungen. Ihr Notenumlauf belief sich an demselben Tage nur auf 578,7 Mill. Rbl., er war also mit etwa 156% durch Gold gedeckt, und die Bank hätte ihre Notenausgabe auf Grund der gesetzlichen Vorschriften, die ihr die Ausgabe von Banknoten bis zur Höhe von 300 Mill. Rbl. über ihren Goldvorrat hinaus gestatteten, bis auf 1200 Mill. Rbl., also um etwa 625 Mill. Rbl. ausdehnen können. Die täglich rückzahlbaren öffentlichen Guthaben bei der Bank betrugen 635,1 Mill. Rbl.

Im Vergleich hierzu standen der japanischen Regierung, abgesehen von einigen Spezialfonds, die eventuell zur Deckung eines bescheidenen Teils der Kriegskosten herangezogen werden könnten, bereite Bestände nach Art des freien Barbestandes der russischen Reichskanzlei nicht zur Verfügung. Die Bank von Japan verfügte Anfang des Jahres 1904 über einen Goldbestand von 115,7 Mill. Yen, dem ein Notenumlauf von 214,7 Mill. Yen gegenüberstand. Das täglich fällige öffentliche Guthaben bei der Bank belief sich auf nur 15,5 Mill. Yen, während auf der anderen Seite ein Darlehen der Bank an den Staat von 54,3 Mill. Yen aufgeführt wurde. Die finanzielle Rüstung Japans kann also keinen Vergleich mit derjenigen Rußlands aushalten. Helfferich berührt, wie erwähnt, in seinem Aufsatz auch die finanziellen Transaktionen der beiden kriegführenden Mächte, die bereits oben kurz skizziert sind. Er macht darauf aufmerksam, daß die öffentliche Schuld Japans durch die neuen seit Ausbruch des Krieges kontrahierten Anleihen sich von 560 Mill. Yen auf 860 Mill. Yen erhöhte, zu denen inzwischen noch die im November in London kreierte Anleihe von 12 Mill. £ getreten ist. Die Zinsen für die neuen Anleihen belasten Japan mit jährlich 16 Mill. Yen, was etwa 7% des für 1904/05 aufgestellten gewöhnlichen Jahresbudgets ausmacht. Die Mehrbelastung erscheint besonders schwer, wenn man Rußland zum Vergleich heranzieht. Dieses hat bisher für den Krieg Anleihen in Höhe von 450 Mill. Rbl. aufgenommen, aber dieser Betrag hat die russische Staatsschuld um knapp 7% vermehrt, und die Zinsen für die neuen Anleihen machen nur 1% der gesamten Staatsausgaben aus.

Eine weitere Inanspruchnahme des internationalen Geldmarktes ist für beide kriegführenden Mächte gar nicht zu vermeiden, dessen Gesamtlage für derartige Transaktionen günstig ist. Es wird lediglich von der Geschicklichkeit der Unterhändler, von dem Gang der kriegerischen Ereignisse und der finanziellen Leistungsfähigkeit abhängen, welche Bedingungen für die neuen Anleihen festgesetzt werden.





Aus der neueren Memoirenliteratur.

Von

Hermann Oncken.

I.

(Ernst Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795 bis 1877. 2 Bände. — Albert Schäffle, Aus meinem Leben. 2 Bände. — Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch. — Alberta v. Puttkamer (unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max v. Puttkamer), Die Ära Manteuffel, Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.)

Wie weit die Bedeutung der Persönlichkeit im geschichtlichen Verlaufe reicht, darüber hat man neuerdings viel gestritten, und denen, die den Willen des einzelnen in dem bestimmenden Einflusse der Massenbewegungen ganz untergehen lassen möchten, sind mit gutem Rechte andere entgegengetreten, um den entscheidenden Wert alles individuellen Handelns in der Weltgeschichte zu preisen. Worüber aber kein Streit und kein Zweifel waltet, ist: daß unsere Geschichtskenntnis gerade ihre lebensvollste Vertiefung aus allen denjenigen Quellen zieht, die sich um die Leistung und Entwicklung der Einzelpersönlichkeit gruppieren: Tagebücher, Briefsammlungen, Memoiren, Autobiographien. Das große Publikum greift am liebsten nach Büchern, die ihm an dem bedeutenden oder anziehenden Leben eines Individuums die weiten Zusammenhänge in der Geschichte eines Volkes oder einer Periode erschließen; und nicht minder schöpft der Historiker, dem es um das Erfassen des großen und ganzen zu tun ist, erst aus der Fülle des einzelnen Farbe und Blut und den belebenden Anhauch. Für unsere gegenwärtige historische Produktion ist es geradezu charakteristisch, daß sie zu einem großen Teile sich darauf beschränkt, mit Goethe zu sprechen, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt".

Lange standen die Deutschen hinter der Memoirenliteratur Frankreichs und Englands weit zurück. Heute ist das längst anders geworden. Je mehr wir wieder zu einem einzigen Volke verschmelzen und miteinander auf gemeinsame glänzende Erinnerungen zurückblicken können, umso lebhafter erwacht auch das Interesse an allem Persönlichen, das zu unserer neuen Entwicklung einen wirksamen Einschlag geliefert hat: die ungeheure Anziehungskraft, die von den „Gedanken und Erinnerungen" des Schöpfers unserer Einheit ausgeübt worden ist, stellt auch auf diesem Gebiete einen Markstein dar.

An historischem Werte stehen in der ganzen Literatur, die heute vor uns liegt, am höchsten die Aufzeichnungen Ludwig v. Gerlachs. (Ernst Ludwig v. Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877, hrsg. von Jakob v. Gerlach, Schwerin i. Meckl., Fr. Bahn 1903, 2 Bände (543 und 526, XVII S.) Eine starke Persönlichkeit: und stark sind die Wirkungen gewesen, die von ihr in der preußischen Geschichte ausgegangen sind. Die vier Söhne des Präsidenten der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, der der erste Oberbürgermeister von Berlin nach dem Erlaß der Städteordnung war, waren alle tief religiöse Menschen von einer reinen und unabhängigen Gesinnung, besonders die drei älteren stattliche und schöne Männer, die mit Auszeichnung aus dem Befreiungskriege zurückkehrten. Von ihnen haben der zweite, Leopold, der Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV., und der dritte, Ludwig, der Präsident, eine hervorragende politische Rolle gespielt: als Führer der Camarilla, der kleinen aber mächtigen Partei, die dem König nach dem Zusammenbruch im März 1848 den Rücken wieder steifte und die Reaktion Schritt für Schritt durchdrückte. Und von diesen ist wiederum Leopold der liebenswürdigere und begabtere; so haben wir ihn aus seinen Tagebüchern, der wichtigsten aller Quellen für die Regierungszeit und den Hof Friedrich Wilhelms zumal in den Jahren 1848—1857, und ebenso aus seinem Briefwechsel mit Otto v. Bismarck, seinem ihm bald über den Kopf wachsenden „Schüler", kennen gelernt. Die Persönlichkeit Ludwigs entbehrt bei aller Wesensgleichheit ihrer Naturen, insbesondere auch ihrer religiösen und staatlichen Überzeugungen, doch des kindlich-gütigen und zugleich des praktisch-politischen Zuges, der Leopold auszeichnet. Alles, was ihnen beiden gemeinsam ist, scheint bei dem Jüngern ins Doktrinäre gewandt zu sein, unterliegt noch viel mehr der Gerlach'schen Neigung, jede Sache von der anderen Seite zu sehen. Kräftige Naturen schwimmen ungern mit dem großen Strome; aber wenn sie es sich unter allen Umständen zur eigensinnigen Gewohnheit machen, wird im praktischen Handeln allzuleicht ihre Stärke zur Schwäche. Später, als Bismarck und Gerlach politisch und persönlich längst miteinander gebrochen hatten, hat jener in einer Reichstagsrede am 17. Dezember 1873 diese Art seines alten Freundes charakterisiert: „Er hat mich damals oft durch seinen überlegenen Geist und seine Beredsamkeit von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt, und es trat dann ein Moment ein, ein kurzer Moment, wo wir gleicher Ansicht waren. Wenn er das aber gewahr wurde, so habe ich immer den Eindruck gehabt, daß ihm dieses Gefühl unbehaglich war, mit irgend jemand gleiche Ansicht zu hegen — dann trat das Bedürfnis bei ihm ein, zu modifizieren und neue Seiten zur Diskussion zu stellen; wir sind also nie lange einer Meinung geblieben." Witziger noch lautete ein anderes Urteil: „Er badet sich im Gegensatz seiner selbst und trocknet sich dann mit einem Paradoxon ab."

Während die Tagebücher Leopold v. Gerlachs die kirchlich-politischen Tendenzen dieser Männer nur in dem Zeitraum ihres geschichtlichen Höhepunktes widerspiegeln, können wir sie in den Aufzeichnungen seines Bruders durch drei-

viertel Jahrhunderte verfolgen. Wir lernen die Stimmung kennen, in denen manche christlich angeregten Kreise aus dem Befreiungskriege zurückkehrten; die Gesellschaft der Maikäfer, in der die drei älteren Gerlachs, Voß, Rappard, Bülow, Goetze, Brentano, Graf Cai Stolberg, Thadden und andere sich zusammenfanden; die verschiedenen Kreise der Erweckten in den zwanziger und dreißiger Jahren, insbesondere die Altlutheraner, die gegenüber der vom Staate eingeführten Union ein konfessionelles Sonderleben umso intensiver ausbildeten.

Ich möchte diese ganze Bewegung nicht allein nach ihrem religiösen Gehalte beurteilen, sondern vor allem nach den für uns erkennbaren historischen Wirkungen. Modernes Empfinden kann freilich mit diesem ganzen frommen Wesen keinen Schritt halten, dazu liegt in ihm zuviel Engbrüstiges und Unfreies, zuviel geistig und politisch Rückständiges enthalten: nicht in dem, was es war, eher in dem, was es auswirkte, suchen wir daher seine Bedeutung. Diese gebundene Religiosität war trotzdem Leben in denen, die von ihr erfüllt waren, und darum konnte sie Leben schaffen, praktisches Christentum, Gewißheit der Überzeugungen, Kraft des Glaubens und Handelns in den Einzelnen und von ihnen aus weiter wirkend in den großen Strömungen der Zeit. Sie führte an den meisten Stellen eine Verinnerlichung und Verselbständigung des religiösen Lebens herbei gegenüber dem staatlichen Zwange sowohl, etwa der Einführung der Agende, als auch dem Umsichgreifen des Rationalismus. Von dieser doppelten Spitze aus bestimmt sich die politische Haltung Gerlachs und der Seinen. In dem Widerstande gegen alles Staatskirchentum und alle bureaukratische Ordnung religiöser Dinge lag ein Moment geistiger und politischer Freiheit; alle diese Leute, die mit eigener und tieferer Fundierung Royalisten sein wollten, wurden darum keineswegs zu Absolutisten; Ludwig v. Gerlach lebte, wie sein ältester Bruder, in dem Stolze des unabhängigen preußischen Richters, und lehnte es einmal als dem Gefühl eines deutschen Mannes widerstrebend ab, von seinem König mit der Wendung „unser Herr" zu sprechen; und gerade seine kirchlichen Erfahrungen hatten ihn in den dreißiger Jahren schon in der Überzeugung bestärkt, daß das herrschende Regime durch ständische Mitwirkung verfassungsmäßig beschränkt werden müsse. Die andere Seite dieser Tendenzen dagegen entwickelte sich zu einer starken Gegenwirkung gegen den geistig-politischen Gehalt des Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre und lieferte ihren Anhängern den ethischen Kern, aus dem heraus sie dem Neuen widerstanden. So geschah es, daß, als die Revolution den Staat umwarf, in den Kreisen dieser fest in ihrem Glauben stehenden und vom Neuen wenig berührten Royalisten neue Kräfte gesammelt werden konnten, die schließlich, die Gebrüder Gerlach voran, den Sieg des Königtums und die Reaktion durchsetzten. Und es ist fast symbolisch gewesen, daß der wirkliche Retter nach jener vergänglichen Reaktion, daß Bismarck in seinen Werdejahren in diesen Kreisen, in die er durch seine Vermählung eintrat, entscheidend beeinflußt wurde: in allen diesen Familien der Puttkamer, Thadden, Blanckenburg, Roon, Senfft, Oertzen, Gerlach, die unter sich verwandtschaftlich eng verbunden und durch gleiche Ge-

sinnung zusammengehalten wurden, wehte dieselbe Luft. Gerade für die ersten Jahre, wo Bismarck noch als Pantheist ihnen näher tritt, 1844—1847, bieten die Tagebücher Ludwig v. Gerlachs manche Notiz, durch die wir in sein religiöses Denken und seine ersten politischen Pläne eingeführt werden. Die Jahre der Revolution und der Reaktion bringen nur im einzelnen neues, da wir über die entscheidenden Hauptsachen schon durch Leopold v. Gerlach ausführlicher orientiert sind. Zu einer eigentümlichen Wichtigkeit erhebt sich dann unsere Quelle wiederum seit der neuen Ära und vor allem seit dem Eintritt Bismarcks in das Ministerium: wie der große Machtpolitiker sich nunmehr von den Tendenzen, mit deren Hilfe er innerlich und äußerlich emporgekommen war, wieder loslöste, das läßt sich nirgends besser als an der Abwandlung seines Verhältnisses zu Ludwig v. Gerlach studieren. Schritt für Schritt beobachten wir die Trennung, wie sie in der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage sich vorbereitet, durch den Entschluß Bismarcks zum Kriege von 1866, zum Abbruch der persönlichen Beziehungen führt und durch die folgenden preußischen Annexionen für immer unheilbar wird. Wie bezeichnend, daß auch dieser Gegner der preußischen Eroberungspolitik urteilt: „Wie schmachvoll ist es für Preußen und für Deutschland, daß Bismarck ganz allein Preußen auf diesen Weg gestoßen und Deutschland zertrümmert hat — — nicht der König, nicht die anderen Minister, nicht die Partei, die mit ihm ging. Denke man Bismarck weg!" (14. Juli 1866.) Und nun muß der Greis in seinem letzten Jahrzehnt erleben, daß alles, was ihm teuer und wert ist, von der neuen Zeit in den Schatten gedrängt wird; ohne daß er sich verändert und gerade weil er sich nicht verändert, wird dieser preußische Patriot und gläubige evangelische Christ zum politischen Bundesgenossen der katholischen Zentrumspartei, zum hervorragendsten Typus der frondierenden Konservativen.

Schon während des Krieges von 1870/71 sucht das Zentrum eine Annäherung an ihn, und fortan hat er in Konsequenz aller seiner Lieblingsideen es geradezu als seinen Beruf erachtet, eine Verbindung zu stiften zwischen den deutschen Ultramontanen und den preußischen Konservativen. Indem er so zu einem evangelischen Ehrenmitglied des Zentrums wurde, hegte er dieselbe Anschauung, die ein ihm gesinnungsverwandter welfischer Lutheraner in einem Toast „auf die künftige evangelische Mehrheit des Zentrums" zusammenfaßte. Nach solchen Perspektiven beurteile man, was durch die Politik Bismarcks in den siebziger Jahren verhindert worden ist! Es ist merkwürdig zu sehen, wie in den persönlichen Beziehungen Gerlachs in seinen letzten Jahren neben den Katholiken auch die Konvertiten sich häufen; überall sah er Gesinnungsgenossen in den Schoß der einen Kirche zurückkehren, und Johannes Janssen gestand Gerlach offen seine Hoffnung, auch er würde noch katholisch werden. Davon aber blieb er weit entfernt; dazu war er selber im Besitz einer viel zu geschlossenen Welt- und Staatsanschauung, im Grunde ein, wenngleich doktrinärer, Individualist, wie er nur, bei aller Verhärtung und Versteifung, im Protestantismus hatte erwachsen können; und so sehr ihn seine religiösen Sympathien zu den Katholiken führten, so wurde ihm immer wieder klar, daß „die Reformation

doch nötig" war; im Zentrum aber fand er viel zu viel „constitutionalismus vulgaris", um sich ganz mit ihm identifizieren zu können. In Summa: ein Leben, das in seinem ganzen Verlaufe, durch zwei Menschenalter hindurch, alle entscheidenden Epochen preußisch-deutscher Geschichte in eigentümlicher Weise widerspiegelt! —

Wie Ludwig v. Gerlach weitab von dem großen Strome seinen eigenen Weg im Leben gegangen ist, so ist auch, durch eine Welt freilich von ihm getrennt, der vor einem Jahre dahingeschiedene geistvolle Nationalökonom und Politiker Schäffle viel für sich gestanden, und mit vollem Rechte durfte er das Wort Scheffels: „Einsam und trotzig, wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Bestehenden durchbrechen" vor seine — soeben herausgekommenen — Lebenserinnerungen schreiben. (Aus meinem Leben. Von Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle. 2 Bände. XII, 256 u. VIII, 257 S., Berlin, E. Hofmann u. Ko. 1905.) Nur mit einigen Worten mag hier auf den bedeutenden Inhalt des Buches, in menschlicher wie in geschichtlicher Hinsicht, hingewiesen werden: für eine wirkliche Würdigung reicht der Raum nicht, denn sie hätte sehr tief und weit zu graben, um zu den Problemen, die dieses starke Lebenswerk bewegt haben, die gewiesene Stellung zu nehmen. Die Geburtsstätte dieses Schwaben lag zwischen Hohenzollern und Hohenstaufen mitten inne, und seine politische Arbeit hat der württembergischen Heimat, in erster Linie aber der österreichischen Monarchie und dann dem neuen deutschen Kaiserreich gegolten: wahrhaft ein Großdeutscher bester Art! Mannigfache Wandlungen haben seine Individualität auf die ihr gemäße Bahn geführt: nach knapper, aber froher Jugend die übliche Vorbereitung des zukünftigen württembergischen Theologen im Kloster zu Schönthal und im Tübinger Stift; nach dem ersten Studiensemester, das sein einziges an der Universität bleiben sollte, stürzte er 1849 auf einem Freischarenzuge in den Schwarzwald davon, und nach dem raschen Erwachen kam das Leben mit seinen praktischen Forderungen; mit 19 Jahren trat er in die Redaktion des „Schwäbischen Merkur" ein und machte auf eigene Faust die publizistischen Lehrjahre durch, in denen er sich seine gründliche staatswissenschaftliche und volkswirtschaftliche Bildung erwarb; so gelangte er auf diesem außergewöhnlichen Wege nicht nur zum Bestehen des Verwaltungsexamens, sondern nach tüchtigen Leistungen auch zur nationalökonomischen Professur in Tübingen. Nachdrücklich kämpfte er in den sechziger Jahren für den Eintritt Österreichs in den Zollverein, zur wirtschaftlichen Unterstützung seiner politischen großdeutschen Ideale; im württembergischen Landtag und im Zollparlament von 1868 galt er als entschiedener großdeutscher Partikularist und wurde vermöge dieses politischen Vorlebens als Professor nach Wien berufen, um hier im Jahre 1871 sich vorübergehend an der obersten politischen Leitung des Kaiserstaats zu beteiligen. Er nahm im Ministerium Hohenwart eine weit über sein Ressort, das Handelsministerium, hinausreichende Stellung ein, und war persönlich der Urheber des Versuches, durch einen Ausgleich mit Böhmen die föderative Ausgestaltung der österreichischen Reichshälfte anzubahnen. Diese Politik, die unendlich oft von

den Liberalen als Verrat an der Sache des Deutschtums verlästert worden ist, erscheint in den Lebenserinnerungen jedenfalls in einem durchaus neuen Lichte: indem sie in den Anfängen scheiterte, wurde Schäffle seinem deutschen Vaterlande zurückgegeben, mit vierzig Jahren ein unabhängiger Mann. Er benutzte seine Muße auf der einen Seite für seine großen systematischen Werke, wie „Bau und Leben des sozialen Körpers", und daneben zu einer freien publizistischen Tätigkeit höchsten Stiles, die geistvoll und energisch das öffentliche Leben seines Volkes begleitete. Ein besonderes Interesse erwecken in seinem Buche die Berührungen des vorgeschrittenen Sozialpolitikers mit Bismarck und der Anteil, den er an den Anfängen unserer sozialen Gesetzgebung seit 1881 nahm. Ein reiches und kraftvolles Leben, gedankenvoll und streitbar erzählt, keine Seite ohne Anregung für die historisch-politische Erkenntnis der beiden letzten Menschenalter! —

Zu der gerade in der Selbstbeschränkung so großen und ganz auf das Einfache, Ungesuchte, Menschliche sich zurückziehenden Natur Moltkes kann man sich keinen größeren Gegensatz vorstellen als den unruhigen, vor dem Höchsten nicht Halt machenden Ehrgeiz und die posierende Art Manteuffels. Nur von der letzten Periode seiner Tätigkeit, seiner Statthalterschaft in Elsaß-Lothringen (1879—1885), handelt das Buch: Die Ära Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Von Alberta v. Puttkamer, unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max v. Puttkamer (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904, 188 Seiten), aber die ganze Persönlichkeit tritt dabei mit plastischer Lebendigkeit hervor. Nannten wir ihn soeben den politischsten unter den Generalen des letzten Menschenalters, so könnte man dieses Urteil noch dahin erweitern, er sei überhaupt die ausgesprochenste, am meisten aus dem Schema des Durchschnitts hervortretende Individualität unter ihnen gewesen: ob nach der guten oder bösen Seite, wäre schwerer zu sagen, denn über wenige hervorragende Männer des öffentlichen Lebens waren die Urteile so sehr von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, ja sie sind vielleicht noch heute nicht zur Ruhe gekommen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß sich in diesem Buche zwei Fähigkeiten der Erkenntnis, die von ganz verschiedener Voraussetzung ausgehen, in ansprechender Zusammenarbeit vereinen, um das zu leisten, was der einzelne schwerlich gekonnt haben würde: das sachliche politische Urteil eines Mannes, der unter Manteuffel im ersten Ministerium als Chef der reichsländischen Justizverwaltung fungierte, nachmals selbst als Staatssekretär lange Jahre der verantwortliche Leiter der elsässisch-lothringischen Verwaltung war, und auf der anderen Seite die psychologisch eindringende Analyse einer feinsinnigen Dichterin, mit allen ihren Gaben der Beobachtung und Vergeistigung. So erhalten wir in ihrer gemeinschaftlichen Arbeit neben einer ganzen Reihe lebendig gesehener reichsländischer Persönlichkeiten vor allem das Bild des Feldmarschalls so fest umrissen und lebendig entworfen, daß wir uns nicht erinnern, es an anderer Stelle schon gleich deutlich vor Augen gehabt zu haben. Wir sehen ihn äußerlich in der Schilderung der Verfasserin, wie er „ganz Geist" in seiner eigentümlichen,

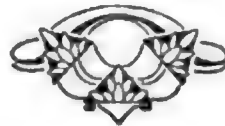
man könnte sagen anmutig aufrechten Haltung an der Tafel saß, seine Gäste scharf beobachtend, „den eleganten Waffenrock seines Dragonerregiments, mit Orden aller Grade und Länder bedeckt, eng über der schlanken Gestalt geschlossen, die feinen Hände spielend mit einer goldenen Lorgnette, die er oft und gewandt vor die Augen führte! Und seltsame Augen waren es — Augen, aus denen Schlauheit, Stolz, Kühnheit, Genialität, Güte blickten und die die ganze Vielseitigkeit seines seelischen Wesens widerspiegelten ... Die freie Stirn war hoch umbuscht von grauem Haar; dies und der ganze obere Teil des Kopfes, auch die hängenden Brauen, unter deren halber Deckung der Blick um so geheimnisvoller blitzte, und der etwas stumpfe Ansatz der Nase erinnerten stark an den Charakterkopf des norwegischen Dichters Ibsen. Züge, aus denen eine mächtige und komplizierte Geistigkeit und ein von Natur fester, durch Schulung eiserner Wille sprach". Und nicht minder anschaulich erscheint im Verlauf dieses Buches die Persönlichkeit des „Friedländers", wie ihn Bismarck nannte, entwickelt, ohne feste Disposition, sodaß es wohl zu Wiederholungen, aber zugleich auch zu größerer Belebung in der Darstellung kommt. Hier kommen alle Züge seines Wesens zu ihrem Rechte: Willensstärke und Berechnung, die höfische Gewandtheit, der Sinn für das Pathetische, ja auch Posierende, die Liebenswürdigkeit: alle die Eigenschaften, die ihn während seiner Straßburger Jahre zu der oft verurteilten „Politik der widerspruchsvollen Hände", dem eigentlichen Gegenstande dieser Veröffentlichung, führten. Während in diesen Partien vornehmlich der Mitverfasser zu Worte kommt, hat zum Schluß seine Gemahlin die Frage aufgeworfen, weshalb dieser Mann, trotz heißen Bemühens, weder im Reichsland noch in Altdeutschland populär werden konnte. Sie meint: „Seine Persönlichkeit in all ihrer vielseitigen Ausstrahlung war wohl zu kompliziert für das Allgemeinverständnis." Ganz recht, nur daß dieses Verständnis noch keineswegs über die Volkstümlichkeit eines Helden entscheiden würde. Die Gründe sind doch wohl reeller: In den fünfziger und sechziger Jahren hatte Manteuffel, als Chef des Militärkabinetts, als der „unheilvolle Mann in unheilvoller Stellung", namentlich seit seinem Duell mit Twesten, sich die entschiedenste Abneigung der Liberalen zugezogen; seine Rivalität mit Bismarck machte ihn weiten Kreisen verdächtig und bei den Militärs galt er seit langem als Streber und Schauspieler; dazu kam der Mißerfolg in Elsaß-Lothringen. Gewiß lag dieser nicht allein an ihm, sondern an dem Charakter einer Übergangszeit, aber gerade für eine solche Übergangszeit war eine so lebhafte und eigenartige Individualität nicht zum Führer geschaffen.

In den Jahren seiner elsässischen Statthalterschaft war Manteuffel über seinen größten Ehrgeiz, Bismarck in der politischen Leitung des Reiches zu ersetzen, schon hinweg, befriedigt in seiner neuen Sphäre; auf den letzten Blättern der Briefe von Stosch, in dem Jahre nach dem französischen Feldzuge, erscheint er dagegen mitten in diesem Kampfe um die höchste Macht begriffen. „Durchaus Diplomat," so möchte ihn Stosch charakterisieren. Und auch dieser ist ein äußerst scharfer Beurteiler, auch dieser ein General, der allmählich einen hohen politischen

Ehrgeiz entwickeln sollte. In den eigentlich politischen Abschnitt der Tätigkeit von Stosch als Chef des Reichsmarineamts führt das viel gelesene Buch noch nicht hinein (Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904, 275 S.); es bricht vielmehr gerade hier ab, anscheinend gegen die ursprüngliche Absicht des Herausgebers, der wegen einiger Rekriminationen gegen den ersten Teil dieser Denkwürdigkeiten die Stunde für noch nicht gekommen hielt, die Veröffentlichung fortzusetzen.

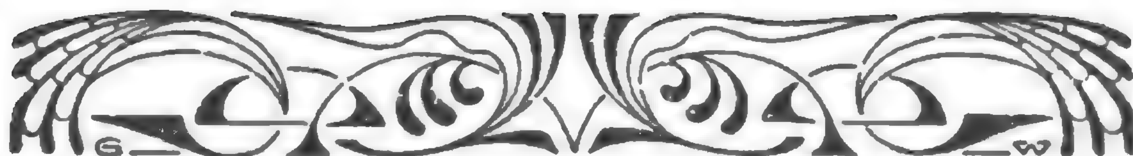
Stosch stand nach seiner politischen Überzeugung, was für einen hohen Offizier seiner Generation eine Seltenheit war, den Liberalen nahe; er war ein Rheinländer und durch manche persönlichen Beziehungen mit bürgerlichen und liberalen Kreisen verbunden. Er erzählt, Caprivi habe einmal zu seinem Schwiegersohne gesagt: „Ihr Schwiegervater ist ein Liberaler; das hat er von seinem Vater geerbt, und dem ist es von Gneisenau eingeflößt worden.“ Er meint, das sei richtig und falsch: „Gneisenaus und meines Vaters Liberalismus bestand darin, daß sie die Verfassung herbeiwünschten, die König Friedrich Wilhelm III. so lange versprochen hatte: darin kann heute kein Vorwurf liegen. Mein Liberalismus aber hat sich noch immer mit den Pflichten des preußischen Offiziers vertragen, so gut wie der Gneisenaus, und ich erachte das als ein Lob und keinen Tadel.“ Diese ihm überkommene Gesinnung befestigte sich noch, als er durch Vermittlung seines Freundes v. Holtzendorff Gustav Freytag kennen lernte und bald dessen Freund, zugleich auch Mitarbeiter an den von ihm geleiteten „Grenzboten“ wurde; noch entscheidender für ihn war, daß er der Kronprinzessin den Hauptmann v. Normann als Privatsekretär empfahl und dadurch zu dem kronprinzlichen Hofe in ein intimeres Verhältnis trat, eine Vertrauensstellung, von der er, so viel wir sehen, durchaus im mäßigenden Sinne Gebrauch gemacht hat. Mit diesen Namen haben wir zugleich den Kreis seiner Korrespondenten in seinen Denkwürdigkeiten umschrieben: zu seinen Tagebuchblättern und den Briefen an seine Frau treten Briefe an Holtzendorff, Freytag und Normann. Historisch gesehen, liegt das Schwergewicht in den beiden Kriegsjahren 1866 und 1870/71; in Böhmen war er als Oberquartiermeister der Armee des Kronprinzen beigegeben und in dem großen Feldzuge fungierte er als Generalintendant der Armee; nur vier Wochen lang gelangte er im Dezember 1870 als Generalstabschef der Armee des Großherzogs von Mecklenburg in die Stellung eines selbständigen Truppenführers: auch hier erfolgreich, wie in jeder Lage, in die der tüchtige Mann versetzt wurde; nach dem Friedensschluß wurde er noch mit der vorübergehenden Vertretung Manteuffels beauftragt und hatte hier Gelegenheit, dessen Eigenart mit kritischen Augen zu studieren. Eine kritische Ader ist ihm überhaupt eigen, und gerade sie hat bei dem Bekanntwerden der Briefe auf verschiedenen Seiten Widerspruch und Abwehr hervorgerufen. Das Urteil von Stosch ist aber durchweg von einer ausgezeichneten Treffsicherheit, gerecht und überlegt. Freilich finden

sich manche Schärfen, und wir hören viel von Reibungen und Gegensätzen zwischen den leitenden Männern. Für empfindliche Gemüter ist es vielleicht nicht erfreulich, statt des harmonischen Zusammenwirkens das harte Aufeinanderprallen starker Individualitäten zu erblicken. Aber wir sind weit genug von jenen Zeiten entfernt, um den wirklichen Verlauf statt einer flachen Heroisierung kennen zu lernen; wir sollten uns auch nicht gegen die Tatsache verschließen, daß große Ziele in der Regel nur in der erregendsten Anspannung des Gemütes, häufig auch durch Leidenschaft und Zorn hindurch, erzielt werden. So darf man ohne Schaden auch in die innere Geschichte des Krieges von 1870 eindringen: wir haben aus Bismarcks Briefen an seine Gattin gelesen, mit welcher Erbitterung er sich aller Gegenwirkung erwehrte; dagegen ist Stosch noch ein maßvoller, auch außerhalb des eigentlichen Kampfes stehender Beurteiler. Obgleich er im kronprinzlichen Kreise an eine bismarckfreundliche Gesinnung nicht gewöhnt war und während des Feldzuges von manchen der dem Kanzler grollenden militärischen Stimmen umgeben blieb, war er unbefangen genug, sich ein gerechteres Verständnis zu bewahren. Freilich, das Gefühl erwarb er sich auch, daß es schwer sein werde, sich neben diesem ungeheuer entwickelten Selbstgefühl zu behaupten, und als er Ende 1871 zum Marineminister bestimmt wurde, meinte er: „Ich mag keine verantwortliche Stelle unter Bismarcks Herrschaft, wo man doch nur nach seiner Pfeife tanzt und der Begriff der Verantwortlichkeit ganz hinfällig wird. Im übrigen will ich mir meine Stellung schon machen.“ Schade, daß der Herausgeber der Briefe, der Sohn des Generals, sich durch die Einsprüche veranlaßt gesehen hat, von einer Fortsetzung der Publikation vorläufig abzusehen: in dem folgenden Jahrzehnte würde dieses höchst interessante Buch auf den Gipfel seiner Bedeutung für unsere neueste Geschichte gediehen sein.



Die „Monatsschau über innere deutsche Politik“ ist in diesem Hefte ausgefallen, da sich alle zu besprechenden Dinge noch in der Vorbereitung befinden; dafür hat uns unser hochverehrter Mitarbeiter, Herr v. Massow, einen größeren grundsätzlichen Beitrag zur inneren Politik geschrieben. — Zu dem Aufsatze des Herrn Generalleutnants v. Caemmerer bemerken wir, daß er bereits vor der Verweisung des Pensionsgesetzes an die Budgetkommission gedruckt war.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Wie die Dinge heute liegen, können Deutschland und England noch viel von einander lernen. Großbritannien ist für uns das klassische Vorbild in der Herausbildung der freien Individualität und der auf sie begründeten Schaffung neuer Gemeinwesen über See; Deutschland ist für die Briten das Muster in allen staatlichen Organisationen, insbesondere für Heer und Schule. So viele Reibungspunkte zwischen den beiden germanischen Großmächten vorhanden sind, die Grundlagen ihrer Kultur sind im wesentlichen doch dieselben, und es ist nicht zufällig, daß sie in den Krisen der letzten drei Jahrhunderte bislang stets Schulter an Schulter gestanden haben."

Aus Carl Peters: England und die Engländer.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Schluß.)

VIII.

Das ist nun nicht leicht, das sich ineinander zurückfinden, das der Arnold und die Anna lernen sollen. Gut ist es vielleicht, daß sie allein wohnen und die Alten haben, den Felice und seine Frau. Die sind die Brücken, auf denen sie langsam wieder zusammen kommen müssen. Der Felice hat der Tochter harte Worte gesagt: „Hast du keine Scham in dir gehabt, du?" Aber nachher hat ihm der bleiche, verkümmerte Mensch, die Anna, leid getan. Daß sie nicht leicht an dem trägt, was geschehen ist, kann ihr einer ansehen. Der Mund ist schmal, die Unterlippe zittert leise. Darin liegt alles, reden tut sie nicht. Sie ist für den Felice und seine Frau immer das einzige Kind, ist auch lange brav und recht gewesen. In Erinnerung daran kommt der Friede zwischen den Alten und der Anna wieder zustande. Inzwischen hat der Arnold mit dem Felice zusammen gearbeitet; denn nach außen und vor den Leuten hat ohnehin alles beim Alten bleiben müssen. Die Arbeit hat sie einander nahe gebracht, die gemeinsame Arbeit bringt auch den Augenblick heran, wo der Felice zum Arnold sagen kann: „Laß es wieder recht werden mit der Anna! Immer könnt Ihr nicht wie Unbekannte aneinander vorbeigehen."

Der Arnold, gutmütig und ans Gehorchen gewöhnt, hat allgemach eine sonderbare Empfindung von dem, was geschehen ist. Er wundert sich kaum mehr groß, daß der Vincenz, der immer Meister über alle gewesen, auch jetzt wieder mit seiner schweren Hand in sein Leben gehauen hat, wundert sich nicht, duckt sich still. Er kommt an dem Abend, an dem ihm der Schwiegervater zugeredet, mit frischerem Gruß heim zur Frau. Über dem Nachtessen, das sie seither schweigend eingenommen, erzählt er ein Wort von dem und dem, während die Anna in ihrer geräuschlosen Art für ihn sorgt. Dann sieht er sie plötzlich an, etwas wie Rührung im Gesicht und streckt ihr die Hand über den Tisch: „Du," sagt er, „es muß ja doch wieder ins Geleise kommen mit uns."

„Wenn es dir recht ist," sagt die Anna demütig. Mit ihr ist es, daß sie weiß, was sie gefehlt hat und daß es sie drückt. Es drückt sie fast mehr, als das andere, daß sie und der Vincenz nicht zusammenkommen sollen. Sie ist von geradem und starkem Sinn. Die Qual um den Vincenz zwingt sie allmählich nieder; über das Schuldbewußtsein wird sie nicht Herr. Sie kann auch jetzt den Arnold nicht ansehen. So quält sie das Gewissen. Daß es aber weiter gehen muß, zwischen ihr und dem Mann, dem Arnold, weiß sie so gut wie der.

„Mit der Zeit wirst es lernen, nicht ganz unzufrieden zu sein," sagt er jetzt wieder.

„Ich habe kein Recht zum unzufrieden sein," gibt sie zurück, „muß dir danken, daß du mich behältst."

„Nun, nun," beschwichtigt er gutmütig.

Mit dem „nun, nun" läßt er das Gespräch zu Ende kommen; mehr ist heute nicht reif. Aber der Friede zwischen ihnen wächst doch aus diesen ersten guten Worten heraus. Die Anna tut still und von innerem Verlangen gedrängt alles das, was dem Arnold recht und gut sein muß, und der, wenn er auch merken muß, daß nur der Wunsch, gut zu machen, nicht der, ihm zu gefallen, ihre Art und ihr Leben bestimmt, findet sich langsam darein, die Frau zu haben, die er hat, eine ruhige, gleichmäßig freundliche, der jede Zärtlichkeit fremd ist, die aber auch mit keinem Blick, keinem Seufzer, ja nicht mit einer trüben Miene verrät, daß in ihrem Leben etwas tiefer gegangen ist, als das, was sie mit ihm verbindet.

Der Vincenz freilich hilft den beiden den Weg wieder glätten, der ihnen hat holperig werden wollen, hilft ihnen damit am meisten, daß er ihnen nicht mehr in diesen Weg kommt. Seit dem, was an jenem Abend geschehen ist, haben sie ihn mit keinem Blick mehr gesehen. Ohne daß etwas ausgemacht wäre, betreten die vom Felicehaus das des

Püntiner nicht mehr. Nur ganz am Anfang ist der Arnold bei der Püntinerin gewesen, die ihn hat rufen lassen. Vorher hatte der Vincenz lange bei ihr gesessen. Dem Arnold hat sie zu wissen getan: „Wirst einsehen, daß er nicht gleich fort kann, der Vincenz. Wochen oder Monate können herumgehen. Es ist viel zu ordnen vorher. Er will Haus und Land in rechten Händen wissen, wenn er geht, euch allen etwas abtragen soll es einmal, wenn es an ein Teilen kommt."

„Wo will er hin?" hat der Arnold gefragt.

Darauf die Püntinerin: „Weit fort, was weiß ich wohin."

Von dem, was geschehen ist, hat keines ein Wort verloren. Nur just bevor der Arnold hat gehen wollen, hat die Püntinerin hingeworfen: „Um keinen Menschen ist es schade wie um den!" Dem Arnold hat es in den Ohren getönt wie: „Warum hast ihm in den Weg kommen müssen, du!" Er hat wohl gesehen, daß der Mutter um ihn minder leid gewesen wäre, aber keine Antwort gewußt und ist darum fast kleinlaut davongegangen. Seitdem wissen er und die Anna nur durch die Elisabeth, was der Vincenz treibt und denkt. Die Elisabeth kommt manchmal herüber. Sie und die Anna halten eng zusammen; aber die Anna will nicht, daß sie von dem Vincenz spricht. Dafür frägt der Arnold nach ihm und der Felice. Einmal hat die Elisabeth ein heißes Gesicht, als sie erzählt: „Den Bartli hat er kommen lassen; er will ihm das Haus- und das Landwesen zeigen."

„Deinen Bartli?" stichelt der Arnold. Die Elisabeth nimmt das übel; denn so fest sie an dem jungen Knecht hängt, die Freude über seine Rückkehr kommt nicht auf vor dem anderen Gedanken, daß der Vincenz gehen will, Kopf und Hand im Haus, der, dem es keiner nachtun kann, auch der Bartli nicht.

„Der Vincenz hat Vertrauen zu ihm, dem Bartli," sagt sie still, „einen ehrlichen, sagt er, muß er haben."

Nach diesen Worten schweigen alle. Zum ersten mal wird ihnen klar, daß Ernst wird mit dem Vincenz seinem Fortgehen. Und dem Felice, dem Arnold und den Frauen, die an dem Gespräch Teil haben, fällt die Gewißheit aufs Herz, daß er eine Lücke reißen wird, die keiner mehr ausfüllt. Das ist aber nichts Kleines.

„Jesses, wenn er geht," sagt ängstlich die Elisabeth.

„Wohin geht er?" frägt der Arnold wieder.

„Ich weiß nicht," gibt die Elisabeth Bescheid. —

„Wohin geht er?" können sie noch manchmal fragen. Weil sie keine Antwort bekommen, verlegen sie sich aufs Raten.

„Er wird nach Amerika gehen," sagt einmal der Felice zum Arnold.

„Vielleicht nach Afrika, wo jetzt Krieg ist," rät seine Frau.

Nach Amerika oder anderswohin?

Die Püntinerin ist außer der Anna, die niemals fragt, die einzige, die sich nicht wundert. Die Püntinerin weiß etwas. Er wird weit gehen, der Vincenz! Mag er nun nach Amerika reisen eines Tages, — dort wird noch lange nicht sein Wegende sein! Da ist kein Leugnen! So oder so — in Arbeit und Rechttun ist er auf seine Jahre gekommen; an dem, was dann in sein Leben geschlagen hat, geht er zu Grund. Das gilt noch immer, daß der starke schwere Baum an seinem Wurm fault, bis es ihn wirft. —

Die Anzeichen, daß der Vincenz reisen will, mehren sich jetzt. Mit den verheirateten Geschwistern, den Arnold ausgenommen, verkehrt er letztlich viel. Die wissen seitdem: Fort will er. So und so hat er alles zurecht gelegt daheim! — Er muß auch alles wohl bedacht und besorgt haben, denn niemand hat etwas einzuwenden. Aber zu halten suchen ihn alle, die Geschwister vorab, die nur wissen, daß etwas geschehen ist, was ihn forttreibt, nicht aber was und mit Wundern und Fragen nichts erreichen. Auf einmal fährt es auch in den Felice und den Arnold: Man darf ihn nicht gehen lassen, den Vincenz!

„Ich will es nicht auf mir haben, daß er meinetwegen fort ist," sagt der Arnold. Ihm ist eng bei den Worten. Am nächsten Tag weiß er den Vincenz zu finden, so wohl der es sonst versteht, sich nicht mehr blicken zu lassen. Der Arnold hat aber einen Schrecken, als er ihn sieht. Er ist wie verwüstet, hohläugig, die Haut des Gesichtes gelb und schlaff; für einen alten Mann kann er gelten.

„Bleib doch da", beginnt der Arnold gleich und ohne Umwege. „Das kann doch zugedeckt sein, was geschehen ist."

Der Vincenz sieht ihn mit Augen an, die sonderbar in ihren Höhlen glimmen. „Das kann auch nur einer sagen wie du," sagt er und lacht heiser.

„Unsinn — bleib doch," drängt der Arnold ängstlich.

„Meinst, wenn du aus deiner vergangenen Zeit etwas ausstreichst, ist es auch aus meiner gestrichen?" sagt der andere in bitterem Ton.

Der Arnold ist am Ende seiner Weisheit. Er zuckt die Schultern, murmelt noch etwas und geht; dabei hat er das Gefühl, daß er vor dem andern kleiner und alltäglicher ist als je.

Bald nachher aber fängt der Vincenz, den bisher die Arbeit nicht hat ruhen und rasten lassen, zu brüten an; denn die Arbeit mindert sich. Der Bartli, der Knecht, greift mit jungen starken Armen zu und ein

klarer Kopf hilft ihm, rascher in seinen Pflichten heimisch werden, als mancher erwartet haben mag. Auch sonst ist manches geordnet und geglättet. Auf dem Tisch des Vincenz liegt ein noch undatierter Brief an den Regierungsrat, in dem er anzeigt, daß er verreisen muß, nach Amerika verreisen, wo ein Bruder seiner Mutter sitzt, alt, krank und hablich ist und einen der Schwestersöhne haben will, daß er mit ihm seinen baldigen Nachlaß ordne. Daran ist ganz wahr, daß der Chrisostomus Baumann, der Bruder der Püntinerin, brieflich vor Monaten einen dahinzielenden Wunsch geäußert hat, ebenso wahr aber ist, daß der Baumann auch mit anderer Hilfe sterben und hinterlassen könnte. Aber der Vincenz hat die Ausrede gefunden. Sie geht auch daheim unter den Leuten um, wenn davon gesprochen wird, daß der Püntiner verreisen wird; denn daß er ans Reisen denkt, ist nicht geheim geblieben. Und der Vincenz weiß, daß er nur für das Fortkommen einen Grund braucht, für das Nichtwiederkommen nicht; denn — es kommen viele nicht wieder!

Der Brief an den Regierungsrat liegt noch manchen Tag auf dem Vincenz seinem Tisch. Es findet sich immer wieder etwas, um dessentwillen er daheim noch nötig ist. Inzwischen lebt er seinem Amte noch wie anderer Pflicht. Fragt ihn einer nach seinen Plänen, besinnt er sich und sagt: „Noch immer weiß ich nicht, wann ich fortkomme".

An einem Sonntag im April endlich heißt es im Püntinerhaus: „Ende dieser Woche wird er gehen, der Vincenz! Nach Amerika wird er gehen".

Er selbst hat es gesagt.

Vom Hause wandert die Nachricht hinüber ins benachbarte, von da landauf und -ab. Aber der Brief an den Rat liegt noch da. Am Mittwoch nimmt ihn der Vincenz, schließt und siegelt ihn; der Püntinerin, der einzigen, die er in das einweiht, was er tut, sagt er: „Morgen will ich den Brief an den Rat abschicken. Am Freitag muß ich noch die neue Straße begehen mit den Isengrundern. Morgen abend will ich hinfahren, damit ich zeitig dort bin übermorgen. Am Sonntag reise ich für ganz."

„Vincenz," sagt die Alte.

Er wendet sich ihr zu. „Ja?" fragt er.

Als sie aber nicht reden kann, nur der dürre Unterkiefer klappernd zuckt und in die Augen das spärliche Wasser steigt, sagt er: „Lasset doch das! Das nützt doch nichts. Ihr seid noch lange nicht allein nachher". Damit geht er der Tür zu.

Am Abend läßt er sich einmal vernehmen: „Am Ende lasse ich das mit der Isengrunder Straße. Muß ein anderer vom Rat für mich einstehen, kann er auch das übernehmen."

Er hat jetzt etwas Rastloses in seiner Art, kümmert sich schon nicht mehr groß um Haus und Stall, läßt den Bartli und die Knechte schalten. Einmal sitzt er über Fahrtenplänen, nach einer Weile schiebt er sie wieder fort, geht aus dem Haus und läuft ein Stück feldein, als suchte er etwas, und planlos wie er gegangen ist, kommt er zurück.

Der nächste Tag ist grau und unruhig. Am frühen Morgen schon streicht der Föhn aus dem Oberland nieder und es regnet leicht; gegen Mittag zerreißen die Wolken. Da und dort zuckt ein greller Sonnenblitz auf neugrüne Matten; eigentümlich steht dann der helle Schein zwischen Himmel und Erde, aus dem Düster des Tages stechend. Er verschwindet bald und über der Matte liegt wieder Schatten. Das Gewölk jagt am Himmel hin wie gepeitscht. Es ist ein Hasten, daß manchem, der hinaufblickt, unheimlich wird, weil ob dem Wirbeln, das zu seinen Häupten ist, ihm sein will, daß er selber nicht auf sicherem Boden stehe. Die Berge sind nah. Schwer und grau, als müßten sie aufs Tal niederbrechen, hängen die Firne daran.

Der Vincenz hat am Morgen nach dem Himmel geschaut und schaut am Mittag nach dem Himmel. Von der Fahrt nach dem Isengrund sagt er kein Wort mehr. Plötzlich gegen vier Uhr abends bricht der Föhn wieder herein. Das kommt durch das Tal herabgefahren wie wild, Stoß um Stoß. Gleich im ersten Fauchen und Fegen reißt es am Felicehaus ein Kamin um.

„Jesses", sagt die Elisabeth, die just von Altburg zurückkommt. „Kaum halten kann sich eines auf der Straße."

Der Vincenz ist unter die Haustür getreten, als die Backsteine des stürzenden Kamins drüben in die Straße prasseln. Die Püntinerin kann ihn zurückkommen und in seine Stube treten hören. Dort bleibt er lange. Indessen wächst der Föhn. Er haust immer übel im Tal von Altburg und Seewlen. Heute aber ist wohl der schlimmste Sturm, den sie da seit langem erlebt haben. Die Knechte kommen heim vom Land und aus dem Stall.

„Will's Gott, wirft er das Haus nicht um, der Wind," sagt der alte Köbi und drückt sich in den Herdwinkel.

„Beim Eid, nicht sicher ist es heute," murrt ein anderer Knecht.

Dann hocken sie in der Küche beisammen und warten auf das nahe Abendessen. Auch die Elisabeth gesellt sich zu ihnen.

„Es wird einem Angst," murmelt sie.

Da hören sie den Vincenz aus der Schreibstube kommen und nach seiner Kammer hinaufgehen, kümmern sich aber nicht weiter.

Indessen sitzt die Püntinerin, wo sie immer sitzt, horcht auf das Windsauchen und denkt an den Vincenz. Wie sie an dem schon herumgesonnen hat! Es wird aber schon so sein: In allem, was er in seinem Leben und von Jugend auf getan hat, ist immer der ganze Mensch gewesen. Wie er sich in jede Arbeit und jede Pflicht und jede Sorge immer ganz hineingeworfen, so auch in das Unglück mit — mit der Anna. Darum ist kein Herauskommen mehr!

Wie die Püntinerin noch sinnt, steht er selber bei ihr in der Stube. Der Luftzug will ihm die Tür, deren Klinke er hält, aus den Händen reißen, aber er packt fest und zieht sie ins Schloß.

„So, ade", sagt er. Er trägt den Anzug, den er immer anlegt, wenn er von Amts wegen fort muß, einen dunkeln, feiertäglichen, auf dem Kopf hat er den weichen schwarzen Filzhut sitzen. Er sieht stattlich aus. Die breiten Schultern hat ihm keine Last eng drücken können, ist auch der große Kopf vorgebeugt, der Rücken hoch, er ist immer noch ein baumhafter Mensch. Der Tag wirft sein letztes Licht auf sein gelbes, zerfallenes Gesicht. Die Augen blicken ruhig unter den Brauenbüscheln hervor die Mutter an, die überhohe Stirn glänzt wie eine weiße Tafel.

Die Püntinerin sitzt ganz still und erwidert seinen Blick. Es ist, als sei sie kleiner geworden unter seinem „so, ade"; ein Häuflein Schwäche hockt sie in ihrem Stuhl, und es ist kaum zu glauben, daß sie die Mutter sein soll und er der Sohn. Sie faltet die dürren verzogenen Finger und zieht sie wieder auseinander, zittert dabei und braucht nicht zu sagen, daß sie sich abquält, ein Wort zu finden.

„An die Isengrunder Straße fahre ich hinüber," sagt der Vincenz.

Die Püntinerin erschrickt nicht, hat den Bescheid gewußt, vom Ansehen bloß, weiß auch, daß es nichts nützt, ihn zu halten. Kommen muß es, was kommt, so mag es halt jetzt kommen.

„Ade, Vincenz," sagt sie endlich mit spröder Stimme. Wieder zuckt und klappert der Unterkiefer ihres braunen Tausendrunzelgesichts.

Der Vincenz kommt näher und gibt ihr die Hand. Da fährt sie ihm mit der freien andern tastend über den Arm. „Du hast mir wacker geholfen, das ist dann wahr, dein Teil hast getan in deinem Leben," sagt sie, sagt es langsam und stockend und streichelt seinen Ärmel, jetzt und jetzt und jetzt.

„Ja," sagt der Vincenz, „es ist recht, wenn Ihr zufrieden seid," dann läßt er ihre Hand los, seine eigene fällt an seine Seite, und er geht der Tür zu.

„Ade," sagt er, öffnet und schließt die Tür.

Die Püntinerin langt einen Rosenkranz aus der Tasche und hebt zu beten an. Immer zuckt das karge Flennen um ihren Mund. Die Rosenkranzperlen rinnen durch ihre Finger, kreisum, kreisum, die Gedanken gehen alle einen andern Weg, hinter dem Vincenz her. Um des Unwetters willen fährt er an die Isengrunder Straße. Nur im Nauen erreicht man die Straße von Seewlen aus und im Nauen — bei dem Sturm — Wenn er wieder kommt, ist es ein Wunder! Aber — kommt es jetzt, kommt es ein andermal — kommen muß es — denn er sucht den Weg, der Vincenz —

Maria, Mutter Gottes, wie der Föhn heult!

Und es dunkelt. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Als der Vincenz aus dem Haus tritt, wirft sich der Föhn über ihn wie ein Raubtier, prall — auf den Rücken. Er muß unwillkürlich einen raicheren Schritt tun. Dann aber stemmt er sich gegen den Wind, drückt den Hut fest auf den Kopf und geht mit großen Schritten straßabwärts. Als er am Felicehaus schon halb vorüber ist, erblickt ihn die Anna von einem Fenster der Wohnstube aus. Daß er am Haus vorüberkommt, ist seit langem das erste Mal, daß er in dem Sturm geht, ist seltsam. Plötzlich öffnet sie die Augen groß. „Wenn er auf den See ginge!“ Sie weiß nicht, wie ihr der Gedanke kommt.

Der Vincenz schreitet aus, weit und gleichmäßig, beide Arme läßt er hängen und hält mit den Fäusten dem Wind stand, der sie nach vorn reißen will.

Die Straße wird dunkler und dunkler. Die ersten Häuser von Seewlen sind wie Schatten in der Nacht. Wenige Lichter brennen; wenn der Föhn rast wie heute, löschen viele Feuer und Lampe. Die Gasse von Seewlen ist völlig ausgestorben. Weit und gleichmäßig schreitet der Vincenz auch hier aus. Nun kann er schon den See zischen und ans Ufer schlagen hören. Zu sehen ist er nicht, auch nicht beim Näherkommen, wo er tobt und gurgelt, ist alles dunkel. See, Luft und Himmel sind in dieselbe graue Finsternis gehüllt. Da und dort, wo diese sich noch vertieft, steht einer der Berge, die hier unten auf drei Seiten den See einengen und den Fuß tief in den Wellen, das Haupt in den Wolken haben.

Am Seewlener Hafen brennen zwei Laternen, eine weit drüben, die andere dicht an der Stelle, wo der Vincenz das Ufer erreicht. Der Sturm quält die Flamme im Glas. Sie zischt, duckt sich und zuckt wie in Angst dahin und dorthin, als sei ihr der gläserne Käfig eng. Die Laterne schwingt sich am Pfahl; wo sie am Nagel hängt, singt es: kling, kling.

Unter der Laterne an der Mauer hängen die Nauen an den Ketten.

Am Ufer stehen ein paar Menschen, drei, vier Fischer und Fährleute, am Steg wo die Dampfschiffe landen. Das letzte ist noch nicht ein, wird auch nicht kommen; bei dem Sturm ist die Fahrt unterblieben. Die Männer stehen beisammen und murren in den Wind: „Gnad Gott, wenn es fahren müßte, das Schiff".

„Hoffentlich hat sich kein Bauer am Luzerner Markt verspätet," schreit einer den andern zu. „Gerade viele sind fort heute Morgen."

Der Vincenz steht abseits von ihnen an der Laterne und sieht auf die schweren, ungelenken Boote. Da taucht in der Nähe ein Schein im Dunkeln auf und nieder. In einem der Nauen steht ein Sturmlicht. Der Püntiner sieht zwei Schatten sich bewegen. Es sind die Schiffer, die ein Boot fester an die Kette schließen. Er nähert sich der Stelle.

„Bist du es, Seppetoni?"

Ein halbgewachsener Bursche steht im Nauen auf. Der Sturm zaust ihm den bloßen Kopf.

„Ihr, Regierungsrat?", frägt er, steigt in das nächste Boot und kommt ans Ufer. Ein zweiter Bub macht drüben eines andern Nauens Kette kürzer.

„Ich muß an die Isengrunder Straße" sagt der Vincenz.

Der Bub sieht ihn verstört an. Dann lacht er. „Aber heute schon nicht."

„Gerade jetzt," sagt der Vincenz und steht schon im Schiff.

„Jesus, Ihr — Ihr könnt doch nicht —" sagt der Bub.

Der Püntiner: „Kannst mir dein Licht lassen."

Er faßt die Sturmlaterne und stellt sie in den Nauen, den er bestiegen hat. Da stellt sich auch der zweite Bursche neben den ersten. „Was denkt Ihr —" stottert er, „in dem Wetter."

Der Püntiner spannt die Fäuste um die Rudergriffe. Der Nauen knarrt an den andern und gleitet rückwärts. Die Burschen sperren Augen und Maul weit. Sie dürfen ihm nicht länger widerreden, dem Püntiner. Der hat noch immer gewußt, was er tut —. Aber jetzt — —

„Sagst es dem Vater, wer den Nauen hat, Sepptoni," schreit der Püntiner. Er steht barhaupt im Boot. Ein roter Lichtschein zuckt eben über das grobe, feste Gesicht: wie schweres, hängendes Buschwerk Schnurrbart und Brauen, wie eine gerade Tafel die Stirn. Jetzt verschwindet es aus dem Lichtbereich. Jetzt geht der Nauen ins Dunkel hinaus.

In die Buben kommt Leben. Wild rufend stürmen sie zu den Männern auf der Schiffsbrücke hinüber.

„An die Isengrunder Straße hinüber will er, der Püntiner, der Regierungsrat. Mit dem Nauen ist er fort! — Gerade jetzt!" — — —

Der Sturm brüllt. Der zwischen den Bergen eingeengte See kocht. Durch das Brodeln und Schlagen und Zischen treibt der Püntiner den Nauen. Am Boden des Schiffes steht die Laterne. Ihr Licht reicht bis in die Mitte desselben, bis dahin wo die Wellen immer herein schlagen, während der Kiel sie stöhnend schneidet und übersteigt. Weiter vorn ist nichts als Dunkelheit, aber der Püntiner kennt die Richtung, steht aufrecht und rudert. Die Stangen knarren, so tief taucht er sie ein. Wenn eine Welle sich an die Seitenplanken des Schiffes wirft, neigt es sich vor ihr, ein- zweimal schwankt der Ruderer, aber er arbeitet sich auf und steht wieder fest; denn er will nicht nachhelfen, wenn der See ihn nicht will. Meistern soll ihn der Tod; verschenken tut er sich nicht; denn er ist nicht feig. Kommt er über den See, gut, soll es ein andermal sein! Er wird nur immer da stehen, wo das Leben seine Grenzen hat. Von selber aber übertritt er die nicht.

Der Sturm brüllt. Der Püntiner hat jetzt die Mitte seines Weges erreicht. Die Wellen kommen seitlich gefahren; er kann die Richtung nicht ändern. Da! — Ha, — was ist dort? Ein Licht! Jetzt ein Schrei! Lang gezogen, grell und in Todesängsten! Eine Weiberstimme scheint es. Dem Püntiner haben die Arme schlaff werden wollen; die Arbeit ist selbst für seine Muskeln schwer. Jetzt aber steht er straffer im Nauen. Er hält auf das Licht zu. Es nähert sich, oder besser, er selber treibt darauf zu, er braucht nur den Sturm ganz in den Rücken zu nehmen. Jetzt sieht er das Schiff, eins wie das seine, plumper noch und größer vielleicht. Im nächsten Augenblick schießt sein Nauen darauf zu. Er reißt die Ruder auf, wirft sie ins Boot und packt das andere. Eine Frau rudert dort, ein starkes, vierzigjähriges Weib. Der Sturm hat ihr die Zöpfe losgerissen, das Haar flattert. Ihr Gesicht ist leichenfahl, Schweiß und Wasser überrinnen es. Neben ihr steht das Sturmlicht. Vor ihren Füßen kniet ein zehnjähriger Bub, hat die Hände gefaltet und schauert vor Angst.

„Packt die Kette," schreit der Püntiner. Er wirft ihr die Nauenkette ins Boot, springt selber nach und reißt ihre Ruder an sich. Sie ist wacker und rasch, versteht ihn und hat die Kette gefaßt. Der Püntiner rudert schon, gegen den Wind, wie sie gekommen ist. Mühsam hält sie die Kette fest.

„Wohin?" schreit der Vincenz.

„Seedorf zu; vom Markt komme ich, von Luzern."

Als sie das geschrien hat, muß sie sich ins Schiff niederlassen, die Knie zittern ihr.

Der Püntiner rudert. Von unten herauf starrt das Weib ihn an; sie hat den Arm um den Bub geworfen. Der flennt nicht mehr. „Wer ist er?" fragt er.

„Ich kenne ihn schon," sagt sie, „der Püntiner, der Regierungsrat." Sie können laut schreien; der, der aufrecht steht, hört es nicht.

Das Weib sieht an ihm auf. Vielleicht kann er helfen! Er ist wie ein schwerer Block in dem Sturm, den Kopf hat er wie ein Stier vorgestemmt. Kraft hat er. Und Seedorf ist nicht gar weit.

Der Püntiner sagt nichts. Er rudert, rudert. Endlich nach einer Weile schreit er der Frau zu: „Dort ist der Steg!"

Der Föhn faucht herüber. In fünf Minuten könnte der Steg erreicht sein. Nach einer halben Stunde erst vermag der Püntiner das Holzwerk der Lände zu packen. Sein Atem geht keuchend.

„Steigt aus," schreit er.

„Hakt die Kette ein," nachher.

Die Frau hilft dem Buben ans Land klimmen. Dann steigt sie selber nach und hält in der kräftigen Faust die Kette.

Da läßt der Püntiner schon die Ruder fahren. Die Frau schlägt die Nauenkette in den Landungsring.

„Kommt Ihr?" schreit sie in die Dunkelheit. Dann neigt sie sich vor. Was? Wo ist er?

Sein Schiff ist los von ihrem. Alles ist dunkel.

Herrgott! Ja, ist er fort noch einmal? — Herrgott und Vater! —

— —

Es ist am andern Tag. Der Vincenz könnte lang zurück sein. In der Wohnstube sitzen die Püntinerin und die Elisabeth. Die Püntinerin betet heute den ganzen Tag, hat für nichts im Hause Ohren und Augen, horcht nur zwischen dem Beten manchmal hinaus, als müßte einer kommen.

„Jetzt ist er noch immer nicht da", sagt die Elisabeth atemlos.

„Ja, ja," sagt die Püntinerin.

Da geht die Tür und die Anna kommt herein, keines hört ihren Schritt. Ihr Gesicht ist weiß und schmal, ihre Nüstern fliegen.

„Ist es wahr, ist er auf den See gestern?"

„Ja, ja", nickt die Alte. Sie neigt sich vor und sieht die Anna an, die zittert und sich wehrt und langsam Herr wird über sich selber. Ein Weib ist sie und eine brave, die überwindet und sich findet. Wie sie jetzt das Flennen überkommt, so wird sie das Elend überdauern und

sich zurückfinden und ihm eine gute Frau sein, dem Arnold! Aber der — andere — der Vincenz. Das steht oder bricht, das kann sich nicht schicken, wie der Lebenswind weht.

Das geht der Püntinerin durch den Kopf.

Jetzt werden wieder Schritte laut. Der Barili kommt aus dem Schachental. Er macht ein lustiges Gesicht, hat auch ein männlicheres Aussehen als ehemals, einen rotblonden Bart, rote Backen.

„Guten Abend", grüßt er. Zur Elisabeth neigt er sich vertraulich. „Du" flüstert er, aber so, daß es die andern hören. „Im Maien sollen wir Hochzeit machen, hat er gesagt."

„Wer?" fragt das Mädchen.

„Der Vincenz, gestern morgen, als ich fort bin."

„Der Vincenz?" sagt die Elisabeth. Dann springt ihr das Wasser in die Augen. Da merkt der andere erst, daß etwas nicht recht ist in der Stube. Er will fragen, aber die Elisabeth wehrt ihm leise, mit einem Blick auf die Mutter.

Die dreht den Rosenkranz in den hilflosen Fingern. — — — —
— —

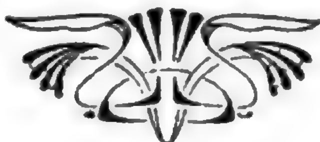
Eine von Seedorf kommt am Tage darauf ins Haus.

„Der Püntiner hat mich heimgebracht vom See vorgestern, mich und den Bub."

Die Weiterrede stockt ihr. Das was sie hat fragen wollen, kann sie schon aus den Gesichtern derer lesen, die ihr zuhören. In dumpfem Ton fährt sie fort zu erzählen, von dem Sturm, dem Zusammentreffen auf dem See. „Nicht vergessen kann ich ihn mehr, wie er im Nauen gestanden hat: Breit, schwer wie ein Block, den Kopf vorgestreckt, die Arme wie Stangen, Nase und Kinn derb und fest, das schwere Brauenhaar und den buschigen Schnurrbart und die Stirn, hoch und gerade — wie eine weiße Tafel!" —

Dann wird ihre Stimme ganz leise.

„Seinen Nauen muß der Wind wieder losgerissen und fortgetrieben haben! — Auf einmal nicht mehr gesehen habe ich ihn! — Ja — und" — — sie stockt wieder und endet mit engem Atem — „also — nicht heimgekommen — ist er?"





Deutschland und England.

Von

Theodor Schiemann.

Der folgende Aufruf wird in England verbreitet: „The National Service League" (National-Verbindung zum Wehrdienst). Der Weg der Pflicht ist der Weg zur Sicherheit. Präsident: Herzog von Wellington. Exekutivkomitee (11 Namen).

„Die National Service League glaubt, daß die Landesverteidigung allen Bürgern sowohl Pflicht als gemeinsames Privileg ist, und tritt für das Prinzip allgemeiner Ausbildung zum See- oder zum Kriegsdienst ein.

Die vornehmlichsten Ziele, welche durch die Ausbildung erreicht werden sollen, sind:

a) Der Nation durch individuelle Ausbildung ein volleres Verständnis für ihre bürgerliche Pflicht und Verantwortlichkeit zu geben.

b) Der physischen und moralischen Entartung, die das Leben in übervölkerten Städten erzeugt, entgegenzuwirken.

c) Mit nicht zu hohem Aufwand, durch Ausbildung der Bevölkerung für eine umfassende und elastische Reserve, zur Unterstützung von Armee und Marine Sorge zu tragen und durch frühzeitige Gewöhnung der Knaben an militärische Übungen die Rekrutierung der regulären Truppen zu erleichtern.

d) Die Möglichkeit feindlichen Überfalls zu mindern und vor dem Gefühl nationaler Unsicherheit mit der sich daraus ergebenden Furcht und der Gefahr einer Panik zu schützen.

Abgesehen von diesen vornehmsten Gesichtspunkten darf man glauben, daß ein allgemeines Trainieren die Organisation gegenseitiger Verteidigung zwischen Mutterland und Kolonien anspornen und die Wirksamkeit des Freiwilligendienstes über See in nationalen Notlagen steigern würde, denn die moralische und pädagogische Disziplin müßten der Nation in dem wirtschaftlichen Kampfe, der ihr bevorsteht, von größtem Vorteil sein.

Die Vorschläge der N. S. L. sollen nicht im Detail definiert werden, sind aber in großen Umrissen die folgenden:

I. Physische Trainierung auf wissenschaftlicher Grundlage sollte ein obligatorischer Teil der erzieherischen Tätigkeit aller Schulen sein und, wenn möglich, fortgesetzt werden bis zur Zeit, da die Verpflichtung zu militärischer Ausbildung beginnt.

II. Jeder Bürger, der körperlich gesund ist, sollte, wenn er das entsprechende Alter erreicht hat, verpflichtet sein, sich in der National Miliz trainieren zu lassen nach einem dem schweizerischen verwandten System, aber mit dem Unterschiede, daß, da die Seemacht bei uns stets meist in Betracht kommt, die Miliz obligatorisch in vernünftigem Verhältnis sowohl für den See- wie für den Landdienst auszubilden wäre.

Die in anderen Ländern geltenden Exemptionen sollten übernommen und die in der Handelsmarine dienenden Mannschaften darin inbegriffen sein.

Die so skizzierte Politik ist durchaus im Einklang mit der Doktrin, daß Suprematie auf See die Grundvoraussetzung der Reichsverteidigung sein muß und daß die obligatorische Trainierung, um eine brauchbare Reserve für Heer und Flotte zu schaffen, durchaus nicht als Ersatz einer überlegenen Seemacht betrachtet werden kann."

Es schließt sich hieran die Aufforderung, durch Zeichnung bestimmter Beiträge Mitglied der Liga zu werden.

Sie bezeichnet sich ausdrücklich als außerhalb aller Parteien stehend und wendet sich in einem zweiten Aufruf „to one and all" an jede Partei insbesondere, um den Nachweis zu erbringen, daß der Beitritt zur Liga ihren Grundsätzen nicht widerspreche. Wir heben aus dieser Reihe den Schlußsatz hervor:

„Bist du Mitglied einer Friedensgesellschaft und ein Feind des Jingoismus? So tritt der Liga bei. Es gibt keine bessere Bürgschaft des Friedens, als bewaffnet zu sein, um ihn zu verteidigen, und kein besseres Mittel gegen den Jingoismus, als jedem Bürger das Gefühl zu geben, daß er für einen Krieg mit zu verantworten hat. Berufsarmeen sind oft Werkzeuge des Angriffs und der Freiheit gefährlich gewesen — National-Milizen niemals. Si vis pacem para bellum. Man darf mit Bestimmtheit sagen, daß eine unendlich stärkere Friedenspartei in jedem Lande mit obligatorischer Wehrpflicht besteht, als in unserem Vaterland mit seinem Freiwilligen-System."

Unzweifelhaft ist es ein Unternehmen von hohem sittlichen Ernst und echtem Patriotismus, das uns hier entgegentritt, und jedermann bei uns, der die großen Fragen der Weltpolitik in ihrem Zusammenhange betrachtet, wird dem Herzog von Wellington und seinen Gesinnungsgenossen wünschen, daß sie ihr Werk zu günstigem Abschluß führen. Hooliganismus und Jingoismus, die sich neuerdings so anspruchsvoll und so beunruhigend in den Vordergrund gedrängt haben, finden, wie es an einer andern Stelle dieses Aufrufes heißt, keinen Raum, wo militärische Disziplin zur

Selbstkontrolle und zum Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit geführt haben und wo — wie wir hinzufügen — die Erkenntnis mitwirkt, daß man mit dem eigenen Leben und dem seiner nächsten Angehörigen für die Praxis der Politik des Staates, dem man angehört, zu verantworten hat.

In diesem einen Punkt aber liegt der Gegensatz zwischen der Politik Englands und der konstitutionellen Staaten des europäischen Kontinents. Ein englisches Ministerium steht in fast ähnlicher Allmacht, wie ein Kaiser von Rußland: wie die in Rußland geltende allgemeine Wehrpflicht in ihren wohltätigen Erscheinungen durch den zarischen Absolutismus paralysiert wird, so behauptet, trotz des Parlaments, das englische Kabinett seine Aktionsfreiheit, weil die ungeheure Masse der englischen Bevölkerung nur indirekt an den Folgen einer nach außen hin gewalttätigen Politik zu tragen hat. So lange sie Vorteile einbringt, findet sie, ganz abgesehen von ihrer moralischen Qualität, auch Billigung. Ein Wandel tritt nur ein, wenn das Gefühl der persönlichen Sicherheit zu schwinden beginnt, oder die Opfer dem Wert des zu erringenden Objekts nicht entsprechen. Eine solche Reaktion brachte bekanntlich im Jahre 1880 Gladstone ans Ruder, als Derbys südafrikanische Politik in sich zusammenbrach, weil der Verlust an englischem Blut so unverhältnismäßig hoch und der greifbare Vorteil so nichtig gewesen war. „England — so drückt Mc. Carthy in seiner Geschichte unserer Zeit sich aus — war wider sein Gewissen in den Krieg gezogen und kehrte nicht triumphierend, sondern beschämt heim: ein Sieger, der seinen Gewinn verloren hatte.“ Wir erinnern an diese Dinge, weil sie zur Vorgeschichte des Burenkrieges gehören, der in dem Kapitel der deutsch-englischen Beziehungen eine so wesentliche Rolle gespielt hat.

Bismarck, den das Problem der englischen Politik allezeit lebhaft beschäftigt hat und der gelegentlich über diese Politik sehr scharf urteilen konnte, weiß in seiner großen Art die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären, daraufhin, daß England seit 1066 niemals einen Feind auf seiner glücklichen Insel gesehen hat, aber aus allen Wirren des Kontinents Nutzen zu ziehen vermochte. Der 30jährige Krieg, der spanische Erbfolgekrieg, zumeist aber die Periode der Vorherrschaft des ersten Napoleon, sei die große Zeit der englischen Ernten gewesen.

„Sie können,“ sagt er ein andermal, „es nicht ertragen, daß das schäbige kleine Preußen so emporgekommen ist. Preußen ist für sie ein Volk, das nur existieren sollte, um für England Kriege gegen Bezahlung zu führen. Das ist die Ansicht aller oberen Klassen in England. Sie sind uns nie geneigt gewesen und haben stets, was sie nur konnten, getan, um uns zu schädigen.“ Der Ausspruch datiert vom Januar 1871 und

wurde veranlaßt durch den Ärger, mit dem Bismarck die den Franzosen vorteilhafte Praxis der englischen Neutralität verfolgte. Man würde aber irre gehen, wenn man in Bismarck einen Feind Englands oder der Engländer suchen wollte. Das ist er niemals gewesen, die einzelnen Engländer, mit denen er in Berührung kam, waren ihm in ihrer Art sympathisch, er schätzte die englische Literatur hoch, kannte seinen Shakespeare im Originaltext wie nicht so leicht ein zweiter und beherrschte die Sprache bis in ihre Feinheiten hinein. Aber freilich, den von England ausgehenden politischen Druck empfand er tiefer als andere; er hatte ihn miterlebt und mehr als mindere Sterbliche einen Einblick in die Wirklichkeit gewonnen. Er wußte, daß 1855 eine englische Flotte bestimmt war, den Anschluß Preußens an die Allianz der Westmächte zu erzwingen, in seine Hände waren die drohenden Noten gekommen, durch welche 1863 England im Anschluß an Frankreich ihn zu einer anderen Haltung in der Polenpolitik zu nötigen versuchte, 1864 waren seiner Politik von London aus die schwierigsten Hindernisse in den Weg geworfen worden, und England gehörte zu den entschlossensten Gegnern der Politik, welche zu den Erfolgen von 1866 geführt hat. 1870 dauerten die englischen Sympathien nur bis Sedan, und die Gründung des Deutschen Reiches ist ganz direkt nicht nur als ein unbequemes, sondern als ein unglückliches Ereignis empfunden worden.

Wir wollen das den Engländern keineswegs verübeln. Es gibt keine Nation in der Welt, die durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung mehr verwöhnt worden wäre, als sie, und es ist nur natürlich, wenn sich das in ein hochgespanntes Selbstbewußtsein umsetzte und die Neigung fortlebt, die alten Ansprüche aufrecht zu erhalten. Aber ebenso natürlich war es, daß die neu geschaffene deutsche Einheit, die zunächst in aller Welt keinen Freund hatte, nach außen hin, wo man ihr offen oder versteckt die Grundlagen ihrer Existenz zu untergraben bemüht war, ihre Stacheln und Schärfen zeigte. Gerade in jenen Tagen des Aufbaus und der Anfechtung war es für uns ein hohes Glück, daß ein Mann wie Bismarck die Geschäfte leitete, ohne jede, auch nur momentane Anwandlung von Schwäche, mit dem untrüglichen Blicke für das Mögliche, höflich in den Formen, aber scharf wie gehacktes Eisen, wenn es galt, fremde Einmischung abzuweisen und deutsche Interessen zu verteidigen.

Es war in der Tat so. Das Bild der Welt war ein anderes geworden. Von einer Vernichtung der „Improvisation Friedrich des Großen", wie noch Beust gemeint hatte, konnte weiter keine Rede sein.

Wie groß der Eindruck war, den diese unliebsame Tatsache machte, zeigt wohl das Entsetzen, welches 1874 in England durch die Rede hervor-

gerufen wurde, durch welche der erste Lord der Admiralität, Ward Hunt, das von ihm vorgelegte erhöhte Marinebudget einführte: „Wir dürfen," sagte er, „keine Flotte auf Papier haben und nicht mit Schiffsphantomen in See stechen." Damals zuerst tauchte das Gespenst einer Landung deutscher Soldaten auf englischem Boden auf. Es war, wie ein englischer Historiker, der diese Tage miterlebte, schreibt, als wolle Achill über den unbewaffneten Hektor, wie in Troilus und Cressida, herfallen.

Dann kam die Ära Disraeli, die laut ankündigte, daß sie die Tage der Queen Bess wieder herstellen wolle. „Die lange unwürdige Herrschaft des Friedens und der Nichtintervention fand ihr Ende. Jedermann, der nicht laut versicherte, daß der britische Einfluß in Europa und Asien der vorherrschende sein müsse (was to reign paramount) galt für antienglisch, kosmopolitisch, für ein Mitglied der Friedensgesellschaft, Anbeter Cobdens, Verteidiger des Alabama-Vertrags, Anhänger der Nichtintervention, und um zusammenzufassen, für einen Feind des Vaterlandes und Verräter an seinem Souverän." Nun ist Justin McCarthy, dem wir diese Charakteristik entnehmen, zwar ein entschiedener Gegner des konservativen Imperialismus Disraelischer Observanz, aber er hat nicht übertrieben; es war allerdings so, und die glänzenden Erfolge der neuen Politik, die fast ohne Opfer ihre Ziele zu erreichen verstand, haben den Rausch noch gesteigert. Der Ankauf der Suezkanalaktien, der die heutige Stellung Englands in Ägypten erst möglich machte, die Errichtung eines Vizekönigtums in Indien und der Titel Empress of India für die Königin, endlich die großen Errungenschaften des Berliner Kongresses festigten und vertieften den imperialistischen Gedanken, wenn sie ihm auch nicht die heute geltende Form und Ausdehnung zu geben vermochten.

Durch all diese Dinge sind aber die deutsch-englischen Beziehungen nicht getrübt worden. Eine vorübergehende Verstimmung hat es 1875 gegeben; sie ging aber nicht über die diplomatischen Kreise hinaus und blieb ohne jede Rückwirkung. Die Zeit des Kulturkampfes brachte sogar lebhafte englische Sympathien. Erst als Deutschland 1884 mit seinen kolonialen Bestrebungen in die Weltpolitik eintrat, warf sich auch ihm England entgegen, und es hat großer Festigkeit und vieler Geduld bedurft, um den auf Schritt und Tritt uns entgegentretenden englischen Widerspruch gegen die unerhörte Tatsache, daß Deutschland auch Kolonialmacht werden wolle, in zustimmende Anerkennung zu verwandeln. Freilich haben wir uns dabei zu manchem schmerzlichen Verzicht bereit finden müssen; namentlich im Hinblick auf Möglichkeiten der Zukunft, da England ohne jeden Zeitverlust durch Okkupation anliegender Gebiete uns den Weg zu

weiterer Ausbreitung verlegte. Daß diese Tatsache bei uns verstimmte, ist offenkundig; aber welches Gesicht hätte man in England gemacht, wenn wir, wie es sehr möglich war, den Engländern durch Okkupation der Landstriche nördlich von Natal eine Barriere gesetzt hätten? Doch das fällt in die Caprivischen Zeiten, die uns die Anwartschaft auf Zansibar gekostet haben und wie noch allgemein erinnerlich ist, einen Kulminationspunkt guter Beziehungen zwischen beiden Mächten bildeten. Auch danach waren die offiziellen Beziehungen durchweg gute, aber die Handelsrivalität begann sich geltend zu machen. Das berühmte Wilsonsche Buch „Made in Germany“ gab in drastischer Weise der neuen Strömung Ausdruck und gipfelte in dem bald von der englischen Regierung aufgenommenen Vorschlag, daß alle Waren deutscher Provenienz mit dem Vermerk „made in Germany“ bezeichnet werden sollten. Die Hoffnung war, daß die Engländer der eigenen Ware vor der fremden unter allen Umständen den Vorzug geben würden. Die Dinge nahmen nun freilich einen ganz anderen Verlauf. Die geplante Boykottierung wurde zur unerwarteten Reklame für die Solidität und Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie. Nicht „billig und schlecht“, wie ein zur Zeit der Ausstellung von Philadelphia aufgekommenes und geglaubtes Sprichwort glaubhaft machen wollte, sondern alle Konkurrenz schlagend, so erzwang, seit sie unter eigenem Namen ging, die deutsche Industrie sich ihre Stellung nicht nur auf dem Weltmarkt, sondern auch auf eben jenem englischen Boden, von dem man sie hatte ausschließen wollen.

Nun ist nicht zu bestreiten, daß diese Tatsache mehr als alles übrige dahin geführt hat, der öffentlichen Meinung Englands eine Richtung zu geben, die ihre Spitze gegen uns wandte. Das mag psychologisch erklärt werden, weil die neue wirtschaftliche Lage eine ungeheure Enttäuschung bedeutete, rechtfertigen läßt es sich gewiß nicht. Jede der großen produzierenden Nationen hat zeitweilig ähnliche Überraschungen erlebt: die einzig wirksame Bekämpfung des wirtschaftlichen Gegners liegt aber in der Vervollkommnung der eigenen Leistungen. Darauf beruht der Fortschritt der Jahrhunderte. Es gibt keinen kulturfeindlicheren Gedanken als den, einen Konkurrenten niederzuschlagen, bloß weil seine Leistungen die höheren sind. Das aber ist die Tendenz, die uns fortan von jenseits des Kanals entgegentritt.

In eine solche Stimmung fiel das Telegramm Kaiser Wilhelms an den Präsidenten Krüger, in welchem er diesem zur erfolgreichen Abwehr des räuberischen Jamesonschen Überfalls Glück wünschte. Eine ungeheure Aufregung war die Folge. Während Jameson in Prosa und in ge-

bundener Rede überschwänglich gefeiert wurde, ergoß sich ein Strom von Invektiven über uns und unseren Kaiser. Und das hörte selbst dann nicht auf, als die englische Regierung, wenn anders sie nicht ihrer Stellung in der Reihe der Rechtsstaaten entsagen wollte, sich genötigt sah, Jameson den Prozeß zu machen und ihn durch englische Richter schuldig sprechen zu lassen. Es ist für unser Empfinden fast unbegreiflich, daß er trotzdem der Held der öffentlichen Meinung Englands blieb, zumal die heute jedermann zugänglichen Akten des Prozesses die Zusammenhänge, wenn auch nicht in ihrer nackten Vollständigkeit, klargelegt haben. Eine moralische Verirrung des englischen Rechtsbewußtseins liegt hier ohne Zweifel vor, und nichts ist weniger zu entschuldigen, als die sogar heute noch aufrecht erhaltene Behauptung, daß dieses Telegramm eine Beleidigung Englands durch Deutschland bedeute. Beleidigt wurden wir, und wie zu geschehen pflegt, hat unsere Presse die Herausforderung nicht unbeantwortet gelassen, die an sie herantrat.

Als dann der von langer Hand vorbereitete Krieg gegen die beiden Buren-Republiken zum Ausbruch kam, ist zwar ganz Europa neutral geblieben, aber die öffentliche Meinung nahm, wenn wir von dem einen Griechenland absehen, allüberall einmütig Partei gegen England. Im Laufe des Krieges steigerte sich der Enthusiasmus für die so tapfer für die Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit kämpfenden Buren. Wie in den Tagen der griechischen Freiheitskämpfe strömten aus aller Herren Länder Freiwillige herbei, ihnen zu helfen: Deutsche, Russen, Franzosen, Amerikaner, ja sogar Engländer, denn auch in England mißbilligte fast die gesamte liberale Partei den Krieg. Die Proboers und Little Englanders, wie man sie höhnisch nannte, haben nicht minder scharf getadelt, als der dissentierende Kontinent. Das aufregende Schauspiel, das der 32 Monate währende Kampf der Buren gegen die ungeheure Übermacht Großbritanniens und seiner Kolonien in Indien, Australien, Neuseeland, Kanada bot, konnte eben nicht anders wirken. Die Menschlichkeiten und Schwächen der Buren war man geneigt, nachsichtig zu verschweigen, man hat erst später erkannt, daß auch bei ihnen sehr vieles nicht war, wie es hätte sein sollen: bäuerlicher Starrsinn, Undisziplin, wie es scheint nicht selten auch Bestechlichkeit, haben eine verhängnisvolle Rolle gespielt; gegen England aber war das Urteil vielfach hart und ungerecht, bei uns nicht weniger als bei anderen. Konnte doch zu Ende des Jahres 1899 eine der hervorragendsten militärischen Autoritäten Frankreichs, Charles Malo, höhnisch schreiben: „Die Machtmittel des Imperialismus entsprechen ebensowenig seinem Heißhunger, wie seine Verteidigungsmittel

auf der Höhe der Zeit stehen. Großbritannien ist nur eine große militärische Ohnmacht, ein schwankendes Rohr aus Similibronze, ein Koloß mit Nickelfüßen." In Deutschland spielten neben jener Sympathie für die Buren noch die Erinnerungen mit, welche sich — bitter genug — an die Feindseligkeiten knüpften, die der Lösung des Samoakonfliktes unmittelbar vorhergingen und uns vor die Alternative einer Demütigung oder eines englischen Krieges zu einer Zeit zu stellen schienen, da er für uns den rettungslosen Untergang unserer werdenden Kriegsflotte bedeutet hätte. Es wird dem Grafen Bülow alle Zeit unvergessen bleiben, daß er in dieser kritischen Lage einen ehrenvollen Ausweg zu finden gewußt hat.

Unleugbar ist nun, daß als Niederschlag dieser Verstimmungen hüben und drüben Bitterkeit und Mißtrauen zurückblieben. Nicht von Regierung zu Regierung, sondern in den Strömungen der öffentlichen Meinung. Und hier nun setzte die Agitation ein, welche ein weiteres Anwachsen der deutschen Flotte als eine Lebensgefahr für England darstellte, obgleich der defensive Charakter dieser Aufrüstung von vornherein für jeden Einsichtigen verständlich sein mußte. Sie hatte zunächst nur die Wirkung, bei uns die Kriegsmarine populär zu machen und der Erweiterung des Flottenbauplans die Majorität im Reichstage zu sichern, in England aber führte sie zu einer Journalisten-Verschwörung — man kann es nicht anders nennen —, die seit jetzt runden vier Jahren der Welt den Ehrgeiz und die Treulosigkeit der deutschen Politik denunzierte und den Engländern ein Carthaginem esse delendam predigte. Man darf wohl sagen, daß damit eine in solcher Weise noch nicht dagewesene politische Verhetzungspolitik in die Usancen der europäischen Journalistik eingeführt wurde. Nur wer im Lauf dieser Jahre die Bewegung regelmäßig verfolgt hat, wie der Schreiber dieser Zeilen es getan hat, kann eine richtige Vorstellung von der methodischen Kraft, der Gewissenlosigkeit und der zähen Konsequenz des Angriffs gewinnen. Weder die Angriffe der slavophilen und panslavistischen Presse, noch der Vertreter des französischen Revanchegedankens haben es vermocht, gleich weite Kreise zu ziehen und in der Tat die Bedeutung eines ernst zu nehmenden politischen Faktors zu gewinnen. Sir Rowland Blennerhassets Programmschrift: „England and Russia", spielte zuerst das Schlagwort von der englisch-russischen Allianz aus, deren Ziel es sein sollte, Deutschland wieder klein zu machen. Dann folgten die Times mit ihrer Dependenz, der National Review, die Admiral Maxse leitet und der Fortnightly Review, deren Editor Mr. W. Courtnay ist und deren deutschfeindliche Ignotus-Artikel vielleicht eben jenen Ignotus zum Verfasser haben, der im Figaro über

auswärtige Politik schreibt und von dem bekannt ist, daß er mit Herrn Neton, dem Sekretär Delcassés identisch ist. Von dieser Gruppe ging der Gedanke aus, den Plan der russisch-englischen Allianz zu einer russisch-englisch-französischen zu erweitern. Sie kombinierte sich mit der von Delcassé angebahnten Idee der union latine und zeigte eine so gewaltige Anziehungskraft, daß nun auch die Führer der Kleinen unter den Feinden Deutschlands, der Tschechen und Ungarn, nach Paris pilgerten, um sich ihr Programm zu holen. Was die Herren Ugron und Kramarz zu gleichem Ziel in französischer Sprache predigten, haben in englischen Blättern die Russen Wesselitzki und Tatischtschew vertreten. Endlich ging die Arbeit dahin, nach Möglichkeit die guten Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu verderben. Zu alledem kam, daß Chamberlain sich die Hilfe all dieser deutschfeindlichen Elemente gefallen ließ, um für seinen fiskalischen und politischen Imperialismus eine Majorität im Parlament, und wenn diese nicht zu gewinnen sein sollte, auch gegen das Parlament von heute für die Zukunft zu sichern.

Sind nun diese Allianzpläne bisher nicht zu verwirklichen gewesen, so erreichte die fortgesetzte Agitation doch, daß in der öffentlichen Meinung Englands die Erbitterung über die „perfide Politik Deutschlands", die mit tausend Stimmen von jener Koalition stets aufs neue verkündet wurde, in der Tat tiefe Wurzeln faßte. Wir haben es zum ersten Mal in einer nicht unwichtigen politischen Frage praktisch erfahren, als wir Seite an Seite mit der englischen Flotte den gemeinsamen Ansprüchen beider Mächte vor den Häfen Venezuelas Anerkennung erzwangen. Das Ministerium Balfour, das in dieser Krisis ehrenhaft hielt, was es vereinbart hatte, wäre der Erbitterung über dieses Zusammenwirken mit dem deutschen Feinde fast zum Opfer gefallen. Aber es war nicht stark genug, um sich der jetzt von der öffentlichen Meinung Englands, die unter der suggestiven Wirkung der oben gekennzeichneten Agitation stand, verlangten Annäherung an Frankreich versagen zu können, und so bahnte sich trotz des am Horizont aufsteigenden ostasiatischen Gewitters, das beide Staaten in verschiedene Lager führen mußte, jenes englisch-französische Abkommen an, das notwendig über kurz oder lang sich zu einer Allianz umwandeln muß. Die Frage wird dann sein, ob sich die englischen Verstimmungen dem französischen Revanchegedanken zu Dienst stellen werden, und ob dann das jüngst von der halboffiziellen Army and Navy Gazette ausgegebene Schlagwort: Vernichtung der deutschen Flotte, so lange sie uns noch nicht zu stark geworden ist! zum Programm der beiden Regierungen werden kann.

Zunächst ist es in England noch Preßpolitik. Daß sie aber nicht leicht genommen werden darf, haben uns die leitenden Staatsmänner Englands wie Deutschlands gesagt. Balfour im Februar 1903 in Anlaß des Lärmes in der Venezuelafrage: „Wir wollen uns, sagt er, des alten Ideals erinnern, daß nämlich alle die Nationen, die in den vorderen Reihen der Zivilisation stehen, lernen sollten, zusammen zu arbeiten zum besten der Gesamtheit, und daß nichts der Verwirklichung dieses hohen Ideals mehr im Wege steht, als jene nationalen Bitterkeiten, Eifersüchteleien und Feindseligkeiten . . . Aber im Hinblick auf die Zukunft bin ich voll Unruhe, wenn ich bedenke, wie leicht es ist, das Feuer internationaler Eifersucht zu schüren, und wie schwer es fällt, es wieder zu stillen."

Diese Worte, so ernst sie waren, verhallten wirkungslos, die zwei Jahre, die seither hingegangen sind, haben, aber jetzt ausschließlich von englischer, nicht von deutscher Seite, eine weitere Schärfung des Gegensatzes gebracht, die schließlich in jener zynischen Drohung der Army and Navy Gazette gipfelte. Daß es sich dabei um mehr als nichtssagende Worte handelte, beweist die Tatsache, daß Graf Bülow es nützlich gefunden hat, dreimal in nur kurzen Zwischenräumen gegen diese verhetzende Tätigkeit der englischen Presse aufzutreten. Es läßt sich in der Tat nicht verkennen, daß in diesem Treiben eine Gefahr liegt, und wir sind keineswegs der Meinung, die Delbrück jüngst in den Preußischen Jahrbüchern vertreten hat, daß Handelsrivalität und Preßverhetzung nur sekundäre Erscheinungen seien, sondern „der Bau unserer Flotte und unser damit zusammenhängender Eintritt in die Weltpolitik" der wahre Grund der englischen Mißstimmung sei. Wieweit dieses letztere Moment mitspielt, ist in den einführenden Betrachtungen dargelegt worden. Unsere Flotte ist nicht mehr als ein Vorwand, und die Allianzkombinationen, die er konstruiert, gehören zu den politischen Unwahrscheinlichkeiten, mit denen man erst rechnet, wenn ihre Verwirklichung wahrscheinlich wird. Soweit sich heute in die Zukunft voraussehen läßt, ist daran nicht zu denken. Auch ist es unrichtig, „daß die Engländer sich gar nicht vor Amerika zu fürchten scheinen". Vielmehr hat Ashley, The Tariff Problem (nach der Widergabe Schmollers, Jahrbuch XXVIII. 3) ausdrücklich erklärt, er kenne die großen Interessengegensätze, die beide Staaten (England und Vereinigte Staaten) scheiden, aus eigener Erfahrung. Das Kokettieren mit der amerikanischen Freundschaft sei eine Spiegelfechterei, um andere zu schrecken. An anderer Stelle weist er direkt auf die Möglichkeit hin, daß Kanada an die Vereinigten Staaten verloren gehen könne. Schmoller aber bemerkt sehr richtig dazu, „diese (die Vereinigten Staaten) sind die

eigentliche Gefahr für England. Von ihnen allein hat Großbritannien Niederlagen auf Niederlagen zu erdulden gehabt ... Man fürchtet sich vor dem Yankee und läßt deshalb seinen Mißmut lieber an anderen aus." Und in dem halboffiziellen Werk von Wheles „The third Salisbury administration" findet sich eine wahre Musterlese antiamerikanischer Aussprüche, die, wo von dem Dollarkriege von 1895 gesprochen wird, bis zu direkter Kriegsdrohung gehen. Damit also ist es nichts. Wohl aber wird man in betreff des Zieles, das in den deutsch-englischen Beziehungen erstrebt werden sollte, sowohl mit Ashley wie mit Delbrück durchaus einverstanden sein. Beide wünschen gute Beziehungen von Staat zu Staat, Ashley wirft sogar die Frage einer möglichen Allianz auf.

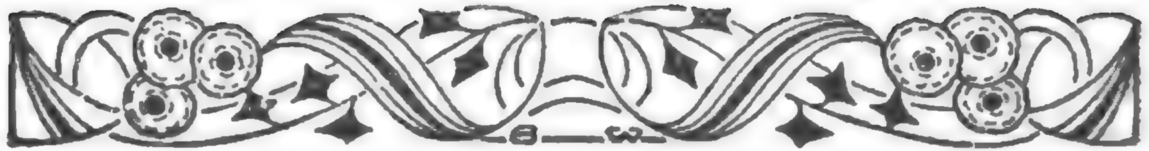
Wir sehen kein wahres Interesse Deutschlands oder Großbritanniens, das dem widerspräche, glauben aber, daß es noch geraumer Zeit bedürfen wird, ehe der Nachhall jener bösartigen und böswilligen Agitation des Preßkonsortiums der Times und ihrer Filialen verwunden werden kann. Semper aliquid haeret audacter calumniando, und wir sind noch weit von dem Zeitpunkt entfernt, da der schöne Gedanke, den Roosevelt bei Enthüllung des Friedrich-Denkmals in Washington aussprach: „Das Gedeihen einer Nation ist für die anderen keine Bedrohung, sondern eine Hoffnung," zum geistigen Eigentum der Welt geworden sein wird.

Wohl aber hoffen und glauben wir, den Tag zu erleben, da das Verläumden eines Staates für gleich unehrenhaft gelten wird, wie das Verläumden eines Privatmannes.

Zwischen uns und England liegt keinerlei wesentlicher Gegensatz. In uns beiden hat die Gedankenwelt des Protestantismus den lautersten Ausdruck gefunden und die edelsten Früchte gezeitigt, in Wissenschaft, Kunst, Literatur und Technik. Beides sind tapfere und männliche Nationen, die Welt ist nicht zu klein, um ihnen einen Wettbewerb in Ehren zu verbieten. Vereinigt stellen sie die stärkste Kombination dar, die heute möglich ist. Weshalb sollten sie nicht die Hände zusammenschließen?

In der „National Service League" erkennen wir eine der Voraussetzungen, die eine Verständigung in gutem Glauben möglich macht. Mögen die patriotischen Männer, die das Unternehmen begründet haben, ihr Ziel erreichen!





Zwischen Kopf und Seele.

Von

Karl König.

Wir kommen aus einer Zeit her, in der der Kopf die Seele tyrannisiert hat. Das war die Größe dieser Zeit und ihre Kleinheit. Es soll hier kein Loblied angestimmt werden und auch kein Klagelied. Es war notwendig, daß der Intellekt einmal Führer und Tyrann war. So konnte er zeigen, was er leisten und was er nicht leisten kann. Wir sind jetzt so weit, beurteilen und ohne jegliche Leidenschaft, die blind macht, einschätzen zu können, was das Kopfregiment bedeutet, wie weit wir es aufrecht erhalten müssen und wie weit es einer Ergänzung bedarf.

Das Kopfregiment bedeutet die konsequente Durchführung einer bestimmten, nämlich der kausalen Betrachtungsweise aller Dinge, Geschehnisse, Erlebnisse, die überhaupt in den Geist des Menschen Eingang finden und von ihm Ausgang nehmen können. Es ist nichts, kann nichts, darf nichts in der geistigen Welt des Menschen sein, ob es nun von außen in sie hereingeholt oder aus ihren eigenen schöpferischen Tiefen emporgetaucht ist, vor dem der Intellekt halt machen und sich zurückziehen müßte, ohne seine Methoden darauf angewandt, es zu einer möglichst lückenlosen Kette von Ursachen und Wirkungen umgeschmiedet und also sich untertan gemacht zu haben, soweit das eben geht. Und jeder Versuch, dem Intellekt eine Grenze zu ziehen von außenher, durch irgendwelche, sei es ästhetische, moralische oder religiöse Dogmatik, ist auf das schärfste zu bekämpfen. Der Intellekt trägt seine Grenzen in sich selbst, und es ist unsinnig und eine Sünde am Geiste des Menschen, sie ihm von außenher ziehen zu wollen. Der Intellekt kann, wo er Fehler und Übergriffe begeht und sich bis zur Dogmatisierung seiner Irrtümer verrennt, doch nur durch den Intellekt korrigiert und auf sein eigenes Feld zurückgeführt werden. Und über ein Kleines geschieht dies stets. Die Wissenschaft korrigiert sich selbst. Und zwar um so schneller und gründlicher, je mehr Freiheit und Vertrauen sie genießt. Auf Freiheit und Vertrauen hier antworten Gelassenheit und Gewissenhaftigkeit dort.

Aber so gewiß das alles ist, ebenso gewiß ist die kopfmäßige, wissenschaftliche, intellektuelle und auf alles und jedes Anspruch habende Betrachtungsweise nur eine neben anderen. Und sie macht sich gefährlich, schädlich und lächerlich zugleich, wenn sie sich zur alleinigen in die Höhe redet oder auch nur als die

ausgibt, neben der die anderen Monde seien, während sie die Sonne bedeute. Die Sache ist viel eher in der Umkehrung richtig. —

Das Unmittelbare, das Schöpferische in uns — das ist die Sonne. Da lebt die Glut, das Feuer, die Kraft. Aber will es aus uns selbst heraus, will es sich äußern, darstellen, weiterzeugen, oder will es in sich selbst hinein, sich selber gegenüberkommen und helles Bewußtsein und Klarheit von sich selbst gewinnen, dann muß es Diener haben, muß Mittel suchen, muß mittelbar werden, und seine beiden vorzüglichsten, unentbehrlichsten Diener und Mittel, durch die es hindurch muß, mit deren Hilfe allein es über sich selber klar wird, und sich selber gegenüberkommt, heißen: Phantasie und Verstand. Die eine liefert die Anschauungen, frei, spontan, blitzartig, subjektiv, der andere die Begriffe, mühsam, gebunden, gesetzmäßig, objektiv. Aber ohne die beiden geht es nicht, und zwar eilt die Phantasie immer voraus, und der Verstand wandelt methodisch hinterdrein.

Die Phantasie ist die Vorarbeiterin. Alles was der Verstand bearbeitet, empfängt er irgendwie durch ihre Hände. Er kommt immer hinterher. Wir erleben das an der Entwicklung jeder Kindesseele. Je weniger entwickelt das Seelenleben eines Kindes ist, umsomehr besteht es aus Phantasietätigkeit. Warum? Weil diese die einfachste ist und als erste notwendig da sein muß, ehe eine andere Seelentätigkeit sich erfolgreich und selbständig entfalten kann. Sie ist die einfachste, weil sie lediglich des erwachenden Sinnenlebens und des äußeren Sinnenanstoßes bedarf, um in Leben und Tätigkeit zu treten und aus der materiellen Welt eine formell-sinnliche Geisteswelt, eine Welt der inneren Vorstellungen und Bilder, wenn zuerst auch traumhaft und verworren, in uns zu erzeugen. Denn die Phantasie im umfassenden Sinne ist ja nichts anderes als die Kraft unseres Geistes, die die „Erscheinungen" in unserem Geist schafft, die Bilder, Vorstellungen Anschauungen, in die alles sich verwandeln muß, was von außen oder von innenher in unserem Geiste zu klarer Lebendigkeit gelangen will. Und so ist die Phantasie die grundlegende Dienerin der Seele, weil die Seele durch diese ihre bildende Potenz erst eine Innenwelt von Bildern gewinnen muß, ehe sie sich mit ihren anderen Kräften an diesem gebotenen Material betätigen oder mit seiner Hilfe einkleiden, vorstellig und lebendig machen kann. Der Verstand wäre ohne diese phantasiegebotene Vorstellungswelt nichts als unfruchtbare Gesetzmäßigkeit des Denkens, still im Gehirn liegend, wie ein Gesetz im Gesetzbuche, wenn es nicht durch irgend einen Fall zu Anwendung und Leben kommt. Der Verstand ist Ordner, Sichter, Untersucher, kurz Verarbeiter eines ihm dargebotenen Materials mit Hilfe seiner Gesetzeswerkzeuge. Und seine notwendigste Vor- und Mitarbeiterin ist und bleibt stets die Phantasie.

Sehr deutlich zeigt sich das, wo unsere eigene Innenwelt, sei es des Körpers oder der Seele, sich in Tätigkeit setzt. Da wird irgend ein Trieb in uns lebendig. Sofort tritt die Phantasie als willfährigste und schnellste Dienerin herbei und spiegelt den Trieb um ins Bewußte und Geistige, indem sie ihm entsprechende Bilder aus dem Kreise unserer Erfahrungen herauf- und zusammenzaubert.

Dann erst kommt der Verstand, sichtet, prüft und wählt das zweckentsprechendste oder wenigstens das erreichbare unter diesen Bildern aus. Wir sehen, die Reihenfolge ist diese: Erregte Körperwelt, Phantasieeinkleidung, intellektuelle Reflexion.

Vollends dieselbe Tätigkeitsfolge haben wir da, wo es sich um die großen und unmittelbaren Schöpferbewegungen unserer Seele handelt, im Religiösen, Moralischen, Künstlerischen.

Die Schöpfung wird in der Tiefe unserer Seele lebendig. Große heilige Gefühle wogen auf und ab, Ohnmacht, die auf zur Allmacht die Schwingen hebt; Dankbarkeit, die gar nicht anders kann, als zum eignen kleinen Ich das große ewige Du zu suchen, um Seele gegen Seele zu sprechen; Schuldbewußtsein, das sich in der tiefsten Tiefe verbergen möchte und dennoch den Augen nicht entrinnen kann, die über allem offen stehen; und aus dem allen quellend jener ungeheure Trieb nach oben, stärker zu werden, vorwärts zu kommen, reiner und vollkommener ins Licht der Ewigkeit hineinzuschreiten.

Welche hundertfältige Gestaltung haben diese großen Grundgefühle und -triebe der religiös erregten Seele durch die Phantasie gefunden! Man denke nur an die Schuld und ihre Qualen: Kainszeichen, Furien, Teufel, Hölle, ewiges Gericht. Und heute noch kommt keiner, der religiöses Leben in sich hat, los von den Augen, die auf ihn herniederschauen, gütig oder zürnend, eine Seligkeit oder eine Qual für ihn.

Der Intellekt mag diese Phantasiebilder prüfen, korrigieren, ihr zeitliches Entstehen und Vergehen erklären, niemals wird er die Phantasie selber verhindern können, auf die geringsten religiösen Bewegungen der Seele mit irgendwelchen Bildern zu reagieren, die das Göttliche zu fassen und zu gestalten versuchen, und sollten diese Gestaltungen noch so leicht umrissen und noch so zart und geistig sein.

Auch hier ist also der Prozeß derselbe: die Seele gerät in religiöse Schwingungen; die allzeit gewärtige Phantasie gibt ihnen Gestalt und Anschauung im Bilde; dann erst kommt der Verstand und raisonniert, sichtet, prüft und klärt. Und es gibt nichts Verkehrteres, als ihm innerhalb dieser seiner Tätigkeit irgendwelche Knüppel in den Weg zu werfen, nun gar Polizeiknüppel kirchlicher oder staatlicher Art. Im Gegenteil, der Intellekt ist einfach selber berufen zur Gesundheitspolizei im Reiche des Geistes. Er hat scharfes Aufsichtsrecht zu üben, Veraltetes beiseite zu räumen, verengte Wege zu weiten, Krankheiten zu erkennen, überlebte Formen zu zerschlagen.

Werfen wir einen Blick auf die sittlichen Bewegungen des Menschengeistes, so sehen wir sie aus den Tiefen des Willens quellen. Die Sittlichkeit ist das Reich des Wollens. Der Wille selber aber ist hohle Hand. Sittlicher Wille wird er, wenn er in seine Hand die Verwirklichung des Guten nimmt. Ich sage ausdrücklich: die Verwirklichung. Denn die herrlichsten Ideale im Kopfe haben, das heißt durchaus noch nicht Sittlichkeit haben. Durch Aufgebot der Willenskräfte diese Ideale auf die Erde hernieder und hinein in die täglichen Verhältnisse zwingen, das erst ist Sittlichkeit.

Aber daß der Wille das tue, mit ganzer Glut und Kraft tue, dazu muß eben ein Reich des Guten vor seinen Augen lebendig werden, es müssen leuchtende Ziele, Ideale aus der Tiefe der Seele auftauchen und in farbenkräftigen Bildern vor dem Willen herschweben, und er dann hinter ihnen her, sie zu fassen und auf die Erde herabzuzwingen, aus Idealen Wirklichkeiten zu machen. Diese dem Willen voranschwebenden und ihn anfeuernden Bilder dessen, was werden soll, malt aber die Phantasie. Sie malt sie mit den Farben all der Sehnsüchte, die gerade in einer bestimmten Zeit im Menschenherzen glühen. Bald nehmen sie mehr religiöse, bald mehr nationale, bald mehr ökonomische Grundfarbe an.

Jede moralische Massenwirkung ist immer nur möglich unter dem Zauber starker Phantasiebilder dessen, was kommen und siegen und herrschen soll. Die urchristliche Bewegung war nur denkbar unter der gewaltigen Phantasiewirkung des nahenden Gottesreichs. Die Reformation nur möglich unter der glühendsten Beeinflussung durch nationale und ökonomische Instinkte und Interessen: Christus wider den Antichrist, deutscher wider den welschen Geist, schaffende Arbeit wider die tote Hand. Und daß der deutsche Geist trotz 30jährigem Krieg und Bonaparte durchgehalten und sich zum Geist den staatlichen Körper erzwungen hat, das war nur möglich, weil der nationale Einheitstraum, der Barbarossatraum, der deutschen Phantasie nicht eher starb, als bis er seine Verwirklichung gefunden hatte. Und wenn heute die Sozialdemokratie unter uns solche Wucht und Massenwirkung erzielt hat, so liegt es auch hier an den glühenden Zukunftsbildern von einer besseren Welt, die sie dem Volke vor das Auge zu malen verstanden hat. Wenn aber heute eben diese Bilder in der Sozialdemokratie verblassen und statt der glühenden Phantasieagitation die geruhige Einzelarbeit mehr und mehr Platz greift und die verständige Einzelreform das stärkste Interesse auf sich zieht, so ist eben dies nur ein Zeichen dafür, daß der kritische Verstand die Glut der Phantasie abzukühlen und die revolutionären, elementaren Kräfte beim Durchgang durch das Mittel des Intellekts zu reformerischer Arbeit sich abzudämpfen gezwungen fühlen.

Und nun das künstlerische Schaffen. Nehmen wir Böcklin, an dem sich wohl am leichtesten die Dinge verdeutlichen lassen. Wo der gewöhnliche Sterbliche nur „Stimmungen“ in seiner Seele weben fühlt, allgemeine Grundempfindungen, Wehmut, wenn im Herbst die Blätter fallen, etwas wie helle Seligkeit, wenn vom spiegelglatten Meere die Sonne widerglänzt, ein Singen und Klingen und Springen des Lebens, wenn der neue Mai mit Blüten und Vogelsang die Welt beglückt — all das wandelt sich in der künstlerisch erregten Seele Böcklins unmittelbar um in Bilder und Gestalten. Die Phantasie antwortet innerhalb der Künstlerseele auf den leisesten Stimmungsimpuls mit verdichtendem Schauen, festumrissene, farbensatte Bilder und Gestalten leben in des Künstlers Seele auf. Oft sind es ganz winzige Kleinigkeiten, die die Schöpfertiefe der Künstlerseele so anregen, daß die herrlichsten Gebilde aus ihr emporsteigen. Aber daß es geschehe, muß eben eine Künstlerseele da sein, die sich bewegen, schöpferisch erregen läßt, und deren Bewegungen nicht in allgemeinen Stimmungen und Tönen verlaufen

und verklingen, noch in schnellwandelnden Bildern schattenhaft kommen und gehen, sondern zu klaren Gestaltungen sich verdichten, die da sind und dableiben und nicht eher gehen, als bis der Künstler sie aus seiner Seele heraus durch den Pinsel auf die Leinwand gehen heißt.

Es ist also auch hier derselbe Prozeß wie beim moralischen Ideal, das, wo es glühend und phantasiekräftig ist, nicht eher zur Ruhe kommt, als bis es irgendwie aus uns und durch uns in die Wirklichkeit hineingekommen ist.

Den Weg aber von innen nach außen kann kein Bild und kein Ideal nehmen und zurücklegen ohne ernsthafte intellektuelle Reflexionen, objektive Berechnungen der vorhandenen Mittel, nüchternste Überlegungen der technischen Schwierigkeiten und Möglichkeiten. Selbst die größten und kühnsten Idealisten haben dieser Pflicht, wenn sie wirklich groß waren, sich nie entzogen. Sie haßten nichts so sehr als die Begeisterungsrede, das flammende Wort, das nicht den Mut und die Nüchternheit zur Tat hatte. Jesus sagt aus eigenster Selbsterfahrung und jedenfalls zur Eindämmung irgendwelcher Großsprechereien seiner Jünger: „Wer von euch, wenn er einen Turm bauen will, sitzt nicht zuerst und berechnet die Kosten, ob er die Mittel hat, es hinauszuführen?“

„Die Berechnung der Mittel“ — das ist's, was den wahren Idealisten vom falschen, den wahren Künstler und Genius vom genietrunkenen Schwächling unterscheidet. Es ist, wenn man als Laie die Böcklinworte bei Floerke liest, einem einfach überraschend, welchen breiten Raum das nüchterne Kalkül einnimmt, die energische Betonung der klaren Berechnung, z. B. der Farbenskala, die der Maler auf seiner Palette und die Natur auf der ihrigen hat, oder sonst etwas. Man denkt sich als Laie das künstlerische Schaffen oft so reinweg im dionysischen Schwunge sich vollziehend, wo die Einzelüberlegung ertrinkt und das Unmittelbare die Mittel handhabt aus Instinkt und Gefühl, ohne Mühe und saure Kopfarbeit. So sind die Dinge aber durchaus nicht. Zum mindesten, bis sie so werden, ist saure Arbeit vorangegangen. Der Weg vom Ideal und Schauen zur Verwirklichung und Darstellung nach außenhin ist stets mit Schweiß gefeuchtet. Und zwar auch mit solchem, den die *Kopfarbeit* einem auspreßt.

„Gib acht,“ sagt Böcklin, „was auf dich wirkt. Erst wenn du das „Warum“ weißt, kannst du's auch.“ Das „Warum“ will erkannt, der kausale Zusammenhang begriffen sein, dann erst wird die „Herrin“ Kausalität die willfährige „Dienerin“ unseres zwecksetzenden Geistes, das Mittel gehorcht seinem Meister zur Niederschrift und Darstellung seines innersten Lebens und Schauens.

„Was kann ich mit meinen Mitteln machen,“ sagt Böcklin, „was können sie leisten? Das ist die ganze Frage. Darin besteht die Kunst: in ihren Grenzen, an ihrer Hand seine Vorstellungen und Gedankenverbindungen zu haben und deutlich zu machen“ ... „Je leichtflüssiger die Mittel, je schneller man das bißchen, was man Eigenes zu sagen hat, hinschreiben kann, um so weniger geht durch die Hindernisse des Materials verloren“ ... „An Einfällen fehlt es nicht. Der Verstand muß nur Ruhe und Klarheit genug haben, um von vornherein die Ökonomie

des Ganzen zu übernehmen" ... „Wenn es im Lauf der Arbeit plötzlich irgendwo fehlt, so fehlte es meistens nicht da ... es fehlt von vornherein in der Rechnung. Dieser böse Punkt, wo die Mittel versagen, war übersehen."

Nach solchen und anderen Äußerungen Böcklins will es fast scheinen, als schätze er die kühle nachträgliche Berechnung und Abwägung höher als die vorangehende schöpferische Empfängnis des Gemäldes in der Seele selbst. Sehr erklärlich. Die Inspiration, die Empfängnis ist das Glück und Jauchzen der Künstlerseele selbst, ihre Natur, ihr Gottesgnadentum. Das ist für Böcklin das Selbstverständliche. Hier ist er von Natur der Habende. Aber das Empfangene wiederzugeben, es auszugebären möglichst so rein und groß, wie es empfangen ward, das ist die Mühsal, da kommen die Wehen, das erfordert den Willen, die Arbeit, die persönliche Gewissenhaftigkeit, die „Tugend" des Künstlers, wie Böcklin es prachtvoll nennt. „Mach' nichts bestimmt, behaupte nichts schon, bevor du dir nicht ganz klar bist (auch über alle Folgen), daß es dein ist, — das andere sind Skizzen. Sei vorsichtig, suchend, aber dann mit ganzer Kraft, Tugend."

Also auch hier im Reiche des unmittelbarsten, des künstlerischen Schaffens dieselbe Reihenfolge: schöpferisch erregte Seele, gestaltende Phantasie, Aufgebot aller Energie, um unter schärfster Kontrolle des Verstandes die vorhandenen Mittel zu zwingen, daß sie das Innere zum möglichst sicheren Ausdruck bringen.

Und nun noch eine hierher zielende Bemerkung. Als ich oben den Böcklinschen Satz: „Was kann ich mit meinen Mitteln machen? ... darin besteht die Kunst" niederschrieb, fiel mir, vielleicht auch durch die Plastik und Knappheit der Sprache, die beide als verwandt erscheinen läßt, Bismarck ein. Er hat, wenn ich das Wort richtig im Kopfe habe, die Politik definiert als „die Kunst, mit den vorhandenen Mitteln das Mögliche zu erreichen". Schon vor dieser Definition sieht der sie näher Betrachtende, daß die Seele, die schauende und die Zukunft fassende, zunächst stets mehr sieht als das „Mögliche". Das Mögliche gewinnen wir erst durch ein Zurückschneiden dessen, was die Phantasie als Ideal und Zukunftswunsch aus der Seele des Volkes und der Zeitbedürfnisse zusammenwebt. Dies Zurückschneiden besorgt der staatsmännische Verstand; er vollzieht es durch die kalte, nüchterne Berechnung der Mittel. Davor aber liegt die schöpferische Arbeit der staatsmännischen Phantasie. Und nur wer neben dem nüchternsten Kalkül und eisernsten Willen auch sie sein eigen nennt, wem instinktiv und intuitiv, blitzartig, die Zusammenhänge sich offenbaren, die Kombinationen wachsen, das Zukünftige in der Seele sich gestaltet, ist und kann ein Staatsmann im grandiosen Sinne eines Bismarck sein. Wie Bismarck sprach, so arbeitete auch seine Seele: phantasiekräftig, plastisch, schauend. Und das ist das Entscheidende.

* * *

Das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung wäre also dieses: Im ganzen Bereich unseres Geisteslebens spielen die unmittelbaren, quellenden Kräfte die Hauptrolle. Zu innerer Offenbarung, Gestaltung, Anschauung gelangen sie durch

die spontan und selbsttätig arbeitende Phantasie. Ihre Verwirklichung nach außen hin aber kann sich in gesunder Weise nur vollziehen unter der nüchternsten und methodischen Beihilfe des die Mittel berechnenden, das Mögliche vom Unmöglichen sondernden Verstandes.

Wenn es aber so ist, dann ist es klar, daß eine Begünstigung und Kultivierung des Verstandes und seiner Tätigkeiten auf Kosten der unmittelbaren Schöpferkräfte der Seele nichts anderes als eine ungeheure Verarmung und Eintrocknung des innersten Lebens selbst bedeuten muß.

Wohl ist ja die Welt unendlich groß und ihre und unsere Vergangenheit ebenfalls, und jahrtausendelang geben beide noch dem Verstand Material zur Bearbeitung. Er steht davor wie der Holzhacker vor einem endlos sich dehnenden Urwalde und hackt und hackt und hackt. Ein lebendiger Baum nach dem anderen fällt und wandelt sich um in ganze Stöße von hohen Scheiten. Die Axt kriegt alles klein, es kostet Schweiß, aber klein kriegt sie's doch! Ja, klein und auseinander und tot, aber gewachsen ist unter ihren Hieben noch kein einziger lebendiger Baum.

Aber die Forstakademie und die Forstwirtschaft? Jawohl! Da nahm aber der Verstand das Leben selbst, das Unmittelbare, das Göttliche, in *bewahrende* Hände. Er belauschte die Ordnungen, die das Leben selber sich schuf, und erkannte und gewährte ihm dann die Bedingungen, unter denen es seiner Schöpferordnung am besten gehorchen konnte. Mit einem Worte: der Verstand stellte sich *in den Dienst des Lebens*. Und siehe, da diente das Leben durch ihn den Zwecken der Menschen. Und das ist der einzige Weg, auf dem nicht nur eine gute Forst- und Feld- und Volkswirtschaft, sondern eine wahrhaft gute und gesunde Lebenswirtschaft im tiefsten Sinne möglich wird.

Der Intellekt muß es lernen, in der Dienerrolle am Leben selbst seine große, unendlich bedeutsame Aufgabe zu erfüllen. Den von innenher quellenden, aufbauenden Mächten unserer Natur der treuste, redlichste Gehilfe zu sein, ist sein Amt. Seine Treue aber besteht *positiv* darin, daß er die Lebensordnungen dieser unserer Innenkräfte durchforscht und erkennt, welche äußeren Bedingungen zu erfüllen sind, daß sie zu ungehemmter Entfaltung kommen können; *negativ* aber darin, daß er die Phantasiewelt, unter der all diese Kräfte ins innere Bewußtsein treten, unter ständige, aber möglichst einsichtsvolle Beaufsichtigung nimmt, damit sie weder zu phantastischer Wildnis entarte, noch durch geschichtliche Wort- und Formverfestigung ein Hemmnis und Tod der Kräfte selber werde, denen sie einst Geburtshelfer, Fördernis und Lebensmittel war.

Um aber dieser seiner Doppelaufgabe wirklich getreu sein zu können, muß der Intellekt sich auf das strengste hüten, die Methoden und Techniken, die Reflexionen und Systeme, mit denen er erkenntnismäßig des quellenden Lebens selber Herr zu werden versucht, mit diesem Leben selber in eins zu setzen und zu verwechseln. Er darf die Religion nicht mit Religionsphilosophie, Dogmatik, Kirche verwechseln, die Sittlichkeit nicht mit der Ethik, die Kunst nicht mit der

Ästhetik, sich selber nicht mit dem Sein. Nicht weil wir denken, sind wir; sondern weil wir sind, denken wir. Vollends sind das mittelbare Wissen und das unmittelbare Haben zwei ganz verschiedene Dinge. Das eine kann jeder leidliche Intellekt von außenher in reicher Fülle sich zueignen, das andere steigt aus der Tiefe der Schöpfung in uns selber auf. Man kann es unterdrücken oder fördern, schaffen kann man es nicht.

Aber eben diese Dinge, die wir nicht schaffen und uns nicht geben können, entscheiden zuletzt über unseren innersten Lebensgehalt. Hier sind wir Geschaffene, Begabte, Unverantwortliche. Das Reich der Kräfte und Möglichkeiten ist uns gegeben, das Maß uns zugemessen. Keiner kann seiner Größe, weder der äußeren, noch der inneren, eine Elle zusetzen, ob er auch darum sorge. Aber daß aus den Möglichkeiten Wirklichkeiten, aus den Kräften Leistungen werden, und daß die Kraftschwingungen nicht nur zentrifugal ein tausenderlei von Tätigkeiten von uns ablösen, sondern auch zentripetal eine innerste Kräftevermehrung und Charakterbildung bewirken, das liegt in höchstem Maße in unserer eigenen Macht, in unserer gesamtgeistigen Selbsterziehung.

Innerhalb dieser aber ist die intellektuelle Selbstzucht von eminentester Bedeutung für das Ganze. Es gibt gar nichts Ruinierenderes für das unmittelbare, schöpferische Leben und Erleben als jener verstiegene Hochmut des Intellektes, der seine armen Bearbeitungen des Lebens, seine Systematisierungen oder Zerstückelungen, mit dem Leben selbst verwechselt. Ich muß sagen, daß wirkliches und tiefes Interesse für mich immer nur die geistigen Bearbeiter des Lebens haben, denen gegenüber man das Gefühl hat, sie können auch einmal aus der Tiefe ihrer Seele auflachen gegen sich selbst, können mit befreiendem Humor über sich selbst hinaustreten, um zu lachen über all die emsigen und gewichtigen Bemühungen, kraft deren wir das Leben in den intellektuellen Netzen einzufangen uns bemühen, um schließlich doch nur hier und dort ein zappelndes Fischchen aus dem unendlichen Ozean des Alls in unserem Garne zu fangen. Solches Lachen ist wohl eine Resignation hier, dort aber ist es Lob und Preis und Anbetung gegenüber der Unendlichkeit, die in uns selber aus der Tiefe aufquillt und viel zu geheimnisvoll, viel zu groß und tief und reich ist, als daß wir sie jemals durch den Intellekt meisterten und bändigten oder handelnd und darstellend erschöpften. Die Leute aber, die mit steifen Gesichtern behaupten, daß sie Gott und Religion, das Gute und das Schöne, die Natur und das Leben herausgekriegt und offenbar und wissenschaftlich sicher hätten, mögen uns vom Leibe bleiben! Das ist Selbstbetrug und Respektlosigkeit.

Wir müssen vielmehr mit dem tiefsten Respekte, mit Andacht und Ehrfurcht vor dem unmittelbar quellenden Grunde unseres innersten Seins, als vor dem Göttlichen selbst, stehen; denn nur dann hören wir die leisen und doch so deutlichen Stimmen und Befehle, die aus dieser Tiefe der Schöpfung an uns ergehen, und hören sie nicht nur, sondern vertrauen und gehorchen. Und gehorchen lernen, dem Gott in uns gehorchen lernen, das und das allein ist der tiefste

Sinn unseres Lebens und die Weiterführung der Schöpfung selbst. Wahre Liebe, wahre Frömmigkeit, wahre Sittlichkeit, wahrhaftes Künstlertum sind nichts als ein heiliges Gehorchen gegenüber dem, was in Herzenstiefen redet und ringt und herauf und hinein will in unseren Willen, um durch den sich übenden Willen in uns selber zu Charakter und beglückendem Besitz und innerhalb der Welt zu einer von unserem Innersten, d. h. vom lebendigen Gott selbst zeugenden und weiterzeugenden Wirklichkeit zu werden.

Dieser wahre und einzige Weg des schöpferischen Lebens wird aber durch nichts so gesperrt als durch den hochmütig und dadurch über sich selbst und seine Leistungsfähigkeit blind werdenden Intellekt. Sobald der Intellekt nur das für wahr, ja für wirklich und wertvoll hält, was er mit seinen Methoden klein kriegen kann, ja klein gekriegt hat, ist es um alles Tiefste und Unmittelbarste geschehen. Denn dessen Charakter und sein unendlicher Wert ist eben dies, daß man es mit den endlichen, beschränkten Mitteln unseres Begriffs- und Anschauungsvermögens niemals ganz fassen und umspannen kann. Und eben, daß wir das nicht können, darin allein liegt die niemals verglühende Glut und der ganze Reiz unseres Lebens begründet.

Was man weiß, macht einen nicht mehr heiß. Daß $2 \times 2 = 4$ ist, läßt einen gänzlich kühl, ebenso dies, daß die Erde um die Sonne läuft. Der Intellekt erhitzt sich nur, solange er an den Dingen sich abarbeitet. Womit er fertig ist, das gerät sofort in die objektive Verkühlung. Würden wir intellektuell mit uns selber, mit unserem Innersten und Tiefsten je fertig, so wäre die Verkühlung, die Interesselosigkeit, die Langeweile da, wir stürben an uns selber. Alles Feuer wäre verflogen, es stürbe in uns jenes Ahnen, Ausdämmern, mit Seelenhänden Ergreifen und Umfassen, jenes wunderbare „Dennoch" unseres Herzens, mit dem wir gegen alle Finsternisse treten und gegen alle jeweiligen Zweifel und von außen- und innenher kommenden Verdunkelungen die Fackel des sieghaften Glaubens aufpflanzen, des Glaubens an uns selbst, an alles Tiefste und Glühendste in uns selbst, an Liebe und Güte und Schönheit und Gott.

Aber weil es so und nicht anders ist und um unser selbst, um unserer innersten Spannkraft und Lebensfähigkeit willen nicht anders sein kann und sein darf, müssen wir die strengste Selbstzucht gegenüber dem Intellekt üben und ihn zur redlichsten Selbstkontrolle zwingen. Die aber hat in erster Linie die große Aufgabe, streng zu unterscheiden zwischen den Wegen des Lebens, die der Verstand aufdecken und aufhellen kann, und zwischen dem Leben selbst. Sonst gerät man mit Notwendigkeit in ganz tragikomische Irrtümer. Eine der lächerlichsten Verirrungen unseres Geistes ist hier diese, daß es uns jedesmal, wenn der Intellekt irgend etwas Seelisches auf seinen geschichtlichen und psychologischen Geburts- und Werdegang hin erkannt und einwandsfrei dargelegt hat, nun plötzlich ist, als sei damit diese Sache selbst, dies Seelische selbst, wertlos geworden. Man weiß nun, wie's geworden ist. Der Schleier des Geheimnisses ist hin, und das Beben der Seele vor sich selbst und ihren eigenen Tiefen ist vorbei! Zum Beispiel mit dem Ge-

wissen! Einst dachten wir, das sei eine Stimme Gottes, jetzt wissen wir, es ist ein wandelbares Produkt einer tausendjährigen Entwicklung und Gewöhnung. Da ist ja die Sache gar nicht so schlimm, wer weiß, was sie in tausend Jahren für eine Sorte Gewissen haben, jeder hat ja auch ein anderes, was braucht man sich also um diese Sache so zu quälen?

Merkwürdig! Wir schmeicheln uns alle, einen Magen zu besitzen, und er erinnert uns auch immer sehr pünktlich daran, daß er da ist. Einst lebten die Leute und aßen und tranken und kümmerten sich nicht darum, wie denn all die schönen Sachen im Magen verarbeitet und verdaut und dann in dies und das verwandelt würden. Sie gehorchten ihrem Magen, und je besser sie ihm und seinen Weisungen gehorchten, um so wohler war ihnen selbst dabei. Wir haben nun mittlerweile diesen Magen untersucht. Wir wissen, daß er im Laufe von Billionen Jahren, wie wir selber, entstanden ist, und daß er, als wir noch in den fernsten Ahnenreihen drin staken, ein ganz anderer war, als er heute ist. Wir wissen ferner, wie sein Saft beschaffen ist und wie er seine Arbeit verrichtet, wie er gesund ist und wie er krank ist, usw.

Hat nun deshalb schon irgend ein Mensch gemeint, nun sei ja der ganze Verdauungsapparat wertlos und gleichgültig geworden? Nun brauche man sich nicht mehr um den Magen zu kümmern, nun sei er ja — erklärt! Im Gegenteil, jeder meint, und mit Recht, dieses unser Wissen vom Magen sei sehr wertvoll, um diesen wichtigen Apparat, besser und sicherer als bisher, in der richtigen Weise zu bedienen und arbeiten zu lassen. Und überdem, er arbeitet ja, er lebt ja, und nicht wir haben ihm gesagt, wie er arbeitet, sondern er hat es uns gesagt. Er war eher als unsere intellektuelle Bearbeitung und Erkenntnis seiner selbst. Und wenn wir ihn noch so gut erkannt haben, wir können doch nie — einen machen! Nur eins können wir, seine Lebensordnungen mehr und mehr ergründen, um ihnen dann treue und willige Diener zu sein. Um das aber zu werden, nicht einmal dazu reicht der Intellekt aus. Wissen ist nicht Tugend. Hier muß der moralische Wille heran. Das Wissen muß zum Gewissen werden. Dann erst setzt sich die Erkenntnis um in Selbstzucht, Tat und Leben. Wie männiglich aber weiß, ist es gar nicht so leicht, sich selber im buchstäblichsten Sinne der rechte Vormund zu werden.

Nun bitten wir, an Stelle des Magens in die eben vollzogene Betrachtungsreihe einzusetzen: Gewissen und Religion. Merkwürdigerweise braucht man keinen Menschen zu ersuchen, „Kunst“ und „Schönheit“ dafür einzusetzen. Denn auf den Unsinn ist wohl noch keiner verfallen, daß wenn man die Entstehung des Schönen in unserer Seele und durch unsere Hand möglichst erklärt habe, daß dann das Schöne selbst verächtlich geworden und nun weder Künstler noch Laie verpflichtet sei, auf das Schönheitsempfinden und -schaffen seiner Seele zu achten und ihm zu gehorchen.

Aber was man hier einfach als lächerlich empfände, das beliebt und wagt man den noch viel gewaltigeren und für unsere innere Existenz und unseren

Lebenswert entscheidenderen Mächten der Religion und Moral unbesehen anzutun. Wie kommt man dazu?

Es gibt dafür, will man liebenswürdig sein, eine seelisch-ästhetische Erklärung und Entschuldigung, will man aber ernst und hart gegen sich selber sein, auch eine scharfe Anklage und moralische Verurteilung. Seien wir erst liebenswürdig! Das Religiöse und Moralische empfangen wir ganz anders eingekleidet als das Ästhetische. Wir empfangen es aus den Händen der Überlieferung und zwar dicht umwoben vom Schleier des Geheimnisses. Wir können es auch als Eltern unseren Kindern gar nicht anders übermitteln. Das Wort „Gott“ ist und bleibt immer das tiefste Geheimnis, nun vollends für ein Kinderherz. Die Kinderaugen suchen des Tages und des Nachts, wo er denn sei. Was hat mein einer kleiner Bub mich schon damit gequält. Und wenn der Kindermund den Vater bittet, er solle ihm doch sagen, wo Gott sei, und der Vater das Kind nach innen lenkt und nach innen horchen heißt, wo es so poche, wenn es Böses tue, wo es so fröhlich sei, wenn es Gutes tue, und das sei Gottes Stimme: Dann wird das Geheimnis nur um so größer und um so ernster. Da in mir, in mir kleinem Kerl — der große Gott, der Sonne, Mond und alle Sterne und die Bäume und Äpfel und Elephanten und Vater und Mutter und uns alle gemacht hat! — — —

Und dann kommt später der Intellekt und beginnt seine nüchternen Erklärungen des geschichtlichen und psychologischen Werdeganges dieses Gottes in uns und dieses Gewissens in uns. Da ist es dem Gemüt, als würden alle Schleier zerrissen, als verflögen alle Geheimnisse, als würde ein Traum verscheucht und folgte ein graues Erwachen — — vorbei!

Das ist begreiflich, und ebenso begreiflich ist es, daß deshalb viele fromme Gemüter sich instinktiv und mit aller Macht gegen die Wissenschaft wehren, als sei sie vom Teufel. Was war das ehedem für ein Entsetzen, als man sich und sein Geschlecht als von dem der Affen herstammend denken sollte. Es war das ästhetische Grauen, daß von der Geburtsstunde des Menschen die Schleier weggerissen und eine so brutale Wirklichkeit dafür an die Stelle treten sollte. Und jetzt? Wer denkt, wenn er an das große ewige Werden denkt und an seine Ahnenreihen, noch an die armen Affen? Sein Blick schweift rückwärts, endlos die Kette des Werdens hinauf, wo die ganze Affensippe nur noch ein winziges Glied in der Kette selber ist; durch alle Reiche des Lebens fliegt der Geist, zu immer ferneren und immer geheimnisvolleren Gründen, und schließlich verliert sich ihm die Kette im göttlichen Allgeheimnis selbst — o du große, reiche, unermeßliche Schöpfermacht, die du alles aus dem Kleinsten werden und alles Leben mittätig, mitschöpferisch sein ließest an sich selbst, auf daß alles Lebendige das Werden als *sein* Werden, dein Schaffen als *sein* Schaffen und *sein* Glück empfinden könnte!

Indem wir die Wege ahnen und schauen gelernt haben, auf denen das Leben durch die Unendlichkeiten bis zu uns gewandert ist, ist uns das Leben selbst, die Kraft aus der Tiefe, das Schöpferische, das Unmittelbare nur um so

wunderbarer und geheimnisvoller geworden. Und nicht nur dies. Auch die Verpflichtungen gegen dies aufwärts sich ringende und kämpfende Leben Gottes sind uns nur brennender und größer geworden.

Einst saß uns Gott im hohen Himmelssaale und schaute in seliger Ruhe und Fülle hernieder auf dies Gewimmel, sich selbst genug und unserer nicht bedürftig. Und heute ist er herabgestiegen von seinem Thron und kommt aus der tiefsten Tiefe heraufgestiegen und steigt in uns selber auf und will in die Höhe, er und wir mit ihm. Er ringt und kämpft in uns, er leidet in uns, weil wir ihn nicht befreien, weil wir ihn in die armen, lächerlichen Fesseln des Kopfes schlagen und uns um ihn und ihn um uns und die Schöpfung um ihren Aufwärtsgang betrügen.

Denn es gibt nur einen Weg nach vorn, nur einen Weg zu dem höheren Typus Mensch, der aus dem jetzigen herausgeboren werden muß; nicht der Weg von außenher, vom Mittelbaren des Intellektes her; sondern der Weg von innenher, vom Unmittelbaren und Innersten der Schöpfung her. Die Väter dieses neuen Menschen sind alle die, die ihre Befehle aus den Tiefen der eigenen Seele genommen und sie als das allein Göttliche gegen Gewohnheit, Vorurteil, Recht und Gesetz behauptet haben, auch wenn man sie zum Lohn dafür gepfählt, verbrannt, gekreuzigt und eingekerkert hat.

Wehe aber denen, die aus sich selber Befehle nehmen wollen, ohne die tiefste und heiligste Ehrfurcht vor dem Gotte zu haben, der in ihnen redet! Wir kennen die Vielzuvielen, die sich brüsten, sie lebten sich selber aus. Es kommt darauf an, was man in sich ist und hat, was man auszuleben hat. Wer die Welt- und Selbsteinschätzung so vollzogen hat, daß das Seelische in die zweite, das Sinnliche in die erste Linie gerückt ist, ist einfach verloren für den Werde- und Schöpfungsprozeß, zurückgesunken auf die niedere Stufe, in alte Ahnenreihen hinab, ein Atavismus, ein Rückschlag.

Nur wer dem ringenden Geiste des Guten, Ewigen, Göttlichen ein Helfer und Ausgebärer zu sein sich unweigerlich verpflichtet fühlt; nur wer dem Gotte ein Gehorchender ist, der allein entbindet die schöpferischen Kräfte des Alls mit den Mitteln seiner individuellen Veranlagung. Er sei nun Künstler, Gelehrter, Arbeiter, Pfarrer — ein oberstes Gesetz ist seine Freiheit: sich selber achten zu können in seinem Werke, vor dem unerbittlichen Auge seines innersten göttlichen Richters kein Verworfener zu sein. Die so sich selber achten, weil sie nach innen Horchende, dem innersten Schöpfungsakte Gehorchende sind, die allein sind Salz und Licht für die Welt, ein Aufwärtsgang innerhalb dieses Geschlechtes.

Und damit kommen wir zu der Anklage und Verurteilung. Soweit wir die Menschen kennen, will es uns scheinen, als sei unter denen, die sich von Religion und Moral mit Hilfe dieses oder jenes Raisonnements loslösen, kein allzugroßer Bruchteil, der es mit blutendem Herzen und bitterem Ernste der Seele tut, also es tut aus Moral und aus Religion. Für solche ist der zeitweilige Atheismus und die zeitweilige Morallosigkeit nur der notwendige Prozeß,

um von der Überlieferung und dem „Gott und Gesetz von außenher“ weg und hinein in das Leben selbst, in das eigene innerste Heiligtum zu kommen. Selig seid ihr, die ihr so gehungert und gedürstet habt!

Die Allzuvielen aber, die jedem ihnen über den Weg laufenden fadenscheinigsten Grunde gegen Gott und Gewissen nachlaufen und immer nur ein Mittel haben, sich zu verteidigen, nämlich dieses, daß sie sagen: „Wir wollen erst warten, bis man bewiesen hat, daß Gott und was Gott ist und daß das Gute und was das Gute ist“ — diese Leute verdienen nichts als unbedingte Verurteilung. Sie flüchten ja nur vor sich selbst. Es ist so bequem, statt des getreuen Eckehart in der eigenen Brust sich lieber einen Lohndiener zu engagieren, der unseren Launen schmeichelt und stets das ausgezeichnet findet, was der gnädige Herr für gut befinden.

Wer mit seinem Gehorsam gegen Gott und das Gute warten will, bis Gott und das Gute bewiesen und „gesetzmäßig“ festgestellt sind, mag am Ende der Tage wiederkommen! Und wenn er etwa warten will mit dem Ankauf von Gemälden, bis die Schönheit festgestellt ist, so soll er ebenso lang vor den Toren der Schönheit stehen!

Nicht was Gott ist und daß Gott ist, nicht was das Gute ist und daß das Gute ist — vielmehr was du bist und daß du bist und daß in dir etwas ist und redet und ringt und nach oben arbeitet, das viel besser, größer, heiliger und gewaltiger ist als du selbst, und daß du nichts so genau in der Welt weißt als dieses, daß da allein deine Pflicht, deine Zukunft und dein Heil ist — das ist es, um was es sich in erster Linie dreht. Alles andere ist zweite Frage, Frage von außenher, Frage von hintenher.

Aber eben um diesen subjektiven persönlichsten Ernst der Dinge drückt man sich so gern mit Hilfe einiger leicht zu habender geschichtlicher oder psychologischer Objektivitäten herum. Und das ist ein Jammer. Denn so wird das Persönlichste vernichtet durch unpersönliches Raisonnement. Es zerstört der gewissenlose, vom Gewissen abgelöste Intellekt die innere Selbstkultur der einzelnen Seele und muß damit zum Mörder auch der Volkskultur werden, die niemals durch Anstrich von außenher, sondern einzig und allein durch organisches Wachstum von innenher möglich ist. Doch darüber später einmal mehr.

Wir schließen und sagen: Dem Intellekt soll alles und jedes freimütig und gelassen zur Bearbeitung übergeben werden. Er soll sich mühen, die Wege des Lebens, die Entwicklungen und Gesetzmäßigkeiten aufzuhellen und festzustellen, und wird dadurch ein ausgezeichneter Gehilfe des Lebens selbst. Aber ein anderes ist die gedankliche Bearbeitung des Lebens und ein anderes das Leben selbst. Hier wirken alle Verwechslungen tödlich, und sie können nur durch strengste Selbstkontrolle vermieden werden. Das wirkliche Lebensproblem fängt stets gerade da an, wo der Intellekt mit seinem Bearbeiten und Begreifen am Ende ist. Die Wege, Mittel und Werkzeuge des Lebens erklärt, begreift, zeichnet nach der Intellekt. Aber der Nachzeichner ist nicht der Künstler und Schöpfer. Gewiß

braucht der Schöpfer den Verstand auch dazu, daß er das innerlich Empfangene, Empfundene und Geschaute möglichst vollkommen und getreu aus sich auslöse und in die Welt hineinstelle. Aber es ist ärgerlich und lächerlich, wenn der Geburtshelfer sich brüstet, daß er der Schöpfer und Vater sei. Diener war er, und Diener soll er sein.

Das Leben selber aber ist und bleibt das große schöpferische Geheimnis des Alls und unser selbst. Aus seinen Quellentiefen brechen die großen Schöpferkräfte auf, und wo sie sich regen und Zukünftiges gebären wollen, fordern sie Glauben, Vertrauen, Gehorsam, Treue, Tugend. Wer ihnen diese Forderung nicht erfüllt, kann die Gabe nicht erhalten. Wer immer nach außen horcht und schielt, wird stumm und blind im Innersten. Seiner Seele ihr Recht gewähren, dem Unmittelbaren in der eigenen Brust ein williger Diener sein, das ists, was wir dem Leben zu leisten verpflichtet sind, wenn es in uns und durch uns schöpferisch werden soll. Seine schönste und edelste Schöpfung aber ist im Einzelnen die Persönlichkeit, im Volksganzen die Kultur.



Nach Jahren.

Durch den alten Garten
Schreit' ich wieder hin wie einst als Kind, —
Könnt' ich heimlich froh wie einst erwarten
Zeiten, welche nie gekommen sind!

Aus den Taxushecken
Grüßt mich schweigend noch das Gittertor,
Stille, schöne Marmorbilder recken
Immer noch das blasse Haupt empor.

Dort der alte Schimmer
Um der Grotte künstlich wilde Kluft —
Alles ist wie einst und ist's doch nimmer:
Meinem Garten fehlen Klang und Duft.

Nelken und Verbenen,
Meiner Kindheit dunkelrote Pracht.
Seid ihr auch versengt von heißen Tränen
Wie die Träume meiner Sommernacht?

Meine ersten Lieder,
Meine buntbeschwingten Vögelein,
Denkt ihr noch der Nachtigall im Flieder? —
Ach, der Fliederbusch steht längst allein.

Leise, leise breiten
Flocken sich hernieder schlummermatt,
Über meinen Garten seh' ich's gleiten
Wie ein großes, weißes Blumenblatt.

Nelken und Verbenen
Gingen sehnsuchtsmüde längst zur Ruh',
Aber fern mit tiefem Flügeldehnen
Streicht ein Vogelschwarm der Heimat zu.

Gertrud Freiin le Fort.



Museen und Museumspolitik.

Von

Albert Dresdner.

I.

Man hat dem 19. Jahrhundert schon mancherlei Namen gegeben; man könnte es ganz wohl auch das Jahrhundert der Museen nennen. Wenn man von wenigen Ausnahmen absieht, wie von der Dresdner Gemäldegalerie, jenem ersten deutschen Kunstmuseum, das auf Goethe so tiefen Eindruck und so nachhaltige Wirkung ausgeübt hat, so gab es im 18. Jahrhundert eine beschränkte Zahl jener Kunstkammern und Kuriositätenkabinette, in denen sich die verschiedenartigsten Objekte bunt zusammenzufinden pflegten. Auch sammelten einzelne Liebhaber, an denen es ja nie gefehlt hat, was ihre Interessen und Neigungen befriedigte, so wie der bewußte Jean Paulsche Held sich an seinem Kabinette von Mißgeburten vergnügt. Alle diese Sammlungen waren private Anstalten und trugen die durchaus subjektiven Züge der Interessen, des Geschmacks, der Kenntnisse, ja selbst der Launen ihrer Gründer und Besitzer; im „Sammler und den Seinigen“ hat Goethe diesem Typus des Museums des 18. Jahrhunderts ein bleibendes Denkmal gesetzt. Das 19. Jahrhundert hat nicht allein die Zahl der Museen ganz erstaunlich vervielfältigt und, wie fast alle Kulturländer, so besonders auch Deutschland mit einem dichten Netze von Museen mannigfachster Art überzogen; es hat auch den Charakter dieser Anstalten von Grund aus verändert.

Sie sind heut in ihrer großen Mehrzahl Einrichtungen in öffentlichem Besitze und öffentlicher Verwaltung und als solche allgemein leicht zugänglich, wodurch ihnen eine ungeahnte Wirkung in die Breite eröffnet und eine bedeutende Stellung im Kulturleben des Volkes angewiesen wurde. Zugleich aber büßten sie den persönlichen und subjektiven Charakter ein und wurden nach systematischen Grundsätzen aufgebaut und entwickelt. So verschiedenartig und zahlreich die Museumstypen sind, die das 19. Jahrhundert geschaffen hat, so hat sich ihnen doch schließlich allen der wissenschaftliche Zug aufgeprägt; und selbst solche Sammlungen, die von Hause aus keineswegs wissenschaft-

liche Ziele im Auge hatten, sondern etwa, wie das Berliner Zeughaus, patriotischer Erinnerung und Anregung dienen wollten, sind von der wissenschaftlichen Flut, die sich der Museen bemächtigt hat, mitgerissen worden. Durch diese Wandlung ist ganz besonders das Wesen und die Wirkung der Kunstmuseen tief beeinflußt worden. Jene älteren Kunstsammlungen, die aus fürstlichen Kunstkammern hervorgegangen sind, wie die des Pitti-Palastes in Florenz oder die des Prado in Madrid, oder in Deutschland z. B. die Galerien in Dresden, München und Cassel, zeigen noch heut deutlich an, wo die Neigungen der fürstlichen Sammler lagen. Der liebte die Meisterwerke der italienischen Hochrenaissance, jener die Erzeugnisse der holländischen Kabinettsmalerei; der eine interessierte sich für Rubens, der andere für Dürer; und diesen Geschmacksrichtungen verdanken die alten Museen jenen kompakten Besitz an großen Meisterwerken, der ihren Charakter bestimmt und der heut unter keinen Umständen mehr zusammenzubringen ist. Dagegen sind die Museen, die Neubildungen des 19. Jahrhunderts sind, durch den Zug historischer Vollständigkeit gekennzeichnet, und während sie an Werken der altberühmten Meister mit ihren älteren Geschwistern nicht wohl wetteifern können, übertreffen sie sie an Arbeiten solcher Künstler und Kunstperioden, die früher gering geachtet oder übersehen wurden, wie z. B. der Präraffaeliten. Die vollkommensten Vertreter dieses Museumstyps sind die National Gallery in London und die Berliner Sammlungen, die jetzt den Inhalt des neuen Kaiser Friedrichs-Museums bilden. Von diesen beiden Anstalten aber verdient die Berliner, obgleich ihr die National Gallery an Kostbarkeit des Besitzes in mehrfacher Beziehung überlegen ist, doch als Schöpfung die größere Bewunderung, weil sie mit wesentlich beschränkteren Mitteln rechnen mußte und sich auf ein kunstarmes Land angewiesen sah, das nicht eher einen Zufluß an Schenkungen und Vermächtnissen herzugeben hatte, als nicht erst das Kunstinteresse und das Kunstsammlerwesen im Lande von Grund aufgebaut und organisiert war.

So ist das Kaiser Friedrichs-Museum eine echt moderne Schöpfung, wahrhaft kümmerlichen Verhältnissen durch wissenschaftliche Bildung, Zähigkeit des Willens und Organisationsgabe abgerungen. Indem man sich vergegenwärtigt, daß dies charakteristisch preußische, ja charakteristisch berlinische Eigenschaften sind, wird man inne, daß das Museum keine Zufallsbildung für die Reichshauptstadt, sondern daß es mit ihrem Wesen innerlich eng verknüpft ist; und zugleich, daß es auf den Weg hindeutet, auf dem das als kunstfremd oder gar kunstfeindlich verschriene Berlin in Zukunft noch Bedeutendes für die Kunst und die künstlerische Kultur in

Deutschland zu leisten berufen ist, — Bedeutenderes vielleicht, als mancher deutsche Stamm und manche Stadt, die von Natur künstlerisch reicher begabt sind, die aber an Kraft des Willens und organisatorischer Fähigkeit zurückstehen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die farbenfrohen, prachtliebenden, durch und durch malerischen Venezianer von Hause aus die weit künstlerischer veranlagte Rasse war; dennoch waren es die verstandesscharfen, regsamen, energischen Florentiner, die die neue Kunst in Italien begründeten und führten. Doch das beiläufig.

Es ist natürlich, daß von der Entwicklung der modernen Kunstmuseen die wissenschaftliche Erforschung der Kunst die größte Ausbeute hatte. Die Kunstgeschichte hat sich geradezu an und mit den Museen entwickelt, und es ist kein Zufall, daß wir unter den Leitern der Museen so bedeutenden Namen, wie denen Bayersdorfers, Wörmanns, Waagens und Bodes, begegnen. Indes so sehr wir Ursache haben, der Kunstgeschichte dankbar zu sein, so ist doch die Frage nicht zu umgehen, ob denn die Museen eigentlich ihre Aufgabe erfüllt haben, indem sie sich zu Stützpunkten der wissenschaftlichen Forschung entwickelten. Diese Frage muß ich verneinen. Meines Erachtens ist, wie an alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens, so auch an die Museen die Forderung zu stellen, daß sie Neues erzeugen oder zur Erzeugung von Neuem mitwirken. Diese Forderung hat sich das 19. Jahrhundert durchaus nicht immer gegenwärtig gehalten; sie muß die Parole des 20. werden.

Das 19. Jahrhundert, das noch weit mehr ein historisches, als ein naturwissenschaftliches war, hat uns in einer Hypertrophie des geschichtlichen Verständnisses und in einer Anämie der selbständig schöpferischen Kraft hinterlassen. Wir sind Sklaven der Vergangenheit, wenn wir ihr keine ebenbürtigen Leistungen gegenüber zu stellen haben; und in der Tat betrachten wir die reichen Schätze unserer Museen mit einem Gefühle der Demütigung, weil wir so weit hinter den Alten zurückbleiben. Diese Vergangenheit ist uns zu mächtig, und bis zu dem Grade von Ohnmacht und Verwirrung ist es gekommen, daß ein Künstler von Ruf, wie Hubert Herkomer, die Behauptung aussprechen konnte, in der Kunst sei wenig mehr, wenn überhaupt noch etwas zu sagen! Achten wir auf dies Geständnis: es bezeugt, daß ein Teil der Künstler sich von der Vergangenheit so umstrickt und geknebelt fühlt, daß sie zur Selbstverneinung gelangen. Ein anderer Teil hat sich von diesen Fesseln durch einen rücksichtslosen Bruch mit der Vergangenheit zu befreien gesucht: man schließe die Museen! forderte Courbet; hütet euch vor den alten Meistern! warnen die Modernen ihre Jünger. Die Halben und Lauen endlich, die weder

die bittere Konsequenz Herkomers zu ziehen noch die herostratische Gewaltpolitik der Modernen mitzumachen wagen, halten sich auf dem bequemen Paßwege der Nachahmung. So zeigt es sich, daß die außerordentliche Anstrengung des 19. Jahrhunderts, uns ein objektives, durchaus wissenschaftliches und streng historisches Verständnis für die Vergangenheit zu vermitteln, für die Künstler unglückliche Folgen gezeitigt hat, indem es sie der Vergangenheit ganz unterwarf oder sie ihr ganz entfremdete; und hieran sind unsere Museen insofern nicht unbeteiligt, als sie sich zu vorzugsweise wissenschaftlichen Anstalten entwickelt haben. Die modernen Museen sind geeigneter, Kunstgelehrte und Kunstkenner, als Künstler zu erziehen. Für den Künstler ist der ungeheure Reichtum und die geschichtliche Vollständigkeit der Museen kein Segen; sie beunruhigen, verwirren, zerstreuen ihn; sein Schaffen kann durch eine kleine Sammlung gewählter Werke, ja es kann durch eine einzige Kunstleistung viel intensiver angeregt und gefördert werden, wie denn z. B. Böcklin der Bekanntschaft mit der pompejanischen Wandmalerei vielleicht mehr für seine Entwicklung verdankt, als allen Museen, die er kennen gelernt hat.

Der Grund hierfür ist nicht schwer zu erkennen. In der Geschichte der Kunst wirken, wie in der aller menschlichen Dinge, zwei Kräfte miteinander und gegeneinander: die Kraft der allmählichen historischen Entwicklung und die des Genies, welches die Entwicklung vollendet, zugleich aber sie aufsaugt und überwindet, welches das schafft, was nach der Logik der Geschichte notwendig ist, und dennoch das völlig Unerwartete leistet. Von diesen beiden Kräften aber, auf deren Verhältnis der Wert jeder Leistung beruht, ist für den Künstler die geniale Kraft insofern die wichtigere, als es sein Beruf ist, Neues zu schaffen, und er zu diesem Zwecke auf alle Weise danach streben muß, die geniale, die neuschöpferische Fähigkeit in sich zu entbinden, wirksam zu machen und zu stärken. Darum sind es die vollkommensten Vorbilder, nach denen er suchen muß. Glimmt überhaupt ein genialer Funke in ihm, so wird er nur durch das Genie zur Flamme angefacht. In diesem Sinne ist es für ihn weit weniger erheblich zu beobachten, wie die holländischen Landschafter allmählich und vorsichtig ihre Kenntnisse an der heimatlichen Natur erwarben und vermehrten, als mit aller Kraft die Mittel zu durchdringen, durch die Ruysdael es vermochte, alle diese Kenntnisse zu einer großartigen, überzeugenden und für immer gültigen Anschauung und Deutung der holländischen Natur und des holländischen Menschen zu verwerten. Der Gelehrte studiert die geschichtliche Entwicklung, der Künstler strebt danach sie zu überwinden; und indem er gewisse Leistungen der Vergangenheit in sein Werk auf-

gehen läßt, gibt er sie uns als lebendige Gegenwart wieder. So wage ich zu behaupten, daß auch die Schöpfung des genialen Künstlers uns ein Verständnis der Vergangenheit übermittelt, freilich kein objektives, sondern ein durchaus subjektives; kein Verständnis davon, was sie war, sondern davon, was sie für uns ist, was sie an fruchtbaren und bedeutenden Elementen für uns, für unsere Zeit und unser Leben birgt; kein Verständnis für das abgeschlossene erstarrte Sein, sondern eins für die Möglichkeiten des ferneren Werdens, die die Vergangenheit bietet. Verdanken wir nicht Goethe ein neues Verständnis der Antike und ein neues Verhältnis zu ihr? Begreifen wir nicht aus Turners Gemälden die Schönheit und die Bedeutung des Schaffens Claude Lorrains? Verstehen wir nicht Chodowiecki, den Menzel des Preußens vor 100 Jahren, aus den Werken des lebenden Menzel? Und hat uns nicht auch die modernste Freilichtmalerei und der Impressionismus für die Leistungen eines Piero della Francesca und der ältesten vlämischen Maler, für Breughel, Velasquez, Goya den Blick geschärft?

Wenn also die Auffassung richtig ist, daß die Wirksamkeit der Museen in erster Linie danach zu beurteilen ist, inwiefern sie zur Anregung neuen genialen Kunstschaffens beitragen (und man weiß, wie intensiv das älteste uns bekannte Museum der neueren Zeit, die Kunstsammlung der Mediceer in Florenz, in diesem Sinne wirkte), so ergibt sich der Schluß, daß die Entwicklung der Museen im 19. Jahrhundert im ganzen diese Wirksamkeit gehemmt und unterbunden hat. In der Tat ist heut geradezu eine Entfremdung zwischen den Künstlern und den Museen eingetreten; der moderne Künstler scheut die Museen, vermeidet das eingehende Studium und das Kopieren der alten Meisterwerke, wovon er Gefahr für seine Individualität befürchtet, und glaubt allein in der Natur das zu finden, dessen er bedarf. Sind nun auch die Museen in keiner Weise für diesen verhängnisvollen Irrtum der Künstler verantwortlich, die verkennen, daß das Studium der Natur und der alten Meister einander notwendig ergänzen, indem jene ihnen den Stoff bietet, diese aber sie die Gesetze der Formgebung lehren, so bleibt ihnen doch die Aufgabe gewiesen, die Einseitigkeit zu überwinden, in die sie geraten sind, und so den Künstlern die Erkenntnis zu erleichtern, welch' unermeßlichen Wert die Museen und ihre Schätze für die gesunde Entwicklung ihrer schöpferischen Kraft haben. Die Museen des 20. Jahrhunderts müssen weniger Gelehrtenmuseen und mehr Künstlermuseen sein; sie dürfen nicht mit einseitigem Übergewichte das Gesetz und die Erscheinungen der geschichtlichen Entwicklung zur Anschauung bringen, sondern müssen uns auf Schritt und Tritt die Vollendung und Über-

windung der Entwicklung durch das schöpferische Genie vor Augen stellen. In diesen Tempeln des Genielandes müssen durchaus die Genies und nicht die kleineren Geister die Herren sein. Die ideale Forderung wäre vielleicht, daß man in den Hauptstädten des Kunstlebens sehr kleine Sammlungen ausgewählter Meisterwerke und reichhaltige Museen vorwiegend kunstgeschichtlichen Charakters selbständig nebeneinander errichtete. Auch weiß ich nicht, ob diese Forderung wirklich eine ideale zu bleiben brauchte; denn ich halte jenen Museumsfanatismus, der alles hübsch zusammenhaben muß, für eine Pedanterie. Ist aber diese Forderung unerfüllbar, so liegt den Museen um so dringender die Aufgabe ob, die in ihnen vereinigten Schätze so anzuordnen und aufzustellen, daß die triumphierende Bedeutung der großen Meister und ihrer Werke dem Besucher überall durch die beherrschenden Plätze, die sie einnehmen, erkennbar wird. Die Schöpfungen des Genius müssen gleich Königen erscheinen, die ihr Gefolge in gebührender Entfernung respektvoll begleitet.

Die Museumsleiter haben sich der Erkenntnis der Notwendigkeit solcher Anordnung nicht entzogen, und in der modernsten und bestgeordneten Kunstsammlung Europas, im Kaiser Friedrichs-Museum, ist dies Prinzip zum Leitmotiv der räumlichen Gestaltung der Galerie gemacht worden. Nahezu mustergültig in diesem Sinne ist hier die Kunst zur Anschauung gebracht, deren Haupt Rubens war. In einem mächtigen zentralen Saale sind die Werke des Meisters in ihrer großen Mehrzahl vereinigt, während kleinere umgebende Räume die Arbeiten seiner Kunstverwandten und Schüler enthalten: so sieht sich der Besucher räumlich wie geistig immer auf das große Licht hingeführt, das diese Welt erhellt. Allein die widerstreitenden Interessen und Anforderungen, die bisher noch bei jedem Museumsbau zu Halbheiten und Kompromissen geführt haben, machen die konsequente Verwirklichung dieses Gedankens unmöglich, wie es denn z. B. auch im Kaiser Friedrichs-Museum nicht gelungen ist, Rembrandts und Ruysdaels Bedeutung analog der des Rubens zur Geltung zu bringen; und so müssen die Museen nach Mitteln Umschau halten, die einen Ausgleich der durch die Raumgestaltung bedingten Mängel herbeizuführen vermögen. Solch' ein Mittel erblicke ich in einer erhöhten Beweglichkeit der Museen. Ein wahrhaft modernes Museum müßte meines Erachtens über einen schönen Ausstellungesaal verfügen und darin in periodischem Wechsel Elitesammlungen des früher bezeichneten Charakters vorstellen, die jedesmal nach einem einheitlichen Gesichtspunkte zu bilden wären. Hier müßte man Gelegenheit haben zu vergleichen, wie die großen Landschafter des Südens und Nordens, wie Lionardo, Giorgione,

Correggio, Claude und wie Rubens, Ruysdael, Rembrandt, Turner die Natur aufgefaßt haben. Hier sollten Bildnisse des Tizian, des Frans Hals, des Velasquez, des Goya, des Gainsborough nebeneinander zeigen, mit wie mannigfachen Mitteln diese Meister das Wesen des Menschen in seiner Erscheinung sichtbar zu machen verstanden haben; und man dürfte getrost den bureaukratischen Schematismus durchbrechen und aus einer modernen Sammlung ein paar Porträts von Lenbach dazuholen. Hier könnten uns Botticelli, Giorgione und Tiepolo, Dürer und Rubens zeigen, wie jeder von ihnen eine neue und wahre Form des menschlichen Körpers zu bilden vermochte. In ihrer heutigen Unbeweglichkeit fallen die Museen einer Art Lethargie anheim; indem wir immer wieder die wohlbekannten Werke am wohlbekannten Platze sehen, werden sie uns allmählich gleichgültig und unser Auge huscht über sie hinweg. Aber wenn wir sie in neuer Umgebung erblicken, dann überraschen sie uns wie neue Werke; prallen Antipoden, wie Raffael und Rembrandt, aufeinander, so werden wir zu Zeugen der großen Entscheidungsschlachten des menschlichen Geistes; und begegnen sich die verwandten Künstler, so wird ihr Wesen und Wirken aneinander plastisch erkennbar. Ich meine wohl, daß leichter, als irgendwo sonst, in solchen Ausstellungen der schlummernde Genius eines Künstlers vom elektrisierenden Funken erweckt werden könnte.

II.

Was die Museen an Wirkung in die Tiefe eingebüßt haben, haben sie an Wirkung in die Breite gewonnen. Bei den Künstlern haben sie Terrain eingebüßt, beim großen Publikum erobert. In Wahrheit liegt heute ihre Hauptbedeutung in ihrer Stellung als öffentliche Bildungsanstalten, in denen sich das Publikum die Elemente kunstgeschichtlicher Bildung und künstlerischen Verständnisses zu erwerben sucht. „Die Sammlungen und die öffentlichen Monumente sind die wahren Lehrer eines freien Volkes," schrieb Gottfried Semper 1852. Nach einer mehr als fünfzigjährigen Erfahrung werden wir diese Behauptung hinsichtlich der Kunstmuseen insofern einschränken müssen, als wir erkennen, daß die Voraussetzungen eines innerlichen und lebendigen Verhältnisses der großen Masse des Publikums zu den Werken der alten Kunst höchst unsicher sind. Ich habe in meinem „Weg der Kunst" [1]) entwickelt, daß das Verständnis des Einzelnen wie eines ganzen Volkes für die Kunst darauf

[1]) Seite 281 ff.

beruht, daß wir in den Schöpfungen der Künstler — obzwar geläutert, vertieft und zu gesetzmäßiger Notwendigkeit entwickelt — die Erscheinungen unseres Lebens selbst wiedererkennen. Wo unsere Lebenserfahrung versagt, versagt auch unser Verständnis für das Kunstwerk. Wenn wir nun in den Arbeiten der Alten vollkommen durchgebildete und schöne Menschenkörper, ausdrucksvolle und anmutsreiche Bewegungen, edle Gewänder, eine zum Kunstwerke gestaltete Natur usw. erblicken, so bietet uns das moderne Leben sehr wenig Gelegenheit, Erscheinungen verwandter Art kennen zu lernen, und wir können hier nur mit großen Augen eine versunkene Welt anstaunen. Wo fänden wir in der Verworrenheit und Gewaltsamkeit des modernen Lebens das adlig-stille Sein der Raffaelschen Madonnen, wo die ungebrochene quellende Lebensfreude des Rubens oder die zum äußersten entwickelte elegante Grazie des Watteau? So muß denn in Ermangelung eigener lebendiger Erfahrung das Pump- und Hebewerk der Wissenschaft in Aktion treten, um uns erst aus zweiter Hand eine mühsame und trübe Vorstellung gewesener Lebensformen und Zustände zu vermitteln; allein über den ungeheuren Abgrund zwischen Vergangenheit und Gegenwart vermag, ich wiederhole es, nur der Künstler die Brücke zu schlagen.

Es sind große Anstrengungen gemacht worden, um dem Publikum die Aneignung der Vorkenntnisse zu erleichtern, deren es nun einmal bedarf, um in eine Beziehung zu den alten Kunstwerken zu treten; jeder Museumskatalog ist heute in der Regel eine Kunstgeschichte in extenso, und vielfach werden den Besuchern der Museen eigene kleine Führer in die Hand gegeben. Wie es aber Wagner als barbarisch rügte, daß die Leute ein Musikdrama mit dem Textbuch vor der Nase „genössen", so ist es für ein gesundes Empfinden etwas Mühsames und Klägliches, wenn die Museumsbesucher im Büchlein nachlesen, was dies Kunstwerk bedeute und worin seine Schönheit liege. Kurz, wenn wir gegen uns selbst ehrlich sein wollen, so müssen wir anerkennen, daß das Publikum in seiner großen Mehrzahl sich in den Kunstmuseen recht fremd und hilflos fühlt; und diese Fremdheit wird nicht eher überwunden werden, als bis wir selbst im Besitze einer Kultur sind, die Schönheitselemente enthält, aus denen wir die Schönheiten vergangenen Lebens als wirkliche Dinge begreifen lernen. Hinzufügen möchte ich freilich, daß wir im Besitze einer solchen Kultur vermutlich weit weniger an der Vergangenheit kleben werden, als jetzt, sondern von jener gesunden Pietätlosigkeit gegen sie sein werden, wie die Renaissance gegen die Antike, die sie anbetete und deren Denkmäler sie doch unbekümmert zerstörte, um ihrem eigenen Schaffen Platz zu machen.

Steht es so um das gebildete Publikum, was ist dann von dem Verhältnisse der Klassen der Bevölkerung zu den Museen zu erwarten, die man als die arbeitenden zu bezeichnen pflegt? Seit geraumer Zeit sind Bemühungen am Werke, auch diesen Klassen Anteil am Verständnisse und am Genusse der in den Kunstsammlungen vereinigten Schätze zu eröffnen, und es hat sich besonders die Berliner Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in dieser Hinsicht ehrenvoll bekannt gemacht. Ich habe selbst seit einer Reihe von Jahren die Leitung von ihr veranstalteter Museumsführungen übernommen, und wenn ich aus mannigfachen Zeichen des Anteils und der Dankbarkeit schließen darf, so ist es mir ja auch wohl gelungen, Interesse zu erwecken. Fasse ich aber alle meine Erfahrungen zusammen, so komme ich doch zu dem Ergebnisse, daß man den Wert solcher Arbeiterführungen in den Museen sehr bescheiden anschlagen muß. Ich setze hierbei Einverständnis darüber voraus, daß es sich bei den Führungen nicht darum handelt, den Arbeiter mit einer Last kunstgeschichtlicher Kenntnisse zu beladen, sondern allein darum, in ihm Interesse für die Kunstwerke und irgend eine Art Verständnis dafür zu erwecken. Nun bringt der bildungseifrige Berliner Arbeiter der Kunst allerdings ein gewisses Bildungsinteresse entgegen; er hat von ihr so manches gehört; er sieht, daß man ihr große Paläste baut; er möchte wohl wissen, was es denn um sie ist. Da läßt sich ihm ja denn allerlei darüber sagen, auch ist es bei einiger Geschicklichkeit wohl möglich, ihm Achtung, ja Bewunderung für ein Werk der Kunst zu suggerieren; allein das heißt doch nicht den Keim des Verständnisses in seinen Geist pflanzen. Echtes und fruchtbares Verständnis kann meines Bedünkens auch bei ihm nur dann sich bilden, wenn er einen Zusammenhang zwischen dem Schaffen des Künstlers und seinem eigenen Leben, seinen eigenen Bedürfnissen erkennt, wenn er inne wird, daß der Künstler auch für seine Existenz Aufgaben zu lösen hat. Seit durch die moderne Organisation der Arbeit das künstlerische Element in der Tätigkeit des Arbeitens so gut wie ganz ausgeschaltet ist, geht ihm das natürliche Verständnis für das Schaffen des Künstlers ab, das der Künstler-Arbeiter in den Tagen Lionardos und Dürers besaß. Die Lebensformen der Vergangenheit aber, die in den Schöpfungen der Künstler sichtbar werden, wurzeln in so ganz anderen Voraussetzungen als die der Gegenwart, daß es nach meiner Erfahrung in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle hoffnungslos ist, eine Brücke zwischen dem modernen Arbeiter und den Werken der alten Kunst zu schlagen und eingehende geschichtliche Erläuterungen die Kluft eher erweitern als ausfüllen. Eher ist dies

wohl bei modernen Arbeiten möglich, allein hier stellt sich eine andere Schwierigkeit entgegen. Das Interesse des Arbeiters geht (wie übrigens das jedes gesunden Beurteilers) vom Stoffe aus. Um ihm aber begreiflich zu machen, worin nun die Tätigkeit des Künstlers und ihre Bedeutung eigentlich liegt, müßte man ihn darauf hinweisen, was der Künstler mit dem Stoffe, den ihm Natur oder Leben bot, angefangen, wie er ihn bearbeitet, wie er ihn geformt hat; und dazu müßte ihm Gelegenheit gegeben werden, den Rohstoff und den geformten Stoff, das Vorbild und das aus ihm entstandene Kunstwerk unmittelbar zu vergleichen. Ein Beispiel. Ein Grunewaldbild von Leistikow ließe sich dem Berliner Arbeiter, der den Grunewald ja kennt, ganz wohl verständlich machen, wenn man daneben ein paar große gute Photographien, Partien von Grunewaldpartien, zeigen könnte. Dann könnte man ihn darauf hinweisen, welche Elemente dieser Natur der Künstler sich zur Bearbeitung ausgewählt, welche er unterdrückt hat, und wie er eine eigentümliche und überzeugende Anschauung dieser Natur zu geben vermochte, obgleich, oder vielmehr: weil er sie nicht sklavisch kopierte. Ja, ich gehe noch weiter: man müßte am liebsten auch noch einen schönen großen Kiefernzweig und ein tüchtiges Stück Kiefernstamm zur Hand haben, um dem Arbeiter den Charakter, das Leben und das Formgesetz des Baumes zu vergegenwärtigen und ihn so in den Stand zu setzen, sich selbst davon zu überzeugen, ob der Künstler die Kiefer verstanden und inwieweit, in welchem Sinne er sie verstanden hat. Dann braucht er nicht in verba magistri zu schwören, sondern er kann selbst seine Augen gebrauchen und erlernt so das Erste, was zum Verständnisse des Kunstwerks not tut: die Kunst zu sehen.

Es wird hiernach nicht überraschen, wenn ich die Forderung aufstelle, daß wir für die breiten Volksschichten eigener neuer Museen benötigen, die ich Volksmuseen nennen will. Diese Anstalten müßten die Tendenz der heutigen Museen, die Objekte reinlich zu scheiden, preisgeben und sich dafür die Aufgabe stellen, aus den verschiedensten Gebieten von Natur und Leben das zu vereinigen, was in der Wirklichkeit des Lebens eng zusammengehört. So gehören z. B. das Meer, der Fisch, das Fischerboot und der Fischdampfer, Netz und Segel, das Leben in der Fischerhütte und die künstlerische Darstellung des Fischfangs und des Fischerlebens durchaus zusammen. Heut müssen wir uns diese Dinge etwa in einem Museum für Naturkunde, in einem ozeanographischen und einem Kunstmuseum zusammensuchen. Das Volksmuseum aber hat sich nicht nach den Gesetzen und Grenzen der wissenschaftlichen Systematik, sondern nach

der Gruppierung der Erscheinungen im Leben zu richten und danach zu streben, daß es überall geschlossene und überzeugende Anschauungen vermittelt, eine Forderung, die die große Mehrzahl der heutigen Museen beinahe ignoriert. Es gibt in Deutschland bereits ein Museum, das dem Typus eines Volksmuseums sehr nahe zu kommen scheint: das ist das Altonaer Museum. Ich habe diese Anstalt leider noch nicht selbst kennen gelernt, stütze mich aber auf einen Bericht, den ihr Leiter, Herr Dr. Lehmann, darüber erstattet hat.[*])

Das Altonaer Museum, sagt dieser Bericht, hat nicht den Ehrgeiz, ein wissenschaftliches Institut sein zu wollen; es stellt sich schlicht in den Dienst der Volksbildung und Volkserziehung und versucht, möglichst eindringlich durch Anschaulichkeit der Darbietungen lehrhaft zu wirken. Dr. Lehmann bemerkt zutreffend, daß die Menschen unendlich weniger sehen, als man gewöhnlich glaubt, und daß man, um diesen Mangel zu überwinden, zweckmäßig an den Beobachtungen und Erfahrungen, die sie in Natur- und Menschenleben, man möchte sagen: unwillkürlich, sammeln, anknüpfen soll. Daher setzt sich das Museum das Ziel, den Beschauer zum Menschen zu erziehen, „der nachdenklich die umgebende Natur und Kultur betrachtet“, und stellt ihm zu diesem Zwecke das, was er bisher meist nur als vereinzelte Erscheinung kennen gelernt und daher nicht recht beachtet oder gewürdigt hat, durch geschlossene Bilder im Zusammenhange mit anderen Erscheinungen und in seiner lebendigen Bedeutung für Natur oder Leben vor Augen. So sind die heimatlichen Trachten Schleswig-Holsteins zu Gruppen vereinigt, die Bilder einer alten Spinnstube und einer Hochzeitsgesellschaft geben. Vollständige alte Bauernstuben eröffnen einen Einblick in die Kultur und die Kunstfertigkeit der bäuerlichen Bevölkerung. Dramatisch aufgebaute, aufs kunstreichste ausgeführte große Tiergruppen (jede nimmt ungefähr 30 qm Fläche ein!) vermitteln eine lebensvolle Anschauung von der Natur und den Gewohnheiten der Tiere des Landes. Endlich zeigen große Darstellungen in genau der Wirklichkeit entsprechenden Dimensionen die Hauptformen des für die Altonaer Bevölkerung so wichtigen Fischereibetriebs. Man bemerkt, daß bei der Herstellung solcher Gruppen, wie z. B. besonders den Tiergruppen, die Kunst bereits einen gewissen Anteil hat. Indessen hat das Altonaer Museum, soweit aus dem Berichte hervorgeht, den für die künstlerische Erziehung des Volkes entscheidenden Schritt noch nicht getan, die Werke der bildenden Kunst selbst den Darstellungen aus Natur

[*]) In den Vorberichten für die XII. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, abgehalten am 21. und 22. September 1903 zu Mannheim.

und Kultur zuzugesellen und so den Besuchern Gelegenheit zu geben, das Kunstwerk von seinen stofflichen Grundlagen aus zu erfassen, den Stoff aber durch das Kunstwerk in neuem Sinne und bedeutendem Zusammenhange zu verstehen. Neben der Spinnstube, der Hochzeitsgesellschaft und den bäuerlichen Zimmern sollte der Besucher einige Schilderungen des Bauernlebens finden; Tier- und Landschaftsbilder müßten die Gruppen aus dem Naturleben ergänzen, und Darstellungen aus dem Leben des Fischers zu Wasser und zu Lande dem Beschauer die künstlerische Seite des Gegenstandes erkennbar machen: dann wäre hier der Zusammenhang zwischen Kunst und Leben hergestellt, den man in den heutigen Kunstmuseen vermißt und der die Bedingung der Erziehung zum Kunstverständnisse ausmacht. Dann läßt sich hoffen, daß der Arbeiter das Kunstwerk als die Vollendung und Erfüllung der Natur, als die letzte und höchste Stufe des Naturprozesses begreifen lernt. Dann wird er das Schaffen der Künstler nicht mehr ein Spiel müßiger Personen beargwöhnen, sondern auch in ihnen die Arbeiter erkennen, für die er selbst arbeitet, wenn er das Feld bestellt, das Erz der Erde entreißt, das Holz bearbeitet, die ihm aber dafür seine eigenen Leistungen und Werke in einer neuen veredelten, vergeistigten und fernernen fruchtbaren Wirkens fähigen Form wiedergeben. Ein Teil der von den Volksmuseen benötigten Kunstwerke ließe sich leicht aus den Schätzen der Kunstmuseen, die zum großen Teile an Überfüllung leiden, beschaffen; allein da es erwünscht ist, daß das Kunstwerk unmittelbar an die Objekte des Museums anknüpfe und sich eng an die Natur und das Leben der Heimat halte, so empfiehlt es sich, daß der Leiter des Volksmuseums in der Regel selbst die Gemälde oder Statuen bestellt, die für seine Sammlung geeignet sind.

So tritt das Volksmuseum in direkten Bezug zum Schaffen der Künstler, und wird dieser Grundsatz allgemein und einsichtig durchgeführt, so müssen sich daraus bedeutende und sehr wohltätige Folgen ergeben. Denn es ist vor allem bei der gegenwärtigen Überproduktion an Kunstwerken in hohem Grade erwünscht, daß den Künstlern neue Absatzquellen eröffnet werden und so ihrer fortschreitenden Proletarisierung entgegengewirkt wird. Das ist aber auf diesem Wege um so zweckmäßiger zu erreichen, als sich jedes Volksmuseum in erster Linie natürlich auf die Künstler der engeren Heimat angewiesen sieht und durch seine Aufträge imstande ist, eine gewisse Zahl künstlerischer Kräfte, die sich sonst voraussichtlich in dem trüben Meere der Kunstgroßstädte verlieren, in der Heimat festzuhalten. Damit ist ein wirksamer Faktor für die höchst wichtige Dezentralisierung der Kunst geschaffen und Orte, die bisher außerhalb

des Bereiches künstlerischer Interessen lagen, werden, wie das in den alten Tagen der Fall war, zu Mittelpunkten lokaler Kunstschulen, die wiederum auf den Reichtum und die Vielseitigkeit des nationalen Kunstschaffens im ganzen wohltätig wirken müssen. Endlich aber wird das Verantwortungsgefühl der Künstler gestärkt, wenn sie nicht, wie es leider heut fast allgemein ist, in ihren Werkstätten Bilder für einen Niemand in Nirgendwo malen, dem sie denn freilich alle Exzentrizitäten und Lüderlichkeiten anbieten dürfen, sondern sich vor ganz bestimmte Aufgaben gestellt sehen, für ganz bestimmte Räume ihre Arbeiten schaffen und stets einen bestimmten Volkskreis vor Augen haben, auf den sie die Wirkung ihres Werkes in erster Linie berechnen müssen.

Diese Möglichkeit, auf das Schaffen der Künstler und die Organisation unseres Kunstlebens unmittelbar einzuwirken, beschränkt sich aber nicht auf die Volksmuseen. Es ist Lichtwarks Verdienst, mit großem Nachdrucke darauf hingewiesen zu haben, daß die Kunstmuseen in den deutschen Städten von dem unfruchtbaren Bemühen ablassen müssen, sich nach dem Muster der großen zentralen Sammlungen in Berlin, München und Dresden zu bilden, mit denen sie ja doch nicht wetteifern können. Jedes Museum muß selbst ein Kunstwerk sein, und das heißt, da Persönlichkeit der Anfang und das Ende aller Kunst ist und bleibt, es muß individuelle Züge tragen. Darum ist auch für sie die Angliederung an die engere Heimat, die Darstellung ihrer Vergangenheit und Gegenwart, ihrer Natur und ihres Volkslebens das Gegebene. So hat Lichtwark die ältere und die neuere Hamburger Kunst zum Kerne der von ihm geleiteten Kunsthalle entwickelt und eine eigene Abteilung von Bildern angelegt, deren Gegenstand die Schilderung der Hamburger Heimat und ihrer Bevölkerung bildet und die größtenteils auf seine persönliche Anregung oder Bestellung entstanden sind. Er hat in dieser Art jüngere Hamburger Künstler erheblich gefördert und dazu beigetragen, daß sich in der Stadt eine kleine Schule kristallisierte, während er älteren, bereits bewährten Künstlern bedeutende Aufgaben zu stellen in der Lage war. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß alle unsere Provinzmuseen insofern früher oder später diesen Anregungen werden Folge leisten müssen, als sich jedes von ihnen künftig durchaus individuell ausgestalten muß und wird. Wenn die drei großen Aufgaben moderner Museumspolitik: die künstlerische, die wissenschaftliche und die kunsterzieherische, in den Formen des Elitemuseums, des kunstgeschichtlichen Museums und des Volksmuseums ihren Ausdruck finden, so wird jedes Provinzialmuseum nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse und des ihm zur Verfügung stehenden Besitzes die Frage zu entscheiden

haben, in welcher dieser Formen es sich aufbauen will. Dabei sind so viele interessante Kombinationen möglich, daß nicht zwei Provinzialmuseen in Deutschland einander ähnlich zu sehen brauchen. Ein Volksmuseum kann seine Tätigkeit durch die Anlage einer kleinen Sammlung vorzüglicher Kunstwerke ergänzen und vertiefen; ein kunstgeschichtliches Museum einen Teil seiner Schätze den Interessen der Volkserziehung dienstbar machen; hier mag die Vergangenheit, dort die Gegenwart den entscheidenden Ton angeben, und überall wird die Wirksamkeit der Provinzialmuseen an Intensität gewinnen, wenn ihre Leiter den Mut finden, die Objekte der Sammlungen in längeren Perioden nach neuen fruchtbaren Gesichtspunkten umzuordnen.

III.

Indem ich alle diese Erwägungen zusammenfasse, komme ich zu dem Ergebnisse, daß die Arbeit des 19. Jahrhunderts auf unserem Gebiete im wesentlichen in der Anhäufung einer geradezu erstaunlichen Fülle von Kunstwerken in den Museen und in ihrer Ordnung nach Grundsätzen der wissenschaftlichen Systematik bestanden hat, daß sich aber heut der Museumspolitik durchaus neue Aufgaben stellen. Diese Aufgaben sind die Organisation, die Verteilung und Nutzbarmachung des Museumsbesitzes. Die Kunst schreitet unablässig fort, und damit ist auch die Notwendigkeit unausgesetzter Vermehrung der Schätze der Museen gegeben. Diese Vermehrung wird zur Kalamität, wenn ihr nicht durch die Dezentralisierung, die Individualisierung und die erhöhte Beweglichkeit der Museen ein Gegengewicht gegeben wird. Ja, diese Kalamität besteht bereits. Die Museen, eine Frucht der Wissenschaft aus ihrer produktiven Epoche, teilen mit ihr heut die Gefahr alexandrinischer Erstarrung. Es herrscht heut eine wahre Museifikationswut. Die Überfülle an Museen beengt uns, sie sind der Schrecken der Reisenden geworden, und viele davon sind offensichtlich unnütze und unfruchtbare Unternehmungen. So hören wir eben, daß — in Säckingen, wenn ich nicht irre — ein Scheffel-Museum errichtet werden soll. Scheffel in Ehren; wir können wohl verstehen, daß ein Alter Herr, der sich an Scheffels Trink- und Ulkliedern in den schönen Studententagen baß erfreute, auf einer Streife durch den Schwarzwald auch den Manen des Dichters seine Huldigung darzubringen Lust haben mag. Allein die Zeit ist (gottlob!) eine unbarmherzige Sieberin, und wer mag glauben, daß nach 100 Jahren noch jemand Zeit und Interesse für ein Scheffel-Museum haben wird? Bei anderen Museen ist es dann nicht sowohl der allgemeine Zweck, sondern die Gestaltung der

Museen, die Bedenken erregt. Die ursprüngliche und löbliche Absicht der Museumsbildung, Anschauung zu vermitteln, ward im Laufe der Zeit mißbildet und entstellt, indem ein pedantischer und enger Schulmeistergeist sich der Sache bemächtigte, der sich an Zahl und peinlicher Ordnung der Museumsobjekte nicht genug tun kann, der nicht den Mut findet, das Unwesentliche auszuscheiden, und der so die Anschauung zerstört, die Phantasie lähmt und das Lebendige durch das Tote erstickt. Doch den schlimmsten Auswuchs bildet die arge Manier, ein bedeutendes, durch seine bloße Existenz lebensvolles Monument der Vergangenheit durch Museifizierung gleichsam bei lebendigem Leibe einzusargen. Ich erinnere da an jenes berühmte Schloß Chillon, das als ein charaktervolles Denkmal wilder Krieger- und Räuberzeiten in die freundliche und blühende Uferlandschaft des Genfer Sees hineinragt, und dessen schreckliche Erinnerungen durch den Glanz der Poesie gemildert und verklärt sind. Bilden seine Säle, Kammern, Kerker, Tore und Wälle Überlebsel jener merkwürdigen Vergangenheit, die sie uns anschaulich vor Augen stellen, so werden sie, wenn man das historische Museum der Seekantone in dem Schlosse untergebracht hat, mit dem man es beglücken will, nur noch öde Raritätenkammern sein, in denen die Phantasie stumm bleibt. So ist der ursprüngliche Geist der Pietät, die Liebe zur Vergangenheit hier so entstellt, daß er durchaus pietätlos, zerstörend, nicht pflegend und erhaltend wirkt.

Museen sind tote Organismen, wenn sie nicht selbst wieder frisches Leben wecken. Tote Organismen aber müssen wir aus dem Volksleben abstoßen, weil sie fäulniserregend wirken, wie wir denn an manchem Museum einen armseligen und unfruchtbaren Schulmeister- und Schnitzelsammlergeist sich nähren sehen. So ist es denn ein ganz natürlicher und gesunder Zug, daß eine wachsende Opposition gegen das moderne Museumswesen laut wird. Wir hören Stimmen, die überhaupt die Museen nur als leidige Notwendigkeiten gelten lassen wollen. Dabei scheint man mir nun das Kind mit dem Bade auszuschütten, und ich wollte mit meinen Ausführungen darlegen, daß die Wirksamkeit der Museen nicht hinter, sondern vor ihnen liegt, daß ihre Begründung und Konsolidierung im vorigen Jahrhundert nur als die Vorstufe einer wahrhaft modernen Museumspolitik anzusehen ist, durch die die Museen in den Zusammenhang des Volkslebens eingegliedert werden und ihnen ein fruchtbarer Einfluß auf die nationale Kultur und das künstlerische Schaffen gesichert wird.





Mitternacht.

Von

Freifrau von Meerscheidt-Hüllessem.

Vom nahen Kirchtum tönt die zwölfte Stunde langsam und feierlich. Ein einsamer Mann sitzt in seinem Schreibzimmer und legt Patience. Die feine Hand zuckt nervös, indem sie langsam, mechanisch die Kartenblätter auf die Tischdecke ausbreitet, die Blätter, die für manchen so verhängnisvoll geworden sind. Mit Aufmerksamkeit folgen seine Blicke den Karten, Pique-Aß, Treff-Bube, Pique-Acht, lauter schwarze Karten! — Er läßt die Hand sinken, bleischwer, die Kartenblätter fallen auseinander, flattern umher, fallen endlich auf den Teppich. Ein Seufzer, schwer und zitternd ringt sich aus der Brust des Einsamen, er beugt den Kopf vor, seine Augen, die brennenden, heißen Augen zählen die Kartenblätter auf dem Boden. Warum? Ja warum überhaupt, wozu alles? Es fliegt doch nur ziellos auseinander, dem Zufall preisgegeben, was man gewünscht, was man gehofft, wofür man so heiß gerungen, es bleibt am Boden liegen, wie hier die Karten, bis eine Hand es wieder aufgreift und damit spielt, in dem törichten Wahn zu gewinnen, den Preis zu erlangen.

Wie still es um ihn her ist in dem großen Hause, wie beängstigend still! Nur von fern her dringt gedämpft das Geräusch eines vorüberfahrenden Wagens an sein Ohr, oder der in der nächtlichen Stille so seltsam wiederhallende Schritt eines verspäteten Fußgängers. Laut tickt die Wanduhr, oder ist es sein Herz, das er schlagen hört? Schritte nähern sich, der Nachtwächter klinkt an der Haustür, um sich davon zu überzeugen, daß sie verschlossen ist.

Leise knurrend hebt der Vorstehhund den klugen Kopf und sieht seinen Herrn fragend an.

„Kusch dich, Flambo, es ist nichts!"

Der Hund schleicht langsam, sich ein paar Mal umsehend auf seinen gewohnten Platz zurück und legt sich nieder. Den Kopf zwischen den Vorderpfoten, wendet er die treuen Augen nicht von der Gestalt seines Herrn ab.

Der einsame Mann stützt den Kopf in die Hand und versinkt in träumende Erinnerung.

Trippeln da nicht leichte Kinderfüße übers Parkett? Fröhlich plaudernde Kinderstimmen werden laut und weiches helles Lachen ertönt wie Silberglocken. Wie ist das Haus so voller Leben, so voll frischen, verheißungsvollen Lebens!

Die Haustür fliegt auf. Ein Knabe mit dunkelblauen, wie Stahl blitzenden Augen stürmt ins Zimmer. Er wirft Bücher und Mütze auf den nächstliegenden Stuhl.

„Nun, wie ist die Zensur ausgefallen?"

„Scheußlich! das war ja vorauszusehen." Tränen der Wut ersticken seine Stimme. „Diese Ungerechtigkeit vom griechischen Lehrer! Geradezu empörend! Statt ausgezeichnet schreibt er mir nur gut hinein. Nun ist die ganze Zensur verhunzt. Ich möchte ihn totschießen, den Kerl!"

Ein Lächeln überfliegt das Gesicht des Einsamen. Sein Junge! Wie ist er doch der Feuergeist geblieben, der er war. Und die andern?

Der eine, das Herzblatt der Mutter ruht draußen auf dem Friedhof. Vielleicht ist der am glücklichsten, er ist geborgen. Die liebliche, zarte Tochter hat er vor wenig Stunden an den Bahnhof geleitet, sie trägt den Todeskeim in der Brust. Noch eine Kur, ein Aufenthalt im Süden soll versucht werden, an diese eine, diese letzte Hoffnung klammern sich die Eltern, dafür bringen sie gern und willig die schwersten Opfer.

Horch, der Herbststurm beginnt sein Lied. Der verwaiste Vater legt die Hand über die Augen.

Welk und abgefallen die Frühlingsblüten, welk das junge Leben, das so verheißungsvoll begann! Wird der Wintersturm es brechen? Doch dort ist kein Winter, wo man sie hinbringt, dort ist es warm und sonnig, die milde Luft wird der kranken Lunge gut tun. Sie ging so gern dahin, so hoffnungsfreudig!

Ein Windstoß fährt über die Straße dahin und rüttelt an den Fensterläden. Der einsame Mann erschauert. Er springt auf und wandert ruhelos durch die öden, leeren Zimmer. Vor einem Ruhebett bleibt er stehen.

Dort hat sie gelegen, die holde Mädchengestalt, Tage, Wochen, Monate lang. Das Kissen zeigt noch den Abdruck des Kopfes, die Decke ist halb herabgefallen, auf dem Tischchen steht ein duftender Strauß und ein aufgeschlagenes Buch liegt daneben. Dort hatte sie gelegen, in den feinen, durchsichtigen Händen eine leichte Arbeit oder ein Buch, sie war oft allein, leider zu oft, und sie wollte sich beschäftigen, der Wunsch, die

immer wiederkehrende Sehnsucht nach Arbeit zehrte geradezu an ihr und doch, wie bald entsank alles ihren Händen, sie war müde, immer müde. In stiller, entsagungsvoller Abgeschiedenheit verging ein Tag nach dem andern, die Jugend mied sie, die frohen, lebenslustigen Freundinnen kamen immer seltener, immer flüchtiger, das Leben zog sich zurück von der Todgeweihten, und sie fühlte das mit ihrem feinen Verständnis, fühlte das und litt. Wer konnte ermessen, wie sehr? Selten nur kam eine Klage von ihren Lippen, für jeden hatte sie ein freundliches Lächeln. Wenn der Vater zu ihr kam, stieg wohl ein feines Rot in ihre Wangen, und sie plauderte von diesem und jenem.

Sie sah nicht krank aus, das hatte ihn getäuscht, er hatte an keine Gefahr geglaubt, er wollte nicht daran glauben. Hatte er zu lange gezögert? Die Mutter, ja die Mutter, die hatte den Ernst der Krankheit erkannt, ehe noch der Arzt sich darüber klar gewesen war. Er hatte sie ausgelacht, sie geneckt mit ihrer übergroßen Ängstlichkeit, die sie überall Gefahr wittern lasse, wo keine da sei, ihr gesagt, es fehle ihr etwas, wenn sie keine Sorgen hätte. Und nun? Wer hatte Recht behalten? Mit zitternder Hand streicht er über das Kissen. Kommt sie wieder, seine Tochter, sein Liebling, kehrt sie zurück ins Vaterhaus und wann? und wie? Grau ist sein Haar und die Haltung nicht mehr so stolz und aufrecht, wie einst. Wofür hat er gearbeitet, was hat er erreicht mit Dransetzung seiner ganzen Kraft? Seine Kinder wollte er glücklich sehen, ihnen wollte er die Wege ebnen und sie vor den Entbehrungen bewahren, die seine Jugend verbittert, die ihm den frohen Lebensgenuß vereitelt hatten, sie wollte er zu gesunden frohen, arbeitsfähigen Menschen erziehen. Und nun? Was ist aus all den Hoffnungen geworden?

Er ist ein müder Mann. Seine eisenfeste Gesundheit beginnt zu wanken, seine Leistungsfähigkeit läßt nach und doch heißt es arbeiten, immer weiter arbeiten und erwerben! Sie brauchen viel, die Kinder. Das Studium des Einen, die teure Kur der Anderen erfordern große Mittel. Wird es ihm gelingen sie für die Zukunft zu schaffen, wie lange wird es noch so fortgehn können? Und wenn er nicht mehr kann, was wird dann aus ihnen?

Ein Laut durchbebt den stillen Raum. War es ein Stöhnen, war es ein Aufschrei aus gepreßter Brust?

Der einsame Mann ist auf den Stuhl an seinem Schreibtisch gesunken, wie gebrochen sitzt er da.

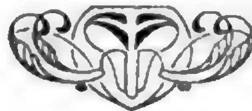
Da legen sich zwei Arme um seinen Hals und eine weiche, tränenverschleierte Stimme dringt an sein Ohr:

„Du bist müde, mein Alterchen, und ein schwerer Tag liegt hinter uns, laß uns zur Ruhe gehn."

Er fühlt die warmen Tränen auf seinen Kopf, auf seine Wangen fallen, Tränen, schmerzlich und bang und doch wohltuend, ja erlösend.

In tiefer Bewegung schlingt er die Arme um die treue Gefährtin seines Lebens, in seinem trostlosen Herzen wallt ein neues Gefühl auf, ist es Hoffnung, ist es ein Gebet um Rettung, ist es das Glück, das heiß ersehnte, so fern scheinende und nun so greifbar nahe? Die Augen werden ihm feucht. Er stützt das graue Haupt, das arbeitsmüde an die Schulter der geliebten Frau. Ein Gefühl von Ruhe, von Geborgensein, von Vertrauen kommt über ihn. Einst, ach, vor wie langer Zeit, da hatte er dies Gefühl gehabt, wenn er abends in seinem Bettchen lag und die fromme Mutter zu ihm kam, um das Nachtgebet mit ihm zu sprechen. Wie damals faltet er die Hände:

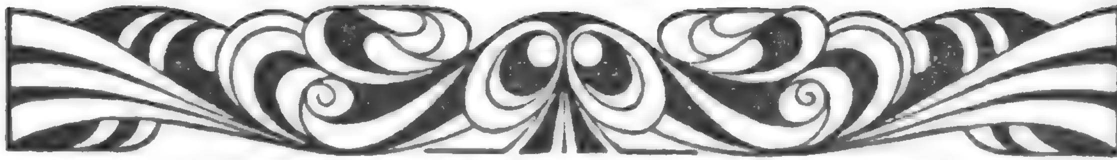
„Vater unser, der du bist im Himmel!"



Bücherschau.

Dr. Emil Deckert, Nordamerika. Zweite vollständig neubearbeitete Auflage. Mit 130 Abb., 12 Karten und 21 Tafeln. 608 S. Geb. 16 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Es genügt, an dieser Stelle nur darauf hinzuweisen, daß nunmehr auch dieser 4. Teil der von W. Sievers herausgegebenen „Allgemeinen Länderkunde" abgeschlossen vorliegt. Er ist losgelöst von dem Bande „Amerika" der früheren Auflage, ein völlig neues Buch geworden und auf das doppelte seines Umfanges angewachsen. Und er ist, in wahrhaft glänzender Ausstattung, eine mustergültige Landeskunde des nördlichen Amerikas geworden, nicht etwa nur der Vereinigten Staaten, sondern als geographische Landschaften, die der gesamten zweiten Auflage der „Allgemeinen Länderkunde" das Einteilungsprinzip gegeben haben, behandelt der Verfasser nacheinander das laurentische Land, das appalachische Bergland, das südöstliche Niederland, Mexiko, das mittlere Cordillerenland, das kanadisch alaskische Cordillerenland und die Bermuda-Inseln. Die Vereinigten Staaten, Mexiko und Kanada sind danach als Wirtschaftsgebiete und als Staatswesen noch besonders betrachtet. So ist der ungeheure Stoff in ausgezeichneter Gliederung und Übersicht, mit bewundernswerter Beherrschung des Materials und Gründlichkeit dargestellt, und durch diese Vorzüge ist das Buch die beste Einführung in das geographische Verständnis — und das ist eine sehr wichtige Vorbedingung zu allem weiteren — Nordamerikas und natürlich insonderheit seines Kernlandes, der Vereinigten Staaten, die wir haben. Möchten recht viele, denen ein näheres Interesse an Nordamerika gerade in diesem Jahre geweckt worden ist, nun nach diesem umfassenden, gründlichen und zugleich anregenden Berater greifen! O. H.



Konservativ und Liberal.

Von

W. v. Massow.

(Schluß.)

IV.

Noch weit mehr als von allen andern Einflüssen ist unsere Parteibildung von wirtschaftlichen Motiven abhängig. Hier gehen geschichtliche Traditionen und Erwerbsinteressen Hand in Hand. Der Adel und der Bauernstand wurden schon durch ihre Überlieferungen konservativ; beide wurden darin bestärkt durch die Bedürfnisse des Grundbesitzes und der Landwirtschaft. Der Bürgerstand war ebenso durch seinen Gegensatz zum Adel, wie durch seine Erwerbstätigkeit in Handel und Industrie auf Förderung der individuellen Freiheit und somit auf die Prinzipien des Liberalismus hingewiesen. Die modernen Verfassungen haben die alte geschichtliche ständische Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft theoretisch beseitigt. Sie lebt im Bewußtsein noch fort, aber mit jeder neuen Generation macht die Nivellierung weitere Fortschritte, so daß der Sinn und Inhalt der alten Standesbegriffe, der in den kernfesten Vertretern der verschiedenen Gesellschaftskreise immer noch seine Stätte findet, für die Mehrzahl allmählich verloren geht. Der Typus des Edelmanns, Bürgers und Bauern in seiner charakteristischen Ausprägung schwindet und macht gewissen Durchschnittstypen Platz, deren Verschiedenheit nur durch die unvermeidlichen Abstufungen von Bildung und Besitz bedingt ist. Die wirtschaftlichen Sonderinteressen gewinnen die Bedeutung der früheren Standestraditionen. An die Stelle des Edelmanns im alten Sinne tritt der Großgrundbesitzer, daneben der Beamte und Offizier; der Bauer, der sich bis jetzt noch am längsten in seiner Eigenart erhalten hat, will hier und da nur noch „Ökonom" oder „Gutsbesitzer" sein, da er sich nur noch als Landwirt schlechthin fühlt; der Bürger ist nichts als Industrieller, Kaufmann oder Handwerker. Von den Parteien, an die sich die Stände überlieferungsgemäß anlehnen, wird verlangt, daß sie ihre Grundsätze möglichst den Erwerbsinteressen anpassen. Ja, vielfach wird sogar ver-

langt und als nächstes Ziel bezeichnet, daß berufsständische Interessengruppen überhaupt an die Stelle der alten Parteien treten sollen.

Darin liegt zweifellos eine Gefahr, weil die sozialen Gegensätze dadurch verschärft werden müssen. Wenn die Gliederung der verschiedenen politischen Bestrebungen nach materiellen Interessen erfolgt, dann müssen die einzelnen Erwerbsgruppen sich auch gegeneinander schärfer abgrenzen und sich ihrem Prinzip gemäß durchzusetzen suchen. Das ist nur möglich durch einen Wettkampf ihres Kapitals, mit andern Worten durch Bestrebungen, die dem Wohl der wirtschaftlich schwachen Elemente entgegengesetzt sind.

Bei der Landwirtschaft wirken noch allerlei mildernde Einflüsse mit. Zwar vertreten viele Sozialpolitiker den Standpunkt, daß der Großgrundbesitz die Hauptschuld an der Verschärfung der sozialen Gegensätze trage und daß die Lage der ländlichen Arbeiter noch trauriger sei als die der städtischen. Die Polemik hierüber gehört nicht hierher. In den meisten Fällen wird wohl die unzulängliche Existenz mancher ländlichen Arbeiter auf das pekuniäre Unvermögen der Arbeitgeber zurückzuführen sein. In anderen Fällen wird zuzugeben sein, daß auch Herrschsucht, Unverstand und Schwerfälligkeit sich der Einsicht verschließen, daß man die Lebenshaltung der Arbeiter heute nicht mehr auf dem Niveau der anspruchslosen Väterzeit belassen kann. Im allgemeinen gehört es wohl in das Gebiet der Phantasie, wenn dem Großgrundbesitz auch heute noch das Streben nach gemeinschädlicher Latifundienbildung und Unterdrückung des Kleinbesitzes zugeschrieben wird. Im Gegenteil hat gegenwärtig der moderne Großgrundbesitz, soweit er überhaupt bewußt für sich tätig ist, ein viel zu wesentliches Interesse an der Erhaltung bewährter und fester Ordnungen, als daß ihm nicht der Schutz des Bauernstandes und womöglich die Schaffung eines seßhaften ländlichen Arbeiterstandes am Herzen liegen sollte. Jedenfalls liegt auch in dem rein materiellen Sonderinteresse der Landwirtschaft nichts, was gegen die Solidarität von Großbesitz und Kleinbesitz spräche. Es sind außerhalb des wirtschaftlichen Gebiets liegende Gründe, die mitunter dieses normale Verhältnis stören.

Dagegen hat das in der Großindustrie und im Großhandel arbeitende Kapital an sich kein Interesse an der Selbständigkeit oder auch nur dem Fortbestand der Kleinbetriebe. Wenn die Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft heute noch die Beschäftigung von Lohnsklaven an Stelle freier Arbeiter gestatteten, so würde die Großindustrie dabei ebenso gut, wenn nicht besser bestehen. Wenn in Wirklichkeit die Vertreter unserer Industrie sich auch solchen Ansprüchen ihrer Arbeiter, die über

das durch den eigenen Vorteil Gebotene hinausgehen, nicht verschließen, so geschieht das, weil die Arbeitgeber neben ihren geschäftlichen Interessen auch noch andere Verpflichtungen in Staat und Gesellschaft anerkennen. Denn sonst würde ja ein streng durchgeführtes Abhängigkeitsverhältnis der Arbeiter zum Arbeitgeber die Betriebsführung nur erleichtern. Daher ist die Solidarität zwischen gewerblichem Arbeitgeber und gewerblichem Lohnarbeiter nicht der Ausfluß eines unmittelbar und allgemein empfundenen materiellen Interesses, sondern im günstigsten Falle das Ergebnis einer Reflexion, das häufig erst zustande kommt, wenn die gute Organisation beider Teile den Gedanken nahe legt, es nicht auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen. Das Gewöhnliche ist, daß sich der Arbeiter in einem gewissen Gegensatz zum Arbeitgeber und damit zum besitzenden Bürgertum überhaupt fühlt. Dabei kommt noch in Betracht, daß der städtische Arbeiter es in der Regel für ausgeschlossen hält, in ländliche Verhältnisse zurückzukehren, während der ländliche Arbeiter sich zunächst durch den Zug in die Stadt den Verhältnissen, die ihm drückend scheinen, zu entziehen pflegt.

Im allgemeinen kann man also wohl sagen: Je mehr es dahin kommt, daß die wirtschaftlichen Interessen nicht nur, wie es immer der Fall sein wird, die politischen Ansichten und somit die Parteigruppierung beeinflussen helfen, sondern selbst das bestimmende Prinzip der Parteigliederung bilden, desto mehr wird der Arbeiterstand sich als eine der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung feindliche Partei betrachten und sich mit den revolutionären Neigungen der Proletariermassen gleichgestimmt fühlen, und desto schwächer wird auch das Utopistische in der Lehre des reinen Sozialismus empfunden werden. Es genügt, daß man in dieser Lehre das einzige findet, was man braucht, nämlich praktisch ein Mittel, um scheinbar die Herrschaft der Massen zu ermöglichen, theoretisch die Verneinung des Individualismus als Quelle des Kapitalismus, und nicht minder die Verneinung jeder geschichtlichen und organischen Betrachtungsweise der Politik. Zwischen den Fortschritten der Sozialdemokratie und der einseitigen Überschätzung der wirtschaftlichen Motive in der Politik besteht ein unverkennbarer Zusammenhang.

V.

Die Parteibewegungen gleichen darin elementaren Strömungen, daß sie sich nicht meistern lassen. Trotzdem wird, wer nach einer Vertiefung der politischen Bildung strebt, sich nicht damit begnügen, die seiner eigenen Geistesrichtung zunächst zusagende Parteianschauung auf ihre Aussichten

hin zu prüfen, sondern auch versuchen, in dem Gesamtbilde, das diese Bewegungen bieten, die Richtungen zu erkennen, die als Resultanten der verschiedenen zusammenwirkenden Kräfte aus den einzelnen Bestrebungen angesehen werden können. Wir haben da eine außerordentliche Zerfahrenheit der Parteien festgestellt, eine in geschichtlichen Verhältnissen begründete Schroffheit der Gegensätze, die mit den gegenwärtigen Aufgaben und Zielen der Parteien nicht im Einklang steht; weiter eine Beherrschung politischer Anschauungsweisen durch religiöse und wirtschaftliche Gesichtspunkte, eine Beherrschung, die über das berechtigte und unvermeidliche Maß hinausgeht und auf der einen Seite dem Ultramontanismus, auf der andern Seite der Sozialdemokratie eine gefahrdrohende Stellung sichert. Diese Erscheinungen mußten weite Kreise darauf hindrängen, sich unter energischer Abkehr von allen herrschenden Parteien zu größerer Einigkeit zusammenzuschließen und diesem Zusammenschluß zugleich die Abwehr von Ultramontanismus und Sozialdemokratie als Ziel zu geben. Man hatte beobachtet, daß der Parteigeist bei dem deutschen Volke weniger als bei den meisten anderen Völkern seine Grenzen findet an dem allgemein empfundenen Bedürfnis, die Volkspersönlichkeit in scharfer Ausprägung nach außen zu betätigen. Weiter hatte man erkannt, welche Gefahren dem Volkstum von Ultramontanismus und Sozialdemokratie drohten. Damit war das Prinzip des Zusammenschlusses gegeben. Die Parteizerfahrenheit und die gefahrdrohenden Richtungen sollten durch Aufpflanzung der nationalen Fahne, durch Pflege *einer rein nationalen Anschauung* bekämpft werden.

Die Bedeutung dieses Gedankenganges und der daraus hervorgehenden Bewegung, der auch wir noch heute dienen, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden, und es ist überflüssig, dies in einer Zeitschrift noch näher auszuführen, die in jeder Zeile nationalen Geist zu atmen sich bemüht. Ein Irrtum war es aber doch, als zahlreiche Kreise glaubten, dadurch eine politische Parteiorganisation ersetzen zu können. Die vertiefte nationale Anschauung unserer Tage, die den reichen Inhalt der Empfindungen und Vorstellungen, die unser deutsches Volk zu einem Ganzen machen, zu erfassen und zu entwickeln sucht, hat damit eine Grundlage gewonnen, die in ihrem Stimmungs- und Gefühlsgehalt eine besonders einigende und festigende Kraft besitzt. Auf dieser Grundlage baut es sich gut und fest, und es läßt sich auch bestimmen, welche Gestalt und Ausdehnung das Gebäude haben und welchen Zwecken es dienen soll. Aber wenn es ans Bauen geht, dann melden sich die besonderen technischen Gesetze der Baukunst und die besonderen Bedürfnisse der

künftigen Bewohner. Fast bei jedem weiteren Eindringen in die Aufgaben der Politik gerät man an einen Punkt, wo neben den nationalen Bedürfnissen auch bestimmte Grundsätze über Staatsformen und Staatszwecke für die Stellungnahme entscheidend sind, und diese Grundsätze werden eben immer verschieden sein. So gelangen wir immer wieder zur Parteinahme.

Wo man alle Parteiungen durch den nationalen Gedanken zu überwinden hofft, läuft nicht selten eine gewisse Selbsttäuschung unter. Vertreter dieser Ansicht geraten nämlich bei lebhaftem politischem Betätigungsdrang sehr leicht dahin, rein persönliche Schattierungen politischer Ansichten zu überschätzen und so, während sie gern Parteischranken niederreißen möchten, gewissermaßen eine neue Parteigruppe zu schaffen und die allgemeine Zerfahrenheit zu erhöhen.

Lehrreich ist in dieser Beziehung auch die Geschichte der aus der antisemitischen Bewegung hervorgegangenen Parteien. Ausgehend von der Bekämpfung des Judentums als eines Fremdkörpers im deutschen Volk, sammelten sie sich, um ihrer Aufgabe einen reicheren Inhalt zu geben, um eine nationale Parole; darauf gestützt, traten sie den alten Parteien mit dem Anspruch einer Reformpartei gegenüber. Sobald aber eine Organisation versucht wurde und es an die praktische Arbeit ging, machten sich mit der unfehlbaren Wirkung eines Naturgesetzes innerhalb der neuen Partei die alten grundsätzlichen Verschiedenheiten in der Auffassung des Staatslebens geltend. Trotz aller Einigungsversuche und Zusammenschlüsse zu einer einheitlichen Organisation sonderten sich die konservativen Elemente unter den Reformparteilern von den radikalen. Ich glaube, daß man immer ähnliche Erfahrungen machen wird, wenn nationale Organisationen, deren Zweck allgemeinpolitischer Natur ist, versuchen, sich über die natürlichen Gesetze der politischen Parteibildung hinwegzusetzen.

Scheut der Politiker vor der Berührung mit dem Parteileben zurück, so besteht außerdem die Gefahr, daß das politische Denken sich in Stimmungen auflöst. Die an sich verdienstvolle und segensreiche Tätigkeit nationaler Vereinigungen kann auf diesem Wege leicht Unheil stiften, wenn sie zu dem Glauben beiträgt, daß die Gesinnung und das nationale Empfinden so ausschließliche Bedeutung habe, daß sie auch das Wissen und Können in der Staatskunst zu ersetzen vermöge. So ist ein verhängnisvoller Fehler unseres Volkes seit Jahren gerade durch die gesinnungstüchtigsten und trefflichsten Kreise genährt worden, der Fehler, nationalen Stimmungen ohne die Unterlage genügender Sachkenntnis

gerade da die Zügel schießen zu lassen, wo es am wenigsten angebracht ist, nämlich auf dem Gebiet der auswärtigen Politik.

Wir müssen also dem politischen Parteiwesen seine Berechtigung zugestehen, da es für ein tieferes Eindringen in die politischen Fragen unentbehrlich und zur Schärfung des politischen Urteils nützlich ist. Die Furcht vor politischen Parteikämpfen ist nur soweit gerechtfertigt, als dabei der nationale Boden unter den Füßen verloren wird. Wenn man jedoch unbefangen zusieht, so stellt sich heraus, daß jenes früher so schmerzlich vermißte Nationalbewußtsein doch trotz aller Klagen über das Gegenteil immer mehr ein unveräußerlicher Bestandteil unseres Volkstums wird, und jede neue Generation, die schon einen festen Bestand nationaler Begriffe vorfindet, muß darin einen Schritt weiter kommen. Einstweilen wirkt es vielleicht noch irreführend, daß die Extremen von rechts und links einer tieferen Auffassung des „Nationalen“ noch ziemlich ablehnend gegenüberstehen. Der radikale Liberalismus, weil er glaubt, die individualistischen Ideale könnten durch diesen Zug zum Nationalen, der dem Staat noch über seine nächsten praktischen Zwecke hinaus eine natürliche Bedeutung gibt, beeinträchtigt werden. Der extreme Konservatismus, weil er sich erinnert, daß nationale Ideale einst dem jungen Liberalismus die Kraft gegeben haben, am Legitimitätsprinzip und anderen Grundpfeilern der alten Staatsformen zu rütteln. Ob dieser Standpunkt auf die Dauer haltbar ist? Daß die konservative Partei ihrer Natur nach national sein muß, es zum allergrößten Teil auch schon ist und es in der jüngeren Generation immer mehr wird, daran ist kein Zweifel. Die liberalen Parteien werden vermöge ihrer individualistischen Richtung immer Elemente in sich bergen, die an dem alten Mißtrauen gegen den strengen Nationalismus festhalten. Ganz entziehen können sie sich auch in ihren radikalen Richtungen der nationalen Strömung nicht. Wer die Entwicklung der freisinnigen Parteien aufmerksam verfolgt, wird das schon jetzt erkennen können. Das doktrinäre Philistertum, das früher einen so breiten Raum einnahm und dem „entschiedenen“ Liberalismus eigentlich seine Macht verlieh, hat sehr erheblich an Einfluß und Lebenskraft verloren. Der für nationale Gesichtspunkte wirklich verständnislose demokratische Oppositionsgeist ist dafür einen Schritt weiter gegangen und hat sich in den Dienst der Sozialdemokratie gestellt.

Ich glaube auch nicht, daß das Parteileben selbst fortan einen schädlichen Einfluß auf die Entwicklung des nationalen Gedankens ausüben wird. Verschiedene Ansichten sind doch einmal da und nicht wegzuschaffen. Auseinandergehende Meinungen aber bringt man nicht dadurch

zusammen, daß man ihnen zuredet, sich selbst aufzugeben, sondern nur dadurch, daß man sie auf größere Ziele lenkt. Nur wenn man weiter denkt und sieht, als auf die nächste Wegstrecke, findet man, daß von den verlängerten Richtlinien viele sich in einem Punkte schneiden. In der Enge und Philisterei gedeiht die unfruchtbare Zwietracht. Die deutsche Geschichte zeigt uns, daß der kleinliche Eigensinn und Sondergeist, der so viel Unglück über unser Volk gebracht hat, nicht Egoismus ist, sondern ein auf engem Raum verkümmerter Idealismus, eine Überzeugungstreue, die sich nur nicht immer würdig entfalten konnte. Man soll also durch Zusammenfassung des Gleichartigen und Hinleitung auf ein Ideal diese Entfaltung ermöglichen, ohne doch die Grenzen so weit zu stecken, daß unser politisches Leben von unbestimmten Empfindungen und bloßen Stimmungen oder von übertriebenem Subjektivismus beherrscht wird. So können wir, ohne unser Volk geistig zu uniformieren, ihm doch verschaffen, was es dringend nötig hat, — politische Disziplin! Das ist der gute und berechtigte Sinn des Parteilebens.

Ohne eine gewisse allmähliche Umgestaltung der gegenwärtigen Parteiverhältnisse wird es, wie schon angedeutet, wohl nicht gehen. Man soll nur nicht glauben, diesen Prozeß künstlich beschleunigen zu müssen. Die veränderten Auffassungen von der Bedeutung des Nationalen werden mit der Zeit ganz von selbst alle überflüssigen, nicht mehr zeitgemäßen Gegensätze ausmerzen oder mildern, und den religiösen und wirtschaftlichen Momenten ihren rechten Platz anweisen, sodaß sie wohl zur Geltung kommen, aber nicht mehr dahin wirken können, das Wesen der politischen Gemeinschaft zu fälschen und zu verwirren. Der nationale Konservatismus muß über kurz oder lang doch einmal eine umfassendere Gestalt annehmen; er wird schließlich einmal die zahlreichen „Obdachlosen“ aufnehmen, die jetzt nicht wissen, wohin sie gehören, weil ihre politische Überzeugung zwar alle Merkmale des grundsätzlichen Konservatismus an sich trägt, aber doch die kirchlichen und staatlichen Verpflichtungen, die die Zugehörigkeit zu der jetzigen konservativen Partei mit sich bringt, als zu eng gezogen empfindet. Der nationale Liberalismus — der Begriff deckt sich nur ungefähr, nicht ganz mit dem der nationalliberalen Partei — wird dabei auf seinem rechten Flügel vielleicht einige Verluste erleiden. Denn in diesen Reihen finden sich Leute, die zu dem Liberalismus ungefähr ebenso stehen, wie ein großer Teil unserer Arbeiterschaft zur Sozialdemokratie. Sie verstehen von den eigentlichen Parteiprinzipien nicht allzuviel, aber der Liberalismus gilt nun einmal als der überlieferte Ausdruck der politischen Auffassungen der gesellschaftlichen Klasse, zu der

sie gehören, nämlich des unabhängigen Bürgertums. Mit dem Konservatismus dagegen verbinden sie nach ihren Beobachtungen den Begriff des Reaktionären oder des grundsätzlich Gouvernementalen und erkennen darin lediglich Anschauungen des Adels, Großgrundbesitzes und der ihnen nahestehenden Kreise. Daß es in einem modernen Verfassungsstaat auch ein konservatives Bürgertum geben kann und sogar geben muß, ist eine ihnen einstweilen noch nicht geläufige Vorstellung. Darum nennen sie sich jetzt liberal und suchen bei den Nationalliberalen Unterkunft, obwohl sie eigentlich konservativ sind. Durch ihr Ausscheiden aus den liberalen Reihen, wie es ein allmählich weitherziger und moderner werdender Konservatismus leicht herbeiführen könnte, würde übrigens der nationale Liberalismus keine ernsthafte Schwächung erfahren; im Gegenteil würde manche Halbheit und Unsicherheit aus den nationalliberalen Reihen verschwinden. Die Gesamtposition des Liberalismus würde gewinnen. Der Traum von der „großen liberalen Partei“ würde damit freilich schwerlich erfüllt. Ich glaube vielmehr, daß aus verschiedenen Gründen die Scheidung des Liberalismus in eine Mittelpartei und eine mehr demokratisch und radikal gefärbte Partei, also in Nationalliberalismus und Freisinn, noch auf lange hinaus fortbestehen wird.

Eine Fortdauer aller der bestehenden Parteiunterschiede wird vielen nationalen Politikern gewiß nicht nach dem Sinn sein, weil sie fürchten, daß darunter auch die Aufgaben leiden könnten, die ohne eine gewisse Verständigung der Parteien nicht zu lösen sind. Was soll aus dem so notwendigen Zusammenschluß gegen Ultramontanismus und Sozialdemokratie werden? Nun, ich glaube, daß das Haupthindernis eines praktischen Zusammenwirkens nicht in der Existenz dieser Parteien, sondern in ihrem Mangel an gesunder Entwicklungsfähigkeit liegt. Dieser Übelstand aber hat seine Ursache wiederum nicht in den Parteiprinzipien, sondern darin, daß die Gegenwart die historischen Mängel und Irrungen der Parteien für unabänderlich nimmt, sich in ihre grundlegenden politischen Auffassungen nicht hineindenkt und sie nicht zeitgemäß verarbeitet. Und woher kommt das? Weil unzählige Leute, die nach ihrer Bildung das Zeug dazu hätten, politisch klar zu denken, über der theoretischen Angst, es könnte jemand an der Majestät ihrer souveränen Meinung rütteln und sie irgendwie „beeinflussen“, niemals dazu kommen, eine feste Überzeugung als diejenige anzuerkennen, der sie aus freiem Entschluß, und demzufolge auch mit der nötigen Unterordnung unter die Interessen eines Ganzen dienen. Sie wollen in jeder Frage „beide Teile“ hören und gefallen sich in einer angemaßten Richterrolle, die

weder ihnen noch dem Staat nützt, wohl aber eine politische Verrottung in weitere Kreise tragen hilft. Wenn der Gebildete ein Vorrecht vor der Masse der politischen Kämpfer zu beanspruchen hat, so möge er nicht Richter über den Kampf, sondern Offizier in dem Kampfe sein. Als solcher muß er natürlich auch über den Gegner Bescheid wissen; das ist aber etwas ganz anderes als die faule Pseudovornehmheit, die nicht wirklich in und mit dem Gemeinwohl lebt, sondern in den politischen Fragen nur ihre geistige Überlegenheit spiegeln möchte. Die notwendige Rückwirkung dieser Haltung auf weniger gebildete und geistig selbständige Kreise ist die aus der Nachäffung jener falschen politischen „Vornehmheit" und aus Furcht vor Beeinflussung hervorgehende Oberflächlichkeit, Gleichgültigkeit und Unklarheit; sie wird noch durch eine große Presse genährt, die aus Geschäftsrücksichten nach echter Byzantinerart dem „selbständigen Urteil" des lieben Publikums schmeichelt und ihm entweder charakterloses Gewäsch oder ein Sammelsurium von allen möglichen „Standpunkten" bietet. Ein gesund entwickeltes Parteileben würde das beste Gegengift dagegen sein und politische Klarheit und Disziplin wieder zu Ehren bringen. Wenn dann die Arbeit der Organisationen, die dem nationalen Gedanken schlechthin dienen oder die sich besondere nationale Aufgaben gestellt haben, nebenher geht, dann wird bei solcher Entwicklung jede notwendige Verständigung zwischen den Parteien zu gemeinsamer Abwehr leichter werden und von sichererer Wirkung sein, so wie sich auch im Privatleben ein Vertrag zwischen Leuten, die genau wissen, was sie wollen, leichter ausführt, als eine Abmachung zwischen unklaren Köpfen. Wenn es bei uns erst einmal wieder, wie bei den alten Hellenen, als Ehrenpflicht des Staatsbürgers und Gebot der politischen Sittlichkeit angesehen wird, Partei zu ergreifen, werden wir einen erheblichen Schritt vorwärts gekommen sein.



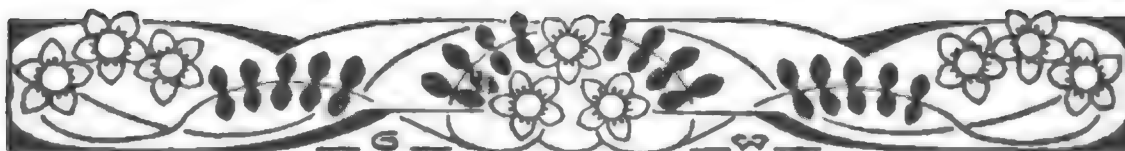
Dann und wann.

Dann und wann in jede Seele
Steigt's einmal wie Duft von Blüten,
Und vergeblich sucht die Seele
Ihr Geheimnis still zu hüten.

Einem, einem muß sie's künden,
Heute noch in dieser Stunde!
— Aber wo den Einen finden,
Der versteht so dunkle Kunde?

Ein paar Reime sag' Dir leise,
Schlag die Zither, streich die Geige
Oder summ' dir eine Weise —
Nur nicht schweige, nur nicht schweige!

Bruno Baumgarten.



Gustav Schmollers jüngstes Werk.

Von

W. Zimmermann.

Von Schmollers „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre", dessen zweiter und letzter Teil nunmehr im Verlage von Duncker u. Humblot in Leipzig (1. bis 6. Auflage, 719 S., Preis 16 Mark) erschienen ist, als seinem „jüngsten" Werke zu reden, ist man nur in ganz äußerlichem Sinne berechtigt. Umfaßt dieses Werk doch, wie uns Schmoller selber im Vorworte erzählt, die Arbeit von fast 17 Jahren und bildet gewissermaßen das Fazit seines wissenschaftlichen Lebens. Nicht also bloß mit einer neuesten wissenschaftlichen Veröffentlichung, die weil aus Schmollers Feder entstammend, an sich bereits ernsteste Beachtung verdiente, sondern mit einem Denkmal der gesamten Forscher- und Lehrtätigkeit des großen Nationalökonomen der Berliner Universität haben wir es hier zu tun, und insofern zugleich mit einem Dokument, das für den Stand unserer neueren deutschen Volkswirtschaftslehre und die herrschenden Strömungen darin von charakteristischer Bedeutung ist.

Die Entstehungsgeschichte des „Grundrisses", wie das seit langem in wissenschaftlichen und politischen Kreisen erwartete Werk Schmollers schlechthin heißt, ist überdies symptomatisch für den Entwicklungsgang der deutschen Staatswissenschaft überhaupt. Anfang der achziger Jahre hatte Schmoller die Anregung der Verleger, ein Handbuch der politischen Ökonomie zu verfassen, rundweg abgelehnt. Er hielt es angesichts des Standes der damaligen nationalökonomischen Forschung noch durchaus für ein Unding, eine derartige systematische Zusammenfassung des Wissens auf diesem Gebiete zu unternehmen. 10 bis 20 Jahre weiterer intensiver Spezialforschung müßten erst noch geleistet werden, ehe man sich an ein solches Monumentalwerk auf dem neu gewonnenen, frisch gefügten Fundament der Volkswirtschaftslehre wagen könne. Eine Reihe äußerer Veranlassungen, deren Zwang sich der Verfasser schließlich nicht mehr entziehen konnte, waren es, denen wir das große literarische Unternehmen zu verdanken haben, und dessen nunmehriger Abschluß den 65jährigen Autor um so freudiger bewegt, je schwieriger, je undenkbarer es ihm einst erschienen, daß seine Generation überhaupt einen derartigen Versuch in Angriff nehmen könne.

Schmollers Stellung und Auffassung gegenüber der modernen Nationalökonomie wird am besten durch die Worte gekennzeichnet, die er im Jahre 1887 bei der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften in seiner Antrittsrede sprach: „Ich versuche Nationalökonom und Historiker zugleich zu sein. Es

schwebte mir immer die Aufgabe vor, das wirklich zu leisten und zu vollenden, was Hildebrand, Knies und Roscher in der deutschen Nationalökonomie versucht haben: diese Wissenschaft gänzlich loszulösen von der Dogmatik der englisch-französischen Utilitätsphilosophie, sie auf einen anderen psychologisch und historisch tiefer und sicherer begründeten Boden zu stellen." Also: Schmoller hat in erster Linie die nationalökonomische Wissenschaft aus den Wolken weltfremder Spekulation und naiv moralisierender Gesellschaftskonstruktion durch konkrete spezialisierte Detailforschung auf ein historisch-realistisches Fundament herniederzuholen und exakt, Schritt für Schritt, aufzubauen gestrebt. Darin liegt sein größtes Verdienst um die Förderung der Nationalökonomie, die vor der „historischen Schule" teils individualistisch ins Manchesterliche, teils sozialistisch ins Utopisch-Materialistische hinein entartet war. Klar beleuchtet das Schmoller sowohl im ersten Bande seines Grundrisses (Kapitel III: Die geschichtliche Entwicklung der Literatur und die Methoden der Volkswirtschaftslehre) wie vor allem auch in seiner Rektoratsrede: „Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Sozialwissenschaften" und in der methodologischen Untersuchung: „Die Volkswirtschaft, die Volkswirtschaftslehre und ihre Methode", die zusammen mit der schönen Studie über „Die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft" und der berühmten kathedersozialistischen Streitschrift gegen Heinrich von Treitschke: „Über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" soeben wieder in einer neuen Auflage[1]) uns zugänglich gemacht worden sind und meines Erachtens eine notwendige Ergänzung zu dem „Grundriß" bilden, will man die Gesamtstellung Schmollers zu den ausschlaggebenden volkswirtschaftlichen Problemen und Theorien authentisch erfassen.

Mit der Charakterisierung: Hauptvertreter und Meister der historischen Spezialforschung in der Volkswirtschaftskunde, erschöpft man, das zeigen gerade jene methodologischen Studien, den nationalökonomischen Gehalt von Schmollers wissenschaftlicher Arbeit nicht, mögen auch seine Stärken auf jenem Gebiete und in dem vorsichtigen Wägen und Urteilen liegen. Schmoller hat immer über die historische Mosaikarbeit hinaus gestrebt, die Spezialforschung in den Dienst der allgemeinen Probleme der Staatswissenschaft zu stellen, und soweit ihm der Boden der Erkenntnis unter den Füßen gesichert zu sein schien, auch als generalisierender Staats- und Wirtschaftstheoretiker aufzutreten. Das Bedürfnis nach einer höheren wissenschaftlichen Synthesis mußte einen Gelehrten wie Schmoller notwendig zur gesetzmäßigen Zusammenfassung der Einzelerkenntnisse treiben. Die Doppeltheit des Schaffens sowohl als Historiker wie als nationalökonomischer Theoretiker hat freilich Schmoller einer um so schärferen Kritik von beiden Seiten her ausgesetzt; den Spezialisten beider Gebiete gerecht zu werden, ist gerade in der Nationalökonomie, die sich mit dem Wandeln und Wirken beseelter und unbeseelter Faktoren zugleich befaßt, eine heroische Aufgabe. Historisches

[1]) Über einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Duncker u. Humblot 1904. 393 S., 7.20 Mark.

Forschen und individuelles Begreifen ist ein anderes als theoretisches Formulieren und begriffliches Abstrahieren. Das Ewiglebendige und das unfaßbar Persönliche, das dem Historiker auf jedem Blatt der Geschichte faszinierend begegnet, macht ihn bedenklich gegen schematische Generalisierung; so ist der theoretische Skeptizismus das tragische Los jedes großen Historikers. Das von ihm plastisch geschaute Leben ist soviel komplizierter als der von dem Theoretiker geometrisch betrachtete Umriß des Seins. Auch an Schmoller hat sich dies in etwas bewährt. Wie seine methodologischen Studien, durchweht auch seinen Grundriß ein Skeptizismus in bezug auf die theoretische Formulierung von ökonomischen Gesetzen oder scharf hingestellten, generelle Antwort liefernden Hypothesen. Der Historiker hat gegenüber jeder Regel zu viel Ausnahmen zur Hand, um der Regel noch einen apodiktischen Wert zu verstatten. „Partielle Wahrheiten“, wie Schmoller es nennt, und allenfalls regulative Ideen sind die einzigen festen Wegweiser, die Schmoller auf den Bahnen seiner theoretischen Forschung aufzurichten sich entschließen konnte.

Wiederum aber hat wohl gerade die historische Potenz in Schmoller, ganz abgesehen von der exakten Beweiskraft, die sie seinen Induktionen verleiht, die theoretische Betrachtung der nationalökonomischen Erscheinungswelt bei ihm nach einer Richtung ungemein stark gelenkt und befruchtet, die für die Vertiefung der Volkswirtschaftslehre zu einer weitschichtigen Staats- und Gesellschaftswissenschaft von außerordentlichem Werte ist: die psychologische und ethische Beleuchtung der wirtschaftlichen Handlungen, das organische Erfassen aller ökonomischen Vorgänge und Entwicklungstendenzen im Zusammenhange mit den zeitweilig herrschenden Rechts- und Staatsordnungen, mit den politischen Konstellationen und Bedürfnissen, die Durchdringung aller Wirtschaftsforschung, die vor dem Auftreten der historischen Schule, vielfach nur eine „Geschäftsökonomie“ des Reichwerdens war, mit dem lebendigen Hauche der Menschen, die hinter den Dingen, Institutionen und Gesetzen kämpfen, lieben und leiden, mit den suggestiven Einschlägen der völkischen und Rasseneigenheiten, Elemente, die bis dahin für die Mehrzahl der ökonomischen Theoretiker nur den Wert von äußerlichen Nüanzierungen hatten: — diese ethisch-psychologische und ethnologische Bereicherung der Theorie, die sie freilich auch um ebenso viel komplizierte, ist und bleibt ein Verdienst Schmollers, das, wie gesagt, ebenso wohl der historischen wie der philosophischen Wurzel in ihm entsprungen ist.

Für alle hier angeführten Charakterzüge der Schmollerschen Gelehrtenarbeit bietet sein „Grundriß“ reiche Belege. Schon die Anordnung des Stoffes und die Bezeichnung der einzelnen Abschnitte gibt ein Bild von der Art und Weise, wie Schmoller im Gegensatze zu den meisten Systematikern vor ihm, die Gut und Geld, die „Stoffveränderung“, die Vermögensverteilung in das Zentrum aller volkswirtschaftlichen Erkenntnis stellten, die wirtschaftlichen Vorgänge immer und immer auf den Menschen bezieht oder vielmehr auf den Gesellschaftsmenschen, den Volksgenossen, den Staatsbürger; denn den „Menschen an sich“ kennt Schmoller nicht, sondern der Gesellschaftsmensch ist ihm das Maß aller Dinge. So gliedert sich denn auch der erste Band des Grundrisses, abgesehen von

den methodologischen Auseinandersetzungen, in die bezeichnenden Abschnitte: „Psychologische und sittliche Grundlagen", „Land, Leute und Technik" (als Massenerscheinungen und Elemente der Volkswirtschaft) und „die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirtschaft" (ihre wichtigsten Organe und deren Hauptursachen). Der zweite Band baut dann auf diesen Grundlagen die Schilderung der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Lebensprozesse, des Güterumlaufes und der Einkommenverteilung im Rahmen der staatlichen und freien körperschaftlichen Verfassungen, sowie die Darstellung der Störungen des gesellschaftlich wirtschaftlichen Lebensprozesses (Krisen, Klassenkämpfe, zwischenstaatliche, internationale Wirtschaftskonflikte, handelspolitische Spannungen und Einigungen) auf, um in einem großzügigen philosophischen Rückblick die Tendenzen der Gesamtentwicklung, die aufgedeckten leitenden Ideen der Einzelfelder des wirtschaftlich-gesellschaftlichen Lebensprozesses der Menschheit und ihrer führenden Nationen noch einmal unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammenzufassen.

Es wäre verlockend, aus den verschiedenen Abschnitten, die die brennenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart behandeln, die Gedanken, und Urteile, zu denen ein Mann wie Schmoller auf Grund seines umfassenden Wissens gelangt ist, hier anzudeuten und Antwort etwa auf Fragen über das moderne Arbeiterverhältnis, über die Kapitalakkumulation, über die Trustbildung, über die Grundlinien der neuesten handelspolitischen Entwicklung zu suchen. Der Raum verbietet es, und Schmollers Grundriß ist kein Konversations-Lexikon, das auf jede Frage mit drei Zeilen prägnante Antwort gäbe. Wer bei Schmoller Auskunft über diese Fragen an der Hand des ausgezeichneten, sehr ausführlichen Sachregisters sucht, dem wird sie der Grundriß in ihren großen Zusammenhängen darstellen und sie in ihrer komplizierten Bedingtheit begreifen lehren.

Nur das Schlußwort Schmollers, das einen Ausblick auf die sittliche und seelische Struktur der einst kommenden Generationen, der Menschen des „Zukunftsstaates" also, enthält, sei hier als ein Beispiel für die vorsichtig-gedankenvolle und doch zukunftsfreudige Meditation des großen Menschenkenners wie zugleich für seine schlank und durchsichtig flechtende Stilkunst zitiert.

„Erst die neuere wirtschaftliche Kultur, hauptsächlich die Geldwirtschaft hat den Zusammenhang mit dem geistigen und politischen Leben der klassischen und neueren Staaten den heutigen Erwerbstrieb geschaffen. Er ist nur ein anderer Ausdruck für die Ausbildung der Individualität. Durch ihn vollzieht der moderne Mensch seine Ichbejahung, die die älteren Epochen durch körperliche Stärke, Waffentaten, Gewaltakte vollzogen. Ohne solch moderne Individualität, ohne Erwerbsbetrieb, ohne eine Ichbejahung in diesem Sinne gäbe es die heutige geistige und politische Kultur, gäbe es unsere Großstaaten und Volkswirtschaften, gäbe es auch viele unserer großen Persönlichkeiten nicht. Aber die Kehrseite dieser Entwicklung ist der habsüchtige Wuchergeist, die soziale Hartherzigkeit, die Durchsetzung unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens mit Lastern aller Art, mit sozialen Kämpfen, politischer Korruption. Seit sie entstanden, streben

wir auch diese Fehler zu bekämpfen, zu mildern. Das Christentum ist das größte Glied in der Kette dieser Bestrebungen. Immer wieder hofften wir das Ziel zu erreichen, immer wieder sank die Menschheit zurück, weil die Aufgaben und die Versuchungen zunächst noch größer wurden, weil die Geldwirtschaft ihre beste Ausbildung noch nicht erreicht hatte. Aber das schließt nicht aus, daß wir einstens — nicht den Erwerbstrieb — aber die Habsucht in allen führenden höherstehenden Menschen so gut ausrotten werden, wie wir die Brutalitäten der körperlichen Gewaltmenschen ausgerottet haben. Auch dazu braucht es Jahrtausende. Es wird die Zeit kommen, da alle guten und normal entwickelten Menschen einen anständigen Erwerbstrieb und das Streben nach Individualität, Selbstbehauptung, Ichbejahung verstehen werden, zu verbinden mit vollendeter Gerechtigkeit und höchstem Gemeinsinn. Hoffentlich ist der Weg dazu nicht so lang wie der war, der von den Brutalitäten der körperlichen Kraftmenschen zum heutigen Kulturmenschen führte."

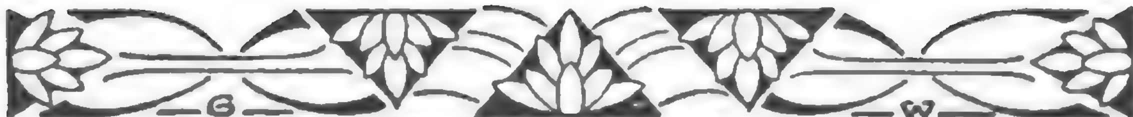
Die Summe des nationalökonomischen Denkens Schmollers bedeutet einen sozialen Optimismus, der trotz aller wissenschaftlichen Mäßigung ein Zeitalter vollkommener sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit und Einigkeit ahnungsvoll begrüßt. Das wollen wir nicht vergessen.

Bücherschau.

Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt mit Zeichnungen von G. Kampmann. 2. Auflage. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A., 1904.

In einem umfangreichen Bande von über zweihundert Seiten liegen Knodts Gedichte neu aufgelegt vor. Es kann nicht anders sein, als daß, bei einer so reichen Auswahl mancherlei sehr verschieden zu Bewertendes darin enthalten ist. Mir sind die Gedichte die liebsten, die aus des Dichters inniger Naturliebe und aus seiner frommen, glaubensstarken Gesinnung hervorgegangen sind. Knodt ist in dem angedeuteten Sinne eine bis ins Tiefste reine und wahrhaftige Seele eigen, die auch ihre Erlösung von seelischer und leiblicher Not in der unerschütterlichen Gewißheit findet, daß einst alle Menschen zum „Licht" gewandt werden, wenn ihre Zeit gekommen ist. Der Grundzug seines inneren Lebens ist heller Idealismus. Er wird nicht müde, der großen Sehnsucht nach dem Ewigen immer wieder innige Worte zu leihen. Dieser Dichter, der in so abgeschiedener Wald- und Welteinsamkeit einem kleinen trauten Kreise lebt, versteht mancherlei Eigenartiges gleichgestimmten Seelen lebendig zu machen. Seine Dichtweise durchmißt nicht die Breite unerschöpflichen Lebens, aber, was sie zu geben hat, schlug in der Tiefe Wurzeln, denn es ist wahr, aus Wesensnotwendigkeit empfunden. Die Sprache der weltweiten Natur ist ihm die Sprache des lebendigen unergründlich ewigen Gottes, vor dessen Majestät nur Demut und kindliches Vertrauen standhält, dessen Allerheiligstes nie eine Mauer umschloß, noch umschließen wird. Mit seiner erkämpften, echt christlichen Gesinnung stellt sich Knodt in die Reihe der Männer, die einer christlichen Weltanschauung immer mehr Luft und Licht gönnen möchten, ohne die wir ganz gewiß ernstlich Schaden nehmen werden an unserer Seele. Damit glaube ich auf das für den Dichter besonders Charakteristische bezeichnend hingewiesen zu haben.

Die Illustrationen von Kampmann schmiegen sich sehr fein dem Geiste der Dichtungen an. Hermann v. Blomberg, Weimar.



Dem Andenken Friedrich Ratzels.

Von

Kurt Hassert.

„In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber, in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, — darum braucht es Höhe! Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerspruch der Stufen und Steigenden! Steigen will das Leben und steigend sich überwinden."
Friedrich Nietzsche.

Friedrich Ratzel ist tot! Diese unerwartete und darum um so erschütterndere Kunde traf mich wie ein Blitz aus heiterm Himmel, als ich am 17. August 1904 in New York ans Land ging. War es möglich? Den Mann, der in der Vollkraft seiner Jahre und auf der Höhe wissenschaftlichen Schaffens stand, ihn sollte ein unbarmherziges Geschick gefällt haben? Leider war die furchtbare Nachricht nur allzu wahr. In seinem traulichen Sommersitz Ammerland am Starnberger See ereilte den berühmten Leipziger Universitätslehrer am Abend des 9. August drei Wochen vor seinem 60. Geburtstag, ein jäher Tod, indem auf einem Spaziergang ein Herzschlag seinem Leben und Wirken ein plötzliches Ziel setzte. Ein Geistesfürst auf wissenschaftlichem Gebiete, ein weit über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus bekannter Mann von Weltruf und ein vornehmer, edler Charakter ist mit ihm dahingegangen, und mit der Familie vereinigt sich in tiefer Trauer über den unersetzlichen Verlust der große Kreis seiner Schüler und Freunde, die es nicht zu fassen vermögen, daß ein solcher Raub an ihnen geschehen konnte. Auch dieser Zeitschrift stand Ratzel besonders nahe; und wenngleich es schwer hält, seiner wahrhaft universalen Vielseitigkeit und Bedeutung in einem kurzen Nachrufe gerecht zu werden, so erfülle ich als alter Schüler und Famulus, als jüngerer Freund und Kollege des verehrten und bewunderten Toten gern den mir gewordenen Auftrag, ein Bild jenes arbeitsvollen Lebens zu zeichnen, dem die mächtig aufgeblühte Erdkunde nicht den kleinsten und unwichtigsten Teil ihrer heutigen Stellung und ihrer methodischen Entwicklung verdankt.

Eigenartig wie Ratzels Wirken ist auch sein Lebensgang. Gleich den meisten älteren Vertretern der Erdkunde gehörte er von Haus aus nicht zur „Zunft" und ist nicht auf dem gewöhnlichen Wege der akademischen Laufbahn, sondern als Autodidakt auf Umwegen zur Geographie gelangt. Als jüngster von drei Brüdern am 30. August 1844 in der badischen Residenzstadt Karlsruhe ge-

boren, wuchs Ratzel in einfachen Verhältnissen auf und kam, von seinen Eltern zum Pharmazeuten bestimmt, als Lehrling in eine Apotheke im badischen Landstädtchen Eichtersheim. Schon der Knabe hatte, wie Ratzel selbst erzählt,[1]) ein lebhaftes Interesse für naturwissenschaftliche Dinge, und während seiner Lehrzeit in der kleinen, altertümlichen Landapotheke wurde die Hinneigung zu den Naturwissenschaften und die warme Liebe zur Natur durch die landschaftlichen Schönheiten seines Heimatlandes noch mehr gefördert. Nachdem Ratzel die pharmazeutische Prüfung abgelegt hatte, war er noch ein Jahr lang in Mörs und Rapperswyl (am Züricher See) als Assistent tätig. Jede freie Stunde aber benutzte er zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung und arbeitete bis tief in die Nacht hinein, um sich die klassischen Sprachen anzueignen und sich zum badischen Abiturienten-Examen vorzubereiten. Denn sein heißer Wunsch, Naturwissenschaften zu studieren, war unbezwingbar geworden, und nicht ohne Schwierigkeiten setzte er es bei den Eltern durch, daß er umsatteln und, obwohl schon über 20 Jahre alt, die Hochschule besuchen durfte. Mit voller Hingebung widmete er sich seit 1866 dem neuen Studium, insbesondere demjenigen der Zoologie, zunächst an der Technischen Hochschule seiner Vaterstadt, dann an den Universitäten zu Heidelberg, Jena und Berlin. Zwei Jahre später promovierte er mit einem zoologischen Beitrag zur anatomischen und systematischen Kenntnis der Oligochäten in Heidelberg zum Doktor der Philosophie.

Dann ging er hinaus in die weite Welt. Einer der hervorragendsten Naturforscher der damaligen Zeit war Charles Martins in Montpellier. Auch Ratzel fühlte sich mächtig zu ihm hingezogen und setzte im Winter 1868/69 in Montpellier und Cette seine Studien fort. Da er jedoch mit irdischen Gütern nicht gerade reich gesegnet war und seine Mittel obendrein durch die Anschaffung eines Mikroskopes stark in Anspruch genommen hatte, so kam ihm der glückliche Gedanke, die vielen neuen Eindrücke, die er an den Gestaden des Golfes von Lyon in sich aufgenommen hatte, literarisch zu verarbeiten und sie als „Zoologische Briefe vom Mittelmeer“ der Kölnischen Zeitung einzuschicken.

Damit begann ein ganz neuer Abschnitt im Leben Ratzels, die Tätigkeit des Reiseschriftstellers und Journalisten, die ihm hochwillkommene Gelegenheit gab, seinen Drang nach weiten Reisen zu befriedigen, und die seine Aufmerksamkeit in steigendem Maße auf die Geographie lenkte. Denn der eingesandte Artikel fand eine so beifällige Aufnahme, daß mit dem Honorar zugleich die Aufforderung einging, weitere Aufsätze folgen zu lassen. Die feinsinnigen, formvollendeten Schilderungen bewogen das einflußreiche rheinische Blatt, — der erste derartige Fall in den Annalen der deutschen Journalistik — den jungen Gelehrten ganz als Reiseberichterstatter in seine Dienste zu nehmen. Ausgedehnte Kreuz- und Querzüge führten Ratzel nach Süditalien und Sizilien, bis sie durch den großen Krieg von 1870/71 eine Unterbrechung erfuhren.

[1]) F. Ratzel, Glücksinseln und Träume. 6 Aufsätze. Die Grenzboten 63 (1904).

Ratzel meldete sich sofort als Kriegsfreiwilliger und nahm im Werderschen Korps beim 5. Badischen Infanterie-Regiment am Feldzuge teil. Bei Auxonne erhielt er eine schwere Kopfwunde, sodaß er schon im November als Invalide, aber mit dem eisernen Kreuz geschmückt, wieder in die Heimat entlassen werden mußte.

Nach seiner Wiederherstellung wandte sich Ratzel nach München, um dort in fruchtbarer Studienzeit seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen und sie auf geologisches und geographisches Gebiet auszudehnen. Zwei Männer waren es, die in diesem guten Hafen, wie Ratzel München später dankbar nannte, entscheidenden Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung und geographische Zukunftslaufbahn gewannen, der verdiente Geologe und Paläontologe K. A. v. Zittel und der weitgereiste Naturforscher Moritz Wagner, der geistvolle Begründer des Migrationsgesetzes der Organismen, mit dem Ratzel ein inniges Freundschaftsverhältnis verband.

Doch wurde auch der Münchener Aufenthalt bald wieder unterbrochen. Neue umfangreiche Reisen führten ihn, wiederum im Auftrage der Kölnischen Zeitung, 1872/75 nach Unteritalien und Sizilien, nach Siebenbürgen und in die Alpen, hauptsächlich aber in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Mexiko, Kuba und Westindien. Sie ließen ihn immer tiefer in das Wesen der Geographie eindringen und begründeten seinen Ruhm als geographischer Schriftsteller.

Mit der Rückkehr nach München im Herbst 1875 war Ratzels Wanderleben zu Ende, und auf die Reisejahre folgten die wissenschaftlichen Lehrjahre. Durch seine Amerikareisen war Ratzel ganz und gar Geograph geworden; und da gerade der geographische Lehrstuhl an der Technischen Hochschule zu München durch den Tod seines Inhabers Professor Guthe verwaist war, so ließ sich Ratzel auf den Rat seines Freundes und Nachfolgers Siegmund Günther am 19. Dezember 1875 dort als Privatdozent für Geographie nieder. Seine Probevorlesung behandelte das nordamerikanische Felsengebirge, während seine Habilitationsschrift „Die chinesische Auswanderung“ (Breslau 1876) betitelt war. Dieses noch heute beachtenswerte Buch und seine Veröffentlichungen über Amerika*) fanden allgemeine Beachtung. Weil überdies die Zeit einer raschen Beförderung günstig war, wurde Friedrich Ratzel, nachdem er erst zwei Semester als Privatdozent gelesen hatte, schon am 8. Dezember 1876 zum Außerordentlichen und wenige Jahre später zum Ordentlichen Professor ernannt. Da ihm die Münchener Lehrtätigkeit Muße zu literarischer Arbeit ließ, so entstanden hier in rascher Folge drei größere Werke. Aus den Vorträgen über allgemeine Erdkunde, die Ratzel in den 1878 eingerichteten „Frauenkursen“ hielt, ging sein populäres Buch „Die Erde in 24 gemeinverständlichen Vorträgen über allgemeine Erdkunde“ (Stuttgart 1881) hervor. Ungleich bedeutender ist das grundlegende Werk „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (2 Bände, München 1878/80; Band II 1893

*) Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika. Zwei Bände, Leipzig 1876; Aus Mexiko. Breslau 1878.

in neuer Auflage), das seinen Verfasser mit einem Schlage unter die hervorragendsten länderkundlichen Darsteller setzte. Nach Inhalt und Betrachtungsweise wird es diesseits wie jenseits des Ozeans als ein Meisterwerk geographischer Landeskunde geschätzt. Es ist vielleicht das beste und vollständigste Werk eines Nichtamerikaners über die Union, ja es wird von manchem überhaupt als Ratzels wertvollste literarische Schöpfung bezeichnet. Indem es den Menschen in seiner Entwicklung auf dem eigenartigen Boden jener neuen Staatengemeinschaft betrachtet, ist es gleichsam der Vorläufer der „Anthropogeographie", deren erster Band ebenfalls noch in München fertig gestellt wurde.

1880 lehnte Ratzel eine Berufung auf den durch Oskar Peschels Tod frei gewordenen Lehrstuhl an der Universität Leipzig ab. Auch die ihm angebotene wissenschaftliche Oberleitung der Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha und die Redaktion der von ihr herausgegebenen nicht minder bekannten Zeitschrift „Petermanns Mitteilungen aus J. Perthes' Geographischer Anstalt" nahm er nicht an. Doch gab er 1882/84 als Nachfolger Friedrich v. Hellwalds die später mit dem „Globus" verschmolzene geographische Wochenschrift „Das Ausland" heraus, bis ihn zunehmende Arbeitsüberhäufung zur Aufgabe dieser Tätigkeit zwang. Am 8. Juli 1886 bot ihm die Universität Leipzig zum zweiten Male den durch Ferdinand v. Richthofens Weggang nach Berlin freigewordenen Lehrstuhl an, und nunmehr schlug er ein, nachdem er 21 Semester in München gewirkt hatte. Im Oktober siedelte der 42 jährige nach Leipzig über und ist dort volle 36 Semester hindurch bis zu seinem Tode als eine der Hauptzierden der Universität mit stetig wachsendem Erfolg tätig gewesen. In Leipzig erschienen jene großen zusammenfassenden Werke, die als seine ureigensten Schöpfungen seinen Ruhm begründeten und ihm für alle Zeiten einen Namen unter den Klassikern der Erdkunde sichern: Anthropogeographie, Politische Geographie, Völkerkunde, Erde und Leben, Naturschilderung. Diese Arbeiten nahmen ihn so in Anspruch, daß ihm zu längeren Reisen keine Zeit mehr blieb. Doch führte ihn jede Ferienzeit aus Leipzig fort, und abgesehen von seinem Lieblingsziel, den Alpen, hat er zum Studium und zur Erholung Italien, Korsika und Frankreich öfters aufgesucht. Manche Auszeichnung wurde ihm auch in Leipzig zu teil, so im Frühjahr 1898 die Ernennung zum Königlich Sächsischen Geheimen Hofrat. Doch machte er seinen Freunden und den Studierenden gegenüber von diesem Titel nie Gebrauch; ihnen blieb er nach wie vor „ihr Professor".

Dem Schriftsteller Ratzel in einem kurzen Lebensabriß gerecht zu werden, ist unmöglich. Es kann hier auch nicht der Platz sein, die zahlreichen Arbeiten aufzuzählen, die des Verstorbenen erstaunliche Arbeitskraft und außergewöhnlich fruchtbare Feder geschaffen hat. Nur die wichtigsten können an dieser Stelle angedeutet werden. Ein Verzeichnis, das aber nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, findet sich im ersten Jahresbericht des Geographischen Abends zu Leipzig (1901). Doch sollen in Erfüllung eines hinterlassenen Wunsches des Verstorbenen demnächst die einleitenden Schritte zur möglichst vollständigen Samm-

lung der weit zerstreuten und oft schwer zugänglichen Einzelaufsätze Ratzels geschehen.

Allerdings sind Ratzels Schriften nicht immer leicht zu lesen. Sie verlangen vielmehr wegen ihrer individuellen, eigenartigen Ausdrucksweise, wegen ihres oft philosophischen Gewandes und wegen der zahlreichen neuen Wortbildungen eifrige Hingabe und volles Versenken. Dafür aber überraschen sie durch die Überfülle geistvoller Gedanken, durch die ins Große gehende Auffassung und durch die Originalität der Stoffverknüpfung, durch die erstaunliche Belesenheit des Verfassers und durch den glänzenden Stil. Reich an neuen methodischen Gesichtspunkten, haben Ratzels Arbeiten der Erdkunde neue Bahnen und Ziele gewiesen: kurz, sie stellen in ihrer Gesamtheit Leistungen dar, auf welche die deutsche Wissenschaft mit vollem Rechte stolz sein kann.

Das Schwergewicht der wissenschaftlichen Tätigkeit Ratzels liegt auf anthropogeographischem Gebiete. Als er seine akademische Wirksamkeit begann, war die Erdkunde auf dem besten Wege, ein Anhängsel der Naturwissenschaften, insbesondere der Geologie, zu werden. Ratzel hat dem in glücklichster Weise entgegengearbeitet, indem er, wie recht und billig, den Menschen in den Mittelpunkt geographischer Betrachtungen stellte. Der Mensch gehört unbedingt zur Geographie, da seine Siedelungen und seine Werke das Bild der Erdoberfläche eben so entschieden beeinflussen wie Berg und Tal, Wald und Wasser. Kein Volk kann sich aber auch den Einflüssen des Bodens ganz entziehen. So sind die engsten Wechselbeziehungen zwischen der Erde des Menschen und diesem selbst vorhanden, weshalb die Erdkunde den geographischen Ursachen, die für die Verbreitung der Menschen über die Erde maßgebend sind, nachgehen und gewisse Gesetze hierfür formulieren muß.

An und für sich war dieser Gedanke nicht neu. Denn schon Montesquieu, Herder, A. v. Humboldt und vor allem Karl Ritter nebst seinen Schülern hatten die Erde als das Wohn- und Erziehungshaus der Menschheit angesehen und eine Reihe anthropogeographischer Gesichtspunkte in ihren Arbeiten niedergelegt. Es war ihnen jedoch nicht gelungen, ihre Ideen in ein einheitliches System zusammenzufassen. Ja die Rittersche Schule stellte schließlich auf Kosten der Natur den Menschen so einseitig in den Vordergrund geographischer Erörterungen, daß die Geographie auf dem besten Wege war, zu einer dienenden Magd und einem unselbständigen Anhängsel der Geschichte zu werden. Als man nun naturwissenschaftliche Probleme immer mehr in die Geographie hineinzutragen begann, da wußte die Rittersche Schule nichts mit ihnen anzufangen, und Oskar Peschel trat in leider nur allzukurzer Lebensarbeit als der Verkünder einer neuen geographischen Lehre auf.

Auf allen diesen Vorgängern baute Friedrich Ratzel, gestützt auf ein unvergleichlich größeres Tatsachenmaterial und in viel großartigerer Auffassung des Problems, weiter. Ihm gebührt das Verdienst, der Geographie des Menschen eine ebenbürtige Stellung im Kreise der übrigen geographischen Disziplinen ge-

sichert zu haben, indem er sie zu einer selbständigen Wissenschaft ausgestaltete. Dabei betont er aber ausdrücklich — sein Studiengang wurzelte ja in den Naturwissenschaften —, daß das Lehrgebäude der Geographie auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhen und daß das nächste Ziel der Erdkunde stets die Beschreibung und Erkenntnis der Erdoberfläche sein müsse, daß andererseits aber auch der Mensch und im weitesten Sinne die Lebewelt überhaupt eine maßgebende Rolle hierbei zu spielen habe. Die Begründung und wissenschaftliche Durchführung dieser Lehre ist in seiner zweibändigen „Anthropogeographie" enthalten: ein Name, der von Ratzel selbst herrührt und allgemeine Annahme gefunden hat.

Während es aber für die physische Geographie bereits erprobte Methoden gab, fehlte der Anthropogeographie eine solche Stütze. Sie mußte sich vielmehr Rüstzeug und System erst schaffen und deshalb vielfach Wahrscheinlichkeitsbeweise statt unumstößlicher Gesetze aufstellen. Auch können Ratzels Ausführungen trotz ihres Ideenreichtums noch lange nicht abschließend sein, sie müssen in den Einzelheiten kritisch nachgeprüft werden, und man wird sich nicht mit allem einverstanden erklären können. Niemand hat das richtiger erkannt und offener bekannt als Ratzel selbst. Daß aber seine Anschauungen, die mit gar mancher althergebrachten Lehrmeinung brachen, ihn in literarische Kämpfe verwickeln mußten, kann kaum überraschen. Tatsächlich hat es an kühler Aufnahme, an Widerspruch und selbst an scharfen Angriffen seitens berufener und unberufener Gegner nicht gefehlt. Wie sehr sich jedoch, allen Anfechtungen zum Trotz, Ratzels Ansichten Bahn gebrochen haben, beweist das lange Verzeichnis von Arbeiten, die, in der Neuauflage des ersten Bandes der „Anthropogeographie" zusammengestellt, aus ihr hervorgegangen sind oder sich mit ihrem Weiterbau beschäftigen. Seitdem hat sich ihre Zahl noch beträchtlich vermehrt. Selbst ein so entschiedener Gegner wie Hermann Wagner hat Ratzels anthropogeographisches Lehrgebäude in allen wesentlichen Stücken in sein großes Lehrbuch der Geographie übernommen. Wenn heute die Anthropogeographie ein Gemeingut der Wissenschaft ist und nicht nur im geographischen Hochschulunterricht, sondern auch in der Schule Aufnahme gefunden hat, so stehen wir dabei ganz auf Ratzels Schultern.

Indem Ratzel seine anthropogeographischen Studien auf volkswirtschaftliches Gebiet ausdehnte und insbesondere die Staatenkunde in organische Verbindung mit der Geographie des Menschen zu bringen suchte, wurde er der Begründer einer zweiten neuen Disziplin, nämlich der auf der Grenze zwischen Geschichte, Politik und Soziologie, Nationalökonomie, Staatswissenschaft und Erdkunde stehenden politischen Geographie. Eine Reihe kleinerer Vorarbeiten und ein reger Meinungsaustausch mit zwei befreundeten Leipziger Kollegen, Karl Bücher und Karl Lamprecht, bereiteten das groß angelegte Werk vor, das vielleicht die reifste Schöpfung des Meisters ist. Obwohl ein völlig neuartiges und keineswegs leicht lesbares Buch, hat es schon nach vier Jahren eine Neuauflage mit dem erweiterten Titel „Politische Geographie oder die Geo-

graphie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges" (München und Berlin 1903) erlebt.[1])

Bis zum Erscheinen dieses Werkes wußte man mit der politischen Geographie nichts rechtes anzufangen und sah in ihr meist bloß eine geisttötende, wenig fruchtbare Aneinanderreihung von Namen und Zahlen, von statistischen, topographischen und geschichtlichen Notizen, aus denen noch heute die sogenannte politische Geographie und Staatenkunde vieler geographischer Hand- und Lehrbücher besteht. Auf die Dauer war jedoch der Gegensatz zwischen der wissenschaftlichen Durchdringung der physischen und der unwissenschaftlichen Behandlung der politischen Geographie nicht zu ertragen, und so veröffentlichte Ratzel nicht ohne Zagen sein für den Diplomaten wie für den Nationalökonomen, für den Geographen, Historiker und Geschichtsphilosophen gleich wichtiges Buch, in dem er als erfolgreicher Pfadfinder auf dem Wege fortschritt, den er mit der „Anthropogeographie" betreten hatte. In der politischen Geographie geht Ratzel ebenfalls von dem Grundsatz aus, daß alles organische Leben auf der Erde, auch das der Staaten, durch den Boden beeinflußt wird und daß man die Staaten als lebendige Organismen auffassen muß, die ohne den Boden nicht denkbar sind, die wie alle andern Lebewesen entstehen, wachsen und wieder vergehen und die mannigfachsten Entwicklungsstufen zeigen.

Anthropogeographie und politische Geographie haben als Grundlage die Völkerkunde, und darum nimmt es nicht Wunder, daß Ratzel auch als Ethnolog eine führende Rolle spielt. Vor allem begründete er in seiner großen „Völkerkunde" (3 Bände, Leipzig 1887/89; zweite völlig umgearbeitete Auflage, 2 Bände, Leipzig 1894) die „geographische Methode in der Völkerkunde". Jenes prächtige Werk, dessen überreicher Bilderschmuck ein kleines ethnographisches Museum ausmacht, wurde ebenfalls bereits in München begonnen und in Leipzig vollendet. Obwohl populär gehalten, ist es eine der hervorragendsten Leistungen auf ethnographischem Gebiet und muß als dasjenige Buch gelten, das Ratzels Namen in weiteste Kreise getragen hat. Zwar entfernt sich die „Völkerkunde" am meisten von der Geographie. Dennoch ist sie von demselben anthropogeographischen Grundgedanken durchdrungen, der sich als roter Faden durch alle Arbeiten Ratzels hindurchzieht und auch in Hans Helmolts umfassender „Weltgeschichte" seinen Einfluß nirgends verleugnet. Man kann füglich behaupten, daß diese ganz neue Bahnen einschlagende „Weltgeschichte", die nicht bloß die sogenannten „Geschichtsvölker", sondern zum erstenmal auch die „geschichtslosen" Völker niederer Kultur berücksichtigt, recht eigentlich aus Ratzels Ideen hervorgegangen ist. Hier wie in der „Völkerkunde" werden stets die Beziehungen zwischen den wechselnden Erscheinungen der Erde und dem vielgestaltigen Völkerleben auf ihr untersucht, und

[1]) Wir lassen im nächsten Hefte eine Würdigung dieses vielleicht wichtigsten Werkes unseres zu früh verschiedenen Freundes folgen, die wir schon lange in unseren Händen hatten und die nun mit der Erinnerung an das frische Grab besonders nachdrücklich auf Friedrich Ratzels grundlegende Gedanken hinweisen wird. D. Red.

zwar mit voller Ausnutzung aller natürlichen Gegebenheiten, nicht nur mit einseitiger Rücksicht auf historische Tatsachen.

Aber nicht allein auf anthropogeographischem Gebiet ist Friedrich Ratzel hervorgetreten. Die naturwissenschaftlichen Aufgaben der Erdkunde standen ihm nicht weniger nahe als das menschliche und geschichtliche Element in ihr. Demgemäß gibt es wohl kaum einen Zweig am vieläftigen Baume der modernen Erdkunde, an den sich — mit Ausnahme der mathematischen Geographie — Ratzels Name nicht durch eine oder mehrere Arbeiten knüpfte und wo er nicht der Forschung neue Bahnen gewiesen hätte. In unserm Zeitalter wissenschaftlicher Arbeitsteilung war Ratzel einer der wenigen, die ihr ganzes Fach beherrschen, was bei einer so vielseitigen Wissenschaft wie die Geographie nicht wenig besagen will.

Auch auf dem Gebiete der Landeskunde ist Ratzel bahnbrechend vorgegangen. Seines mustergültigen Werkes über die Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde bereits gedacht. Von liebevoller Kleinmalerei zeugt die kleine Monographie über den Wendelstein, und von ganz besonderer Bedeutung ist sein prächtiges „Deutschland" (Leipzig 1898), eine Heimatskunde eigenster und vornehmster Art, die verdiente, ein deutsches Hausbuch zu werden. Sie ist gleichsam die praktische Anwendung seiner anthropogeographischen und politisch-geographischen Gedanken und darf mit Recht als ein Vermächtnis an die deutsche Schule bezeichnet werden, indem sie erfrischend und anregend auf den Unterricht in der vaterländischen Erdkunde einwirken soll.

Zur Schule hat Ratzel zwar nicht in unmittelbarer Beziehung gestanden und auch nicht direkt in schulgeographische Fragen eingegriffen. Dennoch haben seine Arbeiten und Auffassungen dem geographischen Unterricht ebenfalls neue Ausblicke eröffnet, insbesondere sein ideenreicher Vortrag „Die Lage im Mittelpunkt des geographischen Unterrichts" (Geogr. Ztschr. 1900). Wenn das Königreich Sachsen über einen vorzüglichen Geographielehrerstand verfügt, so ist das nicht zum wenigsten Ratzels Verdienst.

Endlich darf auch der große Einfluß nicht vergessen werden, den Ratzels Werke in nationalem Sinne ausgeübt haben. Zwar ist er politisch kaum in die Öffentlichkeit getreten; doch liegt es auf der Hand, daß der Mann, der eine „Politische Geographie" geschrieben, bis zu einem gewissen Grade selbst Politiker war. Durch die Macht seines Wortes hat er nach Kräften dazu beigetragen, den Gedanken an die Einheit und Größe des Vaterlandes zu fördern und die Parteien über wichtige nationale Fragen aufzuklären. Als 1884 die deutsche Kolonialbewegung begann, da trat er den kleinlichen Anfeindungen der Gegner in seiner Flugschrift „Wider die Reichsnörgler" (München 1884) nachdrücklich entgegen, und als die Flottenfrage brennend war, betonte er — lediglich aus geographischen Erwägungen heraus — die Notwendigkeit einer starken Flotte für Deutschland in seinem oft genannten Werkchen „Das Meer als Quelle der Völkergröße" (München und Leipzig 1900). Man hätte das in markiger Sprache

geschriebene Buch für eine eigens angefertigte Propagandaschrift des deutschen Flottenvereins halten können, wenn sein Verfasser nicht schon, wie er in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, zu einer Zeit, als es noch keine Flottenfrage gab, dieselben Gedanken eingehend in seiner „Politischen Geographie" entwickelt hätte. Ebenso trat Ratzel auf zwei Geographentagen entschieden für Deutschlands Teilnahme an der internationalen Polarforschung ein, und aus wie warmem patriotischem Herzen sein „Deutschland" hervorgegangen ist, das wurde bereits erwähnt.

In den letzten Jahren hatte sich Ratzel mit Vorliebe philosophisch-geographischen Betrachtungen zugewendet. Hierher gehören seine Aufsätze über die Bedeutung und Bewertung der Zeit im Natur- und Menschenleben, die er in den neugegründeten „Annalen der Naturphilosophie" seines Freundes und Kollegen Ostwald veröffentlichte. Noch mehr aber zog es ihn zur Landschafts- und Naturschilderung, weil seine künstlerisch veranlagte Natur ihn zu einer tieferen Auffassung der Landschaft drängte, als sie sich für gewöhnlich in Reisebeschreibungen bekundet. Zu der poetischen Betrachtungsweise, die Ratzel auch zu einem Meister der gebundenen Rede gemacht hat, gesellt sich hier das gemütliche Sich-Versenken des behaglichen Alters und eine erstaunliche Beherrschung von Kunst und schöner Literatur, die ihn befähigten, auch auf diesem wenig gepflegtem Gebiet Ausgezeichnetes zu leisten. Das beweisen, abgesehen von seinen viel zu wenig bekannten Darstellungen nordamerikanischer Landschaften, feinsinnige Studien über die das Wesen des Landschaftsbildes bestimmenden Faktoren z. B. der Berg, der Fernblick, Lenau und die Natur, die Wolken in der Landschaft, vor allem aber sein Schwanengesang, das tiefempfundene Buch „Über Naturschilderung" (München und Berlin 1904), dessen eben fertig gestellten Band er noch kurz vor seinem Tode zu erhalten die Freude hatte. In ihm gibt er das Bekenntnis, daß er neben dem Gelehrten stets auch ein Künstler hat sein wollen.

Bei seiner unversiegbaren Arbeitsfreudigkeit sah Friedrich Ratzel nach dreißigjährigem nimmermüdem Schaffen sein Lebenswerk noch lange nicht als abgeschlossen an, als ihm der unerbittliche Tod die Feder aus der Hand nahm. So hatte er für die von ihm begründete Bibliothek geographischer Handbücher ein „Handbuch der Küsten" in Angriff genommen, dessen Grundplan uns eine umfangreiche Vorarbeit andeutet.[4]) Glücklicherweise ist die Niederschrift des auf langjährigen Studien beruhenden Werkes soweit fortgeschritten, daß eine Vollendung durch andere Hand möglich erscheint. Sein großes Lebenswerk dagegen hat der Meister nicht mehr ausbauen können. Schon lange trug er sich mit dem Gedanken, gleichsam als Krönung seiner geographischen Anschauungen über die innige Wechselwirkung zwischen Natur und Leben eine Biogeographie im weitesten Sinne des Wortes zu schreiben, der er bereits im zweiten Bande der „Anthropo-

---

[4]) F. Ratzel, Studien über den Küstensaum. Berichte d. Phil.-Hist. Klasse d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch. Leipzig 1903.

geographie" das Wort redete und in der er die geographische Verbreitung alles Lebenden auf der Erde, also der Pflanzen, Tiere und Menschen, als einer großen tellurischen Einheit zu schildern beabsichtigte. Immerhin sind wir auch hier über die Grundideen unterrichtet, da Ratzel — bisher als einziger Hochschullehrer — die Biogeographie unter seine Vorlesungen aufgenommen und sich in zwei Arbeiten mit ihr beschäftigt hat. Die eine ist seine geistvolle Studie „Der Lebensraum" (Tübingen 1901), die andere das prächtig ausgestattete, für einen größeren Leserkreis berechnete Werk „Die Erde und das Leben" (2 Bände, Leipzig 1901/2), eine seiner kostbarsten Hinterlassenschaften, die noch einmal sein ganzes Lehrsystem zusammenfaßt und in den beiden Titelworten die Richtung angibt, in der sich Ratzels Lebensarbeit bewegte. Wie in der „Anthropogeographie" der Mensch im Mittelpunkte der Betrachtung steht, so wird hier die Erdoberfläche in ihren mannigfachen Beziehungen zur gesamten organischen Welt unter steter Betonung des anthropogeographischen Gesichtspunktes und unter voller Beherrschung der physischen Geographie behandelt.

In neuester Zeit interessierte sich der Unermüdliche auch viel für Rassenfragen und hatte über Ursprung und Alter der Arier und Indogermanen bereits eine neue Lösung der vielumstrittenen Frage gefunden. Doch auch hier hat es ihm das Schicksal versagt, über verheißungsvolle Anfänge hinauszukommen.

Mit Friedrich Ratzel ist jedoch nicht bloß ein glänzender Gelehrter, sondern zugleich ein hervorragender Lehrer aus dem Leben geschieden. In München, wo er vorzugsweise die Wirtschaftsgeographie in seinen Vorlesungen pflegen mußte, konnte er keine zu umfassende Lehrtätigkeit ausüben, obwohl es ihm dort nicht an tüchtigen Schülern fehlte. In Leipzig dagegen fand er einen um so dankbareren Wirkungskreis. Wie in seinen Schriften, so übte die Macht seiner Persönlichkeit auch in den Vorlesungen und Übungen eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Es gibt wohl kein geographisches Gebiet, über das er nicht vorgetragen hätte. Ebenso ist die Zahl seiner Hörer stetig gewachsen. Wurden Ratzels Leipziger Vorlesungen anfangs von 40—60 Studierenden besucht, während das Geographische Seminar bei seinem Amtsantritt nur für 16 Teilnehmer Raum bot, so war die Hörerzahl für die Vorlesungen in den letzten Semestern durch das Hinzukommen des großen Kreises der Studierenden der Leipziger Handels-Hochschule auf 200—300, d. h. auf die größte in geographischen Vorlesungen an den deutschen Hochschulen gestiegen. Auch die Räume des wiederholt verlegten und erweiterten Geographischen Seminars, das, was Leitung und Einrichtung betrifft, heute eines der ersten unter den geographischen Universitäts-Instituten ist, erwiesen sich als zu eng. Betrug doch die Mitgliederzahl im letzten Sommersemester nicht weniger als 130!

Wie innerhalb der Universität, so hat Ratzel auch außerhalb derselben erfolgreich gewirkt. An der 1898 ins Leben gerufenen Handels-Hochschule zu Leipzig spielte er als Dozent, Berater und Förderer eine maßgebende Rolle. Nicht geringeres Interesse brachte er den Volksschullehrern entgegen, weil, wie er

selbst rühmend anerkannte, in München wie in Leipzig eine Reihe der tüchtigsten geographischen Arbeiten aus ihrer Mitte hervorgegangen war. Die Einrichtung von Ferienkursen für Volksschullehrer fand daher bei ihm tatkräftige Unterstützung. Weil er nicht zu den Gelehrten gehörte, die sich lediglich von Fachgenossen verstanden wissen wollen, war er auch sonst stets bereit, sein Wissen und seine Person für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse einzusetzen. Die Gründung der seinerzeit vielbesuchten volkstümlichen Hochschulkurse und Vorträge in Leipzig, die noch jetzt in veränderter Form bestehen, geht hauptsächlich auf seine Anregung zurück.

Daß ein Mann, der wie selten einer auf die Studierenden einzuwirken vermochte, rasch Schule gemacht hat, ist selbstverständlich. Gegen 200 Doktordissertationen aus allen Gebieten der Geographie sind aus seinem Seminar hervorgegangen und zum größeren Teile in den Mitteilungen und den von Ratzel begründeten Wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde erschienen. In vielen Fällen bedeuten sie eine Förderung der Wissenschaft und Bausteine im Lehrgebäude des Meisters, der es verstand, stets dasjenige Thema auszuwählen, das der Eigenart seines Bearbeiters am besten entsprach. Hunderte von Geographielehrern hat Ratzel herangebildet, und mehrere seiner Schüler wirken in akademischen Stellungen in seinem Sinn und Geist weiter.

Aber nicht nur als Lehrer, sondern vor allem auch als Mensch wußte Ratzel seinen Schülern näher zu treten. Denen freilich, die sich bloß selten im Seminar sehen ließen und nur daran dachten, die notwendigsten Examenskenntnisse sich anzueignen, denen brachte er wenig Sympathie entgegen. Wer aber fleißig war, den schätzte er sehr bald und ließ es nie an aufmunternder Anerkennung und Belehrung fehlen, sodaß, da Ratzel jeden Tag auf dem Geographischen Seminar zu treffen war, ein unaufhörlicher reger Gedankenaustausch zwischen ihm und seinen Schülern herrschte. Wohl war er, der Vielbeschäftigte, im Verkehr mit ihnen sachlich und kurz. Immer aber hatte er Zeit für sie, und wer seinen Beistand brauchte, der konnte unbedingt auf ihn rechnen. So bildete sich zwischen dem Lehrer und allen denen, die zu ihm in ein engeres Verhältnis traten, eine innige Freundschaft heraus, die über die Studienzeit hinaus anhielt, und kein Lehrer konnte wohl schönere Worte finden, als er sie seinem genialen Schüler, dem ebenfalls viel zu früh dahingeschiedenen Heinrich Schurtz, gewidmet hat.

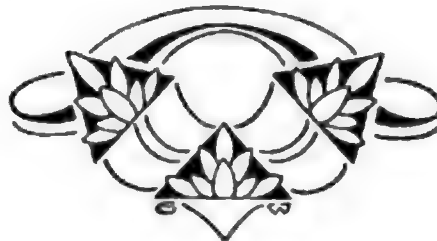
Und dieser Mann mit dem vornehmen, weltmännischen Äußern, der ein Lehrer und Gelehrter war von Gottes Gnaden, der ein Künstler war und ein Philosoph, er war auch ein tief religiöser Charakter und ein echter Christ, für den es keinen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Gottesglauben und Naturwissenschaft gab. Überall sah er den Finger des Schöpfers und eine Fortentwicklung zum Ewigen. Wer Ratzel in dieser Hinsicht kennen lernen will, der lese seinen tiefdurchdachten Aufsatz „Der Geist, der über den Wassern schwebt“[1]) oder

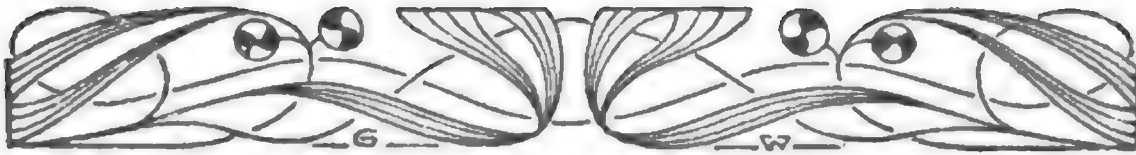
[1]) Vgl. diese Zeitschrift Jahrgang 1901 S. 42—53.

die ergreifenden Abschiedsworte, die der Leipziger Theologie-Professor Rudolf Kittel dem Freunde ins offene Grab nachrief.[6])

So ist es ein arbeitsvolles, aber auch arbeitsfrohes und reich gesegnetes Leben gewesen, das man am sonnigen Spätnachmittage des 11. August 1904 zur letzten Ruhe bestattete. Wohl pochte in neuerer Zeit Krankheit wiederholt bei Ratzel an, aber ein mehrmaliger Ferienaufenthalt im milden Süden brachte ihm stets rasche Erholung. Wer seine hohe, straffe Gestalt erblickte, wer in das scharf geschnittene Gesicht mit der hohen Stirn und den durchdringenden blauen Augen schaute und Ratzel ungebeugt, hoch erhobenen Hauptes als ein Urbild männlicher Schönheit und Kraft mit räumigen, elastischen Schritten durch die Straßen schreiten sah, der hätte trotz des Herzleidens, das sich seit längerem bei ihm herausgebildet, trotz des schneeweiß gewordenen Bartes und anderer äußerer Anzeichen beginnenden Alters ein so plötzliches Ende nie erwartet. Hatten es sich seine Schüler nicht nehmen lassen, ihm im Dezember 1901 aus Anlaß seines 25jährigen Professorjubiläums eine kleine Festschrift[7]) und eine Ratzelstiftung zu überreichen, deren Zinsen der Jubilar zur wissenschaftlichen Unterstützung würdiger Geographie-Studierender verwenden sollte, so gedachten sie ihn diesmal mit einer gehaltvollen Festschrift zu überraschen, die ihm zeigen sollte, wie seine Lehre bei ihnen Eingang gefunden hatte. Die Festschrift ist erschienen, aber sie ist eine Grabspende geworden, die man stets mit schmerzlichen Empfindungen zur Hand nehmen wird. Denn der, dem sie galt, hat sie nicht mehr gesehen und sich nicht mehr an ihr erfreut. Im oberbayerischen Hochlande, wo es ihm am wohlsten und heimatlichsten war, im Angesicht der geliebten Alpen, am Ufer des wogenden Sees und umrauscht von alten, hohen Bäumen: inmitten jener Natur, die er so gern durchwanderte und die sein beredter Mund so lebensvoll zu schildern wußte, schläft Friedrich Ratzel den ewigen Schlaf. Mit dem Schmerz aber um den dahingegangenen Gatten und Vater, Lehrer und Meister mischt sich der Stolz, daß er unser war, der kerndeutsche Mann, und nie wird bei seinen Schülern das Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit gegen den unvergleichlichen Gelehrten und den warmherzigen, treuen Freund verschwinden. Wie sein Name, so wird auch sein Wirken unvergessen sein.

[6]) R. Kittel, Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis. Grenzboten 1904 S. 516—524.
[7]) Erster Jahresbericht des Geographischen Abends. Leipzig 1901.





Wie die Holländer eine Nation wurden.

Von

Fr. Guntram Schultheiſz.

Wilhelmus von Nassouwe,
Ben ick von duytschem bloed. . .

Allezeit war Holland gastfrei; auch die deutschen Journalisten und Schriftsteller, die im Juli 1898 der Einladung zur Teilnahme an den Feierlichkeiten bei dem Regierungsantritt der Königin gefolgt waren, haben als Gäste des Landes bei Hoch und Nieder herzliche Aufnahme gefunden und allen Grund, dem biederen Volke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man hört ja wohl im Reiche, daß die Holländer die Deutschen mit Abneigung betrachten. Das ist gewiß übertrieben, denn der Holländer ist im Durchschnitt ein viel zu klarer Kopf, um sich einer unbegründeten Empfindung hinzugeben. Richtig ist nur, daß dort bei Urteilsfähigen wie bei der großen Masse in der Tiefe der Volksseele ein Gefühl der Furcht besteht, von dem gewaltig aufstrebenden Deutschtum früher oder später überwältigt zu werden. Das ängstliche Bestreben, nur ja kein Stück voller Selbständigkeit aufzugeben, zeigt sich als Mißtrauen gegen die Politik des Deutschen Reiches in manch verwunderlichen Maßregeln. So wenig auch die öffentliche Meinung im Jahre 1870 mit dem Herzenswunsch des alternden Königs Wilhelm, als Bundesgenosse Frankreichs sich am Kriege zu beteiligen, übereinstimmte, so konnte doch wenige Jahre später die in einem weitverbreiteten geographischen Schulbuch harmlos von Auflage zu Auflage fortgeführte Einreihung Hollands in das Kapitel „Deutschland mit seinen Außenländern" den damaligen niederländischen Gesandten in Berlin zu einer förmlichen Beschwerde veranlassen, das Königreich der Niederlande sei kein deutsches Außenland. Es ist nicht pietätvoll, wenn das erwachsene Kind den Vater verleugnet, es ist aber auch nicht klug und zweckmäßig. Für die Durchschnittsbildung des heutigen Holländers verflüchtigt sich die Geschichte seines Landes und Volkes vor den Befreiungskriegen des 16. Jahrhunderts zu wesenlosem Scheine. Selbst das schöne literarische Gastgeschenk, das 1898 den fremden Journalisten zur Einführung in die politischen, kulturlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse gewidmet wurde (Les Pays-Bas,

Manuel en deux parties; verfaßt und verlegt von niederländischen Journalisten, aber nicht in den Buchhandel gekommen), stellt an den Anfang die Bemerkung, es habe im 13. Jahrhundert noch keine niederländische Nation gegeben, und streift die Beziehungen des alten Niederlothringens zum Reiche nur mit ein paar Worten, die Geschichte der Niederlande sei verhältnismäßig jung und umfasse nur die letzten drei Jahrhunderte, mit dem Sturz der Welfen sei Niederlothringen aus dem Anziehungskreis Deutschlands geschieden; die sich bildenden Teilherrschaften seien dem wachsenden Einfluß Frankreichs und Englands anheimgefallen. Wie viel dankbarer erinnert die deutsche Geschichte an die Verdienste der damaligen Holländer, Vlamen, Friesen um die Kolonisation der ostelbischen Lande, wohin sie die Windmühlen und den Deichbau mitgebracht haben! Wie viel tieferes historisches Verständnis übermittelt der höhere Unterricht in Bayern, wenn dort, und sei es auch nur unter dem engen Gesichtswinkel dynastischer Geschichte, des Kaisers Ludwigs des Bayern Erwerbung Hollands, Seelands, Frieslands und des Hennegaus für sein Haus und die Reihenfolge wittelsbachischer Fürsten bis zum Jahre 1434 eingeprägt wird. Unter den historischen Wandgemälden des alten Nationalmuseums in München fehlt diese Episode so wenig wie die des wittelsbachischen Hellenenkönigs Otto mit seinem Anhang bayerischer Soldaten und Beamten.

Das Anziehendste aber aus der holländischen Geschichte bleibt für uns Deutsche aller Stämme doch stets die Loslösung Hollands vom Reiche. Sie nach allen Beziehungen zu übersehen und zu würdigen, ist eine Aufgabe von aktuellem Belang, insbesondere für die junge Weltanschauung unter alldeutschem Gesichtswinkel und freudig begrüßen wir eine aus der Schule des Hallischen Geographen Alfred Kirchhoff hervorgegangene Schrift[1]) als Anlaß weiter ausgreifender Erörterung.

Der oberste Gesichtspunkt der von Friedrich Ratzel mit bewunderungswürdiger Fülle positiver Kenntnisse und mit bestechendem Schwung der Darstellung eingeführten Anthropogeographie ist die Anwendung der Geographie auf die Geschichte, die Zurückführung geschichtlicher Wirklichkeit auf geographische Bedingtheit. In diesem Sinne ist Menne bemüht, die Herausbildung holländischer Eigenart, den Anspruch der Holländer, eine eigene Nation darzustellen, zunächst als geographisches Problem zu erfassen und zu verstehen. Vorausgeschickt ist, wie das die Aufgabe unerläßlich macht, eine Erörterung des Begriffs Nation, wobei sich der Verfasser vollständig auf den neuesten Standpunkt seines Lehrers Kirchhoff stellt, wie dieser ihn in seiner Schrift „Was ist national?"

[1]) Die Entwickelung der Niederländer zur Nation. Eine anthropogeographische Studie von Karl Menne. Halle, Gebauer-Schwetschke 1903. (Angewandte Geographie. Herausgegeben von Karl Dove. Erste Serie der „Angewandten Geographie", 6. Heft. Preis 2.40 Mk., für Abonnenten 1.80 Mk).

(Halle, Gebauer=Schwetschke 1902) verfochten hat. Kirchhoff erhebt da den Anspruch, gegenüber der veralteten, in ihren Konsequenzen verwerflichen Bestimmung des Begriffs Nation, wie sie auch die alldeutsche Geistesströmung festhalte, eine im Sinne Bismarcks berichtigte Definition zu geben. Nachdem der Referent bereits anderwärts mit Rücksicht auf den dort verstatteten Raum sich nur in aller Kürze gegen Kirchhoff erklärt hat, mag es jetzt, wo dessen Auffassungen von einem Schüler wie feststehende Wissenschaft übernommen werden, wohl am Platze sein, die Stichhaltigkeit der Ausführungen Kirchhoffs eingehender zu prüfen.

Es muß den deutschen Leser doch von Anfang an einigermaßen stutzig machen, wenn Menne die Autorität Ernest Renans, die bei Kirchhoff zum Schlusse herangezogen wird, an die Spitze seiner Arbeit stellt. Renan beantwortete in einem Vortrage in der Pariser Sorbonne am 11. März 1882 die — so oft gestellte! — Frage „Qu'est-ce qu'une nation?“ dahin, daß nicht die Abstammung das Wesentliche in dem Begriff der Nation bilde, daß die Verwechselung der Begriffe Rasse und Nation ein schwerer Irrtum sei. Auch die Sprache sei nicht das Maßgebende für die Bildung der Nationen, noch weniger die Religion. Es genüge auch nicht die Interessengemeinschaft, „ein Zollverein bildet keineswegs ein Vaterland“. Wohl habe die Geographie, d. h. die sog. natürlichen Grenzen, einen starken Anteil an der Trennung der Nationen, das ausschlaggebende Moment aber sei ein geistiges Prinzip. „Eine Nation — wir zitieren die Übersetzung Kirchhoffs — ist eine große Gemeinschaft, die sich gründet auf das Bewußsein opferwillig für die Gesamtheit vollbrachter Taten und auf das Einverständnis, auch künftig in dieser aufopfernden Gemeinsamkeit weiterzuleben. Die Existenz einer Nation ist ein Tag für Tag fortgesetzes Plebiszit.“ Diese Definition ist erstens nichts weniger als neu, kürzer und treffender drückt das Herbert Spencer aus: „Eine Nationalität wird nur durch das Gefühl ermöglicht, das die Einzelnen für das Ganze hegen, das sie bilden.“ Sie ist aber zweitens auch gar nicht erschöpfend; denn die Beobachtung zeigt, daß dieses Nationalgefühl sich bei den verschiedenen Völkern aus ganz verschiedenen Momenten bildet. Renan hat seine Abstraktion vor allem, ja fast ausschließlich von dem heutigen französischen Nationalgefühl gewonnen, und es schwebt ihm dabei vor, was wohl jedem der heutigen Franzosen in tiefster Seele ‚brennt‘, die Losreißung der Elsässer und Deutschlothringer von Frankreich: denn tatsächlich haben sich diese noch über 1870 hinaus in den stolzen Erinnerungen gemeinsamen Kriegsruhms mit den Franzosen als wirkliche Franzosen gefühlt. Ein deutscher Gelehrter sollte sich von französischen tendenziösen Auffassungen nicht blenden lassen. Mit Recht übt auch Kirchhoff Kritik an Renans Definition und ergänzt sie, auf der gleichen Anschauung fußend, durch ein anderes Moment, das Renan, darin im schroffen Gegensatz

zu einem seit Jahrhunderten den Franzosen geläufigen Schlagwort, förmlich ableugnet! „Nicht die Nationalität, nicht Bluts- und Sprachverwandtschaft, sagt Kirchhoff, machen die Nationen, sondern der Raum ... der ernste zu Taten und Opfern bereite Wille, eine Nation zu bilden, ist das Geheimnis ihres Entstehens ... [aber] das Wünschen und Wollen im bloßen Sinne subjektiven Beliebens führt gewiß nicht zu dauerndem nationalen Zusammenschluß, es gehört dazu die geographisch richtige Absteckung des Raumes, innerhalb dessen sich der Entwicklungsprozeß vollziehen kann. Rußland gelang dieses Werden, dieses „Bilden" der Nation durch Peter und Katharina, uns durch Bismarck, Österreich vielleicht unter einem glücklicheren Stern, Italien unter Cavour. Aber einstweilen fehlt der Bismarck Österreichs."

Die Existenz Österreichs oder wie man heute ja sagen muß, Österreich-Ungarns wird stets der Prüfstein für alle Theorien auf diesem Gebiete sein; schroff stehen sich da die Auffassungen gegenüber. Kirchhoff aber erklärt wohlgemut gerade die nationale Zerrissenheit Österreich-Ungarns als einen guten Beweis seiner Theorie. Auch hier wäre, sagt er, die Natur des Landes kein Hindernis für eine große nationale Entwicklung gewesen, abgesehen, wie er später hinzusetzt, von der „ungeographisch am grünen Tisch gemachten Zusammenschweißung von Ländern", d. i. der Angliederung Dalmatiens und Galiziens samt der Bukowina. Rußland war ethnisch noch buntscheckiger als Österreich, aber hier sorgte ein einheitlicher konsequenter Wille für die nationale Entwicklung. „Solange in Österreich-Ungarn als in einer deutschen Nation regiert wurde, solange die nichtdeutschen Völker sich dem durch eine viel ältere Kultur und nationale Großtaten in der Vergangenheit um Österreich hochverdienten Deutschtum unterordnen mußten, war Österreich-Ungarn eine geschlossene Nation, wenn auch von verschiedenen Nationalitäten bewohnt. Erst Taaffe hat der Gesamtmonarchie die leitende Idee genommen — es fehlt dem Österreich von heute der zwingende Wille, aus dem Gewirr der Nationalitäten sich zur Nation abzuklären."

Diese Sätze sind ja unzweifelhaft richtig, aber sie beweisen doch nur, daß die geographische oder anthropogeographische Betrachtung sehr häufig nur die eine Seite der Wirklichkeit sieht. Die geographische Gestaltung der Erdoberfläche bietet dem Völkerleben eine Menge von Möglichkeiten; aber welche davon zur Wirklichkeit werden, das ergibt sich erst aus zahllosen Wechselwirkungen aller beteiligten Kräfte. Nicht irgend welche natürlichen Grenzen haben das römische Reich geschaffen, sondern eine beispiellose Organisation militärischer und kultureller Kräfte. Dem Streben des Magyarentums, sich bis zu den natürlichen Grenzen seines Landes auszudehnen, steht viel weniger seine Minderzahl entgegen, als der Umstand, daß die Randgebiete Ungarns von Völkern bewohnt sind, die jenseits

nationalen Rückhalt besitzen, und daß die Magyaren trotz politischer Organisation nach Sprache und Geistesanlage stets Fremdlinge und Gäste inmitten des europäischen Völkerkreises der Deutschen, Slaven und Romanen bleiben müssen — ein tragisches Los, das ihnen nur Augenblickserfolge zumißt.

Auf die Frage „Was ist eine Nation?" gibt es überhaupt keine erschöpfende Antwort und es ist ein unfruchtbares Gedankenspiel, Unterschiede von Nation und Volk und Nationalität herausdifteln zu wollen. Gewiß ist es so, wie Menne nach Kirchhoff ausführt, daß das Wort Nation seine Bedeutung nach und nach verschoben hat, daß es heute gegenüber der Bezeichnung Volk anspruchsvoller klingt und deshalb da gebraucht wird, wo der Redner oder Schreiber die staatliche Ausgestaltung als geschlossene Einheit betonen will. Man wird heute nicht mehr von einer jüdischen Nation in Deutschland sprechen, trotz der unverändert gebliebenen Abstammung. Aber hat denn nicht schon das Mittelalter diese emphatische Anwendung gekannt im „Römischen Reich deutscher Nation"?! Was wird denn an der Wirklichkeit geändert, wenn man breitspurig auseinandersetzt, daß die Deutschen Österreich-Ungarns seit 1866 nicht mehr zur deutschen Nation zählen, sondern nur noch zum deutschen Volk? Oder fördert es, zu sagen, die im Deutschen Reich wohnenden Polen gehören zur deutschen Nation, wenn sie auch polnischer Nationalität sind? Menne wiederholt Renans Satz, alle modernen Staaten seien aus mehr oder minder großer Blutmischung entstanden. Frankreich weise hauptsächlich keltische, iberische und germanische Elemente auf, das Deutsche Reich germanische, keltische und slavische. Aber ist es denn nicht höchste Oberflächlichkeit, die Entstehung des französischen und des deutschen „Volkstums" — denn dieses Wort muß hier Platz finden! — so über einen Leisten zu schlagen? Die romanisierten Kelten und Iberier nahmen von ihren neuen Herren, den Franken, den Namen und gaben ihnen dafür ihre Sprache aus zweiter Hand, die Deutschen aber haben sich nicht gemengt, sondern sind aus räumlich getrennten Stämmen gleicher Abkunft, die allerdings ihrerseits mehr oder weniger Fremdredende sich einverleibt haben, allmählich in politischer Entwicklung zusammengewachsen und dann sind wieder die Niederländer, die Schweizer, die Österreicher hinausgewachsen — das sind doch grundverschiedene Werdegänge! Die Einheit aller deutschen Stämme wurzelt in der Abkunft und in der Sprache, die Einheitsform aber war nicht die geographische Begrenzung, sondern das Kaisertum des Mittelalters. Die politische Zusammenfassung der Landschaften Frankreichs aber gelang nur dem von Glück begünstigten dynastischen Willen von einer Hauptstadt aus, auf denselben Wegen, die das Haus Habsburg beschritten hat, nur ohne zu Ende zu kommen, so daß seine Staatsschöpfung unfertig blieb und heute der Rückbildung ver-

fallen ist. Nur in der Anlehnung an den inzwischen geeinten Kern des Deutschtums könnte der dynastische Staatsgedanke der Habsburger neue Kraft finden, auf sich allein gestellt ist er zu schwach, um sich durchzusetzen.

Dieses Verhältnis Österreichs zu Deutschland, begründet schon durch Rudolf von Habsburg, in völliger Klarheit aber doch erst seit der Abschüttelung der österreichischen Vorherrschaft in Deutschland hervorgetreten, entzieht sich keineswegs der anthropogeographischen Auffassung, denn es beruht schließlich darauf, daß die Donau dem deutschen Volk den Weg nach Osten weist, im Gegensatz zur südlich-nördlichen Richtung der anderen deutschen Ströme. Die geographische Bedingtheit der Mehrseitigkeit in der Entwicklung des deutschen Volkes kann in keiner Definition des Begriffes „Nation" Platz finden, weil sie ohne Analogie in der Geschichte dasteht.

Kirchhoffs Behauptung, das Merkmal der Zugehörigkeit zu einer Nation sei die Staatsbürgerschaft (S. 23) — die Polen innerhalb des Reiches sind deshalb tatsächlich Deutsche und deshalb offiziell zu germanisieren (24) — ist aber gar nicht so neu, wie er es hinstellt. Schon für das Staatsrecht des mittelalterlichen Ungarns war die ungarische Nation die Gesamtheit der politisch Vollberechtigten ohne Rücksicht auf Abkunft und Sprache. Was damals Jahrhunderte hindurch auf den Adel und die königlichen Freistädte beschränkt war, hat die moderne Entwicklung Ungarns auf weitere Kreise ausgedehnt, die Gesamtheit der für den Reichstag Wahlberechtigten gilt als die politisch einheitliche magyarische Nation. Die staatsrechtliche Ignorierung der nichtmagyarischen Stämme ist die Schwäche dieser Fiktion, da sie in Wirklichkeit trotz der Einführung der magyarischen Sprache als Staatssprache statt des internationalen Lateinisch fortbestehen. Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts müßte die Fiktion zersetzen. Die französische „Nation" im staatsrechtlichen demokratischen Sinne im Gegensatz zum Ständestaat des ancien régime hat erst die französische Revolution geschaffen; und danach hat man dann in der Rheinbund-Zeit von einer „bayrischen Nation" und später von einer belgischen Nation geredet. Daß aber wir Deutsche im Reich das Recht haben, uns schlechthin als die deutsche Nation zu bezeichnen, denn wir sind allezeit die vera Germania geblieben, das „reine Deutschland", wie die Zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts, das Reich, wie die deutschen Österreicher des 17. und 18. Jahrhunderts sagten, das bedeutet doch noch keinen Unterschied der deutschen „Nation" vom deutschen „Volk". A potiori fit denominatio.

Menne hätte übrigens gar nicht nötig gehabt, diese theoretischen Fragen zum Ausgangspunkt seiner Arbeit zu machen, denn niemand wird bestreiten, daß von den drei Staatswesen, die sich aus dem alten deutschen Reich heraus entwickelt haben, Österreich, Schweiz und Holland — ab-

gesehen also von Belgien, das die französische Staatssprache bei der Aufrichtung als eigenes Königreich doch nur aus der Vergangenheit wieder hervorgeholt hat, — daß Holland sich am weitesten von der ursprünglichen Gemeinschaft entfernt hat. Es gilt nur von ihm, was Menne theoretisch sagt, „jede echte Nation schafft sich auch eine individuelle Kultur, eine nationale Literatur und zur Ausbildung solcher Eigenart eine eigentümliche, keiner anderen Nation angehörige Sprache, die *nationale Schriftsprache*. Sobald eine Nation sich zu entwickeln beginnt und so bewußt von der Nachbarschaft sich abkehrt, entsproßt auch aus dem großen Sprachstamm ein neues Reis; der sich abgliedernde Sprachzweig erhält allmählich eine neue Eigenart in Wort- und Satzbildung, den nationalen Charakter; ein neuer Geist prägt sich darin aus, der Geist derer, die sich zur nationalen Einheit entwickelt haben."

Zu allen Zeiten haben sich Nationen, d. i. geschlossene Völker, neu gebildet; von den dazu nötigen Bedingungen muß man ausgehen, wenn man eine allgemein gültige Definition des Begriffes Nation aufstellen will. Als unerläßliche Bedingungen dürfen bezeichnet werden: der *Raum*, die *Geschichte*, die *Sprache* und das *Nationalgefühl*, das aber erst auf einer höheren Stufe der Entwicklung zur Einheit sich geltend machen kann. Das Moment der Abkunft ist nur ein Teil der Sprache, denn bei einer Zusammenschmelzung aus ursprünglich verschiedenen völkischen Elementen muß doch eines derselben seine Sprache auf die andere übertragen; bei einer Verbindung verwandter Stämme zu einem einheitlichen Volk aber ist die Ähnlichkeit der Sprachen die Grundlage der fortschreitenden Einheit. Es ist oberflächlich, wenn Renan sagt, die Sprache lade zur [politischen!] Vereinigung ein, aber sie zwinge nicht dazu. Und seine Beispiele, England und die Vereinigten Staaten, Spanien und das spanische Südamerika, die bei gleicher Sprache doch je zwei Nationen seien, oder gar die Schweiz, wo drei oder vier Sprachen bestehen, treffen nicht den Kern der Frage. England und seine Kolonien in Nordamerika, Spanien und seine ehemaligen Besitzungen in Süd- und Mittelamerika waren ja auch politisch eins, bis der *Raum* und die Geschichte sie politisch trennten. Das Band der Sprache aber dauert ebenso fort wie im Verhältnis Österreichs und der Schweiz zum Deutschen Reich. Eine Schweizer Nation ist Unsinn, es gibt nur eine Eidgenossenschaft, deren frühere untertänige Gebiete zu selbständigen Gliedern erhoben worden sind. Sie beweist nur, daß das Staatsbewußtsein auch verschieden redende Gebiete beisammenhalten kann, sofern die Rechte der einzelnen Sprachen gewahrt werden, daß also das Staatsbewußtsein einen andern Inhalt haben kann als das Nationalgefühl. Die Anwendung auf die nationalen Kämpfe in Österreich-Ungarn liegt nahe genug. Wenn die romanischen Graubündner sich in ihren Ansprüchen nicht nach den tatsächlichen Verhältnissen richten,

sondern etwa nach Romanisierung ihrer Nachbarn, nach einer eigenen Universität usw. streben wollten, käme es auch in der Schweiz zu erbitterten nationalen Kämpfen.

Der Raum als eine der Bedingungen für die Bildung einer Nation ist nicht dasselbe, wie die sog. natürlichen Grenzen. Polen hat niemals natürliche Grenzen gehabt, betont mit Recht Kirchhoff, aber das Königreich Polen war trotzdem kein Zufallsgebiet, wie er sagt, denn die Polen waren eine Nation, ihr Königreich ist nicht aus Mangel an Grenzen zugrunde gegangen und auch nicht „kurzlebig" gewesen. Wer kann behaupten, daß die Wiederaufrichtung eines polnischen Staates unmöglich sei, wo doch das heutige Galizien schon ein Ansatz dazu ist? Menne ist eifrig bemüht, die Grenzen des Königreichs der Niederlande als natürliche sogar gegenüber Belgien zu erweisen, als durchaus „einheitliche geographische Individualität" darzustellen. Wem das Vergnügen macht, dem sei es unbenommen. Aber jedenfalls kann dabei nur von einer geographischen Möglichkeit für die Entwicklung eines geschlossenen Volkstums die Rede sein. Daß natürliche Grenzen nicht das Bestimmende für das Entstehen von Nationen sind, dafür ist Siebenbürgen der beste Beweis. Man müßte denn den Siebenbürger Sachsen den Anspruch vindizieren, die eigentlich Siebenbürgische Nation zu sein.

Sicher ist nur, daß das holländische Volk das, was es geworden ist, nur auf dem Gebiet werden konnte, das es bewohnt und gutenteils geschaffen hat und daß dieser Raum gerade noch groß genug ist, um einen lebensfähigen Staat zu schaffen. Aber daß er entstanden ist, das ist nicht die Wirkung des Bodens, sondern eine rein geschichtlich zu verstehende Entwicklung. In den langen Jahrhunderten der Merowinger, der Karolinger und der sächsischen Kaiser hat das Mündungsland des Rheines und der Schelde als ein Stück altfränkischen Stammeslandes die Geschicke des Ganzen geteilt, seine Selbständigkeit war nicht größer noch kleiner, als die irgend eines anderen Teiles. Erst unter den Hohenstaufen, als die deutschen Kaiser ihre Aufmerksamkeit vom Norden abwandten, um Italien festzuhalten, lockerte sich der Verband der niederfränkischen Gebiete und der benachbarten friesischen und sächsischen Gaue mit den Reichsinteressen. Doch konnte nach dem Untergang des Staufers Friedrich II. im fernen Italien ein Graf von Holland die freilich schon machtlose Krone des Deutschen Reichs aufsetzen.

Im Kampfe gegen die Friesen verlor er sein Leben; von einer Zusammengehörigkeit der Gaue rings um die Zuydersee bestand da noch keine Ahnung. Der Rest der Reichsgewalt blieb in der Folgezeit nur auf Süddeutschland beschränkt; und doch konnte Ludwig der Bayer seinem Hause das ferne Holland erwerben. Der Habsburger Max, der letzte Ritter, jagte den Franzosen die reiche Erbschaft der burgundischen Linie der

Valois ab und führte die gesamten Niederlande wieder zum Reiche zurück. So stark auch die niederdeutsche Eigenart sich schon ausgeprägt hatte, eine feste politische Einheit aller festländischen deutschen Stämme, weit hinausragend über die bloß dynastische Verknüpfung der 14 Provinzen mit dem Südosten Deutschlands, stand damals im Bereich der Möglichkeit, als leider noch einmal, wie unter den Hohenstaufen, das kaiserliche Haus die nationalen Gesichtspunkte einer Heiratspolitik opferte. Die Niederlande sind aufs neue dadurch dem Reiche verloren gegangen, daß Maximilians Sohn Philipp, den die Niederländer als ihren Landesfürsten zu betrachten schon gelernt hatten, durch die unselige Heirat mit der Erbin Spaniens, der wahnsinnigen Johanna von Kastilien, und durch frühen Tod das Geschick wendete. Karl V. verfügte über die Niederlande als sein Hausgut, — auch die Niederländer betrachteten ihn als ihren Landsmann, sprach er doch ihre Sprache, aber nie hochdeutsch! — aber wie hätte Philipp II., der finster zelotische Spanier, mit den biederen Niederdeutschen geistige Berührung finden sollen? Der Befreiungskampf von der Tyrannei des spanischen Habsburgers hat die Holländer zu einem selbständigen Staat und zu einem eigenen Volke heranwachsen lassen. Denn das Deutsche Reich, als dessen Glied sie sich fühlten, hat sie schnöd im Stiche gelassen, trotz aller Hilferufe. Wohl hat das holländische Volk dankbar das Andenken an den deutschen Fürsten festgehalten, der als Vorkämpfer seiner Selbstbestimmung einem feigen Meuchelmord erlag; noch heute erklingt das alte Schlachtlied:

Wilhelmus von Nassouwe
Ben ick von duytschem Bluud —
Den Vaderland getrouwe
Bleyw ick tot in den Duudt!

Man hat sich daran gewöhnt, von dem Hause Oranien zu reden, so daß sich im allgemeinen die Vorstellung bilden konnte, daß Hollands Königshaus ein besonderes Geschlecht wäre. Das Fürstentum Orange in Südfrankreich war aber erst 1544 an Wilhelm den Schweiger gekommen; es fiel mit dem Aussterben seiner Nachkommen, in der Person Wilhelms III., Erbstatthalters in den Niederlanden und Königs von England, an das Haus Hohenzollern. Die Erbstatthalterschaft aber ging an die Linie Nassau-Diez über, die von dem jüngsten Bruder Wilhelms des Schweigers abstammte und mit dem König Wilhelm III. 1890 im Mannesstamm ausgestorben ist. Das oranische Haus ist also von Anfang bis zu Ende ein rein deutsches Fürstengeschlecht gewesen; die Linie Nassau-Diez hat ihre deutschen Stammlande bis 1806 behalten und sie nur dadurch verloren, daß Wilhelm VI. sich weigerte, dem Rheinbund beizutreten. Nach dem Sturz Napoleons erhielt er zur Entschädigung das neue „Großherzogtum“, sonst Grafschaft Lützelburg in Personalunion

mit Holland. Sie löste sich mit dem Tode Wilhelms III., weil dieser für Holland die weibliche Erbfolge eingeführt hatte und Lützelburg, meist, aber recht unnötig Luxemburg geheißen, kam an den letzten Herzog von Nassau, einen Sprossen der seit 1254 bestehenden Walramischen Linie des Hauses Nassau. Daß das Haus Nassau in den Niederlanden Oranien genannt wurde, ist auch nur ein Ausfluß der neuen staatsrechtlichen Selbständigkeit der „Generalstaaten"; die Erbstatthalter selbst hielten die Erinnerung an die Zugehörigkeit zum Reiche fest. Erst 1548 war der burgundische Kreis durch ein förmliches Reichsgesetz dem Reiche angegliedert worden. Die 14 niederländischen Provinzen übernahmen die Verpflichtung zur Abführung der vom deutschen Reichstag bewilligten Steuern; an Geld und Truppen sollten sie das doppelte, bei einem Reichskrieg gegen die Türken das dreifache des Anschlags für einen Kurfürsten leisten. Das Reich übernahm die Verpflichtung, die Lande und ihren Regenten zu beschützen und dem Haupt derselben Sitz und Stimme am Reichstag, an den Deputationstagen und in den Kreisversammlungen zu gewähren. Die Bemühungen der nassauischen Brüder während des Freiheitskampfes, das Reich zum Einschreiten zu bewegen, blieben freilich erfolglos. Das Gefühl engerer Zusammengehörigkeit der Niederländer und der anderen Niederdeutschen aber überdauerte die tatsächlich eingetretene politische Trennung. Als zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Hansa Befürchtungen über ihre Zukunft aufstiegen, tauchte der Vorschlag auf, sich enger an die holländischen Generalstaaten anzuschließen, um so einen Protektor zu finden. Schon 1606 machte ein kaiserliches Schreiben den hansischen Städten den Vorwurf der Konspiration. Im Jahre 1611 erschien auf zwei herrlichen Orlogschiffen eine Gesandtschaft der Generalstaaten vor Lübeck, um im Geheimen ein Bündnis anzutragen. 1612 führte der Generalsyndikus der Hansa zusammen mit einem Bürgermeister von Lübeck im Haag die Unterhandlungen weiter, verlangte aber statt voller Gegenseitigkeit den Verzicht der Generalstaaten auf hansischen Beistand bei einem Wiederausbruch des Krieges mit Spanien. Selbst darauf gingen die Generalstaaten ein. Kaiser Matthias aber forderte 1612 den Abbruch der Verhandlungen. Trotzdem schloß Lübeck für sich das Bündnis ab, wobei wechselseitige Hilfe nur für den Fall eines gewaltsamen Angriffs und einer Störung des Handels bedungen ward. Der Bund erweiterte sich 1614 durch den Beitritt des Schwedenkönigs Gustav Adolf, 1615 durch den der 10 Städte Bremen, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Anklam, Braunschweig, Lüneburg und Magdeburg. Es blieb aber alles nur auf dem Papier; der Hansentag von 1620 scheute vor so kühnen Anläufen zurück; 1622 lehnte Lübeck die Forderung der Generalstaaten um Hilfe gegen Spanien in mattherzigen Antworten ausweichend ab, die der holländische

Gesandte empört drohte in Stücke zu zerreißen. Was Wunder, daß die Generalstaaten, nachdem sie sich der erneuten spanischen Angriffe aus eigener Kraft erwehrt hatten, im Frieden von Osnabrück und Münster auf die Anerkennung ihrer vollen Unabhängigkeit von dem Reich wie von Spanien Gewicht legten. Philipp IV. von Spanien sprach diese Anerkennung aus und übernahm es, die des Deutschen Reiches zu erwirken — welche aber, so schreibt der alte Büsching noch 1773, bis diese Stunde nicht, sondern nur von dem Kaiser allein erfolgt ist, doch ist das Deutsche Reich mit dieser Republik als mit einem unabhängigen Staat umgegangen. In der Rumpelkammer des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation war Platz genug für vermoderte staatsrechtliche Erinnerungen; in der Ordnung oder richtiger Unordnung seiner Wirklichkeit hat das eigenartige Neugebilde der Generalstaaten mit ihrer weit ausgreifenden kolonialen Entwicklung selbst bei gutem Willen der Holländer keinen Rückhalt gehabt. Welch gewaltige Perspektiven in der traurigen deutschen Geschichte verpaßt worden sind, das wußte schon Justus Möser im 18. Jahrhundert — wäre es so gegangen, wie es hätte gehen können, so müßten, meint er, statt englischer Kaufleute hamburgische und lübische Bürgermeister am Ganges schalten.

Es war eine selbstverständliche Folge der geschichtlichen Entscheidungen und politischen Stimmungen, daß die Niederlande auch in der sprachlichen Entwicklung ihre eigenen Bahnen einschlugen. Freiwillig, mit vollem Bewußtsein der Tragweite haben sich die Holländer seit dem 17. Jahrhundert aus dem früheren Zusammenhang mit Deutschland in Sprache und Kultur ausgeschaltet. Damals hat Hermann Spiegel seine Landsleute aufgerufen, ihre Sprache selbständig auszubilden, um in der Literatur wie im Staatsleben ein niederländisches Sonderdasein zu führen. Freilich hatten die niederländischen Mundarten schon lange vor der staatlichen Absonderung starke Ansätze zu literarischer Verwendung getrieben, und man behauptet sogar, daß der Unterschied des Mittelniederländischen vom Mittelhochdeutschen größer sei als der zwischen dem Neuhochdeutschen und dem gegenwärtigen Holländischen. Die mundartlichen Verschiedenheiten lassen sich noch viel weiter zurückverfolgen; als die zweite Lautverschiebung von den südlichsten Gruppen der deutschen Stämme nach Norden vordrang, bestanden schon mancherlei mundartliche Verschiedenheiten, die in der neuen Sonderung ober- und niederdeutscher Sprache doch nur für unsere rückschauende Würdigung leichter wiegen, auch deshalb, weil ihnen die Schreibung kaum ganz gerecht werden kann. Geschrieben sehen sich Mundarten und überhaupt verwandte Sprachen ähnlicher als sie dem Ohr klingen. Die Behauptung, daß die Abschwächung der früher stärkeren Unterschiede des Niederländischen von den hochdeutschen Mundarten während der noch erkennbaren Übergangszeit vom Mittelniederländischen

zum Neuholländischen mit Einfluß des bayrischen Fürstenhauses zu erklären sei, hat manche Analogie in der Sprachgeschichte für sich. Auf dem Gebiet der späteren Generalstaaten traten niederfränkische, friesische und sächsische Bevölkerung zusammen; für die sprachliche Gestaltung des Holländischen ist der politische Akt der Utrechter Union von 1579 von unbestreitbarer Bedeutung geworden. Die Vertreter der sieben nördlichen Provinzen, die 1579 ihren engeren Bund schlossen, machten es den südlichen Provinzen zum Vorwurf, daß sie unter dem Einfluß der Wallonen das Französische als Geschäftssprache der Generalstaaten durchgesetzt hatten und erklärten, die Provinzen, die durch Gleichheit der Sprache und der Rechte auf einander angewiesen seien, in dem engeren Bunde vereinigen zu wollen. Dadurch kam es zu der Beimischung sächsischer und friesischer Einflüsse auf das Niederfränkische, das so zur neuen holländischen Amts- und Verkehrssprache wurde und sich vom Vlämischen stärker sonderte als früher.

Daß aus der niederländischen Mundart im Mündungsgebiet des Rheines eine holländische Schriftsprache hervorgegangen ist, das zu bedauern haben wir hochdeutsch schreibenden Deutschen im Reich, in Österreich und der Schweiz keinen Grund. Es ist allerdings zunächst die Folge der staatlichen Unabhängigkeit Hollands gewesen; aber ohne diese wäre wohl auch die niederfränkische Mundart als Literatur- und Büchersprache verwendet worden, so gut als das Niederdeutsche im engeren Sinn, das Plattdeutsche. Man kann mit einiger Sicherheit nur so viel sagen, daß der Geltungsbereich der holländischen Schriftsprache bei Fortdauer des staatlichen Zusammenhangs mit dem Deutschen Reiche — räumlich und nach Gebieten des geistigen Lebens — enger geblieben wäre, und daß sie vielleicht dem Hochdeutschen gegenüber allmählich in ähnlicher Weise zurückgetreten wäre, wie die plattdeutsche Schriftsprache seit dem Mittelalter und neuerdings die plattdeutschen Mundarten in der Literatur und im öffentlichen Leben dem Hochdeutschen Raum geben.

Der heutige Holländer hört es ungern, wenn der Deutsche das Holländische als deutsche Mundart bezeichnet, für ihn sind Hochdeutsch und Holländisch Schwestersprachen. Er hat damit nicht ganz Unrecht — aber man darf doch einen wesentlichen Einwand gegen die Gleichwertung nicht außer Acht lassen. Das Hochdeutsche ist wohl ursprünglich oberdeutsch gewesen, aber es hat sich über seine mundartliche Grundlage erhoben und ist durch die Aufnahme zahlreicher Wörter aus den verschiedensten Mundarten, auch der niederdeutschen (Ebbe, Flut usw.) eine höhere Einheitssprache für süddeutsche, mitteldeutsche und niederdeutsche Stämme geworden. Dagegen ist denn doch auch noch die heutige holländische Schriftsprache geschriebene Mundart geblieben, trotz ihrer vielen französischen

Fremdwörter, geschieden vom Friesischen und auch vom Vlämischen, die ja ebenfalls geschrieben werden. Ist doch die Einführung der holländischen Staatssprache in den südlichen Provinzen nach deren Vereinigung mit den nördlichen (durch den Wiener Kongreß von 1815) dort als Druck empfunden worden und hat wesentlich mitgewirkt zu ihrer Wiederlosreißung und der Aufrichtung eines Königreichs Belgien. Später haben die Vlamen das freilich bedauert und man hat eine Einigung des Vlämischen und Holländischen durch einheitliche Schreibung bei verschiedener Aussprache anzubahnen gesucht mit der weiteren Rücksicht auf das Plattdeutsche — eine gemeinsame niederdeutsche Schriftsprache, wenigstens für das Auge.

Nachdrücklich aber muß gegenüber der in Deutschland weitverbreiteten Meinung von einer Inferiorität des Holländischen hervorgehoben werden, daß dieses eine wohlausgebildete reiche Schriftsprache ist, deren Verständnis besonders dem Oberdeutschen bei aller Verwandtschaft sich nicht ohne einiges Studium der Grammatik und noch mehr des Wortschatzes erschließt. Im alltäglichen Leben hört er wohl ganze Sätze, die er ohne weiteres versteht; aber die Ausdrücke für die höheren Gebiete des materiellen und des geistigen Lebens sind so eigenartige Neubildungen oder bei Anklängen an hochdeutsche Wörter in der Bedeutung so vielfach abweichend, daß der hochdeutsch sprechende sie ebenso genau dem Gedächtnis einzuprägen hat, wie in einer ganz fremden Sprache. Das Vaterunser oder die Parabel vom verlorenen Sohn holländisch zu lesen und zu verstehen, ist freilich kein Kunststück; aber man versuche doch nun auf Grund solcher Studien mit einem Holländer ein Gespräch zu führen! Von den Eigentümlichkeiten der holländischen Sprachentwicklung sei nur eine genannt, an die sich der Hochdeutsche ebenso schwer gewöhnt, als der Holländer an die deutsche Anrede mit Sie, statt deren er bei oberflächlicher Kenntnis zum anfänglichen Befremden des Angesprochenen immer in das Du verfällt: es ist der völlige Ausfall des Du im Holländischen, das durch Ihr, gy oder in höflicher Rede durch U, eigentlich Uw Edele, Euer Edeln ersetzt ist. Andrerseits hat das Holländische, wie das Englische, viel altgermanisches Sprachgut treuer bewahrt als das Hochdeutsche. De taal is gansch het volk sagen der Holländer und der Vlame, und in diesem Sinne müssen wir, trotz aller Gemeinsamkeit der Geschichte bis zum 16. und 17. Jahrhundert, trotz der verhältnismäßig jungen Loslösung der Holländer aus dem Reichsverband, ihren Anspruch, ein Volk für sich zu sein, rückhaltlos als berechtigt anerkennen.

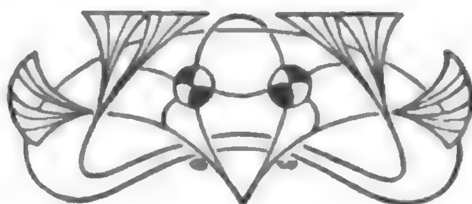
Und wie in ihrer Sprache und Literatur, sind die Holländer auch in der Kunst ihre eigenen Wege gegangen. Mit Recht behandelt auch Menne dieses Gebiet der Kulturentwicklung, das den Anspruch der Holländer auf nationale Selbständigkeit triftig unterstützt. Vor einigen

Jahren hat das heute schon wieder vergessene Buch „Rembrandt als Erzieher" darauf hingewiesen, wie die holländische Malerei so durch und durch volkstümlich gewesen ist — darin ein Vorbild für unsere nationale Wiedergeburt, die wir seit Herder uns wünschen. Man spricht heute soviel von Heimatkunst, die holländischen Maler und Schriftsteller haben weniger davon geredet und mehr davon geschaffen. Freilich darf man auch hier wieder, wie oben bei der Sprache betont wurde, nicht übersehen, daß die deutsche Entwicklung sich eben nicht im Partikularismus erschöpfen kann, sondern die Fülle des partikularen Lebens zusammenfassen muß.

Ist es noch nötig, an das stolze Nationalgefühl zu erinnern, das die Holländer aus der Eigenart ihrer nationalen Entwicklung in Staat und Sprache, in Kunst und Kultur, aus ihrem Aufstieg zur Welt- und Kolonialmacht gesogen haben? Mit dem Reichtum der Holländer wuchs das Bewußtsein der Überlegenheit, man gewöhnte sich, mit Geringschätzung auf den Deutschen herunterzublicken, auf den „Muffer", der froh sein durfte mit den Brosamen, die ihm von der reichen Tafel des holländischen Welthandels zuteil wurden. Dafür mag Treitschke Zeuge sein. „Auch die populäre Kunst diente dem Ruhm des Landes. Auf zahlreichen wohlfeilen Stichen und Holzschnitten waren die Schlachten, die Friedensschlüsse der Republik verherrlicht, oder Neptun dargestellt, wie er der Republik, der ostindischen Kompagnie und anderen der qualifizierten Allegorie dringend verdächtigen wohlbeleibten Frauengestalten seinen Dreizack überreicht. Der Niederländer sah sich nicht satt daran; er hegte alle großen Erinnerungen seines Volkes und mehrte sie durch eitle Fabeln; sein Lorenz Coster mußte durchaus die Buchdruckerkunst erfunden, sein Grotius das Vorbild geschaffen haben für Miltons Verlornes Paradies! Mit einem Übermute, der sich allein durch das holländische Wort „Broodddronkenheit" getreulich schildern läßt, blickte er hernieder auf die armen Schlucker draußen, und unstreitig bildete der schroffe Nationalstolz eine feste Klammer für die Union — wie das republikanische Selbstgefühl der Schweizer für die Eidgenossenschaft. Ganz unbekümmert um das Urteil der Welt lebte das kleine Volk dahin — ganz „unantunlich" — auch hier gibt die holländische Sprache allein wie in unbewußter Selbsterkenntnis das rechte Wort: — sein ungeheurer Dünkel fand nirgends seinesgleichen denn allein in Spanien".

Die politischen Verhältnisse haben sich gewaltig geändert, seit dieses stolze Nationalgefühl der Holländer gutenteils berechtigt war. Es vermochte weder den Einmarsch der Heere Ludwigs XIV., noch die Verschlingung durch die französische Revolution und Napoleons Kaisertum zu verhindern. Beide Male hat nicht eigene Kraft noch das Bewußtsein selbständigen Volkstums, sondern eine europäische Koalition die Souveränetät

Hollands wieder hergestellt. Am allerleichtesten wog die „geographische Individualität“. Es ist einfach falsch, wenn Menne schreibt: der Boden von Niederland sei zweifellos ein viel mächtigerer Faktor in der Ausbildung der niederländischen Nation gewesen als die politische Geschichte. In unleugbarem Widerspruch dazu findet sich denn auch später der Satz: „Möglich genug, daß ohne die rein dynastische Verbindung von Deutschland, Österreich und Spanien Niederland kein unabhängiger Nationalstaat geworden und vermutlich ein Teil des alten Reiches geblieben wäre, vielleicht auch heute ein Glied des neuen Deutschen Reiches, sei es ein deutscher Bundesstaat oder eine preußische Provinz sein würde“. Der Sinn ist klar, trotz der schlechten Fassung, und wird noch klarer durch ein Zitat aus Oskar Peschel; es handelt sich für die anthropogeographische Würdigung einfach um ein Operieren mit der logischen Unterscheidung actu und potentia. Menne hat es nur unterlassen, seinen Gedankengang abzuschließen, etwa so: In der heutigen Eigenart der Holländer prägt sich die Einwirkung der geographischen und physikalischen Verhältnisse ihres Bodens aus, zu einer politisch abgeschlossenen Nation aber konnten sie sich nur entwickeln, weil die Geschichte ihnen die Möglichkeit der Selbstbestimmung gewährt hat und noch gewährt.



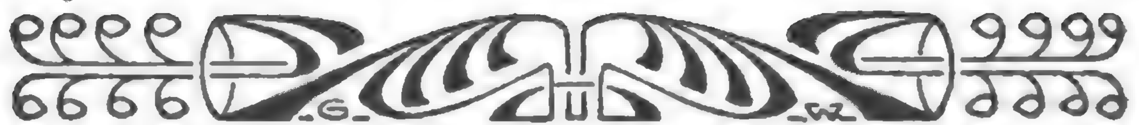
Heidelager.

Fichtenstämme — Heidekraut —
Und ein letzter lichter Tag —
Und kein Schritt, kein leiser Laut —
Nur das Herz hat noch den alten Schlag.

Duft auf weichen Schwingen
Schwebt heran —
Und du hältst den Atem an,
Lauschst, als müßt' es irgendwo nun klingen . . .

Horch, da läutet's . . . Sind es Glocken,
Die uns beide
Heimwärts locken?
Oder läutet rings die Heide?

Br. Baumgarten.



Frau Aja.

Von

Alfred Biese.

Die Briefe der Frau Rat Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Erster und zweiter Band, Leipzig, Karl Ernst Poeschel, XXI u. 290 S. u. 280 S. 1904.

In Goethe hielten sich Lebensphilosophie und Dichtertalent die Wagé; das verdankte er der Mutter mit ihrer „Frohnatur und Lust zu fabulieren". Frau Aja selbst war freilich, trotz alles Mutterstolzes, zu bescheiden, sich ein Verdienst anzumaßen, und bekannte in einem Briefe ihrem Sohn: „Ich weiß gar wohl wem das Lob und der Dank gebühret da alles schon im Keim in dich gelegt wurde dazu habe ich warlich nichts getan." Goethe selbst hütete die Liebe und Verehrung zu seiner Mutter wie ein keusches, unaussprechliches Geheimnis, aber in seinen Dichtungen spüren wir doch einen Hauch ihres Geistes, besonders im „Götz" und in „Hermann und Dorothea". Und wer ihre Briefe liest, z. B. nur den Bericht über den Tod der Klettenbergerin, der muß die Fähigkeit zu veranschaulichen, den Blick für das Gegenständliche ebenso bewundern, wie ihr warmes, mitfühlendes Herz. So sagt sie selbst: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat ist eine lebendige Darstellung aller Dinge die in mein Wissen einschlagen, großes und kleines Wahrheit und Mährgen usw. so wie ich in einen Circul komme wird alles heiter und froh weil ich erzähle."

Ihre köstlichen Briefe, die bis dahin mannigfach zerstreut waren, liegen jetzt, 407 an der Zahl, von Köster gesammelt, in musterhafter Ordnung, in wundervollem Druck und in ihrer für die jeweilige Stimmung höchst charakteristischen, meist sehr sorglosen Orthographie vor. Der Kulturhistoriker hat seine Freude daran, weil er in die Seele einer Frau des 18. Jahrhunderts wie in ein offenes Buch hineinblickt, der Literarhistoriker, weil er die Wurzeln bloßgedeckt sieht, aus denen der größte deutsche Dichter erwachsen ist, und weil die mannigfachsten Beziehungen zu Männern der Literatur und des Theaters berührt werden. Doch vor allem wird der echte, rechte Menschenfreund Genuß finden, wenn er sich in diese Herzensoffenbarungen versenkt, in diesen klaren Quell eines rein- und frohgestimmten Gemütes. Denn eine gütige Fee hatte der Elisabetha das Talent zum Glück in die Wiege gelegt, jenen Optimismus des Herzens, jene Kraft der Seele, alles Schwere mit naiver Gläubigkeit zu tragen und alles Verdrießliche mit Humor zu umgolden. Dieser Sonnenschein eines gott- und weltieligen Innern strahlt uns aus ihren Briefen entgegen. — Nicht nur auf Rosen war sie in ihrem Leben gebettet; es fehlte auch an Dornen nicht, sie schreibt sogar: „Das Schicksal hat von je her vor gut gefunden mich in etwas kurtz und die Flügel unter der Scheere zu halten, mag auch bey dem allen, so gar unrecht nicht haben." Ihr Eheherr war nicht sonderlich bequem in seiner steifen Pedanterie.

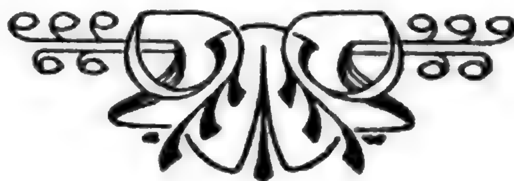
und nun gar, als die Jahre kamen, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht; da hören wir den Stoßseufzer: „Der Vater ist ein armer Mann Cörpperliche Kräffte noch so zimmlich — aber am Geiste sehr schwach — wan Ihn die langeweile plagt — dann ists gar Fatal.“ — Auch der Krieg brachte Unruhen und Wirren im Hause, doch das machte der tapferen Frau wenig „Schruppel“, höchstens, daß die Soldaten ihr Haus „zum Erbarmen schmirig“ machen. Sie schreibt: „Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, — ist Alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

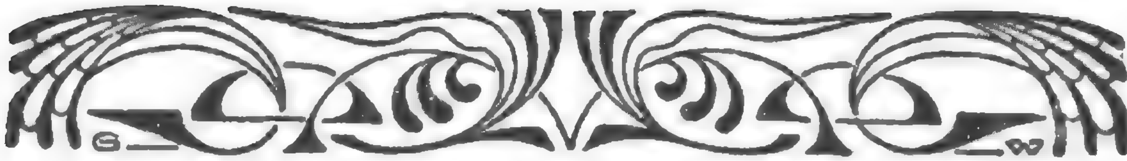
Die Losung in ihren Briefen ist: „gesund, vergnügt, lustig und fröhlich“; sie „will keine Heldin sein“, sondern hält „das Leben vor gar eine hübsche sache“; das Wort im „Götz“: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden“ ist ganz nach ihrem Herzen. So lebt sie „vergnügt wie eine Göttin“ und „bewundert nichts mehr als das gute Bestandhalten der Gesundheit, die muß von Stahl und Eisen sein“; ihr aber wohl zu liebe führt sie die „große Resingnation keinen Taback mehr zu schnupfen“ aus (1804, 73jährig). Sie weiß, daß „Gedult“ ein gut Ding im Alter ist: „Es hat sich in meinem Leben schon so manches wunderbahre zu getragen, das am Ende immer gut war, daß ich gewiß hoffe, mann spielt jetzt am 4. Akt, der 5. ist nahe, es entwickelt sich und geht alles brav und gut.“ Daß sie „alles was wahr gut und brav ist mehr als vielleicht tausend andere“ fühlt, empfindet sie als höchstes Glück: „Gott hat mir die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß Sie nach Hertzenslust hat wachsen und gedeihen, Ihre Äste weit ausbreiten können“. „Nun eben dieses unverfälschte und starke Nathur gefühl bewahrt meine Seele (Gott sey ewig Dank) vor Rost und Fäulniß.“ Sie erfreut sich an Gottes „freyer Welt“, an dem „Balsam der Blüthen, Blumen und Kräuter“; nur bangt ihr vor dem Verrosten, „wenn mann genothigt ist mit lauter schlechten Leuten umzugehen“; da kann denn auch ihr „rosenfarber Houmor etwas floh-farb werden“. Sie besitzt vortreffliche Menschenkenntnis; sie weiß, wie viele „Fratzen und Affengesichter“ herumlaufen. Ihre Freunde, „Söhne und Töchter“, weiß sie jeden nach seiner Art zu nehmen; und deren hat sie, die den Namen von der Mutter der Heymonskinder trägt, eine ganze Reihe: die Grafen Stolberg, Wieland, Knebel, v. Kalb, Demoiselle Fahlmer, Delph usw.; einen frommen Ton schlägt sie dem guten Lavater gegenüber an, einen devot-herzlichen der Herzogin Amalie, dem „Abglantz der Gottheit“, gegenüber; wie versteht sie ihren „Häschelhanß“, wenn er nach Rom entflieht, oder in seinen Werken, wie duldsam ist sie gegen seinen „Bettschatz“, der allmählich zur Freundin und Tochter avanziert; wie weiß sie den kindlichen Ton zu treffen, wenn sie an Fritz v. Stein und „Augst“ schreibt. Und wie prächtig sind die Knittelverse, die sie an Louise von Göchhausen richtet! — Eine ganz besondere Schwäche hat sie für das Theater und seine Leute wie Großmann und Unzelmann; die Briefe an diesen verraten sogar einen gewissen Grad von Leidenschaftlichkeit, war doch dieser begabte Schauspieler unablässig in Kabalen verwickelt und so eine stete Sorge für die teilnehmende Freundin. Ein Brief ist sogar mit dem Motto versehen „krank an Leib und Seele“ und verrät die innere Aufregung: „Ich soll mich nicht beunruhigen — nicht ängstigen — soll auf die Zukunft bauen! Ich! die so klahr und deutlich sieht, daß alles darauf angelegt ist, Sie auf ewig von uns zu entfernen

— so offte mir eine Zeitung zu Gesichte kommt zittern mir alle Glieder Ihren Namen auf eine schimpfliche Weiße drinnen zu finden. Wären sie hie so wüßte ich wohl, daß ein klein Bouteilligen Tyrannen Blut würde genoßen werden Aber die Zeiten sind vorbey! Diese berühmte Wohnstube hat Ihnen doch manchen gram von der Stirn gewischt — es war so ein Asilum wenn die Winde tobten und der Donner in den Lüften rollte." Und ein andermal: „Das Schicksahl ist nicht immer so gut gelaunt, daß wenn eine Thür sich schließt, es gleich wieder eine aufthut — mein Trost wird dann doch immer seyn — daß ich doch den Grundstein gelegt habe — worauf nun andere, größre und geschicktere Baumeister fortbauen mögen — diese kleine Eitelkeit werden Sie mir nicht übel nehmen — denn sie macht mich glücklich." — Daß die warmfühlende Frau auch eine offene Hand hatte, beweisen diese Briefe an die Schauspieler besonders, aber was wandert nicht alles auch nach Weimar zu dem geliebten Sohn und zu den Enkelkindern an nützlichen Gegenständen oder an Kastanien, Wein, „Spaawasser" und vor allem an klingenden Summen! —

So sind die Briefe Momentbilder voll warmen Lebens der Anschauung und Empfindung, und man möchte sie auch trotz der krausen Schreibung nicht anders wünschen; diese gehört zu der ganzen Persönlichkeit: dies Übersprudelnde, das sich in den überstürzenden Buchstaben abspiegelt, und diese wundervollen Schreibgebilde wie Catesichmus, gelickerre, Phisioknomick ohne kupper, Houmor, Mephistoviles, Wielands Kinder Fabrick u. dgl. m. Sie sagt selbst scherzend: „Der Fehler lage am Schulmeister." — Frau Aja hat überhaupt Humor genug, sich selbst zu belächeln, so, wenn sie als Goethe-Mutter große Figur machen und vor fürstlichen Herrschaften oder gar Majestäten erscheinen muß; da weiß sie sich zu geben, „als ob der größte Hof ihre Säugamme gewesen". Ihre urgesunde Natürlichkeit, die keine „Grimassen und Fratzen" kennt, mußte ihr bei hoch und niedrig, bei groß und klein die Herzen gewinnen. Und so danken wir es ihr auch heute noch, daß trotz ihres Bekenntnisses — „aber Schreiben! so Tintenscheu ist nicht leicht jemand" — so zahlreiche Briefe vorliegen; auch die letzten atmen dieselbe Frische und Unmittelbarkeit; noch am 1. Juli 1808 schreibt die Unverwüstliche ihrer Tochter Christiane: „Denke Sie! das ist heute der dritte Brief, den ich schreibe."

Am 13. September schloß sie die klaren braunen Augen, die so glücklich in die schöne Welt hinausgeschaut hatten. Daß diese Vollnatur auch heute noch „ein Segen" für viele deutsche Häuser sei, darum hat sich der treffliche Herausgeber ihrer Briefe gemüht; dafür sei ihm warmer Dank; möchten recht viele es nachempfinden, daß, wo man die Briefe der Frau Rat aufschlägt, überall eine beglückende Wirkung ausgeht von dieser Spiegelung einer reinen und starken Persönlichkeit, die eben das seltene Talent zum Glück in ihrer gottgläubigen und weltfröhlichen Seele trug.





Die transozeanische Segelschiffahrt der Gegenwart.

Von

Gerhard Schott.

(Fortsetzung.)

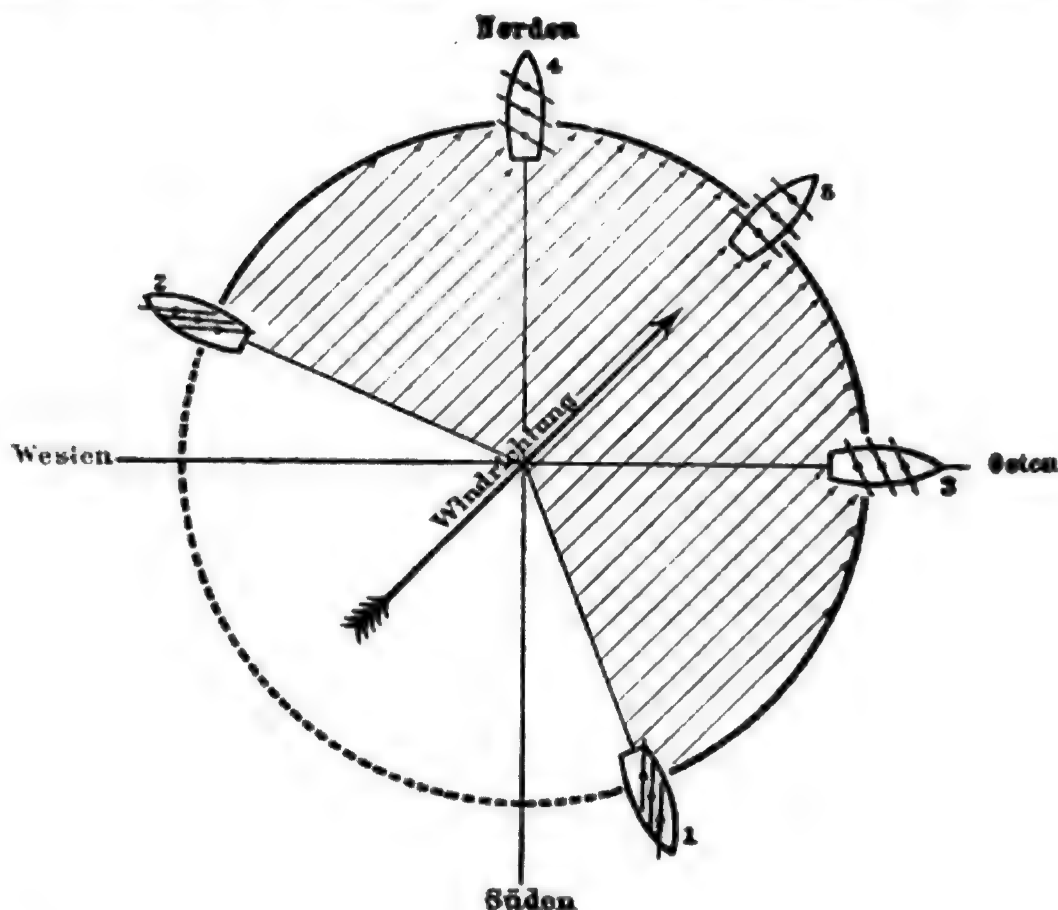
III.

Normaler Verlauf einer Segelschiffsreise nach Hinterindien und zurück.

Es ist der erste Oktober 189 . . . Ein schöner Herbsttag, wie ihn unsere deutsche Nordseeküste im Vergleich zum Binnenlande nur selten aufweist, bricht an; heller Sonnenschein lagert über dem erwachenden Bremerhaven-Geestemünde. Die Schleusentore des Geestemünder Hafens sind weit geöffnet. Es ist nahezu Hochwasser. Ein großes, viermastiges Segelschiff wird von zwei kleinen Schleppdampfern, deren einer das Schiff vorn zieht, während der andere hinten am Heck lenkt, aus dem Hafenbecken heraus auf die Außenweser gebracht. Hier setzt der Segler, da der aus Süd bis Südsüdost wehende mäßige Wind sehr günstig ist, sogleich Segel und tritt nach Entlassung der das schöne Schiff ständig in dunkle Rauchwolken hüllenden Schlepper die Reise an, nach fernen, sehr fernen Gestaden: ist er doch, in Ballast nur leicht beladen, nach Penang an der Westküste der malaiischen Halbinsel in Hinterindien bestimmt, und weil das Ziel in ununterbrochener Fahrt ohne irgend eine Zwischenstation erreicht werden soll, so haben die 28—30 Mann seiner Besatzung jetzt für drei, vielleicht vier Monate auf jede unmittelbare Verbindung mit der Mitwelt zu verzichten.

Gerade der erste Teil einer transatlantischen Fahrt bereitet einem Segler in den meisten Fällen erhebliche Schwierigkeiten und stellt besondere Anforderungen an Schiff und Mannschaft. Selten führen günstige östliche Winde das Segelschiff in unbehinderter Fahrt aus den engen, landumgrenzten heimischen Gewässern. Vorherrschend sind in unseren Breiten Winde aus dem westlichen Halbkreise; der Südostwind, welcher das Schiff aus der Weser herausgeführt hat, geht bald durch Süden nach Südwesten und weht dann, nur wenig in der Richtung hin und her schwankend, oft wochenlang aus Südwesten, recht entgegen dem Schiffe, das in der südlichen Nordsee, den sogenannten „Hoofden“, zwischen der englischen und holländischen Küste kreuzend, die Straße von Dover-Calais

erreichen will. Einleuchtend ist für jedermann, daß ein Segelschiff nicht wie ein Dampfer direkt gegen den Wind fahren kann, es kann immer nur bis zu einem für die verschiedenen Segelschifftypen etwas verschiedenem Grade „am Wind“ segeln, sodaß der Wind unter einem spitzen Winkel von vorn, entweder von Backbord (in der Fahrtrichtung gesehen von links) oder von Steuerbord (in der Fahrtrichtung gesehen von rechts) einkommt. Betrachten wir die kleine Textfigur: Ein Segelschiff mit Rahen kann nur bis auf etwa sechs Kompaßstriche oder rund 68° „an den



(Größe der Drehung bei dem „Wenden“ (etwa 12 Kompaßstrich oder 135°).

) „ „ „ „ „ „Halsen“ („ 20 „ „ 225°).

Stellung	1:	Schiff segelt auf Steuerbord-Halsen „bei dem Winde“.	Kurs	SSO.
„	2:	„ „ „ Backbord- „ „ „ „	„	WNW.
„	3:	„ „ „mit raumem Winde von Steuerbord“.	„	O.
„	4:	„ „ „ „ „ „ Backbord“.	„	N.
„	5:	„ „ platt „vor dem Wind“.	„	NO.

Wind" gebracht werden. Mit Südwestwind kann es also — außer den naturgemäß ihm offenstehenden Richtungen „vor dem Winde" nach dem ganzen östlichen Halbkreise — „am Winde" nur einen Kurs entweder nach Südsüdost oder nach Westnordwest verfolgen; in der Lage 1 hat es den Wind von der Steuerbordseite ein, es segelt „auf Steuerbord-Halsen", wie der seemännische Ausdruck lautet; in der Lage 2 segelt es entsprechend „auf Backbord-Halsen". Wir sehen zugleich, daß ein kreuzendes Schiff in der Richtung auf sein Ziel nur langsam vorwärts kommt. Kreuzt es, wie in unserem Falle, in der südlichen Nordsee gegen Südwestwind, so macht es zwar mit Südsüdost-Kurs ziemlich viel Süden, muß dann aber, an der holländischen Küste zum Wenden genötigt, nach Westnordwest liegen und etwas von dem „gutgemachten Süd" wieder daran setzen, um nach Westen zu gelangen. Das Schiff verfolgt somit eine Zickzacklinie, und wenn der Südwestwind stürmisch oder anhaltend ist, so setzt er auch das Wasser in Bewegung nach Nordosten, sodaß der Fortschritt, der bei der Fahrt „durch das Wasser" in der Richtung nach Südwesten unter Kreuzen erzielt wird, häufig durch das den Segler zurückführende fließende Wasser, d. h. durch die Strömung, ganz oder großenteils wieder verloren geht. Es kommt hinzu, daß das Segelmanöver, durch welches das Schiff vom Südsüdost-Kurs auf Westnordwest-Kurs gebracht wird, bei schweren Winden ein anderes sein muß als es bei leichten Winden sein kann. Bei leichtem und mäßigem Winde kann man das Schiff direkt durch den Wind gehen lassen, sein Bug dreht dann von Südsüdost über Süden nach Südwest, West und Westnordwest, sodaß man für kurze Zeit den Wind recht von vorn hat. Bei stürmischer Brise läßt sich dies Manöver nicht ausführen, sondern man muß dann von Südsüdost aus (Stellung 1) das Schiff nacheinander die Stellungen 3, 5, 4 einnehmen lassen, bis es die Lage 2 erreicht, d. h. es muß vor dem Winde herumgehen. Das „Durch den Wind"-Gehen nennt der Seemann „Wenden", das „Vor dem Winde"-Herumgehen „Halsen", und es ist ersichtlich, daß das Halsen mehr Zeit als das Wenden erfordert, und besonders, daß bei dem Halsen von dem schon in der Richtung auf das Ziel gewonnenen Terrain ein Teil wieder verloren geht.

Wenden wir diese Darlegungen auf unseren Fall an, so erkennen wir immer klarer, daß ein großes Segelschiff in engen Gewässern durch Kreuzen nicht viel erreicht.

In der Tat vergehen unter solchen Umständen nicht selten mehrere Wochen, bis es dem Segler glückt, durch die Straße von Dover zu schlüpfen. In den langen Winternächten, bei unsichtiger Luft, wenn Schnee- und Hagelböen über Deck fegen, wenn der Schiffsführer zugleich weiß, daß Hunderte von kleinen Fischerfahrzeugen, denen er auszuweichen hat, in der Nähe sind, muß alle seemännische Geschicklichkeit und Wach-

samkeit aufgeboten werden, um glücklich das durch Untiefen und Bänke eingeengte Fahrwasser zu halten. In dem stürmischen Oktober 1891 brauchte der Viermaster, auf welchem sich damals der Verfasser dieser Zeilen befand, nicht weniger als 26 Tage, um von Bremerhaven bis Dover zu gelangen.

Aus verschiedenen Gründen haben die Segelschiffe Veranlassung, sowohl auf der „Ausreise“ wie auf der „Heimreise“ die französische Seite des Englischen Kanals tunlichst zu meiden; sie betreten daher, bei Dungeneß, bei Catherines Point und Start Point meist in Sicht des Landes fahrend, am liebsten bei Kap Lizard, der vorgeschobenen Südwestecke Englands, den Nordatlantischen Ozean, auch wenn sie nach Süden bestimmt sind. Dampfer mit einem südlichen Ziele gehen dagegen nahe bei Quessant an der äußersten Westküste Frankreichs vorbei in die Bay von Biskaya hinein. Das nächste Bestreben für unseren Segler muß nun sein, möglichst bald den Nordost-Passat zu erreichen, welcher ein bequemes Fortschreiten nach dem Äquator hin ermöglicht. Aber die nördliche Grenze dieses jahraus jahrein aus Nordost wehenden Windes liegt in den verschiedenen Monaten auf sehr verschiedener geographischer Breite; in unserem Hochsommer, d. h. im Sommer der nördlichen Halbkugel, reichen nördliche passatartige Winde öfters sehr weit herauf nach Norden bis zur Westküste Portugals, und dann wird es dem Segler verhältnismäßig leicht gelingen, nach Süden vorwärts zu kommen; er kann sich dann auch ziemlich nahe an Kap Finisterre heranwagen. Aber in den häufigsten Fällen gilt es doch, nach dem Verlassen von Kap Lizard zunächst noch für eine längere Strecke gegen vorwiegend aus Westen und Südwesten kommende Winde in langen Schlägen Süd gut zu machen; da Seeraum genügend zur Verfügung steht, ist das Kreuzen hier nutzbringender als ein solches, wie wir es für die Nordsee beschrieben haben.

Der im Durchschnitt befolgte Segelschiffsweg nach dem Äquator führt in der Nähe, oft sogar in Sicht von Madeira vorbei; die Azoren bleiben weit im Westen liegen. Die eine oder andere der Kanarischen Inseln wird oft gesehen, besonders der weiß schimmernde, weit sichtbare Pik von Tenerifa. In diesen Gewässern hat man, von seltenen Ausnahmen abgesehen, immer schon den Nordost-Passat; „vor dem Winde“ segelnd rollt in der leicht bewegten See langsam das Schiff herüber und hinüber, furcht der Kiel das kobaltblaue Wasser; am Himmel schwimmen vereinzelte kleine weiße Wölkchen; alles ist in Klarheit und Licht gebadet. Es beginnen die idealen Tage der Seefahrt. Ohne Rast geht die Reise auch an den Kap Verdischen Inseln vorbei, und immer noch treibt der Passat unser Tag und Nacht gleichmäßig vorrückendes Schiff.

Aber mit einem Male — der Äquator oder die „Linie“ ist noch nicht erreicht, vielmehr vielleicht noch 250 Seemeilen, ja 3—400 See-

meilen[1]) entfernt — bricht der Nordostwind ab; schwere, blauschwarze, langgestreckte Gewitterwolken türmen sich vor uns im Süden auf, ein kaum fühlbarer Luftzug kommt bald aus dieser, bald aus jener Richtung, und unter einigen grellen Blitzen und kurz verhallendem Donner zieht die Gewitterboe, welche sintflutartigen Regen auf das Schiff ergießt und manchmal Wind von Sturmesstärke entwickelt, über uns hinweg. Wir sind damit im Bereiche der äquatorialen „Mallungen", d. h. der Windstillen und Gewitterregen, angelangt, welche im nordhemisphärischen Sommer (weniger zu der Zeit, in der wir hier sind) zu einem meistens durch mehrere Breitengrade sich erstreckenden Südwest-Monsun sich entwickeln. Diese Stillen kennzeichnen den meteorologischen Äquator; denn südlich davon faßt unser Schiff bald das südhemisphärische Gegenstück zum Nordost-Passat, nämlich den Südost-Passat, mit dem dann wieder eine längere Periode ruhigen, schönen Segelns verknüpft ist derart, daß oft wochenlang an der Stellung der Rahen und Segel kaum etwas geändert zu werden braucht.

Die eben erwähnten äquatorialen Windstillen waren in früheren Jahrhunderten der Segelschiffahrt ungemein hinderlich, weil man sie zu weit östlich, nach der afrikanischen Seite des Ozeans hin, schnitt, wozu man um so mehr verleitet wurde, als das Ziel der meisten transozeanischen Segler jener Zeiten Ostindien, also zunächst das Kap der Guten Hoffnung, war. Nun wissen wir durch Sammlung der verschiedenen Beobachtungen und durch ihre geographische Darstellung, daß dies Gebiet der Windstillen nach Westen hin „auskeilt", d. h. immer schmäler wird, und wir schneiden es daher ziemlich weit westlich, so daß der Äquator etwa unter dem 25. westlichen Längengrad von Greenwich passiert wird. Die Reisedauer von Kap Lizard bis zum Äquator beträgt im Mittel 30 Tage.

Zu weit westlich, zu weit nach der brasilianischen Seite hinüber dürfen wir aber wegen des unter rund 5° südlicher Breite ostwärts vorspringenden Kap San Roque auch nicht stehen. Denn die schlanke Passatbrise aus Südosten, welche noch nördlich der Linie uns empfängt, gestattet selbst beim Segeln dicht „am Wind" nur das Einhalten eines Südsüdwest-Kurses, so daß wir schon dadurch allmählich immer westlicher kommen; außerdem führt uns die vom Passat getriebene äquatoriale Meeresströmung westwärts, sie „versetzt" unser Schiff, ohne daß wir es sehen können,[2]) im Laufe von je 24 Stunden um etwa 12 bis 24, ja 30 Seemeilen nach Westen, und es gilt deshalb genau aufzupassen, daß wir uns von dem Kap

[1]) 1 Seemeile, das gebräuchlichste nautische Längenmaß, ist = 1/60 mittl. Breitengrad = 1,85 km.

[2]) Wir errechnen die „Versetzung" durch Vergleich des astronomisch bestimmten wahren Schiffsortes mit dem Schiffsort, den wir gemäß Kompaßkurs und Logdistanz hätten erreichen sollen.

San Roque „freisegeln“ können. Unser nächstes Ziel liegt linker Hand weit, weit voraus, also im Südosten; es sind die Gewässer am Kap der Guten Hoffnung. Der Passat aus Südost weht uns direkt entgegen, und unser Viermaster muß daher zunächst auf Backbord-Halsen „am Winde“ liegend,*) sein Gebiet durchschneiden, es sozusagen im Westen umsegeln. Wir steuern aso im Südatlantischen Ozean vorläufig immer in vergleichsweise großer Nähe der Ostküste Südamerikas, ohne allerdings die Küste selbst in Sicht zu bekommen. Dagegen bieten die einsamen kleinen Inseln und Inselgruppen, wie St. Paul, Fernando do Noronha, Martin Vaz, von denen die eine oder andere uns sichtbar wird, eine erwünschte Abwechslung auf der Wasserwüste, die jeden Morgen von neuem in unendlich scheinender Weite vor unseren Augen sich ausbreitet. Kühler schon wird es, und zwar in viel schnellerem Tempo kühler, als umgekehrt die Wärme auf nördlicher Breite zunahm; der Wind wird östlicher, er weht schließlich aus Nordost und Norden und geht in Nordwest- und Westwind über, womit wir von rund 35° südlicher Breite ab in ein Windgebiet vorwiegend westlicher Luftströmungen gelangen, welches durchaus demjenigen unserer heimischen geographischen Breiten entspricht.

Diese Westwinde, die ungehindert über den südhemisphärischen, rund um die ganze Erde ausgedehnten Ozean südlich der Südenden der drei Kontinente Südamerika, Afrika und Australien hinwegfegen, gestatten uns nunmehr in erwünschter Weise nach dem fernen Osten vorwärts zu schreiten. Vielfach genau von hinten her (Segelstellung 5 in unserer Figur) oder bald etwas von Steuerbord (Stellung 3 in der Figur) oder etwas von Backbord ein (Stellung 4 in der Figur) füllt die steife Brise die Leinwand. Während in dem schönen Wetter der beständig und meist in mäßiger Stärke wehenden Passate schon viel gebrauchte, ältere Segel geführt werden, ist jetzt die beste und neueste, widerstandsfähigste Garnitur unter die Rahen geschlagen; denn wenn jemals, dann soll das Schiff jetzt zeigen, was es an Geschwindigkeit zu leisten vermag. Wir halten uns andauernd auf den nach allen Erfahrungen für unseren Ostkurs günstigsten Breiten zwischen 40° und etwa 45° südlicher Breite, bleiben also wenigstens 300 Seemeilen vom Kap der Guten Hoffnung und Kap Agulhas entfernt und sehen nichts vom südafrikanischen Land. Unser Viermaster beginnt ein wochenlanges Dauerrennen, mit dem es selbst viele Dampfer nicht aufnehmen können; denn 10 Seemeilen, auch 12 Seemeilen Stundengeschwindigkeit ist hier nichts seltenes. Stampfend und schlingernd wühlt sich das Schiff seine Bahn, getrieben vom stürmischen West; schäumend zieht weit achteraus die weißglänzende Linie des Kielwassers, über dem die ewig hungrigen Albatrosse, Fregattvögel, Kap-

*) Diese Bezeichnung wird jetzt nach dem auf S. 727 Gesagten auch in diesem Falle verständlich sein.

tauben und Seeschwalben sich wiegen und zänkisch um die vom Schiffe fallenden Speisereste streiten. Die Witterung ist naßkalt und regnerisch. Schwere Stürme sind häufig; solange sie jedoch aus der günstigen Westrichtung wehen, hindern sie den Kapitän nicht, den Ostkurs zu verfolgen, können doch die modernen großen Schiffe, deren „stehendes Gut“ ganz aus Stahl, Eisen und Stahldraht gefertigt ist, ungemein viel Wind von hinten her vertragen. Es stürzt wohl auch einmal eine von Westen heranlaufende hohe Welle, ein „Brecher“ über Deck, es fast bis zur Höhe der Reling füllend; in dunkler Nacht müssen auch vielleicht einmal „alle Mann“ plötzlich heraus, um vor einer drohenden Böe Segel zu bergen, aber vorwärts geht die Jagd, und solange dies der Fall ist, nimmt der Seemann gern manch Ungemach als unvermeidlich mit in den Kauf.

Längst sind wir der heimatlichen Ortszeit weit voraus, wir segeln unter östlichen Längen, der Sonne entgegen; unser Tag währt in Wirklichkeit nie volle 24 Stunden. Beinahe unter dem Meridian von Ceylon (80° östlicher Länge) sind wir angelangt, und noch steuern wir Ost. Einsam, bedrückend einsam ist hier unten im Süden das Meer; seit Wochen haben wir keinen Segler, keinen Dampfer gesehen, was im Atlantischen Ozean doch immerhin ab und zu wohl der Fall war; 70 Tage und mehr sind verflossen, seit wir um Mitte Oktober den Englischen Kanal verließen. Der Kalender zeigt, daß Weihnachtszeit ist; aber wir merken nichts davon, auch nichts davon, daß hier über dem Meere, das wir durchqueren, jetzt Sommerszeit ist. Eintönig grau, von schweren Wolken bezogen ist der Himmel, mißfarben schwarzblau die See.

Das neue Jahr, durch Läuten der Schiffsglocke eingeführt, bringt einen erkennbaren Umschwung; wir steuern allmählich nach Norden herauf, den Tropen wieder zu. Geht es gut, sehen wir die kleinen Vulkaneilande St. Paul oder Neu-Amsterdam, die hier, nahezu halbwegs zwischen Südafrika und Australien gelegen, einem 4000 Meter tiefen Ozean entstiegen sind; sie liegen etwa an der Nordgrenze der südhemisphärischen Westwindzone, die wir nun hinter uns haben.

Der Übergang vom veränderlichen, stürmischen, kalten Wetter zu den lauen, beständigen Lüften des Passates wiederholt sich nun in entsprechender Weise wie zu Anfang unserer Reise zwischen Kap Lizard und Madeira. Im indischen Südost-Passat unter rund 90° östlicher Länge nordwärts fahrend, sehen wir Tag für Tag die geographische Breite schnell sich mindern; noch kulminiert die Sonne zu Mittag im Norden vor uns, bald aber haben wir sie Mittags senkrecht über uns, um sie dann wieder, während wir dem indischen Äquator uns nähern, im Süden zu sehen. Außerordentlich schnell steigt das Thermometer; die Zeit, in der wir in warmen Kleidern vor dem peitschenden West erschauerten, ist aus dem Gedächtnis wie weggewischt, obschon sie nur 14 Tage zurück-

liegt; wir baden uns jetzt in Licht und Wärme, und bald führt der regenschwangere indische Monsun auch erquickendes Frischwasser (Süßwasser) herbei, eine an Bord eines Segelschiffes immer hochwillkommene Gabe.

Die in zackiger Gebirgskette hochragende Westküste Sumatras taucht empor; ein eigentümlich süßlicher Geruch erfüllt die Luft, sobald Abends die Brise vom Lande herüberweht. Dem Seemann erwächst noch eine harte Geduldsprobe vor dem Ziele Penang; denn in brütender Sonnenglut, bei immer wechselndem, oft kaum fühlbarem Luftzug gilt es, gegen ungünstige Strömung das große Schiff um die der Nordwest-Spitze Sumatras vorgelagerten Inseln herumzuführen. Tag und Nacht wird manöveriert, um jede Gelegenheit wahrzunehmen. Heiß rinnt der Schweiß; unter Deck ist eine erstickend schwüle Luft. Schneckengleich kriecht der Segler durch das spiegelnde, blendende Wasser, die Segel hängen schlaff herab, laut hallt ihr Schlagen gegen die Masten, wenn das Schiff auf einer hohlen Dünung rollend sich neigt. Wo ist die stolze Fahrt, die ungezügelte Wucht des Vorwärtsstürmens geblieben? Sehnsüchtig schauen wir hinüber nach dem aus der Malakkastraße kommenden, heimwärts bestimmten Postdampfer, dessen Maschinenkraft die zwei rauchenden Schlote künden; in 30 Tagen führt er seine Insassen nach Europa, wir aber schwimmen nun doch schon über 100 Tage auf dem „unfruchtbaren Meere". Wir zeigen dem Dampfer unser Unterscheidungssignal, damit er im nächsten Hafen unsere Existenz der Welt, dem Reeder, den Angehörigen melde, und sind froh, wenn er gnädig den Antwortwimpel oder seine Landesflagge als Erwiederung auf unsere Meldung heißt. Man kann ein begeisterter Anhänger transozeanischer Segelschiffsreisen sein, aber bei der Begegnung mit Dampfern nach monatelanger Seefahrt wird man an Bord eines Segelschiffes ein Gefühl des Neides nicht immer ganz unterdrücken können, zumal wenn das Schiff grade wie wir nicht weit vor dem Ziel machtlos in Stille umhertreibt.

Endlich winkt auch uns der Hafen; der hellbraune malaiische Lotse, der gewandt wie ein Affe an der Sturmleiter das Deck erklimmt, bringt uns gegenüber der Landungsbrücke von Penang zu Anker, und eine halbe Stunde später tut sich das indische Leben in seiner ganzen Eigenart uns auf. —

Nach mehrtägigem Aufenthalt des Schiffes kommt von der Heimat die Drahtnachricht, daß in Rangun, im Irawaddy-Delta, eine Ladung Reis für die Rückreise eingenommen werden soll. Nicht ohne Mühe wird die Zwischenreise von Penang nach Rangun ausgeführt, denn sie wird erschwert durch Windstille, Gegenstrom und Gegenwind. Eile in Rangun ist vonnöten, um die Heimreise noch antreten zu können, solange der günstige Nordost-Monsun in der Bai von Bengalen weht. Nehmen wir an, unser Viermaster sei Mitte März vollbeladen und, wieder in direkter Fahrt, nach seinem Heimatshafen Bremen bestimmt. Ein wenig un-

günstiger als auf der Ausfahrt liegen für ihn die Verhältnisse an sich schon deshalb, weil der eiserne Boden des Schiffes infolge des langen Aufenthaltes in See unrein geworden ist, bewachsen von Algen, besetzt von Muscheln u. dgl.; die Manövrierfähigkeit und die Erreichung großer Geschwindigkeiten ist hierdurch nicht unerheblich beeinträchtigt.

Bis etwa zum Äquator, den das rückkehrende Schiff unter etwa 90° östlicher Länge schneidet, ist der erzielbare tägliche Fortschritt noch leidlich, denn wir segeln vor dem mäßigen oder leichten Nordost-Monsun nach Südsüdwesten. Große Geduld beansprucht jedoch die dann folgende Zone zwischen 0° und 10° südlicher Breite, weil hier in einem ungemein breiten, nahezu ganz über den Indischen Ozean reichenden Gürtel nichts als flaue, veränderliche Brisen und Windstille zu herrschen pflegen; es sind die indischen äquatorialen „Mallungen", welchen wir hier auf südlicher Breite begegnen — im Atlantischen Ozean trafen wir sie auf nördlicher Breite. Die heimkehrenden Reisfahrer müssen sich oft wochenlang damit abquälen, ehe sie den indischen Südost-Passat endlich fassen. Sowie dieser ersehnte Wind einsetzt, wird der Segler auf Westsüdwest-Kurs gebracht, und nun können wir in ziemlicher Nähe von Rodriguez und Mauritius vorbei nach den Gewässern im Süden von Madagaskar streben. Man beachte, wie unser Rückweg im Indischen Ozean in einer vom Hinweg durchaus verschiedenen Meeresgegend verläuft; während wir „ausgehend" erst in den höheren südlichen Breiten ostwärts und dann in der östlichen Hälfte des Ozeans nordwärts gingen, halten wir uns rückkehrend mehr im westlichen und südwestlichen Teile des Ozeans. Diese durch die physikalischen Meeresverhältnisse, besonders durch die großen Windsysteme bedingte und somit naturnotwendige Grundverschiedenheit zwischen der Segelroute nach Indien und der von Indien hält auch weiter an. Vom Kapland blieben wir, ostwärts bestimmt, im Dezember weit, weit ab; jetzt, da wir nach Westen zum Atlantischen Ozean wollen, bemühen wir uns, den oben geschilderten beständigen und stürmischen Westwinden südlich von Afrika nach Tunlichkeit zu entgehen oder doch den Reiseweg in ihrem Gebiet so kurz wie möglich zu halten, denn jetzt sind sie uns als direkt von vorn wehende Gegenwinde nicht erwünscht. Deshalb heißt der erste Grundsatz bei der Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung in der Richtung nach Westen: Möglichst nahe an Land bleiben.

Schon auf der Höhe von Durban (Natal) erhalten wir die Küste in Sicht, welche bei Sonnenuntergang in den brennenden Farben subtropischer Dämmerung einen herrlichen Anblick gewährt, und nacheinander ziehen alle Kaps bis zur Tafelbai an uns vorüber. Aber glatt geht die Fahrt nicht; manchen Weststurm müssen wir, „beigedreht" liegend,[4]) ab-

[4]) Das Schiff liegt „dicht am Wind" bei ganz kleinen Sturmsegeln und macht keine oder nur geringe Fahrt.

wettern, und der auf der Agulhas-Bank aufgewühlte Seegang setzt uns arg zu. Eine Hilfe bietet das Meer; eine Meeresströmung zieht längs der Küste von Südostafrika nach Südwesten und Westen, es ist der sogenannte Agulhas-Strom, welcher unser Schiff auf seinen mächtigen Rücken nimmt und trotz vielleicht gleichzeitig wehender Stürme aus Westen täglich um 50, 60, auch vielleicht 100 Seemeilen westwärts ohne unser Zutun befördert. Infolge aber des Umstandes, daß der von den Winden erzeugte Seegang meist die gerade entgegengesetzte Richtung zu der Richtung des fließenden Wassers des Agulhas-Stromes hat, entstehen jene gewaltigen, von jeher in seemännischen Kreisen für tiefbeladene Schiffe gefürchteten Wellen, durch die das Kap der Guten Hoffnung in gewissem Sinne berüchtigt geworden ist. Die mit diesen Stromverhältnissen verbundene Ineinanderlagerung und Nebeneinanderlagerung warmen und kalten Wassers mag auch Veranlassung zu eigentümlichen Wasserdampfbildungen in der Luft geben, zu intensivem Meeresleuchten und ähnlichen außergewöhnlichen, hier aber nicht seltenen Erscheinungen, so daß die Fahrten „um Kap Hoffnung" dem Aberglauben früherer Jahrzehnte und der Poesie stets reichen Stoff geliefert haben. — Sehr verschieden ist bei dem ungewissen und unberechenbaren Charakter der Witterung am Kap die Reisedauer, welche das Segelschiff von rund 30° südlicher Breite im Indischen Ozean bis rund 30° südlicher Breite im Südatlantischen Ozean benötigt; unter ungünstigen Umständen sind schon zwei Monate darüber vergangen, unter glücklichen Umständen wird die Wegesstrecke in 14 bis 20 Tagen abgefahren.

Mit dem Passieren des Tafelberges und des Löwenkopfes, hinter dem für unseren Kurs Kapstadt versteckt liegt, haben wir etwa die Hälfte der durchschnittlichen Reisezeit Rangun—Bremen zurückgelegt. Wir befinden uns im südlichen Herbst, es ist etwa in der zweiten Hälfte des Mai, und wir haben nun nach Norden freies Wasser, den Atlantischen Ozean, vor uns. Wir halten auf der Rückreise die afrikanische Seite des Atlantischen Ozeans; ausgehend segelten wir „am Südost-Passat" auf Backbord-Halsen längs der brasilianischen Küste südwärts, jetzt ist der Kurs Nordwest, der Wind recht von hinten, und in meistens langsamer Fahrt erreichen wir St. Helena, Ascension und den Äquator, den wir unter ungefähr demselben Längengrad wieder schneiden, wie auf der Ausreise.

Der weitere direkte Weg von hier nach Kap Lizard ist uns nun aus demselben Grunde verschlossen, wie seinerzeit der direkte Weg vom Äquator zum Kap der Guten Hoffnung. Wir können nicht direkt gegen den Passat ansegeln, sondern müssen ihn in einem großen, nach Westen geschwungenen Bogen umfahren. Von Steuerbord ein weht die schlanke Nordost-Brise, welche das unter ihrem Drucke stark nach Backbord übergeneigte Schiff nach Westnordwesten und Nordwesten führt; allmählich — wir nähern

uns schon von Süden her den Azoren — gestattet uns der immer östlicher holende Wind, mehr nach Norden zu steuern und entweder westlich oder östlich von dieser Inselgruppe oder auch mitten zwischen ihr hindurch zu passieren. Aber diese Gegend der Azoren hat ihre Tücken. Frühsommer der nördlichen Halbkugel zeigt der Kalender an Bord unseres Viermasters, und um diese Zeit herrscht hier sehr häufig langanhaltende Windstille, welche um so unangenehmer empfunden wird, weil das steuerlos treibende Schiff in einer hier fast nie verschwindenden, von Nordwesten hoch heranrollenden Dünung hin- und hergeworfen wird. Ein schlechter Trost ist es, daß in unserer Sichtweite noch viele ebenfalls nach Europa strebende Leidensgefährten sich befinden. Ähnlich wie im äquatorialen Stillengebiet südlich von den Kap Verdischen Inseln, ist die Gegend von Flores, Corvo usw. ein Rendezvousplatz der Segelschiffe, deren manchmal 40 und mehr sich hier ansammeln. Hoch flattern an der Besansgaffel die Signale, mit deren Hilfe wir uns gegenseitig über die Dauer der Reisen der von den verschiedensten Ländern heimgekehrten Fahrzeuge unterrichten, und ein Hochgefühl, dessen Grundlage freilich zum erheblichsten Teile Schadenfreude ist, durchzieht das Herz des Kapitäns, wenn der von derselben Gegend kommende Mitsegler eine längere Reise melden muß als die unserige beträgt. Die Azorengegend hat aber außer Windstillen auch nach dem anderen Extrem hin ihre Tücken; zu allen Jahreszeiten muß man hier auf plötzlich hereinbrechende, schwere Stürme, die im Spätsommer, Herbst und im Winter orkanartigen Charakter gewinnen können, gefaßt sein. Gerade das Jahr 1903 hat im September und Oktober unserer heimkehrenden deutschen Seglerflotte übel mitgespielt; mehr als ein braves Schiff ist in dem Orkan vom 8./9. Oktober bei den Azoren mit Mann und Maus in die Tiefe gefahren, verschlungen von der pyramidenförmig sich auftürmenden und über das Deck hereinbrechenden See. —

Endlich versinken die hohen vulkanischen Bergkuppen der Azoren hinter uns in der Kimm; eine erst leichte, dann schnell an Stärke gewinnende Brise aus Westen füllt alle Segel, das Schiff trägt soviel Leinwand wie es nur irgend tragen kann. Der letzte Reiseabschnitt ist in Angriff genommen, der, wenn uns das Glück hold ist, in 12—14 Tagen vollendet sein kann. Frischer und elastischer ist der Gang der Leute an Bord; die letzte Hand wird an die Säuberung und den Anstrich des Schiffes gelegt: seit Wochen schon laufen alle Mann mit Farbentöpfen und Pinseln umher, um alles mögliche und unmögliche neu zu malen. Nach Feierabend erklingen vorn vor dem Mannschaftslogis wieder die quäkenden Töne der Ziehharmonika, deren Wohllaut durch Salzwasser und Seeluft nichts gewonnen hat. Tiefsinnig, die Hände in die Taschen versenkt, in schnellem Tempo, geht Jan Mat auf der Back auf und ab, berechnet die Summe der nach nahezu einjähriger Reise ihm zustehenden Heuer immer von

neuem, überlegt, wie wohl diese Summe auf die angenehmste Weise wieder klein zu kriegen ist, und schneller und immer schneller mit jedem Abend wird dies Tempo der auf und ab spazierenden Matrosen, je näher Lizard rückt.

Will Äolus uns wohl, dann frischt der Westwind mehr und mehr auf, es müssen einige der obersten Segel geborgen werden. In schlankem Laufe teilt das Schiff wie ein feuriger Renner, dem die Schaumflocken um die Nüstern fliegen, die aufspritzende Salzflut; das kobaltblaue Wasser des tiefen Ozeans verschwindet, schon tragen uns die flachen „Gründe“ vor dem Englischen Kanal, deren Wasser grünlich schimmert, und ehe wir uns versehen, blitzen in der hereinbrechenden Dämmerung die mächtigen Blinkfeuer der zwei Feuertürme von Kap Lizard als erste Boten Europas im Osten vor uns auf.

Am anderen Morgen signalisieren wir bei Catherines Point unsere Vorbeifahrt, so daß noch an demselben Tage Reeder und Angehörige von der glücklichen Heimkehr Kenntnis haben; in fliegender Fahrt wird die Straße von Dover passiert und bald kommt von dem in der Nordsee kreuzenden Bremer Lotsenschooner der Seelotse an Bord, der das in Ehren heimkehrende Schiff in die Mündung der heimischen Weser hineinführt. Reichlich vier Monate ununterbrochener Seefahrt liegen hinter uns; in den ersten Augusttagen sind wir heimgekehrt. Nach zehnmonatiger Abwesenheit beendet unser Viermaster die ganze Rundreise Bremen—Hinterindien—Bremen; rasselnd sinkt sein Anker auf der Bremerhavener Reede an den Grund.

Verschiedenes.

Nachdem die Schilderung einer Segelschiffsreise nach Hinterindien und zurück auf den heutzutage eingehaltenen Wegen eine hoffentlich anschauliche Vorstellung von dem normalen Verlaufe einer transozeanischen Seglerfahrt überhaupt vermittelt hat, ist es wohl an dieser Stelle nicht nötig, Wind und Wetter auf den sonstigen wichtigen „Hochstraßen“ der Segelschiffahrt zu beschreiben; wer näheres darüber in kurzer Fassung lesen will, darf vielleicht auf einen, diesen Gegenstand behandelnden Aufsatz in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“, Band XXX S. 235 ff. aufmerksam gemacht werden. Hier genügt es, zu sagen, daß man die Segelschiffswege zweckmäßigerweise einteilt in solche nach dem Osten — ein Weg nach dem Osten ist auch der soeben ausführlich geschilderte nach Hinterindien — und in solche nach dem Westen. Das geographische Kennzeichen der Fahrten „nach dem fernen Osten“ ist die Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung; auf diesem Wege gelangen unsere Segler außer nach Indien auch nach Ostasien und Australien und nach der westlichen Hälfte des Stillen Ozeans überhaupt. Zu den Fahrten nach der westlichen Halbkugel dagegen gehören die Reisen nach der Ostküste Nordamerikas, nach Westindien und nach der Ostküste Südamerikas;

das besondere Kennzeichen der Fahrten „nach dem fernen Westen“, d. h. nach den Westküsten Amerikas, ist die Umsegelung des Kap Horn, welche auch noch für Reisen nach den Hawai Inseln und nach den im östlichen Teile des Stillen Ozeans gelegenen Inselgruppen in Betracht kommt. Hieraus folgt, daß irgendwo im Stillen Ozean die Grenzlinie liegen muß, welche die Reisen „rund Kap Horn“ von den Reisen „rund Kap Hoffnung“ trennt; es muß eine Grenzlinie geben, von welcher aus gerechnet westlich gelegene Hafenplätze ihren Segelschiffsverkehr auf dem Wege um die Südspitze Afrikas haben, östlich gelegene Plätze auf dem Wege um die Südspitze Südamerikas mit Vorteil betreiben. Diese Grenzlinie ist für Ausreisen nicht ganz dieselbe wie für Heimreisen; sie verläuft für Ausreisen von Europa von der Beringstraße nach den Marschallinseln, Samoainseln und weiter nach Südosten, für Heimreisen nach Europa von der Beringstraße nach Neu-Guinea und nach Australien. Aus hier nicht zu erörternden Gründen meteorologischer Natur werden nämlich die Rückreisen von Australien, welches man „ausgehend“ via Kap der Guten Hoffnung aufsucht, auf dem Wege um Kap Horn ausgeführt, so daß eine Fahrt von Europa nach Australien und zurück nach Europa fast stets eine Erdumsegelung in Ostrichtung ergibt. —

Oft wird bei Besprechung der Lage der heutigen Segelschiffahrt die Frage gestellt, ob nicht die großen Segler der Gegenwart auch den Suez-Kanal zur Abkürzung ihrer Reisen befahren. Diese Frage ist glatt zu verneinen; für den Fachmann liegt die Unmöglichkeit seiner Benutzung nach verschiedenen Richtungen auf der Hand. Ganz abgesehen von den Kosten für einen Schleppdampfer und von den sehr hohen Kanalgebühren selbst ist einem modernen Raheschiff die Befahrung des Roten Meeres bei den vielen Windstillen oder den meist leichten Winden, die entweder aus Nordwest oder aus Südost kommen, unmöglich oder doch nur in jeweils einer Richtung möglich. Das Rote Meer besitzt zudem ein durch Korallenriffe sehr gefährliches und nicht breites Fahrwasser, sodaß ein nutzbringendes Kreuzen ausgeschlossen ist. Außerdem sind im Mittelmeer Reisen von Osten nach Westen schwierig. Kurzum, es würde nicht nur keine Beschleunigung, sondern wohl oft sogar eine Verlängerung der Reisen eintreten, und der Geldertrag der Fracht von vornherein durch die Abgaben aufgezehrt werden. Das Rote Meer hat daher niemals einen unserer modernen Drei- und Viermaster getragen; auch die Reisen nach Bombay usw. erfolgen auf dem Wege um das Kap der Guten Hoffnung.

Schlepperhilfe für weitere Distanzen wird dagegen neuerdings nicht selten in der Nordsee und in dem Englischen Kanal von einem großen Segelschiffe dann angenommen, wenn ungünstige Winde voraussichtlich längere Zeit andauern und das Schiff in unseren heimischen

engen Gewässern, die unvermeidbar passiert werden müssen, dadurch sehr lange zurückgehalten werden würde. Bei der Beschreibung der Reise nach Penang wurde erwähnt, welch' lange Zeit unter Umständen die großen Schiffe gegen stürmische Südwestwinde in der Nordsee kreuzen müssen, ohne Dover erreichen zu können. Es hat sich durch die Praxis als tunlich erwiesen, in solchen Fällen kräftige Seeschleppdampfer anzunehmen, welche den Viermaster, der dann natürlich keine Segel führt, von Hamburg oder Bremen bis zur Insel Wight oder auch noch weiter, z. B. nach dem Kohlenplatz Cardiff am Bristol-Kanal, schleppen. Umgekehrt nehmen diese Schleppdampfer, die ständig auf der Lauer liegend im Kanal oder in der südlichen Nordsee auf- und abfahren, heimkehrende Segler in das Schlepptau, falls steife Ost- oder Nordostwinde einsetzen.

Einen Übelstand — dem übrigens auch die Dampfer in nahezu gleicher Weise unterliegen — ist es bisher trotz aller Fortschritte im allgemeinen und trotz vieler Versuche im besonderen nicht gelungen unschädlich zu machen, den Übelstand des Bewachsens des Schiffsbodens bei eisernen oder stählernen Fahrzeugen. Es ist allgemein bekannt, daß die hölzernen Segelschiffe, deren Unterrumpf auf großer Fahrt meistens mit einem Metallbeschlag (Kupfer) versehen ist, nicht oder doch unvergleichlich weniger „anwachsen" als eiserne Schiffe, besonders Segelschiffe. Wenn der eiserne Segler oft viele Monate lang zumal in tropischen Gewässern bei meist langsamer Fahrt kreuzt und zeitweise in Windstille treibt, so haben Algen, Schaltiere wie die Langhalsen u. a. m. genügend Zeit, sich anzusetzen. Der unter Wasser befindliche Teil des Schiffsrumpfes wird dann allmählich wie besät von Kalkgerüsten verschiedenster Größe und dadurch so rauh und uneben, daß eine außerordentlich viel größere Windstärke als sonst dazu gehört, das Schiff durch das Wasser zu treiben. Bei dem mit gleichmäßiger Fahrt vorwärtsgehenden Dampfer findet der Ansatz dieser Lebewesen fast nur in Seehäfen, welche Salzwasser besitzen, statt, der Dampfer ist daher dem „Anwachsen" weniger ausgesetzt. Da die Segler auf ihren großen transozeanischen Reisen zwar mit einem reinen Boden den europäischen Hafen verlassen, draußen aber eine neue Dockung meistens nicht möglich ist, so trifft der durch den Anwuchs eintretende Geschwindigkeitsverlust nahezu ausschließlich die Heimreise.

Für die Fahrten zwischen den hinterindischen Reishäfen und Europa ist der dadurch bedingte Zeitverlust auf rund 10 Tage zu bewerten. Wenn wir nämlich die Reisedauer von je einer größeren Gruppe von hölzernen und von eisernen Segelschiffen, deren Raumgehalt annähernd gleich sein mag, vergleichen, so zeigt sich, daß auf der Ausreise, wo beide Arten Schiffe reinen Boden haben, die eisernen Schiffe die Strecke zwischen Kap Lizard und Rangun in einer um 4,6 Tage kürzeren Zeit zurücklegen als die hölzernen; auf der Rückreise aber gewinnen die eisernen Segler,

welche an sich bessere Segelfähigkeit haben, nicht nur nichts, sondern sie bleiben, lediglich infolge ihres unreinen Bodens, durchschnittlich um 5 Tage hinter den hölzernen Mitseglern zurück. Der tatsächliche Gesamtverlust beziffert sich also auf 9,6 oder rund 10 Tage, wie oben angegeben ist. Dieser Mittelwert ist aus einer mehrere Hundert Reisen umfassenden Liste, ohne Rücksicht auf gleiche Jahre oder gleiche Jahreszeit, abgeleitet. Zwingender noch wird die Schlußfolgerung bei einer Beschränkung des Vergleiches auf gleichzeitige Ausreisen und Heimreisen; dann berechnet sich der Verlust des eisernen Schiffes sogar auf durchschnittlich 17 Tage. Welchen Geldwert eine solche Reiseverlängerung bedeutet, vermag jeder Reeder leicht zu berechnen. — Nun ist ja klar, daß diese Angaben nur für die hinterindische Fahrt gelten, wo zumal während des ersten Teiles der Rückreise viel mit Windstille gekämpft wird. Es wird und muß ein Unterschied sein, ob auf der jeweils in Betracht kommenden Reiseroute mehr in warmem oder in kaltem Wasser gesegelt wird, ob viele Stillen zu passieren sind oder ob man fast immer eine frische Brise hat, wie z. B. bei den Fahrten nach und von Chile oder nach und von Australien, endlich, ob die Schiffe in den ausländischen Häfen in Seewasser oder Frischwasser liegen. Eine im wirklichen Sinne des Wortes lohnende Erfindung würde in der Angabe eines wirksamen Mittels zur vollständigen Verhinderung des Anwuchses des eisernen Schiffsbodens bestehen.

(Schluß folgt.)

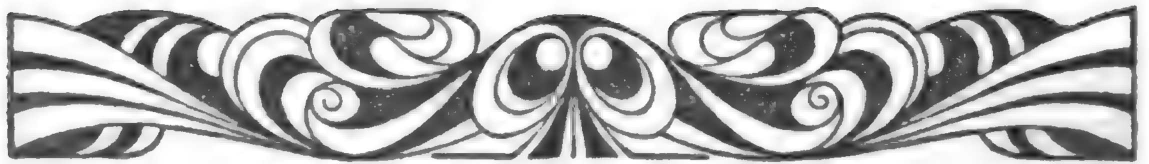


Bücherschau.

Deutsche Seebücherei. Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk. Herausgegeben von Prof. Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). Stephan Geibel's Verlag, Altenburg S.-A. Preis des einfachen Bandes geb. 1,35 Mk., des Doppelbandes geb. 1,85 Mk.

Unser lieber Lohmeyer, wie würde er mit seinem begeisterungsfrohen Herzen diese anspruchslosen kleinen Bücher begrüßt haben! Das ist gut deutsche Feinarbeit volkstümlichster Art. Ein warmherziger Schriftsteller, voll jugendlicher Frische und doch bedächtig und wohlüberlegt, wie es dem reifen Manne gebührt, bietet in ansprechender Form lebendige Erzählungen aus unserer Seegeschichte. Jeder Pädagoge muß seine helle Freude an solcher Darstellung haben, die in ihrer Schlichtheit und Kernhaftigkeit dazu berufen scheint, den geschmacklosen Wust sogenannter Jugend- und Volksschriften mit Hintertreppenstimmung und Räuberromantik aus dem Felde zu schlagen. Möge darum jeder, den es angeht, ein und das andere reizende Bändchen zur Geltung bringen helfen; denn von der geistigen Nahrung hängt das Gedeihen von Jugend und Volk gerade heutzutage hauptsächlich ab! Mit großer Liebe und Sorgfalt hat der Verfasser sich in das Seewesen der alten Hansazeit hineingelebt, daß auch der Fachmann die geschickte Gestaltung des seemännischen Stoffes loben muß. Und welche Liebe zum ewigen Meere, zu den unvergleichlichen Schönheiten nordischer und südlicher Küstenländer und zum Seemannsberufe spricht aus den trefflichen Büchern. In der Tat, solche gesunden Erzählungen sind besonders geeignet, das Verständnis für kraftvolle Seepolitik im Volke und bei der Jugend zu heben.

Georg Wislicenus.



Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

IV.

Gedichte von Prinz Emil von Schönaich-Carolath. — Jenseit des Lärms, Dichtungen von Alberta von Puttkamer. — Ausgewählte Gedichte von Richard Dehmel. — Richard Schaukal, Ausgewählte Gedichte. — Ostpreußisches Dichterbuch.

Lyrische Gedichte zu besprechen halte ich für die schwerste Arbeit, die es auf Erden gibt, und kenne außer Goethe (über Hebels Gedichte) eigentlich keinen, der es wahrhaft erschöpfend getan, wenn sich natürlich auch unter unseren deutschen Dichtern und Dichterkundigen Leute genug finden, die den Wert eines Gedichtbandes und die Eigenart eines Lyrikers andeutend und umschreibend einigermaßen richtig herauszustellen vermochten. Andererseits ist nichts leichter, als über Gedichte zu schreiben: man macht einige allgemeine Bemerkungen, man gibt einige Proben und — ist fertig. Diese Kunst wird heutzutage in fast jeder Zeitung geübt, und wer selbst Gedichte geschrieben hat und dann den ganzen Packen Rezensionen zugesandt erhält, der kann sich einiger Heiterkeit über die beneidenswerte Leichtigkeit nicht erwehren, mit der der deutsche Durchschnittskritiker einem Gedichtbande, den er augenscheinlich nur flüchtig durchblättert hat, „gerecht" wird. Aber freilich, man darf dem Vielgeplagten eigentlich keine Vorwürfe machen: wo nähme er nur die Zeit her, sich wochenlang in eine Gedichtsammlung zu versenken, wie es doch nötig ist, wenn eine wirkliche Kritik entstehen soll; welche Zeitschrift ferner hat für die Besprechung von Gedichten so viel Raum übrig, als man braucht, um ein sorgfältiges Urteil eingehend, auch mit Proben, zu motivieren; endlich, wie könnte es ein feiner ästhetischer Kopf, wie es deren in einem Volke immer nur sehr wenige gibt, als „Durchschnittskritiker" an einer Zeitung überhaupt nur aushalten? So werden uns auch in Zukunft die nichtssagenden Lyrikkritiken nicht erspart bleiben, und wir dürfen nach wie vor froh sein, wenn sie nur „wohlgemeint" sind.

Selbstverständlich schicke ich diese Bemerkungen meiner heutigen Besprechung lyrischer Bände allein deshalb voraus, um „meine Seele zu retten". Ich bin ja wohl so viel Dichter und Dichterkundiger, um Lyrik und Lyriker annähernd richtig charakterisieren zu können, aber wahrhaft erschöpfende Kritiken zu geben, mache auch ich mich nicht anheischig, wenigstens jetzt und hier nicht. Es ist ja bekannt-

lich schon gar nicht so leicht, Lyrik überhaupt nur zu lesen. Da sagt freilich der naive Genießer: Ach was, Gefühl ist alles, ein Gedicht zündet oder es zündet nicht — und Geibel und Bodenstedt sind die großen Leute, Mörike, Hebbel, Storm und Keller werden ihretwegen jahrzehntelang vernachlässigt! Nun bin ich auch kein Freund der übermäßigen „Druckserei", es gibt poetische Gemüter und es gibt unpoetische Gemüter, und den ersteren geht jedes gute Gedicht ein und bestimmte Unterschiede erkennen sie sehr bald, während bei den letzteren alle Hoffnung apriori fahren zu lassen ist und die heute beliebte ästhetische Eintrichterei nur einen albernen Hochmut bei ihnen erzeugt. In der Hauptsache ist der lyrische Genuß Empfindungssache und soll es bleiben, man kann und wird auch instinktiv empfinden, daß ein Mörike mehr ist als ein Geibel. Das schließt nun aber doch nicht aus, daß es auch „denkende Genießer" gibt, der Kunstverstand, der nicht mit dem sogenannten gesunden Menschenverstand ohne weiteres gegeben, ja mit ihm auch nur sehr wenig verwandt ist, da er auf angeborener feinster ästhetischer Empfindung beruht und durch Übung von Jugend auf mehr und mehr zum Bewußten entwickelt worden ist, dieser Kunstverstand hat doch wohl auch sein Lebensrecht und gibt dem, der ihn besitzt, zweifellos weitere erlesene Genüsse, ist dann vor allem auch für die ästhetische Erziehung und Entwicklung der Völker hochwichtig, da der Instinkt ja leider verwirrt werden kann, durch die Zeitmode in der Regel verwirrt wird. Schon aus dem einzelnen Gedicht läßt sich unendlich viel herausholen, es gibt für den, der dazu imstande ist, nichts Genußreicheres, als das „Weben" der Dichterseele zu verfolgen, zu erkennen, wie das Gefühl bei ihr mit Notwendigkeit Wort und Klang, vor allem die sogenannte „innere" Form gewinnt — und diese Erkenntnis ist aus dem Gedichte selbst bis zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit erreichbar. Die hervorragendsten lyrischen Gedichte sind, darf man ruhig sagen, kleine Welten, in denen dann oft auch noch die ganze Dichterpersönlichkeit steckt, und wer eine solche dichterische Welt „eröffnen" kann, wie es beispielsweise Ferdinand Avenarius bei Mörikes „Um Mitternacht" getan hat, der verdient den Dank seines Volkes. Die gewöhnliche Gedichterklärerei, die meistens nur den lyrischen Reiz verdirbt, ist mit dieser feinen ästhetischen Arbeit natürlich nicht zu verwechseln; auch soll man sich nicht einbilden, als ob man mit einem Allgemeingefühl jedem Gedichte gegenüber reiche, da alles hervorragende Lyrische auf Individualisierung, feinster Differenzierung des Gefühls beruht, selbst das Pathetische, wo es Lyrik wird und nicht Rhetorik bleibt. Gibt einem aber schon das einzelne Gedicht manchmal viel zu tun — auch der bloße Genuß setzt ja doch schon außer der angeborenen poetischen Empfindung eine bestimmte ästhetische Durchbildung voraus —, wie viel erst eine ganze lyrische Sammlung! Ja, die dichterische Persönlichkeit ist oftmals schon aus einem Gedichte heraus erkennbar, aber nun soll ich aus zahlreichen Gedichten gleichsam ein Mosaikbild zusammensetzen, soll eine runde Persönlichkeit, ein volles Menschenleben in ihnen deutlich fühlen und schauen, wirklich erkennen und, wenn ich Kritiker bin, auch darstellen können, soll es dann weiter auch noch mit anderen

vergleichen, den Wert der Persönlichkeit und ihrer Kunst für Zeit, Volk, Menschheit feststellen — wer zweifelt noch, daß hier eine äußerst schwierige Aufgabe vorliegt! Und der bedeutende Lyriker gibt sich ja in der Regel nicht „direkt", er setzt nicht einfach sein Leben und Wesen in Verse, sondern er schafft selbständig dastehende Kunstgebilde, gleichsam in sich abgeschlossene Kristalle, aus denen sein Leben und Wesen nur hervorleuchtet! Wo ist bei Mörike das Tagesleben des schwäbischen Pfarrers, wo finden sich in Hebbels Gedichten die schweren Schicksale des Wesselburener Maurersohnes? Dies alles wolle man bedenken, um sich die Schwierigkeit der lyrischen Kritik klar zu machen.

Eine besondere Persönlichkeit, ein eigenes Leben steckt in jedem bedeutenderen Gedichtbande — das wissen wir bestimmt, und so haben wir allerdings auch wieder ein festes Kriterium für die Beurteilung alles Neuauftauchenden. Die Verse also tun es nicht, auch nicht die schönen Verse, erst das, was hinter den Versen steht, was wir lyrischen Gehalt nennen, und was aus Persönlichkeit und Leben des Dichters fließt. Es soll aber so fließen, daß es auch wieder seine ganz besondere, dem Gehalt durchaus homogene Form — eben darum reden wir von „innerer" Form — findet, kurz, die höchste lyrische Produktion ist in der Tat etwas wie ein Kristallisationsprozeß. Jedoch sind vollkommene Kristalle, die man recht wohl mit den köstlichsten Edelsteinen, mit Diamanten und Rubinen, vergleichen kann — und sie stehen noch höher, da sie zu Form und Glanz auch noch Leben, nicht das Tote der Steine, ein „pflanzliches" und geistiges Dasein daneben haben — jedoch sind vollkommene Edelsteine auch beim größten Dichter selten, und das zwingt uns denn freilich, verschiedene Arten von Lyrik anzunehmen und gelten zu lassen. Es gibt ja nicht bloß gelungene und mißlungene Kristalle, es gibt auch feste Gesteinmassen regelmäßiger Bildung, und des Menschen Hand schafft prächtige Blöcke aus ihnen. So steht neben dem „Kristall"gedichte das durch die erlangte Kunst abgerundete, sich rundende Gedicht, das darum doch sehr wohl aus dem Mittelpunkt der menschlichen Persönlichkeit und menschlichen Lebens kommen kann, und selbst bloße Verse, die sich nicht zum Gedicht runden, können ihres Gehaltes und Einzelheiten der Ausführung wegen noch Wert haben. Persönlichkeits- und Lebensgehalt ist jedoch immer zu verlangen und wenigstens so viel „Form", daß man die innere Notwendigkeit, sich so (in poetischer Form) und nicht anders zu offenbaren, spürt. Die Natur schafft ja auch reine Formtalente, verleiht die Gabe der Form, des schöne Verse machen könnens an Menschen, die weder eine Persönlichkeit noch ein Leben haben oder gewinnen, ja, sie ermöglicht Talenten dieser Art ein reines Versespiel, das fast an den lyrischen Kristallisationsprozeß erinnert — wir sollen uns darüber nicht wundern, da die Natur überall verschwendet, uns dadurch aber auch nicht beirren lassen und ruhig bei unserer „Gehalt"forderung beharren. Wer als Mensch nichts ist, ist auch als Dichter nichts.

Unsere Zeit hat Überfluß an lyrischen Talenten, namentlich unter der jüngeren Generation sind sie sehr zahlreich, und wer ihre Poesie zuerst kennen

lernt, wird sich leicht durch sie bestechen lassen, da sie vor allem neu erscheint und eine durchgängige Schönheit und Feinheit der Form, mehr, der Gefühls- und Gedankenwendungen aufweist, die von hoher poetischer Kultur zeugt. Man liest denn auch, daß „alle heutige Lyrik im Gegensatz zu der vor zwanzig Jahren herrschenden ein individuelles und prägnantes Gepräge zeige; Empfinden und Sprache sei nicht nur viel persönlicher, sondern auch künstlerisch feiner geworden." Nun wird niemand leugnen, daß durch Nietzsche und durch die Einflüsse der französischen und englischen Lyrik, durch die Entwicklung, die wir als die symbolistische bezeichnen, allerdings eine technische Erneuerung der deutschen Lyrik eingetreten ist, und den Geibelepigonen gegenüber sind die neueren deutschen Lyriker allerdings auch individueller und prägnanter. Immerhin soll man nicht tun, als sei die neuere deutsche Lyrik absolut neu, als existiere gar kein Zusammenhang mit der älteren Lyrik, mit dem, was vor Nietzsche war, und ferner ist auch der Persönlichkeits- und Lebensgehalt der modernen Lyrik nicht so stark, wie man im allgemeinen annimmt, wir haben auch jetzt einen herrschenden Durchschnitt, in dem sich der eine vom andern nicht allzusehr unterscheidet. Ich habe früher einmal eine Anzahl der modernen Lyriker unter den Begriff der Spätdecadence gebracht und finde noch jetzt, daß eben diese Lyriker mit einer Anzahl älterer, die gerade vor zwanzig, dreißig Jahren in Blüte standen, und die ich als die der Frühdecadence bezeichnete, eine sehr große Ähnlichkeit haben, daß die Entwicklung unmittelbar von der einen Gruppe zur andern geht. Um bestimmte Namen zu nennen: es ist nicht allzu schwer, von Hans Hopfen, Eduard Grisebach, Prinz Schönaich-Carolath und Alberta von Puttkamer zu Richard Dehmel und der Mehrzahl seiner Genossen und Schüler zu gelangen, ja selbst Liliencron hat einige Verwandtschaft mit jenen, die ja seine Altersgenossen sind. Zufällig hat sich eine Anzahl von Gedichtsammlungen bei mir zusammengefunden, die es mir ermöglicht, jene Zusammenhänge klar darzulegen.

Da ist zunächst ein Band „Gedichte" von Prinz Emil von Schönaich-Carolath (Leipzig, Göschen). Ich lese bei ihm:

„Der Mond geht unter hinter fernen Höhen,
Rotdunstig taucht er tief ins große Wasser,
Die Heide trieft, getränkt von Regenböen,
Im Westen winkt ein Stern, ein strahlenblasser"

und weiter:

„Ein Heidemoor fahl wie der Tod,
Riedgras auf dürftigem Schollensod,
Ein stockendes Wagengeleise" —

man wird mir zugeben, daß sich Verse wie diese auch bei einem modernen Lyriker finden könnten. Und sie sind nicht etwa auf Einfluß von den Modernen her zurückzuführen, auch in früheren Sammlungen des Dichters finden sich dergleichen Strophen. Daneben erklingen dann freilich auch die vertrauten Klänge aus alter Zeit: Da ist Eichendorff, hier und da auch Heinisch modifiziert (der Zyklus

„Aus der Jugendzeit"), da taucht („Westwärts") eine Indianerszenerie wie bei Lenau auf und auch die philosophische Meditation dieses Dichters wird wieder aufgenommen. Die Dichtung „Sulamith", namentlich die Auffassung des Satans in ihr, weist auf Byron zurück, in „Fontana Trevi" glauben wir Heyse oder Hamerling mitklingen zu hören, und „Hans Habenichts" versetzt uns in die Blütezeit der Butzenscheibenlyrik. Kein Zweifel, Schönaich-Carolath ist zuletzt Eklektiker. Aber er hat trotzdem die persönliche Note, seine Verse haben den eigenen Klang neben den fremden, seine Persönlichkeit und sein Leben sind in ihnen. Ich habe bei aller Anerkennung seines Talentes den Dichter früher nicht allzu hoch gestellt, ihn den Vertreter einer aristokratischen Poesie genannt, die des Parfums und der Pose nicht entbehre. Und auch jetzt finde ich noch in der müden Erotik Schönaichs die Konventionalität und nehme Anstoß an der Vermummung in den wandernden Sänger oder Landsknecht. Dennoch machen mir die „Gedichte" einen stärkeren Eindruck als die früheren Dichtungen: ich erkenne jetzt mehr von der Persönlichkeit des Dichters, seinen idealen Sinn, der sich dem modernen Materialismus scharf entgegenstellt (vgl. Hans Habenichts III), sein starkes Sozialgefühl. Freilich überwunden ist der alte Pessimismus, der für die Frühdecadence charakteristisch war, noch immer nicht, noch immer ist „der Kuß der Musen ein Todeskuß", höchstens bringt die Religion den Frieden:

„Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne erblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht."

Ja, wenn Schönaich den großen Griechentraum nur nicht à la Heine geträumt hätte! Aber doch ist er seiner Zeit näher gekommen: so gebe ich ihm vollständig recht, wenn er singt:

„Es kann kein Werk durch Kraft bestehn,
Die Sehnsucht muß im Bunde gehn.
Die Heimatskunst voll Glanz und Ruß,
Verschmäht sie Höhenreisen,
Bleibt fahl geglühtes Eisen,
Verzischend im Eimerguß.
Gilt nur die Kraft als Zukunftswert
Und sinken der Sehnsucht Flammen,
Bricht unrettbar am Arbeitsherd
Das stärkste Volk zusammen.

Ganz gewiß, aber ich meine auch, daß sich über jeder Heimat ein Himmel wölbt. — Jedenfalls ist Schönaich-Carolath ein wichtiges Mittelglied zwischen älterer

und neuerer Lyrik: Auch diese hat seine Auffassung des Genius noch vielfach festgehalten, und ihr Sozialgefühl ist nicht eben anders.

Mit dem Prinzen Schönaich-Carolath steht in der Frühdecadence Alberta von Puttkamer zusammen, und auch bei ihr darf man sich nicht wundern, daß sie plötzlich unter den Modernen auftaucht. Ihre neue Gedichtsammlung heißt „Jenseit des Lärms“ und ist in dem modernen Verlag von Schuster & Loeffler erschienen. Da steht Seite 140 ein „Schneelied“, das beginnt:

„Flocken legen eine bleiche Stille
Über meine Wälder, die da sprachen;
Über Hände, die aus Lebensfülle
Blumen mir aus tiefen Gärten brachen.“

Dann finden wir auch Nietzsche-Motti, und in einer ganzen Anzahl von Gedichten, zu Anfang gleich in dreien („Antike Herbstlandschaft“, „Im Fieber“, „Tragische Skizze“) finden wir den Meister Tod verwandt, der, wie alle Eingeweihten wissen, ein unentbehrliches Requisit der modernen Lyrik ist. So mag denn vielleicht ein stärkerer Einfluß dieser auf die Dichterin zu konstatieren sein als bei Schönaich-Carolath, aber doch ist er nicht so stark, daß er ihrem Grundwesen gegenüber in Betracht käme, dieses steht seit dem Erscheinen ihrer ersten Dichtungen fest. Alberta von Puttkamer ist eine stärkere Natur als Prinz Schönaich, aber während er in seinen neuen „Gedichten“ mehr von seinem Wesen offenbart als früher, tut sie dies in „Jenseit des Lärms“ vielleicht weniger als in früheren Sammlungen: nicht, daß sie, wie sie nach dem Eingangsgedicht zu glauben scheint, volkstümlicher würde:

(„Es kam ein Wandel in ihr prächtig Wesen,
Sie tat die reichgestickten Kleider ab
Und ging in Wald und Wiesen Blumen lesen“),

nein, sie bleibt immer die „Kunstdichterin“ und „Kulturdame“, der es beispielsweise gar nicht in den Sinn kommt, daß sie einen psychologischen „Schnitzer“ macht, wenn sie von im Bach spielenden Kindern dichtet: „Sie fühlen sich so göttlich nackt und schuldlos in ihren Gedanken.“ Aber ihr Temperament hat sie diesmal allerdings mehr gezügelt, ihre Gedichte sind ausgeglichener, ja plastischer geworden, was vielleicht mit auf eine Beeinflussung von K. F. Meyer her (der ja auch auf die Modernen stark gewirkt hat) zurückzuführen ist. So ist die Sammlung, die auch „Gestalten“, lyrisch-epische Dichtungen enthält, Liebhabern reifer Kunstpoesie warm zu empfehlen, obgleich sie nicht ganz so „sympathisch“ ist, wie Schönaichs „Gedichte“. Speziell auf die moderne Frauenlyrik deutet die Poesie Albertas von Puttkamer doch vielfach hin; so dichtet auch sie schon:

„Und mich gemahnt das Liebesspiel
An eine Stunde, wild und fern,
Da ich in süßem Kampfe fiel,
Nach Sturmesnacht beim Morgenstern.“

Freilich ist das gegen die jetzt üblich gewordene weibliche Selbstprostituierung noch sehr „anständig“.

Und so wollen wir den Sprung von der Früh- zur Spätdecadence (unter Hochdecadence verstand ich die Zeit, wo die Wagner-Raserei auf der Höhe war), von Prinz Schönaich und Albertu von Puttkamer zu Richard Dehmel denn ruhig wagen! Sicherlich, Empfinden und Sprache sind bei ihm sehr viel persönlicher geworden als bei seinen Vorgängern, diese dichteten gewissermaßen immer noch ins Leben hinein (daher denn auch die beliebten Maskierungen), er dichtet aus seinem Leben heraus. Aber allerdings hat er sein Leben sozusagen „zugerichtet“, meinetwegen „modern poetisiert“, und so ist hier der Unterschied gar nicht allzugroß: Wirkliche Weltfremdheit und künstliche sogenannte Weltüberwindung gleichen sich oftmals auf ein Haar, und für die Poesie ist es zuletzt ziemlich gleichgültig, ob das Genie-Markieren, oder sagen wir allgemeiner, die Pose sich konventioneller Formen bedient oder nach neuem und unerhörtem Ausdruck sucht. Es ist zweifellos etwas Unnatürliches und Forciertes in Dehmels Lyrik, an das die gesunde und klare Natur (die ja darum recht wohl auch tief poetisch sein kann), sich sehr schwer gewöhnt; man sagt sich immer wieder: diesem Dichter genügt es nicht, etwas zu sein, er will etwas sein — will es unter allen Umständen und um jeden Preis. Und doch zeigen seine „Ausgewählten Gedichte“ (Schuster u. Löffler, Berlin) sehr deutlich zunächst einmal, daß er nicht, wie wenigstens manche seiner Freunde behaupten, ganz selbständig dasteht, daß er der älteren Entwicklung sehr viel verdankt, ja selbst älteren Dichtern gelegentlich nachempfindet. So ist sein Gedicht „Schutzengel“ von dem jungen, jungen Jägersmann ganz im Geiste der Volkspoesie, nicht der deutschen, der littauisch-slavischen, so erinnert „Der gute Hirte“ an die Dichtung des 17. Jahrhunderts, die Barockdichtung, die man ja heute überhaupt mit Vorliebe nachahmt, so ist das Gedicht „Die Getrennten“ ganz Klopstockisch, so erkennt man in den Versen des „Gethsemane“ Schillers Jugendpoesie. An Friedrich Schlegels künstliche Verse erinnert „Kunstgenuß“, das „Madam“ in „Zukunft“ stammt aus Heine, die „Heilige Nacht“ klingt in Versmaß, Klang und Stimmung u. a. an Mörikes „Auf ein altes Bild“ an, das Thema des „Tanzliedes“ hat Strachwitz in seiner „Rose im Meer“ sehr viel mächtiger behandelt, „Im Spelunkenrevier“ waren wir schon mit Hopfen und verwandten Dichtern. Dann ist natürlich auch ein Einfluß von Liliencron da, so in dem „Herrlichen Pärchen“ und in manchen Einzelzügen, wie, wenn sich Dehmel nach der Art seines Freundes in Venus Regina selbst zum Fürsten krönt. Besonders stark ist die Einwirkung Nietzsches, die „Stimme im Dunkeln“ beispielsweise und auch das „Hohe Lied“, das den Schluß des Bandes bildet, könnten wohl, ohne aufzufallen, unter Nietzsches Gedichten stehen, von zahlreichen Einzelanklängen abgesehen. Nun, Dehmel selbst wird diese nicht leugnen, wird vielleicht sogar zugeben, daß meine ganzen, auf genauer Klangempfindung beruhenden Nachweise stimmen — und er darf's auch ruhig tun, da seine dichterische Selbständigkeit trotz alledem unzweifelhaft ist. Ich will hier

ja weiter nichts als den manchmal geleugneten Zusammenhang mit der älteren Lyrik aufzeigen. Und was für die Kunst Dehmels gilt, gilt auch für seine hinter ihr stehende Persönlichkeit, auch in dieser Beziehung finden sich manche Keime bei der Frühdecadence, ja noch weiter zurück, die der bedeutendste Dichter der Spätdecadence dann weiter entwickelt hat, richtiger, weiter entwickelt in seinem Wesen trägt.

Was bei Dehmel dem nicht modern infizierten Leser zuerst auffällt, das ist seine „Brünstigkeit". Er selber spricht dies sein Charakteristikum auch öfter aus, so in dem Gedicht „Die Harfe":

„Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen."

Brünstig ist vor allem auch Dehmels Erotik, und er kommt oft genug zum Brutalen, Ekelhaften und Perversen. Selbst in dieser ausgewählten Sammlung findet sich derartiges, so ist mir z. B. das Gedicht „Bastard" Zeugnis einer wüsten Phantasie. Allerdings will Dehmel über die bloße Brunst hinaus:

„Ich will mich lauter blühn, lauter und los
Aus dieser Brünstigkeit zu Frucht und Fülle",

aber wiederum ist auch seine Sehnsucht nicht rein und sein Ringen bleibt immer dumpf und befangen. Was tue ich mit dem Kult der nackten Leiber, den er in „Venus Regina" verherrlicht? Man wird mich doch nicht glauben machen wollen, daß dieser in unseren Tagen so oft getriebene Kult wirklich Rückkehr zur göttlichen Reinheit sei? Nein, nein, er ist durchaus Decadence und gewinnt bei mir, der ich von Prüderie wahrhaftig nichts weiß, nicht an Wertschätzung dadurch, daß sich die Simplicissimusredakteure zu seinen Vorkämpfern aufwerfen. Übrigens gelangt auch Dehmel hier und da geradezu zum Simplicissimusstil und -geist hinab, so in der „Entladung", wo „vierzig Nonnenwaden mit dem Wirbelwinde ringen", und in seinem noch näher zu beleuchtenden „Heine-Denkmal". Höchst unangenehm ist mir dann auch die übermäßige Verwertung von Christus und Maria in Dehmels Lyrik, die sich ja auch in der ganzen modernen Lyrik wieder findet. Ich sehe wirklich nicht ein, daß es nötig ist, jedes gefallene Mädchen zur Madonna („Heilige Nacht", „Erfüllung", „Die Magd", „Die Glücklichen", „Mit heiligem Geist") und jeden betrunkenen Bettler zu einem Christus zu erheben („Aufeinanderfranz"), selbst mit Christi Person allerlei Unfug zu treiben („Jesus bettelt") — ja, ich finde es, von der religiösen Pietät ganz abgesehen, künstlerisch höchst geschmacklos. Aber unsere großen Geister wissen sich, wie es scheint, nicht anders als freie Geister zu erweisen. Der metaphysische Drang in Dehmel ist im übrigen echt und stark, wird nur leider wieder durch seine zum Teil auch künstliche Gesuchtheit und Dunkelheit paralysiert. Er ist zuletzt keine bedeutende Persönlichkeit, kann uns andern nichts sein, wenn wir auch einigen Anteil an seinem Ringen nehmen müssen. Zu genau demselben Resultat kommt man bei Betrachtung seiner sozialen Dichtung: Dehmel steht durchaus im Bann des sozialdemokratischen Mythus:

„Heut stöhnt ein Volk nach Klarheit, wild und gell"
„Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein" usw.

Ohne gerade Dehmel damit treffen zu wollen, muß ich doch sagen, daß der Zukunftsstaat für niemanden weniger Verwendung hat als für die modernen Luxuspoeten, und ob sie zehnmal nach einem internationalen „Volk" schreien, das es niemals geben wird, und sich anheischig machen, „mit nacktem Leibe einen neuen Menschen zu zeugen" („Eines Tages"). Ich kann mir nicht helfen, geistig scheinen mir die Poeten dieser Art, die alles sein wollen, nur nicht national, stark zurückgeblieben, sie kommen immer noch nicht über den guten Henri Heine mit seiner Emanzipation des Fleisches und seinem „Großen Griechentraum", wie Schönaich-Carolath sagt, hinaus, und wir Neunationalen finden sie im Grunde längst langweilig, ja, hier und da komisch. So wirkt Dehmels „Ein Heinedenkmal", das ein deutscher Fürst vor seinem freiwilligen Herabsteigen von seinem Throne gesetzt haben will, in der Tat nicht anders als komisch. Wenn Dehmel von Heine in seinem Gedicht sagt, daß er „unsere Muttersprache mächtiger sprach als alle deutschen Müller und Schulzens" und kurz darauf als Probe das Heinische Deutsch folgendermaßen „nachdichtet":

„O Moses, du gefällst mir nicht,
Du bist mir überflüssig,
Und dein vergrämtes Angesicht
Ist längst mir überdrüssig,"

so muß man doch sicherlich lachen. Auch die Idee, am Heinedenkmal „ein fettes Schwein, das echte deutsche Hausschwein" anzubringen, berührt doch höchst komisch.

Doch genug davon! Die Gesuchtheit Dehmels verführt ihn oftmals auch zu reiner Spielerei, und er bringt dann direkt schlechtes Zeug. So erlaube ich mir das ganze Gedicht mit dem Refrain:

„Ist das nicht Erfüllung, du?"

schon formell komisch zu finden und dann auch inhaltlich:

„Laß die tragische Geberde,
Sei wie Gott, du bist es schon:
Jedes Weib ist Mutter Erde,
Jeder Mann ist Gottes Sohn,
Alles ist Erfüllung, du!"

Solche metaphysische Dichterei kann ich mit dem besten Willen nicht vertragen.

Dennoch — und nur, um den Gegensatz um so schärfer hervortreten zu lassen, habe ich die vorstehenden Ausführungen gegeben — ich halte Dehmel für einen sehr bedeutenden Lyriker. Eine Dichtung wie das „Notturno" in den „Ausgewählten Gedichten" macht ihm zweifellos keiner der lebenden deutschen Dichter nach, da ist höchste Kunst mit elementarer Kraft vereinigt — freilich, das Gedicht ist eher slavisch als deutsch, und Dehmel ist ja wohl auch wesentlich Slave, wenn nicht auch noch anderes fremdes Blut in ihm steckt. Lieblingsgedichte von mir sind dann beispielsweise „Manche Nacht", „Aufblick", „Auf See" (das Ver-

stummen zum Schluß ist schön), „Drohende Aussicht“, „Die stille Stadt“, „Nach einem Regen“, „Vergißmeinnicht“, „Nur“, „Die Getrennten“, „Durch die Nacht“ — fast alles feinere und schlichtere Gedichte, die doch tief gehen oder vielmehr tief heraufkommen und „Krystalle“ geworden sind. Überhaupt ist, trotz aller Schlacken, der Persönlichkeits- und Lebensgehalt groß oder besser stark bei Dehmel, und so wird man ihn zweifellos auf lange hinaus studieren, und einzelne Freunde wird er immer behalten. Zu unseren Großen können wir ihn freilich nicht stellen, nicht zu Goethe und nicht zu Mörike, Hebbel, Keller; das sind deutsche Männer, und Dehmel ist zuletzt doch wohl eine slavische Virtuosennatur. Aber wie wäre es, wenn wir ihn Heine zur Seite setzten, eine Stellung, die ihm ja selbst erwünscht scheint? Mir ist er freilich viel lieber als Heine, denn er ist wahrer und „ringender“.

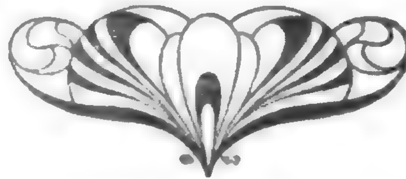
Auch Richard Schaukal, ein heute erst dreißigjähriger österreichischer Dichter, hat schon „Ausgewählte Gedichte“ herausgegeben, ein hübsch ausgestattetes Bändchen im Insel-Verlag, Leipzig. Auch er ist eine charakteristische Erscheinung, auch er ist eine Virtuosennatur Ich habe ihn früher einmal den französischen Parnassiens verglichen, und als Versbauer sucht er seinesgleichen, wie es denn auch im letzten Kunstwart-Ratgeber von ihm heißt: „Bei aller Formtüftelei atmen seine „schlanken Verse“ eine wirkliche Grazie und jene innere Melodie, die sich in der Lyrik am allerletzten erzwingen läßt.“ Freilich, der Persönlichkeits- und auch der Lebensgehalt ist nicht bedeutend, Schaukal ist zwar nicht gerade lyrischer Artist, wie so manche andere, eine ganze Schule junger Talente, aber er ist formell ein Spieltalent, gehaltlich ein Anempfinder feinster Art, der zuletzt nur wundervolle Seifenblasen zustande bringt. Ich habe Verständnis für seine reine Kulturpoesie, die den eigentümlichen Stimmungsreiz aller älteren Kulturen durch sorgfältige Parfüm-Mischung — denn auf eine solche läuft es zuletzt hinaus — wachzurufen versteht, aber ich fürchte, sie hat keine Entwicklung, zumal der Dichter selber, wie sein thörichtes Gerede über Hebbel es bewies, sie überschätzt. Nein, es geht zuletzt eben doch nicht ohne starken Persönlichkeits- und Lebensgehalt, die „Feinheit“ tut es nicht. Schaukal kommt mir wie ein eleganter Kavalier vor, der auf dem Reitwege einer öffentlichen Promenade seine Reitkünste zeigt — alles bewundert und staunt! Aber der Pegasus muß entweder durch die Luft zur Sonne empor gehen oder er muß als wackeres Kriegsroß in die Schlacht stürmen — ja, ich glaube, man kann ihn sogar vor einen Wagen oder in einen Pflug spannen, wenn die Zeit, die geistige Not eines Volkes es erfordert. Aber ihn vor der „buntgeputzten“ Menge courbettieren zu lassen, hat zuletzt wenig Zweck. Das Beste (in meinem Sinne) in Schaukals „Ausgewählten Gedichten“ sind einige Naturstimmungen („Morgen“, „Feldergang“, „Herbstabend“, „Schnepfenstrich“ usw.), und die geben mir freilich doch noch Hoffnung, daß sich der Dichter durch den Anempfinder hindurch emporarbeiten wird.

Eine wirklich gute und auch für die allgemeine deutsche lyrische Entwicklung charakteristische Gedichtsammlung ist das vor einiger Zeit erschienene „Ost-

preußische Dichterbuch", herausgegeben von Adolf Petrenz (Reißner, Dresden). Sie zeigt das große technische Können (technisch in höherem Sinne) — Kunst der Gefühls- und Gedankenwendungen sagte ich vorher — der jüngeren Generation, die hohe poetische Kultur unserer Zeit; und sie zeigt auch den bei aller Schönheit und Feinheit im einzelnen, der Empfindungszartheit, dem hochentwickelten Naturgefühl usw. nicht zu verkennenden Mangel an elementarer Kraft, an eigenem Leben. So kann in einem solchen Buche eine Frau, Agnes Miegel, als die stärkste erscheinen.

Wer hätte das gedacht, als der Sturm und Drang und der Naturalismus einsetzten, daß das Ende eine überfeinerte Luxuspoesie und daneben die Herrschaft einer (übrigens in mancher Beziehung unverächtlichen) Unterhaltungsliteratur sein würde?

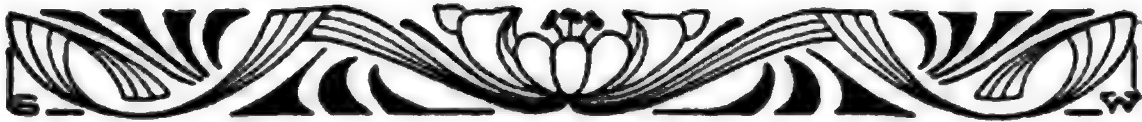
Dichter und Völker müssen Schicksale haben, dann werden sie etwas. Uns Deutschen, so könnte man glauben, fehlen jetzt die wirklichen Schicksale schon zu lange, so schwere sich vielleicht vorbereiten.



Aus neuen Büchern.

„Die weltferne, weltfremde Art des sittlichen Handelns der ersten Christen können wir nicht an unser modernes Leben heranbringen. Wir stellen uns getrost in den Strom der Entwicklung des Evangeliums, mitten hinein in die weltoffene Auffassung der reformatorischen Ethik. Mitten hinein in eine groß und weit gewordene Welt, die nicht am Ende und nicht am Abschluß zu stehen glaubt, sondern am Anfang einer neuen Periode, mitten hinein in eine Welt voll von starrenden Fragen und Problemen; mitten hinein in eine Zeit der modernen Technik, des Welthandels und der Weltindustrie, der sozialen Frage, des Völkerringens und der Klassenkämpfe tragen wir die Forderungen des Evangeliums, das Leben um der andern willen, den Adel der dienenden Liebe, das große heilige Verstehen allen Menschenlebens, die sichere gottgegebene Ruhe allen Anfeindungen gegenüber. W. Bousset.

Aus dem Buch „Christliche Gedanken für die Suchenden unserer Zeit" gesammelt von A. Kerler. Tübingen, J. C. B. Mohr. 3 Mk.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. Januar 1905.

Die Hoffnung, daß der Reichstag noch vor den Weihnachtsferien die Beratung der neuen Handelsverträge werde beginnen können, ist infolge der eigenartigen Entwicklung, die die Verhandlungen mit Österreich-Ungarn genommen haben, nicht erfüllt worden. Das Bestreben der Reichsregierung ist es seit der Annahme des neuen Zolltarifs gewesen, alle bestehenden Handelsverträge durch neue zu ersetzen und die Verhandlungen so zu führen, daß zu einem bestimmten, rechtzeitig vorher bekannt zu gebenden Termin die neuen Verträge an Stelle der alten treten könnten. Mit Belgien, Italien, Rußland, Rumänien, der Schweiz und Serbien ist das Reich in dieser Weise handelseinig geworden. Österreich-Ungarn gegenüber häuften sich jedoch die Schwierigkeiten. Unser Nachbarreich hatte seinerzeit mit dem Caprivivertrag ein besonders gutes Geschäft gemacht und konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, irgend einen der erlangten Vorteile opfern zu müssen. Noch mehr ins Gewicht fielen die eigenartigen Verhältnisse im Innern der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Beziehungen der beiden Reichshälften zu einander, die sich gegenseitig eifersüchtig überwachen. Endlich trugen auch die besonderen Beziehungen der österreichischen und reichsdeutschen Presse das Ihrige dazu bei, daß die Lage auf österreichischer Seite falsch eingeschätzt wurde. In Wien und Budapest legte man augenscheinlich der reichsdeutschen Oppositionspresse allzu großes Gewicht bei, und diese Presse stellte sich in der Tat mit einer Unbefangenheit auf den österreichischen Standpunkt, wie es andern fremden Staaten gegenüber einfach undenkbar gewesen wäre. Graf Posadowsky reiste Anfang November selbst nach Wien, um die Verhandlungen, wenn irgend möglich, zum guten Ende zu führen. Einen Monat später kehrte er nach Berlin zurück, scheinbar unverrichteter Sache, wie die Gegner frohlockten, und doch nicht ohne die Klärung der Lage herbeigeführt zu haben, die die Vorbedingung des Erfolges war.

Der Reichskanzler rüstete sich indessen zur Vorlegung der sechs abgeschlossenen Verträge ohne den österreichisch-ungarischen an den Reichstag, da zeigte sich bereits, daß der vorläufige Abbruch der Verhandlungen nicht, wie in unserer freihändlerischen Presse behauptet wurde, eine Niederlage des Grafen Posadowsky bedeutet hatte. Von Wien aus trat der Wunsch nach Wiederaufnahme der Verhandlungen an die deutsche Regierung heran. Graf Bülow glaubte unter solchen Umständen mit Recht alles tun zu müssen, um in das Bündel der neuen Verträge, die an den Reichstag gehen sollten, auch noch den Vertrag mit Öster-

reich-Ungarn hineinzubringen. Jeder Freund einer verständigen Handelspolitik wird dieser Anschauung zustimmen müssen. Die Sorge, daß man auf österreichischer Seite noch an falschen Vorstellungen über die Macht der freihändlerischen Ideen in Deutschland und infolgedessen an unberechtigten Hoffnungen auf die Nachgiebigkeit der deutschen Unterhändler im Caprivischen Stil festhalten werde, konnte nach der Tätigkeit des Grafen Posadowsky in Wien als beseitigt gelten. Was jetzt noch dem Vertrage entgegenstand, waren wirklich entgegengesetzte Interessen der beiden Reiche, die nur durch beiderseitiges Entgegenkommen in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Die Grenzen für dieses Entgegenkommen ergaben sich für Deutschland natürlich genug aus den Verpflichtungen, die mit den andern Vertragsstaaten eingegangen waren. In dieser Lage konnte unsere Regierung ziemlich kaltblütig auf die mitunter recht kindlichen Versuche der Parteien und ihrer Presse blicken, durch Silbenstechereien und Spitzfindigkeiten das Verfahren und die Erfolge der Unterhandlungen in Zweifel zu ziehen. Oder war es etwa nicht kindlich, wenn Betrachtungen über die Zusicherung des Grafen Bülow, die Handelsverträge sollten „alsbald nach den Weihnachtsferien" vorgelegt werden, angestellt wurden und die Regierung verhöhnt wurde, daß sie mit Österreich-Ungarn nicht so früh fertig geworden war, daß sie genau am 10. Januar — dem Tag des Wiederzusammentritts des Reichstags — ihre Zusicherung einlösen konnte?

Ernster zu nehmen ist die Taktik der Agrarier, die bis zu diesem Augenblick nicht aufgehört haben, auf die Kündigung der alten Handelsverträge zu dringen, und die überaus empört sind, daß namentlich der Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn am 31. Dezember 1904 nicht gekündigt worden ist. Daß die Kündigung der andern Tarifverträge nicht nötig war, ist klar. Wenn ich mit einem andern ausdrücklich vereinbare, daß ein bestehendes Vertragsverhältnis von einem bestimmten Datum ab auf einer neuen Grundlage weiter laufen soll, so liegt in dem Inhalt der neuen Vereinbarungen, die doch nur bei freier Zustimmung beider Teile getroffen werden können, von selbst ausgesprochen, daß besondere, terminmäßig abzugebende Erklärungen über das Aufhören des alten Vertrages nicht nötig sind. Die Kündigung des Vertrages mit Österreich-Ungarn wäre allerdings gerade mit Rücksicht auf die andern Vertragsstaaten notwendig gewesen, wenn am 31. Dezember 1904 nicht bereits eine gewisse Sicherheit bestanden hätte, daß man in kurzer Frist zu einer Entscheidung kommen werde. Daß Österreich-Ungarn aus dem Ausbleiben der Kündigung Ermunterung zu erneuter Hartnäckigkeit schöpfen werde, — so wurde es in der agrarischen Presse dargestellt, — ist eine unhaltbare Annahme. So lagen die Dinge längst nicht mehr, und das wußte man auch in Österreich sehr gut.

Weshalb nun trotzdem noch immer das Drängen auf Kündigung? Die Agrarier hoffen offenbar, sich eine Handhabe verschaffen zu können, um die handelspolitische Lage nach ihren Wünschen zu gestalten. Hätte die Regierung ihnen den Gefallen getan, alle Verträge zu kündigen, so hätten die alten Verträge nach Jahresfrist auch dann außer Kraft treten müssen, wenn die neuen Verträge vom Reichstag abgelehnt würden. Das hätten die Agrarier mit Freuden

besorgt, und die Regierung würde sich dann wider ihren Willen und wider ihre Überzeugung vor ein handelspolitisches Vakuum, d. h. in diesem Falle den allgemeinen Zollkrieg gestellt sehen. Eine solche Lage mußte vermieden werden, und deshalb mußte die Kündigung während der ganzen Verhandlungen mit den fremden Staaten nur als ultima ratio im tiefsten Hintergrund bleiben. Man kann hierin die eigentümliche Schwierigkeit der Lage erkennen. Die Regierung mußte sich bei ihrer neuen Handelspolitik vorzugsweise auf die Rechte stützen und mit der Opposition der Linken rechnen. Dennoch mußte sie stets von der Rechten eine Durchkreuzung ihrer Absichten fürchten und sich dagegen verwahren, von dieser Seite in eine Bahn gedrängt zu werden, die sie im Bewußtsein ihrer Verantwortung für das Gemeinwohl unmöglich einschlagen konnte. Denn wenn die extremen Agrarier ihren Willen durchsetzten, so konnte die Folge nur ein handelspolitisches Chaos sein, worin nicht nur Handel und Industrie um die Früchte jahrelanger Arbeit gebracht, sondern auch die Landwirtschaft dem Ruin ausgesetzt worden wäre. Die Regierung hatte also beständig einen Kampf nach zwei Fronten zu führen. Man mache sich einmal recht klar, welche umfassende Beherrschung der Lage, welche eindringende Sachkenntnis, welche Kaltblütigkeit und Gewandtheit dazu gehört, um unter solchen Umständen Verhandlungen mit ausländischen Staaten zu führen, denen unsere Oppositionspresse beständig sekundierte und Ratschläge erteilte. Wir können dem Himmel sehr dankbar sein, daß die Führung dieser ganzen Politik in der Hand von zwei Staatsmännern liegt, die sich so glücklich ergänzen, wie einerseits Graf Bülow mit seiner diplomatischen Erfahrung und staatsmännischen Sicherheit, die stets alle Möglichkeiten übersieht und nirgends einen Faden fallen läßt, der ferner die für die verantwortliche Stelle notwendige Unbeirrbarkeit und den gesunden Optimismus besitzt, ohne den kein staatsmännisches Werk gelingt, — andererseits Graf Posadowsky mit seiner staunenswerten Beherrschung dieses verwickelten Stoffes, der Klarheit und Vielseitigkeit seines mit außergewöhnlicher Arbeitskraft noch stets geförderten Wissens.

Die Verhandlungen des Reichstags vor Weihnachten blieben also ausschließlich der ersten Beratung des Etats und der Militärvorlagen gewidmet, — abgesehen von einigen Tagen, in denen noch über die im vorigen Jahre unerledigt gebliebenen Resolutionen zum Etat des Reichsamts des Innern verhandelt wurde. Die erste Etatsberatung bedeutet ja in jedem Jahre eine Art von politischer Generalübersicht, die immer mehr den Charakter einer Auseinandersetzung zwischen der Sozialdemokratie einerseits und der Regierung und den bürgerlichen Parteien andererseits annimmt. In diesem Jahre konnte die Generaldiskussion über den Reichshaushalt nicht vor sich gehen, ohne daß die geradezu trostlose Lage der Reichsfinanzen gebührend gekennzeichnet wurde. Zwar wird die im vorigen Jahre glücklich durchgesetzte sogenannte „kleine Finanzreform" gewiß eine vorübergehende Besserung der eigenen Einnahmen des Reiches bringen, so bald erst die Bedingungen in Kraft getreten sind, auf die sie aufgebaut ist, d. h. sobald erst die Neuregelung der Zolleinnahmen des Reichs wirklich erfolgt

ist und sich in ihren Folgen übersehen läßt. Aber so dankenswert eine solche Aufbesserung der Einnahmen auch sein mag, so bedeutet sie doch nicht das, was wir brauchen, eine Möglichkeit für das Reich, allen seinen gerechtfertigten und von der Volksvertretung anerkannten Bedürfnissen finanzieller Natur gerecht zu werden, ohne die Finanzen der Einzelstaaten in Unordnung zu bringen. So konnten die Parteien nicht umhin, bei den Etatsdebatten auch zu der Frage einer gründlichen Reichsfinanzreform Stellung zu nehmen. Klar trat dabei wieder die Abneigung des Zentrums gegen jede wirksame und ernsthafte Reform zu Tage. Der Hauptetatsredner der Partei, der Abgeordnete Spahn, glaubte die schwierige Aufgabe durch den Vorschlag lösen zu können, die Matrikularbeiträge nach einem andern, mehr der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten entsprechenden Modus zu erheben. Daß dadurch wenig gebessert wird, ist klar; den Hauptübelstand will auch das Zentrum gar nicht bessern: das Reich soll abhängig von den Einzelstaaten bleiben. Von den liberalen Parteien wird bekanntlich der Gedanke direkter Reichssteuern gepflegt, und er fand auch in den Etatsdebatten mehrfach Ausdruck. Natürlich konnten das nur entfernte Hindeutungen auf mögliche Lösungen der schwierigen Frage sein. Welchen Weg die Regierung selbst einmal empfehlen und wann das geschehen wird, das liegt noch ganz im Dunkel.

Wie vor einem Jahre ist Graf Bülow wieder energisch gegen die Sozialdemokratie in die Schranken getreten. In zwei ausgezeichneten Reden trat er zunächst dem Abgeordneten Bebel, dann dem Abgeordneten v. Vollmar gegenüber, beide Male einen großen rhetorischen Erfolg davontragend. Es sind dagegen die gewohnten Vorwürfe erhoben worden: daß der Kanzler zwar die momentane Wirkung für sich gehabt habe, aber in die Tiefe der sozialdemokratischen Anschauungen nicht eingedrungen sei, und daß solche Reden doch eben nur Worte und keine Taten seien. Wir möchten glauben, daß Graf Bülow das ebenso gut weiß wie seine Kritiker. Wer aber meint, daß es ganz gleichgültig sei, ob der leitende Staatsmann auch den lediglich rhetorischen Erfolg in der parlamentarischen Debatte an sich fesselt, der scheint uns ein etwas kurzes Gedächtnis und wenig Menschenkenntnis zu haben. Denn vergessen sind dabei augenscheinlich viele peinliche Augenblicke aus der Kanzlerschaft des sonst so hochverdienten Fürsten Hohenlohe; vergessen und unterschätzt eine ganze Reihe von psychologischen Wirkungen, die von dem Wesen parlamentarischer Tätigkeit unzertrennbar sind. Selbstverständlich hat noch nie eine Parlamentsrede einen Gegner umgestimmt oder überzeugt, in Deutschland wenigstens sicher nicht, wo nichts so sehr den höchsten politischen Ruhm verbürgt, als daß jemand die politischen Dummheiten, die er einmal als junger Mensch gemacht hat, bis an sein seliges Ende weiter macht. Aber wer die befestigenden, aufrichtenden und befreienden Wirkungen einer guten Parlamentsrede auf die Freunde des Redners leugnet, dem kann man nur den guten Rat geben, schärfer zu beobachten. Und besonders wichtig ist es, daß der leitende Staatsmann ab und zu denen aus der Seele spricht, mit deren Unterstützung er rechnen muß. Auf diese Wirkung müssen seine Reden

berechnet sein. Es würde daher gänzlich zwecklos sein, wenn der leitende Staatsmann sich im Parlament in tiefgründige Untersuchungen über die sozialdemokratische Weltanschauung einließe und womöglich das Körnchen Wahrheit feststellte, das darin liegt und vielleicht einen entwicklungsfähigen Keim für die Zukunft enthält. Wie der praktische Politiker die Zeichen der Zeit beobachtet und daraus die Grundsätze für die Staatsleitung und die gesetzgeberische Arbeit gewinnt, ist eine ganz andere Frage. Die parlamentarische Behandlung einer Partei aber kann nur danach erfolgen, wie diese Partei selbst sich gibt. Tritt sie als rücksichtslose Feindin der Staatsordnung auf, dann muß sie von den Verteidigern des Staates auch ebenso rücksichtslos als solche gekennzeichnet werden.

Mit dem Etat wurden auch die neuen Vorlagen über die Friedenspräsenzstärke und über die Abänderung der Wehrpflicht beraten. Wir brauchen hier nicht darauf einzugehen, da ihnen kürzlich in dieser Zeitschrift ein besonderer Aufsatz gewidmet wurde. Nur über die Pensionsgesetze, die gleichfalls noch vor Weihnachten die erste Lesung passierten, muß noch bemerkt werden, daß ihr Zustandekommen sehr zweifelhaft geworden ist. Deutlich war zu erkennen, daß das Zentrum und ein Teil der Linken die Vorlagen nicht verabschieden will, so lange die ungünstige Lage der Reichsfinanzen andauert. Freilich hütet sich das Zentrum, einer Vorlage, die allgemein als berechtigt anerkannt worden ist, ein offenes Nein entgegenzusetzen. Die Partei wäre dann vielleicht sogar in der Minderheit geblieben und hätte das Heft aus der Hand geben müssen. Man fand ein einfacheres Mittel, die Vorlage zu begraben, ohne sie abzulehnen. Man verwies sie an die Bugetkommission. Es ist ausgeschlossen, daß die Kommission in absehbarer Zeit die Vorlagen durchberaten kann. Die Konservativen hatten in Gemeinschaft mit der Reichspartei und mit Unterstützung der Nationalliberalen die Einsetzung einer besonderen Kommission gefordert. Doch es ging hier, wie es gewöhnlich geht. In der letzten Sitzung vor den Weihnachtsferien sollte die Entscheidung fallen. Aber mit der Fahrlässigkeit, die leider auf dieser Seite so oft zu beklagen ist, hatten sich anscheinend die Führer und die Mehrzahl der Fraktionsmitglieder die Sachlage und die Bedeutung dieser Abstimmung nicht klar gemacht; sonst pflegt ja auch die Verweisung einer Vorlage an eine Kommission eine bloße parlamentarische Formsache zu sein. So waren die meisten Mitglieder der Rechten bereits leichten Herzens nach Hause gereist. Wären sie auf dem Posten gewesen, so hätten sie die Forderung einer besonderen Kommission sicher durchgesetzt, denn nur den leeren Bänken auf der Rechten verdankte das Zentrum den geringen Stimmenüberschuß, mit dem die Überweisung an die Budgetkommission beschlossen wurde. Die scheinbar geringfügige Unterlassungssünde hat hier vielleicht die ganze Vorlage gefährdet.

Am 10. Januar ist der Reichstag nach der Weihnachtspause wieder zusammengetreten. Wir stehen also erst am Anfang der Periode, die für das Ergebnis des parlamentarischen Winterfeldzuges entscheidend ist. Vor allem rückt nun die Frage der Handelsverträge der letzten Entscheidung nahe.





Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Generalleutnant z. D. E. v. Liebert.

II.

In seiner Etatsrede vom 5. Dezember v. J. hat der Reichskanzler eine neue Ära der deutschen Kolonialpolitik eröffnet oder wenigstens angekündigt. Nach seinen Mitteilungen wird beabsichtigt, an Stelle der Kolonialabteilung ein selbständiges Reichsamt für die Kolonien zu errichten, für die Spezial- und Fachausbildung der Kolonialbeamten Vorsorge zu treffen, in allen Kolonien Zivilverwaltung einzuführen und das vorsündflutliche Abrechnungsverfahren zu vereinfachen. Für die Neuregelung der Verhältnisse in Südwestafrika versprach der Reichskanzler Entwaffnung der Eingeborenen, Unterbringung derselben in Landreservaten und ausreichende Entschädigung der Ansiedler. Das ist ein erfreuliches Programm, dem alle Sachverständigen zustimmen werden, weil es mit den Halbheiten und Unmöglichkeiten des Systems Caprivi endgültig aufräumt.

Wenn gegenwärtig in Deutschland von Kolonien gesprochen wird, so ist fast ausschließlich von Südwestafrika die Rede. Der an sich so traurige Herero- und Witboikrieg hat die eine gute Seite, daß er das vergessene und mißachtete Land in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gezogen hat und daß es diesen Platz so leicht nicht wieder verlieren wird. Diesen Verhältnissen Rechnung tragend, soll hier an erster Stelle über dies Schmerzenskind unter den deutschen Kolonien berichtet werden.

1. Südwestafrika.

In der Rundschau des Novemberheftes dieser Monatsschrift konnte der Beginn des Hottentottenaufstands gerade erwähnt werden. Der gemeine, niederträchtige Verrat dieses Stammes, dessen mörderischen Greueltaten sofort vierzig Ansiedler zum Opfer fielen, hat schnell eine gerechte Sühne gefunden und wird bald mit der Vernichtung dieser gelben Rasse endigen. Wo nur deutsche Truppen mit den Witbois, den Veldschoedragers und den Bethaniern zusammengestoßen sind, haben sie die Hottentotten geschlagen, zersprengt und ihnen das gestohlene Vieh abgenommen. Da die im Süden zu verwendenden Streitkräfte sich beständig verstärken, so werden die Empörer immer enger in ihren Schlupfwinkeln eingeschlossen und bedrängt werden. Ihr Ende wird entweder Vernichtung im Kampf oder Übertritt auf englisches Gebiet sein.

Mit letzterem Abschluß werden wir uns ebenso wie bei den Hereros mit Gleichmut abzufinden haben. Die Briten liefern keine politischen Flüchtlinge aus, aber sie entwaffnen sie und bringen sie fern von dem Grenzgebiet unter. Damit müssen wir uns zufrieden geben, wenn auch die Mordtaten und die viehischen Zerstörungsakte der Rebellen nicht an ihnen persönlich gesühnt werden können. Die englische Kolonialbehörde wird keine Freude an dem verhungerten und verlumpten Gesindel erleben, um so weniger, als sie selbst in den südafrikanischen Gebieten Besorgnis vor einer plötzlichen Erhebung der Eingeborenen, speziell der Basuto und der Swasi, hegen muß. Unter solchen Umständen ist dieser Zuwachs der durch äußerste Not an den Rand der Verzweiflung gebrachten Herero und vielleicht später einzelner Hottentottenbanden nicht gerade zu beneiden. Die deutsche Verwaltung aber ist der anderweit notwendigen Strafgerichte und der ekelhaften Hinrichtungen ledig.

Bei den jetzt schnell sich folgenden Nachrichten über Siege und Erfolge den Hottentotten gegenüber darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß der lästige Krieg immer mehr lokalisiert wird, bis er endlich ganz sein Ende erreicht. Während wir dies Resultat von dem Eifer und der Ausdauer unserer braven Truppen und dem Geschick ihrer Führer demnächst erwarten dürfen, drängt sich die Frage nach dem wirtschaftlichen Wiederaufbau der Kolonie stark in den Vordergrund. Die eingangs erwähnten Zusagen des Reichskanzlers eröffnen dem schwer geprüften Lande die Aussicht, daß endlich die bisherigen Versäumnisse nachgeholt werden und ihm das zugebilligt wird, was es zu seiner wirtschaftlichen Entwicklung bedarf. Allgemein werden die im Reichstage hingestellten großen Gesichtspunkte als richtig und zukunftversprechend gebilligt werden, nur ist eine Ergänzung noch erwünscht: die Heranziehung der großen konzessionierten Landgesellschaften zu den Kriegskosten und die Neuregelung der jenen Kompagnien verliehenen Rechte an dem Boden der Kolonie, denen leider keine Pflichten entsprechen.

Wenn das Deutsche Reich 130 Millionen Mark als erste Rate für den Kolonialkrieg verausgabt, wenn 200 Menschenleben dem Typhus zum Opfer fallen, etwa ebenso viel der Blutgier der Wilden erlegen sind, und der eigentliche Krieg immer neue Verluste verursacht, dann ist es selbstverständlich, daß das Reich die weiter nötigen Opfer für die Erschließung des zum zweiten Male eroberten Landes darbringt. Es hilft hier kein Mundspitzen, es muß gepfiffen werden. In allem und jedem heißt es von vorn an wieder beginnen. Möge man endlich das leidige System der Knauserei und Pfennigpfuchserei verlassen, das uns Deutsche in den Augen des Auslands so verächtlich macht, und sich zu ganzer Arbeit und zu großzügigem Vorgehen entschließen.

In erster Linie gehört ein ganzer Mann an die Spitze der Kolonie, und der dürfte in der Person des Herrn v. Lindequist gefunden sein. Zum zweiten aber muß der neue Gouverneur die nötige Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit erhalten, die bislang den deutschen Gouverneuren nicht gewährt war. „Kolonien lassen sich nicht von dem grünen Tisch der Wilhelmstraße aus verwalten, der

Schwerpunkt der Verwaltung muß draußen in der Kolonie liegen," sagte die Kölnische Zeitung vom 15. November 1904. Dagegen halte man aber die Tatsache, daß in Ostafrika vier Gouverneure hintereinander, v. Wißmann, Frhr. v. Soden, Frhr. v. Schele, v. Liebert, dem Hineinreden des grünen Tisches haben weichen müssen, zum Teil sogar unter Prozeß mit dem Auswärtigen Amt ihren Posten verlassen haben. Ehe dieser bureaukratische Geist nicht gebannt ist, kann es nicht besser werden mit der deutschen Kolonialverwaltung. Herr v. Lindequist ist zur Genüge orientiert und durch Erfahrung gewitzigt, er wird sich wohl die nötige Sicherheit schaffen. Vollauf zu billigen ist es jedenfalls, daß er die Stellung nur antreten will, wenn ihm auch das Kommando der Schutztruppe anvertraut wird; denn das Wort „Einer soll Herr sein" gilt vor allem für Afrika.

Was die wirtschaftliche Erschließung des Landes anbetrifft, so liegt eine Arbeit des bekannten Dr. Rehbock vor, die ein vollständiges System der Wassererschließung im großen ausbreitet und für dessen Durchführung 75 Millionen Mark, auf 25 Jahre verteilt, fordert. Zur Ausbreitung und Hebung der Viehzucht sollen gegen 15000 Anlagen zum Viehtränken hergestellt, 4000 kleinere Dämme für einzelne Farmen, ferner große Stauwerke und Talsperren für größere Ansiedlungen geschaffen werden. Auf diese Weise könnte der Viehstand der Kolonie bedeutend gehoben, die Viehausfuhr auf 30 Millionen Mark, die Wollausfuhr auf 50 Millionen Mark gesteigert werden. Auch der Ackerbau könnte sich soweit entwickeln, daß die jetzt häufig unerschwinglichen Preise der nötigsten Lebensmittel auf normale Höhe gebracht und auf dieser sich halten würden.

Daß daneben dem Reiche weitere große Ausgaben für Hafen- und Eisenbahnbau nicht erspart werden können, ist schon im Novemberheft auseinandergesetzt worden. Hoffentlich läßt man auch in dieser Richtung die Großzügigkeit nicht vermissen. Nachdem das Land einmal derart mit deutschem Blute gedüngt ist, nachdem die nötige Erfahrung für seine wirtschaftliche Entwicklung gewonnen ist, muß alles daran gesetzt werden, um aus dieser bisher verwahrlosten Kolonie ein Neu-Deutschland entstehen zu lassen, auf das das Mutterland mit Stolz blicken kann, und das die ihm gebrachten Opfer wieder einbringt.

Inzwischen ist um die Jahreswende die offizielle „Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete" erschienen und legt für Südwestafrika dar, daß gerade das Berichtsjahr 1903/4 den größten Fortschritt des Landes zeitigte, den irgend ein Jahr bisher aufzuweisen hatte. Der Regenfall war nach Menge wie Verteilung außerordentlich günstig, die Überwindung von Viehkrankheiten gestattete einen lohnenden Export von Vieh, die Ausfuhr von Rindvieh hat allein um 1300000 Mark zugenommen. Endlich beweist die Tatsache, daß eine private Kapitalgesellschaft 16 Millionen Mark aufbrachte, um die Kupferminen von Otavi durch einen Bahnbau von 568 Kilometer Länge ohne jeden Reichszuschuß zu bauen, welch Vertrauen auf die Ergiebigkeit der Minen gesetzt wird. Alle diese Daten können uns nur in den oben ausgesprochenen Hoffnungen für die Zukunfsentwicklung des Landes bestärken.

2. Deutsch-Ostafrika.

Im Gegensatz zu der Katastrophe, die über Südwest hereingebrochen, kann über die anderen deutschen Kolonien, zumal über die größte derselben am Indischen Ozean, nur Erfreuliches berichtet werden. Ostafrika genießt seit langen Jahren dauernden Frieden, und alle Kräfte können dort auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes vereinigt werden. In dieser Richtung verdienen der Erwähnung die Eingeborenenpolitik, die Einführung neuer Kulturen im großen Stil, der Bahnbau und die Vorbereitung für die Besiedelung einzelner Landesteile durch Deutsche.

Das große Land ist nur allzu dünn bevölkert, auf den Qadratkilometer kommen kaum 7 Seelen. Das wertvollste der Kolonie ist daher hier nicht, wie die Bodenreformer behaupten, der Boden, sondern der Mensch, der ihn bebauen soll. Leider sind gerade die küstennahen Bezirke, deren Erschließung zunächst in Frage kommt, durch Sklavenjagd und Menschenraub am stärksten entvölkert, während die Gebiete in der Nähe der großen Seen noch mächtige, volkreiche Stämme bergen. Durch die Einführung der Hüttensteuer vor sieben Jahren ist auf die Neger ein leichter moralischer Zwang ausgeübt, der sie zur Bestellung ihrer Felder und zu einigem Geldverdienen anhält. Um aber das Land in höherem Maße nutzbar zu machen, bleibt es erforderlich, aus dem tiefen Inneren Arbeiter zur Küste zu bringen, am besten ganze Dorfschaften unter ihren Ältesten (Jumben), die sich dauernd ansiedeln und eine neue Heimat sich gründen. Dies Verfahren ist bislang an einzelnen Stellen der großen Karawanenstraße und entlang der Tangabahn mit Erfolg angewendet worden. Neuerdings ernennt das Gouvernement besonders geeignete Persönlichkeiten zu Kommissaren für den Zweck, derartige Anwerbungen im Innern vorzunehmen und so die bekanntlich für alle Kolonien wichtigste Angelegenheit, die Arbeiterfrage, in einer für alle Teile und auch für die Zukunftsentwicklung des Landes günstigsten Weise zu lösen. Die erste als Kommissar ausgewählte Persönlichkeit bürgt für die Sorgfalt und das Geschick, wirklich geeignete Leute zu finden und sichert damit den Erfolg der Maßregel.

Von höchster Bedeutung für die Zukunft der Kolonie ist die Erkenntnis, daß nicht der Kaffee als einziges Landesprodukt gelten darf, sondern daß Massenartikel gebaut werden müssen, die starke Nachfrage und gute Preise auf dem Weltmarkt haben. Als solche haben sich alle Ölfrüchte (Sesam, Erdnuß, Kopra), Hanf, Kautschuk und Baumwolle erwiesen. Ölfrüchte und Kokospalmen gedeihen in weiten Gebieten und fragen wenig nach der Güte des Bodens, ihre Anpflanzung muß nur von Jahr zu Jahr um ein vielfaches zunehmen. Das gleiche läßt sich von der Sisalagave sagen, die den besten Hanf liefert. Der früher durch sinnloses Ausplündern der Wälder gewonnene Kautschuk muß jetzt durch künstliche Anpflanzung beschafft werden, ist aber ein reichlich dankbarer Artikel, da Deutschland allein jährlich für 80 Millionen Mark Kautschuk bedarf.

Das wichtigste Erzeugnis der Tropenkolonien ist die Baumwolle. Dank den Feststellungen des kolonialwirtschaftlichen Komites wissen wir, daß der Boden

Ostafrikas durchweg zur Baumwollkultur geeignet ist. Es handelt sich weiter noch um genaue Kenntnis des Regenfalls, da der Baumwollstrauch nach der Saat Regen haben muß, vor und während der Ernte aber keinen Regen verträgt. Ferner spielt auch hier die Arbeiterfrage ihre Rolle, da für den Hektar etwa 8 angelernte, d. h. also seßhafte Arbeiter erforderlich sind. In hochanerkennenswerter Weise hat das Gouvernement den Anbau der Baumwolle unterstützt und gefördert, Ginmaschinen zum Entkernen sind aufgestellt, durch das eben genannte Komitee ist der Preis von 40 Pfennig für das Pfund entkernter Baumwolle an der Küste garantiert. Im vergangenen Jahre sind bereits 1000 Ballen zu 500 Pfund ägyptischer Baumwolle aus Ostafrika ausgeführt, für 1905 sind 20000 Ballen in Aussicht. Die Proben sind von der deutschen Industrie in Crefeld, Chemnitz usw. als recht gut bezeichnet worden. Welche Wichtigkeit ein derartiger Fortschritt in der Baumwollerzeugung haben muß, beweist der Umstand, daß Deutschland für 423 Millionen Mark einführt und bisher unweigerlich die Preise des New Yorker Baumwollmarktes zu zahlen gezwungen ist!

Soll aber die in Angriff genommene Arbeit Erfolg haben, so muß die Anlage von Baumwollplantagen durch den Bahnbau ergänzt werden. Baumwollballen lassen sich nicht auf dem Kopf des Negers zur Küste befördern. Die Tangabahn erfreut sich infolge der ihrer Spur folgenden Anpflanzungen eines sehr erfreulichen Aufschwungs in ihrem Betriebe und ihren Einnahmen. Es ist nicht berechtigt, wenn der Berichterstatter „Kolonisator" im Augustheft 1904 diese Bahn wie den Bahnbau in Afrika überhaupt so pessimistisch beurteilte.[1]) Die Bahn Dar es salam—Mrogoro soll in drei Jahren, also Ende 1907 beendet sein. Schon jetzt sind kleinere Gin-Maschinen an ihren zukünftigen Stationen aufgestellt, um die zu erwartenden Baumwollernten zu entkernen und sie zum Transport vorzubereiten. Mit Bestimmtheit wird auf die dritte, der Kolonie dringend notwendige Bahnlinie Kilwa—Wiedhafen gerechnet, deren Linie bereits festgelegt ist. Sie soll das große Gebiet des Südens erschließen und den Nyassasee mit der Küste verbinden, sie wird mit letzterem Ziel eine große handelspolitische Bedeutung erlangen.

Durch den allmählich fortschreitenden Bahnbau wird auch eine andere Idee der Kulturförderung ihrer Verwirklichung näher gerückt, die Besiedlung der gesunden Hochländer des Innern durch Deutsche. Gouverneur v. Schele und ich, die wir beide das schöne und fruchtbare Bergland Uhehe durch Augenschein genau kennen gelernt, haben auf seine Besiedlung durch deutsche Bauern hingewiesen. Neuerdings hat Hauptmann Leue in einer größeren Schrift „Die Besiedlungsfähigkeit Deutschostafrikas"[2]) warm vertreten. Endlich hat sich der jetzige Gouverneur Graf v. Goetzen in einem ausführlichen Schreiben an die Abteilung

[1]) Die „Denkschrift" sagt, daß die Einahmen der Tangabahn trotz der ausgiebigen Verbilligung der Tarife Ausfälle nicht erlitten haben.

[2]) Ein Beitrag zur Auswanderungsfrage. Von A. Leue, Hauptmann a. D. Leipzig. W. Weicher, 1904.

München der Kolonial-Gesellschaft vom 11. Oktober 1904 ausführlich über diese wichtige Frage geäußert. Er rechnet mit der Fertigstellung der Bahnlinie bis Mrogoro in drei Jahren, will im Laufe dieser Zeit eine gute Straßenverbindung von Mrogoro über Kilossa nach Iringa, dem Hauptorte Uhehes herstellen und die Vorbereitung zur Besiedlung des Landes an der Strecke Kilossa—Iringa in einem relativ gesunden Berglande, der Bahnlinie so nahe als möglich, beginnen. Dieser Plan trifft jedenfalls das richtige, seine Ausführung durch eine Ansiedlungskommission ist wohl überlegt, allerdings kostspielig. Diese Kommission soll Farmen von 300 bis 1000 Hektar Größe abstecken, Versuchsfarmen anlegen und die gesammelten Erfahrungen für die später eintreffenden Ansiedler verwerten. Schließlich beschäftigt sich der Gouverneur mit Auswahl der Ansiedler, Überführung derselben in das Siedlungsgebiet und ihre Unterstützung in den ersten Jahren. In einem späteren Vortrage in München sprach er sich etwas vorsichtiger aus, und warnte vor einer Aufmunterung zur Auswanderung — sichtlich beeinflußt durch die Berliner Behörde.

Hauptmann Leue vertritt den energischen Standpunkt, sofort mit der Ansiedlung zu beginnen, und dieser hat jedenfalls für sich, daß der erste Schritt immer ein Wagnis bleibt, aber doch einmal gewagt werden muß. Sehr erfreulich lauten bisher die Nachrichten über einen größeren Burentreck, der vor etwa sechs Monaten von Tanga nach dem Kilimandscharo und von dort nach dem schönen Hochlande Mutjek statthatte. Die Buren haben den Marsch durch die heiße Steppenlandschaft auf Maultier- und Ochsenwagen mit Frauen und Kindern ausgeführt und sollen sich in ihrer neuen Niederlassung durchaus wohl fühlen. Jeder Bur sollte in deutschen Kolonien willkommen sein und ihm, wie es in Tanga geschehen ist, jede Unterstützung bereitwillig gewährt werden. Der Bur ist der beste Musterfarmer, er ist dem Klima viel mehr gewachsen als der Europäer, und er weiß die Schwierigkeiten des unkultivierten Landes ganz anders zu überwinden als der deutsche Bauer. Der Bur ist und fühlt sich als Afrikaner, er betrachtet Afrika als seine Heimat und kennt keine andere; er macht sich hier heimisch mit der festen Absicht, auf Dauer zu bleiben, seine Kinder hier zu erziehen und diesen ein Besitztum zu hinterlassen. Der Deutsche kommt meist nur in die Tropen, um dort schnell reich zu werden, seine Vorstellung von Land und Leuten ist häufig überspannt, und die rauhe Wirklichkeit führt oft zu Enttäuschung und Niedergeschlagenheit. Seine Kinder sollen deutsche Schulen besuchen, das Heimweh verleitet womöglich auch zu unnötigen Reisen; genug ihm fehlt vielfach das Gefühl unbedingter Zugehörigkeit zu dem Lande, das er sich zur Ansiedlung ausgewählt. Aus solchen Imponderabilien ist das vielfache Fehlschlagen deutscher Ansiedlungsversuche zu erklären, und es ist dem Gouverneur nicht zu verdenken, wenn er zur Vorsicht mahnt. Unter allen Umständen ist auch eine Abänderung des Gesetzes über die Ableistung der Wehrpflicht für deutsche Kolonisten erforderlich.

Immerhin ist es erfreulich, daß diese Ansiedlungsfrage angeschnitten ist, sie darf nun nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Erst mit einem

Stamm deutscher oder burischer festangesessener Bevölkerung bekommen wir das Land sicher in die Hand und haben nicht solche Überraschungen zu fürchten, wie sie uns Südwest bereitet hat.

Ein wesentlicher Fortschritt in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Kolonie ist durch die Neuregelung der Münze und durch die Begründung einer ostafrikanischen Bank in Daressalam geschehen. Man hat die Rupie als Grundlage des Münzsystems beibehalten, hat aber an Stelle des bisher schwankenden Kurses den Wert von drei Rupies gleich vier Mark dauernd festgesetzt und die Rupie in 100 Heller zerlegt an Stelle der bisherigen 64 Pesa. Die neue Bank wird den Geldumsatz erleichtern, den hohen Zinsfuß hoffentlich herabdrücken und vor allem für einen bestimmten Bestand an Barmitteln sorgen.*) Bislang war es um letztere so traurig bestellt, daß der Gouverneur am 1. jeden Monats einen Dampfer nach Sansibar entsenden und dort gegen einen Scheck auf London oder Berlin die 200000 Mark, deren er zum Auszahlen der Gehälter und für sonstige Ausgaben bedurfte, in Rupiestücken kaufen mußte. Dies etwas primitive und beschämende Verfahren wird nun beseitigt und der Geldbedarf im „Inlande" gedeckt werden können.

Der Warenumsatz der Kolonie stellte sich in befriedigender Steigerung 1903 auf 10,6 Millionen Mark an Einfuhr, 6,7 Millionen Mark an Ausfuhr (für 1904 noch nicht veröffentlicht).

Am erfreulichsten aber erscheint die langsame, stetige Zunahme der Einnahmen aus der Hüttensteuer, da diese Ziffern ein direkter Ausdruck der steigenden Arbeitslust und Arbeitsleistung der Eingeborenen sind. Sie spiegeln die stetige Hebung der Kulturstufe der Suaheli.

Die Hüttensteuer (1. April 1898 eingeführt) ergab:

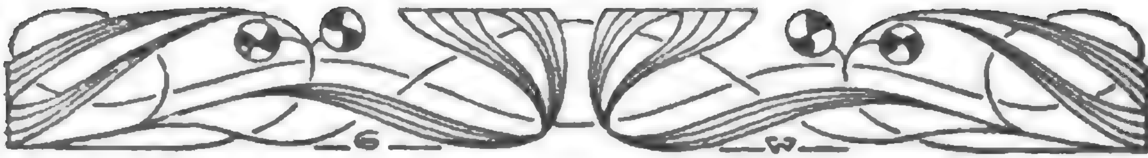
1898	558615 Mark	1901	1036947 Mark
1899	669057 „	1902	1228228 „
1900	860785 „	1903	1397596 „

Sie wird also demnächst das dreifache des Ertrages vor 7 Jahren einbringen. Ebenso sind die Zolleinnahmen der Kolonie wiederum in gleichmäßigem Steigen begriffen.

Der zugemessene Raum verbietet, hier noch auf die übrigen Kolonien einzugehen. Es soll dies dem nächsten Bericht vorbehalten bleiben.

*) Sie wird mit 2 Millionen Mark Kapital begründet und kann Noten bis zu 6 Millionen Mark (in Rupiekurs) ausgeben.





Aus der neueren Memoirenliteratur.

Von

Hermann Oncken.

II.

(Dreßler, Moltke in seiner Häuslichkeit. — Ostasien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. — G. v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen. — Frhr. v. Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck. — A. Pfister, Deutsche Zwietracht. — S. Hensel, Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. — P. Rachel, Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg.)

Nennt man im Zusammenhange mit Manteuffel und Stosch den Namen Moltke, so ist ja über den Unterschied in der historischen Leistung der drei preußischen Generale kein Wort zu verlieren. Aber sie unterscheiden sich auch noch außerdem in einem wesentlichen Zuge: jene beiden die vielleicht am ausgesprochensten politischen Generale der großen Generation, neben Roon natürlich, den schon sein Amt in die große Politik hineingestellt hatte — Moltke dagegen eine im Grunde unpolitische Natur, niemals aus der Sphäre heraustretend, in der er die Überlegenheit des Genius besaß. Und von ihm, dessen Feldherrnleistung ein Stück Weltgeschichte war, hören wir diesmal einen allein seine menschliche Individualität uns näher bringenden Nachklang (Friedrich August Dreßler, Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit 20 Illustrationen, darunter 3 Skizzen nach Moltkeschen Originalen und zwei Faksimile-Reproduktionen. Berlin, F. Fontane u. Ko., 1904. VI, 157 S.). Der Erzähler ist ein trefflicher Musiker, der seit 1871 viel in das Haus Moltkes kam und allmählich mit dem musikliebenden Familienkreise des Feldmarschalls eng verwuchs: so fühlt man sich an das Buch R. v. Keudells über Fürst und Fürstin Bismarck erinnert: die beiden Großen lernen wir in ihren Beziehungen zur Musik kennen. Aber dabei bleibt das Buch nicht stehen, sondern führt in gefälliger Form in das ganze häusliche Leben Moltkes ein. In einer ausgezeichneten Charakteristik, die Hans Delbrück vor einigen Jahren zum hundertsten Geburtstag Moltkes entwarf (sie ist in der Sammlung: Erinnerungen, Aufsätze und Reden, einem Buche höchsten und besten Gehalts, wieder abgedruckt), schloß er: Ernst und klug, pflichtgetreu und fleißig, das sind die Ecksteine des Moltkeschen Charakters. Heldensinn aber ist der Untergrund und Schönheitssinn und Humor bauen die Zwischenmauern auf." Zu diesen Zwischenmauern leitet uns der Erzähler der auch an dem letzten Abend des Feldmarschalls in dessen Hause zugegen war.[1])

[1]) Dieser Absatz ist in dem ersten Teile dieser Besprechung durch ein Versehen bei der Drucklegung auf S. 621 des Januarheftes ausgefallen. Die Redaktion.

Ein Buch, das schon vor einigen Jahren erschienen, aber darum nicht im mindesten veraltet erscheint, ist: Ostasien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. (Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Berlin 1900, Mittler u. Sohn. XXV, 418 Seiten.) Als es erschien, war noch alles in China ruhig. Erst wenige Monate hernach begannen die Bewegungen, die seitdem Ostasien in steigender Unruhe erhalten und den meisten Deutschen die dortige Welt erst näher gebracht haben. Man nimmt darum gern das Buch zur Hand, das den Anfang der preußischen und deutschen Beziehungen zu Ostasien erzählt; Graf Eulenburg hat als preußischer Gesandter in außerordentlicher Mission 1861/62 die ersten Handels- und Schiffahrtsverträge mit China, Japan und Siam für Preußen bezw. den deutschen Zollverein geschlossen. Seinerzeit ist darüber ein großes Werk herausgegeben worden, das den amtlichen und wissenschaftlichen Inhalt der Expedition zur Darstellung bringt; dazu kommen hier die Privatbriefe, die Graf Eulenburg von seiner zweijährigen Reise an seinen Bruder und dessen Familie sandte. Eine sehr unterhaltende und zu empfehlende Lektüre. Interessant wegen des Gegenstandes: wie hat sich seitdem diese Welt der ostasiatischen Völker, wie hat sich das gemeinschaftliche Operieren der Europäer verändert! Interessant aber auch wegen des Briefschreibers, man kann wohl besser sagen Tagebuchschreibers, denn es handelt sich eigentlich um einen Brief, an dem an jedem Abend weitergeschrieben wird: ein scharfer Beobachter und niemals langweiliger Erzähler, voll Humor und Gemüt; wer die Charakteristik kennt, die Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" von seinem langjährigen Mitarbeiter (als Minister des Innern 1862—1878) gibt, wird ihre Wurzeln schon in diesen Jahren erkennen.

Man hat einer edlen, liebevollen Frau (Hedwig von Holstein) aus ihren Briefen und Tagebüchern ein Denkmal mit der Aufschrift „Eine Glückliche" errichtet. Wieviele Menschen aber gibt es, die selbst vor ihre Lebenserinnerungen ein solches Wort setzen möchten; wollte doch auch Goethe in seinem ganzen reichen Leben nur vier Wochen glücklichen Behagens anerkennen, und der kurhessische Politiker Friedrich Oetker meint, er habe in seinem ganzen Leben nur zwei selige Stunden gehabt; selten genug sind Bücher wie das von Werner Siemens, das von einer einzigen tiefen Befriedigung des Gelingens erfüllt ist und gerade dadurch den Leser mit so eigener Stärke anzieht. Hier haben wir gar das seltene Beispiel, daß ein achtundsiebzigjähriger Greis vor seine Erinnerungen das Wort: Ein Glücklicher schreibt. (Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten von Gustav v. Diest, Regierungspräsident a. D. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1904, VIII, 592 S.) Die Aufschrift ist nicht äußerlich gewählt, sondern das ganze Buch klingt aus diesem Tone; der Autor nennt sich einen Glücklichen vor allem in dem religiösen Gefühl des Dankes für alle Güte Gottes und der Menschen, die ihm zu teil wurden, aber zugleich zeigt das ganze Leben einen Mann, der in der Pflichterfüllung und im Genießen das Herz auf dem rechten Fleck hatte und die seltene Gabe besaß, von jeder Stunde

zu nehmen, was sie ihm schenkte. Also eine sympathische Persönlichkeit und ein anmutendes Buch; es will nirgends tief gehen, aber erzählt gut und gern. Es ist das Leben eines Verwaltungsbeamten: Diest war 1858—1866 Landrat in Wetzlar, dann während des Krieges Zivilkommissar im Herzogtum Nassau und nachher der erste Regierungspräsident in Wiesbaden; damals gedachte wohl der Nachkomme der alten niederländischen seigneurs de Diest, denen das Haus Nassau-Oranien einst ihr Erbgut entfremdet hatte, des Umschlags der Zeiten; dann war er 1869—1876 Regierungspräsident in Danzig und 1876—1894 in Merseburg. Aber mit diesen Daten allein ist von dem Inhalt des Lebens noch wenig gesagt; große Reisen, Pflege der Musik, Jagd und anderes bringen einen besonderen Ton hinein, dazu viele Berührung mit bedeutenden und hochstehenden Personen. Er gehörte nach Familie und Gesinnung einem politisch und kirchlich sehr konservativen Kreise an, ein Neffe der beiden Minister von Bodelschwingh (er hat früher schon einmal Papiere des Ministers Ernst von Bodelschwingh aus dem Jahre 1848 veröffentlicht) und Schwager des Staatssekretärs von Thile; sein Bruder war der konservative Heißsporn Otto v. Diest-Daber, der sich bis zuletzt in hitzigem Kampfe mit Bismarck aufrieb. Beziehung und Amt brachte ihn in häufige Berührung mit dem Hofe, besonders auch mit der Person des ihm wohlgesinnten alten Kaisers. Auch diese Erinnerungen sind von dem Autor vor einigen Jahren besonders veröffentlicht worden, aber sie kehren größtenteils hier wieder. Interessanter noch sind die Begegnungen mit Bismarck: merkwürdig, wie die Leuchtkraft dieser einen Persönlichkeit alles andere regelmäßig überstrahlt. Es ist ja auch kein Zufall, daß jede Veröffentlichung, die an diesen Mann anknüpft, auf Gegenliebe stößt; hier seien u. a. nur noch die „Erinnerungen an Bismarck“ von dem K. Württembergischen Staatsminister a. D. Freiherrn v. Mittnacht genannt (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotte 1904. 86 Seiten).

Diest verhandelte mit dem Reichskanzler, zu dem er von früher persönliche Beziehungen hatte, als konservativer Abgeordneter namentlich in der Zeit, wo der Bruch zwischen Bismarck und der Partei am schlimmsten war, und schrieb die Gespräche anscheinend sofort hernach auf. Von noch größerem Wert sind in dem Buche dreizehn bisher unbekannte Privatbriefe hochpolitischen Inhalts, die Bismarck in den Jahren 1864—1867 an den Staatssekretär von Thile, seinen nächsten Mitarbeiter in der auswärtigen Politik, richtete, wahre Perlen von Geist und Energie. Einzelne der Briefe sind von den beiden Reisen Bismarcks nach Biarritz in den Jahren 1864/65 geschrieben (1865 Okt. 23. „Napoleon hat sich bereit erklärt, den Kotillon mit uns zu tanzen, ohne daß ihm die Touren desselben und der Zeitpunkt des Anfangs schon klar wären“), die meisten stammen aus dem Sommer 1867 und werfen auf die damalige Spannung mit Frankreich scharfe und neue Lichter (1868 Juli 4. „Wir müssen, den Revolver in der Tasche und den Finger am Abzuge, unserem verdächtigen Nachbar genau nach den Händen sehen, und er muß wissen, daß wir ohne alle Schüchternheit schnell und tötlich feuern, sobald er über unsere Grenze spuckt“).

Zu dem Buche des Herrn von Diest möchte ich ein anderes setzen, das seinem Stoffe nach zwar in eine andere Welt führt, aber gleichfalls eine lebensfreudige und tüchtige Persönlichkeit, nur alles süddeutscher und wärmer gefärbt, zum Verfasser hat, den württembergischen Generalmajor a. D. Dr. A. v. Pfister (Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859 bis 1869. Von Albert Pfister. Stuttgart u. Berlin, Cotta Nachf. 1902, VI, 357 S.). Ein Jugendbuch: „Pfarrers Albert" ging vorauf, jetzt spinnt sich der Faden weiter, mit dem Schillerfest einsetzend, wie es mit einem Schwaben (und guten Deutschen!) von 1859 nicht anders sein kann, und dann in das Leben eines württembergischen Infanterieregiments überspringend; ein Studienjahr in Tübingen tritt noch wieder dazwischen, während dessen der Historiker Reinhold Pauli einen starken wissenschaftlichen und nationalen Einfluß auf den jungen Offizier gewinnt und ihn wohl gern ganz zu den Studien hinübergezogen hätte. Dann kommt der deutsche Krieg von 1866; hier schließt sich ein treu und lebhaft gemaltes Bild an das andere, die preußenfeindliche Stimmung im Volke, der Ausmarsch des Regiments (man lese S. 133 „Unser Oberst v. Reitzenstein speziell tat bei dieser Gelegenheit erstmals während seiner ganzen Dienstzeit einen Schritt über die schwarzroten Pfähle hinaus. Da und dort stand zur Begrüßung ein Volksverein am Bahnhof oder es erschien eine katholische Brüderschaft mit kirchlich aussehenden Fahnen, um uns ihren Segen zum Kampf gegen die wilden Preußen zu geben"), und das ganze Elend des Feldzuges mit dem zwecklosen Umherziehen, die Zusammenstöße an der Tauber; schließlich das Nachspiel des Krieges, die Maßregelung Paulis, die Stimmungen in der Armee und im Volke. „Aus dem Lager der Volkspartei in Württemberg hörte man klagen: die Offiziere mit wenigen Ausnahmen seien preußisch geworden; sie wollen nichts mehr von dem „erbärmlichen Staate" wissen, der die bravsten und tapfersten Männer durch verkehrte Einrichtungen in so falsche Lagen bringt, daß sie da, wo sie ihr Bestes getan und Leib und Leben für ihn einzusetzen bereit seien, als Tröpfe oder Toren erscheinen müssen." Die Kämpfe über die Umwandlung des württembergischen Heeres nach preußischem Muster machen den Beschluß.

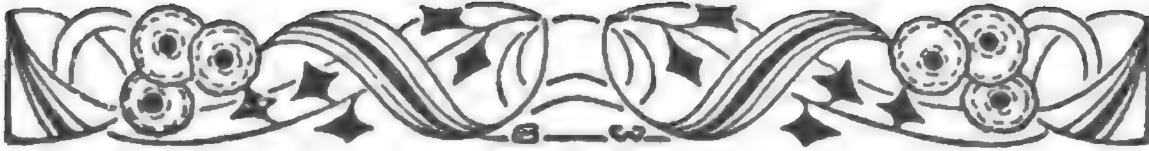
Fast alle bisher besprochenen Memoirenbücher führen uns in die Kreise der Regierenden, zu Männern der Politik und Diplomatie, der Kirche und der Verwaltung, wie denn im allgemeinen die Männer des praktischen, erwerbenden Lebens seltener dazu kommen, in Muße die Summe ihrer Tätigkeit zu ziehen. Man hat in dem großen Nationalwerk der Allgemeinen Deutschen Biographie eine entsprechende Beobachtung gemacht: es ist leichter, mit einigen Bänden mäßiger Gedichte oder mit der schnell vergänglichen Büchergelehrsamkeit sich einen Platz unter den bleibenden Namen zu sichern, als wenn man ein großer Handelsherr oder ein hervorragender Verwaltungsbeamter ist. Schon aus diesem Grunde mag ein Buch wie das Hensels erwünscht sein, das Leben eines Mannes, der niemals in die weitere Öffentlichkeit hineintrat, aber in seiner Entwicklung die Wandlung breiter Generationen des deutschen Volkes von den ästhetischen und

wissenschaftlichen Interessen hinweg zur praktischen Betätigung zum Ausdruck bringt. (Sebastian Hensel. Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren, Berlin, B. Behr, 1903; XIV, 419 S.) Der Vater des Erzählers war der bekannte Porträtmaler Wilhelm Hensel; dessen Schwester die gemütvolle fromme Dichterin Luise Hensel, die zum Katholizismus übertrat und auf die innerliche Umkehr Clemens Brentanos von entscheidendem Einfluß war (über sie manches in den Tagebüchern L. v. Gerlachs); seine Mutter dagegen Fanny Mendelssohn, aus der bekannten Berliner Familie, Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy; unser Autor selbst hat in seinem vielgelesenen Buche „Die Familie Mendelssohn 1729—1847" die Geschichte seiner Verwandtschaft mütterlicherseits geschildert, und einzelne Figuren dieses Kreises, wie sein Oheim Paul und seine Tante Rebekka Dirichlet spielen noch in seinen eigenen Memoiren eine große Rolle. Weit aus dieser Sphäre ist der Sohn des Hauses, Sebastian Hensel (geb. 1830) in seiner Lebenslaufbahn hinausgetreten: er wurde Landwirt und bewirtschaftete 1856—1872 das von ihm angekaufte Rittergut Barthen in Ostpreußen. Aber er verleugnet den Berliner nicht, beweglich und realistisch, nicht auf den Mund gefallen, vielmehr mit einem nicht immer unaufdringlichen Selbstgefühl ausgestattet, ein ausgezeichneter Erzähler von guten Geschichten und Witzen in der spezifisch berlinischen Farbe (wenige Bücher haben eine so reiche Mitgift davon); schärfer noch, mit einem jüdischen Einschlag, prägt sich das in den zahlreich mitgeteilten kritisch-geistreichen Briefen seiner Tante Dirichlet aus, der Gattin des berühmten Mathematikers, die nach dem Tode seiner Mutter für ihn sorgte. Das Buch setzt mit plastisch gesehenen Bildern aus dem Berliner Leben der dreißiger und vierziger Jahre ein; mitten aus den aufgeregten Revolutionsmonaten, in die sein Abiturientenexamen fiel, geht er in die landwirtschaftliche Lehrzeit. Aber es versteht sich, daß der Jüngling lebhaft von den Ereignissen der Zeit ergriffen wird. Im Januar 1849 will er in den Krieg mit Schleswig-Holstein ziehen und sucht seinem Vater in einem Briefe von einer entzückenden jugendlichen Exaltation die Erlaubnis abzuringen: „Hoffentlich wirst du vom Rechte der Schleswig-Holsteiner überzeugt sein, meine dringende Bitte geht dahin: laß mich hingehen, mitfechten für eine wahre, gerechte Sache. Bedenke, daß du in meinem Alter schon die Feuerprobe überstanden hattest, bedenke, wie du damals im Gefühl der Gerechtigkeit der Sache dachtest, was du bei einem etwaigen Verbote mitzuziehen, gefühlt hättest; bedenke, ob du dich bedacht hättest, ob du gehorsam gewesen wärest. Das alles bedenke und erfülle meinen Wunsch. Ja, noch mehr, ziehe mit, da du doch gern in den Krieg willst! Wir können einig zusammen reiten; sonst laß mich ziehen. Meine ewige glühende Dankbarkeit, wenn du es tust." Nach dem Ankauf seines Rittergutes geriet Hensel in die ihm als liberalen Berliner sehr zusagende gerade in Ostpreußen scharfe oppositionelle Luft der Reaktions- und Konfliktsjahre; dem demokratischen Publizisten, Oberlehrer Witt, dem bekannten Freunde Hoverbecks, stand auch er nahe, wie er später dann sein Lebensbild verfaßt hat; und nicht bloß von seiner

tüchtigen landwirtschaftlichen Tätigkeit, sondern auch von manchem Kleinkrieg mit Polizei und Landrat bekommen wir zu hören. Im Jahre 1870 ging er mit Liebesgaben nach Paris; bald darauf verkaufte er sein Gut und kehrte in das Berlin der Gründerzeit zurück; von seinem Freunde Adalbert Delbrück veranlaßt, wurde er Direktor zuerst der Markthallengesellschaft, der Deutschen Baugesellschaft und der Berliner Hotelgesellschaft, führte den Bau des Kaiserhofs und des ersten Wiener Cafés durch und erlebte den Brand des Hotels gleich nach seiner Eröffnung. Auch hier auf dem neuen Boden tüchtig, erfolgreich und von tadelloser Integrität. —

Die Fürstin, der wir uns zum Schlusse zuwenden wollen, wurde von Heinrich von Treitschke, der sonst den über ihre Schranken hinaustretenden Frauen wenig hold war, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit genannt, und obgleich ihr Land nur das kleine Lippe-Detmold war, hat er sie doch einmal mit den großen regierenden Frauen der Geschichte, mit Margarethe von Dänemark, Elisabeth von England, Maria Theresia, Katharina II., mit Amalie von Hessen-Kassel und der großen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt zusammengestellt. Und in der Tat, wie Fürstin Pauline von Lippe uns in der neuesten Briefpublikation (Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg. Briefe aus den Jahren 1790—1812, herausgegeben von Paul Rachel, Leipzig 1903, Dieterichsche Verlagsbuchhdlg., 268 S.) entgegentritt, erweckt sie nicht nur einen sympathischen, sondern sogar bedeutenden Eindruck. Ihr Korrespondent ist ihr Vetter, Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, der bekannte Gönner Schillers, der ihm seine Briefe über ästhetische Erziehung widmete, ein von den Gedanken der Aufklärung tief durchdrungener Geist. Pauline, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg, schreibt anfangs sehr im Stile der empfindsamen und gefühlsseligen Zeit, von vielseitigen Interessen erfüllt, treibt sie mit Urteil und Bildungsdrang eine ausgedehnte Lektüre. Im Jahre 1795 vermählte sie sich mit dem Fürsten Leopold zur Lippe und wurde, als dieser schon 1802 starb, Vormünderin ihrer Kinder und Regentin. So in schwieriger Zeit auf eigene Füße gestellt, verstand die Fürstin sich energisch zu behaupten; in ihren Briefen wandelt sich jetzt das Gefühlvolle zum Sachlichen einer resoluten und klaren Natur; mit ernstem Pflichtgefühl ergriff sie die Geschäfte ihres Landes, mit sicherem Geschick bewegte sie sich, wie aus ihren interessanten Tagebüchern hervorgeht, auch an dem Hofe Napoleons, den sie im Interesse ihres Landes als Mitglied des Rheinbundes aufsuchen mußte. Ihren allgemein menschlichen Überzeugungen blieb sie treu, so wenn sie 1804 an den Herzog schreibt: „Freilich muß man jetzt die Prinzen erziehen, wie man sie immer hätte bilden sollen; freilich ist es beinahe wahrscheinlich, daß unsere Enkel im Privatstande leben werden, aber sind sie nur achtungswerte Menschen, ist ihr Auge dem Licht und der Wahrheit eröffnet, so wird der Verlust des Hermelins sie nicht unglücklicher machen.“ Worte, die einem heute, genau ein Jahrhundert später, wenn man von lippischen Fürsten und Prinzen und Ebenbürtigkeitsfragen hört, wie ein längst überwundener Standpunkt vorurteilsfreier Menschlichkeit vorkommen müssen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Die Zukunft unserer Nation und schließlich auch all unserer Arbeit hängt davon ab, daß wir die Antriebe zur Indifferenz und Stumpfheit, aber auch zu Rückschritt und Obskurantismus überwinden und uns zu einem freien Christentum der Gesinnung und der Tat emporringen." Adolf Harnack.

Die rote Julka.

Von

Carl Busse.

„Wenn mich einer fragt," sagt Pastor Fennrich, „welche Tugend Gott am wohlgefälligsten ist, so hab' ich zwar eine hübsche Auswahl parat, je — nachdem, aber am liebsten nenn' ich die Fröhlichkeit. Und trotz aller christlichen Nächstenliebe würde sich meine menschliche Schwachheit freuen, wenn jener Mann an einen gediegenen Ast gehängt würde, der die Legende von der frömmelnden Säure unserer Pfarrhäuser aufgebracht hat."

Überhaupt — Pastor Fennrich ist ein Prachtkerl. Hut ab, ihr Gerechten und Ungerechten! Wer den Talar nicht liebt, darf den Menschen grüßen. Wir kannten uns von der Universität, wo er auf gleicher Bank mit mir Philosophie gehört hatte. Nun war er ein Lehrer und Prediger des Wortes in seiner Heimatstadt, wo ich ihm eine Stippvisite zu machen gedachte und wo er mich zwei ganze Tage festgehalten hat. In seinem freundlichen Haus hab' ich gesessen, hab' seine kluge und feine Frau schätzen gelernt und hab' mit ihm um die Wette gelacht und getrunken. Aber ich bin auch mit ihm durch die Straßen gezogen und hab' gesehen, wie Groß und Klein ihn gegrüßt hat und wie gern und vergnügt das geschah. Mitten auf dem Marktplatz kam uns eine einfache Frau entgegen, mit dem Korb am Arm. Die hielt er an und stellte sie mir vor und sprach wunderlich herzlich mit ihr, so daß es mir auffiel. Noch mehr aber fiel mir auf, wie tief der Pastor beim Abschied den Hut zog.

„Wer das war?", sagte er auf meine Frage ganz erstaunt, „aber die rote Julka natürlich, die Julka vom Pedell Zude. Wer denn sonst? Entsinnst du dich denn nicht?

„Ach so," berichtigte er selber, „ich vergess' immer wieder, daß wir uns ja erst auf der Universität kennen gelernt haben. Na, dann erzähl' ich dir eben . . . heut Abend, wenn meine Frau uns verläßt. Du brauchst nur Julka zu sagen."

Das hab' ich denn auch getan, und der Name ging ihm mehr ins Blut, als der Wein, den er eben schlürfte. Er lächelte auch, während er begann, und er lächelte noch weit in seine Erzählung hinein.

„Die Julka," erzählte er, „ist eine Schneidersfrau, und das ist weise genug eingerichtet. Denn wenn ihr Mann nicht vom Fach wär', wüßt' ich nicht, wer den Haufen Kinder kleiden sollt', der ihr in den Stuben herumspringt. So gehts aber halt, und das Weib ist nicht nur kreuzbrav, sondern auch fidel. Geld hat sie nicht mitgekriegt, aber ein richtiges Herz. Und bliebst du hier, so würd' es dir auffallen, daß fast jeder Mensch sie so respektvoll-vertraulich grüßt, selbst der reiche Zimmermeister Käufer, der sonst die Mütze nicht so leicht vom Kopfe kriegt. Und alles kommt nur daher, daß dies nicht 'ne beliebige Schneidersfrau ist, sondern eben die rote Julka . . . die Julka vom Pedell Zude . . . die Julka unserer Jugend.

Wie soll ich dir das klarmachen? Sie war damals, als wir den Homer lasen, ein feines Mädel — ziemlich in die Höhe geschossen und noch ein bißchen mit den Gliedern schlenkernd wie 'n Junge, aber nicht nur lustig wie ein Sperling zur Kirschenzeit, sondern auch hübsch. Ihr Kopf war beinah zu klein, doch das Gesicht weiß und blank mit rotem Haar drum. Rotes Haar kann sehr schön und sehr häßlich sein. Dies war sehr schön. Und wenn die rote Julka auftauchte, dann ging aus mancherlei Gründen für uns Gymnasiasten die Sonne auf.

Erstens nämlich: wir waren sämtlich in sie verliebt. Aber auf eine ganz eigene Art. Es war sozusagen eine Kollektivliebe, die für Sekunda und Prima selbstverständlich war und neben welcher der einzelne ungekränkt noch eine andere, individuelle Liebe hatte oder haben konnte. In ein Knabenherz geht ganz unglaublich viel hinein. Und wer damals durch die Zimmer der oberen Klassen wanderte, der konnte den Namen Julkas fast auf allen Bänken bewundern, von den einfachsten bis zu den elegantesten Ausführungen. Aus einem gewöhnlichen Tintenklecks waren Guirlanden entwickelt, die sich phantastisch um das J schlangen; aus pfeildurchbohrten Herzen sickerten Blutstropfen und bildeten die vertrauten Initialen, und zeichnerisch minder begabte Naturen hatten wenigstens

durch merkwürdig starke Ausrufungszeichen die Wucht ihrer Gefühle auszudrücken versucht.

Dem Rotkopf blieb das natürlich nicht verborgen. Dankbar und lächelnd wie einen freiwilligen Tribut nahm sie diese Huldigungen entgegen und vergalt unsere Liebe ebenso — das heißt: gleichfalls mit einer Art Kollektivliebe, deren Gnadensonne über der gesamten Sekunda und Prima schien. Sie bevorzugte keinen, sie verteilte ihr Lächeln gleichmäßig über die ganze Gruppe, die gerade an ihr vorüberkam, und nur so war es möglich, daß sie so ungeheuer viele Anbeter haben und behalten konnte. Wie man etwa gemeinschaftlich die griechischen Exerzitien machte, so liebte man gemeinschaftlich und in Eintracht Julka Bude.

Aber nicht nur aus diesen idealen Motiven war uns ihr Anblick so erfreulich — wir hatten auch recht realistische Gründe, uns danach zu sehnen. Immer, wenn in regelmäßiger Wiederkehr einer der „schweren" Tage herankam, denen wir mit bedrücktem Herzen entgegensahen, dann flog gleich frühmorgens erwartungsvoll jeder Blick nach der großen Glocke, die Beginn und Ende der Stunde verkündete. Stand Julka davor, so glänzten die Gesichter auf; stand ihr Vater da, so ward die Beklemmung noch größer. Weshalb das so war, läßt sich in zwei Worten nicht gut sagen. Damit du das verstehst, muß ich zwei Ehrenmänner aus ihrem Grabe beschwören . . . zwei Ehrenmänner, die man selbst im Tode nicht hätte trennen sollen, die sich sanft, aber beharrlich — verzeih das harte Wort — in die kühle Gruft gesoffen haben. Ich meine den alten Direktor Sieg und ich meine sein zweites Ich: den alten Pedell Bude.

Der Direktor war Altphilologe, ein großer Gelehrter und ein Pädagoge von Ruf. Ich sehe ihn noch sitzen, als mir im lateinischen Aufsatz ein Schnitzer untergelaufen ist, den jeder Tertianer vermeidet. „Fennrich," sprach er und schüttete eine Prise auf seinen ungeheuer breiten dicken Daumen, „ut mit dem Indikativ — das ist in dieser Klasse keine Dummheit mehr. Das ist auch kein Leichtsinn. Das ist auch kein Zufall. Das ist nicht einmal Böswilligkeit. Das ist De—ge—ne—ration. Versteht er mich? Degeneration!" Und ruckweise, mit jedem Satze, stieg dabei der ungeheure Daumen, bis er zuletzt, bei dem Kulminationspunkt der Rede, unter der Nase angelangt war, die den feinen Körnchen des Schnupftabaks Unterkunft gewährte. Degeneration war übrigens für Direktor Sieg identisch mit Gehirnerweichung.

Dieser brave Mann und große Gelehrte hatte neben der himmlischen oder geistigen Sophia noch eine irdische und körperliche. Das war seine Frau; das war auch sein Gram. Sie hatte nicht den geringsten Sinn

für Behaglichkeit und Sauberkeit, dahingegen das besondere Talent, sich in jedem Augenblicke etwas parat zu halten, worüber sie sich ärgern konnte. Ja, wie andere Frauen wohl kleine Leckerbissen, die sie in der Zwischenzeit erhalten, sorgsam für die Mahlzeiten und den heimkehrenden Gatten aufheben, so hob sie sich gleichsam den im Laufe des Tages vorkommenden Ärger auf und servierte ihn auf einmal und zugleich mit dem Essen, damit der Gemahl auch sein gutes Teil davon habe. Über vieles trägt nun gewiß Sophia, die Weisheit, nicht aber über eine derartige Sophie. Und so schaffte sich der Direktor Sieg noch eine andere, stärkere und lustige Trösterin an, der er Abend für Abend zwischen acht und neun Uhr zustrebte, die an vielen Orten dieser Stadt wirkt, schafft und verzapft wird, nirgends aber frischer und verschwiegener als beim Kaufmann Federsen.

In respektvoller Entfernung zog Pedell Zube hinter dem hohen Chef dem gleichen Ziele zu. Zube hatte keinen Gram, er hätte den schäumenden Biertulpen also ausweichen können. Aber mit kalter Verachtung wies er diesen Gedanken ab. Mit seinem Direktor wollt' er trinken und sinken. Die altgermanische Mannen- und Dienertreue fühlte er in seiner Brust. Er war ein Opfer dieser Treue und ließ sich in das ihm übrigens wohlschmeckende Verderben ziehen. Saß der Chef im Hinterzimmer bei „Echtem", so saß der Pedell im vorderen Zimmer bei „Hellem". Und er trank in Lagerbier genau das, was sein Vorgesetzter in Münchner Gebräu vertilgte, also daß dieser, der ein schlechter Rechner war wie alle weisheitsvollen Leute, nur den Kopf durch die Tür zu stecken brauchte: „Zube, wie viel haben wir denn?" Dann kam die prompte Antwort: „Na, so Stücker sechse haben wir jetzt abgebissen, Herr Direktor." Worauf sich der alte Sieg zurückzog, aber gewöhnlich die Tür nochmals spaltweit öffnete: „Genehmigen wir uns denn noch 'was, Zube?" — „J," sagte Zube, „wenn ich einen ehrlichen Rat geben soll: 's Bierchen glitscht heut großartig."

Da „glitschten" denn noch zwei oder drei hinunter, und der Gestrenge, der selbst seine Toten nicht zählte, brauchte wegen der Rechnung nicht besorgt zu sein. Durch die stillen Straßen wanderten die beiden zurück — den Heimweg machten sie nebeneinander. In ganz finsteren Nächten trug der Pedell auch eine Laterne — so eine kleine, gewöhnliche Stalllaterne mit 'm Weihnachtslicht drin. Das Licht wies ihnen den Weg und führte sie, wie ein Sternbild den zum Hafen steuernden Schiffer die Pfade in der großen Pfadlosigkeit zeigt. Das Licht aber war auch gleichzeitig ein Warnungssignal für verspätet heimkehrende Schüler, die dann schleunigst aus der Kurslinie von Hildebrand und Hadubrand wichen.

Hildebrand und Hadubrand hatte Gymnasiastenwitz die Unzertrennlichen getauft. Übrigens hatten beide so ausgepichte Kehlen, daß sie selten oder niemals Ärgernis gaben, selbst wenn sie doch mal ein Glas zu viel „abgebissen" hatten. Nur von einem Falle, wo ihnen der Heimweg nicht ganz nach Wunsch gelungen war, wußte man zu erzählen. Herr Federsen hatte Salvator erhalten und frisch angesteckt. Es „glitschte" über die Maßen; draußen war eine rauhe, stürmische Vorfrühlingsnacht, es saß sich drinnen noch gut und behaglich; außerdem brachte der Morgen den dienstfreien Sonntag. Da opferte sich Zude, denn der Chef trank mit ungewohnter Eile. Wie schwankende Boote in die hohe See stechen, zogen sie endlich in die lichtlose Nacht hinaus, zusammenstrebend, aber durch die Tücke ihrer Beine immer wieder fast auf Straßenbreite auseinandergetrieben. Der alte Sieg schwankte gegen einen Baum, sah ihn lange an und sprach dann: „Zude, Dunnerkiel, wo steckt er? O senex ebrie, schäm' er sich, er taumelt ja. Reich' er mir also seinen Arm!" In diesem Bestreben entglitt jedoch dem Pedell die Laterne, das Glas zerschellte, der Wind pustete das Weihnachtslicht aus, und ägyptische Finsternis umgab Hildebrand und Hadubrand. Ein Glück, daß sie sich noch selber zu fassen kriegten. Einer hielt und stützte den andern, und so schwankten sie dahin in der Dunkelheit und der sausenden Luft. Doch ob sie auch wanderten und wanderten, sie konnten die heimischen Penaten nicht finden. Und auch sie erfuhren die Tücke des Objekts, das sich dem braven Zude in Gestalt eines Ecksteins entgegenstellte. Nicht ganz freiwillig saßen sie gleich darauf nebeneinander auf der Erde, ohne zu wissen, in welcher Gegend sie sich befanden. Der Pedell wollt' um Hilfe rufen; der alte Sieg jedoch hielt ihn fest: „Untersteh er sich, nur ein Wort zu reden!" Und er selbst zitierte nach viertelstündiger Bemühung einen Nachtwächter herbei, dem er mit freundlicher Würde sagte: „Wir sind ehrbare und getreue Bürger dieser Stadt und haben uns in der Finsternis verirrt. Tu er seine Pflicht und schaff er uns nach Hause." Mißtrauisch ließ der Wächter den Schein des Lämpchens über die Gesichter gehen, dann schmunzelte er und spannte sich als Schlepper vor die wracken Schiffe, die so böse aufgelaufen.

Das also waren die beiden Gerechten, und nun wirst du manches begreifen. So zum Beispiel dies, daß über alle Gesichter Sonnenschein ging, wenn die rote Julka an der Schulglocke stand. Denn dann wußten wir, daß Tags vorher das Bier sowohl ihrem Vater wie dem Direktor gut geschmeckt hatte und beide in den Morgen hinein schliefen. Und da der alte Sieg an diesen Tagen auch in seinen Lehrstunden nicht ganz munter war, so konnte man ihm leichter durch die Finger wischen.

Schon als Sekundaner war ich natürlich unter den Verehrern der roten Julka gewesen, aber auch nur eben mit dem allgemeinen Liebesgefühl. Erst in der Prima änderte sich das. An einem heißen Morgen war ich, durstgequält, aus der Klasse gegangen, um mir vom Brunnen kühles Wasser zu holen. Den verrosteten Becher, aus dem die meisten tranken, verschmähten wir Primaner und holten uns ein dafür bereitstehendes Glas aus der Pedellwohnung. Aber es stand diesmal nicht an seinem Platze, und als ich durch die Scheibengardinen der Glastür in die Privaträume Zudes sah, fand ich keinen Menschen darin, der mir hätte raten können. Ich klopfte ein paarmal, trat ein, räusperte mich und war zufrieden, als ich aus dem zugeklinkten Nebenzimmer die Stimme Julkas hörte: Wer da sei? Ich rief ihr hinein, daß ich um das Glas bäte. „Gleich", gab sie zurück. Sie schien zu zögern. Da trat ich näher und sah trotz der Gardinen, weshalb sie nicht gleich kam. Ihr rotes Haar hing aufgelöst wie Flut und Flamme um das weiße Gesicht. Sie hatte eine Flechte mit der Linken erhoben und mochte mit der Rechten gerade den Kamm haben hindurchführen wollen. Und als wäre sie durch mein Rufen und Räuspern in der Stellung festgehalten worden, stand sie so da, mit der seitwärts hochgenommenen Flechte und der natürlichen und anmutigen Beugung des linken Armes. Sie reichte mir das Glas schließlich durch den Türspalt, ich trank auch draußen am Brunnen, aber mir war, als sei eben ein Funkenschwarm und Sonnenregen von ihrem Haar über mich ausgeschüttet worden.

Seitdem unterschied sich mein Gefühl für Julka von dem meiner Kameraden. Die Kollektivliebe ward zur Individualliebe. Ich fing an mißtrauisch und eifersüchtig zu werden; ich belauerte jeden Blick des Mädchens und glühte in allen Schmiedefeuern der ersten Liebe. Ich glaub' noch heute, daß es die große Torheit der meisten Menschen ist, mit Spott über diese Knabengefühle hinwegzugehen, nur weil sie meist von kurzer Dauer sind. Es drängt sich doch so viel Echtes, Keusches Edles und Ursprüngliches damit zugleich hervor, daß kein Lachen am Platze ist, und es werden da Schmerzen gelitten, die den reifen Menschen nicht tiefer packen. Es gäbe weniger Cyniker, wenn kurzsichtiger Spott nicht so oft grausam die ersten zarten Blüten, die rein und schamhaft sind, vernichtete. Erst nachher kokettieren die kahlen Stengel mit ihrer Dürrheit und Blöße.

Ist das eine Predigt? Dafür bin ich Pastor. Also, ich wollt' nur sagen, ich hab' mich mit all dem Überschwang der achtzehn Jahre in die rote Julka verliebt, und es stand mir fest, daß nur sie einst mein Weib

werden sollte. In der Hoffnung, sie früher heimführen zu können, hab' ich so gearbeitet, daß ich bald der beste der Klasse war. Und das Feuer verglomm auch etwa nicht nach einem Vierteljahr, sondern breitete sich vielmehr immer nur weiter aus, da es geschürt ward von der allgemeinen Liebe und Verehrung, die meine Kameraden für Julka hegten. Gerade deshalb jedoch war es auch schwerer für mich, an dieses Mädchen heranzukommen, als an jedes andere. Sie gehörte dem Gymnasium; sie war „Tabu". Doch gelang es mir, öfter mit ihr zu plaudern, indem ich mir alle möglichen Geschäfte in dem Vorraum der Pedellwohnung machte. Und einst kam ein Tag, an den ich auch heut noch nicht ohne Vergnügen zurückdenke.

Ich hatte in einer Nachmittagsstunde den Auftrag erhalten, auf dem Boden nach einem bestimmten Heft zu suchen, das im Vorjahr mit den übrigen abgegeben war und sich in dem entsprechenden Bündel befinden mußte. Es war sehr heiß, und als ich die vielen Treppen emporsprang, spürt' ich es. Der Boden lag noch überm Zeichensaal, und eine enge, steile Treppe führte empor zu ihm.

Grad' hatt' ich die ersten Stufen davon genommen, als Julka von droben herabkam, über jeden Arm einen Bock gehängt, wie wir ihn als Stuhl benützten, wenn wir zeichneten. Mitten auf der schmalen Treppe begegneten wir uns, sahen uns an, lachten und blieben stehen, da wir durchaus nicht aneinander vorüber konnten. Und während wir ein paar nebensächliche, scherzhafte Worte sprachen, drang die trockene Hitze, die sich hier unter dem Boden gesammelt hatte, auf uns ein, und von unten stieg das leise Summen empor aus vielen gefüllten Klassen. Ich aber dachte, daß ich vielleicht nie wieder eine so gute Gelegenheit haben würde, die rote Julka zu küssen, und während Furcht vor der etwaigen Blamage und heftige Sehnsucht sich noch in mir stritten, hatte ich schon die Arme vom Geländer zur Wand gebreitet und sagte scherzend, doch mit einem warmen Beben in der Stimme: „Nun kommen Sie mir im ganzen Leben nicht hier durch, Fräulein Julka."

Sie lachte mit Mund und Augen.

„Im ganzen Leben nicht, Herr Fennrich?"

„Gewiß nicht ohne Brückenzoll."

Da machte sie ein spitzbübisches Gesicht, plierte so mit den Wimpern und wiegte den Kopf.

„Ist der teuer?"

Weil sie auf den Scherz einging, wuchs mein Mut. Wär' sie ernst gewesen, hätt' ich niemals riskiert, was ich jetzt tat.

„Nicht sehr,“ sagt' ich . . ., „nur dies“. Und schnell beugte ich mich näher und versuchte, sie zu küssen. Sie konnt' sich nicht wehren, da sie die Böcke trug, sie bog nur den Kopf zurück. Aber nicht weit genug, denn meine Lippen hatten die ihren eine flüchtige Sekunde getroffen und berührt. Im selben Moment sprang ich, über die eigene Kühnheit erschrocken, zurück, rannte die Stufen hinab und blieb unten stehen, ihr damit die Passage freigebend.

Aber sie hielt aus, wo sie stand, und als ich nun von unten zu ihr, der Erhöhten, emporblickte, wohl mit einem etwas bangen Lächeln, sah ich, daß sie mich mehr verwundert, als erzürnt anschaute. Die geküßten Lippen schmollten ein wenig, doch sie war zu gesund und einfach, um die Sache unnötig aufzubauschen — es war auch wirklich nur mehr ein Streifen und flüchtig Berühren ihres Mundes gewesen, als Druck und Kuß.

„Aber —!“ sprach sie kopfschüttelnd und legte das Haupt nach der Schulter hinüber. Und während es wie ein flüchtiger Sonnenblitz über ihr Gesicht lief: „Daß Sie soviel Kourage haben!“

Ich hätt' ihr nun wohl beinahe bewiesen, daß ich noch mehr hätte, doch jetzt lief sie rasch mit den Böcken herunter und an mir vorbei, drehte, ohne den Schritt auszusetzen, wie ein Vogel den Kopf, daß ich ihr weißes Gesicht im Profil erblickte, und sagte:

„Die Treppe ist zu schmal; das muß ich mir merken. Und wenn ich nicht böse werden soll, Herr Fennrich, dann —“

Sie schob bereits den einen Bock in die offene Tür des leeren Zeichensaals und legte den Zeigefinger der Hand, die sie nun frei bekommen hatte, ein paarmal rasch auf die Lippen.

Dann halte den Mund, sollt' der Text weitergehen. Eh' ich jedoch antworten konnte, war sie weg.

Da hab ich selig auf dem ausgedörrten, von trockener Glut erfüllten Boden gesessen, um mich die Hefte vieler Schülergenerationen, und hab' den Kopf mir gehalten und hätt' jubeln mögen in stürmischer Seligkeit.

Wer aber danach glaubt, daß dieser eine Kuß nur vielen andern voraufging, der irrt sich. Wohl hab' ich, von üppig ins Kraut geschossener Hoffnung beflügelt, nicht lieber als gern jede sich darbietende Gelegenheit, mit Julka zusammenzutreffen, ergriffen, aber sie hatte das Talent, mich stets in einem Abstand von sich zu halten, ohne daß ich die Absicht merkte. Deshalb ward meine Liebe dadurch auch nicht gedämpft, sondern es ward ihr nur ein neuer Sporn und Anreiz verliehen, der sie ewig wach hielt.

Bald darauf starb mein Vater. Ich blieb als Vollwaise zurück und konnte demnach in aller Kürze frei über mich selbst bestimmen. Meinem Entschlusse, die rote Julka zu heiraten, standen also keinerlei Hindernisse mehr entgegen. Und nichts wünscht' ich sehnlicher herbei, als den Tag des Abiturientenexamens.

Er kam. Mein scharfes Arbeiten trug Früchte. Der Provinzialschulrat teilte mir gleich am Anfang mit, daß ich auf Grund meiner schriftlichen Leistungen von der mündlichen Prüfung dispensiert sei und mich erst nachmittags gegen 4 Uhr wieder einzufinden brauche. Meine Verbeugung machen, zur Tür der Aula 'rausstürzen, dem schmunzelnden Jude seinen Taler in die Hand drücken und die Treppen 'runterflitzen, war eins!

Da tritt gerade, den leeren Eimer in der Hand, in dem sie Wasser vom Brunnen holen will, Julka aus der Tür der Pedellwohnung. Sie sieht mich, stutzt —

„Durch!" sag' ich strahlend, — „dispensiert!"

Sie freut sich mit; es interessiert sie alles, was mit dem Gymnasium zusammenhängt. Und lächelnd nickt sie mir zu: „Gratuliere, Herr Fennrich."

„Nicht mal die Hand?" frag' ich.

Da trocknet sie sie kurz an der Schürze, reicht sie mir und will sie gleich wieder wegziehen. Ich halt' aber fest und nehm' mich zusammen und seh sie an:

„Sie könnten mir noch eine viel größere Freude machen, Fräulein Julka. Sie dürfen mir heut nichts abschlagen. Ich hab' Ihnen noch etwas zu sagen — etwas sehr Ernstes und Wichtiges. Nicht hier; nicht heut. Aber vielleicht morgen ... morgen Abend ... wo uns niemand stört. Hier hinterm Garten, um sechs, sieben, acht Uhr — wann Sie wollen!"

Dabei bin ich dann doch etwas rot geworden, weniger wegen meiner Worte und meines Begehrens, als unter dem Blicke des Mädchens. Und verlegen schieb' ich den ungewohnten Zylinder von links nach rechts.

Der Eimer hängt ganz still hernieder, so ruhig steht die Julka. Und schaut mich so ungläubig prüfend an.

„Mit mir? Etwas Wichtiges?"

Und plötzlich huscht ihr wohl ein Gedanke durch den Kopf, denn sie fängt an zu lachen, schlenkert den Eimer her und hin und pliert wieder mit den Wimpern.

„Sie kenn' ich doch! Sie sind ein Taugenichts. Nein, nein, Herr Fennrich, das lassen wir lieber!"

Ich beschwör' sie, ihren Verdacht aufzugeben. Nicht mit dem kleinen Finger würd' ich sie antippen. Es sei ja viel zu ernst und heilig, die ganze Sache.

‚Heilig,' hab' ich wirklich gesagt. Und da wird sie doch wieder ernst. Schweigend warten wir beide, bis uns ein Schritt stört.

„Gut. Ich komme. Um sieben," flüstert sie mir noch zu. Dann flink mit dem klappernden Eimer zum Brunnen.

Was sie versprach, hielt sie. Sie war also pünktlich zur festgesetzten Stunde am bestimmten Ort. Die Dämmerung fiel schon, und weil es kühles Wetter war, hatte sich Julka ein schwarzes, etwas ausgewachsenes Jäckchen übergezogen. Es verwirrte mich einen Moment, denn sie gehörte zu den Mädchen, die in Kleid oder Bluse viel besser und feiner aussehen, als etwa in Hut und Mantel; die mehr für das Haus geschaffen sind als für die Straße. Es kam dazu, daß wir eben gewöhnt waren, sie fast nur auf den Fluren, Treppen und Höfen des Gymnasiums zu sehen. So geschah es, wozu die Situation und mein Vorhaben natürlich auch das Ihrige taten, daß wir gleich bei der Begrüßung mit einer Befangenheit zu kämpfen hatten, die uns fremd, kühl und kindisch erscheinen ließ. Wir redeten ziellos und in großen Pausen, bis ich merkte, daß es so nicht weiter ginge. Da nahm ich einen Anlauf, bat sie, mich ruhig anzuhören und fing zu sprechen an.

Sie lehnte sich währenddessen an den grauen hohen Bretterzaun, der den Garten des Gymnasiums begrenzte. In der Dämmerung sah man mehr die verschwimmenden Farben, als die Linien, das schwarze Jäckchen, das weiße Gesicht, das rote Haar. Und ich redete, erst stockend und unsicher nach Worten tastend, dann immer wärmer und sicherer. Daß ich sie von ganzem Herzen liebte, daß dies doch mehr sei als die übliche Schülerliebe, daß ich nun ein freier Mann wäre, der in wenigen Jahren sein gutes Brot hätte, und daß sie mir versprechen solle, auf mich zu warten. Wir wollten uns jetzt heimlich verloben und später öffentlich. Das war ungefähr das Tatsächliche meiner Rede, aber man spricht ja immer mit neuen Wendungen um das Gleiche herum, um es immer schöner, wärmer, verlockender zu präsentieren. Und da ich wirklich mit dem ganzen Herzen dabei war, mag diese Herzlichkeit und Aufrichtigkeit des Gefühls, die ehrliche Gläubigkeit meine Worte auch durchdrungen haben, daß sie Glauben und Vertrauen weckten.

Eine schmerzhafte Unruhe kam mehr und mehr dabei in das Gesicht der roten Julka. Sie schwieg, als wisse sie nicht, was sie mir antworten könne. Erst ein plötzlicher Ruf des Kiebitzes, der von den Wiesen scholl

und der nicht das gewöhnliche ‚Kiwitt‘ war, sondern das angstvolle Krächzen des Vogels, der Gefahr wittert, schien sie zum Entschlusse zu bringen. Sie legte die Arme auf den Rücken, daß die flachen Hände an dem Bretterzaun ruhten, und sagte:

„Sie meinen es sehr gut mit mir, Herr Fennrich. Das freut mich auch sehr. Aber es wär' deshalb doppelt unrecht, wenn ich Ja sagte oder Sie hinhielte. Sie wollen, denk' ich, Pastor werden. Und dann sollt' ich Ihre Frau sein. Stellen Sie sich das doch einmal vor! So lange Sie hier auf dem Gymnasium sind, da sind wir gleichsam dasselbe, weil wir beide dazugehören. Später ist das anders. Da hat jeder seinen Kreis, da pass' ich nicht mehr zu Ihnen und Sie nicht zu mir.“

Mit einer unmutigen Bewegung wollt' ich sie unterbrechen, fast empört, daß sie selbst sich so herunterstellte und tat, als ob ich etwas Besseres wäre. Sie verstand mich, ohne daß ich redete. Und da hat sie sich höher gereckt.

„Glauben Sie nur nicht, daß ich mir deshalb schlechter erscheine oder darüber traurig bin. Dann sind Sie“ — und das kam sehr bestimmt, ja fast scharf heraus — „schief gewickelt, Herr Fennrich. Ich will gar nichts anderes sein und fühl' mich so sehr wohl. Aber wenn ich auch nur wenig älter bin als Sie, und ganz ohne Ihre Gelehrsamkeit — wie das im Leben zugeht, das kenn' ich schon besser. Sehen Sie doch mal: Sie als Pastor kriegen einen Schwiegervater ... na, mein guter Vater, den kennen Sie ja. Er ist doch ...“

Sie suchte nach dem Wort. Plötzlich zuckte sie die Achseln. Zu verbergen war da nichts.

„Eine Seele, meint der Kreisphysikus, aber ein Saufsack.“

Es klang nicht roh, nicht hart, auch nicht traurig. Sie lächelte sogar scheu, als wollt' sie ausdrücken: Wir können doch deutsch reden.

„Und eine Frau kriegen Sie — eine Pastorin — Jesus, Herr Fennrich! Ja, kochen und waschen, scheuern und putzen, das geht schon, das tu ich gern.“ (Sie hob wie arbeitsfreudig die Arme.) „Aber ich war ja nicht mal in der Töchterschule.“

„Das kann man doch nachholen,“ warf ich bedrückt und halb verzweifelt ein.

Sie aber schüttelte den Kopf: „Das kann man nicht nachholen. Oder man muß ein Mensch danach sein. Ich lern' nicht, ich hab' keine Lust zu Büchern. Mir tun Sie alle immer leid, was Sie büffeln müssen. Eh' ich das täte, lieber schon würd' ich Dienstmädchen.

Ja, ja — Sie brauchen gar nicht so zu zucken: Dienstmädchen. Meine Mutter war das auch. Nein, Herr Fennrich — ich bin Ihnen herzlich gut, auch gerade deshalb, aber Ihre Frau kann ich nicht werden und will ich nicht werden."

Sie hatte mit ihren Worten mein Gefühl verwirrt, daß ich zuerst gar nichts antworten konnte und dann langsam und mühselig beginnen wollte, sie zu widerlegen. Doch empfand ich, daß sie nicht zu denen gehörte, die sich nur nötigen und gar zu gern überzeugen lassen wollen, sondern daß sie fest auf ihrem Boden stand. Da ließ ich es bald sein. Und weil sie so sicher in ihren Ansichten und ihrem Willen war, ward ich unsicher in den meinen und fühlte, trotzdem meine Liebe keinen Abbruch erlitt, daß wirklich etwas Besonderes und dabei Unfaßbares zwischen uns stünde. Glaub' es oder glaub' es nicht: ich denke, das dürftige schwarze Jäckchen, das in den Ärmeln ausgewachsen war, hat auch zu dieser Empfindung beigetragen.

So hab' ich verwirrt und haltlos, flehend, aber doch nicht mehr mit ungebrochener Kraft flehend, sie angeschaut. Da holte die rote Julka tief Atem und fügte zögernd hinzu:

„Außerdem bin ich seit einem Vierteljahr heimlich versprochen. Es weiß noch niemand. Nur Sie jetzt."

Erst nach diesen Worten fühlt' ich einen großen Schmerz und eine große Leere, als wäre ich um eine schöne Hoffnung ärmer. Es tat mir so weh, daß ich einen bitteren Geschmack auf der Zunge hatte, und ein feuchter Schimmer mir in die Augen trat.

Ich weiß nicht, ob Julka das bemerkt hatte. Es war in der starken Dämmerung eigentlich kaum möglich. Genug, sie trat mit einem Male dicht an mich heran und faßte meine beiden Hände.

„Wir müssen doch vernünftig sein, Herr Fennrich," sagte sie leise und wie beschwichtigend. „Sie gehen jetzt ja sowieso von hier fort. Und ich bin Ihnen gut, weil Sie das heute — — — wenn es auch nicht sein kann."

Sie schien nach etwas zu suchen, um mir zu beweisen, daß sie es herzlich meinte und dankbar war. Und plötzlich stieg eine stärkere Blutwelle in ihr weißes Gesicht, und mit einer verschämten Anmut bog sie sich mir näher.

Mein Herz klopfte wild, als wollt' es in einem gewaltigen Anlauf stürmen und dann jäh aussetzen. Mein Auge fragte. Scheu gab das ihre Antwort.

Da küßt' ich den Rotkopf in Glück und Schmerzen zum zweitenmal. Nicht war es wie damals ein flüchtig Streifen der Lippen, ich fühlte sie

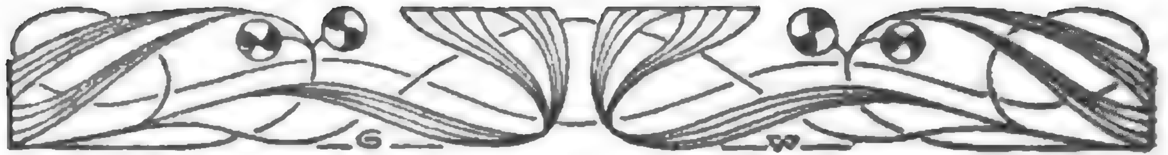
warm auf den meinen ruhen und fühlte den zarten Druck und ihre Wäme und Jugend. Dann sagte Julka ein rasches „Adieu“, raffte ihre Röcke und ging. Am grauen Zaun entlang ging sie zum Gymnasium empor. Und da ich sie nun für immer verlieren sollte, zitterte mir das Herz, doch wagt' ich nicht, sie zu bitten, daß sie noch bliebe, sondern fragte nur, ob wir uns denn nicht wenigstens schreiben wollten.

„Lesen und schreiben mag ich nicht,“ rief sie kopfschüttelnd zurück. Und als Trost: „Sie kommen ja auch in den Ferien wieder.“

Noch ein paar Augenblicke, dann hatte das Dunkel sie verborgen. Ich aber tastete nach der Stelle des Zaunes, an dem sie so lange gelehnt hatte, und meinte, ich müßte als Einziges, was von ihr zurückgeblieben wäre, an den kühlen Brettern noch die Blutwärme ihrer Hände spüren.

Das ist alles. Unter den neuen Eindrücken der Universitätsstadt hab' ich den Schmerz langsam verwunden, und als ich später wieder einmal in die Heimat zurückkehrte, war Manches anders. Mein alter Direktor Sieg hatte sich das Grab ertrunken, und wie ein Schloßhund hat Pedell Zude an seinem Sarge geheult. Er wußte, daß es mit ihm nun auch zu Ende ging und war der festen Ansicht, daß er nur noch etwas länger lebe, weil er statt der Münchener Biere nur helle getrunken hätte. Die rote Julka hatte gerade ihren Schneider geheiratet; ich fürchtete mich halb, ihr zu begegnen. Aber als es doch geschah, freut' ich mich über mein freies Herz. Es war alles hell und klar zwischen uns; kein peinlicher Rest, nichts Trübes oder Verstimmendes war zurückgeblieben. Auch die rote Julka scheute und schämte sich nicht. Wohl haben wir nie auch nur mit einer Andeutung über den Kuß gesprochen, aber dem Schneider ist damit nichts geraubt worden, und uns selber ist er wohl eine freundliche Erinnerung. Von mir wenigstens weiß ich das. Seitdem hab' ich manches Kind meiner ersten Liebe getauft, hab' selber geheiratet und freu' mich, daß ich hier alt werden soll, wo ich jung gewesen. Oft bin in auch mit früheren Mitschülern zusammen, und wir alle haben das Gefühl, daß die rote Julka zu uns gehört, wenn sie das Gymnasium auch längst verlassen hat, wie wir selber. Deshalb grüßt sie jeder und lächelt und nickt ihr zu, denn ob auch sie allmählich etwas ramponiert und angestoßen aussieht — sie bleibt für uns doch eben die Julka Zude, die Julka, die wir alle geliebt haben, die Julka unserer Jugend.“





Aus dem Amerika-Tagebuche eines deutschen Schulmannes.

Erlebtes und Geschautes.

Von

L. Bahlsen.

Darf man's dem deutschen Leser, der in den letzten Jahren eine wahre Flut von Amerika-Literatur hat über sich ergehen lassen müssen, verdenken, wenn er seinen Wissensdurst zunächst gestillt und wenig Neigung fühlt, weitere Bände über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten durchzustudieren? Vielleicht reicht aber sein Interesse eben noch aus, kurze Aufzeichnungen zu durchfliegen, in denen, an eigene Beobachtungen und Erfahrungen aus seiner Amerika-Praxis anknüpfend, ein deutscher Schulmann sich zum Worte meldet, nachdem in weit umfangreicheren Darstellungen der Landwirt und der Großindustrielle, der Kaufmann und der Völkerpsychologe, jeder unter seinem besonderen Gesichtswinkel, Amerika und die Amerikaner beleuchtet haben.

Sollten die folgenden anspruchslosen Bemerkungen über amerikanische Schul- und Erziehungsverhältnisse hier und da allzu sehr den Fachmann verraten und die rein persönlichen Erfahrungen des Schreibenden mehr als ihm selber erwünscht war, hervortreten lassen, so sei dies einerseits mit dem Hinweis darauf entschuldigt, daß hier Tagebuchnotizen zu Grunde gelegt sind, und andererseits dürfte es gerade zur Stärkung manches einfließenden Urteils beitragen, wenn es sich zeigt, daß der Verfasser nicht bloß aufmerksamer Beobachter gewesen ist, sondern, selbst mitarbeitend im täglichen Getriebe des akademischen wie des Schulunterrichts, ein Jahr lang mitten im amerikanischen Erziehungsleben gestanden und späterhin zweimal den Kontinent durchquert hat, um in den Schulen der Oststaaten wie des fernen Westens das amerikanische Volkstum da zu studieren, wo die Wurzeln seiner intellektuellen und zum Teil auch seiner physischen und moralischen Entwicklung liegen.

Es war ein eigenartiges, ganz neues Experiment, im Herbst 1902 an die pädagogische Fakultät der Columbia Universität zu New York auf die Dauer eines akademischen Jahres einen preußischen Schulmann urlaubsweise zu berufen mit dem Lehrauftrage, über die deutsche Schulreform im allgemeinen und die neuen Methoden des modern fremdsprachlichen Unterrichts im besonderen Vorlesungen zu halten. Aber (und darin zeigte sich mir sofort der eminent praktische Sinn des trefflichen Leiters jenes „Teachers' College") diese mehr oder minder theoretischen Vorlesungen

sollten an der mit dem College verbundenen Übungsschule in der Klasse durch die Lehrpraxis erläutert werden. So waren denn meine Hörer im „College“ zugleich Hospitanten in meinem französischen und deutschen Unterricht an jener den Namen des hervorragendsten amerikanischen Pädagogen des vorigen Jahrhunderts (Horace Mann) tragenden Übungsschule. Ihr stattlicher Bau, nach außen wie im Innern mustergültig und von vornehmem Ernst, thront im nördlichen Teile von New York, dem sogenannten Harlem-Viertel, auf der Höhe des Morningside Parks zwischen Teachers' und Barnard College und gegenüber den übrigen parkumsäumten Gebäuden der Columbia Universität. Aus den Fenstern der Westseite schweift der entzückte Blick über den tief unten strömenden Hudson und hinüber nach den pittoresken Uferfelsen der „Palissaden“.

Diese Anstalt, eine seit etwa 16 Jahren bestehende „Private School“, wird, ihrem Programme gemäß, in dem Sinne geleitet, daß nicht Tadel und Strafen die Aufmerksamkeit und den Fleiß der Zöglinge sichern, sondern daß Lehrgeschick und pädagogische Erfindungsgabe danach zu trachten haben, das Interesse der hier zu erziehenden Generation (beiderlei Geschlechts) stetig zu fesseln. Die Anstalt erstrebt, nach dem Wortlaut der von ihr herausgegebenen Prospekte, nicht sowohl einen besonders hohen Grad wissenschaftlicher Leistungen, als vielmehr — wenigstens in den 8 Klassen der Elementary School — das verhältnismäßig bescheidene Ziel, die Kinder mit „real things and real experiences“ vertraut zu machen. „Spontaneity and freedom are not suppressed. The teacher plans, guides, and directs, while the pupils find out and do things for themselves.“

Wie der Superintendent, dem eine Leiterin der Elementary School (die späterhin durch eine männliche Kraft ersetzt wurde) und ein „Principal“ der High School zur Seite standen, am Eröffnungstage des neuen Schuljahrs hervorhob, hatte sich jene Horace Mann School durch ihre Frequenzziffer die erste Stelle unter den „Private Schools“ der Vereinigten Staaten erobert. Die meisten Klassen umfaßten 8 Coeten, und in jedem Klassenraum wurden 20 bis 30 Zöglinge (Knaben und Mädchen) unterrichtet. In der Elementarschule waren die Knaben in der Minderheit, — in der Hochschule, in welche die Zöglinge durchschnittlich mit 15 Jahren eintraten, überwogen die „boys“ bei weitem. Während der zwei Semester meiner New Yorker Dozententätigkeit habe ich in vier Klassen unterrichtet und in den meisten übrigen des öfteren hospitiert — bei geschickten Lehrkräften wie auch bei tastenden Anfängern. Auch anderwärts habe ich oft genug beide Geschlechter vereint unterrichten sehen, in Anstalten für Kinder der weißen wie der farbigen Bevölkerung. Ich kann nicht sagen, daß ich mich mit diesem System der Coedukation befreundet habe. Freilich ist mir nur von zwei Schulen bekannt geworden, daß zwischen den Schülern und Schülerinnen Ärgernis erregende Beziehungen geherrscht, die über das Maß harmloser Tändeleien hinausgingen. Sehr häufig aber konnte ich beobachten, daß die Mädchen ihre männlichen Nachbarn auf der Schulbank (weit seltener war das Umgekehrte der Fall) von der Teilnahme am Unterricht ablenken. Bei gleichem Lebensalter richtet sich das Interesse

männlicher und weiblicher Schuljugend nicht immer auf die gleichen Dinge, auch das Fassungsvermögen und das Geschick, das Erfaßte wiederzugeben, sind verschieden. In den oberen Klassen, wo man der amerikanischen Schuljugend Lerntrieb und rechtschaffene Arbeitsfreudigkeit durchaus nicht absprechen kann, würde für den Jüngling ein entsprechendes Quantum Hausarbeit im allgemeinen nicht gesundheitsschädlich sein, während die Mädchen im gleichen Lebensalter viel leichter erschlaffen und oft genug Schaden an ihrer Gesundheit nehmen.

Wenn man s. Z. in Deutschland in der zunehmenden Nervosität und Kurzsichtigkeit der männlichen Jugend die Folge einer verderblichen Überbürdung in der Schule erblicken zu müssen glaubte, so dürfte, da in Amerika notorisch der Prozentsatz nervenleidender und brillentragender Mädchen erschreckend groß ist, der Rückschluß sich hiernach von selbst ergeben. Meines Erachtens ist gerade der gemeinsame Unterricht der Geschlechter dafür verantwortlich zu machen, da er in erster Linie eine Überanstrengung der mit den weit kräftigeren Mitschülern ehrgeizig rivalisierenden weiblichen Jugend herbeiführt.

Man irrt sich, wenn man in Deutschland vielfach meint, die Frage der Coedukation sei in den Vereinigten Staaten endgültig im bejahenden Sinne entschieden. Die Ansichten in den maßgebenden Kreisen sind durchaus geteilt, und während ich in einigen Mittelstaaten begeisterte Lobredner dieses Systems zu hören Gelegenheit hatte, traf ich im Osten, wo sich das Unterrichtswesen so besonders hoch entwickelt zeigt, mindestens ebenso viele überzeugte Gegner und vernahm dort von kundiger Seite die Äußerung, Coedukation würde in den östlichen Teilen des Landes in absehbarer Zeit „ein überwundener Standpunkt“ sein!

Wo Knaben neben Mädchen auf der Schulbank sitzen, braucht übrigens der amerikanische Lehrer in der äußerlichen disziplinaren Behandlung der beiden Geschlechter keine wesentlichen Unterschiede zu machen, wenigstens werden solche von seinen Schülerinnen und Schülern nicht gewünscht. Einen „American Schoolboy“ allzu kräftig zu schelten oder gar körperlich zu züchtigen, ist ja dem Lehrer drüben ohnehin verwehrt (wenigstens in den Oststaaten!), die „Girls“ hingegen nehmen einen kräftigen Ton, wenn es Not tut auch eine scharfe Zurechtweisung im allgemeinen nicht übel. Aber ich glaube doch bemerkt zu haben, daß in der Art, wie man den Stoff bearbeitet und vorträgt, wie man die Aufmerksamkeit festhält, das Interesse der Schüler und der Schülerinnen anregt, grundsätzliche Unterschiede gemacht werden müssen, wenn man nach allen Seiten hin gewünschten Erfolg haben will. Unter den städtischen Volksschulen und High Schools von New York City ist mir keine mit Coedukation bekannt geworden. Dort läßt die Disziplin nur dann zu wünschen übrig, wenn ungeschickte Lehrer vor der Klasse stehen oder der „Principal“ die Anstalt schlecht leitet. In schwieriger Lage befinden sich da besonders die Lehrer des Deutschen und Französischen, welche Lehrfächer zumeist nicht obligatorisch sind und gar nicht selten — besonders von den zahlreichen Schulgewaltigen irischer Nationalität — nur ungern im Lehrplan gesehen werden. Manch bittere Klage über erfahrene Zurücksetzungen habe ich von Lehrerinnen

dieser beiden modernen Fremdsprachen (denn trotzdem in manchen Stadtteilen von New York das deutsche Volkselement geradezu überwiegt, gilt im Lehrplan das Deutsche auch da als Fremdsprache) in der Zeit meines Dortseins hören müssen, und schließlich gelang es ja auch einer verhängnisvollen Gegenströmung in der städtischen Schuldeputation (Board of Education), in den Elementarschulen ihres Machtbereiches das Deutsche ganz aus dem Lehrplan zu streichen. Fleißig und mit beachtenswertem Erfolg betrieben wird es außer in den Colleges und an den zwei Universitäten von New York City nach wie vor an den sogenannten De Witt Clinton High Schools, einer Gruppe von Anstalten, die seit etwa acht Jahren erfreulich emporgeblüht sind und bei 4jährigem Kursus Mathematik und die Fremdsprachen eifrig pflegen. Ich habe in zahlreichen Klassen jener De Witt Clinton High Schools dem Unterricht in verschiedenen Fächern beigewohnt und zum Teil tüchtige Leistungen auch im modernsprachlichen Unterricht beobachtet. In der ersten Sitzung im New Yorker Board of Education, der ich beiwohnen durfte, wurde ein neuer Syllabus für den Unterricht im Deutschen, Französischen und Spanischen (denn auch diese Sprache wird in den amerikanischen Schulen noch fleißig getrieben) vorgelegt und von Dr. Friedrich Monteser, dem Sprecher eines für diesen Zweck eingesetzten Ausschusses von Fachmännern, mit Geschick vertreten. Mit der Auswahl der Lektüre freilich konnte ich mich nicht in allen Punkten einverstanden erklären und habe meine abweichenden Ansichten und Vorschläge auch in einer Arbeit über „Die deutsche Lektüre an den Secondary Schools" darzulegen mir erlaubt.

Für jede ehrliche Kritik, wenn man sie mit ruhiger Sachlichkeit vorzutragen und hinreichend zu begründen sich bemüht, ist der Amerikaner empfänglich und dankbar und zeigt sich, gelegentlich fast allzu leicht, bereit, neuen Anregungen Folge zu geben.

Viel erfolgverheißendes Streben und ernstes Arbeiten habe ich unter meinen amerikanischen Fachkollegen wahrgenommen und aufrichtig schätzen gelernt. Viele von ihnen, so weit sie nicht überhaupt dem deutschen Vaterlande entstammten, hatten wiederholt schon Europa bereist, deutsche Schulen besucht und sich mit den neuen Methoden einigermaßen vertraut gemacht. Auch drüben stehen sich Anhänger der grammatisierenden und einer mehr natürlichen Methode, die auf praktische Ziele hinarbeitet, gegenüber. Ein hervorragender Vertreter des Deutschen an der Columbia University, Calvin Thomas, selbst Verfasser eines verbreiteten Lehrbuches Plötz'schen Stils, bezeichnet allen Ernstes das Sprechenlernen als überflüssigen Luxus im Unterrichte des Deutschen. Andere hingegen dringen darauf, nur solchen Lehrkräften den fremdsprachlichen Unterricht zu übertragen, welche die betreffende Sprache als Muttersprache beherrschen und so die beste Gewähr bieten, daß auch praktische Unterrichtserfolge schließlich erreicht werden.

Für die phonetische Seite des Ausspracheunterrichts und die epochemachenden Arbeiten eines Vietor, Sievers und Trautmann fangen die amerikanischen Sprachlehrer eben erst an sich eingehender zu interessieren, dagegen sind Anschauungsbilder, an die die fremdsprachliche Konversation so bequem und ergiebig sich anknüpfen läßt, für solchen Zweck schon vielfach in Gebrauch; und die deutsche oder

französische Stunde durch Absingen der Wacht am Rhein oder der Marseillaise zu beleben, ist gewiß nicht bloß als Kompliment für ausländische Besucher der Schulen in Aufnahme gekommen.

Es wird überhaupt in amerikanischen Schulen den Zöglingen offensichtlich und mit Bedacht viel Abwechslung und — ich möchte fast sagen: Amüsement geboten. Nicht nur, daß der Unterricht selbst wesentlich darauf angelegt scheint, Vergnügen zu bereiten und die Aufmerksamkeit auf immer neue Dinge von Interesse zu lenken, man behängt außerdem noch die Wände der Klassenzimmer mit zahlreichen Bildern, bunten Skizzen, und sonstigem nicht immer gerade wertvollen Anschauungsmaterial, zu dem sich die Blicke unaufmerksamer Schüler gern verirren. In den Klassentüren sind meist Fenster, durch welche der Verkehr auf den Korridoren mit Vergnügen beobachtet wird. „Periods" (Lehrstunden) von mehr als vierzig Minuten gelten schon als zu ermüdend, dann folgt eine Pause (Recess), in der den Schülern die Benutzung eines Bibliothekraumes mit zum Teil recht amüsanter Literatur gestattet ist. Die Herausgabe einer gedruckten Schülerzeitung ist nichts Ungewöhnliches. An der Horace Mann School existierten zwei dieser Art, und an den monatlich erscheinenden „School Days" der Elementary School arbeiteten Kinder von neun bis zwölf Jahren eifrig mit und sahen darin mit nicht geringem Stolze sogar ihre ersten dichterischen Versuche gedruckt. In dem „Recreation Room" fanden gelegentlich „Parties" statt, zu denen erst die Mädchen, dann die Knaben einluden, und wobei Süßigkeiten und Kuchen gereicht, muntere Spiele veranstaltet und schließlich sogar unter den Augen der Lehrer der Cake-Walk getanzt wurde. Ein andermal lud die High School zu einer Aufführung des zwar unverfänglichen, aber doch auch Liebesszenen enthaltenden Lustspiels „Our Boys" ein, zu welchem Zwecke in dem eben erwähnten Saal eine Bühne errichtet war, auf der Boys und Girls mit überraschendem Verständnis agierten.

An häuslichen Fleiß durften im allgemeinen nur sehr mäßige Anforderungen gestellt werden. Meist reichten die „Study Periods", je 15 Minuten lang und zweimal täglich zwischen die Unterrichtsstunden eingeschoben, zur Erledigung der aufgegebenen Arbeiten aus, und insofern war eigentlich der Streit um die bedeutsame Frage „Home-work or not?" ziemlich gegenstandslos. Und doch wurde darüber eines Tages in den wundervollen Räumen der Aula (Chapel) von zwölf- bis fünfzehnjährigen Zöglingen vor versammelten Lehrern und Mitschülern nach allen Regeln der Kunst feierlich disputiert. Mit noch zwei Professoren von Teachers' College war auch ich in die Jury berufen worden, und nicht ohne Kopfschütteln sah ich die streitenden Parteien auf hohem Podium die Frage erörtern, ob die Schule an den häuslichen Fleiß Anforderungen stellen dürfe oder nicht. Je acht Zöglinge aus den obersten Klassen der Elementary School sprachen, zum Teil wirklich recht gewandt, über das Pro und Contra einer Sache, in der wir in Deutschland ganz anderen Instanzen das ausschließliche Urteilsrecht zugestehen. Mit Ernst, Geschick und Grazie leitete eine vierzehnjährige Miß die Verhandlungen und schloß mit der Mahnung an die Jury, den Preis doch ja

nur nach dem Gesichtspunkte zuzuerkennnen, welche Partei am geschicktesten plaidiert habe, und sich beileibe nicht durch persönliche Stellungnahme zu der ventilierten Frage beeinflussen zu lassen. Da die jugendlichen Gegner der Hausarbeit tatsächlich am gewandtesten disputiert hatten und schließlich sogar mit dem Hinweis darauf, daß in der schulfreien Zeit das Kind doch ganz und gar seinen Eltern gehören möchte, an unser väterliches Empfinden appellierten, so veranlaßten meine beiden amerikanischen Jurykollegen in der Tat ein der Kontrapartei günstiges Verdikt.

Ansprachen der Lehrer bei Gelegenheit von Schulfeiern werden applaudiert, ein neueingeführtes Mitglied des Kollegiums wird gleichfalls durch Händeklatschen begrüßt. Weihnachtsdedikationen den beliebten Lehrerinnen und Lehrern zu überreichen, ist nur hier und da durch strengere Schulordnung verboten. Dagegen gehört auf der Straße der in Deutschland übliche ehrerbietige Gruß der Schüler zu den Seltenheiten. Recht eindrucksvoll gestalten sich gewöhnlich die ernsten Schulfeiern, deren Programm weit abwechslungsreicher gestaltet ist als es bei uns gemeiniglich der Fall. Der den Chor dirigierende Gesanglehrer wird — wie in jeder einfachen Gesangsstunde — durch eine wohlgeschulte Hilfskraft am Flügel unterstützt. Der Chor ist meistens gut diszipliniert, und das Hymnen- und Liederbuch enthält — auch für fromme Choräle — ansprechende, melodiöse Weisen. Der patriotische Sang überwiegt und wird mit Begeisterung gepflegt.

Schon dem Schüler, wenn man ihn am festlichen Tage der Prämiierung für Fleiß und Wohlverhalten dekoriert, hält man das star spangled Banner vor, damit er darauf schwöre, ihm allzeit treu zu bleiben: „I pledge allegiance to my school, and I will endeavor by faithfulness to duty, to hold the standard higher each succeeding day.“ —

Mit der Geschichte seines Vaterlandes ihn gründlichst vertraut zu machen, ist das Ziel des historischen Unterrichts, der mit naiven Erzählungen über Amerikas Ureinwohner beginnt, dann von den ersten Besiedelungen, den Pilgrim Fathers usw. berichtet, späterhin auch die Verfassungskämpfe berücksichtigt und tatsächlich die Schüler bis in unsere Zeit und ihre politischen Wirren hineinführt. In der Geschichtsstunde an der Sumner High School in St. Louis hörte ich sogar schon die Venezuelafrage in Zusammenhang mit der Monroe-Doktrin erörtern.

Der öffentlichen Feier patriotischer Gedenktage gibt der Jubel der Schuljugend eigentlich erst das charakteristische Gepräge. Diese genießt dann so viel Freiheit, daß es bei dem waghalsigen Spielen mit Feuerwerkskörpern und Schießwaffen aller Art nicht unbedenklich ist, sich auf der Straße zu bewegen; — und diese Art, z. B. den „Glorious Fourth“ (4. Juli, den Tag der Unabhängigkeitserklärung) zu feiern, fordert alljährlich zahlreiche Opfer. Ähnlich geräuschvoll, in diesem Falle gleichbedeutend mit patriotisch, geht es am Election Day im November zu und an den übrigen „Legal Holidays“, zu denen auch Washington's und Lincoln's Geburtstage gehören. Schulfrei ist der Decoration Day, der 30. Mai, an dem die Gräber geschmückt werden, der Labor Day, d. i. der erste Montag im September, der Thanksgivings Day, der Neujahrs- und der erste Weihnachtstag, denn nicht

50*

überall kennt die amerikanische Schule wirkliche Weihnachtsferien. Im ganzen ist die Zahl der Schultage im Jahr erheblich geringer als bei uns. Der Sonnabend ist schulfrei, die Sommerferien erstrecken sich über zwei, an den Privatschulen über mehr als drei Monate. Nirgends habe ich in der schönen Jahreszeit den Unterricht in so früher Morgenstunde beginnen sehen, wie dies in Deutschland die Regel ist. Dafür kommt freilich der amerikanische Schüler oft erst nach drei Uhr nachmittags aus der Schule nach Hause. Ganz regelmäßigen Schulbesuch kennt man in Amerika nicht, und nur an wenigen Tagen hatte ich die Freude, meine Klasse voll besetzt zu sehen. Nach einer mir vorliegenden Statistik aus dem Jahre 1901 aus dem Staate New York, wo die Verhältnisse noch dazu besonders günstig liegen, waren von 1242416 in den Elementary und Secondary Common Schools untergebrachten Schülern und Schülerinnen im Durchschnitt am Tage nur 873157 tatsächlich im Unterricht zugegen. Nebenbei bemerkt waren für jene 1242416 Schüler im Staate New York 5147 männliche und 30444 weibliche Lehrkräfte angestellt woraus sich ergibt, daß im Durchschnitt auf eine Lehrkraft zirka 35 Zöglinge kommen. Die in Deutschland zuweilen aufgestellte Behauptung, es gäbe in Amerika keine Klasse von mehr als 30 oder meinetwegen auch 40 Schülern, erwies sich bei meinen Wanderungen durch die New Yorker Volksschulen als ein gewaltiger Irrtum. In den Colleges und Universities allerdings würden sich die Zahlen wesentlich anders stellen. Die Hörsäle sind drüben im allgemeinen kleiner als bei uns, und an der Columbia galt es schon als eine günstige Frequenz, wenn ein philologisches Kolleg von mehr als 20 „Students" belegt war.

Die im Jahre 1754 als King's College gegründete und 1896 unter dem jetzigen Namen in die wundervollen Gebäude auf der Höhe des Morningside-Parkes verlegte Columbia University zählte im Jahre 1902 385 Dozenten bei 2835 Studenten, so daß also auf durchschnittlich 7—8 Hörer eine Lehrkraft zu rechnen war. Damals verfügte die Columbia University über Jahreseinnahmen in der Höhe von 997075 Dollars, wozu gelegentlich noch gewaltige Stiftungen und Schenkungen freigebiger Milliardäre kommen.

Das imposanteste Gebäude des großen Columbia Komplexes ist die von Seth Low, dem Präsidenten der Universität und späteren Bürgermeister von New York, mit einem Kostenaufwand von einer Million Dollars errichtete, jetzt 300000 Bände bergende Library, deren gewaltige Kuppel weithin sichtbar den ganzen Harlem-Stadtteil einerseits und den breitflutenden Hudson andererseits überragt, so daß dieser Bau mit all den anderen stattlichen College Buildings darum herum der Bezeichnung Akropolis von New York, wie man sie dort oft hört, eine gewisse Berechtigung verleiht. Die innere Ausstattung der Auditorien ist um vieles einfacher und ernster, als die glänzenden Fassaden vermuten lassen. Statt der Bänke finden sich darin Reihen von Klappstühlen, deren rechte Armlehne sich zu einer Holzplatte verbreitert, auf der der Student bequem schreiben kann. Leider haben jene sonst ganz praktischen Schreibstühle auch in den oberen Klassen der Elementary und High Schools Aufstellung gefunden und machen

durch ihre Konstruktion die Benutzung von Heften vollends unmöglich, die sich ohnehin in amerikanischen Schulen nicht einbürgern zu wollen scheinen. Statt ihrer bedient man sich der Schreibblocks, deren „fliegende Blätter" der Lehrer im großen und ganzen nicht viel sorgfältiger korrigiert als sein Zögling sie beschrieben hat. Da Tintenfässer natürlich nur auf regulären Schulbänken Platz finden können, muß es der Lehrer wohl oder übel gestatten, daß in solchen Klassen die Schüler, welche nicht im Besitz einer Füllfeder sind, ihre Arbeiten mit Bleistift schreiben.

Unzweifelhaft das nützlichste aller amerikanischen Schulmöbel, natürlich auch in den Hörsälen der Universitäten verwendet, ist die an allen Wänden sich entlangziehende Tafel, an der nicht nur Berechnungen, Zeichnungen und geometrische Figuren, Dispositionen und dergl. tagelang der Klasse sichtbar bleiben können, sondern an der der Lehrer mehr als ein halb Dutzend Schüler gleichzeitig arbeiten lassen kann, während er selbst mit den übrigen sich beschäftigt.

Über alles Lob erhaben sind die Turnhallen und ihre überaus opulente Ausstattung. Das „Gymnasium" der Columbia University z. B ist ein mächtiger Raum mit allen nur denkbaren Geräten und Apparaten für Muskelstärkung und Hygiene. Auch das Ballwerfen spielt dabei natürlich eine wesentliche Rolle. In Verbindung mit jener Turn- und Spielhalle stehen vorzügliche Badeeinrichtungen, und weiterhin soll es der allgemeinen Körperpflege dienen, wenn die Studenten, selbst an kalten Abenden und in der böseften Jahreszeit, leicht bekleidet mit entblößten Armen und Unterschenkeln die ausgedehnten Universitätsgebäude im Laufschritt umkreisen.

Jede Schule, jede Universität hat ihre besonderen Cheers, sonderbare Rufe, durch die die Schüler und Studenten ihre Zusammengehörigkeit in einer mehr lärmenden als sinnigen Weise zu erkennen geben, und die mich immer an die Indianerrufe vergangener Tage gemahnten. Ein Beispiel statt vieler mag hier Platz finden, der Studentenruf der Johns Hopkins University in Baltimore: „Hullaballoo, Kanuck, Kanuck, Hullaballoo, Kanuck, Kanuck, Hoorah, Hurrah Johns Hopkins University!" — Selbst die jüngsten Gemeindeschüler äffen diese Sitte nach, und die 89. Public School in New York hat sich den melodischen School Cry gewählt: „Rackey! Co-ax! Co-ax! Co-ax! Rackey! Co-ax! Co-ax! Co-ax! Co-ax! Al-a-ba-zine! Al-a-ba-zine! We're the Boys of Eighty-nine! Siss-boom-ah!" —

Von verschiedenen Superintendents der städtischen Schulen von New York wurde ich des öfteren eingeladen, die Anstalten ihres Amtsbereiches zu besuchen und mußte sogar auf ihre besondere Bitte hier und da in einer deutschen oder französischen Klasse eine Lektion nach unserer Reformmethode vorführen. In den zehn Monaten meines Dortseins habe ich eine große Zahl von Schulen der verschiedensten Gattungen besucht und mehr als hundert Unterrichtsstunden in allen möglichen Fächern beigewohnt. Natürlich kann ich an dieser Stelle nur ganz kurz über meine Beobachtungen berichten.

Im altsprachlichen Unterricht war es mir von Interesse zu sehen, daß man an einigen High Schools auch die lateinische Grammatik nach der Art unserer neusprachlichen Reformer von vornherein aus der Lektüre zu entwickeln suchte und

nach der Art wie es einst Jacotot und Hamilton getan, ein Lehrbuch benutzte, welches die ersten Kapitel von Cäsars Bellum gallicum, kapitelweise in kleine Portionen von drei bis vier Zeilen zerteilt, als Ausgangspunkt aller elementar-grammatischen Belehrung bot. In Bezug auf die Aussprache des Lateinischen zeigte sich das erfreuliche Bestreben, die Sprache Ciceros nicht nach englischer Lautgebung umzuprägen.

Im Geschichtsunterricht kommt, wie ich schon früher angedeutet, das Ausland etwas zu kurz, doch wird dafür im sprachlichen Unterricht bei der Lektüre umso fleißiger auf englische, deutsche und französische Kulturgeschichte eingegangen. Es war mir interessant zu beobachten, wie fleißig dann unsere Wachsmuthschen Anschauungstafeln, die Lehmannschen Kulturbilder und andere Lehrmittel deutschen Ursprungs benutzt wurden, um eine Ritterburg, mittelalterliche Bewaffnung und Kampfesweise, klösterliches Leben, ritterliche Beschäftigungen und dergleichen zu veranschaulichen.

Im geographischen Unterricht spielt das Kartenzeichnen auf allen Klassenstufen eine große Rolle. Schon früh malen dabei die Kinder ihre Skizzen mit Wasserfarben aus, und eifrig wird an der Wandtafel mit bunten Kreiden gearbeitet, wobei, wie mir ein amerikanischer Kollege klagte, viel kostbare Zeit vertrödelt wird. In den verbreitetsten Atlanten müssen sich die außeramerikanischen Erdteile meist mit wenigen Karten begnügen, dagegen enthalten dieselben Landschafts- und sonstige geographische Anschauungsbilder in recht guter Ausführung und mit verbindendem Text, Völkertypen, Abbildungen der Kulturpflanzen und wichtigsten Vertreter der Fauna und Flora, ja sogar nationalökonomische Belehrungen, auf die denn auch der Geographielehrer in elementarer Form in seinem Unterrichte eingeht. Von Zeit zu Zeit führt er dann den Zöglingen in der Aula in Projektionsbildern mit begleitendem Vortrag in eindrucksvoller Weise die fremden Landschaften und die Wunder entlegener Zonen vor. Daneben fehlt es freilich auch nicht an geistloser Paukerei, wird doch von den Zöglingen der Primary und Grammar Schools die Kenntnis der Namen aller (mehr als 40) Staaten der Union und ihrer „Hauptstädte" verlangt, obgleich sich darunter gänzlich bedeutungslose, kümmerliche Marktflecken befinden, von denen der Schüler im späteren Leben kaum wieder hört.

Im mathematischen Unterricht legt der Lehrer drüben, wie mir scheint, mehr Gewicht darauf, dem Vorstellungsvermögen der Schüler durch Vorführung geeigneter Modelle zu Hilfe zu kommen, als es vielleicht bei uns der Fall ist. Und doch waren es wiederum Modelle einer deutschen Lehrmittelanstalt, von Dr. Oskar Schneider, Leipzig, welche ich in der Trigonometrie und Stereometrie verwendet sah.

Mit besonderem Vergnügen wohnte ich dem Rechenunterricht einer überaus gewandten Lehrerin der Horace Mann School bei, die es trefflich verstand, auch bei den Kleinen und Kleinsten Begeisterung für den Gegenstand zu erwecken. Das Streben des amerikanischen Lehrers ist eben pflichtschuldigst auf beständige Anregung der Klasse gerichtet, deren Aufmerksamkeit ach so leicht erlahmt; und

das macht ihn erfindungsreich und lebhaft. Ich möchte hier noch ein Wort des Lobes amerikanischer Lehrerinnen einschalten, die bei aller Munterkeit und natürlichen Frische viel redliches und ernstes Streben zeigen und mich zwar nicht gerade durch den Umfang ihres Wissens mit Bewunderung erfüllten, wohl aber durch ihre treue Hingebung an ihren Beruf, den feinen Takt, die Unermüdlichkeit, mit der sie an der Erziehung der gewiß nicht leicht zu lenkenden amerikanischen Jugend arbeiten und, in geradezu herzlichem Verhältnis zu ihren Zöglingen, sich deren Liebe zu gewinnen wissen.

In den Elementary Schools gebe ich den „Schoolma'ams" vor den männlichen Lehrkräften in Amerika unbedingt den Vorzug. In solchen geschickten Händen erwies sich auch, wie ich an der „Heusinger Private School" bei wiederholtem Hospitieren zu beobachten Gelegenheit hatte, die Gouin-Methode im modernsprachlichen Unterricht bei freilich nur kleinen Klassen als recht erfolgreich. Über diese Gouin-Methode hat in Deutschland seiner Zeit Oberlehrer Kron (in Vietors „Neueren Sprachen") ausführlich berichtet. Sie deckt sich mit der mehr bekannten als berühmten Berlitz-Methode zwar nicht völlig, weist aber doch verwandte Züge auf. Sie ist in Amerika unter den Lehrern des Deutschen und Französischen weit beliebter als bei uns, vielleicht infolge der günstigen Ergebnisse, welche Swan und Bétis in England damit erzielten, und der Propaganda, die seitdem in den Ländern englischer Zunge dafür gemacht wurde. In Amerika lernte ich sie in mancherlei Spielarten kennen, und geschickte Schulleiter wie Simon und Menco Stern, Meras, L. Sauveur, Professor Kroeh am Stevens Institute of Technology in Hoboken, Stanilas Le Roy, Dreyspring, Professor James Worman an der Adelphi Academy in Brooklyn und andere modifizierten sie, jeder nach seiner Weise. Im allgemeinen dürfte sich so ziemlich jede der in Amerika unter den Namen „natürliche" Methode, „Series- oder Cumulative Method" gehenden Unterrichtsweisen auf den Deutsch-Amerikaner Gottlieb Heneß und den Genfer François Gouin zurückführen lassen. Die stark modifizierte Gouin-Methode, wie ich sie an der erwähnten „Heusinger Private School" angewandt sah, bestand darin, daß die Lehrerin von vornherein, zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend der fremden Sprache sich bediente, mit den Kleinsten Fröbelwerk trieb und dabei alles, was sie tat oder die Kinder tun ließ, in einfachen Sätzchen in der fremden Sprache ausdrückte, fortwährend die Kinder anleitend, in analoger Weise sich gleichfalls darin auszudrücken. Ich überzeugte mich in höheren Klassen, daß dort in der Tat eine überraschende Gewandtheit im freien mündlichen Gebrauch der Fremdsprache erzielt worden war, und im Anfangsunterricht, daß die Kinder mit wahrer Begeisterung bei der Sache waren. Aber, wie gesagt, die Klassen waren klein, und die Lehrerin war ungewöhnlich geschickt. Da Dr. Maxwell, der Stadtschulrat von New York City, die Gouin-Methode besonders protegierte, hatte sie auch an mehreren Abendschulen Eingang gefunden, und dort erzielte besonders ein Lehrer des Deutschen, Arnold Kutner, Secretary of the New York Association of High School Teachers of German,

günstige Erfolge damit. Tüchtige Lehrer des Französischen sah ich (allerdings nach der überlieferten Methode) unterrichten an Dr. Buchanans High School in der 102. Straße und an Dr. Sachs' vortrefflich geleiteter „Private School" in der 59. Straße. Aber solche Lehrkräfte sind besonders im französischen Unterricht gar selten, und halbgebildete Professeurs oder Mesdemoiselles richten zuweilen viel Unheil an. Die Aussprache der Schüler läßt am meisten zu wünschen übrig, und ich sehe den Hauptgrund dafür in der mangelnden phonetischen Schulung der Lehrer wie der Schüler. — Die auf die Anschauungsmethode sich gründenden Lehrbücher des trefflichen Alge in St. Gallen hatten eben in Amerika Eingang gefunden und zwar in einer recht verdienstlichen Bearbeitung von Rippmann und Buell in Newsons Verlag in New York. Unter den zahllosen „German und French Text-Books" und „Grammars", die mir zur Begutachtung zugeschickt wurden, erschienen mir diese Bändchen immer noch als die relativ brauchbarsten für meine Vorlesungs- und Unterrichtszwecke, da sie dem die Hölzelschen Anschauungsbilder benutzenden Lehrer Anleitung boten, die Schüler zeitig im mündlichen Gebrauch der Fremdsprache zu üben. Im Romance Club der Columbia University wurde ich eingeladen, darüber zu referieren, und erfuhr später, daß sie in den Kanon der für die öffentlichen Schulen New Yorks zugelassenen Bücher aufgenommen worden seien. Hoffentlich sind dadurch einige Grammatiken ältester Schablone mit plötzischen Sätzen unseligen Angedenkens verdrängt worden! —

Darüber, daß der Physik- und Chemie-Unterricht drüben praktischer organisiert sei und bessere Erfolge aufzuweisen habe als bei uns, ist in Deutschland viel geredet und geschrieben worden. Ich fühle mich als Nichtfachmann auf diesen Gebieten weder befähigt noch berufen, darüber ein Urteil abzugeben. Man muß da den amerikanischen Dozenten ohne weiteres einräumen, daß die meisten von ihnen, wenigstens an den Colleges und an den ersten Universitäten des Landes in reicher dotierten physikalischen Kabinetten und chemischen Laboratorien arbeiten, als dies in einem Lande der Fall ist, wo die Kosten dafür lediglich aus öffentlichen Mitteln bestritten werden, und wo es keine Rockefellers und Carnegies gibt, deren jährliche Schenkungen für wissenschaftliche Zwecke auf Millionen von Dollars sich belaufen, auch keine Mrs. Stanford, welche mit 30 Millionen Dollars die nach ihr benannte Universität in Palo Alto bei San Francisco gegründet und ausgestattet hat, dafür aber auch das Recht für sich in Anspruch nimmt, ihr nichtzusagende Professoren kurzer Hand zu verabschieden. Da, wo solche reiche Quellen nicht fließen, wo eine amerikanische Stadtgemeinde gar viele Volks- und Hochschulen (Hochschulen im amerikanischen Sinne stehen zwischen der Elementarschule und unserem Gymnasium) mit dem erforderlichen Lehrmittelapparat zu versorgen hat, da stehen dem Physik und Chemie unterrichtenden Lehrer oft nicht einmal Räume und Einrichtungen zu Gebote wie etwa in einer Berliner Gemeinde- und Realschule. Und den Unterricht in jenen Fächern individueller zu gestalten, jeden Schüler mit einem besonderen Apparate, vor seinem besonderen Chemikalienschranke arbeiten zu lassen, das verbietet sich drüben

auch da schon ganz von selbst, wo die Klassen stark gefüllt sind. Was unseren deutschen Fachmännern als erstrebenswertes Ziel vorschwebt, den Schüler durch möglichst selbständiges Arbeiten zur Erkenntnis zu führen, das würden sie in den gutsituierten Colleges allerdings beobachten können. In solchen habe ich Laboratorien mit langen Reihen praktisch eingerichteter Arbeitstische besichtigt, in Baltimore z. B. chemische Kabinette, an deren Wänden die Bilder eines Hoffmann, Bunsen und Liebig daran erinnerten, daß es doch schließlich Deutschland gewesen ist, wo in Zeiten bescheidener Mittel jene Wissenschaft den ersten gewaltigen Aufschwung genommen hatte.

Dem biologischen Unterricht wird zur Zeit in Amerika gleichfalls lebhaftes Interesse zugewandt, und auch da strebt man nach reicher individueller Anschauung. Ich sah in einer Klasse mehrere Aquarien aufgestellt, sonstige Behälter, darinnen die Schüler das tierische Leben auch in seinen Entwicklungsstadien zu beobachten Gelegenheit hatten; ich sah Schulgärten, wo schon die Kinder angeleitet werden, ihre Pflänzchen aus den Samen zu ziehen und zu pflegen; aber ich habe mich hierbei oft fragen müssen, ob da nicht mehr Spielerei vorlag statt des ernsten Weges, der zur wissenschaftlichen Erkenntnis führt. In San Franzisko legte mir der Deputy-Superintendent W. B. Howard mit Begeisterung den Nutzen eines Unterrichts dar, der den Kindern tüchtige Kenntnisse in der Landwirtschaft zu übermitteln strebte, und er zeigte sich dabei wohl vertraut mit der Einrichtung unserer deutschen Landwirtschaftsschulen.

Dort in Kalifornien, wo überhaupt das Unterrichtswesen in hoher Blüte steht, und wo nach vielen Richtungen hin flott experimentiert wird, bildet in einigen Anstalten auch die Hygiene ein besonderes Lehrfach. Dabei wird nun, wie die mir vorliegenden „Courses of Study for the Public Schools of the City and County of San Francisco“ vom Jahre 1900 bestätigen, auch auf die nachteiligen Folgen des Zuvielessens, der Süßigkeiten, des Tabakrauchens, des Alkohols, wie auf den Nutzen der Zahnbürste und derlei Dinge hingewiesen. Belehrungen, die man doch wohl besser den Eltern überlassen sollte. Mehr Nutzen dürfte schon der Kochunterricht in den Schulen stiften, an dem ich sogar Knaben mit Eifer und Geschick habe teilnehmen sehen.

Im Zeichnen hat man auch drüben die Richtung eingeschlagen, die bei uns jetzt als die vorherrschende wohl gelten darf. Vorlagen und kalte Gipsmodelle zum Abzeichnen habe ich nicht im Gebrauch gesehen, wohl aber mit Vergnügen beobachtet, wie man schon früh dem Schüler Blätter und Blüten und allerlei leicht nachzuzeichnende Dinge aus seiner unmittelbaren Umgebung vorlegt, bei deren Wiedergabe schon in den unteren Klassen Wasserfarben zur Anwendung kommen. Nicht unerwähnt will ich lassen, daß dort auch das Zeichnen aus dem Gedächtnis, Memory Drawing, fleißig geübt wird. Und Hand in Hand mit jenem vernünftigen Prinzip, den Schüler schnell dazu zu befähigen, draußen in der Natur Geschautes mit leichter Hand zu skizzieren, richtig zu sehen, scharf zu beobachten, geht eine andere Tätigkeit des Zeichenlehrers, wie ich sie in New York im Unterrichte eines

Herrn Alva Parsons wiederholt zu bewundern Gelegenheit hätte. Ohne etwa Kunstgeschichte vorzutragen, leitete der Lehrer seine Zöglinge an, Kunstwerke älterer und neuerer Maler mit dem rechten Verständnis zu betrachten, des Bildes Tendenz zu erfassen, auf die Anordnung der Figuren, die Gruppierung der Gegenstände, die Verteilung von Licht und Schatten, die Stimmung des Ganzen und dergleichen aufmerksam zu achten. Er bedient sich dabei kleiner Lichtdruckbilder, wie sie zu erstaunlich billigem Preise z. B. die Perry Pictures Company in Malden (Massachusetts) liefert (1 Cent das Stück), und jedes Kind hat, während der Lehrer erläutert, solch eine Reproduktion des besprochenen Kunstwerks in Händen. Auch der freien eigenen Erfindung wird im amerikanischen Zeichenunterricht Raum und Zeit gegönnt. Von klein auf regt man die Zöglinge an, mit dem bescheidensten Material Selbsterfundenes wiederzugeben, hier eine Schmuckleiste zu entwerfen, dort eine glatte Fläche mit einem einfachen Ornament zu zieren, oder — und hier berühre ich das Gebiet des Handfertigkeitsunterrichts — irgend einen selbst zu fertigenden Gegenstand nach eigener Idee zu modellieren. Kleine Gegenstände, ein Tintenfaßständer für den Schreibtisch, ein Behälter für Postkarten und dergleichen wurden mir von dankbaren Schülern überreicht mit dem stolzen Hinweis, daß diese bunte Linie, jener wunderliche Schnörkel nicht etwa nach einer Vorlage kopiert, sondern eigener Erfindung entsprungen sei. Selbsttätigkeit wird eben mit besonderer Vorliebe gefördert, und der den Menschen innewohnende Spieltrieb, auf den man ja die Entstehung der Kunst zurückführen will, wird dabei zu einem wichtigen Moment in der Erziehung. Viel seltener als bei uns bittet drüben der Schüler seinen Lehrer um Rat und Hilfe. Das „Go ahead and try!“, das er hundertmal schon von jenem gehört hat, ruft er sich schließlich selbst zu, und so lernt er zeitig die Dinge keck angreifen und ohne Zagen seine Versuche der Kritik des Lehrers unterbreiten, der oft mit beneidenswerter Geduld die Intentionen auch des ungeschickten Anfängers zu verstehen sich bemüht.

Von dem Ernst und Eifer, womit in den Manual Training Lessons drüben gearbeitet wird, können wir uns in Deutschland nur schwer eine rechte Vorstellung machen. Man mißt ihnen im Unterrichts- und Erziehungswesen eine hohe Bedeutung bei und verwendet auf Einrichtung und Ausstattung der dazu erforderlichen Werkstatträume in den Schulgebäuden ansehnliche Summen. Über Zweck und Ziel dieses Handfertigkeitsunterrichts äußert sich ein mir in Denver (Colorado) übergebener Lehrplan wie folgt: „The object of manual training, as introduced into the public schools, is to develop the faculties through the education of the hand and eye; to familiarize the pupil with tools, materials, and processes; to cultivate habits of thoughtful, intelligent and accurate work, and thus to bring into close relationship, knowing and doing.“ Und daß hier wie auf den verschiedenen Gebieten wissenschaftlichen Unterrichts der Grundsatz betont wird, schlummernde Kräfte zu wecken und die Schüler anzuleiten, auch späterhin sich nicht auf fremdes Vorbild zu verlassen, sondern mutig eigene Wege zu gehen, wird durch den weiteren Satz bewiesen: „Each pupil will be helped by

his school work to discover his natural capabilities and aptitudes, and to make an intelligent choice of occupation.“ Mit den einfachsten Arbeiten beginnend, die sich an die Spielereien und das Fröbelwerk des Kindergartens anschließen, erlangen die Kinder unter Anleitung ihres Lehrers frühzeitig Geschicklichkeit im Tonkneten, Modellieren und Holzschnitzen, lernen dann Muster entwerfen und mit schwierigeren Werkzeugen hantieren, gießen und löten, sägen und feilen, drechseln und zimmern. In einer High School in St. Louis durchwanderte ich die vorzüglich eingerichtete Tischler- und Schlosserwerkstatt, die Schmiede und den Nähmaschinenraum. In Los Angeles (Kalifornien) sah ich die Zöglinge an den Setzerkästen und bei der Presse, und mit Stolz zeigten sie mir einen von ihnen selbst gedruckten Schulprospekt. Und was in meinem Vaterlande die jungen Mädchen vielleicht in besonderen Haushaltungsschulen, in weiblichen Fortbildungskursen oder im Berliner Lettehaus erlernen können, das bildet in zahllosen amerikanischen Elementary und High Schools einen integrierenden Teil des Lehrplans und der Erziehungsaufgabe der Schule: die Kunst des Tischdeckens und Servierens, der Buchführung und des Haushaltens. Mit besonderem Nachdruck betont der Superintendent solcher Schulen die „Unity“ in all diesen verschiedenen Zweigen der Erziehung und des Unterrichts. In langen Konferenzen wird ergründet und beschlossen, wie die verschiedenen Lehrkräfte Hand in Hand arbeiten und schließlich dem einen idealen Endziel zustreben sollen, die Jugend auszurüsten und tüchtig zu machen „for the struggle of life“. Welcher Kunststücke man sich oft bedient, um für den in den Klassen hospitierenden Besucher jene „Unity“ zwischen wissenschaftlichen und der Hauspraxis dienenden Fächern sichtbar zu machen, mag durch folgende Anweisung für den Geographielehrer illustriert werden: „Place a breakfast or a dinner menu on the blackboard and talk over such points as what part of the State each article came from, how it is gotten ready for shipment, how shipped to San Francisco, through what hands it passed from the wharf or the depot to the home, and where the money came from that paid for it.“ Solcher Tricks gibt es eine unendliche Fülle, und besonders die weiblichen Lehrkräfte zeigen sich in dieser Beziehung außerordentlich erfindungsreich. Was sie nicht selbst ersinnen, oder was ihnen von der Normal School oder ihrem „Principal“ noch nicht beigebracht worden, das sehen sie Kollegen und Kolleginnen an anderen Schulen ab an jenen zwei dienstfreien Tagen, die ihnen in jedem Schuljahr ausdrücklich für den Zweck des Hospitierens an anderen Schulen zugestanden werden. Und was sie anderswo erlauscht und beobachtet haben, darüber müssen sie in der Konferenz (Teachers' Meeting) ausführlich Bericht erstatten. Man kann sich hiernach vorstellen, welch ein Strom von Besuchern sich jahraus jahrein durch die Klassen amerikanischer Schulen wälzt, und wie störend das für den Unterricht besonders an jenen Privatschulen sein muß, wo es noch Brauch ist, daß sich die Eltern (vorwiegend sind es natürlich die Mütter) von den Fortschritten ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge in der Klasse selbst überzeugen.

Auf das Zusammengehen von Schule und Haus wird drüben nicht weniger Gewicht gelegt als bei uns. An verschiedenen Schulen habe ich dort die Einrichtung monatlicher Rezeptions kennen gelernt, wodurch den Eltern Gelegenheit geboten wird, im Bibliotheksaal oder im Recreation Room bei „Tea and Biscuits" mit den Lehrern ihrer Kinder zu plaudern. —

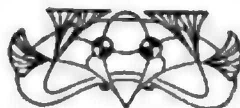
Wenn ich nach den vielseitig empfangenen Eindrücken, Beobachtungen und Erfahrungen über die amerikanische Schule von heute mir ein zusammenfassendes Urteil zu bilden versuche, so möchte ich sagen: ihr Ziel ist im Grunde nicht genau dasselbe wie das unserer deutschen Schule. Der Unterricht bezweckt nicht sowohl die Mitteilung eines gehörigen Quantums von Wissen, als vielmehr die allmähliche Entfaltung und Förderung der in der Jugend schlummernden Kräfte, nicht sowohl gründliche Belehrung und strenge Konzentration im echten Sinne des Wortes, als vielmehr Anregung und eine gewisse Orientierung auf allen möglichen Gebieten. Pflichtbewußtsein, ein nicht geringes Maß von Selbstbewußtsein, gesunder Menschenverstand, die Fähigkeit, sich leicht und schnell zurechtzufinden, vor Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken, sich bietende Hilfsquellen geschickt und erfolgreich zu benützen, und (last but not least) Charakterbildung — das sind dem amerikanischen Lehrer die idealen Ziele der Erziehung, in erster Linie auch die Ziele der Schule. Die Worte, die ich einst den Dekan der pädagogischen Fakultät an der Columbia Universität aus Kiplings Dichtungen zitieren hörte, könnten als Wahlspruch über dem Portal der meisten amerikanischen Schulen stehen:

And we all praise famous men —
Ancients of the college,
For they taught us common sense —
Tried to teach us common sense,
Which is more than knowledge!

„Wer hierzulande die Schule verläßt," sagte mir Karl Schurz, gewiß der gründlichste Kenner und Beurteiler aller Kulturfragen in seinem Adoptivvaterlande, „hat im allgemeinen nach deutschen Begriffen kein eigentlich abgerundetes Wissen; er hat zwar mancherlei, doch nicht tiefgründige Kenntnisse gesammelt; — eines aber hat er doch gelernt, und das ist, wie er es anzufangen hat, selbständig weiterzuarbeiten und sich weiterzubilden!" So wertvoll dies fürs spätere Leben auch ist, und so wenig auch wir deutschen Lehrer dieses Ziel aus dem Auge verlieren sollten, — es hat in den Vereinigten Staaten nach meinen Beobachtungen doch leider die Folge gehabt, daß im Unterricht von einem liebevollen Sichversenken, von tiefem Eindringen in den Gegenstand wenig mehr die Rede ist. Man hat keine Zeit dazu, und der Lehrer muß befürchten, bei solchem Betriebe seine Schüler zu ermüden. Ich muß allerdings zugeben, daß an den großen, mit recht gerühmten ersten Colleges und Universities des Landes die Dinge anders liegen, und auch an der Columbia habe ich Dozenten kennen gelernt, aus deren Unterricht nicht minder gründliche Forscher werden hervorgehen können als aus unseren einheimischen Hörsälen.

Wenn ich vorhin hervorhob, daß der junge Amerikaner schon auf der Schule angeleitet wird, die Hilfsquellen des Wissens und seiner Weiterbildung selbständig zu benutzen, so dürfte damit zugleich auch die gewaltige Wertschätzung der Bibliotheken, jenes mächtigen Faktors in dem unverkennbaren geistigen Fortschritt jenes Volkes, zur Genüge erklärt sein. Unsummen werden alljährlich auf Ergänzung bestehender und Begründung neuer Bibliotheken verwendet. Der Milliardär Carnegie ist durch seine chronische Freigebigkeit nach dieser Richtung hin nachgerade zur Zielscheibe des Spottes geworden. Wo immer ich ein größeres College besichtigte, wurde mir die Library mit besonderem Stolze gezeigt und die stattliche Bändezahl genannt. Und wie dem Schüler schon empfohlen wird, in den Pausen fleißig die „Reference Library" zu benutzen, in jeder besseren Schule ein luftiger, schöner, reich ausgestatteter Raum, — so fühlt sich auch in löblichem Bildungsdrang selbst der einfache Mann aus dem Volke verpflichtet, sich gelegentlich der wertvollen Hilfsmittel zu bedienen, die in den zahllosen Volksbibliotheken aufgespeichert sind. Über eine ganz besonders reichhaltige pädagogische Literatur verfügt die Bryson Library in den Räumen von Teachers' College. Die Verwaltung strebt danach, den Studentinnen und Studenten dieser hervorragendsten Lehrerbildungsanstalt des Landes mit der Zeit ein Unterrichtsarchiv ersten Ranges zu schaffen. Das herrlichste Bauwerk, das ich auf meiner Rundreise durch 26 Staaten der Union zu bewundern Gelegenheit hatte, ein monumentaler marmorner Prachtbau, mit einem Kostenaufwand von 6 180 000 Dollars errichtet und durch den verschwenderischen Luxus der inneren Ausstattung sogar noch das Kapitol überstrahlend, war ein Bibliotheksgebäude, die National Library in Washington.

Das hocherfreuliche Bildungsstreben, welches alle Schichten des amerikanischen Volkes durchzieht, ist unzweifelhaft ein Symptom, aus dem man auf weitere mächtige Fortschritte auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in den Vereinigten Staaten wird schließen dürfen. Und uns Deutsche kann es dabei mit Befriedigung erfüllen, wenn wir sehen, wie freudig und neidlos der amerikanische Schulmann auch heute noch den Wert des deutschen Vorbildes anerkennt. Der deutschen Unterrichtsausstellung in St. Louis hat er das lebhafteste Interesse zugewendet und besonders eingehend und eifrig diejenigen Darbietungen studiert, welche die bedeutsame, auf die fruchtbare Initiative Sr. Majestät des Kaisers zurückzuführende deutsche Schulreform erläuterten. Daß aber auch der deutsche Pädagoge, wenn er das amerikanische Unterrichtswesen an Ort und Stelle kennen zu lernen sich anschickt, auch dort manche Anregungen empfangen kann, mag aus den vorstehenden kurzen Aufzeichnungen wohl ersichtlich geworden sein.





Die mittelalterliche Stadtwirtschaft im Gegensatz zur modernen Volkswirtschaft.

Von

Georg v. Below.

Das Charakteristische des Mittelalters ist das Vorhandensein einer Unzahl in sich abgeschlossener und sich genügender Lebenskreise. Was in der Stadt verbraucht wurde, das wurde meistens auch hier produziert, und die städtischen Produkte gingen der Mehrzahl nach nicht über sie hinaus. Man muß freilich als zum städtischen Gebiet gehörig noch das umliegende platte Land hinzunehmen; dieses war für jenes dienendes Glied. In dem hiermit begrenzten Bezirk aber bestand in der Hauptsache eine wirtschaftliche Autonomie. Die Bewegung des ökonomischen Lebens vollzog sich innerhalb eines solchen Gebietes ziemlich selbständig. Zufuhr- und Absatzgebiet des städtischen Marktes fielen zum größern Teil zusammen. Es gab verhältnismäßig nur wenig Warenaustausch zwischen den verschiedenen Städten.

Vergegenwärtigen wir uns den Gegensatz dieses Systems, das wir das der „Stadwirtschaft" zu nennen pflegen, zu dem der modernen „Volkswirtschaft" an dem Beispiel der Weberei: Heute gibt es einige große Zentren der Textilindustrie, die nicht nur den ganzen einheimischen Bedarf decken, sondern noch reichlich nach dem Ausland exportieren, während den meisten Städten eine eigene Tuchproduktion vollkommen fehlt. Im Mittelalter dagegen hatte jeder Ort seine Weber, wohl gar seine Weberzunft; die Hauptmenge des Bedarfs wurde eben hier hergestellt. Im wesentlichen bloß für die Erzeugung der besseren Tuchsorten existierten Zentren der Produktion: insbesondere die Niederlande (Flandern) und der Niederrhein (Köln).

Ähnliches gilt für andere Gewerbszweige, wie etwa die Metallindustrie: die Grundlage bildete auch hier im Mittelalter die lokale Produktion, zu der nur gewissermaßen als dünnere Oberschicht der Bezug von auswärts trat. Viele Waren — z. B. die der Schuster — wurden sogar annähernd vollständig am Orte der Konsumtion selbst hergestellt.

Ganz unentbehrlich war der Bezug von auswärts hinsichtlich der Rohprodukte, die blos in bestimmten Gegenden gewonnen wurden. Hierher gehörten vor allem die Waren, die der italienische Handel brachte: Gewürze und Südfrüchte; an nicht wenigen Orten auch das Salz und und Farbkräuter wie der im Mittelalter unentbehrliche Waid. Manche Produkte wurden zwar von jeder Gegend geliefert, aber von einigen in besonderer Menge und unter besonders günstigen Bedingungen: so die Waldprodukte nnd Felle, die der hansische Kaufmann aus den nordischen Reichen holte.

Bei den Erzeugnissen der deutschen Landwirtschaft überwog wiederum der lokale Konsum. Denn einmal finden sich unter den Bürgern viele Ackerbürger; zum mindesten die Viehhaltung war unter ihnen sehr verbreitet; die mittelalterliche Stadt hatte überhaupt eine starke landwirtschaftliche Atmosphäre. Sodann war sie der gegebene Absatzort für die Produkte des umliegenden platten Landes. Endlich erreichte der Bedarf infolge der geringern Bevölkerung der Städte nur eine mäßige Höhe. Allerdings fehlte es an beträchtlicherem Getreidehandel nicht, und zwar bewegte er sich nicht bloß nach dem industriellen Flandern oder etwa nach England, sondern auch im inneren Deutschland von Ort zu Ort. Aber an heutigen Zuständen gemessen tritt er doch stark zurück. Bemerkenswert ist sodann der Gegensatz zwischen Mittelalter und Gegenwart beim Weinbau, mit dem es sich fast ähnlich wie mit der Weberei verhielt: die bessern Sorten waren Gegenstände des Fernhandels; mit den geringern aber konnten sich die meisten Gegenden selbst versorgen. Der Anbau des Weines erstreckte sich früher unendlich viel weiter als heute, bis in die Landschaften Nordostdeutschlands, während gegenwärtig nur einige besonders geeignete Distrikte für ihn ausgenutzt werden.

Die Unzahl kleiner wirtschaftlicher Zentren, wie sie uns im Mittelalter begegnet, wurde zunächst durch die unentwickelten Verkehrsverhältnisse und den Mangel an Kapital hervorgebracht. Aber die städtische Politik hielt diesen Zustand fest und verstärkte die Schranken, die durch ihn gegeben waren. Das „Bannmeilenrecht“ knüpfte das umliegende platte Land fest an die Stadt, indem es den Betrieb wichtiger Gewerbe in einem bestimmten Umkreis um sie verbot. Das „Gästerecht“ (Fremdenrecht) setzte die fremden Kaufleute und Handwerker vor den einheimischen zurück und wollte diesen den Absatz in gewissen Grenzen sichern. Das „Stapelrecht“ suchte dem von fernher kommenden Warenzug den Weg über die Stadt hinaus zu erschweren oder ihr wenigstens Gelegenheit zu geben, von ihm Nutzen zu ziehen. Die ganze Zunftverfassung diente mit wesent-

lichen Stücken eben diesen Zwecken. Mit ihren Zwangsrechten schloß die Zunft die Fremden von der Ausübung des betreffenden Gewerbes in der Stadt aus. Indem sie ferner den Satz aufstellte, daß nur der die Mitgliedschaft erwerben dürfe, der das Handwerk verstehe und ausübe, wurde das Eindringen einer Großindustrie, die für weite Gebiete arbeitet, verhindert und, da die Zunftmeister im allgemeinen das Vorrecht des Verkaufes ihrer Produkte besaßen, auch hierdurch der Absatz anderer Erzeugnisse als der des heimischen Handwerks wesentlich eingeschränkt. Die umfassende Gesetzgebung gegen den „Vorkauf" sicherte den unmittelbaren Verkehr des Produzenten und Konsumenten und suchte den Zwischenhändler auszuschließen. Es sollte niemand auf das Land gehen, um von den Bauern Vieh oder Getreide aufzukaufen, und niemand das Eisen oder Leder, das der Handwerker verarbeiten wollte, in großen Mengen für sich vorwegnehmen, sondern alle Waren sollten grundsätzlich auf den offenen Marktplatz gebracht werden. Hier wurde den Bürgern Gelegenheit geboten, direkt vom Produzenten und unter gleichen Bedingungen zu kaufen.

Trotzdem die Verhältnisse dem interlokalen Austausch nicht günstig waren und die Politik ihm auch widerstrebte, entfaltete sich doch ein immerhin lebhafter und ausgedehnter Handel. Er bildete durchaus ein konstitutives Element der mittelalterlichen Wirtschaftsordnung. Vollzog sich der Austausch in erster Linie innerhalb des städtischen Bezirks, so stellte die Menge der kleinen Wege, die die Waren hier zurücklegten, zusammen doch ein gewaltiges Straßennetz dar. Und wenn der direkte Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten bevorzugt wurde, so blieb doch immer einiger Raum für berufsmäßige Kaufleute übrig. Wir haben ferner erwähnt, daß sich im innern Deutschland auch von Ort zu Ort ein gewisser Handelszug bewegte. Er beförderte teils heimische Waren, teils und vor allem die des Auslandes. Die Bezugsorte waren in dieser Hinsicht für die Deutschen besonders die romanischen Länder Südeuropas, welche ihnen eigene Produkte und die des Orients lieferten. Die Oberdeutschen holten die Waren von den südlichen Plätzen, namentlich aus dem großen Emporium Venedig, selbst. Für die Norddeutschen war die Welthandelsstadt Brügge, die die Italiener mit regelmäßigen Flotten besuchten, der Vermittler. Diese verschiedenen Beziehungen gaben dem deutschen Wirtschaftsleben wichtige Anregungen und bedeuten charakteristische Ausschnitte aus seiner Organisation. Noch weitere Kreise zog der hansische Handel. Freilich gründete sich seine Größe bezeichnenderweise nicht bloß auf die Versorgung der niederdeutschen Städte mit fremden Produkten und den Absatz ihrer Erzeugnisse. Von nicht geringer Wichtig-

keit war es, daß die Hanseaten den Warenaustausch zwischen Rußland, Skandinavien, England und Flandern, ja teilweise Frankreich in ihre Hand brachten.

Indessen wenn der Handel auch einen selbständigen Faktor im Wirtschaftsleben bildete, so tritt er doch neben dem Handwerk und den Urproduktionen in bescheidener Gestalt auf. Einen Maßstab liefert uns der Blick auf die Klassen von Kaufleuten, die das Mittelalter kennt. Zunächst ist es bemerkenswert, daß berufsmäßige Großhändler im allgemeinen fehlten. Der Großhandel wurde meistens von den Detaillisten, die auf dem Marktplatz ihre Waren im kleinen verkauften, mit besorgt. Gewandschneider (Tuchkleinhändler) und Krämer zogen nach Brügge und Venedig, um den nötigen Vorrat für sich und andere einzukaufen. In sehr angesehenen Städten stellten eine Hauptgruppe innerhalb des Patriziats jene Gewandschneider, also Kleinhändler, dar. Die Befugnis zur Ausübung des Kleinhandels galt überall als wertvollstes Vorrecht. Die hansischen Kaufleute, die über das Meer fuhren, legten großen Wert darauf, im Auslande auch ihn ausüben zu dürfen. Es ist charakteristisch, daß es einen erzwungenen Großhandel gab: insbesondere die Fremden wurden auf ihn beschränkt, während der Kleinhandel, der offenbar als ertragreicher angesehen wurde, den Bürgern vorbehalten wurde. Eine deutliche Anschauung von diesen Verhältnissen gewährt es ferner, daß die mittelalterlichen Städte in der Regel lediglich drei Klassen von Kaufleuten kannten: Gewandschneider, Krämer und Höker. Neben ihnen kommen im großen und ganzen Händler anderer Art nur vereinzelt vor; selten in so großer Zahl, daß sie eine Zunft bilden konnten. Berufsmäßige Viehhändler begegnen uns kaum; einen bescheidenen Viehhandel scheinen manche Metzger im Nebenberuf getrieben zu haben. Getreidehändler finden sich nicht viel häufiger.

Es bestanden, wie aus dem Gesagten hervorgeht, nicht gerade Verhältnisse strenger Regelmäßigkeit. In einigen Städten oder Gruppen von solchen war die Politik dem Handel günstiger und auch der Handelsstand zahlreicher und mächtiger als anderswo; dies gilt namentlich von vielen Hanseorten. Indessen im Verhältnis zur Gegenwart bleibt jenes Bild als für die allgemeinen Zustände des Mittelalters zutreffend bestehen.

Der verhältnismäßig geringen Gliederung des Kaufmannsstandes gegenüber zeigte der Handwerkerstand eine um so reichere. Schier zahllos sind die Spezialitäten von selbständigen Handwerkern, die sich aus den mittelalterlichen Urkunden ermitteln lassen, und groß auch immer die Menge der Zünfte, zu denen sie sich zusammenschlossen. Es wurde

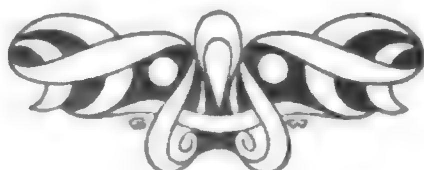
ja durch die städtische Wirtschafts- und Sozialpolitik dem Produzenten der Verkauf seiner Waren garantiert. Jeder Fortschritt der Arbeitsteilung im Gewerbe vermehrte daher den Kreis der selbständigen Handwerker. Es verhielt sich nicht so wie bei der modernen Arbeitszerlegung, die durch die Konzentration des Betriebes zur Aufsaugung selbständiger Existenzen führt.

Auf den geschilderten Verhältnissen beruht wesentlich die Eigenart und die Kraft der mittelalterlichen Städte. Sie griffen in die politischen Verhältnisse erfolgreich ein, begegneten oft siegreich den Herren großer Territorien und wurden vom Kaiser und den Fürsten umworben. Wie erklärt sich uns die Ursache ihrer Stärke? Über ausgedehnte Gebiete verfügten sie nicht, und ihre Bevölkerung war gering: eine Stadt von 20000 Einwohnern galt im Mittelalter als eine der größten, und Orte von 5—10000 repräsentierten schon eine Macht. Das Geheimnis des Einflusses der mittelalterlichen Städte liegt in dem Umstand, daß sie die Geldmächte der Zeit waren, und in ihrer glücklichen sozialen Organisation. Sie stellen die Kraft eines zahlreichen und selbständigen Mittelstandes dar. Die großen Vermögen waren in ihnen nicht häufig und die wenigen nicht bedeutend. Eine überwiegende Masse ganz armer Einwohner fehlte ebenso. Die breite Grundlage der Bürgerschaft bildeten die Inhaber kleiner und mittlerer Vermögen, die Handwerker und die nach modernen Anschauungen kleinen Kaufleute.

Im Laufe des Mittelalters hat der deutsche Handel größere Ausdehnung gewonnen. In der zweiten Hälfte des 15. und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erreichte er für lange Zeit seinen Höhepunkt. Zwar hatte der hansische Handel jetzt in mancher Beziehung zu kämpfen, um seine Stellung zu behaupten. Dafür aber nahm der oberdeutsche einen hohen Aufschwung. Die Beziehungen zu Italien, Südfrankreich und Spanien wurden hier weiter gepflegt. Kaufleute, die sich bisher nur dem Warenhandel gewidmet, wandten sich der Ausnutzung der Bergwerksschätze zu und bildeten im Zusammenhang damit den Geldhandel zu gewaltigem Umfang aus. Als die neuen Erdteile entdeckt wurden, zeigten oberdeutsche Handelshäuser die Neigung und Begabung, sich an dem Verkehr mit ihnen zu beteiligen. Verhinderten auch die politischen Verhältnisse eine weitere Verfolgung dieser Bahn, so entwickelten die Deutschen doch betreffs der ostindischen Produkte wenigstens in dem Handel zweiter Hand (von Lissabon, bezw. Antwerpen aus) eine erfolgreiche Tätigkeit. Auch auf das Handwerk begann der Handel Einfluß zu gewinnen, indem er großindustrielle Unternehmungen mit abhängigen

Arbeiterschaften schuf. Besonders die Weberei erfuhr solche Einwirkungen. Dadurch wurde der interlokale Warenaustausch vermehrt, aber natürlich auch die alte stadtwirtschaftliche Arbeitsorganisation durchbrochen. Indessen bröckelte doch nur einzelnes von ihr ab. Und teilweise verfielen sogar die neuen Bildungen bald wieder, da die Handwerker einen energischen Kampf für das alte System führten und Ereignisse, die namentlich durch politische Verhältnisse herbeigeführt wurden, die wirtschaftliche Situation veränderten. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts häuften sich in Oberdeutschland die Bankerotte der großen Handelshäuser. Die Hansa verlor bis zum Schluß desselben ihre beherrschende Stellung.

Die Landesherren, welche mit dem Beginn der Neuzeit die politische Gewalt über die Städte erhielten, eigneten sich die Grundsätze der alten Stadtwirtschaft im großen und ganzen an. Auf die Zeit der Stadtwirtschaft unter städtischer Leitung folgte eine unter landesherrlicher Leitung. So sehr sich die staatlichen Verhältnisse änderten, so blieb doch das Wirtschaftsleben in den Grundzügen erhalten. Nach einigen Vorboten im 18. Jahrhundert ist vollständig erst im 19. die im Mittelalter entstandene Wirtschaftsverfassung beseitigt und durch die heute herrschende „Volkswirtschaft" ersetzt worden.

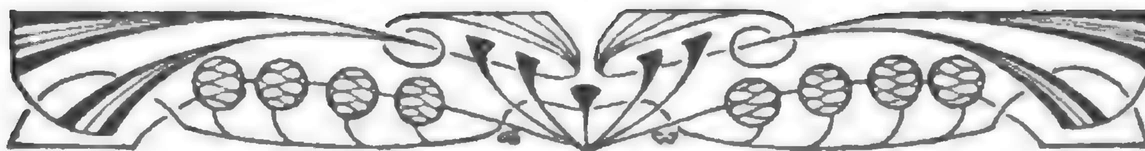


Geisterkampf.

Grünmoosige Stämme mit dunklerem Eppich
Über schmelzenden Schnees weiß schimmerndem Teppich,
Ein regnichter Himmel grau hangender Wolken,
Dumpf rauschender Wind in der Äste Gewirr.

Wie zittert die Luft in geheimer Entzweiung!
Es streiten die Geister in hehrer Parteiung,
Sie rühren den Boden und wecken die Toten
Des Winters Knechte, des Lenzes Boten. . . .
Horch! . . . . Leise erklinget ihr Schwertergeklirr.

Andreas Gildemeister.



Zur Wohnungsfrage.

Von

Karl Henrici.

Die Wohnungsfrage, die heute — man möchte sagen — die ganze Welt bewegt, betrifft vornehmlich die Abhilfe von der Wohnungsnot. Worin besteht diese, und wer ist von ihr betroffen?

Die Anworten auf diese Fragen werden an verschiedenen Orten sehr verschieden ausfallen. Es gibt keine zwei Orte, an denen sich die Wohnungsverhältnisse vollkommen gleichen.

Am einen Orte gibt es vielleicht einen Überfluß von kleinen Wohnungen, aber es fehlt an größeren besseren. Um sie zu beschaffen, ist es kaum nötig, die Hilfe des Staates, der Stadt, der gemeinnützigen Gesellschaften oder das allgemeine öffentliche Interesse anzurufen, da in der Regel die Privatbautätigkeit den Bedarf zu decken imstande sein wird.

An einem Ort — etwa auf dem Lande oder in ganz isolierter Lage — wird plötzlich durch das rasche Aufblühen eines Industriezweiges, durch Gruben-Unternehmungen oder dergl. eine große Menschenzahl auf einen Punkt zusammengezogen, wo noch wenig oder nichts von Wohnungen vorhanden ist. In solchen Fällen liegt es den Fabrikherren oder den Leitern der industriellen Unternehmungen ob, dafür zu sorgen, daß die Leute alle gut unterkommen können. Das gehört meist zur Lebensfrage der betreffenden Unternehmungen.

Bei der Prüfung auch andrer Verhältnisse in kleinen Städten und auf dem Lande wird sich ergeben, daß schließlich nur die größeren und großen Industrie- und Handelsstädte übrig bleiben, wo von einer Wohnungsnot die Rede sein kann, bei der das Gemeinwohl auf dem Spiele steht, und zu deren Abhilfe Mittel angewendet werden müssen, die das Zusammenwirken aller dazu geeigneten Kräfte erfordern.

Nur von dieser Art der Wohnungsnot soll in dieser kleinen Abhandlung die Rede sein. Die Grenze, die damit gezogen ist, läßt aber noch einen gewaltigen Spielraum, weil eben in den verschiedenen Orten die Verhältnisse sehr verschieden liegen. In der Praxis empfiehlt es sich daher, nicht nur allgemeine Grundsätze zu befolgen, sondern für jeden

Ort, dem man helfen will, auf Grund sorgsamster Spezialstudien das Programm zur Abhilfe von der Wohnungsnot gesondert aufzustellen.

Dem oberflächlichen Beobachter wird es in kaum einer deutschen Stadt bemerkbar werden, daß von wirklicher Wohnungsnot die Rede sein kann, denn nirgend begegnet er einer völligen Obdachlosigkeit. Einzelne verlumpte Bettler ausgenommen, die bei Mutter Grün ihr Nachtquartier suchen, scheinen alle Menschen in bester Ordnung und Ruhe untergebracht zu sein. Still und leer sind nächtlicherweile die Straßen und die Leute, denen man dann noch außer den Wächtern der öffentlichen Sicherheit begegnet, sind wohl nur selten eigentliche Obdachlose.

Ein Blick hinter die Kulissen zeigt aber in tausenden von Behausungen die traurigsten Zustände. Da gibt es massenhaft, über und unter der Erde, dumpfe kleine Löcher, die nie ein Sonnenstrahl erreicht, und in die zu keiner Tageszeit frische Luft eindringt; oder kalte windige Bodenkammern, in denen man in heißer Sommerzeit gebraten wird, im kalten Winter aber erfriert, die aber doch von Menschen bewohnt werden, weil nichts anderes zu haben ist.

Nicht besser, ja noch schlimmer sieht es in tausenden von an sich geräumigen, gesunden Zimmern aus, in denen ganze Familien, ja vielleicht mehrere Familien und Schlafgänger zusammengepfropft sind, und wo der größte Heroismus der Abwehr tiefster sittlicher Verkommenheit kaum gewachsen ist.

Die neueren Forschungen der Hygiene haben dazu mit Sicherheit ergeben, daß in dieser Zusammenpferchung der Menschen in ein und demselben Raume, und in der dabei unvermeidlichen, unmittelbaren Berührung von Person zu Person die schlimmsten Gefahren für die Gesundheit beruhen, wogegen die Übertragung von Krankheiten durch die Luft — ohne solche unmittelbare Berührung — nur eine verschwindende Rolle spielt.

Daraus ergibt sich, daß es mit der geräumigen Wohnung allein nicht geschehen ist, denn wenn die Not zu deren Überfüllung zwingt, dann treten Zustände ein, die nicht nur für die Insassen, sondern auch für die Allgemeinheit die größesten Gefahren mit sich bringen.

Nicht nur ein allgemeiner Wohnungsmangel, sondern speziell der Mangel an kleinen und kleinsten Wohnungen führt solche Zustände herbei. Ein reichliches Angebot von größeren Wohnungen, die über die Bedürfnisse der kleinen Arbeiterfamilien hinausgehen, ist, wenn jener Mangel herrscht, sogar geeignet, in besonders ungünstigem Sinne zu wirken, weil dadurch dem Aftervermietwesen aller Vorschub

geleistet wird. Der Hauptmieter legt sich und seiner Familie häufig die unverantwortlichsten Raumbeschränkungen auf, um, wenn möglich, umsonst zu wohnen oder gar noch einen Überschuß zu erzielen.

Die Sorge um ein ausreichendes Angebot von kleinsten menschenwürdigen Wohnungen schließt selbstredend nicht aus, daß auch gleichzeitig die Frage nach der Herstellung von idealen Wohnungseinrichtungen bearbeitet werde. Sie ist jedoch erst in die zweite oder dritte Linie zu stellen.

Leider ist dieser Grundsatz in Deutschland nicht immer befolgt worden; man ist vielfach zuerst den schlechten Wohnungen zu Leibe gegangen, hat sie beseitigt oder das Wohnen in ihnen verboten, und hat dadurch die Zahl der kleinen und billigsten Wohnungen vermindert und zur Übervölkerung der besseren und größeren Wohnungen — also zur Steigerung der schlimmsten und gefährlichsten Erscheinungen der Wohnungsnot — beigetragen.

Nicht jeder Wohnbedürftige ist zugleich unterstützungsbedürftig. Unsere moderne Arbeiterschaft besserer Qualität will weder Almosen empfangen, noch sonst ihr Glück sich aufzwingen lassen. Es wird darin billigerweise ein kultureller Fortschritt anzuerkennen sein, den man nicht wieder zurückschrauben sollte, auch wenn man zugeben muß, daß in ihm ein Erfolg der sozialdemokratischen Bewegung zu erblicken ist. Trotzdem ist es gerade die bessere Arbeiterschaft, die unter den mißlichen Wohnungsverhältnissen zu leiden hat, weil sie für ihr gutes Geld nicht bekommen kann, was sie zu verlangen berechtigt ist. Demgegenüber ist den Unterstützungsbedürftigen auf andere Weise, sei es durch Almosen, oder anderweitige Geschenkgebung, durch Darlehen oder Arbeitsverschaffung, kurz durch Zuwendungen zu helfen, die ihn in den Stand setzen, das Notwendigste an Obdach bezahlen zu können.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß der Klasse der Unterstützungsbedürftigen in leider nicht geringem Prozentsatz Menschen angehören, die zu einer so tiefen sittlichen Verkommenheit hinabgesunken sind, daß sie nicht mehr herauszuheben sind. Bei ihnen bedeutet jeder Versuch der Verbesserung ihrer äußeren Lebenshaltung verlorene Liebesmühe, und ihnen gegenüber ist nur Polizeiaufsicht und die Sorge am Platze, sie mit anständigeren Menschen möglichst wenig in Berührung kommen zu lassen. Was für sie in der Beschaffung ausreichenden Obdaches geschehen muß, hat weniger die Bedeutung einer Wohltat für sie selbst, als für die Allgemeinheit.

Als der öffentlichen Wohnungsfürsorge bedürftig, kommt hauptsächlich nur der Teil der Arbeiterschaft und sonstiger kleinen Leute in

Betracht, der in der Stadt wohnt, und seines Erwerbes wegen dort zu wohnen gezwungen ist. Dazu gehören außer Fabrikarbeitern auch einzelstehende Lohnarbeiter, Handwerker und Bedienstete dieser und jener Art, sowie kleine Beamte, die auf ein bescheidenes Einkommen angewiesen sind.

Die meisten solcher Leute sind in der Stadt geboren und aufgewachsen, der Reiz des Landlebens und des Besitzes eines eigenen Heimwesens, in dem sie schalten und walten können, wie sie wollen, ist ihnen fremd. Im Besitze flüssigen Geldes und in dem ungebundenen Verfügungsrecht über ihre freie Zeit besteht für sie der Begriff der Unabhängigkeit; sie sind an das enge Zusammenwohnen mit andern gewöhnt, und sie finden darin und in der mannigfaltigen Augenweide, die das städtische Leben darbietet, ihre Unterhaltung. Sehr leicht findet sich der Landbewohner in das städtische Leben, viel schwerer der Städter in das Landleben. Mag das auch als ein wenig schätzenswerter Standpunkt gelten, so muß doch mit ihm gerechnet werden, und die Darbietung muß auf die Menschen passen, die von ihr Gebrauch machen sollen.

So ist auch zu beachten, daß für die einzelnen Familien der Raumbedarf nicht immer gleich bleibt. Ein jung verheiratetes oder kinderloses Ehepaar kommt mit einem Zimmer aus. Beide Eheleute verdienen, und es geht ihnen sehr gut. Dann kommen Kinder, und es tritt eine schwere Zeit ein, in der sich die Ausgaben mehren und der Raumbedarf größer wird. Auch wenn für die kleinen Kinder durch Krippen, Bewahranstalten u. dergl. öffentlichen Instituten gesorgt wird und die Mutter wieder auf Verdienst ausgeht, bleibt die Lage der Familie doch bedrängnisvoll.

Wenn die Kinder herangewachsen und erwerbsfähig geworden sind, dann tritt wieder eine bessere Zeit für die Familie ein, der Raumbedarf wächst allerdings auf seine Höhe, aber auch der Verdienst wird reichlicher, weil alle Hände mithelfen.

Dann werden die Kinder selbständig und verlassen das Elternhaus, und mit dem Raumbedarf und mit dem Verdienst gehts wieder bergab.

Was sollen nun diese Leute, die meist gezwungen sind, aus der Hand in den Mund zu leben, bei ihrem wechselnden Raumbedarf mit einem eignen Hause, oder auch nur mit einem dauernd zu mietenden Einzelhause machen?

Sie sind mit der kleinen Mietwohnung, die sie ja nach Raumbedarf wählen können, viel billiger und besser dran, und es wäre reiner Unsinn, sie mit idealen Einzelwohnungen beglücken zu wollen.

Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß es erstrebenswert ist, möglichst viele der kleinen Leute den gesunderen Lebensverhältnissen in Einzelwohnungen zuzuführen. Das hierfür an manchen Orten schon mit gutem Erfolg angewandte Mittel besteht in der Gründung von Arbeiterkolonien in Vorstädten und benachbarten Dörfern, oder auch in isolierter Lage, und in der Herrichtung bequemer und billiger Verkehrsmittel zur Verbindung dieser Kolonien mit der Stadt oder mit den Arbeitsstätten.

Aber man täuscht sich, wenn man meint, damit eine Norm gefunden zu haben, die überall paßte, und nach welcher aller Not abgeholfen werden könnte. In großen Industrie- und Handelsstädten verbleibt unter allen Umständen eine große Zahl von kleinen Leuten, für die mit reichlichem Angebot kleiner und kleinster Wohnungen in Miethäusern gesorgt werden muß. In Berlin sind über 700000 Menschen in Wohnungen von je 1 bis 2 Zimmern untergebracht, und dabei sind 11000, auf die im Durchschnitt je 5 Einwohner kommen. In vielen Städten fehlt es noch gänzlich an einer zuverlässigen Wohnungsstatistik; sie wird erst jetzt allgemein in Angriff genommen, und leider ist zu befürchten, daß sie vielfach Notlagen aufdecken wird, die der in Berlin nicht nachstehen. Dabei pflegt in den größeren Industriezentren der Zuzug der Arbeiterbevölkerung so groß zu sein, daß die Kolonisierung schon sehr umfangreich betrieben werden müßte, um nur dem Zuwachs das Gleichgewicht zu halten.

Gegen das Prinzip der Kolonisierung sind auch noch andre Einwendungen mindestens beachtenswert. Es hat seine großen Bedenken, die verschiedenen Gesellschaftsklassen voneinandar zu trennen. Sie bedürfen der gegenseitigen Ergänzung und infolgedessen der Mischung; ferner liegt es gewiß nicht im wirtschaftlichen Interesse der Städte, mit den Arbeitermassen auch die Masse von Konsumenten abzuschieben.

Man mag also die Sache ansehen und angreifen von welcher Seite man wolle, so bleibt der Schwerpunkt der Wohnungsnot immer liegen in der nicht ausreichenden Zahl von Kleinwohnungen in den Industrie- und Handelsstädten.

Da stelle ich nun die Behauptung auf, daß die Zahl der von Behörden und gemeinnützigen Gesellschaften und mittels des Baugenossenschaftswesens beschafften Wohnungen verschwindend klein ist und auf noch lange Zeit hinaus verschwindend klein bleiben wird gegenüber der Zahl von Kleinwohnungen, die auf privatem Wege auf den Markt gebracht wird. Es wird demnach, nach meiner Überzeugung, die Privatunternehmung noch lange berufen bleiben, das Geschäft der Wohnungsbeschaffung weiter zu führen,

und darin ist sie nicht zu hemmen, sondern zu unterstützen. Es muß aus der Herstellung und dem Vermieten kleiner und kleinster Wohnungen wieder ein gesundes einträgliches Geschäft und eine sichere solide Kapitalanlage werden, und alle Maßnahmen, die geeignet sind, dies Geschäft lahm zu legen und das Privatkapital davon zurückzudrängen, müssen als Mißgriffe bezeichnet werden.

Auch die Unternehmungen gemeinnütziger Baugesellschaften u. dergl. müssen auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage beruhen. Sie haben die Aufgabe, Vorbildliches zu schaffen, was die Privatunternehmung zur Nachahmung reizt. Diesen Zweck werden sie aber verfehlen, wenn sie sich selbst als unrentabel erweisen. Dann bewirken sie nur ein Drücken der Mietpreise und haben zur Folge, daß die Privatunternehmung und das Privatkapital sich immer mehr von dem unrentablen Geschäft zurückziehen, und das ist nach meiner Ansicht das schlimmste, was passieren kann.

Es ist also als ein Fehler anzusehen, wenn sich die Wohltätigkeits- oder Wohlfahrts-Unternehmungen in der Art äußern, daß sie durch zu billiges Angebot von kleinen und kleinsten Wohnungen der Privatunternehmung und dem privaten Vermietungswesen eine vernichtende Konkurrenz bereiten.

Außerhalb dieser Betrachtung stehen die Baugenossenschaften, die ausschließlich für die Deckung des Wohnbedarfs ihrer Mitglieder sorgen wollen, die also den Weg der Selbsthilfe betreten, mit oder ohne staatliche Unterstützung. Sie werden gewissermaßen zu Bauherrschaften, deren Aufträge dem Baugewerbe und somit der reellen Bauunternehmung — die nötige Sicherheit vorausgesetzt — nur willkommen sein können. Doch sei betont, daß auch ihnen alles das zugute kommen wird, was ganz allgemein das Geschäft des Bauens oder der Beschaffung von kleinen Wohnungen zu heben vermag, ohne eine Steigerung der Mietpreise zur Folge zu haben.

Kurz zusammengefaßt, laufen die vorstehenden Erörterungen auf die folgenden Thesen hinaus:

1. Die Wohnungsfrage ist ohne alle Sentimentalität in erster Linie als reine Geld- oder Geschäftsfrage anzufassen und zu behandeln.

2. Die Wohltätigkeitsunternehmungen haben sich vorwiegend dahin zu äußern, daß sie bei Herstellung neuer Wohnungen Mustergültiges schaffen, daß sie vorhandene und verfügbare Räume in bewohnbaren Zustand versetzen und das

an sich undankbare und mühevolle Vermietungsgeschäft in ausgedehnter Weise übernehmen, daß sie schließlich durch Geld-Unterstützung oder Arbeitsgewährung (bzw. Arbeits-Beschaffung) die mittellose Bevölkerungsklasse in den Stand setzen, den normalen Mietpreis für eine ihren Verhältnissen angemessene Wohnung bezahlen zu können.

Mit der Einsicht, daß alle Unternehmungen zur Abhilfe von der Wohnungsnot von streng reell wirtschaftlichen Grundsätzen geleitet werden müssen, ist es aber allein nicht geschehen. Denn es bestehen fast ausnahmslos gerade da, wo die Not am größten ist, Verhältnisse, die es unmöglich machen, gut und so billig zu bauen und Wohnungen herzurichten, daß bei erschwinglichen Mietpreisen auch nur eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitales herausschaut.

Es empfiehlt sich indes, den Begriff des „erschwinglichen Mietpreises" nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit zu tief herabzusetzen. Es wird so oft bejammert und als Argument für die bedauernswerte Lage der Arbeiter ins Feld geführt, daß sie, um nur das Notwendigste an Raum zu bekommen, mindestens 30 % ihres Einkommens für die Wohnung ausgeben müssen, während besser gestellte Leute für größere Wohnungen nur 15—20 % ihres Einkommens aufzuwenden brauchen. Dieses scheinbare Mißverhältnis liegt jedoch in der Natur begründet und wird schwerlich jemals vollkommen beseitigt werden können.

Das Ausgabe-Budget der kleinen Arbeiterfamilie, an welche von außen nur geringe Anforderungen an direkten Steuern, Schulgeld, Repräsentation u. dergl. herantreten, und die von vielen andern sogen. standesgemäßen Ausgaben ganz befreit bleiben, ist anders, als das Budget einer Beamten-, Lehrer- oder sonst einer Familie, die einer höheren Gesellschaftsklasse angehört. Es hat weniger Positionen, und auf einzelne derselben darf also mit Fug und Recht eine höhere Quote des Gesamteinkommens entfallen, als auf die Einzelpositionen in dem reichhaltigeren Budget der Leute mit größerem Einkommen. Jedenfalls haben kleine Beamtenfamilien mit kleinem beschränkten Einkommen in mindestens ebenso hohem Maße Anspruch auf einen Anteil an der öffentlichen Wohnungsfürsorge, wie das Heer der den Arbeiterklassen angehörigen Leute.

Treten wir nach dieser kleinen Abschweifung an die Frage heran, auf welche Weise Verhältnisse herbeizuführen sind, unter denen aus der Beschaffung kleiner und billiger Wohnungen ein einträgliches Geschäft gemacht oder mit dieser eine solide Kapitalanlage verbunden werden kann.

Der in Vorschlag gebrachten und zum teil bereits versuchten Lösungen dieser Frage gibt es sehr viele; sie laufen aber schließlich alle zusammen in dem Kampf gegen den Bodenwucher und gegen Einrichtungen, Gesetze und behördliche Maßnahmen, welche die billige Herstellung gesunder Wohnungen erschweren.

. Der Kampf gegen den Bodenwucher hat unter dem Namen „Bodenreform" eine neue Bewegung gezeitigt, die ohne Zweifel alle Beachtung verdient, die aber über theoretische Untersuchungen und über die Aufstellung von Problemen noch nicht weit hinausgekommen ist.

Ich beschränke mich darauf, diese Bewegung zu erwähnen und das Interesse auf sie hinzulenken.

Näher ins Auge zu fassen sind hier jedoch die Bewegungen und Maßnahmen, die in der Praxis bereits zur Betätigung gelangt sind, oder in präziser Form z. B. auch in dem neuen vor nicht langer Zeit veröffentlichten Wohnungsgesetzentwurf angestrebt werden.

Danach sollen u. a. die Städte veranlaßt werden, durch Auslegung von Straßen recht viel Bauland zu erschließen, damit durch reichliches Angebot von solchem der Bodenpreis herabgedrückt werde. Mit diesem Vorgehen ist jedoch die Gefahr verbunden, daß erst recht die Spekulation sich des erschlossenen Baulandes bemächtigen wird, und sicher ist, daß die damit verbundene große Belastung des Stadtsäckels auch eine Vermehrung der Steuerlast zur Folge haben muß. Jede Ausdehnung des städtischen Anbaues bewirkt gleicherzeit eine Steigerung der Bodenpreise im Stadtzentrum und in dessen Nähe, und bei einer forcierten Ausdehnung des städtischen Anbaus wird diese Preissteigerung in beschleunigter Weise zur Erscheinung kommen.

In ähnlicher Weise werden nach meiner Ansicht die ebenfalls empfohlenen und an manchen Orten bereits eingeführten Staffelbauordnungen wirken, nach welchen zonenweise dem Grundbesitz größere und geringere Baubeschränkungen auferlegt werden, sowohl bezüglich der Höhe oder Stockwerkszahl der Gebäude, als auch bezüglich der zulässigen Überbauung der Fläche der Baugrundstücke.

Die Bauspekulation kann durch dies Vorgehen vielleicht etwas in Schranken gehalten werden, aber trotzdem wird das Bauen an sich und das Wohnen dadurch verteuert. Es ist bekannt, daß die Einheit des umbauten Raumes in einem kleineren Hause verhältnismäßig mehr kostet, als in einem größeren, und auf den einzelnen Bewohner entfällt bei der geringeren Ausnutzung des Grund und Bodens ein Mehr an Bodenfläche nnd ein Mehr an Straßenkosten.

Von zweifellos günstigem Erfolge werden gründliche Revisionen der heute zu Recht bestehenden Bauordnungen sein in der Richtung auf die Abmilderung vieler in ihnen enthaltenen zu weit gehender Bestimmungen über Feuer- und Konstruktionssicherheit, über Stockwerkshöhen, Mauerstärken, Dimensionierungen von Treppen, Vorplätzen und dergl. mehr. Auch hier halte ich jedoch Klassifizierungen und Ausnahmebestimmungen für Kleinwohnungen für überflüssig und vom Übel. Die Kleinwohnungen werden dadurch nicht billiger, daß man auch andere Leute von dem Zwang entlastet, ihre Hausbauten durch einen wissenschaftlich nicht zu begründenden Überfluß an Mauerstärken und Raumgrößen usw. zu verteuern.

Nach angestellten Berechnungen glaube ich nachweisen zu können, daß durch sachgemäße Reduktionen der betreffenden Paragraphen in den z. B. im Rheinlande bestehenden Bauordnungen die Baukosten eines kleineren Einfamilienhauses bis zu 10 % herabgemindert werden könnten.

Möge man also ungesäumt dieses eine, sichern Erfolg versprechende Mittel, da wo es nötig und möglich ist, in Anwendung bringen, möge man sich aber nicht auf dieses beschränken, sondern gleichzeitig alle Wege beschreiten, die in irgend welcher Weise zu einer Hebung der Baulust, und des Geschäftes bei Herstellung von Kleinwohnungen führen können. Den unerbittlichen Kampf gegen die Preistreibereien der Bodenspekulation und gegen jede Art von Wucher im Wohnungswesen möge sich dabei die Gesetzgebung besonders angelegen sein lassen.

Es erübrigt nun noch einen kurzen Blick auf die verschiedenen Systeme der Kleinwohnungen zu werfen, und damit eine Seite der Wohnungsfürsorge zu berühren, die heutzutage mit weniger Recht als Vorliebe in den Vordergrund gestellt wird.

Mit Eifer ist man bestrebt, das Vielfamilienhaus — die sogenannte Mietskaserne — zu bekämpfen, und das Einfamilienhaus einzuführen, oder jedenfalls möglichst wenige Wohnungen unter einem Dache zu vereinigen. In den engbebauten Teilen der großen Städte zwingt jedoch die Höhe der Bodenpreise zur Anwendung des Vielfamilienhauses, und es läßt sich dort wohl verbessern, aber niemals ausrotten. Die großen Übelstände, die man mit dem sogen. Kasernensystem verbunden findet, sind weniger auf das System selbst, als auf die unzulänglichen Einrichtungen in seiner Anwendung zurückzuführen. Es ist nirgend nachgewiesen, daß das Wohnen in vielstöckigen Häusern an sich ungesunder sei, als in einstöckigen, und wenn bei den Bewohnern der oberen Geschosse von hohen Miethäusern in großen Städten die Sterblichkeits-

ziffer höher ist, als bei den Bewohnern der unteren Geschosse, so kommt das einfach daher, daß da oben die Leute ärmer zu sein und gedrängter zu wohnen pflegen als unten.

Erschreckend ist es allerdings, zu beobachten, wie auf dem Lande, wo die Industrie Fuß faßt und ein großer Zuzug von Arbeitern zu gewärtigen ist, die Boden- und Bauspekulation ihr übles Wesen treibt, und himmelhohe Mietskasernen städtischen Charakters aus dem Boden wachsen läßt, auch da, wo dessen Kaufwert noch so gering ist, daß auch niedrigere und kleinere Häuser noch rentabel bleiben würden. Alle Maßnahmen der zuständigen Behörden, der Gesetzgebung und der Bodenreform, die geeignet sind, solchem Unwesen zu steuern, müssen begrüßt werden.

Im übrigen ist an dem Vielfamilienhaus, da wo es aus wirtschaftlichen Gründen nicht entbehrt werden kann, nur die gesundheitswidrige unzureichende Einrichtung zu bekämpfen. Es ist dafür zu sorgen, daß in ihm die einzelnen Wohnungen genügend von einander getrennt werden, daß jeder Raum in ihnen genügend mit Licht und Luft versorgt wird, daß die Zugängigkeit zu jeder Wohnung feuersicher und bequem ist, und daß die Reinhaltung leicht gemacht wird. Unter Erfüllung dieses Programmes, welches schon der übergroßen Ausdehnung der Mietskasernen Grenzen steckt, ist gegen das Vielfamilienhaus nicht viel mehr einzuwenden.

Den Auswüchsen dieses Systems in neueren Stadtteilen vorzubeugen, bleibt aber eine dringende und hochwichtige Aufgabe der Städte, und die Lösung dieser Aufgabe ist in der Einführung schmaler bescheidener Wohnstraßen und geringer Baublocktiefen an geeigneten Stellen, welche die Aufführung himmelhoher Vorder- und Hintergebäude von selbst verbieten, mit sicheren Erfolg zu suchen. Es ist schier unbegreiflich und läßt vielfach auf eine unverzeihliche Interessenwirtschaft schließen, daß die Einsicht hierfür so langsame Fortschritte macht.

Ich verhehle mir nicht, daß die vorstehenden Erörterungen, die einer überaus nüchtern geschäftlichen Behandlung der Wohnungsfrage das Wort reden, vielerseits eine gewisse Enttäuschung hervorrufen werden. Man hätte sich vielleicht lieber an die reizvollen von Krupp und anderen Firmen auf der Düsseldorfer Ausstellung zur Schau gebrachten Arbeiterhäuser erinnern lassen, und ein Bild von idealen Hauseinrichtungen und ideal angelegten Ortschaften zur Aufnahme unserer minderbemittelten Mitmenschen entworfen gesehen. Ich möchte jedoch nicht in den Verdacht geraten, als ob ich für solche Dinge kein Herz hätte oder

das Interesse für sie zurückdrängen wollte. Ich müßte nicht Architekt sein, um dieser schönsten Seite der Kleinwohnungspflege nicht selbst mit größter Liebe nachzugehen. Sie bildet einen sehr wichtigen Teil der Heimatkunst, und es sollte nichts unterlassen werden, um diese auch im Kleinwohnungswesen ihre Blüten treiben zu lassen. Dabei werden sich Kunst und gesunder Realismus immer die Hand zu reichen haben, die Kunst nämlich, die im Maßhalten ihren Meister erkennen läßt, und der Realismus, der sich auf Nächstenliebe gründet und sich erreichbare Ziele steckt, über die er nicht hinausschießen will.

Für den Architekten ist es eine höchst dankbare Aufgabe, aus einer Arbeiterkolonie eine anmutige Ortschaft zu gestalten und der Kapitalist, der als Bauherr seinen Wohltätigkeitssinn in der Herrichtung solcher Heimwesen betätigen will, wird von dem Gefühl freudigster Genugtuung beim Anblick eines derartigen wohlgelungenen Werkes erfüllt werden und wird allseitig Dank und Anerkennung ernten.

Auf solche Erfolge der Anerkennung muß bei der Art der Wohnungsfürsorge, auf die in dieser kleinen Abhandlung vornehmlich hingewiesen ist, meist verzichtet werden, aber das Verdienst ist umso höher anzuschlagen; sie greift die Not an der Wurzel an und stellt sich der Ausreifung der idealen Seite im Kleinwohnungswesen nicht nur nicht in den Weg, sondern grundlegend und fördernd zur Seite.

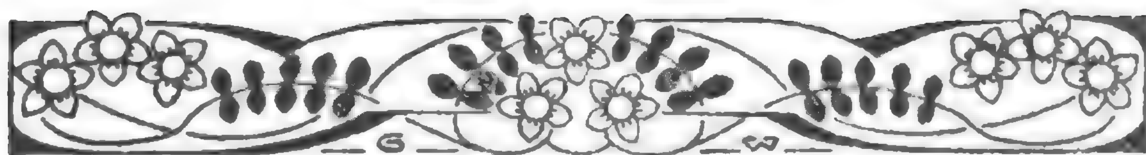


Bücherschau.

Fontes Melusinae. Ein Menschheitsmärchen von **Karl Ernst Knodt** mit Bildern von G. Kampmann. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A., 1904.

Ein poetisches kleines Büchlein, aus inniger tief mitfühlender Liebe zum Waldesleben erwachsen, hat der Pfarrer K. E. Knodt mit seinem „Menschheitsmärchen" geschrieben. Wie „Noten" liest es sich, aus denen ein wundersam melodisches Tönen lebendig wird. Die Melodie des Liedes aber ist die uralte, ewig junge Wahrheit von der Sehnsucht alles Menschlichen zu erlösender Liebe im Geiste des Allewigen. So wird aus dem schlichten Märchen von der schönen Melusine ein tiefer Urquell, „daran sich die Seelen speisen, ja sie — die Fontes Melusinae — sind die Seele der Seelen selber". Wer schweigend zu lauschen versteht, wenn die große Natur ihre geheimnisvolle Sprache erhebt, der hört im Rauschen tausendfältigen Lebens den Grundakkord des Ewigen aus den Fontes Melusinae. Knodt ist ein feiner sinniger Mensch, der aus dem Innern der Natur Unendliches vernimmt und es in bilder- und gedankenreiche Sprache zu bannen versteht. Dies Buch will dort genossen sein, wo es entstanden ist — in Waldesstille. Gern sei auch anerkannt, daß Kampmann mit seinen Bildern sich verständnisvoll in den Dichter eingefühlt hat. Ich möchte das Werk allen nachdenksamen Menschen angelegentlich empfehlen.

Weimar. Hermann v. Blomberg.



Kunstmusik und Lebenskunst.

Von

Rudolf M. Breithaupt.

Der Schein ist ein gleißender Mantel, die Hülle für Oberflächlichkeit und seichte Gedanken. Darum lieben ihn die Üppigen und Trägen, die Hirnlosen und Schwätzer; denn er schmeichelt niederen Instinkten und kitzelt die äußeren Sinne. Auch Künste scheinen, wenn sie „obenhin“ nur Reizsamkeiten genug besitzen und Auge und Ohr gefällig sind. Ob sie ernsteren Gehalt haben, einen großen edlen Gedanken in schlichter, ruhiger und großer Form aussprechen, ein tiefes Gefühl der Andacht oder der Erhabenheit auslösen oder nicht, das verschlägt bei jenen Glücklichen-Unglücklichen nichts. Nicht so der Ehrliche, der die Kunst nicht nur mit rohen Sinnen betrachtet, sondern sich an Wille und Absicht, das gegenständliche Motiv und die Idee, ihre Form und Formmittel, kurz an den Sinn des Ganzen und den Zweck der Idee für den Einzelnen wie für die Gesamtheit hält. Wer nicht „blinzelt“, sondern sich gewöhnt hat, durch den trügerischen Schein hindurch zu einem „gediegenen Schauen“ der Dinge vorzudringen, dem zeigt sich dann gar vieles, über das Oberflächlichkeit achtlos hinwegstreift, — der sieht und hört mitten im trunkenen Taumel der Menge all das Seichte, Gemachte, all den Firlefanz der Technik und die Ohnmacht, ein wahres Gefühl wirklich wahr und ganz zum Ausdruck zu bringen. Bei der Prüfung des modernen Kunstwerkes gar auf Herz und Niere ist er erschreckt und betrübt zugleich über die furchtbare Macht leerer Effekte. Ja, wer die Kunst noch mit Kinderaugen betrachtet, wer sie liebt mit einem Gefühle stiller Einfalt, so wie man die Berge liebt oder das Meer, der geht still in sich und blickt mit tiefem Ernst auf diese tolle, bunte Welt, auf die schillernde, gleißende Pracht, die am Hofe der Frau Musika, der Königin der Künste, entfaltet wird, — auf die schmeichlerisch-heuchlerischen Klänge girrender, gaukelnder Troubadoure, auf die sezessionistischen Schwächlinge, die mystisch-symbolistischen Narren und die unmusikalisch-philosophischen Possenreißer, die da sich und die Kunst, den Einzelnen wie die Menschheit betrügen. —

Die Kunstmusik dieser Tage ist kein erfreuliches Ding. Ein Riesenbaby mit ungeschlachtem Körper und Gliedmaßen, schwammig und fett, aufgeblasen und -gedunsen, weil von der Orchesterflasche genährt, und künstlich mit allen möglichen Mitteln und Effekten gepäppelt und großgezogen, ist sie ohne Knochen und Kern, ohne Lebenssaft und Kraft. Mit Richard Wagner starb uns das letzte Genie, weil der letzte Mensch. Was nach ihm kam, war Technik. Und der fluchwürdige Geist der Technik baute die Mittel aus, sann auf Riesenformen, auf Riesenorchester, und verlegte, statt eine musikalische Kultur zu schaffen, die, im Herzen wurzelnd, dieses Leben mit wilder, heißer Begierde umfaßte, und diesem, unserem Volke ein Glück brächte, den Schwerpunkt nach außen, auf äußerliche, instrumentelle Mittel, auf die Zergliederung der Farbe, die Zerfaserung eines wirren, uneinheitlichen Gewebes, auf die Details der Ausmalung und Verglasung.

Daß die Musik unserem Innersten fernsteht, sich aus dem unseligen l'art pour l'art-Prinzip zu dem fremden Wesen einer künstlichen Kunstmusik sich auswuchs, ohne uns je ein Bedürfnis, ein Quell neuen Lebens zu sein, hat jedoch nicht nur formale Gründe. Auch materiell versagt sie; sie ist an sich und in sich leer, ohne glühenden Kern, ohne lichtspendende, lebenstrotzende Kraft.

Ich muß hier weiter ausholen. Es ist bekanntlich der Fluch des Genies — oder vielmehr ein Glück! —, daß es nur das „Wie" vererbt, nie das „Was". Das „wie es sich räuspert und spuckt", das gucken die Halbtalente bald ab, aber dem Fluge seiner Phantasie, dem Wirbel seiner kreisenden Ideen blicken sie blöde und mit offenem Munde hinterdrein. Kranken wir alle noch an den wagnerischen Mitteln, so hat andererseits neben einer starken Verschiebung der Grenzen der Künste zu Ungunsten der reinen Musik und dem verwirrenden Einfluß der freien symphonischen Phantasie, „Symphonische Dichtung" genannt, der Ausdruck derart an subjektiver Schärfe zugenommen, daß, da der letzten Möglichkeit feinste Spitze erreicht, und sämtliche Mittel erschöpft sind, der Umschlag erfolgen muß, wenn anders wir nicht den Turmbau zu Babel mit all' seinen Schrecknissen und Wirrnissen und in all' seiner tönernen Herrlichkeit und Unförmigkeit musikalisch erleben wollen. Was wir als „klassisch" empfinden, ist doch wohl nichts anderes als die vollendete Einheit zwischen Ausdruck und Form, zwischen Wille und Ausführung. Alle charakteristischen Elemente, auf die in der heutigen Kunst in Ermangelung besserer Einsicht und eines tieferen Grundes der größte Wert gelegt wird, alle Einzelheiten, das Episodische, das Malerische, der Stim-

mungsakkord, ordnen sich dem Ganzen, der einheitlichen Idee unter. Was wir dagegen als „Romantik“ empfinden, betont gerade im Gegensatz zur Klassik die Stimmungselemente, das Charakteristisch-Subjektive, da sie, statt die Sprache und die Gedanken in sonniger Klarheit und Wahrheit hinzustellen, gern den künstlerischen Ausdruck in den nächtigen Schattenhainen der Traumwelt sucht, und die geheimnisvolle, symbolische Sprache dunkler Mystik spricht. Es ist hart zu sagen, daß in jeglicher Romantik schon der Keim zu Dekadenz enthalten ist, aber es ist — auch ohne Goethes Erkenntnis vom Wert seiner klassischen Kunst — durchaus wahr. Die Klassik „ist“ und soll nur ein „Ist“ sein. Mit der Romantik tritt das „Soll“-Moment hervor. Sie legt schon dem Ganzen einen bestimmten Sinn unter, um auf der anderen Seite uns eben über das Ganze und seinen eigentlichen Sinn häufig im Unklaren zu lassen. Das „düstere Troglodyten-Gewühl, mit Schnauz und Rüssel ein albern Spiel“ ist nichts anderes als ein Auswuchs schwächlicher Kunstübung. Schon Schumann, Mendelssohn tragen Spuren romantischer Mystik in sich, der Romane Chopin gar solche des Verfalls. Selbst Richard Wagner ist — objektiv gemessen — nicht frei von feministischen Zügen, die nur durch die Genialität seiner hinreißenden Ausdrucksgewalt und des kühnen dramatischen Temperamentes wie durch die geradezu michelangeleske Wucht seiner Bildkraft zugedeckt werden. Mit Liszt und Berlioz gewann das Charakteristische realistische Kraft, ward zur Geste, zur Gebärde. Die formalen Elemente siegten über die inhaltlich-charakteristischen. Und so setzt jene Kunst an, die — obwohl uralt — nicht nur beim Programm stehen blieb, sondern ganz spezielle charakteristische Momente heraushob, und sie mit der Kraft nackter Wirklichkeitsbilder ausrüsten, oder besser durch einen untergelegten Text vortäuschen wollte. Das Genie Wagners wußte noch die Schwächen der formalen Charakteristik zu beseitigen und durch die Erschaffung des seinem Stile eigentümlichen Motives, will sagen durch die Prägung lapidarer Formeln und prägnanter Begriffe für die betreffenden Charaktere und die betreffende dramatische Handlung, zu paralysieren. Diese Kunst der Ausgleichung innerhalb der Darstellung der poetisch-charakteristischen Idee mit Hilfe des Motivs als des charakteristischen Formmittels betrachte ich als das höchstpersönliche und unveräußerliche Eigentum Richard Wagners.

Es wäre verkehrt zu sagen, unsere heutige Kunstmusik kranke nur am Orchestral-Farblichen; sie krankt zunächst und besonders an der Verkennung des eigentlichen Zweckes des Motivs. Richard Wagner schuf sich sein Motiv zur Inkarnation des Wort-Tonprinzips, d. h. aus dramatisch-charak-

teristischen sowie szenischen Gründen, also aus der zwingenden Notwendigkeit heraus und aus der Sehnsucht nach Verlebendigung realer Wesenheiten, wirklicher Typen von Fleisch und Blut. So wurden seine Motive Symbole der Charaktere, der Handlung selbst, protoplasmische Gebilde und Triebkeime des Gesamtkunstwerks, das uns ein Stück Leben gebar, von uns und unserer völkischen Eigenart sang, und unser Denken und Fühlen, Lieben und Leiden, ein wahrhaftes und großes Heldentum von bedeutendem Lebensinhalte verkörperte. Das muß man festhalten, wenn man an die nachwagnerische Zeit herantritt, die das Motiv nur als bequemes Mittel übernahm und ohne Erkenntnis seines Wesens und seiner eigentlichen dramatischen Zweckbedeutung skrupellos auch auf die absolute Musik übertrug. Ich muß hier einschieben, daß „Motiv" und „Thema" (im alten klassischen Sinne) nicht dasselbe sind. Das alte Thema ist ein Satz, der in logischer Gliederung und Folge einen Gedanken ausspricht. Dieser Gedanke hat Kopf, Mittelstück und Schwanz, d. h. Subjekt, Prädikat, Objekt. Er bildet den Vorder- oder Hauptsatz, dem sich ein Nebensatz anschließt. Das „Motiv" ist kein logisches Ganze, sondern nur Merkmal, Kennzeichen, Symbol, Formel. Das alte „Thema" basiert noch auf der gebundenen Form, hat mehr die Kraft eines gebundenen Prosasatzes, ist daher auch in sich vernünftig. Dem „Motiv" haftet die Kürze und die Gedrungenheit, aber auch die Unlogik und Entwicklungsunfähigkeit des Aphoristischen an. Da es nun leichter ist, in Aphorismen zu reden denn in logisch strenger Form, so ward das wagnerische Motiv, das einem ganz anderen Zweck, nämlich dem der dramatischen Charakteristik, dem szenischen Leben diente, Quell und Vorbild unserer neuzeitlichen Kunstmusik. Die Klassik war motivisch nur in der Verarbeitung, so in den Entwicklungs- und Durchführungssätzen, bezw. in der Variationenform, d. h. sie liebte es, über ein festes Thema, d. i. einen lebens- und entwicklungsfähigen Gedanken, sich auszusprechen und ihn — nicht in freier Phantasie, sondern in gebundener Form (dies trifft selbst bei dem „letzten" Beethoven zu) — des näheren zu beleuchten und in die Tiefe und Breite auszuspinnen. Wir dagegen lieben die „freie Phantasie" über das eingebildete Nichts, ja sind zusammen mit einer gewissen lyrischen Poesie bereits beim Schlagwort angekommen.

Im gleichen Augenblick, wo das wagnerische Motiv in die absolute Musik übersprang, wurde diese letztere typisch, verlor den Zug des Persönlichen; denn da das Persönliche sich weniger im Gedanken als in der Form offenbart, so mußte — zumal bei der Auflösung der architektonischen Grundlagen — ein innerlicher Verfall eintreten. Das moderne

„symphonische Gedicht" unterscheidet sich in allen seinen Auflagen und Varianten um deswillen durch nichts, weil es — ohne Gliederung und innere Form — sich immer wieder des gleichen Formmittels aus der bequemen Motivapotheke bedient. Die motivischen Rezepte reichen just für alles aus und haben überdies den Vorzug, daß man sich so wenig wie möglich dabei zu erhitzen und zu erregen braucht. Denn es ist klar: ein einziger, ich will nicht einmal sagen: origineller, sondern nur: vernünftiger Gedanke ist nicht zehn-, nein hundert- und tausendmal schwieriger aufzufinden und auszudrücken, als ein bloßes schmückendes Beiwort, eine Redensart, ein instrumentelles Schlagwort, eine rhythmisch-rohe Figur. Und umgekehrt: es ist leichter, hundert und aberhundert Motive zu finden, als einen einzigen musikalisch-originellen und brauchbar-ergiebigen Gedanken von synthetischer Beweiskraft.

Auf diesen Sud aus der „motivischen" Hexenküche ist die große musikalische Verblödung und Erstarrung von heute zurückzuführen. Auf seinen verderblichen Wirkungen beruht jene Afterkunst der motivischen Verarbeitung, der polyphonen Zerfaserungen wiederum der Motivteilchen — des harten, unvermittelten Nebeneinanders mehrerer Motive —, jene häßliche Sucht, alle Möglichkeiten und Kombinationen in instrumentaler Beziehung zu erschöpfen, d. h. seine Technik und Handwerksfertigkeit im instrumentierten Stil der stillosen motivischen Polyphonie zu zeigen, — kurz jene grausame, typische Stimmungsmalerei im Glanz und Glimmer des modernen Impressionismus, an der wir noch immer leiden und die uns keine rechte Lebensfreude, weil kein rechtes Lebensbedürfnis, ist.

Neben dieser schwächlichen Neigung zu Motivmosaiken (deren ganzer Durchführungswitz sich nicht über eine meist kindliche Imitationstechnik erhebt, bei welcher sich die Instrumente derart ablösen, daß eins dem anderen — etwa um eine achtel Pause getrennt — das gleiche Motiv weitergibt), — neben dieser Verherrlichung der Partikel, der Flick- und Beiwörter, dieser abstrakten Klangwortbegriffe ohne bedeutsameren, tieferen Sinn, tritt eine subjektive Schärfe der Charakteristik, die die Musik ihres geistig-sinnlichen Gehaltes oft völlig entkleidet und zu einer rein äußerlich-sinnlichen Kunst stempelt, ja sie selbst bis zur Darstellung konkreter Dinge und Verhältnisse erniedrigt. Die Musik der Ideale ist mehr und mehr zur Musik des Realen geworden.

Gemeinhin ist die Annahme verbreitet, daß die Kunst der Charakterisierung ausschließlich ein Produkt der modernen Musik etwa seit Hector Berlioz sei. An sich jedoch ist das Charakteristische uralt. Es ist schon auf der primitiven Stufe rohester Volksmusiken anzutreffen und

hat sich bis auf den heutigen Tag in den Refrains alter Volkslieder erhalten. Auch die mittelalterliche Musik beschäftigte sich stark mit ihr und war der unsrigen in der Ausmalung der tollsten Realistik sogar überlegen. So beschrieb z. B. noch Leopold Mozart genau die Einzelheiten einer „Hochzeitsmusik“ und verstieg sich sogar zur musikalischen Darstellung einer vergnüglichen „Schlittenfahrt“ mit all ihren Begleit- und Nebenumständen. Die Klassik behandelte wie gesagt das Charakteristische als ein Kunstmittel und erschöpfte sich oft darin, zu zeigen, was aus einem einfachen charakteristischen Element zu machen sei. Aus einer solchen, allerdings gigantischen, Absicht entstand uns z. B. Beethovens „Fünfte“. Sie wählte zu diesem Zwecke gewiß auch einfache, leicht faßliche und volkstümliche Themen, aber — und das ist der gewaltige Unterschied — sie schuf stets aus derlei Elementen oder lapidaren Themen ein **Kunstwerk**, d. h. ein organisches Ganze, das auf Quadern ruhte, einen symmetrischen Bau zeigte, die Teile und das Ganze rhythmisch gliederte, und in der großen Dynamik der Kräfte jene feine Kunst der Ausgleichung zeigte, die nun einmal für das höchste Ebenmaß der Formen und ihre Wirkung unumgänglich nötig ist. Die Arbeit, die Faktur trägt immer den Stempel der Vollendung. Und wo an die Stelle eines bedeutsamen Gedankens und Aussagesatzes ein mehr rhythmisch-charakteristisches Element tritt, da hat es wiederum die keim- und zellenbildende Kraft zu einem organischen Gebilde. Das Kunstwerk baut sich gleichsam selber auf nach strengen, logischen Gesetzen wie die Pflanze draußen in der Natur. Es fließt unbewußt, gleich der Quelle aus verborgenem Schachte, aus der mystischen Tiefe des Geistes. Anders schon die Romantik. Hier überwog das Formal-Charakteristische, bis das Genie Wagners die charakteristischen Elemente mit den dramatischen verschmolz und wie angedeutet auf die Charaktere, die Handlung, die szenischen Vorgänge selbst bezog. Der falschverstandene Wagner sowie wahrscheinlich die realistischen Bestrebungen der Schwesterkünste (ich erinnere an die Wirkungen des französischen Impressionismus, des naturalistischen Dramas, des italienischen Verismo) zeitigten die modern-musikalische Symbolistik und Realistik, für die schon Hector Berlioz in dem „Hexensabbath“ in „Fausts Verdammnis“ und an anderen Orten ein passendes Analogon gegeben hatte.

Wie ein Fels inmitten der tosenden Brandung, so widerstand Brahms in herber, stolzer Eigenkraft und mit der ganzen Schwere seines großen Könnens den wilden Strömungen der hereinbrechenden Moderne. In dieser Gleichmütigkeit, dieser vornehmen Ruhe und abwartenden Haltung liegt etwas Großes. Er wußte: er hatte Zeit und

konnte warten. So blieb er bei seinem ernsten Geschäft, schuf aus sich und überließ anderen die Künstlichkeiten der Mittel. Und ich glaube, wenn uns neben der Klassik und dem besten, was die Romantiker wie auch Liszt uns hinterließen, im 20. Jahrhundert — außer dem wagnerischen Drama — noch eine Erlösung, eine wirkliche Freude sein wird, so ist's Brahms positive Erfindungskraft und melodisch singende Tiefe; denn seine Kunstmusik ist nicht nur Kunst, d. h. Kunstfertigkeit und Technik, sondern Musik, d. i. warmer Klang und atmendes Leben. Man braucht kein Brahmine zu sein, um zu weissagen, daß seine Kunst noch lange währen, ja erst dann recht eigentlich ansetzen wird, wenn die Moderne sich längst in ihren äußeren Mitteln erschöpft hat und sich die Zeit wieder erfüllt, wo der Inhalt, der Gedanke, das alte Thema in absoluter, logischer Form, die Plastik und Architektonik des Kunstwerks zu Ehren kommen. Es ist ja ein herrlicher Fluch virtuosischer Mittel, der Selbstzwecktechnik, daß sie an sich selbst zu Grunde gehen, dieweil sie kein lebendiges Ganze, kein Kunstwerk mit festem Gerippe und symmetrischen Formen auf die Beine bringen kann.

Die Kunstmusik dieser Tage ist uns aber hauptsächlich deshalb kein rechtes Lebensbedürfnis, keine rechte Lebensfreude, weil sie am Abstrakt-Gegenständlichen haftet.

Bekanntlich gibt es drei Stufen der künstlerischen Betrachtung wie auch umgekehrt des schöpferischen Vermögens. Erstens: ich sehe stofflich, den nackten Vorgang. Diese Stufe ist höchst oberflächlich und roh, und daher auch der allgemeine Standpunkt der Masse. Zweitens: ich sehe das Kunstwerk als Gebilde. Hier empfinde ich schon die Form, die Plastik der Themen, die großen Linien und Konturen. Ich begreife den Bau, seine Konstruktion, seine Architektonik und seinen — Stil. Und drittens: ich empfinde das Ganze als Offenbarung, wie etwas Natürlich-Einfaches oder Heilig-Tiefes. Es fällt mir gleichsam wie Schuppen von den Augen und ich habe das Gefühl: so und nicht anders, oder: hier ist etwas ausgedrückt, steht in vollendeter Form da, was ich selbst dunkel empfunden, längst schon einmal gedacht habe, aber nicht fähig war, in gleich künstlerischer Form herauszubringen. Hier begreife ich zugleich mit der Idee, mit dem rhythmischen Funken, der göttlichen Klarheit schon die formale Gestaltung mit; denn selbst das Schwierigste ist mir leicht und klar, da von meiner Seele der Schleier genommen. Das Besondere geht im allgemeinen unter, fließt mit diesem zusammen. Und merkwürdig: hier treffen sich der Gebildete und Geistreiche, der Niedrigstehende und das Kind des einfachen Volkes; denn kein Mensch

ist so blöd geboren, daß er die Schönheit oder Erhabenheit einer großen Idee —, das Allgemeine, das Göttliche, die Seele, nicht unbestimmt und dunkel nachempfände.

Die Kunstmusik von heute läßt sich bei weitem und zum größten Teile nur vom ersten Standpunkt aus betrachten. Kaum daß ein feineres Formgefühl erweckt wird — vom reinigenden Lichte eines Himmelsgedankens nicht zu reden. Damit ist rückschließend ihre innere Kraft und ihr geringer Wert bestimmt. Auf die klassischen Gebilde, dem mystischen Zauber der Romantik, den leidenschaftlichen Offenbarungen Richard Wagners folgte der jähe Umschlag ins Gegenteil. Das Rohe, Materielle, die „plastisch-animalischen Affekte", die Mittel und technischen Probleme nehmen die Triebe, die besten Säfte und Kräfte unserer Künstlerschaft in Anspruch.

Auch der Führer der jungdeutschen Musik, Richard Strauß, fing frühe an, sich in den technischen Künsten zu üben, aber auch frühe, den Blick vom reinen Äther, von der belebenden Sonne ab- und sich dieser Welt und ihren Schatten, will sagen realistischen Gebilden, zuzuwenden. Da sein Geist noch „Feuerflügel" hatte und mit „Blumenfüßen" einherging, schuf er aus stolzer, epischer Eigenkraft die „Don Juan"-Phantasie und in Böcklinscher Farbenpracht: „Tod und Verklärung" — da sang er: „Wen du nicht lässest, Genius . . ." Dann reizten ihn die Teufelskünste orchestraler Technik, das Charakteristische auszubauen, und er gab uns im „Till Eulenspiegel" den glänzendsten Typ einer musikalischen Burleske, eines der feinsten orchestralen Scherzi in Rondoform, die die Kunstgeschichte aufweist. Aber bald erlahmte sein inneres Vermögen, indes die Mittel wuchsen und die formale Seite des Ausdrucks an Eleganz und virtuoser Sicherheit gewann. Das Charakteristische steigerte sich mit und durch Strauß zu höchster Ausdrucksfähigkeit; denn er erschloß uns mit keckem Griff neue Seiten der musikalischen Darstellungskunst. Was man bislang nicht möglich hielt, ward möglich: Die musikalische Satire, die groteske Wirkung einer modern-witzigen Skizze, einer persiflierenden Touche-Karikatur. Der „Don Quixote" und das „Heldenleben" sind Früchte dieser seltsamen Laune eines reich begabten, aber untiefen Talentes. Nachdem er vorübergehend von den mystischen Schauern Nietzschescher Weisheit ergriffen ward und in seinem „Zarathustra" einige geniale Blitze in diese trostlose Nacht unkünstlerischer Realistik hingeworfen hatte, fiel er abermals dem Riesenpolyp äußerlicher Charakteristik anheim, um dann in logischer Folge in der „Symphonia domestica" sich der Schilderung der nüchternsten Wirklichkeit, den Realitäten des täglichen Lebens, hinzugeben. Technisch ist dies letzte Werk ein reiner Wunderbau.

Ja es bedeutet nach Seite der Mittel den Höhepunkt orchestraler Kunst schlechthin. Nicht nur dem Laien, auch dem Fachmusiker wird förmlich Angst angesichts dieser unendlichen Welt neuer Klangreize, dieser schier unerschöpflichen Kombinationsgabe, dieser kühnen, satten und saftigen Koloristik, die nur in den realistischen Partien des Scherzo und des Finale („Kindliche Spiele", „Erwachen und lustiger Streit") eine unvermittelte Härte annimmt. Auch gegen die „Idee" ist nichts einzuwenden. Hätte sie nur einen adäquaten Ausdruck! Zum Vorwurf stand: Ein deutsches Familienbild. Zwei Lösungen waren möglich: heiter-graziös, in echt deutscher Sinnigkeit und Gemütlichkeit, oder: als geistreiche Satire von der überwältigenden Komik etwa eines Boz. Strauß wählte die erstere Form. Dazu gehört nur eins: Humor, nicht: instrumenteller Witz. Und daran mangelts der Straußschen Muse. Eine unförmige, riesenhafte Einkleidung, massige, überladene Farbgebung, interessante instrumentelle Details, gewollte Schlichtheit der Thematik können nie und nimmer jenen sonnigen Schimmer tiefer Heiterkeit ersetzen. Wie so ein deutsches Idyll ausschaut, haben nicht nur Urvater Bach und Beethoven („Pastorale" a. a. O.) bewiesen — von Mozart und dem alten Haydn, von Schubert und Schumann zu schweigen —, sondern auch Brahms (F dur-Symphonie), Peter Cornelius („Barbier") und Hugo Wolf hatten einen Schuß dieses köstlichen Bluttropfens. Und wer Vergleiche liebt, braucht nicht weit zu greifen. Er vertiefe sich andächtig in Ludwig Richters Märchenwelt und nehme in stiller Stunde seinen Gottfried Keller oder „Horacker"-Wilhelm Raabe zur Hand, so wird er das erklingen hören, was das Heiligtum eines echten deutschen Gemütes umschlossen hält. Was bedeuten die technischen Monstrositäten der Moderne gegenüber dieser Welt der traulichen Stimmung, der heimlichen, lauschigen Töne, gegen diese Kunst der schlichten Einfalt und herzlichen Innigkeit? Wenn die Klänge verrauscht (es handelt sich hier nicht um Richard Strauß, sondern um die typischen Erscheinungsformen der neuzeitlichen Musik) und sich der Blick über die Partitur hinweg in die Ferne verliert, was sind uns all diese modischen symphonischen Gebilde, die da Mittel und Zweck miteinander vertauschen und uns statt Brot und Wein den moussierenden Schaum sinnlicher Effekte geben?? Man sehe sich die Wahl der Stoffe, die Zweckmomente unserer heutigen Kunst einmal näher an! Sind sie uns eine Erlösung? Ja, sind sie es oft überhaupt wert, musikalisch bearbeitet, vom Geist der tiefsten Kunst erfaßt und von ihm durchtränkt zu werden? Wieviel kostbare Kräfte werden da nicht an unnützen Dingen, an schwülstiger Mystik oder technischen Geistreichigkeiten vergeudet, wieviel Säfte nicht sinnlos ver-

spritzt an unmusikalischen Philosophemen, an tiefsinnigen, programmatischen Spekulationen, an barocker Instrumentalität?! „Nichts Schrecklicheres kann den Menschen geschehen, als das Absurde verkörpert zu sehen“ (Goethe).

Wahrlich, diese Kunstmusik ist keine Lebenskunst; denn sie wurzelt allein in der Technik, in der Arbeit, nicht in der Erfindung, im Einfall und Zufall, d. i. in dem, was „unverhofft gelingt“. Die Kunst des Absichtlichen ist nie groß! Die gewaltigsten Rhythmen, das heiligste Melos quoll immer wie von ungefähr, absichtslos, aus den Tiefen des Unbewußten, aus dem göttlichen Ingenium der Seele. In einem kleinen, wertvollen Bändchen,[1]) das uns zu Weihnachten bescheert wurde, findet sich eine Äußerung Beethovens gegen Louis Schlösser, die da vom „Komponieren“ handelt und — Zweiflern zur Gewißheit und Gläubigen zur Stärkung — einen kleinen Aufschluß gibt über das Jenseits des Schaffens. „Ich trage meine Gedanken lange, oft sehr lange mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe; dabei bleibt mir mein Gedächtnis so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, was ich einmal erfaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue solange, bis ich damit zufrieden bin; dann aber beginnt in meinem Kopfe die Verarbeitung in die Breite, in die Enge, Höhe und Tiefe, und da ich mir bewußt bin, was ich will, so verläßt mich die zu Grunde liegende Idee niemals, sie steigt, sie wächst empor, ich höre und sehe das Bild in seiner ganzen Ausdehnung wie in einem Gusse vor meinem Geiste stehen, und es bleibt mir nur die Arbeit des Niederschreibens, die rasch von statten geht, je nachdem ich die Zeit erübrige, weil ich zuweilen mehreres in Arbeit nehme, aber sicher bin, keines mit dem anderen zu verwirren. Sie werden mich fragen, woher ich meine Ideen nehme? Das vermag ich mit Zuverlässigkeit nicht zu sagen; sie kommen ungerufen, mittelbar, unmittelbar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, auf Spaziergängen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Töne umsetzen, klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen.“ Dies nenne ich echte Schöpferkraft. Da ist kein Leihen von anderen Künsten, kein Abstrahieren und Philosophieren, schwächliches Brechen und Biegen, Machen und Modeln, Notenquälen und farbig-bunt Bemalen! Da herrscht die Zucht logischen Denkens, der feste Gefühlsbegriff!

Unsere Zeit komponiert zu viel und erlebt zu wenig. Es fehlt ihr nicht nur an Gedankengehalt, an der Einfachheit der Ausdrucks-

[1]) Fr. Kerst, „Beethoven im eigenen Wort“, Berlin 1904, Verlag von Schuster & Löffler.

form, sondern überhaupt an jeglichem Willen zur Größe. Ich drückte schon jüngst aus: Zeigt mir das Genie, das zugleich Mensch ist, das der Sonne Anfang und Ende schaut, das noch Mark der Erde in sich hat und mit seinem Gotte ringt, und ich will euch sagen, von wannen uns eine Lebenskunst kommen kann, die zugleich eine Stärkung des Inneren, eine neue Offenbarung ist, oder uns mit neuer Kampfes- und Siegeslust erfüllt. Richard Wagner ließ (6 volle Jahre!!) nach dem Lohengrin die Feder ruhen — nicht etwa um müßig zu sein, sondern um an sich zu bauen und sein Inneres zu weiten. Aus dieser Vertiefung gewann er die breite Basis seiner gigantischen „Trilogie“, schuf er in frischer, ungebrochener Kraft, in wilder, ungebändigter Leidenschaft, aus dem stolzen Gefühl höchster männlicher Reife sein Meisterwerk „Tristan und Isolde“. Wo ist heute dieses ruhige Werden und mähliche Wachsen, dieses Ausreifenlassen in der Musik zu finden? Wer fände überhaupt Zeit, sich selber Zeit zu gönnen? Der materialistische Zug der Zeit verlangt kategorisch jährlich eine Oper oder ein symphonisches Werk. Der maschinelle Geist muß Musik abhaspeln, wie die Spindel ihren unendlichen Faden oder wie die automatische Walze ihr scheußliches monotones Geräusch. Kann da etwas herauskommen, was uns mit Leben erfüllt? Kann überhaupt ein Ausdruck bedeutend sein, der nicht aus heißer Qual und wilder Tiefe strömt?! Ich glaube: Nie war das Mißverhältnis zwischen dem inneren Gehalt und den äußeren Mitteln größer als heute. Angesichts der technischen Form moderner Werke fragt man sich immer wieder: Bedurfte es so ungeheurer Mittel, um eine so ärmliche Idee zu schildern? Oder ist es künstlerisch, d. h. notwendig, ein winziges Genre oder einen kleinen lyrischen Affekt auf eine Riesenleinwand zu werfen? Gewiß, unsere Zeit ist nicht arm an „Ideen“ — nur arm an einer „Idee“. Aber weiß man denn nicht, daß sie an sich nichts bedeuten, sondern nur der Grad der Anschaulichkeit, mit der ich sie hinstelle, die Siedeglut des Temperaments, in der ich sie einschmelze, entscheiden? Jeder großen Kunst ist eins eigentümlich: daß sie den vollendetsten Ausdruck mit Hilfe der einfachsten Mittel erreicht. Diese Riesentechnik, die selbst das Unwesentlichste mit üppigem Schwall umkleidet, und die mittelmäßigsten Gerichte auf prunkvollem Silber darreicht, — dies Wühlen in den extremsten Farben, diese Dispersion der Klänge, die keinen konzentrischen Sammelpunkt und keine harmonischen wie modulatorischen Basen haben, und die infolgedessen kein Ohr fassen kann, weil es vor Zergliederungen, überraschenden Ausweichungen, unlogischen Schlüssen und dissonatorischen Häufungen keinen „Grund“ mehr hört, und so ohne jedes Haltgefühl in einem wilden Chaos

sinnloser Tonmassen umhertreibt, — ich sage diese künstliche Kunst wird nie Großes erreichen, zumal sie sich ohne melodisches und rhythmisches Vermögen meist nur auf das Harmonisch-Charakteristische versteift, ja unter Verleugnung der vokalen Natur aller und jeder Musik ausschließlich den Götzen der Instrumentalität anbetet. Man denkt und sinnt nur noch instrumentell, aber singt sich nichts vom Herzen. Dessen bedarf es keines Beweises. Ich frage nur: Gibt es eine vernichtendere Kritik für eine Kunst, als die, die in dem landläufigen Urteil über unsere heutige Musik enthalten ist: Musik schlecht, Instrumentation gut!?

Nun könnte man diesem Narrentreiben, diesen Karnevalscherzen der Technik geduldig und geruhig zuschauen und sich weise lächelnd in sich selber zurückziehen, läge nicht die Gefahr nahe, daß die chromatische Raserei der modernen Orchesterphantasie die Sinne verwirrte, und unseres Volkes gesundes Empfinden für die Kraft der Diatonik und der großen melodischen Ruhe und Tiefe, wie sie aus dem heiligen Charakter der Musik entspringt, trübte oder gar abstumpfte. Die künstlerischen Probleme sind zu ernst für Jeden, der noch ernst denkt und empfindet, und ebensowenig von der Hand zu weisen, wie unsere großen und tiefen sozialen Fragen. Es handelt sich nicht mehr um ein bloßes „Gefallen" oder „Mißfallen", um die einfache Frage nach dem stofflichen Wert oder Unwert, sondern hier heißt es einfach und ernst wie in Glaubensdingen: Bist du Christ oder Heide? Glaubst du an eine Musik der Ideale, des übersinnlich-sinnlichen Ausdrucks, oder an eine Musik des Realen, der abstrakten Begriffe und nackten Vorgänge?! „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt, und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt." Wir sind über diesen Standpunkt des goetheschen Satzes hinausgekommen und wissen das Formalprinzip richtig einzuschätzen. Aber sein Schluß besteht trotz Berlioz-Liszt-Strauß bis auf den heutigen Tag zu Recht. Nur überlasse ich die Frage, ob unsere Musik „alles, was sie ausdrückt, erhöht und veredelt", jedem Wahrhaftigen zu eigner Beantwortung. Blicken wir zurück: auf die raffaelitische Grazie eines Mozart, auf das heroische Epos Beethovens, auf die erschütternde Tragik des wagnerischen Kunstwerkes, und messen wir an ihnen die Dinge von heute! Entsetzlicher Tiefstand einer Kunst, die auf des Verstandes Krücken einhergeht und, da sie nur schildert und (in sich und durch sich) nichts darstellt, ständig einer Unterlage, einer Erklärung bedarf! Der Himmel behüte uns vor den Folgen des modernen Realismus! Wir stehen vor der Musik der vier kahlen Wände, des hölzernen

Tisches und der vier Stuhlbeine! Da tut Einkehr und Umkehr wahrlich not!!! „Wird alles Sinnen und Vermögen draußen festgehalten und die Sorge für das innere Befinden, den seelischen Stand immer weiter zurückgedrängt, so muß die Seele verkümmern; der Mensch wird leer und arm inmitten aller Erfolge, er sinkt zu einem bloßen Mittel und Werkzeug eines unpersönlichen Kulturprozesses, der ihn nach seinen Bedürfnissen verwendet und verwirft, der mit dämonischem Zuge über Leben und Tod der Individuen wie der Geschlechter dahinbraust, ohne Sinn und Vernunft in sich selbst, ohne Liebe und Sorge für den Menschen. Eine Bewegung jedoch, deren zerstörende Wirkung der Einzelne so unmittelbar an sich selbst empfindet, muß bald einen Rückschlag erfahren; bei solchen Dingen ist schon das Bewußtwerden eines Problems der Beginn einer Gegenwirkung“ (Rudolf Eucken.) Dieser Hoffnung wollen wir zuversichtlich leben, auf daß wir eine neue Lebenskunst im Kampfe gegen die Selbstzwecktechnik gewinnen. Unserer Musik fehlt die Einfachheit des Ausdrucks und die Einheit der Form. Und nicht nur dies. Es fehlt ihr noch mehr an Seele und Geist, an Weltanschauung und warmem Menschentum. Sie hat der Liebe nicht. Sie redet nicht mit Engelszungen, sondern ist ein tönend Erz. Darum müssen wir schmachten nach den Seligkeiten der klassischen Antike, nach ihrem leuchtenden Humor, nach ihrer lachenden Träne. Sie ist typisch geworden, hat sich im kosmischen Nivellierungsprozeß verflacht; sie rauscht nur noch in bayreuther Seide und dem schweren Lisztschen Brokat einher, — immer glänzend und strahlend im gleißenden Schimmer moderner Orchestralität, aber ohne Witz, ohne tiefere Geistigkeit, ohne Himmelsliebe und Andacht. Sie ist Gesellschaftskunst geworden, motivisch-technisch-phraseologische Formelkunst, aber keine Lebens- und Glaubenssache mehr. Wo ist der, der unsere Sehnsucht in Klänge zusammenfaßte? Wo ist das neue tristanische Genie, das im wilden Aufschrei nach Liebe ringt? Wahrlich, die Carmen-Phantasien des großen unglücklichen Philosophen waren nicht nur Laune, ein eitles Spiel leerer Hoffnungen, ein künstlerischer Irrtum! Wohl nie war eine Zeit ärmer an wirklich großen Individualitäten als diese Zeit der kleinlichen, individualitätssüchtigen Hungerleider, die alles andere sind als Künstler und Menschen. Die Lichtklänge der Zukunft, lebenskräftige und das Leben veredelnde Kunst kann uns nur von den Bergen kommen, aus dem deutschen Märchenwalde, von einem kraftstrotzenden, weitbrüstigen Sohne der Natur, — von jenem großen Toren, der da nichts weiß von technischen Effekten, von glitzerndem Schein, von „Motiven“ und instrumentaler Polyphonie, aber helläugig durch die Welt stapft und, ihren

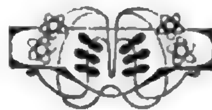
Angelpunkt mit sittlichem Ernst erspähend, mit jachem Blut und in echter „Gotteskindschaft“ niederschreibt, was ihm der Genius hieß oder was er einem Dämon in wildem Ringen kühn sich ertrotzte. Uns verlangt nach einem Musiker, nach einem Musiker von echtem Schrot und Korn, der — sein bißchen Kontrapunkt im Ränzel und das Herz voll Liederlust — uns endlich wieder einmal ein Stücklein pfeifen tut, das sich „gewaschen“ hat, — der mit dem Ohr wiederum nur fürs Ohr schreibt und sich den Teufel schiert um Philosophie, Dichtung und Malerei, um Nietzsche, Mackay und Böcklin. Mögen die tiefsinnigen Ritter vom langen Gelock erhaben lächeln: das große Buch der Musik straft sie Lügen. Man blättere nur einmal die Jahrhunderte durch: was ist denn darin wirklich groß und uns ans Herz gewachsen, daß wir es nicht missen möchten? Etwa die Neunmalweisheit und geschraubte Reflexionsmusik dieser unmusikalischen Maler und Dichterlinge, die sich hinter Posaune und Tuba schanzen und in mystischen Tönen orakeln, oder das, was vom Ewigkeitsgehalte überquellender Melodik angefüllt ist, und uns aus lieblicher Schalmei durch Herz und Eingeweide dringt?! Ich höre den Einwand: Und Richard Wagner?? Ja, sind's denn die langen „Durststrecken“, die orchestralen Wüsteneien, die wir bewundern, oder der ungeheure Schatz melodisch-demantenen Urgesteins, das in allen Schächten seines tiefen Lebenswerkes, vom „Fliegenden Holländer“ an bis zum „Parsifal“, in funkelnder Fülle sich findet? Seien wir doch endlich einmal gegen uns selber ehrlich! Gäbe irgend einer für Wotans „Welträtsel“, für Gunther, den „Statisten“, für König Marke, den „menschlichen“ Helden u. a. m., auch nur einen Groschen, wenn Jung-„Siegfried“ nicht wäre und „Sieglinde“, die „Rheintöchter“ nicht und die „Walküren“, „Brünhilde“ nicht und der „Feuerzauber“?? Sind all' die herrlichen Gestalten: „Senta“, „Elsa“, „Lohengrin“, „Tannhäuser“, „Elisabeth“, „Wolfram von Eschenbach“, „Tristan“ und „Isolde“, „Evchen“ und Ritter „Stolzing“, „Hans Sachs“ und „David“, „Parsifal“, „Amfortas“, „Kundry“, — sind sie ausschließlich dramatische Typen und Begriffe oder nicht zunächst und zuerst melodisch-blühende Wesenheiten?!

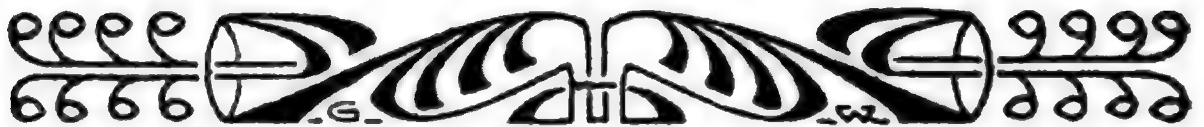
Ein Königreich für einen Band Schubert!! Man verbrenne mich als Ketzer, — ich bleibe dabei: Ich gäbe alle symphonischen „Dichtungen“ oder „Gemälde“ leichten Sinnes hin für ein Heftchen neuer „Müllerlieder“, ja — entsetzlich! — „selbst“ für einen neuen „Freischütz“. (Von Mozart, dem göttlichen, und Beethoven zu reden, wäre sündig.) Armes Geschlecht, das Geschwulste gebiert, statt holder, schlanker, melodischer Kinder!

„Nur vom Überfluß lebt das Schöne, dies merke dir, Dichter,
Hast du nicht etwas zu viel, hast du mit nichten genug.“ (Hebbel.)

Dies merke auch du dir, Musiker, wenn du unsere Renaissanceahnungen und -hoffnungen dereinst erfüllen willst! Ich rate dir: Hilf der Musik wieder in ihren eigenen Sattel, daß sie „reiten“, will sagen singen lerne und endlich das Freie gewinne, den herrlichen Liederwald dorten in blauer, duftiger Ferne, — jenseits im Märchenlande der Schönheit. Denn die höchste Blüte der Kunst ist ewig diese: wenn sie sich selber genügt, aus eigenen Gesetzen geworden und ihren Eigen-Zweck aus ihren eigenen Bedingungen heraus erfüllt hat. „Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt“ (Goethe).

Was wir erträumen und ersehnen, ist ein neuer Liederfrühling — sind goldene Melodien, starke, leuchtende Fruchtgedanken. Was ist denn auch Lebenskunst anderes als eine Kunst, die uns dies Leben lebenswert erscheinen läßt? Nur was aus Wahrheit und Schönheit geboren, hat einen ethischen Lebenszweck. Man scheuche die dunklen, dumpfen Wellen und Klänge materialistischer Wirklichkeitsgebilde hinweg, man pflüge den steinigen Boden der Musik um, dünge ihn mit warmem Blut, säe neue, volle, goldige Geisteskörner aus, so werden neue, reiche Saaten aufsprießen, und ein jegliches „Stück“ wird Frucht bringen nach seiner Zeit. Dann werden wir wieder von einer „Kunst“ reden, die uns erschüttert und erhebt, die unsere Seele hinaufführt zu lichten, stolzen Höhen, daß sie freier atme und im Glanz himmlischer Strahlenklänge jene Harmonie verspüre, die das All durchklingt und uns das höchste Glück bedeutet. Denn der wahre Menschheitszweck der Kunst bleibt — allen Realisten zum Trotz: Stillung unseres ewigen Hungers nach Schönheit. Und wie sie mit der Liebe das gemein hat, daß sie uns nicht nur sättigen, sondern unseren Wert als Mensch erhöhen soll, so soll eine echte Lebenskunst nicht unseres Lebens Hohlspiegel sein, sondern sein vollkommenster und tiefster Ausdruck. — — —





Die transozeanische Segelschiffahrt der Gegenwart.

Von

Gerhard Schott.

(Schluß.)

IV.

Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis in der heutigen Segelschiffahrt.

Wenn die Segelschiffahrt auch heute noch, im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, sich als nicht zu verachtender Faktor im Weltverkehr zur See behauptet, so verdankt sie dies zunächst den technischen Verbesserungen, die die Schiffe als solche erhalten haben, den vergrößerten Ladefähigkeiten und den vermehrten Segeleigenschaften, die in sachgemäßer und einsichtsvoller Anpassung an die veränderten Verhältnisse seitens der Reeder und Schiffbauer durchgeführt worden sind. Davon war in Abschnitt I unserer Darlegungen schon die Rede. Eine vielleicht ungefähr gleichwertige, jedenfalls wesentliche Hilfe in dem Kampfe um die Existenz erwächst aber der Hochseefahrt der Segelschiffe immer von neuem durch die Wissenschaft, welche in der Form von „Segelanweisungen" auf Grund fortwährend vermehrter und vertiefter Erkenntnisse dem Schiffsführer genaue Anleitung über den in jedem einzelnen Falle kürzesten und sichersten Seeweg zu geben sich bemüht. Auf diesem höchst eigenartigen Arbeitsgebiete, das in der Nutzbarmachung wissenschaftlicher, vorzugsweise maritim-meteorologischer und ozeanologischer Studien für die Segelschiffahrt seinen Inhalt findet, sind zumal in den letzten fünfzig Jahren solch grundlegende Fortschritte gemacht worden, daß es notwendig erscheint, dies Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis wenigstens einigermaßen klar zu legen. Wir müssen freilich zu diesem Zwecke ein wenig weiter ausholen.

Ozeanische Segelschiffswege sind nach großen Gesichtspunkten anzulegen, ozeanische Segelschiffsreisen müssen „großzügig" — hier ist das Wort mal wirklich am Platze — durchgeführt werden; soviel wird aus dem, was im III. Abschnitt beschrieben ist, schon ersichtlich geworden sein. Man kann und darf sich in den meisten Fällen nicht darauf versteifen, auf annähernd direktem, graden Wege, sagen wir „auf dem größten

Kreise", der kürzesten Verbindungslinie zweier Punkte auf dem Erdglobus, zum Ziele gelangen zu wollen. Dem Dampfer steht ein solcher Weg im allgemeinen wohl offen, dem Segler meistens nicht. Sehr weit zurück liegen die ältesten, von den Seefahrern in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen sowie die Gewinnung von seemännischen Regeln aus der Zusammenfassung solcher Einzelerfahrungen. Schon die Araber wußten mit den Monsunen des nördlichen Indischen Ozeans zu rechnen und ihre Segelschiffsreisen danach einzurichten. Vasco da Gama zwar hat sich 1498 bei seinem Vordringen zum Kap der Guten Hoffnung noch damit abgequält, gegen Strom und Wind (Südost-Passat) im Südatlantischen Ozean nahe unter der afrikanischen Küste nach Süden zu gelangen, und hat auf diese Weise schließlich acht Monate bis Mozambique gebraucht; aber Cabral, der das gleiche Ziel — Ostindien — hatte wie Vasco da Gama, ist schon auf dem richtigen Seglerweg zum Kap der Guten Hoffnung, indem er im Jahre 1500 den Südost-Passat auf „Backbord-Halsen" durchschneidet und damit dessen Gebiet im Westen zu umsegeln beabsichtigt. Auch die Meeresströmungen der Segelschiffahrt dienstbar zu machen, wurde bald in den Grundzügen gelernt. Vasco da Gama erkannte den Agulhas- — oder Mozambique- — Strom als solch erhebliches Hindernis für die Fahrt an der ostafrikanischen Küste nach Norden, daß er ganz richtig die an der Westküste Madagaskars gelegenen Gewässer aufsuchte. Alaminos, welcher 1512 zusammen mit Ponce de Leon westlich von den Bahamas in den Golfstrom geraten war und dabei Florida entdeckt hatte, benutzte 7 Jahre später diese Erfahrung und fuhr 1519, als er mit Cortez nach Mexiko gegangen war und den Auftrag erhalten hatte, die Kunde von Cortez's Vordringen so schnell wie möglich nach Spanien zu bringen, mit Hilfe des Golfstromes zunächst nach Nordosten in der Richtung auf die Azoren hin, vermied das mühselige Ankreuzen gegen Nordost-Passat und Nordäquatorialströmung und wurde somit der Entdecker einer sachgemäßen Segelschiffsroute für Rückreisen von Westindien; seine Rückreise von Vera Cruz nach Spanien dauerte nur etwas über zwei Monate.

Im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte sammelten nun die Seeleute eine stetig vermehrte Kenntnis von den wichtigsten Tatsachen der Meereskunde und der Witterungskunde über dem Meere an. Besonders bedeutungsvoll wurden in dieser Beziehung diejenigen großen Segelschiffsreisen, an denen Gelehrte teilnahmen, so z. B. J. Cooks große zweite Weltreise durch die Teilnahme von Forster Vater und Sohn (1772—1775), Humboldts, Kotzebues, Roß's Reisen. Besonderer Erwähnung wert sind die behufs Förderung der Segelschiffsrouten von dem verdienst-

vollen Beuth in Preußen organisierten maritimen Beobachtungen, welche an Bord der preußischen Seehandlungsschiffe „Mentor“ und „Luise“ in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angestellt worden sind.

Es fehlte auch nicht an theoretischen Arbeiten zugunsten der transozeanischen Segelschiffahrt. Des Varenius' physische Geographie vom Jahre 1650, des Athanasius Kircher erste Karten der Meeresströmungen vom Jahre 1665, Halleys Karte der Luftströmungen vom Jahre 1686 waren seinerzeit von großer Bedeutung. Noch wichtiger und auch von den Seeleuten beachtet wurden Franklins thermometrische Studien über den Golfstrom (1775). Vielfach verbarg die Eifersucht der großen seefahrenden Nationen die Errungenschaften, welche auf dem Gebiete der ozeanischen Schiffahrtsregeln gewonnen waren, vor einander. Der bedeutende holländische Seemann van Linschoten hat zuerst, um 1595, ein gedrucktes „Segelhandbuch“ für die Reise nach Ostindien veröffentlicht, ein Buch, das an 100 Jahre maßgebend geblieben ist.

Ein wirkliches System in der Bearbeitung aller seemännischen und wissenschaftlichen Erfahrungen und Beobachtungen über die besten Seglerwege entstand erst durch die Bemühungen des amerikanischen Seeoffiziers Maury; er war, ein Seemann von Beruf und hochgebildet, der rechte Mann dazu. Maury begann 1846 nach einem großen Plane Beobachtungen über diejenigen meteorologischen und sonstigen physikalischen Verhältnisse des Meeres zu sammeln und zu verarbeiten, welche für die Sicherung und Beschleunigung der ozeanischen Reisen wichtig sind, also über Richtung und Stärke der Winde, der Strömungen, über Verbreitung der Stillen und Stürme, des Eises, des Nebels usw. 1853 fand auf Betreiben der Regierung der Vereinigten Staaten eine von den wichtigsten Seestaaten beschickte Konferenz in Brüssel statt, in der Maurys Vorschläge zu einem gemeinsamen Beobachtungsschema Annahme im Prinzip fanden. Die Brüsseler Konferenz hatte die Begründung eines neuen Forschungszweiges zur Folge, nämlich der „physischen Geographie der Meere“, und die systematische Beteiligung der Handelsmarine an diesen Forschungen. Das Jahr 1853 ist dadurch zum Geburtsjahre geworden für ein verständnisvolles Zusammenarbeiten der Wissenschaft und der Praxis im Interesse der Seeschiffahrt. Nach Überwindung sehr großer Schwierigkeiten, ja von allerhand Anfeindungen, die uns heute fast unverständlich erscheinen, gelang es Maury, mit der Zeit seine Ideen zum Durchbruch und zur Anerkennung auch in der Praxis zu bringen. Auf den Mauryschen Ideen und Arbeitsmethoden beruhen noch heute im Prinzip zu einem erheblichen Teile die entsprechenden Arbeiten des

Washingtoner, des Londoner hydrographischen Amtes, der Deutschen Seewarte in Hamburg und des Meteorologischen Instituts in Utrecht, wenn auch naturgemäß die im Laufe der Zeit veränderten Schiffahrtsverhältnisse mannigfache Abänderungen herbeigeführt haben. Diese Arbeitsmethoden, die Organisation der maritimen Beobachtungen, ihre praktische Verwendung in der Schiffahrt wollen wir an dem uns naheliegenden Beispiel der Deutschen Seewarte kurz erläutern; denn wir schildern damit ein wesentliches Hilfsmittel der heutigen transozeanischen Segelschiffahrt überhaupt.

Die Deutsche Seewarte gibt an die praktischen Seeleute meteorologische Journale oder Wetterbücher aus, in welche handschriftlich während der Reise vom Kapitän oder von den Offizieren die wichtigsten ozeanologischen und maritim-meteorologischen Beobachtungstatsachen eingetragen werden, und zwar Tag und Nacht fortlaufend alle vier Stunden, also am Ende jeder sogenannten „Wache“. Wenn das Journal sorgfältig geführt wird, so liegt in dieser Betätigung eine recht erhebliche Arbeitsleistung. Im Gegensatz zu dem amtlichen, durch die Vorschriften des Handelsgesetzbuches geforderten Schiffsjournal ist die Führung des Wetterbuches für die Seewarte eine durchaus freiwillige; man kann annehmen, daß etwa 45% aller in transozeanischer Fahrt beschäftigten Handelsschiffe in dieser Weise für die Seewarte tätig sind. Nach dem Grundsatz do ut des erhalten die freiwilligen seemännischen Mitarbeiter der Seewarte kostenlose Prüfung ihrer nautischen Instrumente, wie Sextanten, Kompasse, Barometer usw.; sie erhalten besonders auch die aus der gewaltigen Summe der Einzelbeobachtungen abgeleiteten allgemeinen Erfahrungen und Regeln kostenlos zugestellt, welche die Seewarte nach mühsamen rechnerischen Arbeiten in der Form von Karten, Atlanten und Segelhandbüchern veröffentlicht. Eine Drucklegung aller der alljährlich eingehenden vielen Tausende von Beobachtungen ist natürlich unmöglich; augenblicklich beträgt die im Laufe von etwa 25 Jahren zusammengekommene Zahl solcher Wetterbücher nahezu 20000. Es werden daher an den verschiedenen hydrographischen Ämtern zunächst Mittelwerte für die bei der Schiffahrt wichtigen Faktoren berechnet, wobei man zugleich ein je nach Bedürfnis verschieden großes Gebiet der Meeresoberfläche zugrunde legt und auch die durch die Jahreszeiten oder Monate bedingten Änderungen zu berücksichtigen hat. So werden für die drei großen Weltmeere die mittleren prozentischen Häufigkeiten der Windrichtungen festgestellt, die Lagen der Passat- und Monsungrenzen, die Bahnen der Stürme und Orkane, die mittleren Richtungen und Schnelligkeiten der Meeresströmungen usw., alles dies in der still-

schweigenden Voraussetzung, daß der Kapitän, dem diese Mittelwerte auf die Reise mitgegeben werden, mit großer Wahrscheinlichkeit den Mittelwerten entsprechende oder doch wenigstens nicht weit davon abliegende Verhältnisse antrifft.

Aber diese unter Berücksichtigung der mittleren Zustände berechneten Seglerwege können und sollen auch nicht unter allen Umständen eingehalten werden; denn die Situation von Wind und Wetter weicht doch im Einzelfalle oft sehr stark vom Mittel ab. Der Seemann hat überhaupt nicht die Garantie, auf den mittleren Wegen, wie sie besonders Maury im Beginn der meereskundlichen Studien als erste Grundlage mit Recht empfahl, immer die beste zurzeit auftretende Gelegenheit zum Vorwärtskommen anzutreffen; manchmal kann er die mittleren Wege überhaupt nicht einhalten. Deshalb bemühen sich die nautisch-wissenschaftlichen Institute der heutigen Zeit auch nach der Richtung, alle intelligenten Schiffsführer darüber zu unterrichten, wie man an Bord an der Hand der jeweiligen Beobachtungen über Windrichtung, Winddrehung, Gang des Barometers usw. ein Bild von der augenblicklichen Wetterlage über einem größeren Meeresgebiet gewinnt und demgemäß seinen Kurs einrichtet. Unsere Segelschiffsführer sollen nicht nach bestimmten schematischen Vorschriften darauf los fahren, sondern selbständig denken und handeln, und gerade die deutsche Handelsmarine besitzt eine ganze Reihe der tüchtigsten Kapitäne, welche mit den „Depressionen" und „Hochdruckgebieten" der ozeanischen Witterung im Verfolg der Anweisungen durch die Seewarte äußerst geschickt umgehen, geschickter vielleicht wie manche gelehrten Wetterhähne an Land, und welche demgemäß einen unter Umständen ganz gewaltigen Vorsprung vor Mitseglern, die ohne solche Anweisungen fahren, gewinnen. Beispiele dafür liegen zahlreich vor, sie betreffen besonders die Fahrt vom Englischen Kanal südwärts bis zum Gebiet des Nordost-Passates und die Fahrt um das Kap Horn; ein näheres Eingehen hierauf würde uns aber zu sehr in eine wissenschaftliche Erörterung hineinführen und ist deshalb an dieser Stelle nicht wohl möglich. Jedenfalls erhält — dies darf man ruhig aussprechen — gerade die heutige transozeanische Segelschiffahrt durch wohlverstandene Anwendung der Wissenschaft auf die Praxis eine erhebliche Stütze in ihrem Fortbestand.

V.

Die Erfolge der heutigen Segelschiffahrt liegen ausschließlich auf nautischem Gebiete. Während in kaufmännischer Hinsicht die Segelschiffsreisen nur noch unter besonderen Umständen und

auf besonderen Routen einen nennenswerten pekuniären Erfolg aufzuweisen haben, wie dies die Ausführungen in Abschnitt II dieser Studie wohl gezeigt haben, sind die nautischen Erfolge, welche in einer fortschreitenden Verkürzung der mittleren Reisedauer bei gleichbleibender Sicherheit ihrer Ausführung bestehen, sehr erhebliche; besonders gilt dies von den letzten 20 Jahren. Drei Ursachen sind für diese erfreuliche Tatsache anzuführen, erstens die Verbesserungen des Schiffes selbst, zumal die Vergrößerung des Schiffskörpers und der Takelage, zweitens die im vorigen Abschnitt geschilderten Fortschritte in unseren Kenntnissen von den Luft- und Wasserbewegungen der Ozeane, und drittens die Intelligenz der heutigen Schiffsführer, welche die von den vorgenannten zwei Seiten aus sich bietende Gelegenheit zur Geschwindigkeitsvermehrung der Reisen voll auszunützen versteht.

Was den erstgenannten Punkt anbelangt, so ist nach den Ausführungen des Abschnitt I kein Zweifel, daß das heutige eiserne oder stählerne Riesenschiff an sich schon an Segelfähigkeit dem früheren, kleinen oder mittelgroßen hölzernen Schiff überlegen ist, wenigstens dem Durchschnittssegler der siebziger Jahre, der bis zur Einführung des Eisenschiffbaues auf dem Kontinent vorherrschte. Dabei sind die modernen Segelschiffe keine eigentlichen Schnellsegler in dem Sinne der Klipperschiffe der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In jenen Jahrzehnten allerdings, als von transozeanischer Dampfschiffahrt nur erst ganz geringe Anfänge vorhanden waren, hat man in England und Amerika typische Schnellsegler gebaut, welche an absoluter Geschwindigkeit es auch den modernsten Schiffen gleichgetan haben. Aber die Bedingungen, unter denen jene Klipperschiffe ihre berühmten Reisen machten, waren von den heutigen gänzlich verschieden, sodaß ein wirklicher Vergleich kaum möglich ist. Jene Klipper, z. B. diejenigen, welche in der Teefahrt s. Zt. Beschäftigung fanden, waren fast stets nur leicht beladen, indem sie erst Passagiere und Stückgut nach Australien brachten, von da in Ballast nach Futschou oder Schanghai versegelten und dann mit einer Teeladung, die dem Fahrzeug auch keinen großen Tiefgang verlieh, die Heimreise nach London antraten. Die Segler der Jetztzeit sind entweder mit Kohlen oder Salpeter, Reis, Zement usw. fast stets tief beladen. Solche Unterschiede in dem zu befördernden Gewicht wirken aber, zumal bei leichten Winden, sehr auf die jeweils erreichbare Höchstgeschwindigkeit ein. Ferner führten jene Klipperschiffe eine im Verhältnis zu ihrem Raumgehalt geradezu ungeheuerlich große Takelage, wie sie in entsprechender Weise auf die sehr großen Schiffe der Jetztzeit gar nicht sich übertragen

läßt; sie führten ferner ohne Rücksicht auf die Kosten eine äußerst starke Besatzung, da die hohen Frachten keine Beschränkung in dieser Hinsicht auferlegten, sie forzierten endlich die Fahrt so, daß die Schiffe infolge übermäßiger Inanspruchnahme des Schiffskörpers fast regelmäßig irgendwelche erhebliche Beschädigungen erlitten; in dieser Weise ist heutzutage ein nutzenbringender, ja nur die Kosten deckender Segelschiffsbetrieb gar nicht denkbar.

Um so höher ist es anzuerkennen, wenn trotz der verschiedenartigen nach den angedeuteten Richtungen liegenden Beschränkungen in der Gegenwart vielfach Reisen ausgeführt werden, welche den außerordentlich schnellen Reisen jener Klipperschiffe nahe, ja auch gleich kommen. Betrachten wir zunächst die fortschreitende Verkürzung der mittleren Reisedauer.

Nach Ausweis der bei der Seewarte eingegangenen Journale betrug die mittlere Dauer einer Segelschiffsreise vom Englischen Kanal nach Singapur

in den Jahren	1870—1877:	122,9 Tage	(Mittel aus 25 Reisen)
„ „ „	1878—1881:	119,6 „	(„ „ 37 „)
„ „ „	1882—1886:	118,3 „	(„ „ 50 „)
„ „ „	1887—1890:	114,6 „	(„ „ 88 „)

Die mittlere Dauer einer Segelschiffsreise vom Englischen Kanal nach Valparaiso betrug

in den Jahren	1876—1880:	102 Tage	(Mittel aus 18 Reisen)
„ „ „	1881—1884:	91 „	(„ „ 38 „)
„ „ „	1885—1888:	88 „	(„ „ 64 „)
„ „ „	1889—1892:	88 „	(„ „ 74 „)

Die Verkürzung der Reisedauer nach der Westküste Südamerikas ist besonders groß, sie beträgt volle 16 Tage und ist zu einem erheblichen Teile darauf zurückzuführen, daß dank der verbesserten Kenntnis von Wind und Wetter und den damit verbesserten Anweisungen die Fahrt um Kap Horn neuerdings bedeutend leichter geworden ist.

Grade auf dieser Route, heutzutage der befahrensten Seglerroute der ganzen Welt, sind durch schnelle Reisen manche Schiffe und Schiffsführer in nautischen Kreisen berühmt geworden. So hat der Hamburger Fünfmaster „Potosi", das zweitgrößte Segelschiff der Welt, in den Jahren 1895—1901 zehn Rundreisen zwischen Hamburg und den Salpeterhäfen, unter der Führung desselben Kapitäns Hilgendorf, ausgeführt, welche, obschon sie doch in verschiedenen Jahren und in verschiedenen Jahreszeiten, bald in Ballast, bald in Ladung, zurückgelegt sind, doch eine

geradezu phänomenal gleichmäßige Dauer gehabt haben. Wenn man nämlich den Aufenthalt in Valparaiso, bezw. im Salpeterhafen abzieht, so betrug die Dauer der Seereise von der Elbe bis wieder zurück nach der Elbe im Mittel 5 Monate 13 Tage, die Dauer der längsten Rundreise war 5 Monate 22 Tage, die der kürzesten 5 Monate 6 Tage. Die Schwankung betrug also auf eine nahezu halbjährige Reisedauer nur 16 Tage oder knapp 10 %. Während die mittlere Dauer der Ausreisen nach Valparaiso oder Iquique sonst etwa 80 Tage ist, benötigte Kapitän Hilgendorf im Durchschnitt nur 69 Tage; seine längste Reise dauerte 74 Tage! Vielfach hält man außerhalb der Schiffahrtskreise die Dauer der Segelschiffsreisen für gänzlich unberechenbar und dem Zufall anheimgegeben. Hier sehen wir, daß gar manche unserer braven deutschen Schiffsführer im Kampf mit Wind und Wetter und in Abhängigkeit von ihm gleichwohl eine erstaunliche Gleichmäßigkeit der Reisedauer einzuhalten verstehen, worin zweifellos ein persönliches Verdienst dieser Kapitäne liegt. Freilich, unsere lieben englischen Vettern, die die nautischen Erfolge grade unserer Segelschiffe mit Kennerblicken verfolgen und es recht wohl besser wissen, sprechen bei der Erörterung dieser Tatsachen „unentwegt" lediglich von lucky passages in dem Sinne, daß diese Reisen in der Hauptsache nur glücklichen Umständen, d. h. also dem Zufall, zu verdanken seien. Eine solche Auffassung ist so ungerecht wie nur irgend möglich; auf zehn Reisen hintereinander kann der Zufall nicht in gleicher Weise wirken.

Ganz außergewöhnlich schnelle Reisen, die sogenannten „Rekordreisen", kommen allerdings nur zustande, wenn Glück und verständnisvolle Führung auf einem segeltüchtigen Schiffe sich vereinen. Der größte Segler der Jetztzeit, der Fünfmaster „Preußen" (man vgl. das oben im Abschnitt I Gesagte) hat auf seiner zweiten Reise unter Führung des Kapitäns Petersen für die Strecke Kap Lizard—Iquique im Jahre 1903 mit einer Reisedauer von nur 57 Tagen einen bisher unübertroffenen Rekord aufgestellt; da die abzusegelnde Entfernung rund 9300 Seemeilen beträgt, so bedeutet diese Leistung, daß das Schiff eine Durchnittsgeschwindigkeit von 7 Seemeilen oder von 13 Kilometer in der Stunde eingehalten hat. Zur Zurücklegung der Teilstrecke vom Englischen Kanal bis zum Äquator brauchte der Fünfmaster nur 13 Tage 8 Stunden, was wohl noch von keinem Segelschiffe jemals geleistet worden ist; bei einer abzusegelnden Distanz von rund 3300 Seemeilen setzt dies für die Dauer von 2 Wochen eine mittlere Fahrt von 10,3 Seemeilen oder 19 Kilometer in der Stunde voraus! Auf derselben Reise hat die „Preußen" bei einem günstigen Sturme

die wohl unerhörte Schnelligkeit von 17 Seemeilen oder 31,5 Kilometer in der Stunde für die Dauer von 4 Stunden erreicht; es ist dies eine Vorwärtsbewegung, welche derjenigen der älteren großen zwischen Europa und New York verkehrenden Schnelldampfer gleichkommt. Geschwindigkeiten von 12—14 Seemeilen in der Stunde oder, was dasselbe sagt, von 12—14 Knoten, welche unsere heutigen Postdampfer aufweisen, sind auch auf den modernen Segelschiffen nichts seltenes, wennschon sie naturgemäß nicht für lange Zeit durchgehalten werden können. Mit dem gewöhnlichen Frachtdampfer, der 9—10 Knoten macht, vermögen bei nur einigermaßen günstiger und frischer Brise viele der heutigen Segelschiffe den Wettbewerb in der Schnelligkeit aufzunehmen, und auf der größten Rennbahn für Segler, auf den höheren südlichen Breiten des Indischen Ozeans, sind schon mehrere Wochen hintereinander andauernd Entfernungen von diesen Segelschiffen zurückgelegt worden, welche auch für einen Frachtdampfer eine gute Leistung bedeuten würden, zumal bei dem daselbst meist herrschenden hohen Seegange. —

Unwillkürlich drängt sich bei dem Schlusse dieser unserer Betrachtungen der Ausdruck des Bedauerns in die Feder, daß die transozeanische Segelschiffahrt der Gegenwart trotz der Erfolge im einzelnen und trotz aller Bemühungen seitens derjenigen, welche für ihr Fortbestehen tatkräftiges Interesse bekunden, doch wenig Aussicht hat, jemals wieder zu einer wirklichen Blüte auf allen Bahnen des Hochseeverkehrs zu gelangen. Von einem rein kaufmännischen Standpunkte, bei welchem, wie man offen sagen muß, nur der pekuniäre Erfolg der Seereisen eine Rolle spielt, kann es wohl gleichgiltig sein, ob die Güter von einem Segler oder einem Dampfer von Hafen zu Hafen gebracht werden, so lange nur die innerhalb einer gegebenen Frist entstehenden Kosten bei einem Maximum von Fracht sich möglichst einem Minimum nähern; es stehen aber höhere Interessen als das kaufmännische und höhere Werte als Geld bei einem etwaigen Aussterben der transozeanischen Segelschiffahrt auf dem Spiele. Würde es nicht eigentlich eine den Anschauungen und Forderungen des sogenannten naturwissenschaftlichen Zeitalters durchaus widersprechende Erscheinung sein, wenn vielleicht nach einigen Jahrzehnten die riesigen Naturkräfte, die der Menschheit in den jahraus jahrein über die Ozeane wehenden Winden frei zur Verfügung stehen, auf See gänzlich unbenutzt bleiben? Und dies in einem Zeitalter, in welchem man sonst die Naturkräfte allüberall sich dienstbar zu machen versteht! Weiter ist zu bedenken, daß uns mit dem Verschwinden des Segelschiffes von der Hochsee die Fähigkeit und Möglichkeit unweigerlich verloren geht, ein zähes, in allen

seemännischen Eigenschaften wohl erfahrenes Geschlecht heranzuziehen. Darüber täusche man sich doch nicht, daß die höchst anerkennenswerten Bestrebungen des Schulschiffvereines und des Norddeutschen Lloyd, auf den Schulschiffen Segelschiffsmatrosen und Offiziere heranzuziehen, — bildlich gesprochen — nur einen Tropfen auf einen heißen Stein darstellen und immer nur einem bestimmten, eng umgrenzten Kreise der seefahrenden Bevölkerung zu gute kommen können, kurzum, ein künstliches Auskunftsmittel, ein Notbehelf sind. So wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Hochseeverkehr der Segelschiffe wenigstens im heutigen Umfange immer erhalten bleibe; diejenigen Reedereien, welche, einerlei aus welchen Gründen, einen Stamm tüchtiger Segelschiffe und tüchtiger Segelschiffskapitäne trotz aller Schwierigkeiten der Zeit sich erhalten, dürfen des Dankes ihrer Nation sicher sein.



Bücherschau.

1. **Herder. Sein Leben und Wirken.** Von Richard Bürkner. (Band 45 der Biographien-Sammlung Geisteshelden.) Berlin 1904. Ernst Hofmann u. Ko. Mk. 2,40; geb. Mk. 3,20. 2. **Herders Familienleben von Karl Muthesius.** Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. Mk. 1,25.

Neben der meisterhaften Herderbiographie von Heym und der tiefgründigen Darstellung von Kühnemann ist noch Raum und Bedürfnis genug für eine gedrungenere, volkstümliche Lebensbeschreibung des „sechsten Klassikers". Richard Bürkners Buch füllt diese Lücke aus. Je weniger heutzutage Herders Werke selbst von einer großen Anzahl Gebildeter gekannt werden, desto notwendiger ist ein kundiger Führer, der uns in dem Gedankenland dieses mächtigsten Anregers unserer Literatur zurechtweise. Bürkner hat den gewaltigen Stoff, für dessen Erledigung ihm nur ein knapper Raum zu Gebote stand, in übersichtlicher, klarer, anschaulicher Art dargestellt. Er wird allen Seiten des vielseitigen Mannes gerecht. Meisterhaft weiß er gerade von der Predigtkunst Herders eine lebendige Anschauung zu geben. Mit feinem Takt ist Herders und Frau Karolinens oft so peinliches Verhältnis zu den Großen und Größen Weimars geschildert. Alles in allem: eine genuß- und lehrreiche, ebenso anregende als erbauliche Lektüre.

Der Schilderung des herzinnigen Zusammenlebens des Herderschen Ehepaares mit ihren sieben Kindern ist das nette Büchlein von Muthesius gewidmet. Freilich, was der Verfasser da aus allerlei bekannten Quellen und bisher noch unveröffentlichtem Material über Herder als Gatten und Hausvater liebevoll zusammengestellt hat, ergibt doch nur ein einseitiges Bild dieses häuslichen Glückes. Gewiß, diese Milde und Liebenswürdigkeit des oft als griesgrämig verschrienen Herder ist echt. Aber auch das befriedigende Glück seiner Häuslichkeit verstehen und empfinden wir erst ganz, wenn wir es im Gegensatz zu seiner öffentlichen Wirksamkeit sehen. So, wie er hier im biederen Hauswams allein sich darstellt, erscheint Herder für „Väter und Mütter" familienhaft-rührsam „idealisiert". — Auf alle Fälle geben die mitgeteilten Brieschen der Kinder an den in Italien reisenden Vater und Karolinens mütterlicher „letzter Wille" v. J. 1805 dem Büchlein einen besonderen Wert.

Darmstadt. Karl Berger.



Ernst von Wildenbruchs sechzigster Geburtstag.

Von

Adolf Bartels.

Am 3. Februar hat Ernst von Wildenbruch seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert, und es war kaum eine deutsche Zeitung, die nicht zu oder an diesem Tage des Dichters freundlich gedachte. So war es auch recht: Wenn wir einem unserer lebenden Dichter das schmückende Beiwort des „nationalen" zu verleihen Veranlassung haben, so ist dies Ernst von Wildenbruch, und zwar ist er national in einem engeren und einem weiteren Sinne. Zunächst, Wildenbruch ist der nationale Sprecher unserer Zeit: Immer, wenn ein gutes Wort und ein starker Klang in dichterischer Form nötig sind, dann findet er sie und spricht Tausenden von Deutschen aus dem Herzen. Wir erinnern nur an die Tage, als Bismarck aus seinem Amte schied:

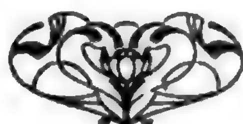
Du gehst von Deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von Dir,
Denn wo Du bist, ist Deutschland;
Du warst, drum wurden wir.

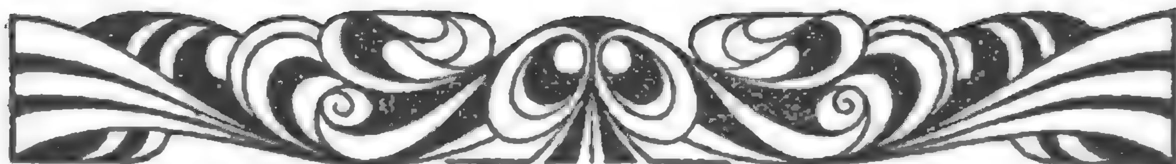
Was wir durch Dich geworden,
Wir wissen's und die Welt.
Was ohne Dich wir bleiben,
Gott sei's anheim gestellt.

Stärker und schlichter war die Empfindung, die damals alle gut deutschen Herzen durchwogte, nicht auszudrücken. Ähnlich hat Wildenbruch noch bei zahlreichen anderen Gelegenheiten den rechten Ton gefunden, auf diesem Gebiete der Nachfolger Emanuel Geibels, des ersten deutschen Reichsherolds. Und man handelt sehr unrecht, wenn man seine Gedichte dieser Art als patriotische Gelegenheitslyrik ohne tieferen ästhetischen Wert abtut — das Patriotische ist ja überhaupt von unseren Ästheticisten, die meistens mit den Sozialdemokraten laufen, in Verruf getan worden, es ist für sie der Komparativ zu dem Superlativ „chauvinistisch" — nein, es will schon etwas bedeuten, im rechten Augenblick das rechte Wort zu finden, und es ist auch rein ästhetisch ein nicht zu unterschätzendes Moment, daß sich der Sprecher der Nation jederzeit findet, würdig hervortritt und mit Beifall gehört wird; eine jede große Nation bedarf eines solchen Sprechers. Die vor den Mächtigen dieser Welt, zu denen ja auch seine Majestät das Volk

gehört, katzbuckelnden Poeten sind eine ganz andere Sorte, und ihre Gedichte klingen ganz anders, aber freilich, die Ohren unserer Ästheticisten sind in dieser Beziehung wenig ausgebildet, oder sie stellen sich dumm.

Nationaler Dichter im weiteren Sinne ist Wildenbruch dann als Dramatiker. Auch dies hat man lange verkannt und ihn zum preußischen Hofpoeten stempeln wollen, aber das ist er nie gewesen, er hat von vornherein eine viel höhere Aufgabe vor sich gesehen. „Die große Zeit der nationalen Einigung", so hat er selber einmal gesagt, „fand auf dem Gebiete der nationalen Literatur nur ein kleines Geschlecht vor. Namentlich auf dem Gebiete des Schauspiels standen wir ganz im Banne des aus Frankreich importierten sogenannten Salondramas; die Vorgeschichte Deutschlands mit ihren Heldengestalten schien gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Diese Lücke drängte es mich auszufüllen, und alle die verschiedenen Schauspiele aus Deutschlands Vergangenheit, die ins Leben zu rufen mir vergönnt war, entstanden aus diesem mächtigen Empfinden." Ganz gewiß, Wildenbruch schuf aus mächtigem nationalen Empfinden heraus, nicht etwa zu patriotischen Zwecken. Es ist eine große, echt dichterische nationale Aufgabe, ein Volk mit seiner Geschichte in tieferem Konnex zu erhalten, die großen Errungenschaften der Väter voll lebendig zu machen, den alten starken Geist aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinzutragen. Wohl prägt sich nationales Wesen auch „unbewußt" im Dichter aus, je größer ein Dichter ist, ein um so höherer Vertreter seines Volkstums ist er ohne weiteres, ohne daß er sich besondere nationale Aufgaben zu stellen, nationale Stoffe zu behandeln brauchte. Dennoch, das letztere setzt den nationalen Dichter keineswegs gleich zum patriotischen, zum in patriotischen Gefühlen machenden und durch sie nur Surrogate für echt künstlerische Wirkungen gebenden Dichter herab, ein nationaler Dichter kann es auch voll bewußt sein, und es kann Zeiten geben, die diese bewußtnationalen Dichter (deren Schaffen im einzelnen darum natürlich nicht etwa berechnet, eben nur als ganzes von nationalem Willen getragen ist) brauchen. Wir Deutschen haben in dem Zeitalter nach 1870, dem Zeitalter Paul Lindaus und Oskar Blumenthals, Sudermanns und selbst Hauptmanns Ernst von Wildenbruch sehr notwendig gebraucht, und wir brauchen ihn noch. Über die Schwächen seiner Dramatik, die sich übrigens keineswegs aus seinem nationalen Streben, die sich aus seinem (doch wieder notwendigen) impulsiven Temperament und seiner Schiller-Schule erklären, darum heute kein Wort, nur ein kräftiges „Heil Wildenbruch!"





Neuere Polarforschungen.

Von

M. Wilhelm Meyer.

I.

Seit Nansen ist die Polarforschung wieder im lebhaftesten Flusse. Sowohl nach dem Nordpol wie der fernen Antarktis sind in den letzten Jahren große Expeditionen ausgerüstet und erfolgreich zurückgekehrt. Es wird deshalb hier interessieren, über die Ziele der modernen Polarforschung und die Erfolge der einzelnen Expeditionen an der Hand vorliegender Werke zu berichten. Vom Nordpolgebiet greifen wir nur die beiden Expeditionen des Herzogs der Abruzzen und des Kapitäns Sverdrup, der bekanntlich die „Fram" bei der Nansenschen Expedition führte, heraus. Die beiden entsprechenden Werke heißen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, Königliche Hoheit: Die „Stella Polare" im Eismeer (Leipzig, Brockhaus, ein Band, 566 Seiten) und Kapitän Otto Sverdrup: Neues Land (Leipzig, Brockhaus, zwei Bände, 576 und 542 Seiten).

Jene beiden Expeditionen verfolgten ganz verschiedene Ziele. Der italienische Forschungsreisende von königlichem Geblüt wollte in erster Linie sein Vaterland würdig in die Reihe der Nationen stellen, die der Geschichte der Polarforschung ein hervorragendes Blatt hinzugefügt haben; sein höchster Ehrgeiz war es, den bisherigen Rekord in der Annäherung an den geographischen Punkt des Pols zu überholen und, wenn möglich die italienische Flagge am Ende der Erdachse selbst einzupflanzen. Es war die erste italienische Polarexpedition, die der junge 26jährige Fürst leitete, der sich in der Überwindung großer Strapazen und schwieriger Eisverhältnisse bereits durch die Ersteigung des Mont Elias und anderer Bergriesen in Alaska hervorgetan hatte.

Die Expedition des Herzogs der Abruzzen hat bekanntlich den Rekord Nansens wirklich geschlagen und die italienische Nation steht deshalb gegenwärtig in dieser Hinsicht an der Spitze aller übrigen. Nansen erreichte am 7. April 1895 seine nördlichste Breite unter 86° 12′; er hatte seinerseits die bisher höchsterreichte Breite (Lockwood an der grönländischen

Küste bei 83° 24′) um beinahe 3° überholt. Die italienische Expedition überholte dagegen Nansen bereits fünf Jahre später um 22′ oder etwa 40 Kilometer, eine recht geringe Strecke. Hören wir, welche unendlichen Schwierigkeiten zu überwinden waren und welcher eisernen Ausdauer es bedurfte, um diesen Sieg über den berühmten Norweger zu erringen, der auch seinen Triumph eigentlich nur einer Tollkühnheit verdankte.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal die im allgemeinen solchem Vorhaben anhaftenden Schwierigkeiten.

Das Gebiet um den Nordpol ist von einem Meere überdeckt, in welches sich Landmassen über den 80. Breitegrad nur an drei Stellen hinausschieben, nämlich Spitzbergen, Franz-Josef-Land und Grönland. Die erste Inselgruppe reicht nicht weit über jenen 80. Breitegrad hinaus, Franz-Josef-Land bis gegen 82°, und Grönland bis gegen 84°. Nördlich von diesen Ländern ist das Meer während des ganzen Jahres von Eis eingenommen. Mit einem Schiff kann man deshalb höchstens bis zu diesen Landgebieten gelangen, wenn man Nansens Wagnis nicht noch einmal wiederholen wollte, das Schiff vom Eise einschließen und darin treiben zu lassen, wohin es die ungeheuren Mächte belieben, die in dieser Eishaube des Erdplaneten arbeiten und sie in unwiderstehlichem Zuge von Osten nach Westen weiter drängen. Von dem nördlichsten Punkte, den das Schiff noch erreichen kann, muß man nun notwendig zu Fuß über das Eis hinweg den Eroberungszug fortsetzen. Angenommen nun, das Schiff wurde schon irgendwo auf dem 80. Breitegrade vom Eise festgehalten, womit immer zu rechnen ist, so hat man bis zum Pol noch rund 1100 Kilometer, und ebensoviel zurück. Unter normalen Umständen könnte ein Fußgänger, der 30 Kilometer täglich zurücklegt, diese Wanderung in einigen siebzig Tagen ausführen. Aber normale Verhältnisse herrschen eben dort oben nie. Nur in ganz seltenen Fällen sind Tagemärsche von 30 Kilometer erreicht. Nansen machte nur durchschnittlich 10 Kilometer. Nun geht die Reisezeit dort kaum über drei höchstens vier Monate. In den eigentlichen Wintermonaten herrscht beständige Nacht, bei der man nicht wandern kann. Vor Februar ist deshalb nicht zu beginnen. Im Mai aber wird das Eis weich, es entstehen Risse und schließlich löst sich die Eisdecke in einzelne Schollen auf, wenigstens in den niederen Breiten, die man dann bei der Rückkehr wieder erreicht, so daß die Reisenden mit neuen Schwierigkeiten und Gefahren umringt werden, die den vielleicht triumphierend Zurückkehrenden schließlich noch kurz vor der Erfüllung ihrer Aufgabe den Untergang bereiten. Im ganzen Sommer ist deshalb an solchen „Ausflug nach dem Pol“ gar nicht zu denken. Will man also

den Pol wirklich erreichen, so muß man zunächst einmal vom Sommer, in welchem man allein mit dem Schiff am weitesten vordringen kann, warten bis zum kommenden Februar, dem kältesten Monat und dann täglich mindestens 18 Kilometer vier Monate lang zurücklegen. Während dieser mehr als hundert Tage hat man sich zu verproviantieren. Ein Mensch gebraucht unter den betreffenden Bedingungen etwa 1,3 Kilogramm Lebensmittel am Tage, in hundert Tagen also 130 Kilogramm. Die kann er selbst natürlich auf dem Marsche nicht tragen. Man nimmt Schlitten und läßt sie von Hunden ziehen. Die Hunde wollen auch Nahrung haben und erhöhen dadurch um mehr als das doppelte die Last, welche von ihnen zu transportieren ist, denn es gehören sechs Hunde zu jedem Schlitten, der für eine so lange Tour alles Nötige für nur einen Menschen enthält. Man hilft sich damit, daß man die Hunde im Laufe der Fahrt mit ihren eigenen geschlachteten Kameraden füttert, da man ja, jemehr Proviant verzehrt worden ist, desto weniger Ziehhunde gebraucht. Schließlich, wenn es gar nicht mehr anders geht, ißt man selbst die Hunde auf. Man sieht, daß geradezu das ganze Gelingen einer solchen Expedition von der Geeignetheit der Hunde abhängt, die den Proviant ziehen müssen mit möglichster Anspruchslosigkeit auf diesen selbst. Die Eroberung des Pols ist eine Hundefrage. Wenn unter den Hunden eine Krankheit ausbricht, die eine beträchtliche Anzahl von ihnen eingehen läßt, so ist die Expedition unrettbar verloren.

Wie löste nun der Herzog der Abruzzen diese Schwierigkeiten?

Er wählte zunächst den Weg über Franz Josef-Land, jenem bekanntlich von der österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition unter Payer und Weyprecht 1872—74 entdeckten Inselkomplexe, der auch bei verschiedenen späteren Expeditionen eine Rolle gespielt hat und über welche auch Nansen auf seiner Schlittenreise mit Johannsen von seinem Vorstoß nach dem Pol zurückkehrte. Die Schiffe, welche bisher die Expeditionen dorthin brachten, blieben immer an der südlichsten Spitze liegen, dem Kap Flora, unter etwa 79° 55′. Von dort wurden dann die Schlittenreisen oder Bootsfahrten über die vielgliedrige Inselgruppe hin unternommen. Die Kanäle zwischen den Inseln zeigten sich stets zu sehr vom Eis besetzt, um ein größeres Schiff hindurch führen zu können. Die italienische Expedition aber hatte mehr Glück als ihre Vorgänger, denn die „Stella Polare", welche am 12. Juli 1899 von Archangel abfuhr, erreichte ohne Schwierigkeiten am 8. August den nördlichsten Punkt der Gruppe, Kap Fligely auf Kronprinz Rudolf-Land, jenen Punkt, auf welchem Payer nach einer langen beschwerlichen Schlittenexpedition umkehren mußte.

Payer hatte den Punkt zu 82° 5′ bestimmt und es war der nördlichste, welcher bis vor der österreichischen Expedition überhaupt erreicht worden war. Die Italiener, welche übrigens die Lage dieses äußersten Landvorsprungs nur zu 81° 51′ bestimmten, kamen dort auf einem großen, bequem eingerichteten Schiffe an. Man suchte nun hier in der Nähe in der Teplitz-Bai einen Winterhafen auf und richtete sich auf dem Lande „häuslich ein". Sommer und Herbst wurden zu Forschungsreisen über die Inselgruppe hin verwendet. Über diese Forschungen und die mancherlei interessanten sonstigen Erlebnisse der Expedition muß hier hinweggegangen und auf das lebendig geschriebene durch eine große Menge vortrefflicher, mit künstlerischem Blick aufgefaßten Aufnahmen geschmückte Werk selbst verwiesen werden.

Es kam die lange Nacht, und die Vorbereitungen zu der großen Schlittenreise nach dem Pol mußten getroffen werden. Einen großen Vorsprung hatte man durch das glückliche Vordringen des Schiffes bis gegen 82° gewonnen. Um mehr als 400 Kilometer war dadurch der Weg, hin und zurück gerechnet, abgekürzt. Es blieben bis zum Pol noch etwa 900 Kilometer. Man hoffte sie in 90—100 Tagen erledigen zu können, wenn man folgende für diese Expedition neue Einteilung traf. Es sollten 12 Personen mit 12 Schlitten und ca. 100 Hunden aufbrechen, davon sollten aber 4 Teilnehmer schon nach 12 Tagen, vier weitere 24 Tage später umkehren und nur die vier letzten den Pol zu erreichen suchen. Dadurch wurde diesen der Transport des Proviants erleichtert, sie konnten schneller vorwärts kommen. Am 21. Februar brach die Expedition bei einer Temperatur von — 35° auf. Der fürstliche Unternehmer konnte sich zu seinem eigenen größten Bedauern daran nicht beteiligen, da er sich zwei Finger seiner linken Hand erfroren hatte, die abgenommen werden mußten. An solcher Fahrt, die unter allen Umständen die äußersten Anstrengungen erfordert, durften, sollte nicht aller Erfolg dadurch in Frage gestellt werden, nur Personen teilnehmen, deren Gesundheit außer allem Zweifel stand. Schon am nächstfolgenden Tage aber kehrte die ganze Expedition zurück, von einem fürchterlichen Schneesturm, bei welchem die Temperatur unter — 50° sank, und anderm Ungemach, gezwungen. Auch war gleich nach den ersten Erfahrungen noch manches an der Ausrüstung zu verbessern. Erst am 11. März trat man nun die Reise endgültig an, mit 13 Schlitten und 102 Hunden. Man nahm für die dritte Gruppe jetzt nur noch für 72 Tage Lebensmittel mit, denn mehr Zeit blieb eben aus früher angegebenen Gründen nicht. Damit nun noch den Pol zu erreichen, wurde von vornherein recht unwahrscheinlich; es hätten täglich 25 Kilometer zurückgelegt werden müssen.

Mit über 3000 Kilogramm Gepäck machten sich die kühnen Männer abermals auf den Weg zu jenem geographischen Punkte, der eine noch geheimnisvollere Macht auf wagemutige Menschen übt, wie der magnetische Pol auf die Kompaßnadel, und auf dem man doch ganz sicher nichts anderes als dieselbe Eiswüste finden würde, die man in endloser Wanderung zu ihm hin vor sich sieht. Gleich zu Anfang hatten die Männer mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen. In der Nähe des Landes sind die Eiswälle, welche durch das Zusammenpressen der im Sommer lose gewordenen und sich gegen das Land drängenden Schollen entstehen, wie krystallene Mauern eines gewaltigen Bollwerkes, für die Schlitten schwer zu überwinden. Dann blieb auch die Temperatur fast beständig um — 50° herum. Es ging sehr langsam vorwärts. Am 23. März befand man sich auf 82½° und hatte durchschnittlich nicht mehr als 5 Kilometer täglich gemacht. Hier kehrte planmäßig die erste Gruppe um. Sie kam nicht wieder zurück. Über ihr Schicksal ist nicht die geringste Andeutung vorhanden. Drei Menschenleben forderte das allzukühne Unternehmen; es waren Graf Querini als Leiter, der schweizerische Führer Ollier und der Norweger Stökken. Am 31. März kehrte auch die zweite Gruppe bei 83° 16′ um. Man hatte bis hierher nur 7 Kilometer täglich machen können. Nur vier Männer, mit Korvettenkapitän Cagni als Führer, blieben auf der endlosen Eisfläche zurück, und wagten es weiter ins Unbekannte vorzudringen, weiter sich von jeder Möglichkeit einer Hilfe zu entfernen. Mit unsäglichen Mühen erreichten sie am 25. April jene höchste Breite von 86° 34′, und wußten sich nun die bisher am weitesten gegen den Pol vorgedrungenen Menschen. Weiter aber wagten sich die Männer nun nicht mehr polwärts. Sie hatten eine durchschnittliche Tagesleistung von 12,5 Kilometern aufzuweisen. Bei gleichem Tempo für den Rückmarsch konnten sie erst Anfang Juni zurückkehren, wo schon recht bedenkliche Eisverhältnisse vorauszusetzen waren. Auch blieb nicht genug Proviant bei weiterem Vordringen. Man hatte schon die Rationen einschränken müssen.

Der Rückmarsch gestaltete sich nun zu einem ganz fürchterlichen Kampf mit dem treibenden Eise. Man erkannte mit Schrecken, daß eine gewaltige allgemeine Eisdrift nach Westen hin eintrat. Durch sie wurden die Unglücklichen mehr und mehr von ihrem Wege abgedrängt; der Boden eilte unter ihren Füßen fort. Am 23. Mai waren sie wohl wieder auf 82° zurückgekehrt, aber weit westlich vom Kronprinz-Rudolfland und die längst aufgebrochenen Schollen gestatteten den in beständiger Lebensgefahr mit ihnen Kämpfenden keinen entsprechenden östlichen Kurs zu nehmen. Sie wußten, daß sie nach Süden hin an dem bergenden Hafen, wo das

Schiff lag, vorbeigekommen waren und konnten ihn doch nicht erreichen. Es entstand ein verzweifeltes Ringen mit dem Eise, die Unglücklichen mußten fast beständig in eisigem Wasser waten und waren in beständiger Gefahr, unter dem brechenden Eise zu versinken. Man mag es sich vorstellen, wie entmutigend es war, wenn man nach fast übermenschlichen Anstrengungen immer nur sah, wie man sich mehr und mehr vom Ziel entfernte. Dabei ging der Proviant zur Neige. Man mußte hungern. Man begann die Hundekuchen zu essen. Erst am 23. Juni, einen Monat später, als man die Rückkehr erhofft hatte, selbst unter der Voraussetzung, daß der Pol erreicht worden war, kamen die kühnen Männer wohl gesund, aber auf das äußerste erschöpft und ausgehungert, und eigentlich nur gerettet durch eine ganze Reihe von wunderbaren Zufällen, wieder nach der Taglitzbai zu ihren von bangen Sorgen um sie erfüllten Gefährten zurück. Am 5. September 1900 traf die „Stella Polare" in Tromsö ein.

Die Erfahrungen dieser denkwürdigen Expedition haben das sehr wichtige Resultat zutage gefördert, daß man tatsächlich die Unmöglichkeit, den Pol auf die angewandte Weise zu erreichen, einsehen mußte, wodurch in der Folge weitere Anstrengungen in dieser Richtung hoffentlich vermieden werden. Die Durchschnittsleistung der Tagemärsche ging kaum über 10 Kilometer und in der günstigsten Zeit erreichte sie 18 Kilometer. Die Zahl der in gerader Linie in den 104 Tagen der Schlittenreise zurückgelegten Kilometer beträgt 1204. Man blieb noch etwa 380 Kilometer vom Pol entfernt. Hin und zurück kommen also noch 760 Kilometer hinzu, zu denen bei gleicher Durchschnittsleistung noch 70 Tage erforderlich gewesen wären, während die schon verwendete Zeit von über hundert Tagen die höchste war, die die oben geschilderten klimatischen Verhältnisse noch gestatten. Da einerseits der Nansensche Schlittenvorstoß mit nur zwei Personen, und andererseits auch diese im größten Stile angelegte Expedition des Herzogs der Abruzzen — die Erringung dieses Vorsprungs von 22′ gegen Nansen kosteten dem wagemutigen Fürsten über 700000 Mark — mißglückten, so muß man wohl *diesen* Weg zum Pol ein für allemal aufgeben.

Der herzogliche Polarfahrer meint in seinem Werke, daß es vielleicht doch noch von Grönland aus gelingen könnte, wenn auch nicht den Pol selbst zu erreichen, so doch sich ihm noch beträchtlich weiter zu nähern, als es bisher gelang. Der nördlichste bisher noch nicht erreichte Punkt von Grönland liegt wahrscheinlich bei 84°. Wenn von hier bis zum Nordpol die Eisverhältnisse günstiger sind, wie über Franz-Josefland, wofür mancherlei spricht, so daß man wirklich die 18 Kilometer-Tagemärsche, welche von Cagni unter solchen Bedingungen erzielt wurden,

auf der ganzen Fahrt innehält, so könnte der Eroberungszug von dort aus in einigen 70 Tagen ausgeführt werden.

Zu allen diesen Wenn und Aber kommt hier noch die erste Bedingung, daß man zunächst einmal zu Schiff bis auf jenen 84. Grad gelangt.

Aber gerade hier in Grönland liegen deswegen ganz besondere Schwierigkeiten vor, wie auch die Expedition des Kapitän Sverdrup bewiesen hat. Sverdrup hatte zwar von vornherein nicht die Absicht, den Pol zu erstürmen. Aber er wollte es versuchen, Grönland zu umschiffen und dann von dem nördlichsten Punkte aus einen gelegentlichen Vorstoß nach Norden machen. Sein Schiff war die „Fram“, die ihre Stärke im Kampfe gegen das Eis schon auf Nansens Expedition so vollkommen bewährt hatte. Am 24. Juni 1898 begann man die Fahrt von Christiania aus und längs der Westküste Grönlands hinauf, wo bekanntlich bis zu dem Orte Upernivik auf 72° 48′ noch ein regelmäßiger Schiffsverkehr seitens der dänischen Regierung unterhalten wird. Hier liegt also der nördlichste Punkt, bis wohin das Netz unseres zivilisierten Verkehrs noch reicht. Aber noch weit darüber hinaus trifft man Eskimo-Ansiedlungen. Man hätte also meinen sollen, daß man gerade hier die günstigste Operationsbasis für den Eroberungszug finden müßte. Aber da, wo nach Norden hin die weite Baffinbai, welche Grönland von dem nordamerikanischen Archipel trennt, als Smithsund sich plötzlich unter etwa 78° stark verengt, werden die Eisverhältnisse so schwierige, daß sie dem weiteren Vordringen eines Schiffes noch jedesmal unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt haben. Hier in diesen Gebieten vollzogen sich die furchtbaren Schicksale der Expeditionen von Franklin und Greely. Auch der „Fram“ wurde hier ein Halt geboten. Sie mußte gleich im ersten Winter unter etwa 78° 47′ auf der Westseite des Smithsundes vom Eise eingeschlossen liegen bleiben. Als sie im nächsten Sommer der Gefangenschaft entkam, gelang es ihr auch nicht, weiter nach Norden vorzudringen. Man entschloß sich, den Plan der Umschiffung Grönlands ganz aufzugeben und dafür die westlich vom Smithsunde gelegenen noch fast gänzlich unbekannten Landgebiete eingehend zu erforschen. Die folgenden drei Winter blieb deshalb die Fram noch südlicher als im ersten, zwischen 76° und 77°, nördlich vom Jonessunde, der sich von der Baffinbai in genau westlicher Richtung in den arktischen Archipel erstreckt. Von hier aus wurden nun ausgedehnte Schlittenreisen zu Land und auf dem Meereise unternommen, deren nördlichster Punkt nicht über 81° 40′ hinausging. Er liegt an der äußersten Westecke des Grandlandes und wurde von Sverdrup Lands Lokh genannt.

Eine Rekordleistung hat also die Sverdrupsche Expedition nicht aufzuweisen, was ja auch nicht ihre Absicht war, deshalb machte sie auch keine sensationelle Wirkung in der Welt, als sie nach vierjähriger Abwesenheit im Sommer 1902 glücklich wieder zurückkehrte. Und doch hat sie für die Wissenschaft wesentlich mehr geleistet, als die italienische Expedition und darf Anspruch auf ein ungemein viel größeres allgemeines Interesse erheben. Die Ergebnisse der neuen Framfahrt sind bedeutend vielseitiger, und das Buch von Sverdrup liest sich deshalb viel interessanter als das des fürstlichen Forschungsreisenden. Auf jener Parforcetour gegen den Nordpol hin hatte man immer dieselbe öde Natur des Packeises vor Augen, wo keinerlei Leben zu jener Winterzeit herrscht, und nur Gefahren und übermenschliche Anstrengungen ein spannendes und belebendes Element in die Schilderung bringen, die in dem ganzen Buche von tiefem Ernst durchdrungen ist.

Ganz anders die Sverdrupschen Schilderungen. Obgleich auch er mit seinen Begleitern manchen harten Kampf mit den Unbilden der arktischen Natur zu bestehen hatte, so erscheint doch alles in den Erzählungen des berühmten Nordpolfahrers, der nun sieben arktische Winter durchlebt hat, als sei es eine wahre Vergnügungsfahrt gewesen. Beide starken Bände sind erfüllt von den interessantesten Jagdgeschichten, denn man fand das Land oft geradezu reich an Wild der verschiedensten Art besetzt: Eisbären, Wölfe, Füchse, Hasen, Rentiere, Polarochsen, dazu Robben und Walrosse. Überall werden die Gewohnheiten der Tiere und die Art, wie auf sie Jagd zu machen ist, in lebendiger, meist humorvoller Weise geschildert. Namentlich wird viel von hier in großen Herden vorhandenen Polarochsen (Moschusochsen) und ihrer ganz eigentümlichen Verteidigungsart erzählt. Die außerordentlich kräftigen, recht unheimlich aussehenden Tiere bilden beim Herannahen einer ihnen bekannten Gefahr (ein Mensch mit einer Flinte gilt bei ihnen noch nicht als eine solche, sie schauen ihn neugierig an und bleiben ruhig stehen, wenn ein Schuß an ihnen vorbei geht) ein regelrechtes Karree mit den Weibchen und Jungen in der Mitte. Sprengt nun zum Beispiel ein Rudel Hunde heran, so verläßt immer nur ein Ochse das Karree, um möglichst einen Hund aufzuspießen, kehrt dann aber schnell zurück, worauf sofort der nebenstehende Ochse seinen Ausfall macht und so ringsherum. Auf diese Art sind die Tiere unter allen Umständen andern Tieren gegenüber unüberwindlich. Aber sie lassen sich einer nach dem andern niederknallen, ohne ihr Karree zu verlassen.

Dann wieder werden die Sitten der Eskimos geschildert, von denen man auch im Winterquartier der „Fram“ gelegentlich Besuch erhielt. Einer von ihnen hatte schon häufig als Führer mit Polarreisenden (Peary) zu tun gehabt

und war ein „gebildeter" Mann geworden, der wußte, was sich schickt. Als er von weiter Schlittenreise kommend eingeladen wurde die „Fram" zu besuchen, zog er erst draußen bei — 40° seine Reisekleider aus, daß er splitternackend dastand, und holte seine feinen Kleider vom Schlitten, um sie anzuziehen. Diese Eskimos sind ein ganz eigenartiges Völkchen. Zum äußersten treuherzig und naiv (man weiß nichts von Handgreiflichkeiten oder gar Mord), aber dabei keineswegs dumm oder phlegmatisch, sind sie doch in gewissen Stücken, vielleicht getrieben durch die Strenge der sie umgebenden Natur, etwas sehr radikal. Sterbende oder Altersschwache werden, auch wenn es die eigenen Eltern sind, mit Steinen beschwert, einfach ins Meer geworfen.

Auch Besuche von Ihresgleichen konnten die Framleute empfangen und erwidern. Der amerikanische Polarforscher Peary, dessen Gebiet schon seit Jahrzehnten Grönland ist, befand sich mit seinem Schiff „Windward" nicht weit nördlich von dem ersten Winterquartier der „Fram", wie Sverdrup von den Eskimos erfahren hatte; man suchte die amerikanische Expedition mit einer Schlittenpartie auf. Kurz, es war eine gar lustige Fahrt. Von dem unverwüstlichen Humor, der das ganz treffliche Buch würzt, und oft auch über bedenkliche Situationen hinweghalf, mag hier eine Probe gegeben werden. Einer der Teilnehmer, Olsen, hatte sich den Arm ausgekugelt. Der Arzt der Expedition aber war gestorben. Ohne Narkose wagte man die Einrenkung nicht vorzunehmen, die Schmerzen waren zu groß. Noch weniger aber wollte man mit Chloroform herumpfuschen.

„Ich wählte den Ausweg," so schreibt Sverdrup, „den Mann in einen gehörigen Rausch zu versetzen. Dessen Wirkungen waren übersehbarer."

„Erst versuchten wir es mit Naphta; aber das ging nicht. Es schmeckte ihm so schlecht, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihm mehr davon aufzunötigen. Nein; da hatten wir andere Sachen, die bedeutend besser schmeckten."

„Ich verbündete mich mit dem Schnapsteufel, ließ eine Flasche recht feinen Kognak holen und schenkte ihm ein Glas nach dem andern ein ..."

Es dauerte auch gar nicht lange, so schien sich Olsen selbst ganz köstlich über diese Geschichte zu amüsieren; er fand, dies sei das Lustigste, was er je erlebt habe!"

„Als er sich etwa eine halbe Flasche Kognak einverleibt hatte, fanden wir, jetzt müsse er reif für die Operation sein. Wir legten ihn auf eine Kiste, und die Gliederzieher begannen zu arbeiten. Doch nein! Es ging nicht!"

„Halb bewußtlos, wie er war, ließ sich Olsen alles ruhig gefallen und fand sich völlig darein, daß nun Fosheim und ich mit ihm zu experimentieren begannen. Zu unserer Überraschung gelang schon unser erster Versuch ..."

„Es war ein geradezu rührender Anblick, wie Olsens ganzes Gesicht strahlte, als er nach erfolgreicher Kur (nach ausgeschlafenem Rausch) mit dem Arm in der Binde umherging . . ."

„War Olsen froh, so waren wir Quacksalber es nicht weniger und wir waren stolz obendrein. Hatten wir doch eine funkelnagelneue arktische Chirurgie mit dem Schnapsteufel selbst als Assistenten erfunden. Doch so ist es stets; das Geniale ist einfach, und Böses muß mit Bösem vertrieben werden."

Auch sehr ernste Abenteuer waren zu erzählen, so geriet einmal das Schiff in Brand und war auf ein Haar gänzlich verloren gewesen. Dann wieder wird in ergreifender Weise das Schicksal der Greely-Expedition erzählt, deren letzte Lagerstätte unweit des ersten Winterquartiers der „Fram" lag. Kurz, das schöne Werk ist erfüllt von interessantesten Dingen.

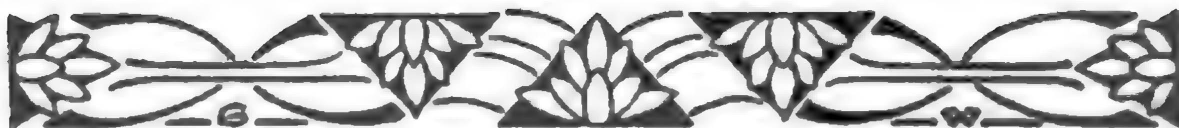
Natürlich hat auch die Wissenschaft im Rahmen der Expedition ihren würdigen Platz und viel Bereicherung gefunden. Ein bisher unbekanntes Landgebiet von dreihunderttausend Quadratkilometern wurden durchforscht und mappiert, und wichtige geologische Aufschlüsse gewonnen. So fand man in den Devonschichten dieser hohen Breiten Abdrücke von Farnkraut; also selbst vor der Steinkohlenzeit und dann noch weit über diese hinaus herrschten hier mindestens subtropische Verhältnisse. Als ein wichtiges negatives Resultat verdient angeführt zu werden, daß man in den von Eis freien Gebieten (das Land zeigte sich hier meist nicht von einer Inlandeisdecke überlagert, wie Grönland) Spuren ehemaliger Vergletscherungen nicht gefunden hat. Die großen Eiszeiten haben hier keine Spuren zurückgelassen, wie sonst fast über die ganze Erde bis selbst zum Äquator hin.

Wie das ganze Werk, so sind auch seine Illustrationen vielseitig interessant: Typen der Eskimos, Jagdbilder, Tierstudien, großartige Gebirgslandschaften wechseln mit den endlosen Eis- und Schneefeldern ab, die nur belebt von der Schlittenkaravane oder dem Zeltlager, das Werk der italienischen Expedition naturgemäß zum großen Teil erfüllen.

Fassen wir die Resultate der beiden Polarfahrten zusammen, so müssen wir sagen, daß wohl noch viel Interessantes in den Landgebieten des Polarkreises zu erforschen ist, daß aber das weitere Vordringen nach dem Pol selbst mindestens zwecklos und höchstens als tollkühne Sportsleistung anzusehen ist.

Das Interesse der Erderforschung ist vielmehr dem Südpol zugewandt, dem wir einen nächsten Artikel zu widmen gedenken.





Innere Kolonisation.

Von

Hermann Borchert.

Während in den ersten sieben Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die östlichen Provinzen der Monarchie stärker an Bevölkerung zunahmen als die westlichen, hat seit etwa einem Menschenalter das Wachstum der Ostprovinzen, insbesondere Pommerns, aufgehört. Die Ursache liegt nicht in der Verminderung der Zahl der Geburten, sondern in der starken Aus- und Abwanderung.

Am 1. Januar 1896 hatte Pommern, dessen Verhältnissen dieser Aufsatz im besonderen gewidmet ist, 1 576 138 Einwohner, der Geburtenüberschuß bis Ende des Jahres 1900 betrug 115 778, Ende 1900 hätten demnach 1 691 916 Personen vorhanden sein müssen. Es waren aber nur 1 636 968, mithin fehlten 54 948 Menschen.

Die Provinz hat jährlich rund 11 000 Einwohner verloren. In der Zeit der stärksten überseeischen Auswanderung stellte Pommern zu dieser ein erhebliches Kontingent. Noch immer ist die Auswanderung verhältnismäßig groß. Während das Deutsche Reich in den Jahren 1901 und 1902 von je 100 000 Einwohnern 39 und 56 an das Ausland abgab, entfallen in jenen Jahren auf 100,000 Pommern 58 und 74 überseeische Auswanderer. Der Hauptstrom der Abwanderer ergießt sich aber nach Berlin und in das rheinisch-westfälische Industriegebiet.

Nach dem Statistischen Jahrbuch für den Preußischen Staat von 1903 betrug die Abnahme der Bevölkerung durch Wanderungen in den Jahren 1896—1900 in den Regierungsbezirken Stettin 0,93, Köslin 6,31, Stralsund 4,96 vom Hundert der mittleren Bevölkerung. Dagegen betrug die Zunahme im Stadtkreis Berlin 7,11, Regierungsbezirk Potsdam (der die Berliner Vororte mit umfaßt) 9,25, Regierungsbezirk Münster 7,09, Regierungsbezirk Arnsberg 8,07, Regierungsbezirk Düsseldorf 7,32, Regierungsbezirk Köln 4,17, Preußischen Staat 0,13 vom Hundert.

Die größeren pommerschen Städte, namentlich die Provinzialhauptstadt, nehmen zu. Der Verlust des platten Landes ist also noch größer, als dies in der Statistik zum Ausdruck kommt.

Die Landflucht grassiert unter Großgrundbesitzern und Landarbeitern. Die einen suchen und zwar oft lange vergebens ihre Besitzungen zu verkaufen. Die anderen wandern, weil sie sich nicht ansässig machen können.

Unzureichende Preise für die Bodenprodukte, infolge des Wettbewerbs des ausländischen Getreides, das infolge billiger Frachten den Markt überschwemmt, Mangel an Betriebskapital für die bei moderner Wirtschaftsweise vielfach zu großen Betriebe und vor allem dauernd stärker werdender Mangel an zuverlässigen Arbeitern, insbesondere an Gesinde, treiben einen großen Teil der Besitzer zum Verkauf ihrer Güter. Ein Blick in die landwirtschaftlichen Anzeige-Blätter zeigt, wieviele Güter ausgeboten werden. Von zuverlässigen Herren wird behauptet, daß in einzelnen Kreisen jedes Gut zum Kauf ausgeboten werde. Größer als bei den Besitzern ist aber die Landflucht noch bei der Masse der Landarbeiter. Professor Gerlach berechnet,[1]) daß bereits in den Jahren von 1885 bis 1895 etwa $^1/_6$ bis $^1/_5$ der Landarbeiter aus den vier östlichen Provinzen abwanderten. Tatsächlich war der Verlust von Landarbeitern schon damals noch größer, als dies durch die Zahlen der Statistik zur Erscheinung kam. Die amtliche Publikation (Stat. d. D. R. N. F. III S. 147) sagt schon vor einigen Jahren über die Änderung in der Altersgliederung seit 1882 im Reiche: „Absolut haben die Selbständigen bei der Landwirtschaft und Handel in allen Kategorien zugenommen. . . . für die Angestellten und Arbeiter ergibt sich eine Mehrung in jeder Altersklasse für Industrie und Handel. In der Landwirtschaft gilt dies nur für die Arbeiter unter 20 und über 70 Jahren und durchweg für die Angestellten, sonst sind dagegen die landwirtschaftlichen Arbeiter weniger geworden“.

In den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse weiter verschlechtert. Da in der Zeit vom 1. Januar 1896 bis Ende 1900 bei einem Geburtenüberschuß von 115778 Köpfen 54948 abwanderten, so bedeutet das einen Verlust von 47 $^1/_2$ %, also fast der Hälfte des Geburtenüberschusses.

Die Zahl der einheimischen Arbeiter ist also trotz der stärkeren Arbeitsgelegenheit, die der intensivere Betrieb mit sich gebracht hat, nicht nur erheblich geringer geworden, sondern es sind in der Mehrzahl nur unausgewachsene und invalide Landarbeiter vorhanden.

Für alle die Abgewanderten haben die Heimatsgemeinden die Ernährungs- und Erziehungskosten aufgewendet. Eine ganze Anzahl

---

[1]) Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1900, Heft 7/8, S. 533.

kehrt, nachdem sie auswärts Schiffbruch gelitten, zurück und fällt der Armenpflege zur Last.

Bei diesem Mangel an brauchbaren heimischen Arbeitern bleibt für die einzelnen größeren Landwirte gar kein anderer Ausweg als die Heranziehung von Ausländern, so lange ihnen die Verhältnise des Auslandes dies noch gestatten. Die Zahl der russischen Sachsengänger ist unheimlich im Wachsen. Nach einer auf russischer Seite vom amtlichen statistischen Komitee in Warschau angestellten Ermittelung betrug sie 1890 etwa 17375, 1903 139694, 1904 gegen 170000.[2]) Es ist nicht abzusehen, wo das hinaus soll, wenn die Steigerung so weiter geht.

Bei der starken Agitation der russischen Landwirte für Erlaß eines Auswanderungsverbotes ist nicht ausgeschlossen, daß diese Hilfsquelle über kurz oder lang verstopft wird. Auch der ungeheure Menschenverbrauch im japanischen Kriege wird wahrscheinlich in Rußland die Neigung zum Erlaß eines Auswanderungsverbotes stärken.

Der Grund für die ungeheure Abwanderung der Landarbeiter kann nicht in den Löhnen liegen. Die sind andauernd gestiegen und im allgemeinen auskömmlich. Auch Vergnügungssucht und Hang zu städtischer Ungebundenheit allein geben kaum ausreichende Erklärung insbesondere nicht für die überseeische Auswanderung, mit der die ganze Bewegung eingesetzt hat und die noch fortdauert. Auch greifen nicht die leichtfertigen, sondern vielfach die tüchtigsten, die etwas erspart haben, zum Wanderstabe.

In der Stadt wird das ersehnte Ideal auch selten genug erreicht. Mancher würde gerne daheim bleiben, wenn er wüßte, was seiner harrt. Aber Ideale werden ja selten erreicht. Jeder sieht immer nur auf die, denen es geglückt ist, weiter zu kommen. Das ist nicht nur bei Handarbeitern so.

Immerhin wird nicht zu leugnen sein, daß es auf dem platten Lande im östlichen Preußen schwerer ist, zu einer etwas unabhängigen Stellung zu kommen, als in der Stadt.

Am stärksten ist die Auswanderung in den Gegenden, in denen der Großgrundbesitz vorherrscht. Das weist daraufhin, daß die Besitzverteilung und der Mangel an Kleinbesitz mit eine Ursache der Entvölkerung ist. In Pommern ist der Großbesitz besonders stark vertreten Nach der Zählung vom 14. Juni 1895[3]) wurden 58,5% der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche in Betrieben von über 100 ha bewirtschaftet

[2]) Landwirtschaftliche Wochenschrift für Pommern 1904, S. 682.

[3]) Dr. Neumanns, Die Landwirtschaft der Prov. Pommern, Stettin 1904.

gegenüber 32,77% in der ganzen Monarchie. In dem zuletzt an die Krone Preußen gekommenen Regierungsbezirk Stralsund sind es dank der schwedischen Herrschaft über 73%. Dies ist die höchste Prozentzahl, die in der Monarchie überhaupt vorkommt. Im Regierungsbezirk Stettin gehören 53,20%, im Bezirk Köslin 58,50% zu den Betrieben über 100 ha. Im Kreise Franzburg nehmen die bäuerlichen Betriebe nur etwa 10% der Fläche ein

Auch der gebundene Besitz in Pommern ist recht groß. Nach Meitzen (Boden und landw. Verhältnisse d. preuß. St. Bd. V S. 202) sind von den gesamten 2916026 ha ertragsfähiger Liegenschaften der Provinz 940505 ha, also 32,3% gebunden.

Obwohl in dem letzten Vierteljahrhundert eine Anzahl Großbetriebe in Kleinbetriebe aufgelöst und an die Stelle der betreffenden Gutsbezirke Landgemeinden getreten sind, stehen in Pommern immer noch 2459 Gutsbezirken nur 2078 Landgemeinden gegenüber und zwar in den Regierungsbezirken

Stettin	980	Landgemeinden	828	Gutsbezirken,
Köslin	908	„	962	„
Stralsund	190	„	669	„

(Statistisches Jahrbuch 1903).

Wenn nun einerseits größere Besitzer gerne verkaufen wollen, unter Standesgenossen aber schwer Abnehmer finden, wenn andererseits Leute abwandern, weil es an Kleinbesitz, den sie erwerben könnten, fehlt, so liegt es im Interesse aller Beteiligten, daß geeignete größere Güter aufgeteilt werden.

Das Interesse der Landeskultur des Staates, der Nation spricht gleichfalls für angemessene Vergrößerung des Kleinbesitzes.

Schon das Landeskulturedikt vom 14. September 1811 hat auf die große Bedeutung der Vermehrung des Kleinbesitzes hingewiesen. Es sagt:

„Die Vereinzelung gibt den sogenannten kleinen Leuten, den Kätnern, Gärtnern, Häuslern und Tagelöhnern Gelegenheit, ein Eigentum zu erwerben, und solches nach und nach zu vermehren. Die Aussicht hierauf wird diese zahlreiche und nützliche Klasse unserer Untertanen fleißig, ordentlich und sparsam machen, weil sie nur dadurch die Mittel zum Landankauf erhalten können. Viele von ihnen werden sich emporarbeiten und dahin gelangen, sich durch ansehnlichen Landbesitz und Industrie auszuzeichnen. Der Staat erhält also eine neue schätzbare Klasse fleißiger Eigentümer, durch und das Streben, solches zu werden,

gewinnt der Ackerbau mehr Hände, und durch die vorhandenen — infolge der freiwilligen größeren Anstrengung — mehr Arbeit als bisher."

Auch Lagarde wiederholt in seinen deutschen Schriften[1]) immer wieder: „Bieten wir den Wanderlustigen die Möglichkeit, Grundeigentum in der Heimat zu erwerben, so werden wir sie am besten zum Bleiben veranlassen. Bieten wir diese Möglichkeit den sogenannten Armen, so werden wir die Städte entlasten und die Armen zur Anstrengung aller ihrer Kräfte ermuntern."

Zweifellos ist der Kleinbauer vielfach in besserer Lage als der Großgrundbesitzer und der Großbauer. Er besorgt ohne fremde Arbeitskräfte mit der eigenen Familie seine Wirtschaft. Leutenot und Lohnzahlungen kennt er so gut wie gar nicht. Seine Bedürfnisse deckt er größtenteils aus der eigenen Wirtschaft. Er kann sein Vieh selbst pflegen und hat infolgedessen aus diesem Zweige wesentlich höhere Einnahmen als der größere Besitzer. Tatsächlich wird durchweg nach Aufteilung eines Gutes auf derselben Fläche ein ungleich größerer Viehstand gehalten als vordem.

Auf einem gegen 700 ha großen Gute im Kreise Greifswald war z. B. der Viehstand

	im Großbetriebe	im Kleinbetriebe
Pferde	29	69
Kühe	30	206
Jungvieh	31	
Schafe	650	18
Schweine	50	421
Federvieh	150	940
Ziegen	—	12

Auf einem anderen Gute in demselben Kreise, dessen Besitzer mit Recht als ein großer Viehwirt galt, wurden gehalten:

	im Großbetriebe	im Kleinbetriebe
Pferde	36	60
Fohlen	12	—
Kühe	75	165
Jungvieh	30	116
Schafe	800	20
Schweine	90	181
Geflügel	250	627

[1]) Gesamtausgabe letzter Hand. Göttingen 1886. S. 142.

Die Getreideernten pflegen allerdings in den ersten Jahren bei den Kolonisten hinter gut bewirtschafteten Großbetrieben zurückzustehen. Doch werden auch nicht alle Großbetriebe gut bewirtschaftet und ferner wird, insbesondere wenn durch Wanderlehrer, Fortbildungsschulen usw. ausreichende Belehrung geboten wird, auch dieser Vorsprung oft schnell nachgeholt.

Der Hauptvorteil der Mehrung des Kleinbesitzes dürfte aber sozialpolitischer und volkswirtschaftlicher Natur sein. Die jetzt vielfach nomadisierende Arbeiterbevölkerung wird der Heimat wiedergewonnen. Die Zahl der Besitzenden wird größer, was den sichersten Wall gegen die Sozialdemokratie gibt, deren Macht auf dem Lande — wie die letzten Wahlen gezeigt haben — bedenklich im Zunehmen ist. Die Wehrkraft erstarkt mit der zahlreicheren bäuerlichen Bevölkerung. Der verkleinerte Großbesitz findet in der Nachkommenschaft der benachbarten Kleinbauern Arbeitskräfte, so daß endlich der drohenden Slavisierung Deutschlands durch die jetzt unentbehrlichen ausländischen Wanderarbeiter ein Damm entgegengesetzt wird. Die zur Zeit vielfach im Rückgang befindlichen Kleinstädte gewinnen, wie dies z. B. bei Kolberg zweifellos schon zu merken ist, wenn sie mit einem Kranz deutscher Bauerdörfer umgeben werden. Die Verkleinerung der Großbetriebe wird den Besitzern eine intensive Bewirtschaftung vielfach erst ermöglichen. Die Kultivierung zahlreicher im schlechten Zustand befindlicher Flächen (z. B. der vielen Brücher Hinterpommerns) ist nur den Kleinbesitzern möglich, weil sie für den Großbetrieb mit bezahlten Arbeitskräften und infolge der oft weiteren Entfernung von dem Wirtschaftszentrum unrentabel ist.

Die dichtere Bevölkerung bewirkt höhere Preise für die Erzeugnisse des Bodens und damit größere Rentabilität des Landbaus. In der stärkeren Bevölkerung liegt zweifellos einer der Hauptgründe für die im allgemeinen günstigeren Verhältnisse des Westens gegenüber dem Osten. Wir leiden an Blutleere. Daß noch Raum für viele vorhanden ist, zeigt ein kurzer Vergleich.

Einer der fruchtbarsten Kreise der ganzen Monarchie mit starkem Großbesitz, Pyritz, umfaßt 104488 ha und ernährt 43626 Einwohner.*) 2,4 ha geben also nur einer Person Unterhalt.

Der gebirgige Kreis Wittgenstein im südlichen Westfalen gilt für sehr arm, besteht zu über 50% aus Wald, hat wenig Industrie, schlechte Verkehrsmittel. Neben 2 großen Herrschaften, die größtenteils Wald

*) Brauchitsch, Verwaltungsgesetze Bd. II, 15. Aufl.

besitzen, gehört der Boden Kleinbauern. Der Kreis ernährt auf 48742 ha 22480 Einwohner. Es genügen dort also 2,1 ha viel schlechteren Bodens für einen Einwohner. In dem fast auch rein agrarischen Kreise Lippstadt in Westfalen leben 39053 Einwohner, großenteils Kleinbauern, auf 50041 ha, also 1 Einwohner auf 1,28 ha.

Wenn sich die Verhältnisse Pommerns so weiter entwickeln sollten, wie sie bis jetzt im Gange waren, dann wird sich die wirtschaftliche Lage in Stadt und Land gleichmäßig andauernd verschlechtern. Der Großbesitz verliert seine Arbeiter. Die jüngeren Söhne der wenigen Bauern suchen als Gewerbetreibende und Unterbeamte ein Unterkommen, weil Gelegenheit zum Ankauf fehlt. Die Kleinstädte veröden, weil Abnehmer fehlen. Die Großstädte wissen nicht, wo sie mit dem Proletariat hinsollen.

In den letzten Jahren sind neben verschiedenen größeren Bauerhöfen eine Reihe großer Besitzungen aufgeteilt. Nach einer vor kurzem erschienenen Aufstellung sollen in dem letzten Vierteljahrhundert in Pommern etwa 56000 ha aufgeteilt sein. Das ist schon eine erhebliche Fläche. Bei dem starken Angebot von Gütern und der großen Nachfrage nach Kleinbesitz ist es kaum ausreichend. Vor allem sind jedoch die Aufteilungen nicht immer unter Mitwirkung der Behörden und so erfolgt, wie es im allgemeinen und im Interesse der großen und kleinen Besitzer zu wünschen gewesen wär

Unter Aufsicht der Königlichen Generalkommission, der zur Rentengutsbegründung berufenen Behörde, die sich in anerkennenswertester Weise trotz der sehr mangelhaften Gesetzgebung zur Kolonisationsbehörde entwickelt hat, sind in Pommern bis Ende 1903 nur 1445 Rentengüter mit 25027 ha gegründet einschließlich der sogenannten Zukaufsrentengüter. Bei den privaten Parzellierungen ist man vielfach nicht dort vorgegangen, wo es nötig gewesen wäre, sondern dort, wo man auf großen Gewinn hoffte. So ist in dem südwestlichen Teile des Kolberger Kreises Gut neben Gut zerschlagen. In anderen Gegenden, wo der Mangel an Kleinbesitz sich besonders fühlbar machte, ist nichts geschehen. Oft sind Güter aufgeteilt, die besser dem Großbetriebe erhalten geblieben wären. Man hat nicht Rücksicht darauf genommen, ob die Ansiedler auch vorwärts kommen können. Die öffentlich rechtlichen Verhältnisse sind nicht geordnet. Typisch für diese Art der Güterzerschlagung wird alle Zeit das Gebahren Heinrichsdorfs bleiben, das seinerzeit im Abgeordnetenhause durch den Freiherrn von Wangenheim deutlich gekennzeichnet ist.

Die Hoffnungen, die auf die Rentengutsgesetze bei ihrem Erlaß gesetzt wurden, haben sich nicht voll verwirklicht. Nach dem ersten An-

sturm ist die Inanspruchnahme der Generalkommissionen geringer geworden.

Nach der letzten amtlichen summarischen Nachweisung sind von 1891 bis Ende 1903 in der ganzen Monarchie 9923 Rentengüter mit 112549 ha gegründet, wovon aber auch nur 7223 Neuansiedlung sind. Im Jahre 1902 wurden in Preußen nur 311 Rentengüter mit 3645 ha eingerichtet, im Jahre 1903 393 Rentengüter mit 5400 ha, und zwar nur 319 Neuansiedlungen. In Pommern wurden 1902 nur 39 Rentengüter geschaffen und 1903 138 Rentengüter.

Der Generalkommissionspräsident Metz zu Frankfurt a. Oder bezeichnet in seinem Buche über die innere Kolonisation[6]) die Ungeübtheit der Rentengutsausgeber in den schwierigen Kolonisationsgeschäften einerseits und den Mangel an den nötigen Geldmitteln andererseits als die Gründe für die Abnahme der Rentengutsbildungen.

Es ist wirklich nicht zu erwarten, daß ein Großgrundbesitzer sich schnell in die ihm ganz fremde Kolonisationsarbeit hineinfinden soll. Er soll die Käufer gewinnen, Verträge abschließen, die Wirtschaften einrichten, er soll für Wegebauten, Meliorationen, Gebäudeerrichtung Geld beschaffen, das ihm selbst oft schon für Fortsetzung des Großbetriebes fehlt, soll lange warten, bis nach Beendigung der Vermessung und Ausgabe der Rentenbriefe, also nach vielleicht zwei oder mehr Jahren für ihn Geld aufkommt, und soll dabei auch noch das ganze Risiko des Geschäfts tragen. Da verkauft er schon lieber an den ersten besten Güterschlächter, der sich dann wenig um die Behörde und das Vorwärtskommen der Käufer kümmert, der aber regelmäßig auf seine Kosten kommt.

Eine energische systematische Kolonisation wird durch die Generalkommission allein niemals möglich sein, da sie nicht kolonisieren kann, wo sie will, sondern nur dort, wo sie gerufen wird. Der Generalkommissionspräsident Metz empfiehlt a. a. O., es möchten sich in den einzelnen Provinzen gemeinnützige Genossenschaften bilden, die die freie Beweglichkeit des privaten Geschäftsmannes mit der Gewähr für Sicherstellung der sozialpolitischen und nationalen Zwecke der inneren Kolonisation vereinigen.

Das Ziel einer solchen Genossenschaft muß unseres Erachtens sein, dem großen Abwanderungsstrom die Quelle abzugraben, so zahlreiche Dörfer zu schaffen, daß sparsamen, strebsamen Arbeitern in der Heimat, die Möglichkeit gegeben wird, sich aus dem Stande der Tagelöhner heraus-

[6]) Metz, Innere Kolonisation in den Provinzen Brandenburg und Pommern 1891 bis 1901. Erschienen 1902 bei Paul Parey in Berlin.

zuarbeiten, eine Stufenleiter herzustellen vom besitzlosen Tagelöhner über den, der Haus und Garten hat, zum Kleinbauern und von da zum Großbauern und Großgrundbesitzer. In Pommern muß ferner Ziel der Kolonisation sein Zurückdämmung der den Osten der Provinz überflutenden Polen. In den letzten Jahren war die polnische Agitation in den östlichen Kreisen Pommerns außerordentlich lebhaft. Waren doch bei der letzten Reichstagswahl für Bütow und Lauenburg schon polnische Kandidaten aufgestellt. Die polnischen Parzellierungsbanken, deren es bereits eine ganze Anzahl gibt, und auch Privatpersonen bemühen sich, in den Kreisen Lauenburg, Bütow, Rummelsburg und neuerdings auch schon Stolp Grundbesitz zu erwerben und leider nicht ohne Erfolg. Diese polnische Propaganda wird mit bewundernswerter Energie und außerordentlichen Geldmitteln betrieben.

Nur umfangreiche Ansiedlung deutscher Bauern, insbesondere Kleinbauern, die keine fremden Arbeiter gebrauchen, kann einen Wall gegen das Einfluten der national feindlichen Elemente schaffen. Gerade in jenen Ostkreisen gebietet neben dem nationalen Interesse auch die Landeskultur die Aufteilung. In jenen verhältnismäßig armen Gegenden leidet der Großbesitz außerordentlich. Intensiven Körnerbau verbieten die klimatischen und Bodenverhältnisse. Auf Viehzucht gegründete kleinbäuerliche Betriebe gedeihen aber wie zahlreiche Rentengutskolonien deutlich zeigen.

Die vom Generalkommissionspräsidenten Metz gegebene Anregung ist bisher lediglich in Pommern beachtet. Der volkswirtschaftliche Ausschuß der Landwirtschaftskammer, dessen Vorsitzender der Freiherr von Wangenheim ist, der sich mit der Frage der inneren Kolonisation lange beschäftigte, ist der Anregung gefolgt. Er erklärte für notwendig, daß die gewerbsmäßige Parzellierung eingeschränkt und die Kolonisationsarbeit von einer gemeinnützigen Genossenschaft betrieben werde, die nicht Gewinn, sondern die Schaffung lebensfähiger Gemeinden und gesunder Betriebe anstrebe. Im Anschluß an diese auch vom Vorstande der Landwirtschaftskammer angenommenen Vorschläge des volkswirtschaftlichen Ausschusses wurde nach eingehender Beratung über die zu wählende Organisation von einer Anzahl bekannter, auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens tätiger Pommerscher Landwirte zu Beginn des Jahres 1903 die Pommersche Ansiedlungs-Gesellschaft als Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht gegründet, der sich sofort eine große Zahl Pommerscher Großgrundbesitzer, vor allem der Vorsitzende der Pommerschen Landwirtschaftskammer und des Deutschen Landwirtschafts-

rats, Graf von Schwerin-Löwitz, sowie der stellvertretende Kammervorsitzende Freiherr von Wangenheim anschlossen. Die Mitgliederzahl ist bisher erfreulicherweise stetig weiter gewachsen.

Bei der Wichtigkeit der Sache lohnt es sich, über diese neue Organisation und ihre bisherige Arbeit einige Mitteilungen zu machen.

Die Genossenschaft arbeitet unter Aufsicht der Königlichen Generalkommission zu Frankfurt a. O. und der Landwirtschaftskammer der Provinz Pommern.

Bisher hat sie 17 Güter, darunter mehrere Staatsdomänen, mit 7056 ha zur Besiedelung übernommen und bereits bis auf 900 ha an etwa 300 Familien weiter verkauft. Sie kauft die Güter teils fest, teils teilt sie sie für die alten Eigentümer auf. Für ihre Arbeit und ihr Risiko erhält sie regelmäßig nur eine von der Königlichen Generalkommission ihr zugebilligte Gebühr. Bisher waren es durchschnittlich 3,84 % des Gutspreises. Verzinsung der Geschäftsanteile mit mehr als 5 % ist ausgeschlossen. Etwa beim Verkauf sich ergebende Überschüsse kommen nicht der Genossenschaft zu gute, sondern werden der neuen Landgemeinde übereignet.

Obwohl den alten Besitzern angemessene Preise gezahlt, die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse (Gemeinde, Kirche, Schule) ganz nach den Wünschen der Behörden geregelt sind, und zu diesem Zweck sehr erhebliche Summen durch die Verkaufspreise mit aufgebracht werden mußten, konnten die Rentengüter doch regelmäßig noch preiswert und infolge der starken Nachfrage schnell verkauft werden, weil auf Unternehmergewinn verzichtet und die Zwischenwirtschaft billig geführt wurde. Die Zwischenwirtschaft erstreckt sich auf die Zeit von der Übernahme des Großbetriebes bis zur Übergabe an die kleinen Besitzer. Sie ist für das Gedeihen einer Rentengutskolonie von außerordentlicher Wichtigkeit. Es handelt sich darum, den Großbetrieb aufzulösen, die Kleinbetriebe vorzubereiten. Der Acker ist soweit irgend angängig in kleinen Parzellen zu bestellen, sodaß jeder Käufer auf seinem Gute möglichst gleich alle für seine Wirtschaft notwendigen Früchte ernten kann. Für die vielfach fehlende Vorflut ist zu sorgen durch Ausbau der alten, Schaffung neuer Gräben und Drainagen. Die Hauptwege sind in Stand zu setzen, die Bauten sind aufzuführen. Man behauptet, Miquel habe über die hohen Kosten gerade der Zwischenwirtschaft bei der Königlichen Ansiedlungskommission besonders geklagt. Wenn die Behauptung richtig ist, wohl mit Unrecht. Wenn etwas Ordentliches geleistet werden soll, so laufen die Kosten ins Geld. Es ist aber vielleicht zu erwarten, daß eine von Landwirten

geleitete Genossenschaft gerade diesen Teil der Besiedlungsarbeit verhältnismäßig billiger gut leisten kann als eine staatliche Organisation.

Von den zur Besiedlung übernommenen 7056 ha sind 383 ha, also 5,43 % für öffentliche und gemeinnützige Zwecke, zur Ausstattung der Gemeinden, Kirchen und Schulen verwendet. Daneben sind für diese Zwecke regelmäßig große Baraufwendungen gemacht, sodaß hierfür über 400000 Mark verbraucht werden. Für Meliorationen, Wege- und Gräbenanlagen, Bodenverbesserung usw. werden etwa eine halbe Million Mark verwendet. Die Ansiedler stammen zum allergrößten Teile aus der Heimatsprovinz. In einzelnen vorpommerschen Kolonieen sind die Mecklenburger stark vertreten. Hofmeister, Schäfer, Drescher, Tagelöhner bilden den Stamm der Kolonisten. Doch kaufen sich auch Kleinpächter und Bauernsöhne an. Durchschnittlich zahlen die Stellenerwerber ein Viertel des Preises für Boden und Gebäude an. Das Wirtschaftsinventar bringen sie meist mit. Das Restkaufgeld pflegt die Königliche Rentenbank zu übernehmen. Es ist mit $3\frac{1}{2}$ % zu verzinsen und mit $\frac{1}{2}$ % zu amortisieren. Da die Rentenbank ein Freijahr gewährt oder richtiger die Renten des ersten Jahres stundet, um sie später in Raten mit einzuziehen, da ferner die Wirtschaften völlig bestellt und mit dem nötigen Brot- und Futterkorn und den sonst nötigen Vorräten übergeben werden, so haben alle diese Ansiedler einen verhältnismäßig günstigen Wirtschaftsanfang.

Wenn die innere Kolonisation Fortschritte machen und segenbringend wirken soll, dann ist aber auch erforderlich, daß die Ansiedler gut eingesetzt werden. Es ist unbedingt notwendig, daß sie mindestens nicht teurer kaufen, als die Erwerber alter Bauernwirtschaften, für die zum Teil schon bedenklich hohe Preise angelegt werden. Bei den großen Aufwendungen, die erforderlich sind, um die Gemeinde-, Kirchen- und Schulverhältnisse günstig zu ordnen, dürfte es aber nur recht und billig sein, daß der Staat und vielleicht auch die Provinz einen erheblichen Teil dieser Kosten übernimmt. Das ist nicht nur gerechtfertigt, weil die Allgemeinheit an der Mehrung der Bevölkerung ein Interesse hat, sondern auch, weil die Aufwendungen oft genug den früher vorhandenen Bauern und Gütern mit zu gute kommen. Nicht selten liegen die Verhältnisse z. B. so, daß eine Schule mit einem Lehrer und etwa 80 Schulkindern vorhanden ist. Wenn nun durch eine Rentengutsbildung vielleicht 20—30 Schulkinder mehr zu erwarten sind, und deshalb eine neue, den modernen Anforderungen genügende Schule errichtet oder die alte Schule durch Erweiterungsbauten entsprechend umgeändert wird, so ist es unbillig,

daß die ganzen Kosten aus der Rentengutssache, also von den neuen Ansiedlern aufgebracht werden sollen. Die Schulverhältnisse im ganzen Schulverbande werden verbessert; die alte Schulgemeinde und oft auch der bisher zu Zuschüssen verpflichtete Staat sparen Aufwendungen, die sie sonst, wenn nicht sofort, doch in absehbarer Zeit hätten machen müssen. Ferner wenn nach Durchführung eines Rentengutsverfahrens der Gutsbezirk aufgelöst und die neuen Rentengüter einer alten benachbarten Landgemeinde zugelegt werden — wie das öfter geschieht — so bringen die Ansiedler aus dem Rentengutsverfahren meist beträchtliches Vermögen, besonders an Land mit, an dem nun auch die alten Besitzer teilnehmen. Da die meisten Landgemeinden des Ostens vermögenslos sind, so ist ihnen dieser Vermögenszuwachs außerordentlich dienlich und sehr zu gönnen. Hart ist es aber, daß die neuen Besitzer dies Gemeindevermögen haben allein schaffen müssen. Man wird auch von den alten Besitzern kaum fordern können, daß sie in der alten Gemeinde vor der Vereinigung ein entsprechendes Gemeindevermögen aufbringen. Sie werden dazu oft nicht in der Lage sein, und man kann die jetzige Generation nicht zwingen, für die künftigen Gemeindemitglieder zu sorgen, so sehr ein großes Gemeindevermögen auch zu wünschen sein mag.

Hier Abhülfe zu schaffen und für angemessene Ordnung der öffentlichrechtlichen Verhältnisse nicht nur mit Rat, sondern mit energischer Tat zu sorgen, dürfte Sache von Staat und Provinz sein. Es soll nicht verkannt werden, daß in zahlreichen Fällen Beihilfen aus öffentlichen Mitteln gegeben sind. Verhältnismäßig sind die Aufwendungen aber immer noch recht, recht bescheiden. Auch für Wegebauten in den Kolonieen sollten mehr öffentliche Gelder flüssig gemacht werden, denn sie kommen nicht nur der einzelnen Ortschaft zu gute, sondern einem sehr viel weiteren Kreise. Wenn dem Ackerbau mehr und fleißigere Hände gewonnen und die Großstädte von proletarischer Überflutung bewahrt werden können, so darf die Allgemeinheit sich das schon etwas kosten lassen. Auch die Kolonisationsarbeiten der früheren Hohenzollernfürsten erforderten Geld, z. T. viel Geld. Bei Ansetzung der kleinen „Gärtner" in Schlesien hatte der große Friedrich für jede Familie 150 Taler ausgesetzt. In Westpreußen waren für jede Familie 400 Taler vorgesehen, für einzelne wurden aber bis zu 1000 Taler aufgewendet.[7])

Für die Provinz Pommern ebenso wie für Ostpreußen hat neuerdings das Haus der Abgeordneten insgesamt 2 Millionen Mark zur Ver-

[7]) Vgl. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisation. Leipzig 1874.

fügung gestellt, die hoffentlich Herr von Bockelberg richtig als Abschlagszahlung bezeichnet hat, der größere Mittel ständig folgen müssen. Wenn sich das Herrenhaus dem Hause der Abgeordneten anschließt, dann ist die innere Kolonisation insofern wesentlich gefördert, weil mit der spröden Zurückhaltung des Staates endlich gebrochen ist. Dem ersten Schritt werden weitere folgen. Freudig zu begrüßen ist, daß Regierung und Parlament die Frage der inneren Kolonisation provinzweise regeln, daß sie das Vorgehen in den Provinzen fördern, aber nicht staatlicherseits betreiben wollen. Die Verhältnisse der einzelnen Landstriche sind verschieden. Eines schickt sich nicht für alle. Wenn irgendwo, dann darf bei der inneren Kolonisation nicht verallgemeinert werden. Darum empfiehlt es sich, die ganze Arbeit den Provinzen zu überlassen. Die Provinzverwaltungen oder unter ihrer unmittelbaren Aufsicht und ihrem Einfluß arbeitende Genossenschaften sind die geeignetsten Organe. Sie kennen am genauesten die Bedürfnisse ihres Bezirks und werden am besten beurteilen können, wo und wie einzusetzen ist. Sache des Staates würde es sein, die Provinzen, die den Antrag stellen, für die Zwecke der inneren Kolonisation zu dotieren, genau so, wie er sie dotiert hat, damit sie ihren Verpflichtungen bei Wegebauten, Armenlasten und dergl. nachkommen können. Die Provinz würde oft auch Verwendung haben für die sonst vielfach schwer verwertbaren Herrenhäuser und Parkanlagen auf den aufgeteilten Gütern. Sie könnten der Landesversicherungsanstalt als Genesungsheime usw. billig zugewiesen werden, könnten auch sonst zu Krankenhäusern, Irrenanstalten, Waisenhäusern und dergleichen verwendet werden. Dienen doch auch die alten Herrenhäuser auf den Berliner Rieselgütern jetzt ähnlichen Zwecken.

Der Zweck kann — das möchten wir betonen — nicht sein: Bauerngut an Bauerngut vom Rhein bis zur russischen Grenze zu schaffen. Es wäre ein nicht genug zu beklagendes Unglück, wenn unser Großgrundbesitzerstand beseitigt würde. Wir können ihn politisch und sozial gar nicht entbehren, nicht nur, weil er für Beamtenstand und Offizierkorps wertvolles Material liefert, sondern weil er der naturgemäße Führer und Lehrer der kleinen Besitzer ist. Die landwirtschaftliche Technik wird immer in dem größeren Besitzer einen eifrigeren und einsichtsvolleren Förderer finden als im kleinen Wirt. Es kommt nicht darauf an, eine Besitzklasse zu schaffen, sondern dafür zu sorgen, daß alle Besitzgrößen vorhanden sind, daß eine soziale Stufenleiter geschaffen wird.

Übrigens ist der Gedanke an ein reines Bauernland für Pommern so kühn, daß er sich niemals verwirklichen wird. Die Provinz hat 2916026 ha

landwirtschaftlich nutzbarer Fläche. Über die Hälfte, also rund 1500000 ha gehören dem Großbesitz. Wenn selbst ein Menschenalter hindurch jährlich 5000 ha aufgeteilt werden, so sind das erst 150000 ha, also 10 %! Die Sorge ist mithin unnötig. Man möchte fast auch hier denken: *νήπιοι οὐδὲ ἴσασιν ὅσῳ πλέον ἥμισυ παντός.*[*])

Wir wollen zufrieden sein, wenn es gelingt — um mit dem Landeskulturedikt von 1811 zu reden — die schätzbare Klasse fleißiger Eigentümer zu mehren, dem Ackerbau mehr Hände und mehr Arbeit als bisher zu schaffen.

Auf diese große Bedeutung der inneren Kolonisation wies noch jüngst mit beredten Worten im preußischen Landes-Ökonomie-Kollegium der Professor Dr. Sering hin. Nachdem er die Verhältnisse in unseren Ostprovinzen geschildert hatte, führte er etwa folgendes aus:

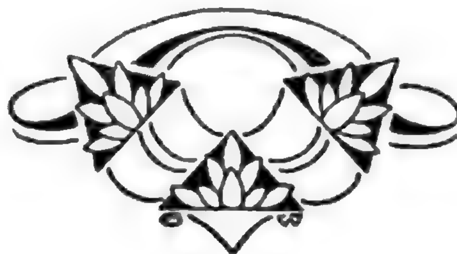
„Wir sind gewohnt, mit einem gewissen Mitleid auf England mit seiner abhängigen Getreideversorgung zu blicken. Aber stehen wir nicht ganz ähnlich? Wir haben es vollkommen in des Nachbars Hände gegeben,

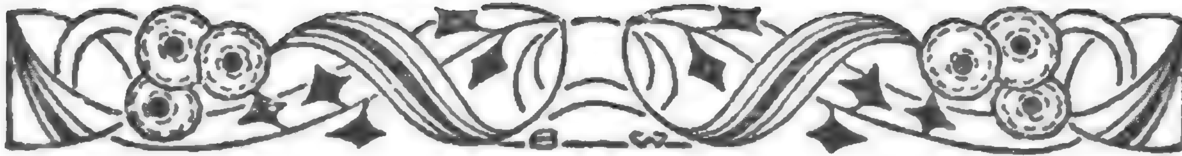
*) Es sei gestattet, einige kurze Mitteilungen über die erste Kolonie der Pommerschen Ansiedlungs Gesellschaft zu machen. Das Rittergut Repzin im Kreise Greifswald liegt 1 Kilometer von der Eisenbahnstation Züssow. In Anklam, Wolgast, Greifswald sind gute Absatzmärkte. Genossenschaftsmolkerei hat Züssow. Zuckerfabriken sind in Anklam und Jarmen. Das Gut umfaßte 614,8887 ha, war auf 3349,43 Taler Grundsteuerreinertrag und 1255 Mark Gebäudenutzungswert eingeschätzt. 89,1029 ha Wald wurden von der Aufteilung ausgeschlossen, um in der waldarmen Gegend den Wald zu erhalten, und an die benachbarte gräflich Bismarckſche Herrschaft Karlsburg verkauft. Von dem Rest entfielen 64,8 ha auf Wiese und 10,5 ha auf bisher wenig ertragreiches Bruchland, das unter Aufwendung von 5200 Mark in Wiese umgewandelt wurde. Der Acker war bereits vor einigen Jahren drainiert und mit wenigen Ausnahmen durchaus rotkleefähig. Von der ganzen Teilungsfläche sind verwendet: zu 39 Rentengütern 483,9158 ha, zur Ausstattung der Gemeinde 20,5520 ha, zur Ausstattung der Schule 2,9320 ha, zu Wegen, einschließlich der öffentlichen 10,8160 ha, zu Gräben 3,5560 ha, gegen bar verkauft 4,0140 ha. Von den ausgewiesenen 39 Rentengütern sind 26 Bauerstellen in Größe von 10—33 ha, 2 Handwerkerstellen in Größe von 3,75 und 7,6 ha, 11 Arbeiterstellen in Größe von je 2 ha. 22 Gehöfte bilden ein geschlossenes Dorf, 17 Gehöfte sind ausgebaut. Die Baukosten betrugen einschließlich Herstellung der Brunnen bei Bauerstellen 5750 bis 13500 Mark, bei Handwerkerstellen 4250 und 8090 Mark. Für eine Arbeiterstelle wurde neu gebaut mit einem Aufwande von 3750 Mark. Bei den übrigen Arbeiterstellen wurden nur Wirtschaftsgebäude für rund je 1000 Mark errichtet. Als Wohnhäuser erhielten sie die alten Tagelöhnerhäuser. Mit den Kosten dieser alten ausgebauten Häuser stellen sich die Gebäudekosten für diese Stellen auf 2000 bis 2700 Mark. Die Belastung beträgt bei den bäuerlichen Stellen 32 bis 52 Mark für das Hektar, bei einem Arbeiter, der unter ¼ des Preises angezahlt hat, steigt sie auf 93 Mark. Der alte Besitzer erhielt für sein Gut 525000 Mark. Der beim Verkauf erzielte Überschuß

auf weiten Flächen unseres vaterländischen Bodens die Ernte verderben zu lassen. Hat doch schon der russisch-japanische Krieg mit seinen verschärften Paßvorschriften sowie das Vorgehen der galizischen Behörden die Zuwanderung sehr schwierig gestaltet. Aber auch in den normalen Zeiten genügt der Ersatz vom Auslande hier nicht, die vorhandenen Lücken auszufüllen. Das Bild zeigt heute auf der einen Seite eine Hypertrophie der Industrie und eine Anämie der Landwirtschaft. Deutschland gleicht einem Athleten mit überstarken Armen, aber sehr schwachen Füßen. Die Kur muß dahin gehen, daß der Mann wieder ohne fremde Hilfe gehen kann. Die Diagnose beweist, daß die Abwanderung gerade die Besitzlosen ergriffen hat, während die kleineren Familien-Wirtschaften unberührt geblieben sind. So kann es kein besseres Mittel geben, um die Fluktuation der Bevölkerung zu verhüten, als die Verleihung von Eigentum, die planmäßige Ansiedlung. Diese wird nicht nur der deutschen Landwirtschaft, sondern auch ebenso der Industrie und dem ganzen Vaterlande zum Segen sein."

---

ist nach Abzug der Regulierungskosten der Königlichen Generalkommission mit 12 Mark für das Hektar und 16000 Mark Besiedlungsgebühren für die Ansiedlungs-Gesellschaft zur Regelung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse verwendet. — Die politische Gemeinde erhielt Ländereien 20,5520 ha im Taxwert von 16335,28 Mark, Gemeindehaus im Taxwert von 1300 Mark, Spritzenhaus im Taxwert von 1200 Mark, in Summa 18835,28 Mark. Zur Ausstattung der Schule sind verwendet: 2,9320 ha Ländereien im Taxwert von 3242,26 Mark, eine Hälfte des Gutshauses einschließlich der Umbaukosten von 10715 Mark im Werte von 17715,26 Mark. Zum Ausbau der Kirche in Züssow sind zur Verfügung gestellt 1000 Mark. Es sind also einschließlich 23,48 ha Land 40792,80 Mark für öffentliche Zwecke aus der Masse aufgebracht. Die erstmalige Instandsetzung von 6000 laufenden Metern Wegen und 12300 Metern Gräben hat 22500 Mark erfordert, wovon 17350 Mark auf Pflasterung der Dorfstraße und des Weges zum Bahnhofe entfallen. Zu den Wegebauten sind 2500 Mark Staatsbeihilfen gegeben. Der Gutsbezirk ist aufgelöst und mit Thurow Ausbau zu einer neuen Landgemeinde vereinigt.





Kasaken-Wiegenlied.

Von

Lermontow.

Schlaf' — noch hast du keine Sorgen —
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein,
Bis dich weckt der goldne Morgen
Und der Sonnenschein.
Leise blickt der Mond hernieder
Durch das Fensterlein. —
Schlaf', ich sing' dir Wiegenlieder,
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein!

Wo des Terek wilde Wogen
Zwängt das Felsental,
Kommt der tück'sche Feind gezogen,
Wetzt zum Mord den Stahl.
Doch ein Held, ergraut im Kriege
Ist der Vater dein —
Schlaf' — sein Arm schützt deine
Wiege —
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein!

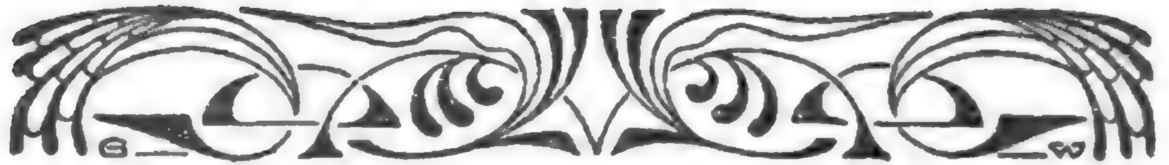
Einst zum wilden Kriegesreigen
Ziehst auch du einher,
Wirst das mut'ge Roß besteigen,
Laden das Gewehr.
In den Sattel will ich nähen
Seidne Stickerei'n,
Bunt und prächtig anzusehen —
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein!

Wirst, ein Recke, ziehn zum Streite,
Tapfer, mutentbrannt.
Wenn ich dich zum Tor geleite,
Winkst du mit der Hand. —
Ach, wie viele bittre Tränen
Wein' ich wohl allein
Jene Nacht in heißem Sehnen —
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein!

Will für dich, mein Liebling, sagen
Brünstig manch Gebet,
Werde nachts die Sterne fragen,
Ob dir's wohl ergeht.
Denkst auch du mit schwerem Herzen
Dann der Heimat dein?
Schlaf' — noch kennst du keine
Schmerzen —
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein!

Will ein Heil'genbild dir schenken,
Wenn's zum Scheiden geht:
Magst der fernen Mutter denken,
Hebst du's zum Gebet!
Dann wird Gott dich treu geleiten,
Segnend bei dir sein
Und im Kampfe für dich streiten —
Schlaf', mein Kind, schlaf' ein!

Übersetzt von Hauptmann P. Baerecke.



Die Städte des Deutschen Reiches.

Eine siedlungsgeographische Untersuchung.

Von

K. Dove.

„Dorf und Stadt“, welche Fülle gegensätzlicher Vorstellungen löst dies Schlagwort nicht schon in der Seele des einfachsten Menschen, ja selbst in der Phantasie des Kindes aus! Eingehend beschäftigt sich der Historiker mit der glänzenden Rolle, welche zahlreiche blühende Städte im Leben der deutschen Nation spielten, ehe der dreißigjährige Krieg auch diese Mittelpunkte der bürgerlichen wie der höfischen Kultur verwüstet hatte. Größer noch ist das Interesse, das den Wirtschaftspolitiker nötigt, sich mit dem riesenhaften Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung und seinen keineswegs immer erfreulichen Folgen zu beschäftigen. Diesem wird indessen seine Arbeit dadurch erschwert, daß die Fülle der vorhandenen Ergebnisse statistischer und verwandter Natur von einer andern Wissenschaft, der Erdkunde, meist noch nicht genügend in ihrer Beeinflussung durch den Raum verarbeitet ist. Ist doch deren streng naturwissenschaftliche, d. h. die messende und zählende Art der Untersuchung die einzige, welche sie in den Stand setzt, aus der Übermasse des heutzutage so beliebten Zahlenmaterials das auszuwählen, dessen Verwendung sie eben die Abhängigkeit der Erscheinungen vom Raume erkennen läßt. Daß diese Methode vielfach noch nicht genügend angewendet wird, zeigt ein einziger Blick in den anthropogeographischen Teil der meisten Lehrbücher. Anstatt durch weitestgehende Abrundung der Einwohnermenge das Verwirrende zu vermeiden, das in der Wiedergabe von bis in die Einerstellen genauen Zahlen liegt, treten uns diese selbst jetzt oft noch in einer Weise entgegen, daß sie schon am Tage der Niederschrift nicht mehr mit der Wirklichkeit übereinstimmen können. Zudem ist es geographisch völlig gleichgültig, ob die Riesenstadt Berlin 1900000 oder 2000000 Menschen in ihren Mauern beherbergt. Dagegen ist es, wieder geographisch gesprochen, grundfalsch, die teilweise zu großen Städten angewachsenen Vororte, soweit sie in unmittelbarem Zusammenhang mit

der Hauptstadt stehen, gesondert aufzuführen, wie dies bisweilen noch in solchen Büchern geschieht, weil sie zufällig selbständige Gemeinden bilden. Denn gerade sie sind in ihrem Entstehen und Größerwerden so völlig abhängig von dem Vorhandensein der Residenz, daß ohne diese manche von ihnen ja nicht einmal als Dörfer vorhanden sein würden.

Ein erheblich besserer Maßstab für die Beurteilung der städtischen Siedlungen in ihrem Verhältnis zu einer ganzen Landschaft würde in einer genauen Angabe des Verhältnisses ihrer Bevölkerung zu derjenigen des platten Landes gegeben sein. In der Tat wird er ja schon vielfach benutzt. Richtig zu beurteilen vermag man indessen eine Landschaft im Vergleich mit einer andern bei seiner Anwendung immer erst dann, wenn man nicht die gesamte Bewohnerschaft der Städte den Landbewohnern gegenüberstellt, sondern den Prozentanteil bestimmter Größenklassen von Städten in den verschiedenen Gegenden miteinander vergleicht. Stellen wir z. B. zwei Gebiete Deutschlands in ihren Mittelstädten, d. h. in diesem Falle in den Orten städtischen Charakters mit einer Einwohnerzahl zwischen 20000 und 100000, einander gegenüber, nämlich die Mark Brandenburg und die Provinz Hannover, die beide fast gleich groß sind, so finden wir im Jahre 1895 in der Mark, Berlin und seine Vororte überhaupt nicht eingerechnet, immer noch 13,5 Prozent der Bevölkerung als Bewohner jener für die Kultur eines Volkes so wichtigen Größenklasse. In der Provinz Hannover dagegen, die Hauptstadt auch hier bei der Einwohnerzahl der Provinz außer Acht gelassen, nur 8 Prozent. Deutlich läßt auch die Mittellandschaft des Reiches, die ja als eines der für die deutsche Kultur wichtigsten Gebiete gilt, diese ihre Bedeutung in der entsprechenden Verhältniszahl erkennen. In Thüringen, dem hier selbstverständlich der preußische Anteil, der Regierungsbezirk Erfurt zugerechnet wird, lebten in dem genannten Jahre etwas mehr als 20 Prozent der ganzen Bevölkerung in den Mittelstädten, von denen gerade hier so manche weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus als Mittelpunkt geistigen Strebens Beachtung fordern darf. Haben wir in dieser Verarbeitung trockener Zahlenreihen immerhin einen auch für die geographische Untersuchung wertvollen Maßstab zu sehen, so genügt er noch nicht, um die Abhängigkeit der Siedlungen vom Raume, d. h. von den an diesen gebundenen Lebensbedingungen, genau erkennen zu lassen. Schließlich ist es für die Verkehrsbeziehungen einer Landschaft keineswegs einerlei, ob sie beispielsweise vier Städte zu je 90000 Seelen und neben diesen etwa nur kleine Landorte oder ob sie acht solche zu je 45000 Einwohnern in ihren Grenzen zählt. Denn so wenig es ein

Segen für den Staat genannt werden kann, wenn das geistige sowohl wie das wirtschaftliche Leben der Nation sich vorwiegend in einer einzigen oder in einigen wenigen Riesenstädten konzentriert, so nachteilig für die Blüte der Kultur ist auf der andern Seite, wenn die Mehrzahl der Städte unter eine gewisse untere Grenze in ihrer Einwohnerzahl herabsinkt. Nun ist ja ein zahlenmäßiger Maßstab hier auf den einzelnen Fall nicht immer anzuwenden. Ein Fürstenhof, eine Hochschule vermag das geistige Leben, die Anwesenheit vieler kaufkräftiger Leute die wirtschaftliche Stellung auch eines schwach bevölkerten Ortes auf die Höhe mancher größeren Stadt zu heben. Wie auch andererseits die gewöhnlich als Grenzwert für die Großstadt benutzte Zahl 100000 keineswegs immer, zumal in reinen Fabrikgegenden, die Bedeutung des betreffenden Punktes über diejenige einer bloßen Menschenansammlung hinausführt! Aber wir müssen schließlich doch mit ziffernmäßig darzustellenden Maßstäben arbeiten, und so werden wir der Größenklassen beim Studium der Städte größerer Landschaften und ganzer Länder nicht entraten können. Eine Methode, deren ich mich in meinen Vorlesungen seit Jahren bedient habe, verdient jedenfalls den Vorzug vor der bloßen Angabe der Einwohnerzahlen mittlerer und kleinerer Orte. Neben der Bevölkerungsmenge einiger besonders wichtiger Punkte ist die Anzahl der Siedlungen bestimmter Größe anzugeben. So wird eine Landschaft immerhin deutlicher gekennzeichnet als durch die Angabe einiger zwar besonders wichtiger, aber dabei doch immer nur vereinzelter Plätze. Ein Beispiel wird auch hier die Art der Charakteristik besser verdeutlichen als lange Ausführungen. In einer kleineren Landeskunde von Italien wird man in dem die Siedlungen behandelnden Teil bei der Besprechung von Latium neben der Angabe der mittleren Bevölkerungsdichte fast nur noch der Zahl für die Einwohnerschaft der Stadt Rom begegnen, bei derjenigen von Kampanien der entsprechenden Zahl für Neapel und der Nennung einiger weniger historisch oder touristisch wichtiger Punkte. Wieviel besser aber stellt sich dem Leser die gänzlich verschiedene Art der Besiedlung beider Gebiete dar, wenn er neben den erwähnten Dingen erfährt, daß Latium im Jahre 1881 außer der Stadt Rom zwei Orte mit 10 bis 20000 und 21 mit 4500 bis 10000 Bewohnern besaß, daß dagegen in den Grenzen Kampaniens fünf Orte von 20 bis 30000, 19 von 10 bis 20000 und 45 von 4500 bis 10000 Einwohnern gezählt wurden. Tritt nicht in diesen Zahlen ohne weiteres das Bild des üppigen Gartenlandes mit seinen zahlreichen Marktorten viel deutlicher neben das der einsamen latinischen Heiden?

Diese Behandlung des statistischen Materials setzt indessen voraus, daß man nichts weiter beabsichtigt, als die Bedeutung einer Landschaft für sich allein, also ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zu anderen Gebieten darzustellen. Sobald es darauf ankommt, die Abhängigkeit irgendwelcher Erscheinungen, in diesem Falle also der Städte, vom Raum und den in ihm ruhenden Lebensbedingungen unmittelbarer und deutlicher zur Erscheinung zu bringen, muß ein einheitlicher, allgemein anzuwendender Maßstab der Untersuchung der Ortsverteilung zu Grunde gelegt werden. Wie wir zum Zweck der Vergleichbarkeit die Dichtigkeit der Bevölkerung verschiedener Landschaften stets auf die Flächeneinheit, in diesem Falle also auf ein Quadratkilometer zurückführen, so müssen wir auch die Siedlungen in ihren verschiedenen Größenklassen auf eine solche beziehen. Man wird sie je nach der Ausdehnung der zu behandelnden Gebiete verschieden groß wählen können. In der hier wiedergegebenen, die Flächenverteilung der deutschen Städte enthaltenden Tabelle ist passenderweise der Einheitsmaßstab von 10000 Quadratkilometern als der den Einzellandschaften am meisten entsprechende der Berechnung zu Grunde gelegt worden. So erst tritt die Bedeutung der die Städte und ihr Wachstum beeinflussenden Lebensbedingungen der einzelnen Gebiete, Mineralschätze, überwiegend landwirtschaftliche Beschäftigung der Bewohner, extensive oder intensive Bodennutzung usw., ganz klar hervor. Diese Beziehung auf die gleichgroße Grundfläche können wir auch der vorhin erwähnten Gesamtbevölkerung innerhalb bestimmter Größenklassen der Städte zu Grunde legen, um ein noch deutlicheres Bild ihrer Wichtigkeit für eine bestimmte Gegend zu erhalten. So kamen in der städtearmen Provinz Hannover im Jahre 1895 nur 45000 Mittelstadtbewohner (d. h. in Städten zwischen 20 und 100000 Einwohner Ansässige) auf 10000 Quadratkilometer, während in Thüringen (mit dem Regierungsbezirk Erfurt) auf derselben Fläche in dem gleichen Jahre nicht weniger als 217000 Mittelstädter vorhanden sind. Zwei Zahlen, die die Bedeutung Thüringens als einer Städtelandschaft im Gegensatz zu dem Landwirtschaftsgebiet der genannten Provinz noch schärfer hervortreten lassen als die oben gegebene Nebeneinanderstellung der Prozentzahlen.

Zu den in der Tabelle verarbeiteten Zahlen mögen zunächst hier einige Bemerkungen Platz finden. Als Einheitsfläche, auf welche die Zahl der Städte bestimmter Größe bezogen ist, wurden aus dem bereits angedeuteten Grunde 10000 Quadratkilometer gewählt, also ein Stück Landes, das zwei Dritteilen des Königreichs Sachsen oder einem Viertel der Provinz Schlesien entspricht. Die Einwohnerzahlen sind den Ver-

Die Städte Deutschlands im Jahre 1895, bezogen auf die gleiche Grundfläche.

Auf je 10000 Quadratkilometer 1895	Über 200000	100000 bis 200000	50000 bis 100000	20000 bis 50000	10000 bis 20000	Unter 10000
Deutsches Reich	0.2	0.24	0.5	2.0	3.0	7.0
Ost- und Westpreußen	—	0.16	0.16	0.96	1.3	3.5
Posen	—	—	0.69	0.34	2.1	3.8
Schlesien	0.25	—	0.5	2.7	3.7	6.5
Brandenburg (Berlin mit Umgebung = 1 Stadt)	0.25	—	0.75	1.3	3.3	6.3
Pommern und beide Mecklenburg	—	0.22	—	1.3	1.8	7.0
Schleswig-Holstein	—	0.5	0.5	1.6	2.1	4.7
Provinz Sachsen nebst Anhalt (ohne Regierungsbezirk Erfurt)	0.4	0.4	—	4.6	5.4	9.4
Hannover (ohne Osnabrück), Oldenburg, Braunschweig	0.24	0.24	—	1.2	2.4	4.0
Westfalen (ohne Arnsberg), Regierungsbezirk Osnabrück, Waldeck und Lippe	—	—	0.5	1.4	1.4	8.4
Rheinprovinz (mit Arnsberg), ohne Trier und Koblenz	0.9	1.9	1.4	7.5	9.4	13.8
Königreich Sachsen	1.3	0.67	1.3	5.3	9.3	32.0
Thüringen mit Erfurt	—	—	0.6	5.7	5.7	11.4
Regierungsbezirk Kassel	—	—	1.0	1.0	3.0	2.0
Regierungsbezirke Koblenz, Trier und Wiesbaden und Oberhessen	0.4	—	0.4	2.3	2.3	5.0
Südwestdeutschland (Elsaß-Lothringen, Pfalz, Rheinhessen, Baden, Württemberg ohne Donaukreis, Unterfranken)	—	0.3	1.1	1.6	3.6	8.1
Oberdeutsches Hochland = Bayern (ohne Franken), Württemberg, Donaukreis und Hohenzollern)	0.19	—	0.2	0.92	1.1	3.0
Ober- und Mittelfranken	—	0.7	—	3.4	2.1	3.4

arbeitungen der Zählung von 1895 entnommen. Dies ist deshalb von Vorteil, weil ihr Ergebnis einen unmittelbaren Vergleich mit den Städten des Königreichs Italien gestattet, da das Resultat der italienischen Zählung von 1881 für dies Land die gleiche Dichtigkeit ergibt, wie sie sich 1895 für das Deutsche Reich herausstellt. Gezählt sind ferner nur die Ortschaften städtischen Charakters, und es wurde nur die Einwohnerzahl der Wohnorte und nicht diejenige der Gemeinden berücksichtigt. Bei der Berechnung für das ganze Reich, deren Endergebnis der Leser in der ersten Querspalte der Tabelle findet, wurden endlich die zusammenhängenden Großstädte nur als je ein Ort gezählt, so daß z. B. Elberfeld-Barmen, Berlin-Charlottenburg, Hamburg-Altona usw. in dieser Reihe als je eine Großstadt verzeichnet sind.

Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß die dritte, vierte und fünfte Größenklasse, also die Städte mit weniger als 100000 Einwohnern, unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen, da die Großstädte nur in den Gebieten höchster Entwicklung der Industrie unmittelbar aus der kleineren Landschaft hervorgewachsen sind. Ein ungewöhnlicher Reichtum an Großstädten im Vergleich zum Durchschnitt des ganzen Reiches, wo wir eine solche von mehr als 200000 Seelen nach Spalte 1 erst auf je 60000, eine solche von 1—200000 erst auf je 40000 Quadratkilometern finden, zeigt sich nur in dem niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk und im Königreich Sachsen, doch ist wie schon gesagt auf diese Zahlen, die ja wie alle in der Tabelle enthaltenen Verhältniszahlen sind, wegen der vergleichsweisen Kleinheit der meisten Einzelgebiete weniger Wert zu legen. Sehr genau aber gibt die Tabelle den Einfluß der in einer Landschaft vorhandenen Lebensbedingungen wieder, wenn wir die senkrechten, die Mittel- und Kleinstädte enthaltenden Reihen betrachten.

Drei große Gebiete im Reiche lassen in ihrer Städtearmut den vorwiegend in einer extensiv betriebenen Bodenbewirtschaftung begründeten Charakter ihrer Siedlung deutlich erkennen. Das ausgedehnteste ist der gesamte Nordosten und Norden unseres Vaterlandes, wo selbst die kleineren Städte von 10—20000 Einwohnern auffallend wenige sind und wo die Wohnorte mit weniger als 10000 Seelen nur in Mecklenburg und Pommern dem Durchschnitt des Reiches gleichkommen. Ein zweites, an Mittel- und Kleinstädten ganz auffallend armes Gebiet, ein rechtes Bauernland, ist der Nordwesten, die Provinz Hannover ohne den seiner landschaftlichen Eigenart nach zu Westfalen gehörigen Regierungsbezirk Osnabrück, aber mit Braunschweig und Oldenburg. Eine ausgedehnte Landschaft endlich, die in ihrem Mangel an größeren Wohnplätzen sogar noch hinter der

Provinz Preußen zurückbleibt, somit **das städteärmste Gebiet des Deutschen Reiches, ist das oberdeutsche Hochland, also das vorwiegend bayerische Donauland im engeren Sinne.**

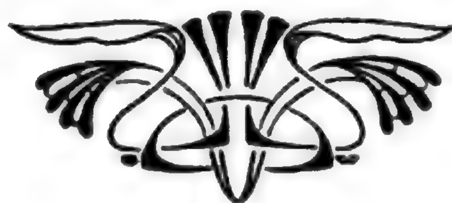
Zwischen dieser nördlichen und südlichen Zone, in der die Mittelpunkte bürgerlichen Lebens und Treibens recht spärlich verteilt sind, dehnt sich in westöstlicher Richtung eine solche, die so recht als eine historisch bedeutsame Zone der Stadtsiedelung bezeichnet werden kann. In gewissem Sinne kann man ihr Niederschlesien und die Mark Brandenburg zurechnen. Namentlich diese wird in der Art ihrer Siedlungen besonders in Süd- und Westdeutschland ganz verkehrter Weise oft dem Osten zugerechnet, während sie, auch wenn die Berliner Vororte gar nicht berücksichtigt werden, viel reicher an mittleren und kleinen Städten ist, als große Gebiete im Westen und Süden. Hauptsächlich aber sind es die Provinz Sachsen und Thüringen, die in einem scharfen Gegensatz zu den angeführten Landwirtschaftsgebieten stehen. Vier- bis fünfmal so dicht liegen hier die kleineren Mittel- und die größeren Kleinstädte wie in der Provinz Preußen oder wie im bayerischen Hochlande, und selbst an Landstädten ist diese Gegend etwa dreimal so reich wie jene beiden Gebiete.

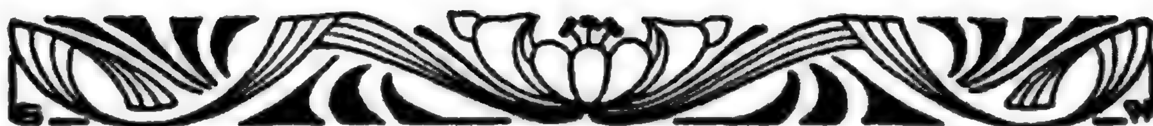
Scharf hebt sich aber selbst von diesem mitteldeutschen Städtelande das niederrheinisch-westfälische Land und das Königreich Sachsen ab. Sind es aber hier in erster Linie die Folgen der modernen Industrie mit ihren Menschenansammlungen in Bergbau- und Fabrikgegenden, so finden wir innerhalb der Grenzen des Reiches noch ein großes Gebiet, wo der Wechsel der Landschaft im Zusammenhange mit dem Reichtum der Talebenen und der Milde des Klimas eine ganze Anzahl von meist sehr alten Mittelpunkten der kleineren Landschaften entstehen ließ, die dieses weite Gebiet zu einem der wertvollsten des ganzen Deutschland machen. Es ist die weite Landschaft des Südwestens, in der die Gunst der Natur im kleinen ähnliche Siedlungsbedingungen und damit auch eine ähnliche Verteilung der Wohnorte entstehen ließ, wie wir sie in großem Maßstabe auf italienischem Boden antreffen.

So mag denn ein Vergleich der Städteverteilung im ganzen Deutschen Reiche mit derjenigen in anderen großen Ländern diese Studie beschließen. Denn nur so vermögen wir die Stellung, die unserem Volkstum in der **materiellen** Kultur zukommt, richtig aufzufassen. Gott sei Dank ist sie, soweit wir sie nach ihrem Einflusse auf die Entwicklung städtischen Wesens beurteilen können, immer noch gleichweit entfernt von der eines reinen Industrielandes wie von der eines rein bäuerlichen Staates. Interessant ist zunächst ein Vergleich mit Italien, das, wie schon erwähnt,

im Jahre 1881 die gleiche Bevölkerungsdichte besaß wie Deutschland um 1895. Ärmer an großen Orten wie an Mittelstädten als wir (an diesen gab es damals in Italien auf je 10000 Quadratkilometer nur 1.7 gegen 2.0 in Deutschland) ist es viel mehr von kleineren Wohnplätzen, ja von den Landstädten von unter 10000 Seelen fast doppelt so dicht erfüllt wie unsere Heimat. Fast noch auffallender ist der Gegensatz, der sich bei der Nebeneinanderstellung des Reiches mit England und mit einem Lande wie dem britischen Vorderindien ergibt. Hier verhältnismäßig dreimal so viel Großstädte mit über 200000, viermal so viel mit 1—200000 Bewohnern. Fünfmal so viel große Mittelstädte, dreieinhalbmal so viel Orte mit 20—50000 und viermal so viel mit 10—20000 Seelen zeigen das ungeheure Übergewicht, das in den südlich von Schottland liegenden Provinzen Großbritanniens die Städte bereits 1891 über das platte Land erlangt haben. Wie ganz anders nimmt sich dagegen das alte Kulturland in Südasien aus! Erst auf je 500000 Quadratkilometer finden wir dort eine Großstadt ersten Ranges, auf je 400000 erst eine solche von mehr als 100000 Einwohnern. Viermal mehr Städte mit 50—100000 Menschen, sechsmal mehr solche mit 20—50000 trägt unser Vaterland auf der gleichen Fläche wie jenes fast ganz auf den Bodenbau angewiesene Land. Ja, selbst Orte von nur 10—20000 Bewohnern, wie wir sie doch in vorwiegend Landbau treibenden Gegenden bereits in größerer Zahl erwarten dürfen, gibt es dort nur zu einem Drittel der für Gesamtdeutschland geltenden Zahl.

Wir sehen also, Deutschland steht in dem Charakter seiner Stadtsiedlungen noch in der Mitte. Nach den Gesetzen historischen und geographischen Werdens kein reines Handels- und Industrieland, aber auch kein reines Ackerbauland, vielmehr, nach Landschaften verschieden, beide Beschäftigungszweige auch in der Verteilung städtischer Wohngebiete als gleichwertig vorgedeutet. Ein segenbringender Zustand, der hoffentlich auch in Zukunft nicht durch allzustarke Verschiebungen nach der einen oder der anderen Seite ungünstig beeinflußt werden wird.





Das Königlich Preussische Historische Institut in Rom.[1]

(Während seines sechzehnjährigen Bestehens von 1888—1904.)

Von

Dr. Stenzler.

Am 18. Januar 1901, dem 200jährigen Gedenktage der Errichtung des preußischen Königtums, wurde in Rom ein Fest veranstaltet, welches einer jungen, bis dahin nur wenig bekannten Hohenzollern-Schöpfung, dem Königlich Preußischen Historischen Institut am Tiberflusse, die Teilnahme weiter Kreise gewann und sicherte. Vor siebzehn Jahren ist es begründet worden, nachdem Papst Leo XIII. hochgesinnt die unermeßlichen Schätze des Vatikanischen Archivs für geschichtliche Forschung freigegeben hatte.

Bis dahin waren sie für den Historiker so gut wie nicht vorhanden gewesen; denn der Bannfluch bedrohte jeden, der unbefugt in diese Geheimnisse eingedrungen wäre, und die Erlaubnis dazu erhielten sehr, sehr wenige Gelehrte. Nur ein Gewaltiger wie Napoleon I. hatte es wagen können, die päpstliche Urkundensammlung während der kurzen Dauer seiner Macht von Rom nach Paris überzuführen, als sein Ehrgeiz die Hauptstadt der Franzosen zum Sitze eines Weltarchivs für alle Nationen machen wollte.

Leo XIII. jedoch ernannte bald nach seiner Thronbesteigung den deutschen Professor der Kirchengeschichte Josef Hergenröther zum Kardinal und Archivar des Heiligen Stuhles und trug ihm auf, die Eröffnung des Archivs zur wissenschaftlichen Benutzung vorzubereiten. Bereits im Januar 1881 konnte man einziehen in den neugeschaffenen Benutzersaal, der aber später durch einen größeren, gesünder gelegenen, heizbaren Raum ersetzt wurde.

Nicht sämtliche Archivalien im Vatikan wurden dadurch der Forschung zugänglich, sondern nur das sogenannte „Geheimarchiv". Es enthält: 1. in 2019 Bänden die große Hauptserie der päpstlichen Bullen von 1198—1572; 2. etwa 100 Bände für die Päpste der Avignonischen Zeit und des Schismas von 1352—1417; 3. über 400 Bände Breven und Originalurkunden aus dem 15.—17. Jahrhunert; 4. Ausgaben- und Einnahmenregister, Korrespondenzen in Kameralangelegenheiten und Kameralurkunden; 5. politische Akten aus dem Archiv des Kardinal-Staatssekretärs; das sind Akten der Legationen und Nuntiaturen, sowie Briefschaften der Kurie jeglicher Art vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahr-

[1]) Nach dem Bericht von Walther Friedensburg aus dem Anhang zu den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1903 und anderen Mitteilungen.

hunderts, ein Hauptmaterial für die Geschichte neuerer Zeit; und 6. Zeremonialsachen, Kanzleiregeln, Formularien und umfangreiche Abschriftensammlungen.

In allen Kulturländern schickte man sich an, diese neue, günstige Gelegenheit zu verwerten. Reiche Erfolge hatte bereits die Forschung Einzelner gehabt, aber noch fehlte für Deutschland eine Organisation zur systematischen Ausbeutung des Vatikanischen Archivs. Die erste Anregung dazu boten Heinrich von Sybel, Georg Waitz, Wilhelm Wattenbach und Julius Weizsäcker 1883 durch eine Eingabe an das preußische Kultusministerium, welche von der Königlichen Akademie der Wissenschaften dringend befürwortet wurde: „Angesichts der günstigen Erfolge, welche die auf römischem und attischem Boden gegründeten deutschen archäologischen Institute den klassischen Studien eingetragen hätten, sei nicht zu zweifeln, daß die Errichtung einer historischen Station in Rom die erforschende Arbeit an der Geschichte des Mittelalters nachhaltig fördern werde."

Während nun das Kultus- mit dem Finanzministerium wegen Beschaffung der dazu erforderlichen Gelder verhandelte, wurde von anderen Seiten, besonders aber von Prof. Dr. Konrad Schottmüller, welcher im Winter 1886 an seiner Geschichte von dem Untergange des Templerordens in Rom arbeitete, im Einverständnis mit dem preußischen Gesandten bei der Kurie, Kurt von Schlözer, dem Reichskanzler Fürsten von Bismarck der Vorschlag gemacht, das deutsche archäologische Institut zu einer „archäologisch-historischen Reichsanstalt" zu erweitern; jedoch ohne Erfolg. Das Kultusministerium aber gewährte nunmehr aus seinem Dispositionsfonds die nötigen Mittel, und nach den unter dem 9. April 1888 genehmigten Verhandlungen mit Geheimrat Dr. Althoff traten H. v. Sybel, Wattenbach und Weizsäcker als leitende akademische Kommission für das neue Unternehmen zusammen. Durch eine „Dienstinstruktion" wiesen sie einem „Ersten Sekretär" die Aufgabe zu, Materialien zur genaueren Kenntnis der Beziehungen der Päpste zu dem Hohenzollernschen Fürstenhause und dem preußischen Staate, sowie überhaupt zu Deutschland zu erforschen und zu sammeln. Dazu sei eine Übersicht des vorhandenen Materials zu erstreben, zunächst im Vatikanischen Archiv, dann in anderen Sammlungen in Rom, und während der Archivferien in anderen Orten Italiens. Baldige Veröffentlichungen seien erwünscht, Anfragen deutscher Geschichtsforscher oder gelehrter Gesellschaften so weit nur irgend möglich, zu berücksichtigen, in Rom verweilende deutsche Gelehrte in ihren Bestrebungen nach Kräften zu fördern. Die politischen Akten des 16. Jahrhunderts sollten zunächst erforscht werden.

So konnte denn die Wirksamkeit der Station beginnen, nachdem am 28. April 1888 Konrad Schottmüller zu ihrem „Ersten Sekretär" ernannt worden war. Seine an Ort und Stelle gewonnene Kenntnis der vatikanischen Verhältnisse, sein Eifer für das Zustandekommen des neuen Unternehmens und sein persönliches Verhältnis zu dem Vertreter Preußens beim Heiligen Stuhle ließen ihn geeignet erscheinen für diesen Posten. Der Leiter und die Beamten des päpstlichen Archivs nahmen ihn sehr entgegenkommend auf, und stets bestand bis heute zwischen ihnen und den Mitgliedern unseres Instituts das beste Ein-

vernehmen. Viele Schwierigkeiten machte es zunächst, ein geeignetes Unterkommen für die neue Anstalt zu finden, da das deutsche archäologische Institut auf dem Kapitol nicht in der Lage war, seine Räume für fremde Zwecke herzugeben. Bis auf den heutigen Tag mußte man sich mit Mietswohnungen behelfen. Die jetzige, im zweiten Stock des Palazzo Giustiniani, eines 1570 erbauten Patrizierhauses in der Via Dogana Vecchia, ist jedoch ausreichend und angemessen.

Den Plan, zur Bewältigung des unermeßlichen Urkundenmaterials möglichst viele junge Gelehrte um sich zu versammeln und auszubilden, konnte Schottmüller nicht ausführen, da von Sybel an dem Grundsatz festhielt, „nicht Historiker bilden wolle man in Rom, sondern gebildete Historiker dort arbeiten lassen, die ihre Zeit und Kraft archivalischen Studien widmen und nicht durch seminaristischen Unterricht zersplittern sollen“. Auch der Versuch, das neue Unternehmen finanziell sicherzustellen, scheiterte einstweilen trotz der wohlwollenden Haltung des Fürsten von Bismarck. Zum Glück bewies Geheimrat Dr. Althoff auch in pekuniärer Hinsicht das größte Entgegenkommen, so daß schon im Herbst 1888 zwei Assistenten angestellt und die Arbeiten der Station von dreien aufgenommen werden konnten. 1890 erfolgte auf Schottmüllers Wunsch die Umbenennung der „Historischen Station“ in „Historisches Institut“, weil die Bezeichnung „Station“ falsche Vorstellungen bei den Italienern veranlaßt hatte.

Um die Tätigkeit des Instituts noch wirksamer und anregender zu gestalten, wurden die Provinzialstände von Brandenburg, Ost-, Westpreußen und Posen, die freie Stadt Bremen und der Große Preußische Generalstab aufgefordert, auf ihre Kosten Geschichtsforscher nach Rom zu senden zur Ausbeutung der vatikanischen Schätze für ihre besonderen Gebiete und Zwecke, und zwar mit gutem Erfolge. Nach aufgefundenen Reisebeschreibungen sollte auch eine Festschrift zur 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerikas verfaßt werden.

1890 endete Schottmüllers vielseitige Tätigkeit in Rom, nachdem er aus Gesundheitsrücksichten bereits seit einiger Zeit die Archivräume nicht hatte betreten dürfen. In das preußische Kultusministerium berufen, starb er leider schon im Mai 1893, erst 51 Jahre alt, an den Folgen der Malaria, die ihn in der Tiberstadt befallen hatte. Seine Stellung übernahm für kurze Zeit Dr. Ludwig Quidde, und dann 1892 der seit 1888 als Assistent am Institut angestellte Prof. Dr. Walter Friedensburg. Unter der Leitung dieses bewährten Historikers entfaltete die preußische Forschungsstätte weiter eine früchtereiche Wirksamkeit.

Kurt von Schlözer erreichte durch einen Antrag an den Minister des Auswärtigen 1892 die Entsendung von vier jüngeren Gelehrten nach Rom zu dem ausschließlichen Zweck, ein „Repertorium Germanicum“ anzufertigen, d. h. alle im Vatikanischen Archiv vorhandenen Urkunden und Akten über Gegenstände der allgemeinen deutschen Reichs- und der speziellen Territorialgeschichte nach sachlicher Ordnung zu verzeichnen und diese Arbeit im weiteren Verlauf vielleicht noch auf einige andere wichtige italienische Archive auszudehnen. Die dazu erforderlichen Geldmittel bewilligte unser Kaiser für vier Jahre und dann nochmals für die gleiche Zeit.

Außerdem begründete sich das Institut eine eigene Zeitschrift unter dem Titel: „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken", um die zahlreichen Nebenfrüchte der Forschung beisammen zu behalten, auf alles irgendwie Wichtige hinzuweisen und mit italienischen Fachgenossen in Verbindung zu treten. Diese Einrichtung hat sich vortrefflich bewährt.

Am 1. April 1898 erhielt das Historische Institut auch eine sichere finanzielle Grundlage. Es wurde in den preußischen Staatshaushaltsetat bei dem Kapitel „Staatsarchiv" aufgenommen, blieb aber unter der Leitung einer akademischen Kommission; an ihrer Spitze stand damals H. von Sybels Nachfolger, Reinhold Koser. An deren Stelle trat jedoch 1903 infolge einer Neuorganisation ein Kuratorium und ein wissenschaftlicher Beirat unter dem Vorsitz des General-Archivdirektors. Außer diesem gehören dem Kuratorium ein Vertreter des Kultusministeriums und ein Beauftragter des Auswärtigen Ministeriums an. Die fünf Mitglieder des Beirats beruft der Präsident des Staatsministeriums im Einvernehmen mit dem Kultusminister auf je drei Jahre aus der Zahl der deutschen Gelehrten. Die wissenschaftliche und administrative Leitung des Instituts führt in Rom der Erste Sekretär, dem fortan der Titel „Direktor" beigelegt ist.

Dies die äußeren Schicksale des Preußischen Historischen Instituts in Rom. Beweis seiner erfolgreichen Tätigkeit sind aus der Zeit von 1545 bis 1635, seinem Hauptschaffensgebiete, 15 Bände päpstlicher Nuntiaturberichte aus Deutschland während der Pontifikate Clemens VII., Pauls III., Julius III., Gregors XIII. und Urbans VIII. Umfangreiche Vorarbeiten über die Periode Pauls V. sichern den Fortgang der Publikationen. Der Gewinn, welchen die historische Wissenschaft daraus schon für das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation gezogen hat, ist bedeutend, wenn er sich auch im einzelnen noch nicht genau feststellen läßt.

Eine andere Errungenschaft, welche wir unserem Historischen Institut in Rom verdanken, ist das schon erwähnte „Repertorium Germanicum", dessen erster Band 1897 erschien: „Regesten aus den päpstlichen Archiven zur Geschichte des deutschen Reiches und seiner Territorien im 14. und 15. Jahrhundert (1387—1444). Pontifikat Eugen's IV (1431—1447) unter Mitwirkung von Joh. Haller, Jos. Kaufmann und Jean Lulvé's bearbeitet von R. Arnold; versehen mit einer Einleitung der akademischen Kommission."

Auch als Auskunftsstelle erfüllte das Institut seine Verpflichtung. 1889 z. B. erteilte es in 37 Fällen Rat über wissenschaftliche Verhältnisse in Rom. 64 Personen wurden in verschiedene Kreise eingeführt; 176 Gelehrte suchten Unterstützung für wissenschaftliche Arbeiten nach, 153 konnten sie erhalten. Auch zu den Historikern in der Heimat bestanden stets nahe Beziehungen, wenn sich auch allmählich die Zahl der Nachfragen vermindert hat.

Dies sind die Leistungen des Königlich Preußischen Historischen Instituts in Rom während der sechzehn Jahre seines Bestehens. Würdig der deutschen Wissenschaft, berechtigen sie zu günstigen Hoffnungen für eine fruchtbringende Zukunft, die ihm von Herzen gewünscht sei!





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

15. Februar 1905.

Wie viel haben wir doch in den letzten zwei Monaten erlebt. Neue Männer sind auf die politische Schaubühne getreten und neue Verhältnisse in den internationalen Beziehungen wollen sich anbahnen. In Österreich hat an Körbers Stelle Gautsch die Stellung des Ministerpräsidenten übernommen, Ungarn ist, da wir diese Zeilen schreiben ohne Ministerium, in Frankreich ist an Combes' Stelle Rouvier mit Gefolge getreten, in Rußland der Minister des Innern Fürst Swjätopolk-Mirski durch eine bisher unbekannte Größe, Herrn Bulygin ersetzt worden. Neue Ministerien gibt es außerdem in Rumänien, Spanien, Dänemark, Griechenland und endlich bereitet sich, wie man fast mit Sicherheit annehmen kann, ein Ministerwechsel in England vor. In den Ver. Staaten hat nunmehr auch die offizielle Wiederwahl Roosevelts für das nächste Quadriennium stattgefunden. Der erste Tag des neuen Jahres brachte die Nachricht, daß General Stössel dem Admiral Togo die Kapitulation Port Arthurs angeboten und heute ist der tapfere Verteidiger der stärksten Festung Rußlands auf der Heimreise nach Petersburg begriffen. Vom 14. bis zum 31. Januar sind neue Schlachten zwischen Japanern und Russen am Hunho und weiter südlich von Mukden geschlagen worden, und die Generale Mischtschenko und Gripenberg haben, wie bisher noch stets, wenn Japaner und Russen ihre Kraft und ihr Geschick einander gegenüberstellten, schließlich den Rückzug antreten müssen. Gripenberg, auf den man die größten Hoffnungen setzte, hat seinen Abschied eingereicht und ist, auf dem Rückwege nach Petersburg in Irkutsk „krankheitshalber" liegen geblieben, von Kuropatkin aber heißt es, er leide an einer schweren Nervenerschütterung, deren Folgeerscheinung Entschlußunfähigkeit sei — die schlimmste Krankheit für den Oberkommandierenden dreier Armeen. Roschestwenski aber liegt inzwischen in den Gewässern und vielleicht — denn darüber gibt es charakteristischerweise keine sicheren Nachrichten — in den Häfen Madagaskars oder der benachbarten Inseln und wartet der Verstärkungen, die ihm jetzt in höchster Eile nachgeschickt werden. Und während diese Dinge sich vorbereiten und vollziehen, bricht in Petersburg ein Arbeiterausstand aus, der sich in wenigen Tagen zu einer revolutionären Bewegung umbildet, die das Programm der radikalen Reformer zu dem ihrigen macht und mit unheimlicher Schnelligkeit in allen großen Mittelpunkten der russischen Industrie sich verbreitet. Fast überall kommt es zu

Kämpfen zwischen Arbeitern und Militär, Tote und Verwundete zeugen von der Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gefochten wurde. Schließlich wird es in Petersburg still und allmählich auch in den anderen russischen Städten, aber in Polen dauert der Ausstand fort, und zu den sozialistischen Elementen beginnen jetzt die Träger der national-polnischen Aspirationen sich zu schlagen. Auch das wird unterdrückt werden, aber nichts ist unwahrscheinlicher, als daß diese Stürme den Horizont klären. Was nachbleibt, wird eine unheimliche Schwüle sein, die neuen Sturm ankündigt.

Das sind, mit den Stichworten bezeichnet, die neuen Tatsachen, mit denen wir zu rechnen haben. Was bleibt, sind die sich im wesentlichen gleichbleibenden großen Interessen des Volkes, die bekannte Richtung der politischen Strömungen, die Machtmittel, die dem einen und dem anderen zur Verfügung stehen, und von diesem Standpunkte aus die Bedeutung der Wandlungen einzuschätzen, die sich vor unseren Augen vollzogen haben, soll die Aufgabe unserer heutigen Betrachtung sein.

Unsere erste Frage ist naturgemäß, welche Rückwirkung diese Dinge auf die Weltstellung Deutschlands haben müssen? Mit einem gut oder schlecht läßt sich die Antwort nicht geben, aber man muß sehr pessimistisch gestimmt sein, wollte man nicht erkennen, daß wir nach unserer Ostgrenze hin wesentlich entlastet sind. Wir denken dabei nicht nur an die tatsächliche Entlastung, welche die Notwendigkeit brachte, die russischen Streitkräfte im fernen Osten zu verwenden, sondern namentlich daran, daß Rußland wieder einmal Gelegenheit hatte, sich davon zu überzeugen, daß die angeblich von Deutschland her drohende Gefahr nichts anderes ist als ein Phantom. Deutschland hat nicht nur die Schwächung Rußlands nicht benutzt, um den russischen Interessen entgegen zu arbeiten, sondern so weit es mit einer gewissenhaft eingehaltenen Neutralität vereinbar, den Russen jeden erlaubten Vorschub geleistet. Der Verkauf von Handelsschiffen und von Kohlen an Rußland ist dabei am meisten in die Augen gefallen, aber wohl noch weit bedeutsamer war unsere energische Mitwirkung zur Aufrechterhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel. Wir sind darin, nicht zu jedermanns Freude, mit Österreich-Ungarn Hand in Hand gegangen und dürfen hoffen, daß trotz der ungünstigen Aspecten, welche die Balkanrivalitäten gegenwärtig zeigen, es bis auf weiteres dabei bleiben wird. Im fernen Osten aber hat das gute Verhältnis, in dem wir zu den Vereinigten Staaten stehen, die anfänglich nicht geringen russisch-amerikanischen Gegensätze nicht unwesentlich abgestumpft. Die aus der Initiative des Präsidenten Roosevelt hervorgegangene Uneigennützigkeits-Erklärung aller Mächte in Betreff Chinas und die ausdrückliche Anerkennung des Prinzips der offenen Tür bedeutet zudem für uns insofern einen direkten Vorteil, als damit das System der Interessensphären, das eine Zeit lang die Zukunft für sich zu haben schien, nunmehr als endgültig bei Seite geschoben gelten kann. Es verdient in diesem Zusammenhange wohl noch hervorgehoben zu werden, daß die jüngsten Ereignisse in Russisch-Polen aller Wahrscheinlichkeit nach insofern eine günstige Rückwirkung auf Posen haben werden,

als die Absicht Rußlands, sich durch neue polnische Gebiete zu vergrößern, für absehbare Zeiträume als ausgeschlossen gelten kann. Ruhig denkende preußische Polen hätten alle Ursache, daraus den Schluß zu ziehen, daß sie gut täten, ihre Kinder zu einer aufrichtigen preußischen Staatsgesinnung heranzubilden.

Nun ist nicht zweifelhaft, daß unser gutes Verhältnis zu Rußland weder in Frankreich noch in England freundlich angesehen wird. In beiden Staaten bestand vor dem Kriege das Zukunftsprogramm einer englisch-französisch-russischen Tripelallianz, deren Spitze man sich gegen Deutschland gerichtet dachte. In Frankreich vertrat der Minister des Auswärtigen, Herr Delcassé, diese Tendenz, wie er sich denn kurzweg als ein Feind Deutschlands bezeichnen läßt, in England lag die Feindseligkeit gegen uns nicht im Ministerium, sondern außerhalb, sie fand aber im Ministerium, wenn auch an weniger einflußreichen Stellen, ihre Reflexe und wurde gelegentlich nicht ungern als Agitationsmittel benutzt. Die Rede, welche der Civil-Lord der Admiralität, Mr. Lee, jüngst gehalten, kann dafür als klassisches Beispiel dienen. Das wesentliche aber lag wohl darin, daß durch das englisch-französische Abkommen die Feindseligkeit Delcassés auf englischen Boden übertragen wurde. Trotzdem nehmen wir weder die neue englische Flottenaufstellung noch den Krieg, den eine Reihe von Zeitschriften und Zeitungen gegen uns führt, tragisch. Die letzteren scheinen mächtiger als sie sind, weil sie im Grunde nur das Echo weniger Stimmen sind, die Stärkung des englischen Nordseegeschwaders aber wird auf die Stimmung der Engländer beruhigend wirken und das Gespenst der drohenden deutschen Invasion verscheuchen. Die Feindseligkeit der französischen Politik aber ist mehr unbequem als gefährlich. Man weiß in Frankreich, daß wir einen englischen Krieg bei der gegenwärtigen Gruppierung der Mächte auf französischem Boden führen müßten und wir glauben nicht, daß außer den Deklamatoren unter den Nationalisten in Paris irgend ein Franzose Neigung hat, uns herauszufordern. Im offiziellen Verkehr aber lassen unsere Beziehungen zu beiden Mächten an Korrektheit nichts zu wünschen übrig.

Daß die steigenden Gegensätze zwischen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte der habsburgischen Monarchie in Deutschland keine Befriedigung erregen können, liegt auf der Hand. Wir wünschen einen starken Nachbarn an der Donau und glauben, daß eine weitere Lockerung des Zusammenhanges von Trans- und Cisleithanien eine erhebliche Schwächung bedeutet, die in ihrer weiteren Entwicklung zu einer völligen Trennung führen kann. Das aber wäre eine so wesentliche Störung des europäischen Gleichgewichts, daß die Konsequenzen sich nicht absehen lassen.

Von den Wandlungen der allgemeinen Weltlage ist übrigens Österreich-Ungarn der am wenigsten betroffene Staat. Das wesentliche liegt wohl darin, daß die Verhältnisse in Russisch-Polen auch für Österreich die Bedeutung haben, daß Galizien nunmehr fester als vorher an die Monarchie gebunden ist. Die Aussichten für die Bildung eines groß-polnischen Staates sind heute geringer als je seit 1830. Auf der Balkanhalbinsel scheint der Einfluß Österreich-Ungarns ge-

wachsen zu sein. In Albanien blickt man sogar mit Sorge auf ihn, aber wir halten es für gänzlich ausgeschlossen, daß die habsburgische Politik dahin zielen sollte, albanisches Gebiet zu erwerben; dagegen ist man allerdings entschlossen, keinen fremden Einfluß auf diesem Boden zu dulden. Offenbar geht darauf ein Teil der Gegensätze zurück, die in Italien Österreich-Ungarn gegenüber bestehen. Sie bestehen aber weniger von Regierung zu Regierung, als in der Richtung der öffentlichen Meinung Italiens, die ja auch in den irredentistischen Kundgebungen ihren Ausdruck findet. Man darf nach wie vor daran festhalten, daß die Verträge des Dreibundes den alten Zusammenhang behaupten, wenn auch der neuen Richtung der allgemeinen Politik entsprechend, der Verband weniger aktuell ist als früher.

Weit bedeutender ist die Wandlung, die wir in England und Frankreich beobachten können, schon weil beide Mächte an den ostasiatischen Dingen und überhaupt an der asiatischen Politik größeren Anteil haben als die übrigen europäischen Großmächte. In Frankreich hat die Sorge um die Sicherheit Französisch-Hinterindiens zeitweilig sehr lauten Ausdruck gefunden, und erst neuerdings scheint man den kommenden Dingen ruhiger entgegenzusehen. Ob auf Grund noch unbekannter Vereinbarungen mit England, wissen wir nicht, doch scheint es nicht unmöglich, daß ein Versicherungsvertrag abgeschlossen sein könnte. Überhaupt steht Frankreich heute weit mehr auf dem Boden seines Abkommens mit England, als auf dem der russischen Allianz. Diese hat einen mehr platonischen Charakter angenommen und ist neuerdings durch sehr lärmende und feindselige Kundgebungen gegen den Zaren persönlich arg kompromittiert worden. Nach außen hin wird das politische Interesse fast ganz von den marokkanischen Angelegenheiten absorbiert, die eine Wendung nehmen, welche der sogen. „pénétration pacifique" wenig günstig ist. Ein englischer Beobachter erklärt das aus der Vorstellung des Sultans von Marokko und seiner Ratgeber, daß man es jetzt mit Frankreich allein zu tun habe, da England ja ausdrücklich auf jedes Eingreifen verzichtet habe. Man fühle sich also stärker als vorher. Die Argumentation ist gewiß richtig, aber für Frankreich wenig erfreulich. Denn wenn es Gewalt anwenden sollte, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es an Stelle des durch Parteiungen und Bürgerkrieg zerrissenen Marokko, auf die geschlossene Kraft einer fanatisierten moslemischen Bevölkerung stoßen könnte. Aber daran scheint man heute nicht zu denken, denn die Parteikämpfe im Innern absorbieren eigentlich alles andere Interesse. Der Sturz von Combes am 17. Januar war nach Aufdeckung des schmählichen Delationswesens in der Armee zu einer sittlichen Notwendigkeit geworden. Seine Ersetzung durch Rouvier hat aber die sozialistische Färbung des Kabinetts nur wenig geschwächt und nach wie vor stehen „Katholiken" und „Freimaurer" wie in feindlichen Lagern einander gegenüber. Auch ist der Sieg der sozialistischen Intoleranz noch keineswegs entschieden; schon jetzt glauben wir die Anzeichen einer kommenden Reaktion zu erkennen und nichts scheint uns sicherer, als daß das Frankreich von heute nicht das Frankreich der Zukunft sein wird.

Am meisten berührt von den Entscheidungen am Schaho und vor Port Arthur ist natürlich England. Der mächtige russische Rival ist auf dem Festlande wie zur See erheblich geschwächt worden, ohne daß England eine Kanone zu lösen oder einen Penny aus seiner Tasche herzugeben gebraucht hätte. Auch war die Empfindung allgemein, daß die japanischen Siege englische Erfolge seien. Man hätte daraus den Schluß erwartet, daß die Stellung des Ministeriums Balfour, dem doch diese unblutigen Siege zu danken sind, außerordentlich gefestigt aus der Krisis hervorgehen müsse. War doch gleichsam beiläufig die glänzende Tibet-Expedition zum Abschluß gebracht, Afghanistan näher an England herangezogen und der englische Einfluß in Persien und im südlichen und östlichen Arabien wesentlich gesteigert worden. Aber das ist keineswegs der Fall gewesen; vielmehr kämpft Balfour zur Zeit um seine Existenz, und wenn, wie immer wahrscheinlicher wird, eine Auflösung des Parlaments erfolgen und Neuwahlen ausgeschrieben werden sollten, ist es sehr möglich, daß die Regierung einem liberalen Kabinett zufällt. Man nennt sogar den künftigen Prim Minister: Mr. Asquith, Campbell Bannerman oder Earl Spencer. Wir möchten aber nicht für diese Prophezeiungen einstehen; es spielt ein unberechenbarer Faktor mit: die englische Presse, die heute in den Händen von Syndikaten ist, die sich zu wirtschaftlichen oder politischen Zwecken zusammentun. Jedes dieser Syndikate — so charakterisiert das Journal des Débats diese Organisation — besitzt in London und in den Provinzen 5 bis 10 Zeitungen, die, obgleich sie an verschiedenen Orten erscheinen, derselben Direktive unterstellt sind, die gleichen Gedanken vertreten und dieselben politischen und wirtschaftlichen Thesen verteidigen. Die Provinzialblätter zitieren die Londoner Zeitungen und umgekehrt, und erwecken so die Vorstellung von einer Gedankengemeinschaft, wo durchaus entgegengesetzte Interessen vorliegen; so entstehen künstliche Strömungen der öffentlichen Meinung. Der nicht kundige Leser wird getäuscht, weil er nicht weiß, daß alle diese übereinstimmenden Urteile auf eine Quelle zurückgehen. Er ist wie der Zuschauer auf der Bühne, an dem eine Armee vorüberzieht die aus nur 20 Figuranten besteht, welche immer wiederkehren.

Wie kann man, so schließt das Journal des Débats, unter solchen Umständen von einer Kontrolle durch die Presse reden?

Man sieht, wie schwer es ist, zu einem Urteil über die tatsächlichen Stimmungen Englands zu gelangen.

Trotzdem halten wir es für sicher, daß man in England beginnt, sich über die allzu großen Erfolge Japans zu beunruhigen und daß gerade hier der Punkt ist, der dem Ministerium Balfour zum Vorwurf gemacht wird. An die Stelle der russischen Kriegsflotte in Ostasien, die unbequem geworden war, ist eine andere mächtigere getreten, und wer vermag vorherzusehen, wohin der japanische Ehrgeiz sich in Zukunft wendet. So wird jener Gedanke einer englisch-französisch-russischen Verständigung trotz allem wieder lebendig.

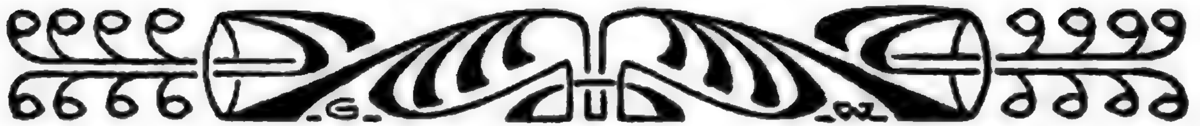
Was aber Rußland selbst betrifft, so treten dort die Sorgen der auswärtigen Politik vor den Leidenschaften zurück, welche die inneren Verhältnisse

wachgerufen haben. Man darf sich darüber nicht täuschen, daß die Arbeiterrevolution mit ihrem nur zu geringerem Teil wirtschaftlichen, zum größeren politischen und geradezu revolutionären Programm, nicht mehr bedeutet, als ein bloßes Symptom tiefgehender allgemeiner Unzufriedenheit. Man konnte die Arbeiterrevolte niederschlagen und hat es bereits mit Ausnahme von Polen fast überall getan, aber die Ideen, welche sie als Werkzeug der vor und hinter ihr stehenden Elemente durchzuzwingen versuchte, lassen sich weder erschlagen noch wegwischen wie eine überflüssig gewordene Kreideschrift. Sie wurzeln tief im allgemeinen Bewußtsein, das den Übergang Rußlands in die Bahnen eines Rechtsstaates verlangt. Wäre es nur das, so ließe sich hoffnungsvoll in die Zukunft blicken, da der Zar offenbar entschlossen ist, zu gewähren, was sich irgend mit dem Begriff der Selbstherrschaft vereinigen läßt, wie die Tradition der Familie, namentlich Nikolaus I. und Alexander III. ihn festgestellt und praktisch durchgeführt haben. Dagegen aber wirken zwei Faktoren: einmal der tief gewurzelte Glaube, daß keine Reform wirksam sein werde, wenn nicht im Prinzip der Absolutismus beseitigt werde, d. h., wenn nicht aus dem absoluten ein konstitutioneller Herrscher geworden ist, zweitens aber ist es die wohlorganisierte sozial-revolutionäre Propaganda, die überhaupt nicht transigieren will, und die sich ihre politischen Ideale aus den äußeren Formen des französischen Staatslebens holt. Da die Übertragung einer französischen Verfassung auf russischen Boden sich kurzweg als ein Nonsens bezeichnen läßt, jene revolutionären Elemente aber an ihre Ideale glauben und um sie zu verwirklichen, vor keinem Mittel zurückscheuen, stehen wir aller Wahrscheinlichkeit wieder vor einer Ära von Attentaten.

Das alles ist höchst traurig und wirkt lähmend auf alle Verhältnisse des inneren Lebens der Nation zurück. Es ist eine Art Chaos, dem wir im heutigen Rußland gegenüberstehen und die Staatsmaschine müßte ganz ins Stocken geraten, wenn die viel geschmähte Administration bei all ihren Sünden nicht auch ein redliches Stück Arbeit leistete. Oft recht brutal und willkürlich, aber immerhin, es ist die Arbeit, die den Staat lebendig erhält.

Daß diese Verhältnisse die Kraft Rußlands im Kriege mit Japan erheblich schwächen, ist offenkundig. Scheint auch die mandschurische Armee von der in einzelnen Truppenteilen vorhandenen meuterischen Gesinnung nicht angesteckt zu sein, so ist diese Gesinnung bei der Aushebung der Reservisten um so deutlicher zu Tage getreten. Trotz alledem kann von einem bald bevorstehenden Frieden noch keine Rede sein. Ein großer Sieg der Russen in der Mandschurei könnte ihn bringen und in der Umgebung des Zaren setzt man auch seine Hoffnung darauf. Man hofft auch auf Erfolge des Admirals Roschestwenski. Beides ist unsicher und, wie die Verhältnisse liegen, nicht einmal wahrscheinlich. Aber unmöglich ist es nicht, und ist erst der Friede da, so wird die Reformbewegung mit unwiderstehlicher Kraft sich in den Vordergrund drängen. Wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß der Zar ihr dann bereitwillig entgegenkommt.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

14. Februar 1905.

Die großen Fragen, die nun seit Jahren den Angelpunkt unserer inneren Politik bilden, sind in dem Zeitabschnitt, der hier zu besprechen ist, vor die letzte Entscheidung gestellt. Über die Handelsverträge wird jetzt im Reichstag beraten; die Kanalvorlage ist im preußischen Abgeordnetenhause bereits angenommen worden, und nur die Entscheidung des Herrenhauses steht noch aus. Während sich aber diese wichtigen parlamentarischen Verhandlungen vorbereiten, ist unser Wirtschaftsleben durch eine große Bewegung erschüttert worden, die nicht nur unmittelbar verhängnisvolle Wirkungen ausgeübt hat, sondern auch sozial-politisch von der größten Bedeutung geworden ist. Wir meinen den großen Streik im Ruhrkohlenrevier.

Legt man ausschließlich den wirtschaftlichen Maßstab an, so könnte man sich auf das Bedauern beschränken, daß das Nationalvermögen durch diesen Streik in sehr erheblichem Umfange geschädigt worden ist. Politisch aber gehen die Wirkungen der Bewegung sehr viel tiefer. Vor einem Jahre hatten wir uns mit dem großen Textilarbeiterausstand in Crimmitschau zu beschäftigen. Der Vergleich beider Bewegungen zeigt, wie wenig angebracht es ist, dergleichen Vorgänge nach einem Schema und einer Schablone zu beurteilen. Der Crimmitschauer Ausstand beruhte darauf, daß eine ursprünglich geringfügige Meinungsverschiedenheit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch sozialdemokratische Agitation zu einem großen Kampfe aufgebauscht wurde, der nichts weiter darstellte, als eine mit großer Frivolität unternommene Kraftprobe sozialdemokratischer Tendenz. Im Ruhrkohlenrevier aber lag die Sache anders. Hier gingen die Meinungsverschiedenheiten zwischen Arbeiterschaft und Zechenbesitzern viel tiefer. Mißstände ernsterer Art waren es, die eine gewaltige Erregung in der Arbeiterschaft hervorgerufen hatten. Die Stilllegungen der Zechen, jene Maßregeln, deren sozialpolitisch hochbedenklicher Charakter früher schon an dieser Stelle hervorgehoben wurde, ferner ungebührliche Behandlung der Arbeiter durch die Zechenbeamten, Härten bei der Abnahme des geförderten Materials, besonders die rücksichtslose Handhabung des sogenannten „Nullens“ der Wagen, — das alles hatte jene hochgradige Erbitterung veranlaßt, die bei dem ersten Anlaß zum Ausbruch kommen mußte. Ein solcher Anlaß wurde gegeben durch neue Anordnungen

über die Verlängerung der Seilfahrt, durch die die Arbeiter in das Innere der Gruben und zurück befördert wurden. Diese Anordnungen waren gleichbedeutend mit einer Verlängerung der Arbeitszeit, über die die Arbeitgeber, als ob das etwas selbstverständliches sei, glaubten verfügen zu können, um sich selbst Kosten und Unbequemlichkeiten zu sparen. Die angesammelte Erregung der Arbeiterschaft suchte jetzt einen Ausweg, und so wurde der Streik beschlossen, obwohl die Führer sämtlicher Arbeiterorganisationen in der richtigen Erkenntnis der Aussichtslosigkeit der Bewegung eifrig davon abrieten. So schien es, als ob gleich zu Anfang die Arbeiterführer die Herrschaft über die Massen verloren hätten. Lebhaft setzte zugleich die Agitation der sozialdemokratischen Parteileitung ein, um das Wasser dieser Bewegung auf die Mühlen der Partei zu leiten. Aber die Bergarbeiter bereiteten den übelwollenden Beurteilern eine Enttäuschung. Waren sie auch gegen den Willen ihrer Führer in den Streik eingetreten, so hielten sie doch von diesem Augenblicke an musterhafte Disziplin. In der von ihnen eingesetzten Siebenerkommission arbeiteten die Vertreter der verschiedenen Organisationen, sozialdemokratischer und christlicher, einträchtig zusammen, nahmen gewissenhaft die Interessen der Arbeiter wahr und schoben alle nicht zur Sache gehörigen Parteibestrebungen beiseite. Es will etwas heißen, wenn in einer Bewegung erregter, von materieller Not bedrohter Massen, die den Boden des formellen Rechts bereits verlassen haben, keine einzige Ausschreitung von irgendwelcher Bedeutung zu verzeichnen ist.

Unstreitig hat diese besonnene Haltung der Streikenden viel dazu beigetragen, ihnen die Sympathien der unbeteiligten Kreise zu erwerben. Bei keiner Ausstandsbewegung der letzten Jahre hat sich die öffentliche Meinung bis in die höchsten Kreise hinein so offen auf die Seite der Arbeiter gestellt, wie diesmal. Aber die ausgezeichnete Disziplin der Arbeiter war doch nicht der einzige Grund dafür. Sie bildete nur die Brücke, um politisch Denkenden deutlicher zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich hier nicht um zufällige Regungen einer Unzufriedenheit handelte, über deren Berechtigung man verschiedener Meinung sein kann, sondern um ein Prinzip, das sich mit der Unabwendbarkeit einer natürlichen geschichtlichen Entwicklung Geltung erkämpft. Deshalb ist das allgemeine Urteil auch mit milder Schonung und leicht gewährter Verzeihung über das einzige Unrecht hinweggegangen, dessen sich die Bergarbeiter schuldig gemacht haben, nämlich den Kontraktbruch. Es bleibt dies ein Umstand, den jeder Freund einer festen Rechtsordnung immer auf das Lebhafteste bedauern muß. Aber mit Recht hat man hier den Arbeitern mildernde Umstände zugebilligt. Wenn sie in ihrer eigentümlichen Lage überhaupt durch einen Streik dem Gefühle erlittenen Unrechts Ausdruck geben wollten, so konnten sie kaum die Kündigungsfrist innehalten, ohne ihre Lage von vornherein noch aussichtsloser zu gestalten. Außerdem mochten sie wohl in dem guten Glauben sein, daß die Arbeitgeber, wenn sie auch formell korrekt gehandelt hatten, doch durch die Verlängerung der Seilfahrt früher gegebene Zusagen, auf denen das ganze Kontraktverhältnis ruhte, ihrerseits gebrochen

hatten. Immerhin kommen streng denkende Beurteiler schwer über den Kontraktbruch hinweg. Aber da waren es die Arbeitgeber selbst, die im Verlauf der Bewegung sich dieses zu ihren Gunsten sprechende Moment verscherzten, indem sie dem vermittelnden Eingreifen des Staats trotzigen Widerstand und die Weigerung entgegensetzten, mit den Arbeitern direkt zu verhandeln. Damit schien die Rechnung auch nach dieser Richtung hin ausgeglichen.

Man kann gewiß nicht sagen, daß in der öffentlichen Meinung gegen die rheinisch-westfälischen Zechenbesitzer ein Übelwollen in größerem Umfange bestand. Zwar hat die lebhaftere Erörterung der Syndikatsfrage und noch mehr die Angelegenheit der Zechenstillegungen ein gewisses Mißtrauen gegen die Selbstherrlichkeit und Rücksichtslosigkeit dieser Gruppe der Großindustrie erzeugt. Andererseits aber zollen alle besonnenen Beurteiler dieser Verhältnisse der außerordentlichen persönlichen Energie und großartigen Geschäftstüchtigkeit dieser Unternehmer, denen unsere Volkswirtschaft überaus viel verdankt, volle Anerkennung. Nichts würde auch verkehrter sein, als in dem Selbstbewußtsein und dem unbeugsamen, harten Herrentum der Arbeitgeber lediglich tyrannische Gelüste oder gar die Freude am Leuteschinden zu sehen. Vielmehr liegt die Sache so, daß ein stets wachsender Bruchteil unserer urteilsfähigen Volkskreise nur deshalb gegen sie Partei nimmt, weil immer mehr das Bewußtsein durchdringt, daß sie ein unhaltbares Prinzip vertreten.

Dieses Prinzip ist die alte Auffassung von dem absoluten Recht des Unternehmers, soweit es sich mit der Ausübung des Eigentumsrechts deckt. Diese Auffassung läßt sich etwa in die Sätze zusammenfassen: „Mit meinem Gelde kann ich machen, was ich will“, und: „In meinem Unternehmen muß ich Herr sein“. Man hält diese Grundsätze um so zäher fest, als sich vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt wenig dagegen einwenden läßt. Es ist ja gar kein Zweifel, daß in der straffen Konzentration der Leistung, die durch die Einheit eines starken Willens erreicht wird, eine Gewähr für Mehrleistungen und stärkere Ausnutzung aller sich bietenden Aussichten gegeben ist. Auch liegt das oft gehörte Argument nahe: Wenn wir den Unternehmer in seiner Verfügungsfreiheit beschränken, so verliert er die Lust und den eigentlichen Ansporn, seine ganze Kraft einzusetzen, und den Schaden trägt die deutsche Volkswirtschaft.

Die Politik muß trotzdem ein großes Fragezeichen dazu machen. So einfach und bequem liegt für den Politiker die Sache nicht, daß er seine Aufgabe mit der Mehrung des materiellen Nationalvermögens für abgeschlossen halten kann. Das Gemeinwohl ist ein komplizierterer Begriff; es umfaßt moralische Werte und Möglichkeiten, Imponderabilien der verschiedensten Art. Der Unternehmer braucht zur Ausführung seines Werkes Menschenkräfte, und er verfügt somit auch über Menschenschicksale. Darin liegt kein Bedenken, so lange man annehmen kann, daß die sittliche Persönlichkeit des Arbeitgebers, wie sie sich aus eigenem Bedürfnis und Verantwortungsgefühl, sowie unter der Wirkung der allgemeinen Landesgesetze betätigt, wirklich noch für die Aufgaben einstehen kann, die ihr aus

den menschlichen Beziehungen zu ihren Arbeitern erwachsen. Aber der größte Teil unserer Großindustrie ist aus diesen Verhältnissen längst herausgewachsen, und die großartigsten Wohlfahrtseinrichtungen können nichts daran ändern, daß das Verfügungsrecht einzelner über Tausende die Grenze erreicht hat, wo das persönliche Moment — die eigentliche sittliche Grundlage — notwendig ausscheidet und das allein übrig bleibende formelle Rechtsverhältnis sich nicht mehr mit dem Prinzip des modernen Staates verträgt, der nur freie, gleichberechtigte Staatsbürger kennt. Darum muß eben das Kontraktverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit diesen Grundsätzen in Einklang gebracht werden. Das ist die schwierige, aber nicht aussichtslose Arbeit der heutigen Sozialpolitik, die ihren Weg gehen muß, ohne sich durch die revolutionäre Sozialdemokratie und deren scheinbar gleiches Ziel verlocken, noch durch die Furcht vor der Sozialdemokratie hemmen zu lassen.

Man kann sagen, daß die ganze weltgeschichtliche Entwicklung in solchen Umbildungen ursprünglich vollberechtigter und allgemein anerkannter Rechtsverhältnisse besteht, die im Lauf ihres Bestehens unter den Fortschritten der Kultur und den dadurch bedingten Neubildungen eben einmal die Grenze erreichen, wo sie anfangen gegen ein höheres Recht zu verstoßen. Immer stützt sich das Alte auf sein formelles, historisches Recht, das so lange gegolten hat und nun auch noch länger gelten soll, widrigenfalls die Welt aus den Fugen geht. Und doch ist dieses unumstößliche, selbstverständliche Recht, neben dem in den Köpfen seiner Vertreter nichts anderes Raum hat, gleichfalls einmal ein „revolutionärer" Gedanke gewesen in den Augen der Vertreter einer noch älteren sozialen Ordnung, die auf ihr gutes Recht gestützt unter denselben Schmerzen fallen mußte und die Überzeugung mitnahm, daß nun das Ende aller Dinge gekommen sei. Ja, die Nachwelt würdigt kaum noch, daß jenes Alte, das dem siegreichen Neuen Platz machen muß, jemals Recht gewesen ist. Die volkstümliche Geschichtsschreibung behandelt noch heute die ständischen Verteidiger der alten mittelalterlichen Rechtsordnung gegen die absolute Fürstenmacht als „Rebellen", obwohl doch das geltende Recht auf ihrer Seite war, und sie preist die Fürsten, die jenes mittelalterliche Recht gewaltsam zerbrachen. Und das mit gutem Grund, da die alte Form sich mit neuen Kulturbedürfnissen nicht mehr vertrug und entartet war und die Zeit eine neue Staatsform erforderte. Den späteren Geschlechtern aber erschien der absolutistische Staat bereits als der allein berechtigte und notwendige, der von jeher dem göttlichen Willen entsprechende, und als die Verfassungsbewegung einsetzte, erschien es den Anhängern der bestehenden Ordnung undenkbar, daß — um die bekannten Worte Friedrich Wilhelms IV. zu gebrauchen — „sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren". Nun, diese geschriebenen Blätter sind da und haben die Monarchie nicht erschüttert. Noch niemals hat in deutschen Landen das monarchische Prinzip so fest gestanden, wie heute,

obwohl zu unserer Väter Zeit hervorragende Staatsrechtslehrer das konstitutionelle Königtum für eine Lüge erklärten. Einst galt es für einen Frevel, das monarchische Recht im Widerspruch mit den geschichtlich überlieferten Anschauungen einzuschränken, und heute teilen die Monarchen allgemein das Recht der Gesetzgebung mit den Vertretern ihres Volkes. Und wie das unantastbare Recht der Fürsten von Gottes Gnaden sich den Erfordernissen einer neuen Zeit anpassen mußte, so muß auch das Eigentumsrecht einer Privatperson an den Grenzen aufhören, wo die Konflikte mit dem anerkannten Selbstbestimmungsrecht aller Staatsbürger beginnen.

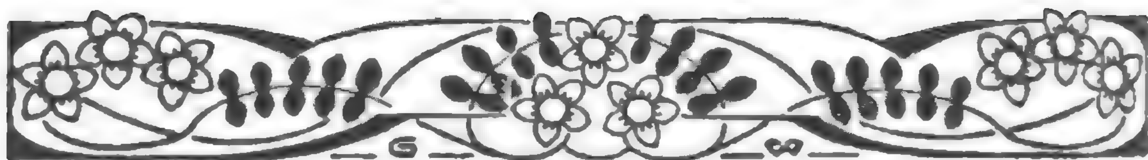
Auf diesen Standpunkt hat sich auch die Regierung gestellt, als sowohl im Reichstage wie auch im preußischen Abgeordnetenhause über den Streik verhandelt wurde. Besonders hat der Reichskanzler Graf Bülow darüber keinen Zweifel gelassen. Selbstverständlich mußte die Regierung einen streng neutralen Standpunkt einnehmen. Sowie sie einerseits die Beschwerden der Bergleute gewissenhaft prüfte, so durfte sie andererseits den Kontraktbruch nicht entschuldigen und mußte sehr ernsthaft auf die Wiederaufnahme der Arbeit hinwirken. Sie ist auch vorläufig nicht auf den Wunsch eingegangen, die Frage reichsgesetzlich zu regeln. Aber die preußische Regierung wird, was sehr bemerkenswert ist, in kürzester Frist eine Novelle zum Berggesetz dem Landtage vorlegen, worin die wesentlichen Forderungen der Bergarbeiter bewilligt werden. Inzwischen haben die ausständigen Arbeiter zum allergrößten Teil die Arbeit wieder aufgenommen, und man kann nur den Wunsch hegen, daß nun auch die Arbeitgeber der Lage Verständnis entgegenbringen und ihren Sieg nicht mißbrauchen möchten. Die Arbeiter aber werden hoffentlich daraus die Lehre ziehen, daß nicht auf revolutionärem Boden ihr Weizen blüht, sondern daß sie bei dem Staat in der Wahrnehmung ihrer Rechte immer den besten und mächtigsten Bundesgenossen finden.

Das Abgeordnetenhaus hat, wie schon erwähnt, glücklich die Kanalvorlage angenommen; damit ist, wie sich Minister v. Rheinbaben neulich ausdrückte, die Kanalstreitaxt endlich begraben. Die wasserwirtschaftlichen Vorlagen der Regierung haben dabei freilich zuletzt eine Gestalt angenommen, die den meisten wirklichen Freunden des ursprünglich geplanten Mittellandkanals nur wenig Freude macht. Aber schließlich geht es nun einmal nirgends ohne Kompromisse. Man muß froh sein, daß ein Weg gefunden wurde, auf dem sich eine Mehrheit zusammenfinden konnte, sodaß die grundsätzlichen Gegner des Unternehmens das Zustandekommen nicht mehr hindern konnten.

Der Reichstag hat einen Teil der zweiten Lesung des Etats hinter sich gebracht, doch ist es besser, das Wesentliche dieser Verhandlungen später im Zusammenhange zu besprechen. Alle diese Beratungen treten jetzt zurück hinter der Erledigung der neuen Handelsverträge, die nach dem endlich erreichten Abschluß mit Österreich-Ungarn Ende Januar veröffentlicht und dem Reichstag zugegangen sind. Die neuen Verträge mögen ihre Mängel haben, — dafür sind es eben Verträge, d. h. Abmachungen, die nur dadurch zustande kommen können,

daß beide Vertragschließende von ihren widerstreitenden Interessen etwas opfern. Wer aber in Würdigung der vorhandenen Möglichkeiten sich vor Illusionen hütet und wer nicht etwa von Partei wegen auf einseitige Wünsche und Hoffnungen festgelegt ist, der wird sagen müssen, daß von deutscher Seite in den neuen Verträgen erheblich mehr erreicht worden ist, als nach den gegebenen Grundlagen, d. h. nach den Capriviverträgen und den daraus entwickelten Verhältnissen, erwartet werden konnte. Es ist nicht denkbar, daß der Reichstag dieses mühsam zustande gebrachte, gewaltige Werk aus parteipolitischem Eigensinn in frivoler Weise gefährden könnte. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Reichstag keine Änderungen vornehmen kann, sondern nur ein Ja oder Nein zu sprechen hat. Das liegt so klar auf der Hand, daß man meinen sollte, der Reichstag habe ein Interesse daran, dies auch äußerlich würdig zum Ausdruck zu bringen, indem er nach kurzer Beratung seine Zustimmung gibt, ohne sich durch eine Einzelberatung lächerlich zu machen, die doch nur Formalität sein kann. Dazu würde freilich ein Reichstag gehören, der ein sichereres Gefühl für wirkliche Würde und für die wahre Bedeutung seiner Aufgaben hat. Einen solchen Reichstag haben wir bekanntlich nicht; hier steht alles unter dem Zeichen der Kleinlichkeit und Unterwertigkeit. So sollen denn auch die Handelsverträge einer Kommissionsberatung unterworfen werden. Der Reichstag gleicht darin jenen beschränkten Leuten im Privatleben, die es niemals wagen, frei nach den Umständen zu handeln, da sie stets von der Angst verfolgt werden, durch Abstandnahme von irgend einer Förmlichkeit ihrer Würde etwas zu vergeben. Eine Gefahr für das Zustandekommen der Handelsverträge sehen wir freilich darin nicht. Dagegen stimmen werden wohl nur die Sozialdemokraten, die sich dieses Vergnügen leisten können, weil sie wissen, daß es sich nur um eine Demonstration handelt. Die Agrarier, die sich in ihrer Presse sehr ungeberdig gestellt haben, sind im Grunde, wie die Jahresversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch gezeigt hat, ganz wohl zufrieden; jedenfalls werden die Reichstagsabgeordneten, die mit praktischer Landwirtschaft zu tun haben, sich hüten, „Nein" zu sagen. Als eine Partei, die den Beruf in sich fühlt, jede Abweichung von der bisherigen Handelspolitik zum Vorteil der Landwirtschaft in den Abgrund zu verdammen, ist ferner die freisinnige Vereinigung zu nennen. Aber ihr Redner, der Abgeordnete Gothein, der sich neulich gegenüber der überlegenen Sachkenntnis des Grafen Posadowsky eine schwere Niederlage holte, sprach doch so unsachlich übertreibend, daß man daraus mehr den Ausdruck des Ärgers über ein verlorenes Spiel, als die Entschlossenheit zur Opposition entnehmen konnte. So werden wir hoffentlich bald die neuen Handelsverträge als ein abgeschlossenes Werk begrüßen können.





Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

V.

Bernhardine Schulze-Smidt, Magnus Collund, das Schicksal einer Liebe. — Frieda Freiin von Bülow, Im Zeichen der Ernte, italienisches Landleben von heute. — Ricarda Huch, Seifenblasen, drei scherzhafte Erzählungen.

Die Entwicklung des deutschen Frauenromans darzustellen, würde eine höchst fesselnde und lohnende Aufgabe sein. Natürlich genügte es da nicht, die Verfasserinnen von Romanen, die einmal berühmt und vielgelesen gewesen sind, nacheinander aufzuzählen, man müßte versuchen zu zeigen, wie der Frauenroman seinerzeit mit Notwendigkeit hervortrat, und wie er sich ganz gesetzmäßig, wahrscheinlich halb im Gefolge des Männerromans, halb im Gegensatz zu ihm, fortpflanzte. Das steht jedenfalls für mich fest, daß er in Geltung und Verbreitung mit den Männerromanen seit hundert Jahren ziemlich regelmäßig abgewechselt hat, daß bald die Männer und bald die Frauen auf dem Gebiete des Romans herrschten. Im Zeitalter der Klassik überwogen die Männer, wie ja schon die bloße Nennung der Namen Goethe und Jean Paul beweist. Während der Romantik spielten aber auch die Frauen bereits eine große Rolle, Dorothea Schlegel, Sophie Tieck, Karoline Fouqué, Therese Huber usw. sind wohl kaum viel weniger gelesen worden als ihre Männer oder Brüder. Wiederum bedeuten die Zeiten der Scottnachahmung die Männerherrschaft: Willibald Alexis, Karl Spindler, Sealsfield und wie die Autoren des historischen und ethnographischen Romans alle heißen, sind sicherlich mehr als Henriette von Paalzow und die anderen gleichzeitigen Frauen. Das junge Deutschland verhilft wieder den Frauen zur Gewalt: von Rahel und Bettina ganz abgesehen, die Hahn-Hahn, Fanny Lewald und zahlreiche andere schreibende Damen gehen über die Gutzkow (dessen große Romane ja in eine spätere Zeit fallen) und Sternberg in mancher Beziehung hinaus. Dagegen bedeuten im Blütezeitalter des Realismus, in den fünfziger Jahren, wo außer den älteren Alexis, Gotthelf, B. Auerbach, A. Stifter, K. v. Holtei die jüngeren Otto Ludwig, Gustav Freytag, Fritz Reuter, Theodor Storm, Gottfried Keller, J. V. Scheffel, W. Raabe, Spielhagen und so fruchtbare und gewandte Unterhalter wie Edmund Hoefer, Levin Schücking, Fr. W. Hackländer, Friedrich

Gerstäcker usw. schreiben, die Frauen wieder nicht allzuviel. Ihre Zeit kommt abermals nach der Mitte der sechziger Jahre, das Reich der Marlitt, Werner, Heimburg, dann der Ossip Schubin und Nataly von Eschstruth beginnt, es sind aber auch so mächtige Talente wie Luise von François und Marie von Ebner-Eschenbach da. Unser letzter Sturm und Drang will um die Mitte der achtziger Jahre das Weiberregiment brechen, aber es gelingt ihm keineswegs: kommen auch Erzähler wie Theodor Fontane, Heiberg, Kretzer, Sudermann, Heinz Tovote, Ompteda, W. v. Polenz jetzt empor, das große Publikum beherrschen doch immer noch die Frauen, man darf auch sagen, der Durchschnittsfrauenroman ist besser als der Durchschnittsmännerroman: Bertha von Suttner, Emil Marriot, vor allem Johanna Niemann, Bernhardine Schulze-Smidt, Ida Boy-Ed, Frieda von Bülow, dann auch die stärkeren Helene Böhlau, Gabriele Reuter, Clara Viebig erlangen ihren wohlverdienten Ruf und werden überall gelesen — von zweifelhafteren Erscheinungen wie der Verfasserin der „Berliner Range" noch ganz abgesehen. Erst in den letzten Jahren, mit dem Erfolg des „Jörn Uhl" tritt der Frauenroman wieder etwas mehr zurück, und der jetzt herrschende biographische Roman ist wesentlich von Männern geschrieben.

Im allgemeinen ist gegen die Herrschaft des Frauenromans nicht viel einzuwenden, eben da sie sich auch ganz natürlich macht. Bekanntlich haben wir Deutschen keinen nationalen Romanstil, ungeheure Unterschiede bedeuten gerade hier die Werke unserer Großen: Goethe und Jeremias Gotthelf, Jean Paul und Otto Ludwig, Gottfried Keller und Gustav Freytag. Der Roman ist aber auch so etwas wie eine soziale Institution, und da die Frauen mehr soziale Wesen sind als wir Männer, so haben sie bei ihm große Chancen. Selbstverständlich, die große Dichterin, wie George Sand, George Eliot, auch Marie von Ebner (obschon diese mehr Erzählerin als Dichterin ist), wird vor allen Dingen immer ihre eigene Welt offenbaren, genau so wie der große Dichter, und je mehr sie sie selbst und Weib ist, um so besser. Der Durchschnitt jedoch charakterisiert uns die Gesellschaft und zwar wieder für die Gesellschaft, und da kommen denn nun freilich andere Eigenschaften in Betracht als Originalität um jeden Preis. Nicht, daß ich die Konventionalität für eine unvermeidliche Schwäche des Frauenromans hielte, nein, nicht immer herrschen die Marlitt und die Werner, der gute Blick der Frauen für ihre Umgebung befähigt sie im Gegenteil recht wohl zum realistisch-selbständigen Roman. Aber die großen Schlachten der Menschheit werden im allgemeinen im Frauenroman nicht geschlagen, selbst dann nicht, wenn die Verfasserinnen darauf ausgehen; nicht einmal die den Frauen am nächsten liegende, die Frauenfrage, ist durch den Frauenroman irgendwie der Lösung näher gebracht worden. Aber für das Bild der Zeit ist der Frauenroman sehr oft geradezu wesentlich, ist es selbst dann, wenn die Frauen unter dem stofflich-geistigen und stilistischen Einfluß größerer männlicher Autoren stehen. So genügt es beispielsweise für die Zeit der achtziger und neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts nicht, die Romane und Dramen der naturalistischen Dichter zu studieren, diese

ergeben ein sehr einseitiges Bild, unbedingt muß der gleichzeitige Frauenroman hinzugezogen werden. Und damit wären wir denn nun zu den Autorinnen gelangt, denen unser heutiger Bericht gewidmet sein soll: zu Bernhardine Schulze-Smidt und Frieda von Bülow, die im Bunde mit Ida Boy-Ed zweifellos den Durchschnitt des Frauenromans jener Zeit und vielleicht noch unserer Tage repräsentieren.

Ich gebrauche den Ausdruck „Durchschnitt" nicht etwa in einem geringschätzigen Sinne. Nein, ich weiß recht wohl, daß die drei Autorinnen ihre Erfolge vor allem dadurch erreicht haben, daß sie über den früher üblichen Durchschnitt hinauskamen. Ihre Werke überragen fast alle unbedingt den Durchschnitt des bis dahin herrschenden Familienblattromans, sind wirkliche Literaturwerke; seit dem Auftreten dieser und einiger anderer Schriftstellerinnen haben wir einen deutschen Unterhaltungsroman, der wirklich lesenswert ist, und der Abstand, der unsere Romane von den französischen und englischen trennte, ist fast ganz verschwunden. Das sagt nicht wenig. Aber freilich, Werke mit großen Lebenswerten, standard-works unserer Literatur, die man kennen muß, die nicht veralten, sind die Romane der drei freilich nicht, und in diesem Sinne darf man bei ihnen allerdings von Durchschnitt reden. Bernhardine Schulze-Smidt ist mir die liebste von den dreien: Sie wurzelt am festesten im Erdboden, in dem ihrer bremischen Heimat und ihr sonst vertrauter deutschen Lande, und einige ihrer Werke wie „In Moor und Marsch" und „Eiserne Zeit" gehören zu den besten der geschichtlichen Heimatkunst. Im Gegensatz zu ihr liebt Frieda von Bülow trotz ihrer ausgesprochen nationalen Gesinnung die internationalen Stoffe und hat den deutschen Kolonialroman mit begründet. Ida Boy-Ed endlich pflegt mit Vorliebe die Problemromane. Für eine eingehendere Vergleichung der drei Schriftstellerinnen ist hier natürlich nicht Raum.

Das neue Werk von Bernhardine Schulze-Smidt, „Magnus Collund. Das Schicksal einer Liebe" (Dresden, Karl Reißner) hat seinen Schwerpunkt in der stimmungsvollen Durchführung der Liebesszenen, wie sie eben ein Anschmiegen an den Boden, auf dem die Geschichte spielt, ermöglicht. Es ist das östliche Westfalen bei Bad Driburg, später die ostholsteinische Seengegend bei Ploen und Preetz. Doch sind auch die Charaktere, sowohl die der Haupt- wie die der Nebenpersonen interessant genug, das Liebespaar Magnus Collund und Rixa Baronesse Brembt vor allem. Er ist ein schleswig-holsteinischer Inselfriese (aufrichtig gestanden, mir werden die schleswig-holsteinischen Helden seit Jörn Uhl schon ein bißchen unheimlich), Theologe, sie Aristokratin durch und durch, und daß sie, nachdem sie sich bereits gefunden, auseinandergehen, weil er nicht Pastor, sondern seinem inneren Berufe nach Lehrer werden will, ergibt den Konflikt des Romans, der dann freilich ausgeglichen wird. In dem Konflikt oder vielmehr seiner Durchführung liegt die Schwäche des Werkes, ein Mädchen wie Rixa Brembt unterliegt, nachdem sie die Liebe bereits genossen, nicht mehr der „Kleideranbetung", wie die Verfasserin selber sagt, der Konflikt mußte tiefer aus den Naturen der beiden herausgeholt werden, wozu doch nur Ansätze gemacht werden. Aber es ist zweifellos Poesie in

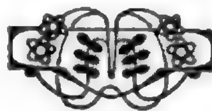
dem Werke, Poesie in dem Verhältnis des Hauslehrers Collund zu seinen Schülern, zur Natur des westfälischen Landes, wie gesagt, vor allem in den Liebesszenen, die leidenschaftlich und doch zart sind. Und das Milieu des westfälischen Adels und für ihn charakteristische Gestalten sind auch gut gegeben. Man liest das Werk gern, selbst wenn man die hier und da auftretende neumodische „Übercharakteristik" („Nur ein auslaufender Farbenrand davon, von der Abendröte nämlich, f a s e r t e sich noch bis zum Gitterfenster hin") nicht sonderlich liebt.

Frieda Freiin von Bülow führt uns, wie der Nebentitel ihres Werkes „Im Zeichen der Ernte. Italienisches Landleben von heute" (ders. Verlag) anzeigt, diesmal nach dem glücklichen Hesperien und wirkt vor allem stofflich interessant. Wir Deutschen wissen im allgemeinen, daß es mit dem italienischen Adel nicht zum besten steht, und daß die Agrarverhältnisse in dem schönen und fruchtbaren Lande nicht die besten sind — damit hört unser Wissen aber auch auf. Nun wird ja Frieda von Bülow nicht gerade eine nationalökonomische Autorität und ein statistisch belegtes Werk über die betreffenden italienischen Verhältnisse würde ja zweifellos unterrichtender sein; immerhin aber gibt der Roman einer gescheiten und erfahrenen Frau, die weit herumgekommen ist, doch jedenfalls viel richtige Anschauung, und so habe ich, was sie über das Verhältnis der Gutsherrschaft und Bauern, den Anbau, die Erntesitten und dergleichen beibringt, mit Vergnügen gelesen und meine Kenntnisse vielfach erweitert und bereichert. Daß die italienischen Bauern bereits Dampfdreschmaschinen benutzen, glaubte ich beispielsweise nicht. Der Roman spielt in den Marken an der Küste des adriatischen Meeres, einmal kommt man auch in die Abruzzen — inwieweit er so für ganz Italien charakteristisch ist, lasse ich dahingestellt. Noch mehr Vertrauen als zu den Agrarschilderungen der Freiin von Bülow habe ich zu ihren Gesellschaftsschilderungen: das Landleben der italienischen Provinz, die Nöte und Sünden des Adels wird sie im ganzen völlig den wirklichen Verhältnissen entsprechend herausgebracht haben — ein erfreuliches Bild erhält man eben nicht, im allgemeinen sind unsere deutschen Verhältnisse sicher nicht bloß glänzender, sondern auch gesünder. Doch ich vergesse, daß ich über einen Roman zu berichten habe. Nun, der eigentliche Roman fehlt nicht, er ergibt sich hauptsächlich aus dem Verhältnis der schönen und edlen Violante Bulgarini zu ihrem leichtsinnigen Gatten, den sie längst verlassen hat, und von dem sie doch nicht loskommt. Überhaupt spielt die Frauenfrage stark in den Roman hinein, eine Deutsche, Luise Kannabich, predigt ihrer Freundin Violante: „Solange die Frauen noch Ziel und Erfüllung ihres Daseins in der Liebe zum Manne sehen, wird ihnen die Liebesleidenschaft nur zu leicht zum Verhängnis. Ich selbst bin ja heilig überzeugt, daß die Unterwerfung des Weibes durch die Liebe zur Vollendung seines Wesens das beste tut. Aber die Leidenschaft, die allein jenes tiefste, freiwillige Aufgehenlassen des Ich in einem andern ermöglicht, darf, wenn sie uns fördern soll, doch nur ein Durchgangspunkt sein. Wir müssen den Mann als eine Station auf unserm Weg begreifen lernen, nicht als das Ziel des Weges. Das

ist gewißlich wahr! Und die entgegengesetzte Auffassung hat mehr Unheil angerichtet, als sich vor Gottes Richterstuhl verantworten lassen wird." Vernünftige Männer werden mit diesen Anschauungen gar nicht so unzufrieden sein, vorausgesetzt natürlich, daß bei der Frau das Kind den Mann ablöst, und daß nicht verschiedene Männerstationen beansprucht werden. Auf die Liebesleidenschaft allein ist ein Frauenleben gewiß nicht oder doch nur in seltenen Fällen zu stellen. — Der Roman ist ziemlich kunstlos hingeschrieben und hat gar keinen Aufbau, ganz zwanglose Übergänge, wirkt aber doch lebenswahr und lebensfrisch. — Von der Boy-Ed liegt mir zur Zeit kein neuer Roman vor, er wird ja aber nicht lange auf sich warten lassen. Denn alle diese drei Damen sind sehr fleißig.

Das ist seit einigen Jahren auch Ricarda Huch, die im Jahre 1892 durch den Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" berühmt wurde, in den engeren ästhetischen Kreisen wenigstens, und in den beiden letzten Jahren drei, vier Bücher veröffentlicht hat. Mit ihr kommen wir von den Unterhaltungsschriftstellerinnen zu den Dichterinnen: Unzweifelhaft, Ricarda Huch ist eine solche, mit Helene Böhlau die stärkste Natur unter der jüngeren Frauengeneration. Dabei steht sie in vollständigem Gegensatz zu Helene Böhlau, zu der sie sich ungefähr verhält wie der Symbolismus zum Naturalismus oder richtiger wie das wahrhaft Poetische im Symbolismus zu dem wahrhaft Poetischen im Naturalismus — begabte Frauen können der Poesie nicht in dem Maße ausweichen wie die Männer unter dem Einfluß ihrer Schultheoreme. Recht wohl weiß ich freilich, daß Ricarda Huch bis zu einem bestimmten Grade literaturhistorisch zu erklären ist: Sie kommt von der alten italienischen Novelle, von der deutschen Romantik und von Gottfried Keller her, hat sich einen künstlichen Stil (im weiteren und im engeren Sinne) geschaffen, der vor allem auch durch den Gegensatz zu dem dargestellten modernen Leben wirkt. Aber dieser Stil ist doch wieder ihr Eigen, und als Persönlichkeit bedeutet Ricarda Huch auch nicht wenig, weiter ist sie erfindungsreich, nur ganz zuletzt (daher auch der künstliche Stil) keine große Gestalterin. Aber unter ihren Zeitgenossen kommt sie mit und ist von großem Einfluß auf ihre Zeitgenossen gewesen: sowohl die realistischen „Buddenbrooks" wie der idealistische „Peter Camenzind" haben von ihr profitiert. Ihr letztes bedeutendes Buch war „Aus der Triumphgasse", seitdem geht es leider bergunter, und das neueste, die drei scherzhaften Erzählungen „Seifenblasen" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) sind, es tut mir leid, es rund aussprechen zu müssen, nichts. Da ist zunächst der „Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück", eine Behandlung des alten Themas, wie ein mauvais sujet durch Gunst der Umstände zum Heiligen der katholischen Kirche wird, wohlverstanden, obwohl er bis zuletzt in seinem Sündenleben beharrt. Aus diesem Stoff — daß ihn die katholische Kirche perhorresziert, kümmert uns zunächst nicht — kann wahrhaft genialer Humor, d. h. höchste und tiefste Weltanschauung, allerdings etwas machen, aber Ricarda Huch gibt leider nur Ansätze etwa im „Simplizissimus"-Geiste, zu dem dann wieder der Stil in unerträglichem Kontrast steht. Ich liebe Rabelais, aber

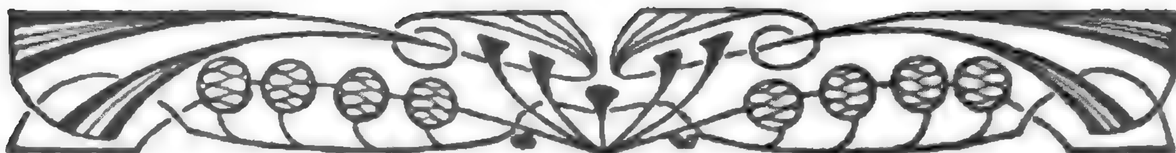
der „Simplizissimus“ ist mir immer ein Greuel gewesen: Leute, die geistig nie über eine unreife und unreine Blasiertheit hinausgekommen sind, sollen sich nicht als Humoristen aufspielen. Man braucht übrigens den „Wonnebald Pück“ nur mit seinem Gegenstücke, dem „schlimm-heiligen Vitalis“ Kellers zu vergleichen, und man sieht rasch, wo es fehlt, an der wahren künstlerischen Naivetät nämlich. Schade um die schön angelegte Gestalt der Lux, in der man noch etwas von der alten Ricarda Huch wiederfindet. Eine grenzenlose Nichtigkeit ist „Das Judengrab“, die dritte der scherzhaften Erzählungen. Dagegen steckt in „Bimbos Seelenwanderungen“ etwas (nämlich so ungefähr etwas Raabe in den Huch-Stil übersetzt), aber dies Stück ist ein Fragment und hat hier in den „scherzhaften“ Erzählungen gar nichts zu suchen. Die Erfahrung hätte also Ricarda Huch nun auch gemacht, daß man sich nicht ungestraft mit dem modernen radikalen Geiste einläßt, oder wenigstens, sie könnte sie, wenn sie Selbstkritik besitzt, gemacht haben. Freie Geister können wir Deutschen gar nicht genug haben, aber die aus der alten und der neuen Aufklärung erwachsene sogenannte „Freigeisterei“ hat niemals zu positiven Ergebnissen irgend welcher Art geführt. „Das trübe, matte, ärmliche, unnütze Freidenken Ersatz für alles, was sie vielleicht mehr brauchten — Herz! Wärme! Blut! Menschheit! Leben!“, rief schon Herder aus, und die neue Freigeisterei hat nicht etwa dadurch gewonnen, daß sie mit Gemeinheit und Frechheit — hier denke ich natürlich nicht an Ricarda Huch — versetzt worden ist.



Aus neuen Büchern.

„Es wird jetzt in Deutschland ein Kultus mit den bildenden Künsten getrieben, der vielleicht einen nahen Aufschwung vorbereitet. Die Sprache ist auch hier das empfindliche Barometer, das die kommende Kulturveränderung anzeigt. Kein Wort hört man so oft wie „künstlerisch“, es deckt jetzt eine ganze Kategorie von Begriffen, die früher unter allen möglichen Namen voneinander getrennt waren. Auch der Dichter läßt sich jetzt willig unter die Künstler einreihen, der doch sonst eine eigene, höhere Rangstufe beanspruchte. Einen Hellenen würde diese Gleichstellung empören, aber heute sind wir in einer anderen Lage. Vielleicht steht der bildenden Kunst jetzt eine besondere, schon ganz nahe Mission bevor: die übergewaltige materielle Welt, die eine geistesfeindliche Macht zu werden drohte, mit Seele und Rhythmus zu durchtränken und sie so für den Geist zu erobern — die Menschheit durchs Auge zum Idealismus zurück zu verführen.“

Aus: Isolde Kurz, Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. München, G. Müller.



Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

II.

(Österreich: Ministerwechsel. Ausgleich mit Ungarn. Böhmen. Alpenländer. Die italienische Universität. — Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien. — Rußland, Rumänien, Konstantinopel, Orient. — Nordamerika: Präsidentenwahl, Presse, Kirche und Schule.)

Die Deutschen in Österreich sind in den letzten Monaten durch den Wechsel im Ministerpräsidium vor eine neue politische Lage gestellt worden. Seit den Tagen von Troppau und Innsbruck hatte Körber das Vertrauen der Deutschen verloren. Die Tschechen haben ihm nie die Aufhebung der Sprachenverordnungen vergessen können, sie sehnten seinen Sturz herbei. Weder die Ernennung eines tschechischen Landsmannministers noch das Entgegenkommen in der Troppauer Schulfrage vermochte sie zu gewinnen. Ihre Gegnerschaft allein war aber zu schwach, um Körber zu stürzen. Solange der leitende Staatsmann an dem Grundsatz festhielt, nichts gegen die Deutschen zu unternehmen, war die wohlwollende Neutralität der stärksten deutschen Parteien genügend, ihn in seiner Stellung zu erhalten. Durch sein Entgegenkommen gegen Italiener und Tschechen setzte er sich zwischen zwei Stühle. Seine Stellung war unhaltbar geworden, sobald er Deutsche und Tschechen gegen sich hatte. Den äußeren Anlaß zu der parlamentarischen Niederlage, die seinen Rücktritt zur Folge hatte, gab eine reine Geldfrage. Die schon seit Jahren andauernde § 14-Wirtschaft hatte die Bestände der Regierungskassen bedenklich vermindert, da die Aufnahme neuer Anleihen und die Erschließung anderer Einnahmequellen durch die Obstruktion im Reichsrat nur in ganz beschränktem Maße zugelassen wurde. Körber rechnete nun darauf, daß die Notstandskredite auf jeden Fall bewilligt würden. Das wollte er benutzen, um auch die auf Grund des § 14 verausgabten Millionen wieder zu erhalten, indem er beide Forderungen zu einer Vorlage vereinigte. So verlangte er denn 69 Millionen, eine Summe, von der nur 15¼ Millionen als Notstandskredite bezeichnet waren. Die Budgetkommission ging aber nicht darauf ein, die ganze Forderung als eine unteilbare Vorlage zu behandeln, sie bewilligte nur die zur Linderung des Notstandes bestimmten Millionen. Bei der entscheidenden Abstimmung fanden sich die erbittertsten Gegner zusammen: Tschechen und Südslawen stimmten mit den deutsch-nationalen Parteien. Unter den Deutschen waren

die Klerikalen und der Großgrundbesitz bereit, Körbers Forderung zu bewilligen. Von den beiden Vertretern der Liberalen stimmte der eine dafür, der andere dagegen. Der linke Flügel der Deutschen stimmte geschlossen gegen Körber und erteilte damit die Quittung für Troppau und Innsbruck. Die Politik, die Körber im letzten Jahre seiner Amtsführung befolgte, gibt den Deutschen keinen Grund, seinen Rücktritt besonders zu betrauern. Aber andererseits zeigt der Jubel der Tschechen, daß auf deutscher Seite auch kein Anlaß zu besonderer Freude vorliegt. Körber hat sich redlich bemüht, geordnete Zustände in Österreich herbeizuführen. Als seine politische Richtschnur bezeichnete er selbst die „leidenschaftslose Beharrlichkeit". Mit ihr hoffte er die Parteien zu versöhnen und arbeitswillig zu machen; aber er bedachte nicht, daß der verfahrene Staatskarren nur von einem Staatsmann, der den Parteien an Tatkraft und Tatendrang überlegen ist, der etwas von einer auch einmal leidenschaftlichen Bismarcknatur besitzt, wieder ins rechte Gleis gebracht werden kann.

Der neue Ministerpräsident Frhr. v. Gautsch ist schon einmal drei Monate Inhaber dieses Postens gewesen. Damals war seine Aufgabe, die Badenischen Sprachenverordnungen abzuändern. Er trat an demselben Tage zurück, an dem er die neuen Sprachenverordnungen erließ. Diese nahmen die für die Deutschen nachteiligsten Bestimmungen Badenis zurück, gaben den Tschechen aber dafür die innere tschechische Amtssprache in ihrem Sprachgebiet. Auch diese Verordnungen sind längst gefallen, aber praktisch werden sie von den tschechischen Beamten noch vielfach angewendet. Die Tschechen sind innerlich froh, daß sie durch den Sturz Körbers aus der Sackgasse ihrer Obstruktion herausgekommen sind. Selbst die ungeberdigen Tschechisch-Radikalen haben sich beruhigt, nachdem sie in den ersten Sitzungen des wieder einberufenen Reichsrats noch versucht hatten, die wilden Männer zu spielen. Gautsch und die Parteien stehen sich noch ganz neutral gegenüber. Der Reichsrat ist arbeitsfähig. Das ist für österreichische Verhältnisse schon ein großer Erfolg eines Ministerpräsidenten. Frhr. v. Gautsch hofft den jetzigen Zustand dadurch zu erhalten, daß alle nationalen Streitfragen zurückgestellt werden, bis die großen wirtschaftlichen Vorlagen erledigt sind. Staatshaushalt und Handelsverträge sollen die gemeinsamen Interessen der verschiedenen Volksstämme in den Vordergrund stellen. Dann kommt der Ausgleich mit Ungarn, da wird der neue Minister seine staatsmännische Begabung zeigen können. Soviel er bis jetzt hat durchblicken lassen, hofft er Deutsche und Tschechen zu gemeinsamer Abwehr der übertriebenen madjarischen Forderungen zu einigen. Erst nach dem Ausgleich können — vielleicht! — die deutsch-tschechischen Streitfragen behutsam in Angriff genommen und in gegenseitigem Einverständnis geregelt werden. Das Wörtchen vielleicht zeigt schon, daß dieses schwierigste Problem der inneren Politik möglichst lange zurückgestellt werden soll. Bisher hat es aber noch nie in der Hand eines Ministers gelegen, den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem es auftauchen oder verschwinden sollte, noch keinem ist es gelungen, dies Problem zu lösen. Das letztere dürfte Frhr. v. Gautsch auch kaum beabsichtigen. Es ist schon einmal

seine Aufgabe gewesen, die erregten Gemüter zu beruhigen. Er soll es auch jetzt tun; also muß er die böhmische Frage möglichst ruhen lassen.

Der Ausgleich mit Ungarn stellt die Deutschen in Österreich vor die folgenschwerste Entscheidung, die sie in der nächsten Zukunft zu treffen haben. In immer weiteren Kreisen wird man es überdrüssig, die nimmersatten Madjaren mit deutschen Steuergeldern zu füttern. Denn die unverhältnismäßig hohe österreichische Quote zu den gemeinschaftlichen Reichsausgaben wird vorwiegend aus deutscher Tasche bestritten. Die Deutschen müssen bezahlen, die Madjaren heimsen alle Vorteile ein und wüten dabei gegen das Deutschtum. Immer wieder hat die Krone zum Nachteil Österreichs den Forderungen der Madjaren nachgegeben, um die Großmachtstellung der Monarchie aufrecht zu erhalten. So lange in Ungarn die liberale Partei am Ruder war, kam in Wien und Ofenpest immer noch eine Mehrheit für den Ausgleich zu stande. Die ungarischen Neuwahlen haben aber die Lage jenseits der Leitha völlig verändert. Jetzt ist die Unabhängigkeitspartei Kossuths die stärkste im ungarischen Reichstag. Sie verlangt die bloße Personalunion, Trennung des gemeinsamen Heeres und Zollgebietes, kurz ein ganz selbständiges Ungarn. In Österreich ist dieselbe Forderung schon im Linzer Programm aufgestellt worden, natürlich im deutschen Interesse. Los von Ungarn! ist seitdem eine Parole geworden, die bei den Deutschen aller Parteirichtungen Anklang gefunden hat. Jetzt spricht sich sogar der Führer der bei Hofe einflußreichsten Partei, der klerikale Landeshauptmann von Oberösterreich, v. Ebenhoch, für die Trennung von Ungarn aus, und selbst in der Antrittsrede des neuen Ministerpräsidenten fand dies „Los von Ungarn!“ ein leises Echo. Die Deutschen rechnen also alle damit, daß die neue Lage in Ungarn die Erneuerung des Ausgleichs unmöglich machen kann. Auf jeden Fall wollen die Deutschen nicht mehr allein die Opfer dafür bringen. Sie halten die Trennung von Ungarn für vorteilhafter als den jetzigen Zustand. Der Dualismus geht seinem Ende entgegen. Die Entwicklung der Dinge in Österreich-Ungarn wird bald Veranlassung geben, auf die Ausgleichsfrage zurückzukommen und die mit ihr verbundenen allgemeinen deutschen Interessen näher zu erörtern.

Die Ereignisse in den einzelnen Kronländern traten in den letzten Monaten gegenüber dem Wechsel in den leitenden Regierungsposten zurück. In Böhmen haben die Tschechen wieder einmal den Beweis geliefert, daß sie die Gleichberechtigung beider Sprachen, die angeblich das alleinige Ziel ihres nationalen Kampfes ist, nur so lange gelten lassen, als sie in der Minderheit sind. Der Verein der k. k. Postbeamten in Böhmen hat das Tschechische als seine ausschließliche Verhandlungssprache erklärt. Die deutschen Beamten sind daraufhin ausgetreten und haben einen Verein der k. k. Staatsbeamten deutscher Nationalität begründet, der bei geschickter Leitung die Vorstufe eines eigenen deutschen Beamtenkörpers werden kann. Denn ein solcher muß bei allen Ausgleichsverhandlungen eine Hauptforderung der Deutschen bleiben. Reichenberg ist der Sitz der Hauptleitung des neuen Bundes deutsch-völkischer Arbeitervereine geworden. Der

nationale Gegensatz unter den Bergarbeitern des nordböhmischen Kohlenreviers trat gelegentlich der Streikfrage hervor. Die Tschechen waren für, die Deutschen gegen den Streik, so daß derselbe unterblieb. Schon lange ist es das Ziel der Tschechen, auch im Generalrat der Österreichisch-Ungarischen Bank vertreten zu sein. Ihr Aktienbesitz ist jedoch zu gering, so daß sie auch bei der Wahl für 1905 ihren Kandidaten nicht durchbringen konnten.

Der Erfolg der ungarischen Unabhängigkeitspartei hat auch auf die Tschechen seine Rückwirkung gehabt: denn beide sind in der Bekämpfung alles Deutschen einig. Die Tschechisch-Radikalen sandten ein Glückwunschtelegramm an Kossuth, das umgehend erwidert wurde. Das jungtschechische Hauptblatt sieht bereits die deutsche Armeesprache in Ungarn beseitigt und fordert nun, um den Radikalen nicht nachzustehen, ein eigenes böhmisches Heer mit tschechischer Kommandosprache. Vorläufig verzeichnet man mit Genugtuung die nur tschechisch abgefaßte Aufschrift auf der Kaserne in Turnau. Man darf gespannt sein, wie weit die Freundschaft für die Madjaren bei den Ausgleichsverhandlungen gehen wird, wenn es sich darum handelt, den tschechischen Geldbeutel für die andere Reichshälfte aufzutun.

In Prag haben es die Tschechen erreicht, daß an der dem Namen nach utraquistischen Kunstgewerbeschule auch der letzte deutsche Lehrer verschwunden ist. Die Schule gilt als zweisprachig, die Lehrer sind alle Tschechen — wiederum ein Beweis für die praktische Durchführung der Gleichberechtigung seitens der Tschechen. Zu beklagen haben die Deutschen auch die Auflassung der deutschen Schule in Sehndorf. Damit ist der letzte Rest der deutschen Dörfer, die Josef II. um Pardubitz mitten im tschechischen Gebiet anlegen ließ, in der slawischen Flut untergegangen. Neben Sehndorf hatte sich Weska gehalten. 1890 bekannte sich die Mehrzahl der durchweg zweisprachigen Bewohner noch als Deutsche, 1900 nur noch eine kleine Minderheit, jetzt fehlt es ganz an deutschem Nachwuchs.

Die Ergebnisse des nationalen Kleinkampfes im letzten Jahrzehnt, soweit sie sich ziffernmäßig feststellen lassen, gibt das jetzt für alle einzelnen Orte vorliegende Ergebnis der Volkszählung von 1900, das in Rauchbergs Sprachenkarte von Böhmen (1:500000, Wien, Lechner) kartographisch dargestellt ist. Es war aus den bisher bekannt gewordenen Ziffern schon ersichtlich, daß größere Verschiebungen längs der Sprachgrenze nicht zu verzeichnen sind. Von den 12820 Ortschaften Böhmens haben seit 1890 nur 26 meist kleinere Dörfer ihre nationale Mehrheit gewechselt, 20 zugunsten der Tschechen, 6 zugunsten der Deutschen. Der Massenzuzug tschechischer Bergarbeiter hat im Duxer Kohlenbecken bewirkt, daß dort 5 Orte inmitten des deutschen Gebietes tschechische Mehrheiten erhalten haben. Sehr gefährdet erscheint die Budweiser Sprachinsel. In der Stadt Budweis und 8 Dörfern sind schon die Tschechen, in 14 Dörfern noch die Deutschen in der Mehrheit. Hier haben die Tschechen auch mehrfach in den Gemeindevertretungen, dem wichtigsten deutschen Bollwerk, Fuß gefaßt. Genau 200 Orte haben nationale Minderheiten von mehr als 20 vom Hundert, davon 148 mit deutscher Mehrheit. Eine geringe Zahl gegenüber 4296 deutschen und 8324 tschechischen Orten, jedoch

befinden sich unter jenen die Brennpunkte des nationalen Kampfes. (Vgl. zu diesem: J. A. Hoyer, Deutsche und Tschechen im Kampfe für ihr Volkstum. Zittau i. S. 1904. 25 Pf.)

Dem Mißerfolg der deutschen Volkspartei in Steiermark bei den Landtagswahlen in der allgemeinen Wählerklasse ist eine Niederlage bei der Gemeinderatswahl in Graz gefolgt. Im dritten Wahlkörper erhielten die Sozialdemokraten achtmal soviel Stimmen wie Nationale und Klerikale zusammen, so daß sie nun über 14 Sitze im Gemeinderat verfügen.

Die im letzten Bericht (S. 463) erwähnten Untersuchungen über die wirtschaftliche Bedeutung des Deutschtums in Böhmen haben Veranlassung gegeben, auch für die Alpenländer wenigstens den deutschen Grundbesitz, der hier in erster Linie in Betracht kommt, festzustellen. An Grundsteuer haben 1902 die Deutschen des Alpen- und Karstgebietes 2638253 Kronen mehr gezahlt, als nach der Kopfzahl auf sie entfallen sollte. In Krain ist der Großgrundbesitz deutsch. Daher zahlen die Deutschen 26 vom Hundert der Grundsteuer, obwohl sie nur 5,4 vom Hundert der Bevölkerung bilden. In Tirol zahlen die Deutschen 73 vom Hundert bei 55 vom Hundert Bevölkerungsanteil, in Kärnten 75 vom Hundert Deutsche 84 vom Hundert der Grundsteuer.

Die Frage der italienischen Universität ist durch den Ministerwechsel einstweilen vertagt worden. Die Fakultät in Innsbruck ist endgültig geschlossen, was auch den Wünschen der Italiener entspricht. Es wird sogar behauptet, die welschen Studenten hätten durch ihren Angriff auf die Deutschen ihre Fakultät in Innsbruck selbst unmöglich machen und die Errichtung einer Universität im italienischen Sprachgebiet erzwingen wollen. Jedenfalls haben sie erreicht, daß sie eine selbständige Hochschule erhalten werden. Gegen die Errichtung derselben in Triest sträuben sich die Wiener Hofkreise aus Besorgnis vor der Irredenta. Dazu kommt, daß die Südslawen nur eine italienisch-slawische Universität in Triest zulassen wollen, da Triest tatsächlich eine italienische Sprachinsel inmitten slawischen Gebietes bildet. Schon die Vororte von Triest sind zum Teil ganz slawisch, die Stadt selbst hat nur zur See freie Verbindung mit dem übrigen italienischen Sprachgebiet. Görz war von der Regierung ins Auge gefaßt worden, doch können hier die Südslawen dieselben Ansprüche erheben, außerdem sind die Italiener nicht damit einverstanden. Rovereto lehnen sie gleichfalls ab. So wird nur Trient als die größte Stadt von Welschtirol übrig bleiben. Gegen die Wahl von Trient sträubt sich zwar ein Teil der Deutschen, weil dadurch die irredentistische und autonomistische Strömung in Welschtirol zum Schaden des deutschen Landesteiles gefördert wird. Jedoch wird kaum ein anderer Ausweg bleiben, wenn man nicht den Italienern überhaupt eine Hochschule verweigern will. Das wäre jedoch von deutscher Seite ein politischer Fehler. Weshalb, werden wir erörtern, sobald die Frage wieder aktuell wird.

* * *

Ungarn steht jetzt ganz unter dem Eindruck der Reichstagswahlen. Die neue Parlamentsmehrheit ist allem, was deutsch ist, noch feindseliger gesinnt als die alte. Die Deutschen Ungarns dürfen sich daher auf verschärfte Drangsalierungen gefaßt machen. Noch vor den Wahlen ist den Madjaren vom Kriegsministerium ein wichtiges Zugeständnis zu ungunsten der deutschen Sprache gemacht worden. Es müssen jetzt alle Militärbehörden in der gesamten Monarchie madjarische Zuschriften annehmen und die aus Ungarn sich ergänzenden Truppenteile mit den ungarischen Zivilbehörden in madjarischer Sprache den schriftlichen Dienstverkehr bewirken. Das ungarische Honvedministerium hat nach den Wahlen im Verkehr mit dem Reichskriegsministerium die deutsche Sprache durch die madjarische ersetzt.

In Siebenbürgen hat das drohende Volksschulgesetz auch die opportunistischen Kreise unter den Sachsen zu energischem Einspruch veranlaßt. Der Eintritt in die liberale Partei hat den sächsischen Abgeordneten nichts genutzt. Die Drohung, auszutreten, ist jetzt nach den Wahlen gegenstandslos geworden. Von der regierenden liberalen Partei konnten die Deutschen nichts erlangen, die geschlagene Partei kann ihnen nichts geben, die Unabhängigkeitspartei ist ihr erbittertster Feind. Der Anschluß an eine der madjarischen Parteien verbietet sich damit von selbst.

In besserer Lage als in Ungarn selbst befinden sich die Deutschen in Kroatien und Slavonien, obgleich es auch dort an gelegentlichen Anfeindungen nicht fehlt. Die autonome innere Verwaltung der Kroaten läßt den Deutschen auch ihre Schulen unbehelligt. In großer Zahl sind die deutschen Bauern in Südungarn über die Donau nach Slavonien gezogen; die ersten schon vor 70 Jahren. Jetzt gibt es schon eine Anzahl ganz deutscher Dörfer. Nachschub von der ungarischen Seite erfolgt andauernd. Er war am stärksten zwischen 1880 und 1890. In diesem Zeitraum wuchs die deutsche Bevölkerung um 41 vom Hundert. Seit 1890 haben sich in dem madjarisch regierten Ungarn-Siebenbürgen die 2 Millionen Deutsche nur um 11000 Köpfe vermehrt. In Kroatien-Slavonien wohnen nur 136000 Deutsche, das sind aber 18000 mehr als 1890.

* * *

Die Zahl der Deutschen in Rußland wird nach amtlichen Mitteilungen über die letzte Volkszählung auf mehr als zwei Millionen angegeben. Bekannt geworden sind bis jetzt nur einige summarische Ziffern über die Verteilung auf die einzelnen Reichsteile. Obenan steht Polen mit 1200000 Deutschen, davon kommen 110000 auf Lodz, wo 35 vom Hundert der Bevölkerung deutsch ist. Für Warschau werden nur 15000 Deutsche angegeben. Ob deutsch sprechende Juden in diese Zahlen eingerechnet sind, ist nicht ersichtlich; bisher rechnete die russische Statistik die Juden als besondere Nationalität. In den baltischen Provinzen leben 300000 Deutsche. Riga zählt allein 102000 unter 175000 Einwohnern. Die „Nowoje Wremja" sieht in diesen 1½ Millionen Deutschen der Westprovinzen

eine bleibende Gefahr. Der „Swjet" fordert sogar die Ausschließung aller Deutschrussen von den öffentlichen Ämtern. Doch ist im allgemeinen die Regierungspolitik gegenüber den Deutschen milder geworden. Der inzwischen wieder abgetretene Nachfolger Plehwes, Fürst Swjatopolk-Mirski, hat den deutschen Studentenverbindungen in Dorpat sogar das Farbentragen wieder erlaubt. Aber die Universität Dorpat ist durch ihre Russifizierung ihrer alten Bedeutung beraubt worden. Nur vier reichsdeutsche Professoren wirken noch an ihr. Die russischen Lehrer, die jetzt die deutschen Lehrstühle einnehmen, sind kein Ersatz für die früheren deutschen Gelehrten. Die deutschen Studenten wenden sich daher den reichsdeutschen oder den großen altrussischen Universitäten zu. Als neuer Gegner der Balten wird die polnische Propaganda gemeldet, die in den Ostseeprovinzen Fuß zu fassen scheint.

Petersburg hat 60000 Deutsche. Die Wolga-Deutschen im Gouvernement Samara werden auf 200000 angegeben. Etwa 400000 Deutsche sind in Südrußland angesiedelt, nach anderer Schätzung sollen es sogar 700000 sein. Auf Odessa kommen 12000. Ein dortiges russisches Blatt berichtet von dem ehrenvollen Zeugnis, das die Regierungskommission zur Untersuchung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse den deutschen Bauern ausstellt. Diese seien den russischen Bauern in jeder Beziehung überlegen, und zwar infolge ihrer Bildung. Auf den ersten Blick unterscheidet sich ein deutsches Dorf durch Reinlichkeit und Wohlhabenheit von einem russischen. Die deutschen Bauern geben ihren Kindern eine gute Schulbildung und folgen den Fortschritten der landwirtschaftlichen Technik, während der unwissende russische Bauer bei der alten, höchst mangelhaften Art des Ackerbaus verharrt. Tausende dieser deutschen Kolonisten wandern alljährlich aus, teils nach Amerika, teils nach Sibirien. Ein leider nur kleiner Teil wendet sich auch nach Posen und Westpreußen. Es wäre ein großer Vorteil für die deutschen Neusiedlungen unserer Ostmarken, wenn diese inmitten des Slawentums erprobten deutschen Bauern in größerer Zahl gewonnen würden. (Näheres über die deutsch-russische Auswanderung in den „Alldeutschen Blättern", Nr. 3, vom 21. Januar 1905.)

* * *

Die Deutschen in Rumänien haben ihren Mittelpunkt in der deutschen Kolonie von Bukarest. In der rumänischen Hauptstadt sollen etwa 30000 Deutsche wohnen. Nur ein Teil derselben ist in Vereinen national organisiert. Das rumänische Blatt „Adeverul" zollt diesen deutschen Vereinen ganz besonderes Lob. Die Hilfsbereitschaft und Disziplin, der Bildungsdrang und gesellige Verkehr in ihnen wird den Rumänen als höchst nachahmenswert näher geschildert. Der ehemalige französische Einfluß wird immer mehr vom deutschen verdrängt. Trotzdem fehlt es noch an einem allen Deutschen gemeinsamen Mittelpunkt und Rückhalt. Dem soll die Gründung eines großen deutschen Volksbildungsvereins abhelfen, der zunächst eine Bibliothek einrichten und regelmäßige volkstümliche Vortragsabende veranstalten will.

In der **Dobrudscha** wurden noch unter türkischer Herrschaft deutsche evangelische Familien aus Südrußland in Atmagea angesiedelt. Von dort wurden nach der Abtretung des Landes an Rumänien 7 deutsche Dörfer in der südlichen Dobrudscha angelegt. Um den Boden erwerben zu können, mußten die Ansiedler rumänische Untertanen werden. Die Dörfer sind sauber, die Kolonisten aber hängen starr am Hergebrachten. Die Schulverhältnisse werden als trostlos geschildert. Neuer Zuzug findet nicht statt, dagegen zeigt sich Neigung zur Auswanderung nach Posen und Amerika. Einen erfreulichen Aufschwung nimmt die deutsche Kolonie und Schule in der aufblühenden Hafenstadt Constantza. (Näheres über die Deutschen der Dobrudscha in „Deutsche Schule im Auslande" 1904, S. 458 ff.)

* * *

Über das Deutschtum in **Konstantinopel** hat Oberlehrer **Braun** von der deutschen Realschule im letzten Heft der „Deutschen Erde" (1904, Heft 6, Gotha, J. Perthes), einen kurzen Aufsatz veröffentlicht, der besser als die meisten bisherigen Arbeiten über dieses Thema die Stellung des Deutschen in der türkischen Hauptstadt klar stellt. Etwa 10 000 Menschen sprechen in Konstantinopel deutsch. Nur die Hälfte davon bedient sich des Deutschen als Familien- oder Umgangssprache. Von dieser Zahl kann wiederum nur die Hälfte für das deutsche Volkstum in Anspruch genommen werden. Der größte Teil der deutsch Sprechenden kommt auf die Juden. Die Alliance israélite française unterhält sogar eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache, die von 300 Schülern besucht wird. Die besten dieser Zöglinge gehen auf die deutsche Realschule über. In steigendem Maße eignen sich die Armenier die deutsche Sprache an. Früher bevorzugten diese die französische Sprache, jetzt wird in vielen armenischen Familien deutsch gesprochen. Aus handelspolitischen Gründen ist die Einbürgerung der deutschen Sprache bei Juden und Armeniern für uns vorteilhaft. Mit der deutschen Sprache verbreitet sich der deutsche Handel. Die Türken lernen deutsch nur, um dem Unterricht in der Militär-Medizinschule und anderen Lehranstalten folgen zu können. Doch nehmen vornehme türkische Familien jetzt häufiger als früher deutsche Erzieherinnen für ihre Kinder. Die Deutschen selbst halten an ihrem Volkstum fest. Wenn der eine oder andere ihm untreu wird, so geht er fast immer im Levantinertum auf. Heiraten zwischen Deutschen und griechischen Mädchen sind nicht selten. Die in Konstantinopel geborenen deutschen Kinder lernen von ihren griechischen Wärterinnen die griechische Sprache, von den Eltern die deutsche zu gleicher Zeit. Das Deutschtum gewinnt schnell und sicher an Boden. Es verdankt dies dem politischen Ansehen des Deutschen Reiches und dem Aufschwung des deutschen Handels und Gewerbefleißes. Der Levantiner lernt deutsch, weil es ihm für sein Geschäft vorteilhaft ist. Deshalb schickt er seine Söhne auch gern in die deutsche Realschule. Sie ist das wichtigste Mittel für die Verbreitung der deutschen Sprache geworden. Ihr Aufschwung hängt direkt mit dem des deutschen Handels zusammen. Diesem widmet sich auch der deutsche Nachwuchs

in erster Linie. Die Nachfrage nach deutschen Handlungslehrlingen ist trotzdem viel größer als das Angebot. Selbst erste deutsche Firmen können nicht immer einen Deutschen bekommen und müssen sich mit deutsch sprechenden Armeniern oder Spaniolen begnügen. Von der Verwaltung der anatolischen Bahn ist eine besondere Förderung des Deutschtums nicht zu erwarten. Der Bahndienst bietet auch für den deutschen Nachwuchs wenig verlockende Aussichten.

Trotzdem muß danach gestrebt werden, mit dem fortschreitenden Ausbau der Bagdadbahn den deutschen Einfluß in Vorderasien längs dieser zukünftigen Weltverkehrslinie zu heben. Eine deutsche Handelskammer, Bank und Handelszeitung in Konstantinopel, Einrichtung ärztlicher Stationen und Zweigbanken an den Hauptpunkten der Bagdadbahn, je eine orientalische Akademie im türkischen und arabischen Sprachgebiet für Gelehrte und Kaufleute, deutsche Schulen, auch solche für Handwerker und Landwirte, sind nach sachverständigem Urteil die geeigneten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes (vgl. Dr. H. Grothe in der Deutschen Monatsschrift für Kolonialpolitik und Kolonisation, Januar 1905).

* * *

Im äußersten Orient ist das Deutschtum gleichfalls ganz vom Handel abhängig. In den chinesischen Vertragshäfen ist in den letzten zwei Jahrzehnten die Zahl der deutschen Firmen von 56 auf 159, die der Deutschen von 474 auf 1658 gestiegen. Fast die Hälfte der Firmen wie der Personen entfällt auf Schanghai. Der deutsche Handel steht in den meisten Haupthäfen an zweiter, in Tientsin und Kanton sogar an erster Stelle. Auch in den japanischen Haupthäfen stand vor dem Kriege die deutsche Schiffahrt an zweiter Stelle. In Wladiwostok beherrschten die deutschen Firmen fast den ganzen Handel. In der englischen Kolonie Hongkong wohnen nur etwa 450 Deutsche, der Schiffsverkehr erfolgt aber zu einem Viertel unter deutscher Flagge. Die größte Zahl Deutscher weist natürlich Tsingtau infolge seiner Besatzung auf.

* * *

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat die Präsidentenwahl die Deutsch-Amerikaner in zwei Lager gespalten. Dabei ist es zu höchst unerquicklichen Fehden, selbst zu Beschimpfungen gekommen, die befürchten lassen, daß zwischen den deutschen Republikanern und Demokraten der politische Parteihader auch nach der Wahl eine gegenseitige Entfremdung zurückläßt. Beide große Parteien haben sich um die deutschen Stimmen bemüht. Die Republikaner beriefen sich auf die guten Beziehungen zwischen dem deutschen Kaiser und Roosevelt; durch den Sieg Roosevelts müßte die Annäherung zwischen der alten und neuen Heimat gefestigt werden. Die Demokraten wiesen das gerade Gegenteil nach; der Imperialismus Roosevelts verlange die Aufgabe deutscher Eigenart und müsse zum Kriege mit Deutschland führen. Der Präsident glaubte sich schon der deutschen Stimmen sicher, aber als er eine dahingehende Äußerung tat und diese in der Öffentlichkeit bekannt wurde, erhob sich lauter Widerspruch. Karl Schurz und

mit ihm wohl die meisten Deutschen standen auf demokratischer Seite. Sie sind unterlegen. Man fürchtet in Amerika selbst, daß das Deutschtum durch seine innere Spaltung und den Sieg des Imperialismus dauernden Schaden von der letzten Wahl davongetragen hat. Die äußerlich so glänzend verlaufenen deutschen Tagungen von St. Louis machen nach den Erfahrungen des Wahlfeldzuges kaum noch Eindruck. Die gehoffte einigende Wirkung auf die Deutschen Amerikas scheint ganz ausgeblieben zu sein.

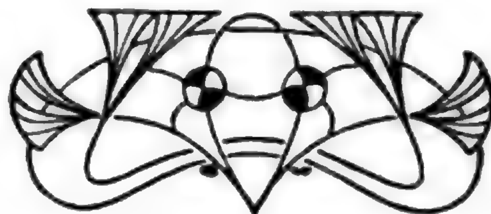
Ungünstig wirkt auch der andauernde Rückgang der deutschen Presse. Die kleineren Blätter können sich nicht halten und selbst die großen deutschen Zeitungen dienen nicht immer der Stärkung des deutschen Bewußtseins. Die „Illinois-Staatszeitung“ z. B. war früher ein Blatt ersten Ranges und trat tatkräftig für das Deutschtum ein. Jetzt schmäht dasselbe Blatt unsere Kolonialpolitik als Raub- und Unterjochungspolitik, wobei es ganz vergißt, daß es dann noch ganz andere Ausdrücke für die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten anwenden müßte. Drei Milliarden Mark haben die Indianerkriege im Laufe von 110 Jahren gekostet. Was bedeuten dagegen Zeit und Kriegskosten des Aufstandes in Südwestafrika, von der Art der Kriegführung ganz zu schweigen!

Im letzten Berichte (S. 472) konnte schon darauf hingewiesen werden, daß die deutsche Kirche immer mehr als der sicherste Hort für die Zukunft des amerikanischen Deutschtums angesehen wird. Von den 1½ Millionen kirchlich organisierter deutscher Protestanten kommen zwei Drittel auf die Lutheraner. Ganz deutsch sind von den evangelisch-lutherischen Organisationen die Synodalkonferenz von Missouri mit 550000 Mitgliedern und die Synode von Jowa mit 850 Gemeinden und 150000 Anhängern. Vom Generalkonzil und der Ohiosynode sind die Hälfte der Kommunikanten, zusammen ¼ Million, Deutsche. Unter den deutschen Katholiken ist man erfreut, daß der Nachfolger des verstorbenen irischen Erzbischofs von Cincinnati der Deutsch-Amerikaner Möller geworden ist, der an seinem neuen Amtssitz geboren ist und mit den dortigen Deutschen stets enge Fühlung gehalten hat. Der deutsche katholische Zentralverein zählt 51000 Mitglieder. Auf seiner Tagung in St. Louis betonte er sein Festhalten an der deutschen Sprache.

Der deutsche Unterricht wird in den Vereinigten Staaten in sehr verschiedenem Maße gepflegt. Recht lehrreich sind hierfür die Tabellen über eine größere Zahl von Städten, die L. Viereck in seinem Werk „Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten“ (Braunschweig 1903) gibt. Sie sind vom Deutsch-amerikanischen Lehrerbund aufgestellt worden. An der Spitze stehen mehrere kleine, fast ganz deutsche Städte, vor allem Neu-Braunfels in Texas mit 99 vom Hundert Deutschen, wo sämtliche Schüler Deutsch lernen. In Erie (50000 Einwohner) sind 27 vom Hundert Deutsche, aber 66 vom Hundert der Schüler lernen Deutsch. Milwaukee ist zu ⅔ deutsch, 62 vom Hundert erhalten deutschen Unterricht. In Cincinnati lernt die Hälfte der Schüler Deutsch, in Cleveland 40 vom Hundert, in beiden Großstädten wird die deutsche Bewohner-

schaft auf 40 vom Hundert geschätzt. Dagegen lernen in Alt-New-York bei 38 vom Hundert deutscher Bevölkerung nur 25 vom Hundert der Schüler Deutsch, in Buffalo stellen sich diese Verhältniszahlen auf 40 und 17, in Chicago auf 37 und 19, in St. Louis auf 37 und 17, in Detroit auf 46 und 15, in Newark auf 36 und 14, in Pittsburg auf 27 und 13, im anstoßenden Alleghany auf 32 und 11. Das alles sind Großstädte. Am schlimmsten steht es unter diesen aber in St. Paul und Rochester mit dem deutschen Unterricht. In beiden Städten lernen bei 32 vom Hundert deutscher Bevölkerung nur 9 vom Hundert der Schüler Deutsch. In Brooklyn, das jetzt mit New York vereinigt ist, lernten sogar nur 5 vom Hundert Deutsch trotz 26 vom Hundert deutscher Einwohner. Die zuerst genannten Städte haben in den öffentlichen Volksschulen deutschen Unterricht, die von St. Louis ab genannten schließen das Deutsche aus dem Volksschulunterricht aus. Dort sind die deutschen Kinder auf Privatschulen angewiesen, wenn sie ihre Muttersprache lesen und schreiben lernen wollen. Daß die Deutschen in St. Louis und anderen Städten mit so starker deutscher Bevölkerung nicht einmal deutschen Unterricht in den Volksschulen, deren Kosten von ihnen zum großen Teil aufgebracht werden, durchsetzen, ist für sie beschämend; für das deutsche Volkstum bedeutet es den unersetzbaren Verlust der heranwachsenden Jugend, das allmähliche Absterben der deutschen Bevölkerungsschicht dieser Großstädte.

Für die gesamten Vereinigten Staaten wird die Zahl der Deutsch lernenden Schüler auf 1 Million geschätzt, etwa den 15. Teil der Gesamtschülerzahl. Besondere Fortschritte hat der deutsche Unterricht an den höheren Schulen gemacht, da sich die gebildeten Angloamerikaner immer mehr mit der deutschen Sprache beschäftigen. 1890 lernten von 298000 Schülern der Sekundarschulen 11,5 vom Hundert Deutsch, 9,4 vom Hundert Französisch, 1901 von 650000 schon 16,1 vom Hundert Deutsch, nur 10,8 vom Hundert Französisch. Die Zahl der Deutsch Lernenden mit höherer Bildung hat sich also in einem Jahrzehnt mehr als verdreifacht. Das bedeutet eine geistige Annäherung an Deutschland, die durch den beabsichtigten zeitweiligen Professorenaustausch noch gefördert werden soll, aber noch keine Kräftigung des amerikanischen Deutschtums. Dieses kann nur dadurch erhalten werden, daß der deutsche Nachwuchs deutsch erzogen wird!



Bücherschau.

Friedrich Ratzel. Über Naturschilderung. Mit 7 Bildern in Photogravüre. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg 1904, VIII und 394 S., 7,50 Mk.

Noch im Mai d. J. schrieb mir Ratzel, er freue sich, mir bald ein Werk senden zu können, dem seine besondere Liebe gehöre und das mich in besonderem Maße fesseln werde: „Über Naturschilderung". Wir hatten über die Frage des Naturgefühls, dessen Entwicklung ich vom Standpunkte der Literaturgeschichte und Ästhetik in großen Zügen zu zeichnen versuchte (1882—88), sowie über das Verhältnis von Kunst und Natur ein paar Briefe gewechselt. Leider sollte der ebenso liebenswürdige wie durch eine Fülle des mannigfachsten Wissens ausgezeichnete Mann das Erscheinen des Werkes nicht mehr erleben, in dem er seine Grundanschauungen über eine künstlerische Naturschilderung niederlegte, die zugleich wissenschaftlich getreu sein müsse. Um so werter und wertvoller ist uns nun das Vermächtnis des Toten. Der große Geograph und Reisende will von Buchweisheit nicht viel wissen; was er bietet, gründet er auf eigene Beobachtung, die er auf seinen Reisen erworben, sowie auf die reich entwickelte Reiseliteratur, die auch nicht von Stubenluft des Gelehrten erfüllt ist; nur gelegentlich streut er reichere Dichterblüten hinein, mit besonderer Vorliebe naturgemäß aus Goethe, Mörike, Jean Paul, Stifter, Keller. Die Naturschilderung ist für ihn ein Zweig der Geographie, d. h. einer Geographie in jenem hohen Sinne, in dem er diese Wissenschaft gefaßt hat. Das Buch atmet überall Leben und Naturtreue, weil es Erlebtes, Selbstgeschautes, Selbstempfundenes bietet, überall Wärme, weil es aus einer begeisterten Seele entströmt ist, Gründlichkeit, weil es von einem gediegenen Forscher herrührt, und bildet somit eine sehr wertvolle Ergänzung zu den mehr literarisch und ästhetisch gehaltenen Werken über das Naturgefühl. Er widmet es allen Naturfreunden, besonders denen, die als Lehrer der Geographie, der Naturgeschichte oder der Geschichte den Sinn für die Größe und Schönheit der Welt in ihren Schülern wecken wollen; es kann, wie es im Vorwort heißt, nur anregen, nur führen; aber Führer zu dem Schatze von belebenden und beglückenden Eindrücken sein zu dürfen, die in der künstlerischen Seite der Geographie liegen, ist schon viel; Wissenschaft genügt nicht, um die Sprache der Natur zu verstehen; für viele Menschen sind Poesie und Kunst verständlichere Dolmetscher der Natur als die Wissenschaft. So will auch dies Buch, durch Anleitung zur Kunst der Schilderung, zur Kunsterziehung beitragen, d. h. in dem Sinne, daß es durch Kunst zur Natur führt.

Es ist mir immer unverständlich gewesen, wie in den Handbüchern der Pädagogik und ihren großen Systemen ganz selten nur einer Pflege des Natursinnes das Wort geredet wird, wie nicht minder selten in Handbüchern der Psychologie das Wort „Naturgefühl", geschweige denn sein Begriff und seine Geschichte sich findet. Und doch ist die Erweckung dieses Sinnes für die junge Seele in ästhetischer, sittlicher, religiöser Hinsicht von der allergrößten Wichtigkeit.[1]) Das Buch von Ratzel ist in höchstem Maße geeignet, in dieser Hinsicht wenigstens den geographischen und naturkundlichen Unterricht zu vertiefen. Es steht viel mehr in dem Buche, als der flüchtige Durchblätterer zunächst ahnen mag; auch liest es sich nicht

[1]) Ich verweise auf meine vermischten Aufsätze „Pädagogik und Poesie" (Berlin, Gärtner 1900).

so leicht und einfach, daß man nicht oft versucht wäre, anzuhalten, nachzudenken, zu prüfen, zwischen den knappen Zeilen zu ergänzen, Angedeutetes auszudeuten. Und ich glaube, Bücher solcher Art sind nicht die schlechtesten. Es behandelt das Wesen der Beschreibnng und Schilderung, das Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in ihr, zerlegt das Naturschöne in seine Elemente nach Bogenlinie, Rhythmus, Symmetrie, Mannigfaltigkeit usw., sowie das Erhabene in der Weite, der Stille, der Einsamkeit, der Furcht usw., es erörtert die Assoziationen und die Einfühlung, um sodann zur Kunst der Naturschilderung selbst überzugehen: mit ihren Grundlagen (Sehen, Beobachten, Schauen), ihrem Verhältnis zu Poesie und Malerei, und mit ihren sprachlichen Mitteln. Frei von Phrase, wendet es sich überall, auch in treffend gewählten Beispielen namhafter Reisebeschreiber, gegen die Phrase und führt von Stufe zu Stufe zu der Beschreibung hin, die ein anschauliches Bild vor den inneren Sinn des Hörers oder Lesers stellt. Eingestreut ist eine Fülle feinsinniger Beobachtungen nicht nur über geographische Erscheinungen, sondern auch über die Erschließung des Sinnes für die einzelnen Naturformen — wie Gebirge, Meer, Düne, Heide, Wüste, Sturm, Sturzbach —, worin oft der Poet dem Naturforscher und dem Maler vorausgeeilt ist. Der beherrschende Gedanke des Buches ist aber das Bestreben, ohne künstliche (anthropomorphe) Hineintragung des Menschlichen in die Seele der Natur selbst hineinzuführen, denn „die Natur hat ihre Existenz und ihr Recht für sich".

Neuwied a. R. Alfred Biese.

K. Hille, Zur Pflege des Schönen. Beiträge aus dem Unterrichte in den Mittelklassen des Gymnasiums. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn 1904, F. Schöningh. 8° 79 S. Mk. 1.

Es ist in der letzten Zeit oft von der Notwendigkeit geredet worden, die Kunst in die Schule einzuführen, ja das Leben des ganzen Volkes mit der Kunst zu durchdringen. Namentlich von der Beschäftigung mit den bildenden Künsten verspricht man sich jetzt viel für die künstlerische Bildung der Deutschen. Betrachtungen dieser Art scheint auch der Titel dieses Buches zu versprechen. Aber nach einigen Seiten schon kommt ein ganz anderes Ziel in Sicht. Sprechen, lesen und schreiben, das sind die Künste, welche der Verfasser im Gymnasium mit Eifer geübt sehen möchte. Zunächst die Pflege der Aussprache! Ein oft behandeltes Thema, das aber immer noch zeitgemäß ist, weil die Deutschen fortfahren, den Klängen fremder moderner Sprachen mehr Sorgfalt zu widmen als ihrer Muttersprache. Sodann gilt es die Kunst des Lesens zu üben. Ein gutes Vorlesen ist die beste Erklärung. Deshalb muß man vom Lehrer jedenfalls erwarten, daß er sich wenigstens den elementaren Teil dieser Kunst angeeignet hat. Schließlich soll in dem Deutschen das Gefühl für stilistische Schönheit gestärkt werden. Die Schriftsprache soll weder in Papierdeutsch ausarten, noch soll sie durch die Umgangssprache verdrängt werden. Man wirft der Schule oft vor, sie gestatte keine Selbstentwicklung. Vor allem der deutsche Aufsatz muß den Lernenden Gelegenheit bieten, mit ihrer Persönlichkeit vorzutreten. Das ist natürlich wiederum nicht möglich, in bloß reproduzierenden, bis ins kleinste vorbereiteten Aufgaben. Der Verfasser wagt sogar, „zur Entbindung des Ichs" Arbeiten in Briefform und metrische Übungen wieder zu empfehlen. Den Schluß bilden einige Bemerkungen über den Gebrauch der Fremdwörter.

Gr.-Lichterfelde b. Berlin. O. Weißenfels.

Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau, nebst einem Anhang: Max Jähns als militärischer Schriftsteller von Alfred Meyer. Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck. Berlin 1903, Gebrüder Paetel.

Der Herausgeber nennt Max Jähns den gelehrtesten deutschen Offizier. Man kann darüber streiten, ob diese Bezeichnung richtig ist; zweifellos aber war Jähns einer der geistvollsten und vielseitig gebildetsten Offiziere, der neben reichem Wissen vor allem eine künstlerische Ader besaß. Diese befähigte ihn, die Ergebnisse seiner geschichtlichen Forschungen auf militärischem und kulturhistorischem Gebiete dem Laien in einer ihn fesselnden Weise darzubieten. Max Jähns war einer der fruchtbarsten militärischen Schriftsteller; aber fast alle seine Arbeiten wendeten sich über den engen Kreis seiner Berufsgenossen hinaus an alle Gebildeten. Das deutsche Leserpublikum ist der Verlagsbuchhandlung daher zu besonderem Danke dafür verpflichtet, daß sie die in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze in Buchform vereinigt hat. Der erste der abgedruckten Aufsätze „Die Kriegskunst als Kunst“ ist ein im Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie (1874) gehaltener Vortrag, der für das Wesen des Verfassers besonders kennzeichnend ist; die anderen behandeln meist kriegsgeschichtliche Themata. Ein Aufsatz gibt einen scharf gezeichneten Umriß des militärischen Lebens Kaiser Wilhelms, während der letzte über Walther von der Vogelweide wieder ein schönes Zeugnis von der Vielseitigkeit des Verfassers gibt, auf den so recht der Goethe'sche Ausspruch aus den Wahlverwandtschaften paßt: „Die größten Vorteile im Leben überhaupt, wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat“.

H. Rohne.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band: Mit 58 Abbildungen im Text, 18 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 15 Faksimile-Beilagen. Zweiter Band: Mit 107 Abbildungen im Text, 9 Tafeln in Kupferstich, Holzschnitt und Kupferätzung, 2 Buchdruck-Beilagen und 17 Faksimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1904. In Halbleder M. 20.—.

Von dem großen Literaturwerke der Professoren Vogt und Koch ist in verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage notwendig geworden: Diese Tatsache beweist, daß dem Beifall der fach- und sachkundigen Kritik auch die Gunst der gebildeten Kreise gefolgt ist. Eine Reihe von vortrefflichen Eigenschaften mußte ja auch dem stattlichen Bande den Eingang in das deutsche Haus von vornherein leicht machen; mit Recht durften die Verfasser von ihrem Werke rühmen, daß es auf dem festen Grund aller gesicherten Ergebnisse der germanistischen und der allgemein literargeschichtlichen Forschung aufgebaut sei. Dazu kam das erfolgreiche Bestreben, die literargeschichtlichen Vorgänge sowohl wie die Charakteristik der einzelnen Dichter und Dichtungen im Zusammenhange mit dem allgemeinen Leben des deutschen Volkes zu entwerfen und mit einer gediegenen, im besten Sinne volkstümlichen Darstellungsweise die Hilfsmittel belehrenden Bilderschmucks zu verbinden. Für das Verständnis der älteren Zeit, um die es sich in dem ersten Bande handelt, war schon in der ersten Auflage durch eingehende Inhaltsangaben, Zergliederungen und Proben der Dichtungen in verständiger Weise gesorgt. Die zweite Auflage darf sich mit Recht „neubearbeitet“ und „vermehrt“ nennen. Selbstverständlich steht auch sie auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung; die beigegeben Literaturnachweise ermöglichen es dem wissenschaftlich interessierten Leser selbständig, wenn er will, und tiefer nachzuforschen und sich eingehender zu unterrichten; das sorgfältig vermehrte Register sichert dem ganzen Buche den Wert eines handlichen, rasch unterweisenden Nachschlagewerkes. Wichtiger aber als diese und andere Neuerungen und Erweiterungen ist die Zerlegung des Werkes in zwei gesonderte Bände. In dem ersten Teile erzählt Professor Vogt gediegen und zuverlässig die Geschichte der älteren deutschen Literatur von der Urzeit bis auf Luther, Hans Sachs und Fischart; vor der Opitzischen

Reform und der dadurch begründeten „Renaissancedichtung in deutscher Sprache“ macht Vogts Darstellung Halt und erteilt dem Kenner der Neuzeit das Wort. Nun haben ja alle Einteilungen und Abgrenzungen einer stetig fließenden Entwicklung etwas Künstliches und Willkürliches, aber gerade die hier beliebte scheint mir am wenigsten von der Natur der Vorgänge geboten zu sein. Sollte die hier angewandte Begrenzung nicht mehr nach den „Fächern“ und Bedürfnissen der Verfasser gemacht, als in dem natürlichen Verlaufe begründet sein? Gehört nicht an die Spitze der neuen Zeit das auf allen Gebieten des nationalen Geisteslebens mächtig aufräumende Zeitalter der Reformation? Wird dieser von tausend Keimen neuen Lebens erfüllte Geistesfrühling hier nicht zum herbstlich dämmernden Abend des Mittelalters gemacht? Mag die Opitzische Reform für die formale Umgestaltung der Poesie auch noch so viel bedeuten; vorbereitet war auch sie schon durch die vorhergehende Entwicklung. Wichtiger aber ist, daß durch die geistige Bewegung, die an die Reformation sich knüpft, das ganze Leben umgestaltet und die Grundlage einer neuen Anschauungs- und Empfindungsweise gelegt wurde, — eine Grundlage, auf der unsere ganze Kultur, mitsamt der Literatur, heute noch steht. Die mittelalterliche Weltanschauung ist schon im 15. Jahrhundert aufgelöst, aber erst nach 1500 erhält unsere Poesie einen neuen religiösen und weltlichen Gehalt. Doch dieser Einwand gegen die Einteilung des gesamten Werkes berührt nicht die Darstellung selbst, die ein anschauliches Bild des Werdens und Wachsens und Welkens unserer älteren Literatur und des Aufkeimens neuer Bildungselemente gibt. Glanzpunkte in diesem Bilde sind die Schilderungen der Urzeit und der Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung, Wolframs und Walters, der Kudrun und des Nibelungenliedes. Mag Vogts Schreibweise manchem etwas trocken vorkommen, mir persönlich ist seine ehrlich gediegene Nüchternheit weit lieber als die geistreich sprunghafte und zerrissene Art „glänzender“ Literaturgeschichtsschreiber.

Mit Opitz' Reform also nimmt Prof. Max Koch den Faden auf und führt ihn in zwei Kapiteln über Gottsched, Klopstock und Lessing zum dritten: „Sturm und Drang“; er schließt an „Die weimarische Blütezeit und die romantische Schule“ noch zwei Hauptabschnitte „Vom Ende der Befreiungskriege bis zur Reichsgründung“ und „Vom Beginn der siebziger Jahre bis zur Gegenwart“, dem Jahre 1904. Auch Prof. Kochs Darstellung wird im allgemeinen den wissenschaftlichen und künstlerischen Ansprüchen an ein derartiges Werk gerecht, er schreibt frisch, warm, klar und unbefangen. Aber je näher er der Gegenwart kommt und selbständige ästhetische Einschätzung vorzunehmen hat, desto häufiger fühlen wir uns zum Widerspruch herausgefordert. Man sehe einmal, wie verhältnismäßig wenig Raum Koch z. B. für einen E. Mörike, Gottfried Keller, K. F. Meyer und Th. Storm im Vergleich zu Felix Dahn, G. Hauptmann und H. Sudermann hat. Sehr bedenklich ist die Überschätzung des Theatralikers Sudermann gegenüber dem Dichter Hauptmann. Grallings Drama „Rassen wider Rassen“, Tovote, Beyerlein und andere Größen niederen Ranges werden erwähnt, von dem Epiker Carl Spitteler, von Ricarda Huch, von Karl Weitbrecht und anderen bedeutenden oder doch charakteristischen Erscheinungen (z. B. Helene Böhlau) wird kein Wort gesagt.

Größenschätzung und Distanzmessung scheint nicht Kochs starke Seite. Und das ist bedauerlich bei einem Buche, das zur Wirkung in weiteren Kreisen berufen ist. Kochs deutsch-nationale Stellung ist erfreulich.

Darmstadt. Karl Berger.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



